Stimmen aus Maria-Laach

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Presented by
Eta Chapter of DKE.

A - 3.

Digitized by Google

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Sechsundzwanzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1884.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Digitized by Google

0902
.882
B.J.26-27

Das Recht der Uberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Printed in Germany

Digitized by Google

Inhalt des sechsundzwanzigsten Bandes.

Seite

Rom gegen Rom? (St. Beissel S. J.) 1

Die Schutzfärbungen der Insektenwelt. (E. Wasmann S. J.) . 22. 305. 542

Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister. (Th. Schmid S. J.) 38. 263. 406

Die moderne Forschung unter dem Joche der scholastischen Philosophie? (L. Dressel S. J.) 51. 281. 501

Molière. (W. Kreiten S. J.) 66. 319. 423

Ein Besuch in Upsala. (A. Baumgartner S. J.) 77. 180

Die Handwerkerfrage und der staatliche Schutz. (A. Lehmkuhl S. J.) . 113. 524

Zur Geschichte des elektrischen Lichtes. (F. X. Rüf S. J.) . . . 126. 387

H. Schliemanns Ausgrabungen in Troja. (M. Pachtler S. J.) . . 141. 241

Johannes Mauropus. (G. Dreves S. J.) 159

Die Beraubung der Propaganda. (J. Spillmann S. J.) 225

Noch einmal die Reform der Gymnasien. (G. Schneemann S. J.) . . 353

Erinnerungen an Dr. Karl Johann Greith, Bischof von St. Gallen. (A. Baumgartner S. J.) 364. 479

Verfassungsmäßige Garantien für die Interessen einer confessionellen Minorität. (G. Schneemann S. J.) 465

Recensionen.

Zschokke, Die biblischen Frauen des Alten Testamentes. (A. Langhorst S. J.) 84

Zschokke, Das Weib im Alten Testamente. (A. Langhorst S. J.) . . 84

de Smedt S. J., Principes de la Critique Historique. (B. D.) . . 87

Kanten, Assyrien und Babylonien. (L. Dressel S. J.) 92

von Schütz-Holzhausen, Der Amazonas. (L. Dressel S. J.) 92

Jakob, Unsere Erde. (L. Dressel S. J.) 92

Schanz, Commentar über das Evangelium des hl. Lucas. (J. Knabenbauer S. J.) 193

Martini, Zur Congrua-Frage. (A. Lehmkuhl S. J.) 200

Keiter, Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands. (W. Kreiten S. J.) . 206

Stöckl, Geschichte der neueren Philosophie. (A. Langhorst S. J.) . . 333

507256

Digitized by Google

Seite

Limbourg S. J., De distinctione essentiae ab existentia. (B. Felchlin S. J.) 341

Bukowsky, Dzieje Reformacyi w Polsce. I. (A. Arndt S. J.) . . 342

Themistor, Die Bildung und Erziehung der Geistlichen. (M. Pachtler S. J.) 442

Simar, Die Theologie des heiligen Paulus. (J. Knabenbauer S. J.) . . 446

Costa-Rossetti S. J., Synopsis Philosophiae moralis. (V. Cathrein S. J.) 449

Hüsing, Der Kampf um die katholische Religion im Bisthum Münster. (B. D.) 454

Fraidl, Die Exegese der 70 Wochen Daniels. (J. Knabenbauer S. J.) . 563

Keppler, Die Composition des Johannes-Evangeliums. (J. Knabenbauer S. J.) 563

Norrenberg, Allgemeine Literaturgeschichte. (A. Baumgartner S. J.) . . 573

Seeber, St. Elisabeth von Thüringen. (W. Kreiten S. J.) 580

Empfehlenswerthe Schriften 100. 211. 345. 456. 585

Miscellen.

Zur neuesten Luther-Literatur 104

„Ein großartiges nationales Werk“ 109

Der Sklavenhandel in Marokko 112

Ein Märtyrer des Beichtsiegels 217

„Klytia“ noch einmal 222

Zu Gutenbergs Erfindung 352

Eine protestantische Kritik in Versen über Janssens Geschichtswerk . . 461

Zur Vorgeschichte der Maiandacht 587

Digitized by Google

Rom gegen Rom?

Roma aeterna! Die römisch-katholische Kirche besitzt in den Verheißungen ihres göttlichen Stifters die Bürgschaft der Unvergänglichkeit. Indem sie aus tausend Stürmen tausendmal siegreich und unversehrt hervorgegangen, hat die Wahrheit der göttlichen Verheißungen durch das geschichtliche Zeugniß ihre Bestätigung gefunden. Nichtsdestoweniger hat es den Anschein, als ob gerade dieser hellstrahlende Vorzug der Kirche ihre Feinde nicht ruhen lasse: so zahlreich und vielgestaltig sind deren Angriffe auf ihren Bestand, auf ihre Wahrheit. Alle Gebiete des menschlichen Wissens hat man der Reihe nach durchwandert, um ihnen Waffen zur Befehdung der katholischen Kirche zu entlehnen. Der neueste Streifzug führt in das unterirdische Rom hinab: die Katakombenforschung soll gegen die Kirche ausgebeutet werden.

Bisher waren fast alle Archäologen, welche sich mit der Katakombenforschung befaßten, trotz der verschiedenen Meinungen in Fragen von untergeordneter Bedeutung, in den Hauptfragen einig. Sie standen auf katholischem Boden und suchten aus dem Schooße der Erde neue Beweismittel für die Apostolicität ihrer Kirche. Seit einigen Jahren ist nun Herr Victor Schultze, Docent an der Universität Leipzig, rastlos thätig, nicht nur gegen die bisherige Behandlung der altchristlichen Monumente zu protestiren, sondern auch diese selbst als Waffen gegen die Kirche zu kehren. Der Beginn seiner „Archäologischen Studien über altchristliche Monumente" gleicht einer offenen Kriegserklärung. Er betont: Während von katholischer Seite die christliche Alterthumswissenschaft als ein Gegenmittel gegen so viele Irrungen bezeichnet werde, sei von protestantischer Seite aus das Rom unter der Erde gegen das Rom auf der Erde zum Zeugniß aufgerufen und die Behauptung ausgesprochen worden, daß das Zeugniß der Katakomben mehr als alles Andere einen ungeheuren Contrast zwischen dem Urchristenthum und dem modernen Romanismus aufweise (S. 3). Er bedauert, daß man katholischer-

Digitized by Google

ſeits „durch Scheingründe und dogmatiſche Vorurtheile ſich verleiten ließ“ (S. 171). Es iſt gewiß deutlich geredet, wenn er erklärt, „weder die ältere noch die neuere Literatur über die altchriſtlichen Monumente von Syrakus habe einen wiſſenſchaftlichen Werth“, und die Publikationen ihrer Inſchriften ſeien „wiſſenſchaftlich unbrauchbar“ (S. 126 u. 133). Dieſes abſprechende Urtheil erweitert er noch in ſeinem neueſten Werke, deſſen vielverſprechender Titel lautet: „Die Katakomben. Ihre Geſchichte und ihre Monumente.“ In demſelben verſteigt er ſich bis zu der Behauptung, daß alle katholiſchen Erklärer der Bildwerke der altchriſtlichen Grabſtätten von Boſio bis de Roſſi auf Vorausſetzungen gebaut hätten, die auf einer „irrigen Anſchauung“ beruhten (S. 115).

Ein ſolches Vorgehen mußte ſchon wegen ſeiner Kühnheit Aufſehen erregen. Daß es bei einer großen Partei Beifall finden würde, war von vornherein zu erwarten. Die Reſultate der Katakombenforſchung waren allen Gegnern des Chriſtenthums und allen denen, die der Kirche feindlich gegenüberſtehen, längſt in ſo hohem Grade unſympathiſch, daß man nur auf einen Mann wartete, der dieſem Widerwillen in nachdrucksvoller Weiſe Ausdruck verliehe. Da nun Herr Schultze ſolchen Erwartungen in der wünſchenswertheſten Weiſe entgegenkommt, indem er die Schätze, die ſein Sammelfleiß aufgeſpeichert hat, bei jeder Gelegenheit glänzen läßt, indem er immer wieder Wiſſenſchaftlichkeit als ſein Ideal rühmt und auf ſeine wiſſenſchaftliche Behandlung der Frage aufmerkſam macht, zudem in kluger Weiſe alle heftigen Ausfälle vermeidet, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß er ſofort mit Lob überſchüttet wurde. Mit welcher Genugthuung konnte man ſich der Wahrnehmung hingeben, daß hier die „wiſſenſchaftliche Kritik“ anſcheinend in der harmloſeſten Weiſe und thatſächlich in der glatteſten Form aus den Ergebniſſen der bisherigen Katakombenforſchung das Eine nach dem Andern zerlegt und zerreibt, bis es zuletzt gelungen ſcheint, ein „Rom unter der Erde“ herausgeſchält zu haben, das in ſeiner natürlichen Einfachheit in „ungeheurem Contraſt“ ſteht zu dem modernen „Romanismus“, den de Roſſi mit ſeinen ultramontanen Vorgängern, Mitarbeitern und „populären Abzweigungen“ in die erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums hereingetragen hat. Sieg! jubelte man auf der ganzen Linie, Sieg der Wiſſenſchaft, der reinen, wahren Wiſſenſchaft! — „Wiſſenſchaft!“ Wie oft bereits und in wie ſchnöder Weiſe iſt dieſes Wort mißbraucht worden! Schon dieſe Erfahrung berechtigt, ja nöthigt uns zu einer Prüfung. Beginnen wir mit einigen Beiſpielen, und ſehen wir, ob ſie die Probe beſtehen.

Digitized by Google

1. Die Katholiken verehren den Papst als Nachfolger des hl. Petrus auf dem Bischofsstuhle zu Rom; sie pilgern zur Stadt der sieben Hügel, um dort die Reliquien des ersten Stellvertreters Jesu Christi zu verehren. Da ist nun Herr Schultze in der Lage, auf das Bestimmteste versichern zu können, daß die Katholiken sehr Unrecht haben, wenn sie dieß thun, und daß ihr Glaube jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehre. Bei Besprechung des Ursprunges der sicilischen Kirche decretirt der Herr Docent:

„Die Meinung des Römischen Stuhles ist, als auf einer ungeschichtlichen Voraussetzung beruhend, auf der Annahme eines bischöflichen Wirkens des Petrus in Rom und in andern orientalischen Kirchen, außer Acht zu lassen" (A. Stud. 122). „Wir wissen weder, wo Petrus, den Märtyrertod desselben in Rom vorausgesetzt (der aber, wie wir eben hörten, ungeschichtlich ist), Anfangs bestattet wurde, noch wo im Jahre 258 unter Xystus seine Gebeine zum Vorscheine kamen, noch wo dieser dieselben damals beisetzte. Die Vorstellungen, die darüber im Umlauf sind, *schweben vollständig in der Luft* und sind als *rein subjective Constructionen* zu beurtheilen. Die wissenschaftliche Untersuchung, welche die in Betracht kommenden literarischen und monumentalen Quellen in gleicher Weise berücksichtigt und die einen durch die andern zu beleuchten versteht, wird nicht über das Geständniß hinauskommen, daß das Grab des Petrus eine unbekannte Größe ist, welche zu bestimmen uns die Mittel fehlen" (A. Stud. 255).

So ist dem Herrn Schultze etwas „ungeschichtlich", was durch die gewichtigsten geschichtlichen Zeugnisse aus den ersten christlichen Jahrhunderten einstimmig bezeugt und demgemäß auch von den meisten protestantischen Forschern nicht geläugnet wird.

Einem Gelehrten, der in einer Frage, in welcher ihm die größten Auctoritäten entgegenstehen, so absprechend urtheilt, fehlt es zum wenigsten — man erlaube uns diese nicht unwichtige Bemerkung — an jener Bescheidenheit, welche die Leistungen der echten Wissenschaft sonst zu begleiten pflegt. Jedenfalls aber ist die *Prophezeiung*: „Die wissenschaftliche Untersuchung *wird* nicht über das Geständniß hinauskommen, daß das Grab des Petrus eine unbekannte Größe ist", ein greifbarer Beweis, daß Herr Schultze auch von anderen Beweggründen geleitet wird, als von denen, welche die reine Wissenschaft bietet. Diese erblickt in der Katakombenforschung ein Gebiet, das kaum angebrochen ist und das noch ungeahnte Ergebnisse bringen, manche unbekannte Größe klarstellen kann. Übrigens fehlen schon heute keineswegs die Prämissen, aus denen jeder unbefangene Forscher nicht nur Klarheit über den römischen Episkopat und das Martyrthum des hl. Petrus, sondern auch über das

Digitized by Google

Grab desſelben erlangen kann. Herr Schultze beruft ſich immer wieder auf die Ausführungen von Lipſius; dieſe ſind aber längſt widerlegt und als haltlos anerkannt [1]. Sämmtliche Beweismittel für die Authenticität des Grabes des hl. Petrus behandelt er mit einer Geringſchätzung, die, weit entfernt, Achtung zu gebieten, nur zeigt, wie wenig wiſſenſchaftlichen Ernſt und wie viel Voreingenommenheit er auf die Unterſuchung zu verwenden gewillt iſt. Er ſchreibt u. A.:

„Die Angabe des Liber pontificalis, daß die nächſten Nachfolger Petri neben dieſem auf dem Campus Vaticanus beigeſetzt ſeien, hat keinen Anſpruch auf Glaubwürdigkeit" (Die Katakomben S. 71). „Der Umſtand, daß Petrus die Stelle des Moſes vertritt, hat zu ungehöriger Ausdeutung desſelben im Sinne römiſcher Primatanſprüche Veranlaſſung gegeben" (Die Katakomben S. 194). „Es prägt ſich hierin die kirchenpolitiſche Werthſchätzung des Petrus, zu der man im Verlaufe der (drei bis vier) Jahrhunderte gelangt war, aus" (Kat. 150). „Eine ſolchergeſtalt geſteigerte Würdigung der Perſönlichkeit und Stellung des Apoſtelfürſten findet ſich bei den gleichzeitigen Schriftſtellern (der Zeit um 300 nach Chriſti Geburt) faſt allgemein, und dieſe Darſtellungen ſind alſo nichts als eine Illuſtration dieſer in beſtimmten theologiſchen und Volkskreiſen herrſchenden Anſchauung" (A. Stud. 169).

Wir machen hier nur auf das Willkürliche, um nicht zu ſagen Widerſpruchsvolle des letzten Satzes aufmerkſam. Schultze ſagt, daß die Schriftſteller um 300 faſt allgemein „den Petrus als zweiten Moſes" anerkannten. Dann beſchränkt er aber dieſe faſt allgemeine Anerkennung ſofort auf „beſtimmte theologiſche und Volkskreiſe". Ihm kommt nämlich Alles darauf an, jene Anerkennung bei „der Gemeinde", d. h. der großen Mehrzahl der Chriſten, nicht zu finden.

Wenn das Grab und die Reliquien des hl. Petrus dem Herrn Schultze als „unbekannte Größen" erſcheinen, die nie aus ihrer Unkenntlichkeit heraustreten werden, dann iſt es nicht auffallend, daß er über andere Reliquien noch abfälliger den Stab bricht. So berichtet er über die Päpſte, welche im achten und neunten Jahrhundert „die Leiber un-

[1] Vgl. in dieſer Zeitſchrift (Bd. II. S. 461): Der hl. Petrus in Rom. Hiſtoriſch-kritiſcher Verſuch, mit beſonderer Berückſichtigung auf die in Rom gehaltene Disputation 1872, ſowie auf Richard Lipſius. — Übrigens tritt für die Wahrheit, daß Petrus in Rom unter Nero den Martyrertod erlitten, auch die Mehrheit der proteſtantiſchen Forſcher ein. Es genüge, hier folgende Namen zu nennen: Scaliger, Caſaubonus, Petit, Uſſher, Pearſon, Cave, Mynſter, Bertholdt, Bleek, Olshauſen, Credner, Gieſeler, Wieſeler, Guericke, Thierſch, Hengſtenberg, J. P. Lange, Schaff, Wieſinger, Huther, Schott, Ewald, v. Hofmann.

zähliger Märtyrer in die Stadt" brachten, und fügt dann ohne Beweisstücke die hämische Bemerkung bei:

„Selbstverständlich wurde bei diesem Verfahren zwischen Märtyrern und Christen gewöhnlicher Condition nicht unterschieden" (Kat. 36).

Fürwahr die Sprache der Wissenschaft! Selbst die bestbeglaubigten Reliquien werden verdächtigt. De Rossi „glaubt" zwar die Grabstätte der hl. Cäcilia wiedergefunden zu haben; aber Herr Schultze versichert, daß derselbe „positive Gründe nicht erbracht hat", und er flüchtet dann wiederum zu seinem Seherblick, um zu behaupten, daß sie sich auch „schwerlich erbringen lassen". „Nur das scheint [ihm] wahrscheinlich, daß seit dem fünften Jahrhundert jenes Cubiculum als Grabstätte der hl. Cäcilie galt" (Kat. 317). Einiges Nachdenken über die Frage, wie es denn kam, daß man schon im fünften Jahrhundert eine solche Ansicht hatte, scheint uns durch eine wissenschaftliche Behandlung nicht ausgeschlossen zu sein, und insonderheit würde es dem Herrn Docenten gezeigt haben, daß de Rossi wohl doch nicht ohne positive Gründe vorangegangen ist.

Da die Reliquien der katholischen Kirche dem Herrn Schultze so werthlos vorkommen, darf die Art und Weise, wie er sich über die Reliquienverehrung der Katholiken ausläßt, nicht befremden. Die Frage, ob eine Reliquienverehrung dem Geiste des Christenthums entspreche oder nicht, ist ihm ein längst überholter Standpunkt.

„Eine eigene Klasse der Amulette bilden die Eukolpien, hohle, auf der Brust getragene Gegenstände von der Form eines Kreises, Halbmondes, Fisches oder Kreuzes, in denen eine Reliquie, der eigentliche Zauber (!), aufbewahrt wurde. Schon das Heidenthum kannte die Eukolpien: die oben erwähnten bullae aus Metall oder Leder, welche die Christen sich unverändert aneigneten. Daneben aber wurden christliche bullae in den Gemeinden gebräuchlich und mit dem Aufkommen der Reliquienverehrung und dem Aufblühen der Reliquienindustrie sehr beliebt" (Kat. S. 223).

Reliquienverehrung und Heiligenverehrung sind correlate Begriffe. Herr Schultze urtheilt über letztere in einer Weise, die seinen anderen Äußerungen die Krone aufsetzt. Er schreibt:

„In Wirklichkeit gibt es weder eine Märtyrer-Darstellung, noch eine Märtyrer-Inschrift aus vorconstantinischer Zeit" (A. Stud. 228). Märtyrerbilder fehlen bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts durchaus. . . . Diese Thatsache ist nicht weniger auf die nüchterne Abschätzung des Martyriums in der Gemeinde, als auf die Abneigung der altchristlichen Kunst, das Leiden darzustellen, zurückzuführen" (Kat. 137).

Eine ſolche Äußerung kann offenbar nur ein Mann thun, der die alten Martyracten nie geleſen hat oder ſie ignorirt, weil ſie ihm für ſeine Pläne nicht paſſen. „Die nüchterne Abſchätzung des Martyriums", die dem Herrn Schultze eigen iſt, und die er darum den alten Chriſten zuſchreibt, führt ihn naturgemäß dazu, nicht nur an ſehr wenige Martyrer zu glauben, ſondern auch zu läugnen, daß man in den Katakomben zur Zeit der Verfolgungen geheime Ausgänge benutzte und Gottesdienſt feierte, wie de Roſſi und ſeine Schule annehmen. Die Annahme ſolcher verborgener Gänge iſt nach Schultze „abzuweiſen".

„Dieſes Urtheil ruht auf einer ungeſchichtlichen Auffaſſung der thatſächlichen Verhältniſſe." „Es iſt ein unanfechtbares Reſultat wiſſenſchaftlicher Forſchung, daß in den drei erſten Jahrhunderten die Katakomben weder als Sammelort der Gemeinde zur Feier des Gottesdienſtes gedient, noch Einrichtungen beſeſſen haben, die dieſem Zwecke hätten entſprechen können" (Kat. 320 und 73).

Wenn Herr Schultze glaubt, es habe keine Kapellen in den drei erſten Jahrhunderten gegeben, wer will es ihm verargen, daß er dieſe ſeine Anſicht ausſpricht und ſie vertheidigt? Daß er ſie aber trotz der entgegenſtehenden Meinung aller andern Katakombenforſcher gleich als „ein unanfechtbares Reſultat wiſſenſchaftlicher Forſchung" bezeichnet, verſtößt doch gegen das, was man bisher als wiſſenſchaftlichen Anſtand anzuſehen gewohnt war. Literariſche Beſcheidenheit iſt auch leider nicht in der Begründung ſeiner Anſicht zu finden. Es heißt dort:

„Wenn eine Inſchrift des Damaſus eine ſolche (nämlich eine Gemeindeverſammlung) in den Katakomben vorausſetzt, ſo beweist dieß noch nichts, da Damaſus auch ſonſt im Beſitze getrübter Überlieferungen erſcheint." „Die notoriſch in nachconſtantiniſcher Zeit, im fünften und ſechsten Jahrhundert entſtandenen literariſchen Quellen (angeführt bei de Roſſi R. S. III. S. 478 ff.) müſſen hier unberückſichtigt bleiben" (Kat. 83).

Wer ſo in Unterſuchung einer Thatſache, welche in's dritte Jahrhundert fällt, ſogar eine päpſtliche Inſchrift des vierten Jahrhunderts als unwahr bezeichnet, weil der Verfaſſer „auch ſonſt im Beſitze getrübter Überlieferungen erſcheint", und wer alle Quellen des fünften und ſechsten Jahrhunderts nicht einmal einer Berückſichtigung werth hält, der kann freilich Alles verneinen und nichts mehr als ſicher anſehen. Nur bleibt es dann unbegreiflich, wie Schultze ſagen kann:

„De Roſſi, der Meiſter der Katakombenforſchung der Gegenwart, hat die Disciplin nicht nur nach allen Seiten hin ausgebaut, darin ſämmtliche Vorgänger überholend, ſondern zugleich in der Behandlung derſelben die wiſſenſchaftliche Methode muſtergiltig aufgezeigt" (Kat. 2).

Möge Herr Schultze das Dilemma lösen, vor das er seine Leser stellt: Entweder hat de Rossi wirklich „die wissenschaftliche Methode mustergiltig aufgezeigt", und dann ist unverständlich, wie ein Docent aus Leipzig es unternimmt, fast alle Ergebnisse des „Meisters der Katakombenforschung der Gegenwart" umzustoßen, indem er ihn beschuldigt, sein „Urtheil auf ungeschichtlicher Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse" zu gründen und einer Exegese zu huldigen, welche „auf einer irrigen Anschauung beruht"; oder aber die Methode des Herrn de Rossi ist durch katholische Vorurtheile befangen und gehemmt, und dann ist schwer zu verstehen, wie er zu einem solchen Ansehen auch bei den Protestanten gelangte, und Herr Schultze darf nicht sagen, daß „de Rossi die wissenschaftliche Methode mustergiltig aufgezeigt hat".

Die wissenschaftliche Methode des Herrn de Rossi ist grundverschieden von derjenigen, welche Schultze befolgt, und es ist nicht möglich, in der Katakombenforschung so entgegenstehende Grundanschauungen und leitende Gedanken zu finden, wie es der Fall ist, wenn man die Grundideen des jungen Docenten mit denen des alten römischen Archäologen vergleicht. Untersuchen wir also die Sätze, welche Herrn Schultze von allen katholischen Katakombenforschern trennen und welche seine Methode beherrschen. Prüfen wir sie auf ihren wissenschaftlichen Werth. Sie sind die Hebel, durch die er kühn alles wegräumen will, was die katholische Forschung im Laufe von Jahrhunderten mit so vielen materiellen Opfern und mit so eisernem Fleiße aufbaute; sie sind die Mauerbrecher, mit denen er die Grundvesten der katholischen Kirche zu zerstören vermeint. Durch sie soll im Namen der Wissenschaft dasjenige als Phantasie und eitler Wahn gebrandmarkt werden, was das katholische Herz stets geliebt und verehrt hat.

Haben die neuen Grundanschauungen wissenschaftlichen Werth, dann mag er als Protestant „das Rom unter der Erde gegen das Rom auf der Erde zum Zeugniß aufrufen". Haben sie keinen Anspruch auf Wahrheit, so wird Herr Schultze sich nicht beklagen können, wenn man all seine neuen Erfindungen als des Werthes bar erklärt.

2. Der Leipziger Docent spricht seine innersten Gedanken in folgenden Sätzen aus, die ihn in einen unlöslichen Widerspruch setzen zu Allen, welche bis dahin als Katakombenforscher Namen und Ansehen hatten.

„Die altchristliche cömeteriale Kunst ist, soweit sie nicht antike Überlieferung, eine Schöpfung des volksthümlichen christlichen Geistes, weder

herangezogen noch in ihrer Einzelentwicklung regulirt durch die kirchliche Behörde, sondern aus der Gemeinde herausgewachsen. Die Theologie hat nicht den geringsten Einfluß auf die damalige Kunst geübt, und gerade dieser Umstand erhöht den Werth dieser letztern insofern, als sie sonach als ein unmittelbares und ungetrübtes Zeugniß des volksthümlichen christlichen Glaubens, der durchaus nicht immer mit der zeitgenössischen Theologie sich deckt, zu betrachten ist" (Kat. 94).

Es ist uns trotz alles Suchens nicht gelungen, in den Schriften des Herrn Schultze eine Stelle zu finden, worin klar gesagt wird, was er unter der „zeitgenössischen Theologie" versteht, die mit dem „volksthümlichen Glauben" so wenig im Einklang gestanden. Hat er vielleicht an den Inhalt der Doctrin des kirchlichen Lehramtes gedacht? Dann ist aber nicht zu begreifen, wie es möglich gewesen sei, daß diese Behörde ihre Lehrauctorität nicht mit solchem Erfolge geltend gemacht habe, daß sie den Volksglauben beherrschte. Möge Herr Schultze doch die Kirchengeschichte lesen, um zu sehen, wie die kirchliche Behörde dem Volke den Glauben übermittelte, und wie einflußreich die Predigt sogar der häretischen Bischöfe gewesen ist. Er selbst schreibt ja:

„Die Genesis des altchristlichen symbolischen Bilderkreises würde uns noch weit verständlicher sein, wenn aus den ersten Jahrhunderten der Kirche eine größere homiletische Literatur auf uns gekommen wäre. Denn daß die Künstler ihren Stoff vorwiegend durch die Predigt erhielten, kann nicht zweifelhaft sein. Die Bedeutung der Predigt für die Ausbildung des frühmittelalterlichen Bilderkreises hat kürzlich Prof. Springer in interessanter Weise beleuchtet" (A. Stud. 19, Anm.).

Meist nennt man Theologie die wissenschaftliche Formulirung, Durchdringung und Ordnung des Glaubensinhaltes. In diesem Falle ist es einleuchtend, daß die Theologie sich damals ebenso wenig mit dem Volksglauben decken konnte, wie heute. Der gebildete Vertreter der „kirchlichen Behörde" muß doch wohl etwas mehr wissen, als er dem Volke predigt. Aber dieses Mehr begründet keinen neuen Glauben, sondern nur eine tiefere und mehr begründete Auffassung des alten Volksglaubens. Herr Schultze scheint indeß unter Theologie weder das eine noch das andere zu verstehen, sondern sich darunter den Gesammtschatz der zeitgenössischen kirchlichen Literatur, die Schriften der heiligen Väter und Kirchenschriftsteller zu denken. Aber weiß er denn nicht, daß ein bedeutender Theil dieser Arbeiten aus Homilien besteht oder aus solchen entstand? Demnach ist es ein Widerspruch, einmal zu betonen, „daß die Künstler ihren Stoff hauptsächlich durch die Predigt erhielten", und dann zu be-

haupten, „die Theologie habe nicht den geringsten Einfluß auf die damalige Kunst geübt".

Es ist höchst interessant, zu sehen, wie die Phantasie des Herrn Docenten sich den volksthümlichen christlichen Glauben vormalt, der sich nicht mit der Theologie deckt, und wie er seine Phantasiegebilde „wissenschaftlich" begründet. In seinem Buche über die Katakomben von Neapel erzählt er:

„In Karthago verfertigten christliche Handwerker heidnische Götzenbilder." „Unter den Verfertigern von Idolen befanden sich auch Glieder des geistlichen Standes." „Christen stellten Schuldscheine mit heidnischen Eidesformeln aus." „Vornehme Christen, die hohe Staatsämter bekleideten, scheuten sich nicht, die an ihr Amt geknüpften (heidnischen) Culthandlungen zu vollziehen." „Ohne Zweifel boten die socialen Zustände anderer Gemeinden der ersten Jahrhunderte mehr als einmal dasselbe Bild" (S. 73 f.). In Neapel soll im Verkehr mit dem Heidenthume jene Liebe geherrscht haben, „die nicht ungeduldig ist und nicht eifert, wodurch denn die Lage dieser Kirche so glücklich sich gestaltete, daß die Wogen der Verfolgung machtlos vor ihr zerschellten, daß in ihrem Bezirke keines Märtyrers Blut vergossen wurde" (S. 76). Am Ende des vierten Jahrhunderts findet er im Morgenlande „die antiken Hochzeitsgebräuche in überraschender Vollständigkeit bei den Christen eingebürgert". „Daß dieselben Mißbräuche in der abendländischen Kirche herrschten, bezeugt bereits in der Mitte des dritten Jahrhunderts Cyprian" (A. Stud. 119). Die Pietät der Christen gegen die Todten war „ein evangelisch umgebildetes Erbstück der Antike". „Es blieben ihr Elemente anhängen oder hängten sich ihr im Laufe der Zeit an, die mit dem Geiste des Christenthums in Widerspruch stehen." „Die Erlangung eines Begräbnisses wurde überschätzt und in echt antiker Weise hier und dort die Möglichkeit zukünftiger Auferstehung davon abhängig gemacht." „Man war sich schon frühzeitig in der Kirche der maßgebenden Gründe (warum man die Leichen begrub und nicht verbrannte) nicht mehr bewußt. So erklärt der Apologet Minucius Felix die von den Christen geübte Beerdigung historisch als ein bewußtes Zurückgehen auf die alte Sitte, was ein unrichtiges Urtheil ist[1]. Worauf der Verf. seine höhere Werthschätzung der inhumatio gründet, geht aus seinen Worten nicht hervor. Wahrscheinlich ergab sich ihm dieselbe aus dem ehrwürdigen Alter, das sie aufzuweisen hat" (Kat. 11 ff.).

Also zum Beweise, daß man „sich in der Kirche der maßgebenden Gründe der Beerdigung nicht mehr bewußt war", wird Minucius Felix angeführt. Ihm wird dabei zuerst vorgeworfen, daß er ein „unrichtiges Urtheil" fällte, indem er die Beerdigung als Zurückgehen auf die

[1] Oct. 33. 10: „Veterem et meliorem consuetudinem humandi frequentamus."

alte Sitte erklärt, und dann wird später gesagt, daß derselbe diese Beerdigung „wahrscheinlich wegen des ehrwürdigen Alters" geschätzt habe. Wer auch nur die Stelle ansieht, wie sie citirt ist, erkennt gleich, daß Schultze derselben Gewalt anthut. Er stellt die Sache dar, als ob Minucius nur ein Adjectiv, veterem, anführe, und nur das Alter betone, und doch sagt derselbe: veterem et meliorem. Ihm ist also die Beerdigung lieber aus innern und aus äußern Gründen. Sieht man die Stelle im Buche des Minucius genauer an, so findet man, daß der Gedankengang des Schriftstellers dieser ist: Wie auch der Körper zu Grunde gehen mag, Gott erhält seine Elemente. Wir Christen fürchten also nichts für unsere Leichen, aber wir sorgen für ein Begräbniß, weil wir eine Sitte behalten, die durch das Alterthum (seit der Zeit der Patriarchen) geheiligt ist, und für die wir andere gute Gründe haben. Unerfindlich ist, wo da auch nur die Spur eines „unrichtigen Urtheils" zu entdecken ist oder der Schatten eines Beweises dafür, daß „man sich in der Kirche der maßgebenden Gründe des Begräbnisses nicht mehr bewußt war".

Alle übrigen Anschuldigungen, welche Schultze in den eben angeführten Stellen erhebt, belegt er durch einige scharfe Stellen der Väter, in denen sie gegen Mißbräuche eifern. Er setzt voraus, daß überall da, wo ein Prediger oder Redner ein Laster bekämpft, einen Fehler rügt, dieser Fehler in der geschilderten Weise die ganze Gemeinde beherrschte, ja ebenso die anderen Gemeinden.

Selbst wenn die gerügten Fehler in den Gemeinden geherrscht hätten, mit welchem Recht dürfte Schultze aus dem Mangel an sittlicher Strenge auf einen Gegensatz zwischen dem „volksthümlichen christlichen Glauben" und der „zeitgenössischen Theologie" schließen? Kann nicht sehr leicht eine Gemeinde vom Sittengesetz abweichen, ohne den Glauben zu verlieren? Wie konnten die „zeitgenössischen Theologen" die Laster als solche tadeln und Hoffnung auf Bekehrung hegen, wenn die Gemeinde nicht denselben Glauben besaß, wie die Lehrer, ja wenn ein Gegensatz bestand zwischen Gemeinde und Behörde?

Aber sehen wir uns die Stellen einmal an, mit denen Schultze die sittliche Entartung der Gemeinden erweisen will; denn schon das Vorhergegangene mahnt, seinen Behauptungen um so weniger Glauben zu schenken, je kecker sie hingeworfen sind. Als Beleg dafür, daß „vornehme Christen sich nicht scheuten, die an ihr Amt geknüpften (heidnischen) Culthandlungen zu vollziehen", citirt Schultze Tertull. de idol. c. 17, 18.

Dort aber führt Tertullian aus, daß ein Christ, selbst wenn er keine an sein heidnisches Amt geknüpfte Culthandlung zu vollziehen brauchte (si ab omni specie idololatriae intactum se praestare possit), doch ein solches Amt nicht behalten könne, weil alle Ämter dieser Welt schlecht seien, da ihre Inhaber die Christen verfolgten, und daß Purpur zu tragen eine Profanation und Idololatrie sei, weil die Götzendiener sich dessen bedienten. Im folgenden Kapitel erklärt derselbe Schriftsteller den Kriegsdienst für unerlaubt, weil man nicht zweien Herren zugleich dienen könne. Und Herr Schultze will uns glauben machen, daß ein Mann wie Tertullian, der sich solcher Übertreibungen schuldig macht, die Zustände von Karthago treu schildert. Ja der deutsche Professor legt dem Tertullian noch Behauptungen unter, die dieser ausdrücklich ausschließt (daß die vornehmen Christen heidnische Cultacte verrichteten), und er verallgemeinert dann die von ihm noch übertriebenen rhetorischen Ergüsse des Tertullian und meint, es liege kein Grund vor, anzunehmen, andere Gemeinden seien besser gewesen, als die von Karthago nach Tertullian gewesen sei.

Eine solche Methode der Beweisführung, wie die, mit der Schultze aus Minucius Felix und Tertullian seine Sätze belegen will, ist doch etwas arg oberflächlich, ja leichtsinnig, trotz alles wissenschaftlichen Apparates. Nicht ernster ist die Art und Weise, wie aus Cyprian bewiesen wird, daß die orientalischen Mißbräuche des Heidenthums in der abendländischen Kirche geherrscht. Das Buch des Cyprian de habitu virgg. ist, wie aus c. 3 erhellt, nur an christliche Jungfrauen gerichtet, und c. 18 ermahnt der Heilige die gottgeweihten Jungfrauen, nicht an Hochzeitsmahlen theilzunehmen, bei denen sie unreine Reden und Scherze hören müßten. Schultze hat gar keine Ahnung davon, daß die Schrift an solche gerichtet ist, die sich zu jungfräulicher Keuschheit verpflichteten. Er versteht die Stelle so, als ob Cyprian christliche Frauen ermahnte, nicht an solchen Festlichkeiten sich zu betheiligen. Sind aber die Hochzeiten so schlecht, daß eine verheirathete Frau nicht hingehen darf, dann ist freilich das Sittenverderbniß groß. Aus der ganzen Stelle folgt in Wahrheit nichts Anderes als dieses, daß Cyprian der Ansicht ist, eine gottgeweihte Jungfrau dürfe nicht bei Hochzeiten erscheinen, weil dort nur zu oft zweideutige Reden geführt werden und der Wein zu Äußerungen verleitet, die eine christliche Jungfrau nicht hören soll. Quis illi in nuptiis locus est, cui animus ad nuptias non est?

Man könnte die Beispiele häufen, aus denen erhellt, daß eine ganze

Reihe von Citaten, die der Leipziger Docent beibringt, nichts für ihn beweisen. Heben wir nur noch eines heraus, weil er es wiederholt verwerthet. Er schreibt:

„Hat doch selbst Clemens von Alexandrien auf dieses (die heidnischen Ringe), mit gewissen Einschränkungen freilich, als nachzuahmende verwiesen, wenn er sagt: ‚Unsere Siegelringe mögen eine Taube darstellen oder einen Fisch, oder ein mit günstigem Winde dahinsegelndes Schiff, oder eine Leier, wie Polykrates auf seinem Ringe führte, oder einen Anker, wie Seleukus sich schneiden ließ; und ist Einer ein Fischer, so erinnere er sich des Apostels und der aus dem Wasser gezogenen Kinder. Bilder von Götzen, denen zu dienen untersagt ist, dürfen nicht in die Ringe eingegraben werden, noch dürfen diejenigen, welche den Frieden suchen, ein Schwert oder einen Bogen in ihrem Siegel haben, noch die Mäßigen einen Becher'" (Kat. 212 f.). „Selbst der Nachweis christlicher Provenienz sichert der Fischdarstellung auf einem solchen Monumente noch nicht den symbolischen Inhalt, der Fisch kann auch inhaltloses Ornament, bildnerischer Schmuck sein. In diesem Sinne hat Clemens von Alexandria den Fisch zur Darstellung auf Ringen empfohlen" (Kat. 129).

Wo sagt nun aber Clemens irgendwie, daß er den Fisch als inhaltloses Ornament empfiehlt? Verwirft er nicht Schwert, Bogen und Becher wegen der symbolischen Bedeutung, die ihnen anhaftet? Und den Fisch, den das ganze christliche Alterthum so häufig als Bild Christi „und der aus dem Wasser wiedergeborenen Kinder" braucht, soll er als inhaltlosen bildnerischen Schmuck ansehen? Ist es denn Zufall, daß Taube und Fisch, die Clemens für Ringe empfiehlt, seit den ältesten Zeiten auch auf den Grabsteinen so häufig vorkommen? Herr Schultze wird sich doch nicht einbilden, man glaube ihm auf sein Wort hin, daß sie auch „auf einem solchen Monument" oft als nichtssagende Verzierungen stehen; jedenfalls folgt das aus der Stelle des Clemens nie und nimmer.

Wie die Gemeinde, so sollen auch die Künstler der zeitgenössischen Theologie ferngestanden haben. Ja es ist eine der Lieblingsthesen unseres Gegners, daß sie der kirchlichen Behörde gegenüber frei dastanden, ohne sich durch sie auch nur im Geringsten leiten zu lassen.

„Als die Bildhauer dazu übergehen, den überkommenen Cyklus zu erweitern, ist für sie dabei nicht sowohl der symbolische Inhalt eines Sujets maßgebend, als das Mehr oder Minder künstlerischer Darstellbarkeit" (Kat. 171). „Das Sujet (des Daniel unter den Löwen) war bei den altchristlichen Künstlern außerordentlich beliebt, hauptsächlich wohl deßhalb, weil dasselbe ihnen Gelegenheit gab, das Nackte darzustellen"

(Arch. Stud. 163). „Die Theologie hat nicht den geringsten Einfluß auf die damalige Kunst geübt“ (Kat. S. 94). Es sei bewiesen, „daß die Künstler sich fast ausnahmslos darauf beschränkten, aus den vorhandenen Besitzstücken eine bestimmte Zahl auszuwählen und diese gegebenen Sujets, ohne Rücksicht auf eine bestimmte einheitliche Idee oder einen fortlaufenden Gedanken, einfach mechanisch aneinander zu ordnen. Sogar künstlerische Motive scheinen nur selten maßgebend geworden zu sein“ (Arch. Stud. 174). „Es ist von Anfang an das Streben der (katholischen) Exegeten gewesen, diese elf Gruppen des Sarkophags (aus S. Paolo) wie ein aufgeschlagenes Buch zu lesen. . . . So nennt de Rossi die Bilderreihe eine „sublime epopea del domma cristiano“. . . . Am eingehendsten hat Garrucci . . . sich bemüht. Einen wissenschaftlichen Werth haben diese mit großem Aufwand von Phantasie angestellten Experimente nicht“ (Arch. Stud. 173). „Die bezeichnete Voraussetzung (daß der christliche Bilderkreis eine Illustration der altchristlichen Literatur sei), beruht auf einer irrigen Anschauung“ (Kat. 115).

Alle diese Sätze werden dann einerseits aufgehoben und andererseits verschärft in einer Stelle, die also lautet:

„Wenn unzweifelhaft in der altchristlichen Kunst bei der Ausstattung und Anordnung einzelner Sujets ästhetische und artistische Rücksichten vielfach wirksam waren . . ., so widerstreitet es doch dem Charakter der altchristlichen Bildwerke, in welchen der Inhalt, nicht die Form das Entscheidende ist, ein derartiges Motiv als ausschließliches zu setzen.“ „Will man versuchen, die häufige Anwendung des Bildes (des guten Hirten) auf eine bestimmte Intention zurückzuführen, so dürfte noch am ehesten eine parallele antike religiöse Vorstellung in Betracht zu ziehen sein, welche die aus dem Heidenthume Kommenden für das Sujet empfänglich und die Darstellung beliebt gemacht habe, die Vorstellung nämlich von Hades, dem Beherrscher der Unterwelt. . . Man stellte sich ihn unter dem Bilde eines seine Schafe weidenden Hirten vor. Diese antik mythologische Vorstellung tritt auf einem Mosaik im Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna, welches dem guten Hirten die Erhabenheit und Majestät des königlichen Herrschers zufügt, deutlich hervor“ (Arch. Stud. S. 73).

3. Der Schluß des obigen Citates zeigt in einem auffallenden Beispiele eine weitere Idee, welche den Herrn Schultze beherrscht und all seine Schriften charakterisirt. Er ging als Protestant an die Katakombenforschung. Darum mußte er die kirchliche Behörde und die Schriften der Väter von den Monumenten trennen, um seiner protestantischen Gemeinde in den Katakomben einen Platz zu bereiten und den katholischen Exegeten ihre Waffen aus der Hand zu winden. Er war aber auch begeistert für classische Studien und römische Archäologie. So entschloß er sich, den Traditionen des Heidenthums den durch Beseitigung der christlichen Schriftsteller leergewordenen Platz anzuweisen und sie als den rothen

Faden in die Hand zu nehmen, der ihn herausführe aus dem Labyrinth, in das die unwiſſenſchaftliche, auf irrigen Vorausſetzungen beruhende katholiſche Exegeſe die chriſtliche Archäologie verzettelt habe. Es wird einem chriſtlichen Herzen ſchwer, die folgenden Sätze wiederzugeben, die ein Mann kühn und kalt hinſchreibt, welcher als Chriſt gelten will, und doch das Chriſtenthum ſo tief herabwürdigt. Aber ſie zeigen ſo recht die Art und Weiſe dieſer neuen Katakombenforſchung. Schultze ſchreibt:

„Es iſt keine gerechte Beurtheilung, nach den ſchroffen Ausdrücken, welche einzelne antike Epitaphien bieten, den Geiſt des griechiſch-römiſchen Inſchriftenthums zu bemeſſen, das an manchen Punkten eine Innigkeit des Gefühles und eine reine Menſchlichkeit offenbart, welche die altchriſtlichen Inſchriften, mit wenigen Ausnahmen, vermiſſen laſſen“ (Kat. 271). „Für die Charakteriſtik der populären chriſtologiſchen Anſchauung der Zeit iſt ſie (die Darſtellung der Auferweckung des Lazarus) inſofern von Bedeutung, als in ihr Chriſtus in der Weiſe der Magier mit einem Zauberſtäbchen operirend erſcheint, eine Vorſtellung, die durch das Marcus-Evangelium nahegelegt war, in welchem ja Jeſus vielfach unter fremdklingenden aramäiſchen Worten und mit ſeltſamen, ſpannenden Mitteln ſeine Wunder vollzieht“ (Katakomben von San Genaro dei Poveri in Neapel S. 24).

„Dieſer Stab iſt nicht als Herrſcherſtab, als Symbol höherer Gewalt zu faſſen, ſondern als Nachbildung des Zauberſtabes, der virga divina (venenata), mit welcher die Götter und Zauberer des Alterthums zu manipuliren pflegten. Daher führt ihn der wunderthuende Chriſtus faſt immer“ (Kat. 111). „Das Attribut iſt außerchriſtlichen Urſprungs, entweder die virgula divina, mit welcher heidniſche Thaumaturgen zu operiren pflegten, oder, was wahrſcheinlicher, eine Nachbildung des Kerykeion (caduceus) des Hermes, des Symbols der einſchläfernden und der erweckenden Kraft des Seelenführers, welchem dasſelbe auch bei magiſchen Verwandlungen diente“ (Arch. Stud. 59). „Das verborgene, ſtille Leben der Gemeinde, die myſteriöſe Lehre von dem Hinſterben ihres Gottes zur Sühnung der Schuld der Menſchheit, eine Idee, welche der überſatten Generation die ägyptiſche Religion ſo lieb gemacht hatte, dann auch der Zuſammenhang des Chriſtenthums mit der jüdiſchen Religion — die Juden ſtanden hoch in der Damenwelt! — eröffneten dem Evangelium zuerſt die Salons der römiſchen Geſellſchaft“ (Neapel 72).

„Die beliebteſte Bezeichnung für ‚die Taufe empfangen‘ iſt percepit.“ „Der Terminus percipere, doch nicht abſolut, auch auf Mithras-Inſchriften als Bezeichnung für den Empfang der Weihe. ... Es fragt ſich, wo die Priorität liegt“ (Kat. 263 f.). Das älteſte Marienbild in S. Priscilla iſt wohl entſtanden, weil man den antiken Votivſtatuetten des Jupiter lactans, der Iſis u. A. eine chriſtliche Parallele an die Seite ſetzen wollte; es hat

wahrscheinlich „nicht einmal einen bestimmten religiösen Gedanken zur Voraussetzung“ (A. Stud. 195). Die Darstellung des Jonas in der Fassung, in welcher es in den Katakomben vorliegt, ist „mit der Erzählung des Jona-Buches nicht zu vereinbaren“. Sie ist nur eine Nachahmung „des ruhenden Endymion“ (A. Stud. 81).

Kraus bemerkt in seiner Real-Encyklopädie II. p. 70 zu der letzten Erklärung des Herrn Schultze: „Wir glauben nicht, daß es nöthig sein wird, auf diesen allgemein mit Heiterkeit aufgenommenen Einfall näher einzugehen.“ Wäre dieser Einfall ein einzeln stehendes Beispiel von dem Interpretationsverfahren des in Rede stehenden Gelehrten, auch wir brauchten hier nicht darauf einzugehen. Aber es ist nur ein Beispiel von den vielen, die zeigen, wie er die christliche Kunst und so indirect das ganze historische Christenthum darzustellen versucht. Das antike Vorbild der Schöpfungsscenen sind ihm die Darstellungen der durch Prometheus vollzogenen Schöpfung des Menschen (A. Stud. 151). Bei der Scene des Sündenfalles sind ihm Adam und Eva Nebenfiguren. Der Hauptnachdruck liegt auf der Schlange, die aus dem Heidenthum herübergenommen ist und eine sepulchrale Bedeutung bewahrt hat, wie der Granatapfel und die Figuren des Bacchuskreises in der christlichen Kunst eine dunkle Beziehung auf das Sterben aus dem Heidenthum bewahrt haben (A. Stud. 152 ff.) u. s. w.

Zweierlei findet sich bei jedem Kunstwerk: die äußere, sinnliche Form und der innere Gehalt der Idee. Den Charakter der Form bestimmt der Stil. Wie die kirchlichen Schriftsteller des Abendlandes sich der lateinischen Sprache ihrer Zeit bedienten und in sie ihre Gedanken kleideten, so benutzten die christlichen Künstler den Stil, der zu ihrer Zeit blühte und Alles beherrschte. Die Kirche hat weder eine neue Sprache erfunden noch auch einen neuen Stil hervorgezaubert, aber sie hat langsam die lateinische Sprache und die alte Kunst nach ihren Bedürfnissen mehr oder weniger umgebildet oder es geschehen lassen, daß beide durch die Verhältnisse unter ihrer Hand wechselten, stiegen oder fielen. So hat sich eine Kirchensprache, so eine kirchliche Kunst entwickelt, langsam, jedoch in stetem Wechsel.

Nun hat aber jeder Stil für die verschiedenen Gemüthsbewegungen seinen Ausdruck, er hat seine Formirung, seine Gruppirung, seine Drapirung, seine Anordnung und seinen Aufbau. Es war also ganz natürlich, daß zu einer Zeit, in der die Kirche sich erst langsam entwickelte und in Sprache und Kunst auf den Stil verhältnißmäßig wenig Ein-

fluß hatte, heidnische und christliche Werke sich sehr glichen; es ist damit nicht gesagt, daß der christliche Künstler ein heidnisches Vorbild benutzte. Der Stil der Zeit brachte es naturgemäß mit sich, daß ein ruhender Endymion einem ruhenden Jonas ähnlich war, und daß die Darstellung einer Mutter Gottes in Vielem den Bildern anderer Mütter gleichen mußte. Es ist also jedesmal ein falscher Schluß, so oft Herr Schultze argumentirt: Dieses und jenes christliche Bildwerk gleicht diesem und jenem heidnischen; also ist das christliche eine directe Nachahmung des heidnischen. Aus der Ähnlichkeit folgt nichts Anderes als dieses, daß die Kirche nicht die Aufgabe hatte, einen neuen Stil zu offenbaren. Aber, hat denn die Kirche nur die Art der Darstellung mit dem Stil vom Heidenthum ererbt, hat sie nicht auch viele Gegenstände direct und unverändert herübergenommen, um ihnen christliches Bürgerrecht in den Katakomben zu gewähren? Gewiß! Aber das beweist nicht, wie Schultze will, ihre Abhängigkeit vom Heidenthume, sondern ihren universalen Charakter, ihre Größe und ihre providentielle Stellung. Die Kirche baut sich auf über den Resten der Uroffenbarung und auf den ewigen Grundvesten der Vernunft und der Philosophie. Christus ist nach der Lehre der heiligen Schrift das Ziel der Geschichte vom Paradiese an. Alles Wahre, was das Heidenthum von der Uroffenbarung gerettet oder was die alte Philosophie gefunden, alles Schöne und Gute, was das menschliche Herz gebildet hatte, alles das durfte und mußte die Kirche und das Christenthm in sich aufnehmen. Wie der Herr die alte Parabel vom guten Hirten erweiterte und so viele andere erzählte, so konnte die Kirche die alten Sagen von Orpheus, von Amor und Psyche und so viele andere mythologische Sinnbilder in ihren Kreis aufnehmen, sobald die Gefahr des Götzendienstes entfernt war und die mythologische Form nur mehr ein poetischer Schleier war, der große Wahrheiten mehr zeigte als verhüllte. Ob diese Art der Poesie dem Geiste des Christenthums am vollkommensten entspricht oder nicht, das kommt hier nicht in Frage. Aber so wenig die Renaissance eine Götzendienerin ist, und so wenig Raphael vom Glauben abfiel, weil er der Fabel vom Amor und Psyche seinen Pinsel lieh, ebenso wenig ist die Aufnahme mythologischer Details ein Zeichen, daß die alten Christen am Götzendienst hingen. Sie wollten das, was sie aus dem Heidenthum mitnehmen durften, nicht aufgeben. Die Cultur der nichtjüdischen Menschheit vor Promulgation der christlichen Religion war keineswegs etwas an und für sich und dem Wesen nach Verwerfliches. Nur der Götzendienst des Heidenthums ist immer

und überall ſchlecht und verabſcheuenswerth. Es finden ſich in der Mythologie manche wahren und tiefen Gedanken verkörpert, auf deren Darſtellung die chriſtliche Kunſt nicht abſolut zu verzichten gezwungen war. Daß ſich auf chriſtlichen Denkmälern, beſonders im vierten Jahrhundert, nicht nur rein menſchliche, alſo unſchuldige Formeln und Darſtellungen finden, die aus dem Heidenthum herübergenommen ſind, ſondern auch einzelne, die dem Götzendienſte ſehr nahe ſtehen, und die uns zum allerwenigſten zweideutig und bedenklich erſcheinen, lag in der Natur der Verhältniſſe. In wie weit aber ſolche Bilder einen innern Abfall vom Monotheismus und vom Chriſtenthum bezeugen, in wie fern ſie mehr oder weniger Tadel verdienen, ob und in wie weit ſie den Ungebildeten gefährlich waren, das Alles iſt heute ſehr ſchwer zu beſtimmen. Es iſt um ſo ſchwerer, dieß mit Sicherheit zu ermeſſen, und den Tadel auf das rechte Maß zu beſchränken, da die Grenze des Erlaubten ſich auf dieſem Gebiete nach der Auffaſſung der Zeiten richtet und nicht nur jeder Ort ſeine Grenzen hatte, ſondern die Zeit dieſe Grenze oft und leicht erweiterte oder verengte. Man wird heute je nach dem verſchiedenen Standpunkte mehr zur Entſchuldigung oder zur Verurtheilung ſolcher Denkmäler, die an Heidniſches anknüpfen, geneigt ſein. Wir glauben mit allen Katholiken, daß es immer in der Kirche eine ſtarke Hierarchie gegeben hat, die gegen wirkliche Mißbräuche und götzendieneriſchen Unfug auftrat und ihn nicht duldete, und daß ihr die meiſten Gläubigen gehorchten. Wo alſo heidniſche Bilder häufig und unter den Augen der kirchlichen Behörde auftreten, da ſagen wir: ſie hatten ihren götzendieneriſchen Charakter verloren, ſonſt hätte man ſie nicht geduldet.

Herr Schultze ſtellt den Einfluß einer kirchlichen Obrigkeit in Abrede. Sein Intereſſe ſucht möglichſt viele Spuren des Götzendienſtes im Chriſtenthum, möglichſt viel Sittenverderbniß, um ſo die Machtloſigkeit oder Nicht-Exiſtenz der Hierarchie zu erweiſen. Welche Mittel er anwendet, um ſein Ziel zu erreichen, haben wir geſehen. Wir können darum ruhig bei der Behauptung des Herrn de Roſſi und ſeiner Schule bleiben und dürfen ſagen, daß Herr Schultze die Wahrheit verkehrt, wenn er ſchreibt:

„Mit Anſchluß an ältere Erklärer hat die moderne archäologiſche Exegeſe den Thatbeſtand dadurch verwirrt, daß ſie die Stücke dieſer Gruppe (urſprünglich heidniſche Darſtellungen) entweder chriſtianiſirt, mit chriſtlichem Inhalte erfüllt oder ſie zu inhaltsloſen Ornamenten herabdrückt" (Kat. 101).

Mag Herr Schultze den katholischen Exegeten, de Rossi und allen Anderen, vorwerfen, ihre Auffassung verstehe nicht den Entwicklungsgang der altchristlichen Kunst und das Culturleben jener Zeit und sei in einer ungeschichtlichen Voraussetzung befangen (a. a. O.): gerade die Häufung solcher Vorwürfe ist eine Mahnung, einem Manne, der so absprechend seine Meinung vorlegt und sie doch so schlecht begründet, nicht auf's Wort zu glauben und jeden seiner Sätze auf den wahren Gehalt zu prüfen, wobei sich dann freilich oft ganz andere Ergebnisse finden, als jene, die er als unanfechtbare Sätze seiner echt wissenschaftlichen Forschung ausgeben möchte.

4. Die Gemeinde, welche Schultze von der Theologie der Kirche loszulösen und mit dem Heidenthum auf's Engste zu verbinden sucht, steht nach ihm nicht nur in der Kunstthätigkeit, sondern auch im Glauben den Heiden sehr nahe. So soll auch ihr Hauptdogma sie mit dem damaligen Heidenthum verbrüdert haben.

„Dieser parallele Gang heidnischer und christlicher Sitte ist nicht zufällig: er beruht auf einer gleichen Richtung religiösen Strebens und religiöser Anschauung, die nur in der Form, nicht in ihrer Grundlage (!!) auseinandergehen. Die Betonung der Fortdauer und die Bemühung, durch religiös-sittliche Leistung sich diese zu sichern, ist dem absterbenden Heidenthume ebenso (!) charakteristisch, wie den in der Heidenwelt lebenden Gemeinden. Die Mysterien verdankten ihre Fortdauer bezw. ihre Erneuerung vor Allem der Thatsache, daß sie Träger und Pfleger eschatologischer Gedanken waren, und die glückliche Propaganda der synkretistischen asketischen Religionsgenossenschaften, welche mit dem Ende der Republik im römischen Reiche so zahlreich aufschießen, erklärt sich aus derselben Thatsache. Das renatus in aeternum der Mithrasdiener ist nur ein Ausdruck für das, was dort versprochen und erstrebt wurde" (Kat. 116).

Das ist die neueste Ansicht des gelehrten Herrn. Zwei Jahre früher war ihm der Glaube an die Auferstehung des Fleisches in der alten Kirche ein Fundamentalartikel und ein Hauptcontroverspunkt zwischen dieser und dem Heidenthum (Arch. Stud. 15). Herr Schultze schreitet eben voran durch seine wissenschaftlichen Forschungen, und zwar so, daß sie ihn vom Christenthum ab immer mehr zum Heidenthum führen, wie aus den beiden Citaten klar erhellt. Er führt aber doch auch heute noch die These, die er schon früher aussprach, als seinen „leitenden Grundgedanken" an:

„Die vielstimmige Sprache dieser Monumente (der Katakomben) tönt in dem Worte zusammen, mit welchem die Schrift Tertullians de resurrectione

carnis beginnt: Fiducia Christianorum resurrectio mortuorum" (Arch. Stud. 21).

Wer sollte nicht damit einverstanden sein, daß die Auferstehung ein Hauptdogma ist? Aber daß sie, wie hier behauptet wird, der einzige Gedanke sei, der in allen Denkmälern des unterirdischen Roms und der anderen Katakomben verborgen liegt, ist eine These, die Herr Schultze nicht beweisen kann.

Der christliche Auferstehungsglaube gründet sich auf die Gottheit Christi; diese ist darum naturgemäß das letzte Wort, in das die vielstimmige Sprache der Monumente zusammenklingt, weil sie eben christliche Denkmäler sind, abgesehen davon, daß es gar noch nicht erwiesen ist, alle Monumente der Katakomben seien ausschließlich Sepulchral-Monumente. Greifen wir eine Reihe von Bildern heraus, um an Beispielen zu zeigen, wohin Schultze durch seinen einseitigen Sepulchralgedanken geleitet wird und wie weit derselbe ihn von den bisherigen Anschauungen entfernt.

Ehe er die Alleinherrschaft des Auferstehungsglaubens erfand, hatte er dem Bilde des Jonas in der ersten Katakombe nur eine „negative Bedeutung" zugeschrieben:

Es warnt vor der Thorheit unverständigen Murrens an einer Stätte, wo der Schmerz um die Dahingeschiedenen die Besonnenheit gottergebenen Glaubens leicht überfluthen konnte (Neapel S. 23 ff.). In den Arch. Stud. schreibt er: „Die Idee des Ruhens im Todesschlafe hat in dem schlummernden Endymion einen besonders edeln und künstlerischen Ausdruck gefunden; das Bild empfahl sich also auch dadurch zur Nachahmung" (S. 82).

So sind nach Schultze die Jonasbilder in die Katakomben gekommen. Die Katholiken meinen dagegen, sie könnten den Schlüssel zur Erklärung der Jonasbilder am besten aus dem Evangelium nehmen, und sehen in ihnen eine Anspielung auf Matth. 12, 40, wo der göttliche Heiland den Propheten als Vorbild seiner Auferstehung und somit mittelbar als Unterpfand auch unserer Auferstehung hinstellt.

In den Augen der Katholiken ist das Bild des guten Hirten eine Erinnerung an Christus, der sein Leben gibt für seine Schafe und sie einführt in den wahren Schafstall der Kirche und des Himmels. Den alten Christen war das Bild beinahe das, was uns das Kreuz ist. Herr Schultze läugnet das und belehrt uns, daß das Bild des guten Hirten, dessen „Blicke träumerisch in die Weite gehen" (Neapel 21), keineswegs an die Evangelien anknüpft, sondern sie „ignorirt", sich zwar auf einige

Stellen des Alten Teſtamentes bezieht, aber doch eigentlich und letztlich ſich auf Hades gründet, dem wohlwollenden Gaſtgeber der Unterwelt und Hirten der Todten, dem Völkerführenden, bei dem alle Seelen eingehen (Kat. 113; A. Stud. 73).

Einem Gemälde der Sacramentskapellen in S. Calliſto erkennt die moderne (d. h. katholiſche) Exegeſe eine hohe Bedeutung zu. Es wird übereinſtimmend als eine Darſtellung der Euchariſtie gefaßt; dennoch idealiſirt es nur das häusliche Familienmahl zu dem himmliſchen Feſtmahl. Der Künſtler hat das Weib betend, den Mann die Speiſe ergreifend gebildet. Das iſt das einzig neue Moment. Die traditionelle Interpretation, als ob das Opfer Iſaaks, welches dieſem häuslichen Familienmahl gegenübergemalt iſt, das Kreuzesopfer oder gar das Meßopfer darſtelle, iſt zurückzuweiſen. Es handelt ſich in dem Bilde nicht um die Opferung Iſaaks, ſondern nur um eine Rettungsthat Gottes, die ein dem Tod verfallenes Leben dem Daſein zurückgibt. Den Cyklus der ſogen. Sacramentskapellen mit Anſchluß an de Roſſi zu verſtehen, heißt die Bedeutung und den Zweck ſepulchraler Darſtellungen überhaupt verkennen (A. Stud. 86, 91, 93, 94, 97).

Im Cömeterium an der Via Appia ſieht man neben dem guten Hirten einen Athleten und eine Orante. Katholiſche Ausleger denken dabei an die Stelle des Korintherbriefes, in der der hl. Paulus die Chriſten mit denen vergleicht, die in der Rennbahn laufen. Schultze ſagt:

„Der Beſitzer des Grabes war eben ein Athlet. In der Orans haben wir wohl das Bild ſeiner Gattin zu ſehen“ (Kat. 327). Tragiſche Masken auf einem Sarkophag kennzeichnen die Beſitzerin des Sarges als Schauſpielerin (Kat. 182). „Das Pferd auf altchriſtlichen Monumenten hat eine beſtimmte perſönliche Beziehung auf den Verſtorbenen, inſofern dasſelbe, wie auf heidniſchen Epitaphien, entweder an den Namen des Verſtorbenen oder an ſeine oder ſeiner Familie ſociale Stellung, oder an einen in der Rennbahn (!) erfochtenen Sieg erinnern ſoll“ (Arch. Stud. 279). „Pferde bezeichnen, wie auf antiken ſepulchralen Monumenten, das Grab als dasjenige eines Pferdeknechtes, Fuhrmannes, Circusdieners (!!) oder eines Siegers in der Rennbahn“ (Kat. 132).

Brechen wir ab. Wir kämen an kein Ende und wollen andere Dinge für eine ſpätere Gelegenheit zurücklegen. Das Angeführte genügt zur Charakteriſirung des Herrn Schultze und ſeiner Bücher[1]. Thatſächlich

[1] Da es bloß unſere Abſicht war, den „wiſſenſchaftlichen“ Standpunkt des neuen Katakomben-Forſchers in etwa zu kennzeichnen, keineswegs aber, eine eigentliche Widerlegung ſeiner neuen Theorien zu geben, ſo haben wir u. A. die Arcandisciplin ganz unberückſichtigt gelaſſen.

laufen ſeine Angriffe auf den Katholicismus in Angriffe auf das Chriſtenthum ſelbſt aus. Denn wenn man, wie Schultze (A. Stud. 237) es thut, einen Bericht über eine Thatſache ſchon deßhalb als ſagenhafte Umbildung und ſomit als unglaublich bezeichnet, weil die Thatſache wunderbar iſt, dann untergräbt man die apologetiſche Begründung des Chriſtenthums, und wir ſehen kaum, wie Herr Schultze das Chriſtenthum und die heilige Schrift auch ſchon jetzt noch wiſſenſchaftlich vertheidigen kann. Nach ihm gründet ſich der Urſprung des Monogramms Chriſti auf Superſtition, es war auf Superſtition der Armen berechnet, gelangte in der Gemeinde raſch zu großer Beliebtheit und wurde zu einem Schibboleth der Kirche, ſowohl der heidniſchen Religion gegenüber wie dem Arianismus (Kat. 123).

Wer ſich das wichtigſte Ereigniß der Kirchengeſchichte, die Bekehrung Conſtantins und den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum ſo zurechtlegt, dem fehlt begeiſterte Liebe und Werthſchätzung der Wohlthaten des Chriſtenthums, der wird in der heutigen Zeit durch die Conſequenz der Negation und des Widerſpruches weiter gedrängt, als er gehen will, und wenn er das Rom unter der Erde aufruft zum Zeugniß gegen das Rom auf der Erde, ſchießt er über ſein Ziel hinaus und arbeitet dem modernen Heidenthum in die Hände.

St. Beiſſel S. J.

Die Schutzfärbungen der Insektenwelt.

Die Insekten waren nach der Selectionstheorie als Blumenmaler thätig; wer aber hat die Insekten gemalt? Die Vögel sind die Insektenmaler des Darwinismus! So sonderbar dieser Satz für ein gewöhnliches Menschenkind klingt, so werthvoll und inhaltsreich erscheint er dem darwinistischen Forscher. Die Fülle von Schönheit und Harmonie, die sich in Gestaltung, Zeichnung und Färbung der Insektenwelt offenbart, war nämlich von jeher eine verhängnißvolle Klippe für die darwinistische Naturerklärung. Denn wenn sich diese „Nützlichkeitstheorie" nicht selbst verläugnen wollte, durfte sie keine ideellen Principien aufnehmen; nur jene Eigenschaften der lebenden Wesen, die irgend einen mechanischen Vortheil im Kampfe um's Dasein brachten, durften auf eine Scheinerklärung hoffen. Darwin selbst sah diese Schwierigkeit wohl ein. Sein Streben, diese große Lücke in dem Systeme der „natürlichen Zuchtwahl" auszufüllen, brachte ihn sogar dahin, die Insekten mit Schönheitssinn und mit menschlichen Geistesfähigkeiten zu begaben. Aber es erging dem großen Forscher hiermit nicht besser, als mit jenen „Gehirnfunctionen" der Pflanzenwurzeln, wodurch er eine andere Lücke, die unerklärliche Zielstrebigkeit der pflanzlichen Lebenserscheinungen, hatte ausfüllen wollen. Statt den Schaden zu verdecken, brachte er ihn den langsamer denkenden Forschern erst recht zum Bewußtsein; Darwin war offenbar seiner mechanischen Naturerklärung untreu geworden, und seine eigenen Schüler ließen ihn auf diesen Nebenwegen im Stiche[1].

Für eine Klasse von Färbungen schien jedoch den getreuen Schü-

[1] Sogar im darwinistischen „Kosmos, Zeitschrift für Entwicklungslehre und einheitliche Weltanschauung", wird die Erklärung, welche Charles Darwin in seiner „geschlechtlichen Zuchtwahl" für die Farbenpracht und die grotesken Auszeichnungen der männlichen Insekten versucht hatte, als ein unhaltbarer und überwundener Standpunkt erklärt; so von Wilhelm v. Reichenau im 5. Hefte des 9. Jahrg., S. 177 ff. Bezüglich der pflanzlichen „Gehirnfunctionen" sagt der Darwinist Dr. Sachs (Vorlesungen über Pflanzenphysiologie, S. 843), Darwin sei mit seinem Sohne Francis auf Grund ungeschickt angestellter und zudem falsch gedeuteter Beobachtungen und Versuche in die gröbsten Irrthümer verfallen.

lern der „natürlichen Zuchtwahl“ eine rein mechanische Erklärung naheliegend und leicht durchführbar. Der Gespenstlaufkäfer (Mormolyce phyllodes) z. B. ist einem braunen, abgefallenen Blatte in Gestalt und Farbe täuschend ähnlich, und das sichert ihn wirksam vor den Nachstellungen der Vögel und der anderen feindlichen Insektenfresser. Nach den Grundsätzen der Selectionstheorie ist es also wahrscheinlich, daß diese Nachahmung eines dürren Blattes ihrem Besitzer im Kampfe um's Dasein voranhelfe und die Erhaltung seiner Art im Vergleiche zu anderen, schutzlosen Verwandten sicherstelle. Die darwinistische „Mimikry“ oder Nachahmungs-Theorie *stützt sich* also in diesem Beispiel auf zwei Thatsachen: *erstens*, daß jener Laufkäfer eine auffallende Ähnlichkeit mit einem abgefallenen Blatte besitze; *zweitens*, daß ihm diese Ähnlichkeit vielfach ein Schutzmittel vor seinen Feinden sei, dadurch zur Erhaltung seiner Art beitrage und ihr eine bestimmte Individuenzahl sichere; sie *behauptet* dann *drittens*, er habe diese schützende Ähnlichkeit erst dadurch allmählich erlangt, daß ihm schon die zufällig entstandenen Anfänge derselben einen bedeutenden Vortheil in vorhistorischen Zeiten verschafften.

Die *Wahrheit* der Mimikry liegt in dem ersten und zweiten Gedanken. Hiernach bezeichnet Mimikry den Besitz einer natürlichen Schutzmaske, die im Kampfe um's Dasein zu manchem Sieg verholfen hat und erbliches Familiengut ist. Der darwinistische *Irrthum* ist im dritten Gedanken verborgen. Er liegt in der Vorstellung *von dem Zustandekommen* der Mimikry.

Nach der gewohnten Tactik der darwinistischen Beweisführung werden auch hier Wahrheit und Irrthum pêle-mêle in denselben Topf geworfen; denn im Trüben ist gut fischen. Wer sollte nicht die abenteuerlichen Gebilde, die sich nach Wallace's und Mohnike's Berichten in der Familie der Gespenstheuschrecken finden, als schlagende Beweise der darwinistischen Nachahmungsideen anerkennen? Diese „wandelnden Blätter“ und „wandelnden Zweige“ täuschen selbst noch in den todten Sammlungen das Auge. Die blattähnlichen unter diesen Insekten, z. B. Phyllium siccifolium, gleichen in so hohem Grade ihrer Nahrung, den Pflanzenblättern, daß die Unterscheidung von Thier und Pflanze selbst für einen Kennerblick kaum mehr möglich ist. Unter den zweigförmigen gibt es, wie z. B. die riesige Gespenstheuschrecke (Phasma gigas), solche, die fußlang, so dick wie ein Finger und durch Farbe, Gestalt, rauhe Oberfläche, Stellung des Kopfes, der Fühler und Beine in ihrer ganzen Er-

scheinung trockenen Zweigen zum Verwechseln ähnlich sind. Wenn sie zudem noch ihrer Gewohnheit nach schlaff an dem Strauche herabhängen, und ihrer sonderbaren Sitte huldigen, die Beine unsymmetrisch von sich zu strecken, dann wird die Täuschung noch vollkommener[1]. — Und das sollten nicht Beweise „echter Mimikry" sein?

Es gab eine Zeit, in der auch die Männer der Wissenschaft solche Erscheinungen für unwiderlegliche Beweise der unendlichen Weisheit, Macht und Güte eines Gottes hielten, der selbst für das geringste seiner Geschöpfe väterlich sorgte. Dieselbe Meisterhand, so glaubte der christliche Forscher, habe bei der Schöpfung die Gestalt und Farbe jener Insekten mit der Gestalt und Farbe der Pflanzen, welche sie bewohnen, in natürliche Harmonie gesetzt, und diese Harmonie in den Entwicklungsgesetzen beider Gebilde als Erbgut niedergelegt; in der weisen und kunstreichen Übereinstimmung so verschiedener Wesen glaubte man die unverkennbare Spur jener allumfassenden schöpferischen Weisheit zu erkennen, welche beide geformt und gesetzmäßig für einander bestimmt hatte.

Doch diese glückliche Zeit ist nun vorüber; die moderne Wissenschaft vermeint hier leichten Spiels ohne einen weisen und gütigen Schöpfer fertig zu werden, der über den Sternen thront; wir werden sehen, mit welchem Rechte. Eine nähere Prüfung der Thatsachen wird uns zeigen, daß die darwinistische Hypothese der sogenannten Mimikry keinen höheren wissenschaftlichen Werth besitze, als der in Brasilien weitverbreitete Aberglaube, daß die Gespenstheuschrecken und ähnliche blattartige Insekten sich in Pflanzen verwandeln.

Eine kurze Darlegung der Geschichte der Mimikry wird ihre richtige Beurtheilung wesentlich erleichtern. Darwin hatte zwar in seiner „Abstammung des Menschen" (deutsch von V. Carus, 1. Aufl. I. Bd. 2. Thl. S. 349) die dunkle Flügelfärbung mancher Schmetterlinge durch natürliche Zuchtwahl erklärt, indem er behauptete, daß jene ihrer Altvordern, welche grellere Farben besaßen, durch den Kampf um's Dasein verschlungen worden seien, während nur ihre günstig gefärbten Abänderungen weitergebildet wurden. Er fügt jedoch sogleich hinzu: „Obgleich die dunklen Färbungen der oberen oder unteren Flächen vieler Schmetterlinge ohne Zweifel dazu dienen, sie zu verbergen, so können wir doch

[1] S. Dr. O. Mohnike, Blicke auf das Pflanzen- und Thierleben der malaiischen Inseln, S. 648 u. Tafel 17, und Bach, Wunder der Insektenwelt, 2. Aufl. S. 48, aus Wallace's Reiseberichten.

unmöglich diese Ansicht auch auf die brillanten und auffallenden Färbungen vieler anderen Arten ausdehnen, wie z. B. auf unseren Admiral und unser Pfauenauge, die Vanessae, unseren Kohlweißling (Pieris) oder den großen schwalbenschwänzigen Papilio, welcher auf offenen Gründen schwärmt. Denn es sind diese Schmetterlinge durch jene Farben sichtbar für jedes lebende Wesen gemacht worden."

So dachte Meister Charles Darwin; er sah die Unzulänglichkeit der natürlichen Zuchtwahl richtig ein und flickte als purpurnen Lappen die „geschlechtliche Zuchtwahl" über den Riß. Bei jenen Arten, deren Männchen in schöneren Farben prangen als die Weibchen, hatte bewußte Auslese der letzteren diese Schönheit geschaffen. Aber das Flickstück paßte schlecht. Die Vermenschlichung der Insekten war doch den Freunden der „absichtslosen" natürlichen Zuchtwahl etwas gar zu bunt; überdieß sprachen die zu erklärenden Thatsachen allzu klar gegen die neue Entdeckung Darwins, und für alle jene Fälle, wo Männchen und Weibchen dieselbe Färbung tragen, war noch gar keine Erklärung geboten; kurz, Darwin war vom Regen in die Traufe gekommen.

Geschickter und gründlicher wurde die Frage über den Ursprung der Insektenfarben von Alfred Russel Wallace in seinem berühmten Werke über die Tropenwelt behandelt[1]. Weder die allgemeinen Einflüsse des Lichtes und der Wärme, noch die Nahrung der Insekten, noch weniger aber die geschlechtliche Zuchtwahl Darwins sind nach Wallace die Ursache der großen Mannigfaltigkeit und Buntheit und des schönen Glanzes der Farben. Er hält es für erforderlich, diese Farbenwelt von einem höheren Gesichtspunkte aus zu überblicken, und kommt je nach ihrem Zwecke zu folgender functionellen oder biologischen Eintheilung der Thierfarben, die sich in vorzüglichem Grade auf die Insektenfarben anwenden läßt. Zuerst nennt er die Schutzfarben wehrloser Wesen, entstanden durch Anpassung an ihren Aufenthaltsort, indem die auffälligen ausgetilgt wurden; sie zeigen sich bei den weißgefärbten hochnordischen Thieren, bei den sandfarbigen Wüstenthieren, bei den grünen Vögeln und Insekten der Tropenwälder. Die dunkle Flügelfarbe ruhender Schmetterlinge, die Pflanzenfarben der Raupen, vieler Käfer und Heuschrecken unserer gemäßigten Zone zählen ebenfalls zu dieser Klasse. An zweiter Stelle kommen die Trutzfarben solcher Insekten, die den Vögeln nicht zur

[1] Die Tropenwelt, nebst Abhandlungen verwandten Inhalts. Autorisirte deutsche Übersetzung von Dr. David Brauns. Braunschweig 1879. Vgl. „Ausland", 1880. S. 281.

Speise dienen können und, durch ihre grelle Farbe weithin sichtbar, die Feinde von einem Angriff instinctiv abschrecken; diese Farben werden von wehrlosen Wesen nachgeäfft, um an jenem Schutze theilzunehmen. Als echte Trutzfarben sind nach Wallace die Färbungen der Danaïden, Akraïden und Helikoniden unter den tropischen Schmetterlingen aufzufassen; aus der einheimischen Insektenwelt sind nach unserer Ansicht die gelb- und schwarzgeringelten Wespen, sowie vor Allem einige prachtvoll gefärbte Bärenspinner (wie Callimorpha hera und Euchelia Jacobeae) mit echten Trutzfarben ausgerüstet. Nachäffung dieser Trutzfarben findet sich bei der Pieridengattung Leptalis unter den tropischen Schmetterlingen, sowie bei den zahlreichen wespenfarbigen Insekten unserer Heimath. Für die dritte Klasse bleiben nur indifferente Farben übrig, welche keinen unmittelbaren Nutzen im Kampfe um's Dasein bringen, sondern zur Unterscheidung der Geschlechter (geschlechtliche Farben) oder der Arten (typische Farben) dienen.

Unter den übrigen Vertretern der Mimikry verdient noch der Engländer Bates rühmende Erwähnung; er war es, der die ersten classischen Beispiele für Nachäffung aus der Schmetterlingsfauna des Amazonenstromes berichtete, den geistreichen Namen „Mimikry" zuerst gebrauchte und dadurch der Vater dieser Theorie wurde; Darwin nahm dieselbe bereits in die späteren Auflagen seiner „Entstehung der Arten" auf. Die Insekten Nordafrika's wurden von Karl Vogt unter die Herrschaft der Mimikry gebracht, während Gustav Jäger ein Verzeichniß der „Wespenfarben" europäischer Insekten anfertigte. Fritz Müller bereichert endlich die darwinistische Zeitschrift „Kosmos" mit stets neuen Beispielen „echter Mimikry" und frischt die alten wiederum auf, nachdem sie längst schon widerlegt sind.

Die Mimikry oder Nachäffung umfaßt in ihrem engsten Sinne nur jene Fälle, in denen wehrlose Insekten eine allmähliche Verähnlichung mit den *Trutzfarben* ihrer Genossen im Kampf um's Dasein erwarben; im weiteren Sinne umschließt sie jedoch *alle nachahmenden Schutzfarben* der Insektenwelt, welche durch denselben Existenzkampf entstanden. Denn der Grundgedanke bleibt sich stets gleich: Der Raub- und Mordlust der Vögel, die sich unter allen Insektenfeinden vorzüglich durch ihr scharfes Gesicht auszeichnen, sind nur jene schützend gefärbten Abänderungen entgangen, deren täuschende Ähnlichkeit mit lebenden oder leblosen Vorbildern durch eine Jahrtausende umfassende Auslese zur heutigen Vollkommenheit gesteigert wurde. Ebenso wie die Schutzfärbungen, sind

auch die Trutzfärbungen der Insektenwelt auf die durch die Vögel bewirkte Auslese zurückzuführen; während erstere vorwiegend dunkle Farbentöne oder Pflanzenfarben umschließt, zählen zu den letzteren die brennendsten und prächtigsten Colorite.

Untersuchen wir nun, ob die Insekten ihre Schutzfärbung wirklich ihren Feinden verdanken, ob also der göttliche Künstler auf diesem Gebiete entbehrt werden kann, weil die Vögel sich durch zufällige glückliche Färbung ihrer Opfer täuschen und erschrecken ließen.

Die Farbe kann den Insekten in zweifacher Weise eine Schutzmaske sein: 1. durch täuschende Ähnlichkeit mit ihrem Aufenthaltsort und überhaupt mit Gegenständen ihrer Umgebung, und 2. durch Ähnlichkeit mit ihren Feinden oder mit anderen geschützten Thieren. Beide Gesichtspunkte liefern eine Fülle interessanter Beispiele, von denen wir nur einige auswählen, um zu erweisen, wie unhaltbar die Darwin'sche Erklärung vom Ursprung der Mimikry ist.

1. Schutzfärbung durch Ähnlichkeit mit der Umgebung.

1. In ganz Europa findet sich nicht selten ein sandfarbiger und sandliebender Käfer, deßhalb auch Opatrum sabulosum genannt. In den Weinbergen bei Meran in Südtirol fanden wir ihn stets unter den ersten Frühlingsgästen in großer Menge. Es war jedoch nur dann möglich, ihn zu bemerken, wenn er sich bewegte; in ruhender Stellung unterschied er sich kaum von dem trockenen, grauen Erdreiche, dessen Körnchen durch die Unebenheit seiner Flügeldecken noch täuschender nachgeahmt wurden.

Ein Vogel hat nun allerdings ein besseres Auge für Käfer, als ein Entomolog; trotzdem mag wohl mancher Sperling unsere Erfahrungen getheilt haben. Es läßt sich also nicht läugnen, daß dieser Käfer eine täuschende Sandfarbe besitzt und durch diese Farbe auch dem geübtesten Forscherblicke sich entzieht; ist er aber deßhalb schon ein Beweis für die darwinistische Nachahmungstheorie? Dieß wäre nur dann der Fall, wenn die Gegner uns nachweisen könnten, daß ehemals auf demselben Terrain ähnliche Käfer, aber in grellen Farben, sich umhertrieben; daß ferner diese grell gefärbten Käfer so lange von den Vögeln weggefressen wurden, bis endlich bei Opatrum sabulosum die erbliche Gewohnheit befestigt war, in grauem Kleide das Licht der Welt zu erblicken. Wir wollen hier nicht auf die Menge bunter und lebendig gefärbter Käfer

verweisen, die neben Opatrum sabulosum unter ähnlichen Bedingungen auch ohne Sandfarbe trefflich gedeihen und seit der Steinkohlenperiode noch nicht aufgefressen sind. An diesem sandfarbigen Käferlein läßt sich am besten der Grundirrthum bloßlegen, auf welchen das ganze Theater der Nachahmungstheorie aufgebaut ist; wir meinen die allgemeine Veränderlichkeit der Arten in Bezug auf ihre Färbung. Gustav Jäger macht uns dieses darwinistische Grundgesetz äußerst klar, indem er sagt: „Denken wir uns ein einfach roth tapeziertes Zimmer und in demselben gleich rothe, aber auch weiße, grüne, blaue ... Fliegen und einen Fliegenfänger. Was wird geschehen? Der Vogel wird ohne Frage zuerst die auf der rothen Tapete am stärksten sich bemerklich machenden Fliegen, dann die weniger in die Augen springenden, schließlich die mit der rothen Tapetenfarbe völlig übereinstimmenden rothen Fliegen ergreifen, und wenn in diesem Zimmer Fliegen zur Nachzucht übrig bleiben, dann werden das nur diese rothen sein. Im Kampfe um's Dasein hat folglich die Conformität der Farbe vor völliger Vernichtung geschützt — und was wir in der freien Natur an farbiger Harmonie finden, ist aus analogen Erscheinungen allmählich hervorgegangen."

Nach diesen Voraussetzungen, die auch nach Darwin und Wallace das Fundament der „natürlichen Farbenauslese" bilden, besaßen somit die organischen Urformen eine unbegrenzte und unbestimmte Veränderlichkeit in der Färbung. Hingegen belehren uns die Thatsachen, daß heutzutage die Colorite der verschiedenen Arten eigenthümlichen Gesetzen unterliegen, die allerdings bei nahe verwandten Arten nicht selten die größte Verschiedenheit zeigen; die Gattung Coccinella mit ihren allbekannten und allbeliebten Marienkäferchen bietet hierfür die schlagendsten Beweise.

Auch von den vernünftigsten unserer darwinistischen Gegner wird diese Thatsache anerkannt, so von Alfred Wallace: „Pflanzen und Thiere sind in ihrer überwiegenden Mehrzahl durch bestimmte, nur innerhalb sehr enger Grenzen veränderliche Farben unterschieden, und dabei bleiben oft selbst die feinsten, unbedeutendsten Farbenzeichnungen bei Tausenden, bei Millionen von Individuen sich gleich" („Ausland", 1880, Nr. 15, S. 281). — Aber früher muß es einmal anders gewesen sein!

Nehmen wir an, dieses „muß" beruhe auf besseren Gründen, als auf einer unberechtigten Verallgemeinerung einzelner, oberflächlich betrachteter Erscheinungen; nehmen wir an, alles, was wir in der freien Natur an farbiger Harmonie finden, sei wirklich aus analogen Erscheinungen

wie die Jäger'schen Fliegenfarben allmählich hervorgegangen; steigen wir sodann von den Käfern und Fliegen empor bis zum König der Thiere und erproben an ihm die tiefsinnige Naturerklärung der darwinistischen Mimikry.

Der Löwe besitzt eine auffallende Wüstenfärbung; fahlgelb bis rothgelb und fahlbraun ist seine Körperfarbe, zu welcher beim Perserlöwen und beim Caplöwen eine dunkle Mähne sich gesellt, während jene des Berberlöwen mit dem Körper gleichfarbig ist. War nun das Gesetz von der allgemeinen Veränderlichkeit in der Färbung ehedem ein wirkliches Gesetz? Dann muß es unter den Vorfahren des Wüstenkönigs auch weiße, blaue, rothe, grüne, violette ... Löwenformen gegeben haben; denn der Löwe steht trotz seiner Herrschaft über das Thierreich nicht über den darwinistischen Gesetzen, und ihn zu einer zufälligen Ausnahme zu stempeln, wäre eine Beleidigung für Darwin, Wallace, Jäger und die übrigen Vertreter des nothwendig wirkenden Causalitäts-„Gesetzes". — Welch herrliches, farbenreiches Wüstenbild entfaltet sich nun vor unseren Blicken! Löwen in allen Farben des Regenbogens ziehen bei Mondschein brüllend umher und suchen sich ihre Beute. Doch beim Mondlicht lassen sich die Farben nicht klar unterscheiden, und wenn einmal eine Wolke vorüberzog, geriethen die gelben und braunen Löwen in noch größere Verlegenheit. Wer sollte ihnen die weißen und die grünen, die feuerrothen und die violetten Nebenbuhler vom Halse schaffen? Bei Nacht und in aller Stille beschleichen sämmtliche Concurrenten ihre Beute, und die Farbe des Angreifers ist demnach kein Warnungssignal für ihr Opfer; die wüstenfarbigen Löwen hatten also keinen Vortheil im Jagderfolge zu verzeichnen. Auch lebte damals noch kein berühmter Löwenjäger Jules Gérard, um die empörend gefärbten Löwen bei Tage zu beschleichen und im Interesse des Darwinismus fortzuschießen. Da blieb also den gelben und braunen Löwen nur noch das Recht der Selbsthilfe; sie fraßen die weißen und rothen auf; weßhalb dabei nicht die weißen statt der braunen obsiegten, bleibt allerdings unerklärt; aber wer kann verlangen, daß alle Rechnungen ohne Rest aufgehen? Die Thatsache steht einmal fest, daß die Löwen Wüstenfarbe besitzen; diese Thatsache muß aber auf darwinistischem Wege erklärlich sein, wofern wir nicht zur „absurden" Annahme eines überweltlichen Schöpfers zurückkehren wollen; *also* besitzt obige Geschichte einen hohen Grad von wissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit.

Zu solchen Folgerungen führt das Gesetz von der allgemeinen Ver-

änderlichkeit in der Färbung, dieses Grundgesetz der Mimikry, ohne das die darwinistische Erklärung der Schutzfärbungen völlig gegenstandslos wird. Denn wenn die verschiedenen organischen Formen durch verschiedene, ihnen innewohnende Entwicklungsgesetze, die allerdings auch in zweckmäßiger Harmonie und Wechselwirkung mit den äußeren Umständen stehen, ihre eigenthümliche Färbung erhalten, dann ist auch die Schutzfärbung der Insekten bereits durch ihre Naturanlage gegeben; die Vögel können dann durch die vorwiegende Vertilgung der weniger geschützten Formen höchstens noch einer Varietät über eine andere derselben Art das Übergewicht verleihen, und so die betreffende organische Form vor der Bildung von minder zweckmäßigen Abänderungen bewahren. Das spricht aber gegen die allmähliche Bildung neuer Arten, da die Stammform durchschnittlich die zweckmäßigste Färbung vor zufällig entstehenden Varietäten voraus hat.

Die Prüfung der Fundamente, auf denen sich die darwinistische Mimikry erhebt, führt zu dem Schlusse, daß die Schutzfärbung der Insekten durch allmähliche Anpassung an den Aufenthaltsort nicht erklärt werden kann; und zwar aus einem doppelten Grunde: erstens, weil die Färbung der verschiedenen Insektenarten durch bestimmte innere Gesetze, nicht durch allgemeine Veränderlichkeit geregelt wird; zweitens, weil unter den verschiedenen Färbungen derselben Art die Färbung der Stammform bereits den besten Schutz bietet; sonst würde sie gefressen worden sein, bevor sie Zeit hatte, günstig gefärbte Spielarten zu erzeugen und erblich zu befestigen.

Die Geschichte von den buntfarbigen Löwen würde uns noch weiter führen; denn mit der unvordenklichen Veränderlichkeit der Insektenfarben fällt die ganze Farbenerklärung des Darwinismus, nicht bloß die Erklärung der Schutzfarben. Mr. Wallace hatte vorhin so sinnig die Insektenfarben in Schutz-, Trutz- und indifferente Farben gegliedert; er schilderte ihren Ursprung folgendermaßen: „Aus den zahllosen Farben und Farbenmustern, welche durch die unbegrenzte Variabilität im Laufe von Jahrtausenden auftauchten, wurden nur die schädlichen von den wachsamen Vögeln ausgemerzt, die nützlichen wurden durch ihren unermüdlichen Fleiß in derselben Richtung weitergebildet, die gleichgiltigen wurden von ihrer Toleranz übersehen und nebenbei als Kennzeichen der Arten und Geschlechter geduldet.“ So glaubte Mr. Wallace die Schutz- und Trutzfarben durch die active Kunstthätigkeit der Vögel, die indifferenten Färbungen durch ihr passives Verhalten erklären zu können. Aber diese

schönen Hoffnungen haben sich nicht bestätigt; jene „zahllosen Farben und Farbenmuster" gehören in das Reich der Fabeln und mit ihnen die ganze Insektenmalerei des Darwinismus.

2. Wir kommen nun zu einer Reihe von Thatsachen, die uns von einer anderen Seite her zu demselben Ziele führen und uns die Unhaltbarkeit der darwinistischen Nachäffungstheorie noch anschaulicher zeigen. In vielen Fällen leben nämlich mit Schutzfärbung begabte Insektenarten noch jetzt neben schutzlosen Formen ihrer nächsten Verwandtschaft; — und eben jene Arten sind die häufigsten, welche der Schutzfärbung entbehren; ebenso lassen sich viele Fälle nachweisen, in denen die durch ihre Färbung geschützte Varietät einer Insektenart viel seltener ist, als die schutzlose Stammform. Solche Thatsachen sind unerklärliche Wunder für die Mimikry des Darwinismus. Denn wer könnte da noch behaupten, die Schutzfärbung der Insekten sei dadurch entstanden, daß die Vögel nur den günstig gefärbten Abänderungen Quartier gaben?

Die Arten der Nachtfaltergattung Catocala sind als Ordensbänder weit bekannt. Die rothen, gelben oder violettblauen Hinterflügel dieser Schmetterlinge sind mit schwarzen Binden geschmückt und gaben ihnen diesen Namen; die Vorderflügel dagegen zeigen trübes Grau mit brauner oder schwarzer Wolkenzeichnung. Diese Vorderflügel nun, welche die hinteren in der Ruhelage des Schmetterlings bedecken und so die verrätherische Farbenpracht derselben dem Auge der Vögel entziehen, wurden ein beliebtes Spielzeug der darwinistischen Naturerklärer; sie sind ein Lieblingsbeispiel für die Mimikry. Denn wer dürfte daran zweifeln, daß die Vorderflügel dieser Falter ehedem auch grell gefärbt gewesen seien und erst dann ihre Sack- und Aschenfarbe annahmen, als alle Besitzer grell gefärbter Vorderflügel aufgefressen waren? Nur jene zufällig entstandenen Abänderungen, die ihre Schönheit unter dem grauen Bußkleide bargen, sind am Leben geblieben. Sehen wir zu, wie die folgenden Erfahrungen mit dieser tiefsinnigen Naturerklärung übereinstimmen.

In dem trockenen Bette eines Wildbaches unfern Meran in Südtirol jagten wir vor Jahren nach der schönen und seltenen Catocala puerpera, die sich nur in einigen Thälern von Tirol und Wallis findet. Sie ist eine der kleinsten Arten unserer rothen Ordensbänder; die Hinterflügel zeigen ein blasses Ziegelroth bis Rosaroth. Um dieses Thierchen zu fangen, mußten wir, von einem Granitblocke zum andern springend,

mit einem Stocke an die Steine schlagen, um den Nachtfalter aus seiner Tagesruhe aufzuscheuchen. Dann galt es, dem wirren und schnellen Fluge des Flüchtlings unverwandten Blickes zu folgen, bis er sich an einem anderen Granitblocke niederließ. Leise näherten wir uns; nun begann, wenn nicht ein unvorsichtiges Geräusch auf dem höchst unbequemen Jagdterrain den ruhenden Schmetterling neuerdings aufjagte, ein aufmerksames Spähen, um die Stelle zu entdecken, wo das Ordensband sich niedergelassen hatte. Nicht selten standen wir 5—10 Minuten vor dem Steinblocke und hielten jeden Erdanwurf für den gesuchten Schmetterling, bis plötzlich dieser selbst unmittelbar vor unserer Nase sich erhob und davonflog; die mühevolle Jagd mußte auf's Neue beginnen, nicht selten auch dann noch ohne Erfolg. — Unvergleichlich leichter wird der Fang von Callimorpha hera, die wohl unter allen einheimischen Schmetterlingen in den grellsten Farben prangt. Die Hinterflügel sind brennend roth mit einigen schwarzen Flecken, die Vorderflügel glänzend sammtgrün, von gelben Binden durchschnitten. Wie ein feuerfarbener Stern ist diese „spanische Fahne" weithin sichtbar, wenn sie in der heißen Augustsonne durch die zitternde Mittagsluft dahinschwebt. Sie ist zwar ihres Stammes ein Nachtfalter, fliegt aber den Darwinisten zum Trotz beim hellen Mittage, um den Vögeln ihre schönen Farben zu zeigen; andere Bärenspinner, Arctia villica, Callimorpha dominula, Euchelia Jacobeae, die kaum minder unbescheiden gefärbt sind, folgen ihr hierin nach. Nach den darwinistischen Grundsätzen geschulte Vögel hätten diese empörend colorirten Schmetterlinge längst schon grau bemalt, d. h. aufgefressen. Aber in der That und Wirklichkeit ist Callimorpha hera in den Gebirgsgegenden des Südens immer noch gleich häufig; wer ihre Lieblingsblüthe, den hohen Wasserdost (Eupatorium cannabinum), kennt, kann sie im Juli und August dutzendweise finden; die Thierchen sind so wenig scheu, daß sie sich mit den Händen fangen lassen — obwohl sie in Brehms „Thierleben" als „sehr scheu und flüchtig" bezeichnet werden.

Was folgt aus diesem Doppelbeispiele? Die Schutzfärbung der Catocala-Arten ist das Geschenk eines höchst weisen und gütigen Schöpfers; sie ist nicht ein Erfolg der durch die Vögel betriebenen Insektenmalerei; denn sonst müßten ihre greller gefärbten, bei Tage fliegenden Verwandten längst vom Angesichte der Erde verschwunden sein. Die prachtvolle Färbung der Callimorpha hera und ihrer Schwestern ist ein Beweis für dieselbe Weisheit und Güte des Schöpfers, der nicht nur für das nackte Dasein, sondern auch für die Harmonie und Schönheit

seiner Werke sorgt; er hat die Sommergluth der Gebirgswelt mit den glühenden Farben dieser „Sommervögel" wie mit funkelnden, harmonisch ihrer Fassung sich fügenden Juwelen geschmückt.

Die ideelle Bedeutung der Färbung von Callimorpha hera und ihrer das Tageslicht liebenden Verwandten erleidet keine Einbuße, wenn dieselbe Färbung überdieß den Thierchen selbst als „Trutzfarbe" dient und die Angriffe ihrer Feinde von ihnen abwehrt. Doch müssen wir für diesen Fall die Gelbbandeulen der Gattung Triphaena den Ordensbändern gegenüber eintreten lassen. Wenn Gelbbandeulen mit grell gefärbten Hinterflügeln heute noch bei hellem Tage und zwar in großer Menge umherfliegen, ohne daß ihre Färbung als Trutzfärbung — wie bei der „spanischen Fahne" — erklärlich ist, dann scheint es klar, daß die echten Ordensbänder ihre Sitte, bei Nacht zu fliegen und ihre schönen Ordenszierden bei Tage unter grauem Mantel zu bergen, nicht dadurch erhielten, daß ihre lebhaft colorirten, bei Tage fliegenden Verwandten ehedem sämmtlich aufgefressen wurden. Nun fliegt aber gerade die häufigste der Gelbbandeulen, Saumeule (Triphaena pronuba) genannt, sehr oft während des Tages und am frühen Abende umher, obgleich sie dem gelben Ordensbande (Catocala paranympha), einem sehr seltenen, nachtliebenden Eulenfalter, ähnlich und in ihrer Färbung nahe verwandt ist. Schon Darwin bemerkte (Abstammung des Menschen, I. S. 350), daß die Saumeule wegen der Farbe ihrer Hinterflügel bei Tage sehr auffalle. „Man würde natürlich hier denken," so fährt der tiefsinnige Forscher fort, „daß dieß eine Quelle der Gefahr sei"; — aber Mr. Darwin weiß sich zu drehen. Die lebhafte Flügelfarbe, obgleich sicher keine Trutzfärbung, kann diesem Schmetterlinge *nur nützen*. Weßhalb? Ei, weil die Vögel nach den grellen *Flügeln*, statt nach dem *Leibe* des Thierchens picken: „Die Vögel stoßen auf diese glänzend gefärbten und zerbrechlichen Flächen, statt auf den Körper." — Großer Darwin, hättest du nicht besser *keine* Erklärung, als eine *solche* gegeben?

Die Wahrheit hingegen braucht sich vor den Thatsachen nicht zu scheuen und ihnen keine Gewalt anzuthun. Wir wollen deßhalb die Gründe darlegen, weßhalb die grellen Farbentöne von Callimorpha hera die Bedeutung einer wahren Trutzfarbe besitzen. Der Darwinismus wird durch diese vermeintliche Bereicherung seiner Farbenliste nichts gewinnen; im Gegentheile, er wird auch in seiner Erklärung der Trutzfarben als unwissenschaftliche Zufallstheorie sich enthüllen.

Jener schöne Schmetterling besitzt einen ziemlich starken, für uns

Menschen allerdings angenehm würzigen Geruch; da die „spanische Fahne" überdieß im Vergleich zu verwandten Nachtfaltern langsam fliegt, gar nicht scheu ist und fast niemals mit zerrissenen Flügeln gefangen wird, so glauben wir in ihr ein Seitenstück zu den brasilianischen Ithomien zu sehen, die durch dieselben Eigenschaften ausgezeichnet sind und als Beispiele echter Trutzfärbung allgemein anerkannt werden. Das eigenthümlich lebhafte Colorit dieser Schmetterlinge dient den Vögeln als Signal, daß sie hier keine wohlschmeckende Beute zu finden und den für sie widerlich riechenden und schmeckenden Falter in Ruhe zu lassen haben, bevor sie noch aus nächster Nähe mit dessen unangenehmen Eigenschaften bekannt werden können. Solchen Schmetterlingen dient ihre grelle Färbung offenbar zum Schutze; nicht dadurch, daß sie ihren Besitzer vor dem Späherauge der Feinde verbirgt, sondern dadurch, daß sie dem Feinde möglichst auffallend sichtbar wird und ihn instinctiv vom Angriffe abschreckt; deßhalb heißt diese Färbung „Trutzfärbung" im Gegensatze zu den Schutzfärbungen im engeren Sinne. Unserer Callimorpha hera ist durch diesen Trutz ein wichtiger Vortheil geboten; denn wenn die Vögel einen wirklichen Angriff versuchten und erst durch den enttäuschenden Geruch und Geschmack ihrer Beute bemerken würden, daß sie sich in ihrer natürlichen Nahrung geirrt: so wäre es für den armen Schmetterling meist schon zu spät; er läge bereits da, zum Tode verwundet, einem Irrthume des Instinctes nutzlos zum Opfer gefallen. Dagegen, so sagt die christliche Naturauffassung, hat die Weisheit Gottes Fürsorge getroffen, indem sie diesen Schmetterlingen brennende, weithin sichtbare Farben verlieh und zugleich den Vögeln einen instinctiven Abscheu gegen die schönen Träger solcher Farben einflößte; natürlich ist dabei keineswegs ausgeschlossen, daß dieselbe prachtvolle Flügelfärbung nach der Absicht des Schöpfers auch zur Zierde der Sommernatur diene.

Die Trutzfärbung der Callimorpha hera hat sich aus einem Beweise für die mechanische Naturauffassung in einen herrlichen Beleg für die Wahrheit der christlichen Teleologie umgewandelt; die Entstehung dieser Trutzfarben ist nämlich für den Darwinismus unerklärlich, wie uns die „spanische Fahne" abermals erläutern wird. Damit eine wahre, schützende Trutzfarbe allmählich entstehe, ist das Zusammentreffen folgender Bedingungen nöthig: erstens muß sich der Schmetterling allmählich einen für seine Feinde widerlichen Geruch und Geschmack aneignen; zweitens muß gleichzeitig seine Flügelfarbe sich ändern oder wenigstens deren Lebhaftigkeit sich steigern; drittens muß der Schmetterling, wenn er ein

Nachtfalter war, sich ebenso allmählich den Instinct angewöhnen, bei Tage zu fliegen, weil bei Nacht seine Farbe nicht kund wird; viertens müssen die Vögel gleichzeitig die erbliche Anlage sich erwerben, beim Anblick dieser Färbung zu erschrecken und die unangenehmen Eigenschaften des schönen Sommervogels durch einen instinctiven Schluß zu ahnen. Wofern nicht diese vier Factoren harmonisch zusammenwirken, kann sich niemals eine Trutzfärbung ausbilden. Die natürliche Zuchtwahl kennt aber keine harmonisch wirkenden Ursachen; sie weiß nur von zufällig entstehenden Abänderungen zu erzählen, deren ebenso zufälliges Zusammentreffen mit Abänderungen anderer Naturwesen ein entweder passendes und dann dauerhaftes oder unpassendes und dann schnell vorübergehendes Ergebniß liefert. Weil Darwin die Harmonie der sich gegenseitig zweckmäßig bedingenden Abänderungen nicht zu erklären vermochte, deßhalb erfand er ein eigenes Correlationsgesetz als Deckmantel seiner zerlumpten Zufallstheorie. Wer jedoch nicht auf den Namen, sondern auf die Sache sieht, läßt sich nicht täuschen. Es bleibt uns also nur die Wahl: entweder gelang das Zusammentreffen der obigen Bedingungen durch glückliche Combinationen des Zufalls, dessen Würfel während einer nach Darwin Jahrtausende umfassenden Umbildungsperiode unabänderlich günstig fielen — oder es gelang durch den Plan einer höheren Weisheit, welche von Ewigkeit her die ganze Naturharmonie einheitlich geplant und geordnet hat. Der Zufall ist aber nach den Grundsätzen unserer Gegner selbst nichts mehr, als „die hypostasirte Ignoranz der wirkenden Ursachen", und thatsächlich hätten sich die Leichen der verunglückten Schmetterlinge bis an den Mond aufthürmen müssen, bevor die Entstehung der so tief durchdachten Schutz- und Trutzfärbungen *zufällig* gelungen wäre; denn die Schutzfärbungen haben keine einfachere Entstehungsgeschichte, als die Trutzfärbungen. Wir kommen also zum Schlusse: *Falls* die zahllosen Schutz- und Trutzfarben der Insektenwelt sich allmählich aus schutzlosen Färbungen herausgebildet haben, so ward diese Entwicklung nicht durch darwinistische Vogelmalerei *bewirkt*, sondern durch die inneren Entwicklungsgesetze der einzelnen Arten, durch Gesetze, welche die allumfassende, unergründliche Weisheit ihres göttlichen Urhebers getreu und unverkennbar wiederspiegeln.

Ähnliche Verhältnisse, wie unter diesen antidarwinistischen Schmetterlingen, finden sich auch unter den Käfern. Auf den Trieben der blühenden Waldföhre leben im April und Mai zwei schlanke Rüsselkäfer, gelbroth bis bräunlich oder schwärzlich von Farbe und mit langem, an-

liegendem Haarüberzuge gelbgrau bekleidet; Rhinomacer attelaboides und Diodyrrhynchus austriacus sind ihre Namen in der systematischen Insektenkunde. Diese beiden Thierchen können sich ohne Zweifel einer vortrefflichen Schutzfärbung rühmen. Auf den bräunlichen, gelbbeschuppten Trieben der gelblich blühenden Kiefern sind sie kaum zu entdecken, ebenso wenig auf dem mit Nadeln bedeckten Waldboden. Sind diese Thierchen vielleicht dadurch zu ihrer täuschenden Ähnlichkeit mit dem Aufenthaltsorte gelangt, daß die glänzend und abstechend gefärbten Formen ihrer Verwandtschaft von den Vögeln vertilgt wurden, während diese materialistischen Maler ohne Farben und Pinsel, nur mit Späheraugen und scharfem Schnabel bewaffnet, an den zufällig glücklicher gefärbten Abänderungen weitermalten, bis sie ihnen die heutige Schutzfärbung verliehen hatten? Dann würden nicht auf dem benachbarten Birkengebüsch glänzend schwarze Trichterwickler (Rhynchites betulae) in Gesellschaft sich sonnen und zierliche Trichter wickeln nach dem mathematisch-technischen Probleme eines Huygens; sie machen sich keine Sorgen um vorbeihuschende Spatzen, die allerdings manchen der schwarzen Künstler mitnehmen, und hegen trotz ihres Mangels einer Schutzfärbung keine Furcht, bis auf den letzten Mann aufgefressen zu werden. Auf Eichengebüsch dicht daneben sitzen viele glänzendrothe Kugelrüßler (Attelabus curculionides) und sehen zu, ob sie nicht bald ihre Blatttönnchen drehen sollen; auch sie sind den erstgenannten zwei Rüsselkäfer-Arten um das Zehnfache an Zahl überlegen, obgleich sie deren Schutzfärbung nicht besitzen. Die sonstigen Vertheidigungsmittel gegen die Nachstellungen der Vogelwelt haben aber alle vier Rüsselkäfer-Arten gemein, nämlich die Sitte, bei nahender Gefahr die Beinchen einzuziehen und sich wie todt zur Erde fallen zu lassen. Ebenso verhält es sich mit dem dunkelgrünen Eichenzweigsäger (Rhynchites pubescens) und dem schönen, blaugrünen Rhynchites sericus gegenüber dem lebhaft rothen Dünnhalsrüßler Apoderus coryli. Diese Thierchen leben friedlich neben einander auf Eichengebüsch, im Übrigen mit denselben Schutzmitteln gegen die Vögel ausgerüstet; die beiden ersteren sind jedoch trotz ihrer Schutzfärbung unvergleichlich seltener, als die letztgenannte Art. Also kommen wir auch bei diesen Rüsselkäfern zu demselben Schlusse: Schutzfärbungen sind vorhanden und sind eine weise Anordnung der Natur oder vielmehr ihres Schöpfers; aber die Vögel haben sie nicht gemalt, trotz der schönen Vorlagen, welche die darwinistische Auslese ihnen zur Verfügung stellte.

Wir gehen nun zu jenen Fällen über, bei denen eine Varietät,

welche Schutzfärbung besitzt, von anderen schutzlosen Abänderungen derselben Art an Zahl bedeutend übertroffen wird. Für mehrere forstschädliche Nachtschmetterlinge, für die Nonne (Bombyx monacha), für den Kiefernspinner (Bombyx pini) und den Rothschwanz (Bombyx pudibunda) hat bereits Altum den erwünschten Beweis erbracht[1]; jede dieser Arten besitzt eine Spielart, welche den Baumstämmen, auf denen sie ruht, durch ihre Färbung ähnlicher ist, als die Stammart selbst. Nach den Darwinisten müßte also die Spielart häufiger, die Stammart seltener sein; die Wirklichkeit zeigt das gerade Gegentheil.

Bei den Käfern fanden wir ähnliche Beispiele namentlich unter den Arten der schönen, durch ihre Kunsttriebe interessanten Rüsselkäfergattung Rhynchites. Der Landmann hat schon manchen Schaden an Äpfeln und Birnen durch den rubinfarbigen Apfelbohrer (Rhynchites bacchus) erlitten. Derselbe legt nämlich seine Eier in junges Kernobst und schneidet sodann den Stiel der jungen Früchte an, daß sie bald abfallen; seine Larve frißt das Fruchtfleisch und verzehrt mit der Raupe der Apfelmotte (Carpocarpsa pomonella) manchen Apfel, bevor er rothe Backen bekommen hat. Die Vögel der Obstgärten, namentlich die Spatzen, halten zwar strenge Polizei über diesen Feind unserer Früchte; aber es ist ihnen noch nie in den Sinn gekommen, die gemeinen, brennend goldroth bis purpurviolett gefärbten Apfelbohrer fortzupicken und die bisher sehr seltene goldgrüne Varietät als gewöhnliche Form übrig zu lassen; und doch ist die letzte Abänderung allein im Besitze einer Schutzfärbung, da sie allein die Farbe der Blätter und jungen Früchte nachahmt. Ebenso verhält es sich mit einem nahen Verwandten des Apfelbohrers, mit dem großen Rhynchites giganteus, der in Südeuropa und in Kleinasien wohnt. Er will von den Vögeln als Insektenmalern nicht viel wissen; denn er trägt sich gewöhnlich kupferfarbig, nur in seltenen Ausnahmen grün. Auch der berüchtigte und mit Recht verrufene Rebenstecher oder Weinblattwickler (Rhynchites betuleti) ist kein Anhänger der Mimikry. Denn er erscheint bald goldgrün, bald stahlblau, bald in dazwischenliegenden Mischungen. Unter diesen Färbungen ist sicher stahlblau diejenige, die an ihm am leichtesten zur Verrätherin werden könnte, wenn er auf verschiedenen Obst- und Waldbäumen, wie auch auf Weinreben die frisch ergrünten Blätter cigarrenförmig aufrollt und die jungen Triebe, an denen dieselben sitzen, anschneidet. Trotzdem ist wenigstens in unseren nördlichen

[1] Der Vogel und sein Leben, 5. Aufl. S. 276.

Bezirken die stahlblaue Varietät die gewöhnliche; unter vielen dunkelblauen Thierchen dieser Art konnten wir während mehrerer Jahre nur ein entschieden grün gefärbtes Stück finden. Die Unterschiede in der Färbung verschiedener Varietäten brauchen keineswegs sehr erheblich und auffallend zu sein, um von den Darwinisten eine große Rolle in der durch die Vögel bewirkten Auslese zu erhalten; denn allmähliche Übergänge waren es, die ehedem von den schutzlosen Formen zu den geschützten geführt haben sollen. Dieser sagenhaften Entwicklungsgeschichte wird durch die obigen Thatsachen ein Strich durch die Rechnung gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

E. Wasmann S. J.

Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister.

3. Der Ausbau.

(Fortsetzung.)

Lösen wir das Leitmotiv in seinen formellen und materiellen Bestandtheil auf, so erhalten wir im letzteren das zweite der „Bänder des Zusammenhanges für den einigen Ausdruck des Dramas — die vorbereitende absolute Orchestermelodie", aus welcher sich das Instrumentalmotiv nach seiner Idee hergeleitet hat. Wagner nennt die Orchestermelodie eine vorbereitende und absolute. Beides ist von wesentlicher Bedeutung. Vorbereitend wirkt das Orchester, indem es die Tongebilde schafft, welche in sich selbst zwar im Ausdrucke unbestimmt sind und nur eine „Ahnung" zu erzielen vermögen, als Leitmotiv aber mit einer Idee fest verbunden, diese „als Erinnerung" durch das ganze Kunstwerk zu tragen bestimmt sind. Absolut erscheint das Orchester, weil in ihm das Element der Harmonie zu einem mitthätigen Organe für die Verwirklichung der dichterischen Absicht bewältigt wird. „Die nackte Harmonie wird aus einem, vom Dichter zu

Gunſten der Harmonie nur Gedachten, und durch die gleiche Geſangstonmaſſe, in welcher die Melodie erſcheint, im Drama nicht zu Verwirklichenden, im Orcheſter zu einem ganz Realen und beſonders Vermögenden, durch deſſen Hilfe dem Dichter das vollendete Drama in Wahrheit erſt zu ermöglichen iſt. Das Orcheſter iſt der verwirklichte Gedanke der Harmonie in höchſter, lebendigſter Beweglichkeit. Es iſt die Verdichtung der Glieder des verticalen Accordes[1] zur ſelbſtändigen Kundgebung ihrer verwandtſchaftlichen Neigungen nach einer horizontalen Richtung, in welcher ſie ſich mit freieſter Bewegungsfähigkeit ausdrücken" (Oper und Drama, S. 283). Wir fürchten wohl nicht ohne Grund, der freundliche Leſer möchte über dieſe wunderliche Begriffsbeſtimmung von Orcheſter und Orcheſtermuſik etwas betroffen ſein; allein wir gaben nur die eigenſten Worte Wagners wieder. Sonderbar iſt es allerdings, daß der Kunſtphiloſoph Wagner nur mit einer wahren Lindwurms-Definition das zu bezeichnen vermag, was der Tondichter Wagner mit unübertroffener Feinheit und Fertigkeit zu benutzen verſteht. Entkleiden wir die Rede des Philoſophen ihres nahezu unverſtändlichen Schwulſtes, ſo ſagt ſie nur Folgendes: Das harmoniſche Zuſammenklingen von Tönen erhält durch die Klangfarbe der ſie erzeugenden Inſtrumente eine beſondere Fähigkeit zu muſikaliſchem Ausdrucke und eben dadurch zu muſikaliſcher Darſtellung einer dichteriſchen Idee. Wenn Wagner dabei behauptet, dieſe Ausdrucksfähigkeit des Orcheſters ermögliche erſt in Wahrheit das vollendete Drama, ſo mißt er dieſe Möglichkeit wieder einmal nur an ſeinem Muſikdrama und Zukunftskunſtwerke. Was er ſagt von der Realiſirung der „nackten Harmonie" durch das Orcheſter, wodurch ſie aus einem vom Dichter zu Gunſten der Harmonie nur Gedachten zu einem beſonders Vermögenden wird, will doch kaum etwas Anderes bedeuten, als daß das harmoniſche Tongebilde, wie es der Phantaſie des Componiſten vorſchwebt, durch die Inſtrumentirung eine eigenthümliche Ausdrucksfähigkeit bekomme. Ebenſo ſchlicht möchte ſich auch das Gerede von der Verdichtung der Glieder des verticalen Accordes zur ſelbſtändigen Kundgebung ihrer verwandtſchaftlichen Neigungen nach einer horizontalen Richtung dahin wiedergeben laſſen, daß durch die Klangverſchiedenheit der Inſtrumente die melodiöſe Führung der einzelnen Orcheſterſtimmen dem Ohre ſich vernehmbarer und beſtimmter darſtelle. Unverſtändlich

[1] Im Gegenſatze zum „horizontalen" — d. h. zur Aufeinanderfolge der Töne, wie ſie die Melodie bildet.

aber iſt die Behauptung, das Orcheſter ſei der verwirklichte Gedanke der Harmonie in höchſter, lebendigſter Beweglichkeit. Der Grad der lebendigen Beweglichkeit hängt als ſolcher nicht ab von der Klangfarbe des Inſtrumentes oder der Natur des tonerzeugenden Mittels. Es ſcheint aber faſt, daß Wagner nichts Anderes ſagen wollte, als das Orcheſter verwirkliche die Harmonie in höchſter, lebendigſter Mannigfaltigkeit. Man wird allem dieſem freilich die Frage entgegenſetzen, wo denn das Neue und bisher Ungekannte der Wagner'ſchen Theorie zu finden ſei. Daß der harmoniſche Zuſammenklang der Inſtrumente als ſolcher und durch die Verſchiedenheit der Klangfarbe das ſpecifiſche Moment des Orcheſters bilde, das wußten die früheren Meiſter doch ebenſo gut, und daß ſie ihr Wiſſen auch zu verwerthen verſtanden, bezeugt jede Seite ihrer Partituren. Das iſt gewiß wahr und wird auch von Wagner trotz ſeiner bekannten Prätenſionen nicht in Abrede geſtellt, wenn er auch wiederholt zu verſtehen und zu beherzigen gibt, daß das Orcheſter nach ſeiner ſinnvollen Eigenthümlichkeit bisher noch lange nicht genug erkannt war. Dieſe Erkenntniß — meint er — „kann uns allerdings erſt dann kommen, wenn wir dem Orcheſter eine innigere Theilnahme am Drama zuweiſen, als bisher der Fall iſt, wo es meiſt nur zur luxuriöſen Zierrath verwendet wird" (S. 284). Alſo auch hier iſt außer dem Kunſtwerke der Zukunft kein Verſtand und kein Heil. — Spricht nun Wagner dem Orcheſter eigentlich keine neuen, bisher unbekannten Kräfte zu, ſo will er doch mit dieſen neue, höhere, weitere Wirkungen erzielen. Dazu ſoll das Orcheſter zunächſt ſelbſtändiger auftreten. Seine Tongebilde ſollen nicht bloß die Träger des Geſanges ſein und *durch* dieſen der Abſicht des Dichters dienen, ſondern ſie ſollen ſelbſtändig und unabhängig vom Geſange dieſe Abſicht zu verwirklichen, die Ideen des Dichters auszudrücken ſuchen. Die Vereinigung von Geſang und Orcheſter ſoll gewiſſermaßen eine ideale ſein. Sie ſollen Eines werden, indem jedes von beiden nach ſeiner Natur und Fähigkeit die *eine* Idee des Dichters zum Ausdrucke bringt. Nachdrücklich wird darum hingewieſen auf „die vollkommene Unterſchiedenheit des Orcheſters in ſeiner rein ſinnlichen Kundgebung von der ebenfalls rein ſinnlichen Vocaltonmaſſe" (S. 284). Das Vermögen, Ton und Melodie und Vortrag des Sängers zur entſprechenden Wahrnehmung zu bringen, erlangt das Orcheſter als ein vom Geſangstone und der Melodie des Sängers losgelöster, *theilnehmend* ſich ihm unterordnender harmoniſcher Tonkörper (S. 285). Wenn Wagner bald darauf die Versmelodie als das bindende und verſtändlichende Band

zwiſchen Wort- und Tonſprache hinſtellt (S. 289), ſo widerſpricht er dieſen Aufſtellungen dadurch nicht. Denn, wie wir ſehen werden, iſt die von ihm ſo benannte Versmelodie gerade dasjenige, was der Wortſprache jenes muſikaliſche Element gibt, ohne welches eine Vereinigung zwiſchen ihr und der Tonſprache zum gemeinſamen Ausdruck der Dichterabſicht im Kunſtwerke der Zukunft unmöglich wäre.

Deßungeachtet leidet aber die ganze Idee Wagners an einer inneren Unrichtigkeit, welche Worte wohl zu verbergen, nicht aber zu heben vermögen. Die theilnehmende Unterordnung des orcheſtralen Tonkörpers iſt in der Wirklichkeit doch keine eigentliche Subordination, ſondern eine maskirte Coordination. Geſang und Orcheſter werden als Ausdrucksmittel neben einander geſtellt. Das kann aber nur geſchehen im Widerſpruche mit der richtigen Annahme, welche der Inſtrumentalmuſik nicht die Wirkung einer klaren, beſtimmten Vorſtellung, ſondern nur jene einer Ahnung zuerkennt. Wenn aber dieſes der Fall iſt, ſo muß ſelbſtverſtändlich die Gleichberechtigung beider Ausdrucksmittel von ſelbſt fallen. Die inſtrumentale Muſik kann zum adäquaten Ausdruck der Idee des Dichters des Wortes durch den Geſang unmöglich entbehren. Wir haben ſchon geſehen, wie Wagner durch die Leitmotive dieſen Mangel zu heben und die Sprachfähigkeit des Orcheſters zu ſteigern ſuchte, dabei aber die natürliche Ausdrucksfähigkeit desſelben durch willkürliche Formen ergänzen mußte. Er ſcheint indeſſen über das eigentliche Weſen ſeiner Errungenſchaft wenigſtens nicht immer ſich klar geweſen zu ſein. Sonſt könnten wir in ſeinen Werken nicht ſo oft auf Stellen ſtoßen, wo er, gleichſam mit der Unmöglichkeit ringend, dem Orcheſter jene Beſtimmtheit des Ausdruckes auspreſſen will, welche dieſem weſentlich verſagt iſt. Dann erſcheinen auch ſeine Orcheſtertongewebe in unerquicklicher Breite, in einer gewiſſen Aufdringlichkeit und Geſchwätzigkeit, die der äſthetiſchen Wirkung ſehr ſtörend entgegentritt. Der Hörer ſoll um jeden Preis gewaltſames Stammeln für mächtige Rede annehmen, und ſein ſchwieriges Auffaſſen nicht auf Rechnung des ungenügenden Ausdruckes, ſondern auf Rechnung ſeiner ſpießbürgerlichen Beſchränktheit ſchreiben. Der tönende Wille, ſagt einmal Herr Edmund v. Hagen, ſoll nicht als ein Lebensgenuß geſchlürft, ſondern als ein unausſprechlich Geheimnißvolles in dem Weltabbilde der Kunſt ſchweigend und andächtig geſchaut werden! Damit mag ſich Jeder tröſten, der in den Werken der Zukunftsmuſik ermüdende Längen entdecken will. Er ſoll den tönenden Willen des Meiſters ſchweigend und andächtig ſchauen!

Wie wir ſchon geſagt haben, ſetzt Wagner die Sprachfähigkeit des Orcheſters vorwiegend in die Klangfarbe der Inſtrumente. Seine Werke mit ihren mannigfachen Klangwirkungen, mit ihren unerſchöpflichen Klangreizen bezeugen gewiß Jedem zur Genüge, daß der Philoſoph nicht zu fürchten brauche, vom Künſtler eines anderen überwieſen zu werden. Hier ſteht Wagner als der unübertroffene Meiſter da. Vom erſten Trompetenſtoße des „Rienzi" bis zu den letzten ſchwellenden Klängen im „Parſifal" beherrſcht er hier ein wahres Feenreich. Namen wie Feuerzauber und Charfreitagszauber ſind vollſtändig an ihrer Stelle. Ein Zauber von Wohllaut und Klangfülle löst ſich in ſolchen Augenblicken aus dem inſtrumentalen Geſammtorganismus und zieht das lauſchende Ohr in ſeinen mächtigen Bann. Wie edles, reiches Geſtein auf prächtigem Gewebe, wie Sterne auf tiefem Himmelsgrund glitzern und funkeln die lichten Töne der Blechinſtrumente aus dem Chor der Saiteninſtrumente hervor. Wagners Orcheſterſatz hatte von Anfang an eine faſcinirende Gewalt, und nie iſt er gealtert, nie ſchwach und geſchminkt geworden. Das Orcheſter wurde in ſeiner Hand förmlich zum Kaleidoſkop, unerſchöpflich im Zuſammenſtellen ſeiner bunten Figuren und Bilder. Aber bei all dem Glanze und Scheine hat die Sache ſelbſt doch ihre äſthetiſchen Bedenken. Das Wagner'ſche Orcheſter hat ſeine eigenthümliche Wirkungskraft in der ausgeſuchten Wahl der Klangfarben. Selbſt im Gebrauche der Leitmotive müſſen dieſe Feinheiten die fatale Eintönigkeit derſelben beſtmöglich decken und aufheben. Iſt aber ein ſo überwiegendes Vordrängen dieſes Kunſtmittels künſtleriſch gerechtfertigt? Wir möchten faſt mit der Antwort zurückhalten, um das Lob, welches wir eben dem Wagner'ſchen Orcheſter geſpendet, nicht abſchwächen zu müſſen. Allein bei reiferer Prüfung können wir uns die Antwort nicht erſparen. Sie lautet: Nein! Abgeſehen nämlich davon, daß hier Technik und Routine der eigentlichen Erfindung einfachhin das Gebiet ſtreitig machen können und ſie ſcheinbar ſogar zu erſetzen vermögen, wie es ohne Zweifel auf mehr als einer Seite der Wagner'ſchen Partituren nachweisbar iſt, verlegt dadurch die Zukunftsmuſik den Schwerpunkt oder doch das Hauptgewicht des inſtrumentalen Ausdruckes mehr in den materiellen Theil der Orcheſterkraft. Man hat es mehr mit Agentien zu thun, die nach ihren eigenſten Fähigkeiten ganz und gar angethan ſind, den Eindruck in den Nervenreiz oder, beſſer geſagt, in den Nervenüberreiz zu ſetzen.

Wir möchten die Wagner'ſche Kunſttheorie auch nach dieſer Seite,

wie wir ſchon früher angedeutet haben, auf die Feuerbach'ſchen — materialiſtiſchen Grundanſchauungen des Meiſters zurückführen. Dieſelben ſtechen auch hervor in ſeinen Beſtrebungen, den Ausdruck durch Tonmaſſe zu erhöhen. Ebenſo verrathen ſie ſich in dem Überwiegen des Orcheſters über den Geſang, der, obwohl der eigentliche Träger des Gedankens, durch die „Theilnahme" der Inſtrumente nicht ſelten ſchon im Werden, öfter aber noch im Wirken nahezu um Alles gebracht wird. Wie weit Wagners künſtleriſcher That in all dieſem die eigentliche Reflexion zu Grunde liegt, wiſſen wir ſelbſtverſtändlich nicht. Thatſache aber iſt es doch, daß er gerade da, wo er der Sinnlichkeit die Schleuſen öffnet, wo er ihren ganzen unheimlichen Feuerzauber ſprühen läßt, die inſtrumentale Klangfarbe, mit den üppigſten chromatiſchen Tonfolgen und Tongebilden verbunden, in's Treffen führt. Keines ſeiner Werke iſt von ſolch ſchwülen Momenten ganz frei, wenn ſie auch ſonſt von der tropiſchen Gluth des „Triſtan" wohlthuend mehr oder minder ſich abkehren. Die Inſtrumentirung des Kunſtwerkes der Zukunft wird nicht ſelten zur muſikaliſchen Carnation, und der Meiſter arbeitet dann mit breitem, farbeſattem Pinſel. Das kann nicht geläugnet werden, daß, wenn die Kunſtmittel der Zukunftsmuſik auf die Principien der competenten Wiſſenſchaften hin geprüft werden, wenn ſie etwa nach den Aufſtellungen des berufenſten Vertreters derſelben, des Herrn v. Helmholtz, abgeſchätzt werden, bei jedem Unbefangenen von vornherein die Überzeugung Platz greifen wird, die großartige Energie, welche mehrere von ihnen entwickeln, müſſe als nächſte Wirkung aufweiſen — einen koloſſalen Nervenreiz [1]. Die Inſtrumente deuten in ſolchen Fällen viel weniger die Idee des Dichters, als ſie die Leidenſchaft des Hörers durch übermäßigen Sinnenreiz erregen. Der alte Plato hätte die Zukunftsmuſik jedenfalls

[1] Die Klangfarbe der Inſtrumente iſt bedingt durch die größere oder geringere Zahl ihrer Nebentöne und die Art derſelben, wovon wiederum als phyſiologiſche Wirkung eine größere oder geringere Erregung der Nerven des Gehörſinnes abhängt. Abgeſehen von der Erregungsſtärke der einzelnen Nerven, wird die Zahl der erregten Nervenfaſern und folglich die Energie des Nervenreizes um ſo größer ſein, je mehr Nebentöne ein Ton mit ſich führt und je näher dieſelben bei einander liegen. Speciell die von Wagner ſo eingreifend engagirten Blechinſtrumente geben nicht nur eine erkleckliche Reihe von Obertönen, ſondern laboriren auch an allſeitiger Harmonie derſelben. Daher ihr ſcharfer, ſchmetternder Klang. Da die künſtliche Harmonie der Chromatik weſentlich Töne einſchließt, die dem natürlichen Zuſammenklingen der Nebentöne fremd ſind und überdieß wegen ihrer Lage zum Haupttone nothwendig in die Erregungsfunctionen derſelben eingreifen müſſen, ſo iſt auch ſie weſentlich geeignet, mit größerer Energie auf den Nervenreiz zu wirken.

aus seinem Idealstaate verbannt, weil sie die Gemüther der Bürger in ungeregelte Erregung zu bringen vermöchte. Es wird diese Befähigung der Zukunftsmusik bei Abschätzung ihres ethischen Werthes auch von uns nicht übersehen werden.

Höchst wunderlich, aber ganz bezeichnend für die Kunstphilosophie der Zukunftsmusik ist die Art und Weise, wie der Meister selbst seine That ästhetisch zu rechtfertigen sucht. „Das musikalische Instrument," sagt er (S. 283), „ist gewissermaßen ein Echo der menschlichen Stimme von der Beschaffenheit, daß wir in ihm nur noch den in den musikalischen Ton aufgelösten Vocal, nicht aber mehr den wortbestimmenden Consonanten vernehmen." Dagegen ist, wenn einzelnen Wörtchen, wie: nur noch — nicht aber mehr, keine besondere Bedeutung gegeben wird, nichts einzuwenden. Allein zu dem logischen Nonsens, den der Kunstphilosoph der Zukunftsmusik weiter zum Besten gibt, bedurfte er allerdings der Pioniere Hegel und Feuerbach. Wagner raisonirt nämlich also weiter: „Der Ton des Instrumentes hat aber eine individuelle (soll heißen: specielle) Eigenthümlichkeit, welche durch den consonirenden Charakter des Instrumentes bestimmt wird." Das wäre nun allerdings auf's Haar getroffen, wenn Wagner unter dieser Consonanz das Mitklingen der natürlichen Nebentöne mit dem auf dem Instrumente erzeugten Hauptone verstände; denn die Klangfarbe des Instrumentes wird einzig dadurch bestimmt. Aber davon ist keine Rede; so ordinär dürfen sich die Steine des Zukunftsbaues der Musik nicht präsentiren. Wagner versteht unter Consonanz die Klangfarbe, den Timbre selbst. Er stellt sich den Klang als etwas alle Töne des Instrumentes Begleitendes vor und macht dann, weil das Ding einmal Consonanz oder, da ein Buchstabe am Schlusse des Wortes doch in der Zukunftsmusik nichts bedeutet, ebenso gut Consonant heißt, folgendes merkwürdige Argumentum. Weil der Ton des Instrumentes durch seinen consonirenden Charakter, d. h. durch seinen Consonanten seine besondere Eigenthümlichkeit gewinnt, wird er ähnlich bestimmt, wie die Wortsprache durch den Consonanten. Folglich kann man diesen Instrumental-Consonanten auch als den wurzelhaften Anlaut bezeichnen, der sich für alle auf dem Instrumente zu ermöglichenden Töne als bindender Stabreim darstellt. Nun aber ist der Stabreim im Sprachverse ein Mittel zur Steigerung des Ausdruckes. Also auch der musikalische Stabreim des Instrumentes, das heißt seine Klangfarbe. Also wird die längstbekannte Sache, daß der Klang des Instrumentes ein Mittel künst-

lerischen Ausdruckes sei, philosophisch für das Kunstwerk der Zukunft acquirirt.

Die Klangwirkung des Orchesters wird darum zugelassen, weil 1. der Ton des Instrumentes ähnlich ist der von Wagner entdeckten Tonsprache, dem ursprünglichsten Äußerungsorgane des innern Menschen, der ersten menschlichen Ausdrucksweise, ähnlich der, welche noch heute einzig den Thieren zu eigen ist; 2. weil die Klangfarbe des Instrumentes seine Töne ähnlich verbindet, wie die Anlaute des Stabreimes die Worte des Sprachverses. — In das volle Verständniß dieser sublimen Ästhetik können wir den Leser erst durch die nähere Betrachtung des letzten constitutiven Elementes des Zukunftskunstwerkes einführen — des stabgereimten Sprachverses. Zunächst jedoch müssen wir den Gedankengang Wagners über die Ausdrucksfähigkeit der Instrumentalmusik zu Ende führen. Wir wollen uns hierzu soviel als möglich seiner eigenen Worte bedienen.

Das Orchester besitzt nach dem Gesagten unläugbar ein Sprachvermögen. Letzteres haben wir deutlich dahin zu bezeichnen, daß es das Vermögen der Kundgabe des Unaussprechlichen ist (S. 292). Das ist nun allerdings eine große Vollkommenheit, das Unaussprechliche aussprechen zu können. Der philosophischen Diction Wagners scheint wirklich das Unmögliche möglich zu sein, nämlich im vollen Unsinn Sinnvolles zu sagen. Thatsächlich will er nämlich nur behaupten, daß die reine Instrumentalmusik gewisse, mehr unbestimmte, allgemeine Vorstellungen zum Ausdruck bringen könne. Darum erklärt er, „daß dieses Unaussprechliche nicht ein an sich Unaussprechliches, sondern eben nur dem Organe unseres Verstandes unaussprechlich ist". Das will heißen, daß der Verstand sich daraus noch keine bestimmte Vorstellung bilden könne. Ganz unaussprechlich drollig ist aber die Bemerkung, daß dieses Unaussprechliche „somit also nicht ein nur Gedachtes, sondern ein Wirkliches ist" (S. 283). Das, meint der Kunstphilosoph, thun ganz deutlich die Instrumente kund, von denen jedes für sich im wechselvoll vereinten Wirken mit anderen Instrumenten es klar und verständlich ausspricht. Gerade umgekehrt! Darum müssen die Instrumente sich in's Lange und Breite ergehen und auch vereint wirken, weil sie nicht klar und verständlich ihre Sache aussprechen können.

Wagner kommt nun zur naheliegenden Frage, wie denn der unbestimmte Ausdruck des Orchesters an Bestimmtheit gewinnen könne. „Fassen wir nun das Unaussprechliche in das Auge, was das Orchester mit

größter Bestimmtheit auszudrücken vermag, und zwar im Vereine mit einem andern Unaussprechlichen, — der *Geberde*." Wagner bemerkt nämlich richtig, daß die Geberde, obwohl sie selbst die Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks auch nicht besitzt, doch die ihr zukommende Ausdrucksfähigkeit mit jener der Instrumentalmusik vereinigen und so sie steigern könne. Ganz sonderbar ist dabei allerdings, daß er hier nicht so sehr an das uns natürliche Geberdenspiel anknüpft, mit dem wir unwillkürlich die Rede begleiten und das eben darum uns bisweilen die Rede ersetzt, als an die *Tanzgeberde*, die doch immerhin eine künstliche, gesuchte, arbiträre ist. Der Grund liegt aber nur darin, weil er zwischen Musik und Tanz als mezzo termino den „Rhythmos" postiren will. Das genügt für den Wagner'schen Ideengang vollständig. Übrigens verkennt Wagner das menschliche Ausdrucksvermögen ganz und gar. Sonst könnte er doch nicht Sätze schreiben, wie den folgenden: „Der in Erregung zur Melodie gewordene Wortvers löst endlich wohl den Verstandesinhalt der ursprünglichen Sprachmittheilung zu einem Gefühlsinhalte auf: das der Geberde vollkommen entsprechende Moment der Mittheilung an das Gehör ist in dieser Melodie aber noch nicht enthalten; gerade in ihr, als *erregtestem* Sprachausdrucke, lag erst die Veranlassung zur Steigerung der Geberde als eines verstärkenden Momentes, dessen die Melodie noch *bedurfte*, eben weil das ihm — dem verstärkten Momente der Geberde — vollkommen Entsprechende noch nicht in ihr enthalten sein konnte" (S. 294). Wie einfach ist doch die Wahrheit und Wirklichkeit gegen solchen Bombast! Je mehr der Mensch sich — subjectiv — gedrängt fühlt, seine Ideen mitzutheilen, desto mehr greift er nach den ihm zu Gebote stehenden Mittheilungsmitteln. So wird das Wort durch die Geberde gesteigert. Die Mittheilung wendet sich *so* an zwei Sinne, Ohr und Auge. Der Andere, dem dieser psychologische Vorgang nicht fremd ist, der seinen Grund aus seinem eigenen Seelenleben kennt, deutet diesen doppelten Appell auch richtig auf die höhere Willensintensität des Ersteren. Das Wort hingegen macht die Geberde wirklich bestimmter. Es macht sie zur eigentlichen Rede. So steigert es die Geberde qualitativ, während umgekehrt die Geberde das Wort nur quantitativ zu steigern vermag. Das liegt in unserer Natur. So haben es die Menschen immer gehalten. Das ist nicht erst eine Errungenschaft des Kunstwerkes der Zukunft.

Gehen wir nun einen Schritt weiter und fragen wir, wie sich im Kunstwerke der Zukunft das Verhältniß zwischen Instrumentalmusik und

Geſangsmuſik, oder — wie der Meiſter ſagt — zwiſchen Orcheſter und Versmelodie zu geſtalten habe, ſo wird uns zur Antwort: Das Orcheſter habe durch die Leitmotive die Sprache der Erinnerung zu führen. Wir brauchen darauf nicht weiter einzugehen, da wir ſchon früher den äſthetiſchen Werth dieſer Orcheſterfunction beſprochen haben. Nur Eines haben wir hier zu berühren. Wagner ſelbſt und die Wagnerianer gefallen ſich in dem Gedanken, das Orcheſter übernehme im Muſikdrama des Kunſtwerkes der Zukunft die Stelle des Chores in der claſſiſchen Tragödie der alten Athener. Wenn man die Kunſtwerke eines Aiſchylos und Sophokles mit aller ihrer Schönheit und Würde ſchätzen und lieben gelernt, ſo möchte man ſich ſolche Zumuthungen an den guten Glauben allerdings rundweg verbitten. Allein wir haben ja ſchon früher bemerkt, daß Wagner die Erinnerungen ſeiner claſſiſchen Jugendbildung immer friſch behielt. So kann es nicht Wunder nehmen, wenn auch die Erinnerungen an den antiken Chor zuweilen auftauchen, wie es z. B. im Parſifal der Fall iſt, wo es den alten Tempeleiſen plötzlich beikommt, auf gut attiſch einzumarſchiren und ihr Herzeleid ſich gegenſeitig auszuklagen. Jedoch im Orcheſter des Wagner'ſchen Muſikdramas die Idee des griechiſchen tragiſchen Chores wiederzufinden, vermögen wir nicht. Duo quum faciunt idem, non est idem. Geſetzt alſo, beide hätten in der Ökonomie der betreffenden Kunſtwerke dasſelbe oder Ähnliches zu thun, ſo folgt noch nicht die Berechtigung, ſie gleichzuſtellen. Es kann auch von gleicher Thätigkeit beider keine Rede ſein, da beide eine ganz verſchiedene Aufgabe haben. Ein gnomiſches Element haben zwar beide; aber der antike Chor repräſentirte nach dem ſcharf zeichnenden Ausdrucke Schlegels den „idealiſirten Zuſchauer", das motiv-arbeitende Orcheſter Wagners dagegen idealiſirt gewiſſermaßen den repräſentirenden Künſtler. Es erzählt gleichſam immer, was die Handelnden denken und fühlen, ſuchen und meiden, lieben und haſſen. Während der antike Chor die Gefühle des Zuſchauers ausſpricht, erklärt das Wagner'ſche Orcheſter die Gefühle des Schauſpielers. Der alte Chor ſuchte die Handlung von ihrer objectiven Seite zu deuten, Wagners Orcheſter ſubjectivirt dieſelbe auf's Äußerſte. Der alte Chor erklärt mit dem klaren Worte, Wagners Orcheſter deutet und düftelt mit ſeinen willkürlich gewählten Tongebilden. Schließlich: der alte Chor ſuchte die Objectivität, Wagners Orcheſter drängt ſich ſelbſt auf. Das Kunſtwerk der Zukunft hat vor lauterſter Conſequenz den großen muſikaliſchen Chorſatz vor die Thüre geſetzt: nun ſoll es uns auch nicht zumuthen, in ſeinem Inſtrumental-Organismus

einen Chor zu finden, wenn nicht den neuen, ſo doch den alten; wenn nicht den Webers und Lohengrin-Wagners, ſo doch den von Aiſchylos und Sophokles!

Warum hat Wagner den Vocalchor, wie er in der früheren großen Oper und auch in ſeinen eigenen Werken als weſentlicher Theil auftrat, auf ein ſo beſcheidenes Maß zurückgewieſen, ja in ſeiner früheren großartigen Geſtalt ganz verbannt? Seine Gründe dafür entwickelt er ſelbſt ziemlich ausführlich. Sie haben im Geſammtgefüge ſeiner Theorie wirklich eine gewiſſe Berechtigung, verlieren aber dieſelbe gänzlich, ſobald jenes in's Weichen gebracht wird. Davon werden wir uns überzeugen, wenn wir unſere Analyſe des Kunſtwerkes der Zukunft weiter führen und auch ſein drittes und tiefſtes Element näher unterſuchen.

Wir haben ſchon geſehen, daß das eigentliche Berührungsglied dieſes erſten Elementes mit dem zweiten, des geſanglichen Theiles mit dem orcheſtralen, in der ſogen. Versmelodie gegeben iſt. Versmelodie nennt ſie Richard Wagner, weil er in dieſem Worte das ganze Weſen und Sein bezeichnet glaubt. Die Versmelodie hat nämlich ein doppeltes conſtitutives Element, zuerſt das eigentlich muſikaliſche — die Melodie, „wie ſie auf der Oberfläche der Harmonie erſcheint". Sie gibt ſich ſelbſt als horizontale Reihe kund, hängt aber durch den harmoniſchen Accord als verticale Reihe wie durch eine Kette mit dem Grundtone zuſammen. Das andere — ſprachliche — Element wird gebildet durch den im Stabreime gefügten Sprachvers, deſſen ſprachlich-rhythmiſcher Bewegung die muſikaliſche Melodie folgt, ſich über ihn gleichſam ausgießt. „Das verwandtſchaftliche Band der Töne, deren rhythmiſch bewegte und in Hebungen und Senkungen gegliederte Reihe die Versmelodie ausmacht, verdeutlicht ſich dem Gefühle zunächſt in der Tonart" (S. 265). Sie iſt die engſt verwandte, oder, wie Wagner ſchreibt, eng verwandteſte Familie der ganzen Tongattung. „Als wahrhaft verwandt mit der ganzen Tongattung zeigt ſie ſich uns aber da, wo ſie aus der Neigung ihrer einzelnen Ton-Familienglieder zur unwillkürlichen Verbindung mit anderen Tonarten fortſchreitet" (S. 265). Geſchieht dieſer Fortſchritt ſo, daß die muſikaliſche Modulation zur Verwirklichung dichteriſcher Abſicht in verſchiedene Tonarten ausweicht, welche in einem genauen verwandtſchaftlichen Verhältniſſe zur urſprünglichen Tonart ſtehen, ſo ſchließt ſich durch die Rückkehr aus jenen in dieſe die dichteriſch-muſikaliſche Periode ab. In dieſer aber iſt ein weſentliches Glied des Wagner'ſchen Kunſtbaues gegeben — wenigſtens erklärt ſie der Meiſter ſelbſt dafür: „Wir können vorläufig das

Kunstwerk als das für den Ausdruck vollendetste bezeichnen, in welchem viele solche Perioden nach höchster Fülle sich so darstellen, daß sie, zur Verwirklichung einer höchsten dichterischen Absicht, eine aus der andern sich bedingen und zu einer reichen Gesammtkundgebung entwickeln, in welcher das Wesen des Menschen nach einer entscheidenden Hauptrichtung hin, d. h. nach einer Richtung hin, die das menschliche Wesen vollkommen in sich zu fassen im Stande ist (wie eine Haupttonart alle übrigen Tonarten in sich zu fassen vermag), auf das Sicherste und Begreiflichste dem Gefühle dargestellt wird" (S. 272). Dieses Kunstwerk ist das Drama. Warum? Weil in ihm die Handlung als letzter, unwillkürlich geforderter, vollkommen verstandener Moment hervorgeht. Was will das heißen? Etwa soviel, daß die dramatische Dichtung die eminenteste Kunstthätigkeit des Menschen sei, und daß ferner ihr eigener Vorzug darin bestehe, daß in ihr die Gesammthandlungen um ein Moment sich gruppiren, welches direct als nothwendig letzte Wirkung, reflex aber als Mittelpunkt aller verwendeten Motive erscheint. Was hat aber dann das Kunstwerk der Zukunft vor der Vergangenheit voraus? Gewiß nichts. Wagner bringt erst alle gesunden ästhetischen Ideen in heillosen Wirrwarr und zieht zuletzt aus dem Durcheinander theils falscher, theils verdrehter, theils richtiger Vordersätze als Schluß einen Satz, den man schon längst wußte, der aber durch seine verschrobene Form sich als neue Wahrheit darstellt, es jedoch ebenso wenig ist, als er aus dem in's Lange und Breite Behaupteten erwiesen wird. Wagner taumelt in seinen Deductionen beständig zwischen Analogien und Äquivocationen hin und her. Er verwechselt, ohne einen Augenblick es zu beachten, die Ordnung des wirklichen Seins mit seiner Vorstellung. So ist ihm, dem gewandtesten Harmoniker, der mit unglaublichem Geschicke jede musikalische Idee in das Gefüge seiner Harmonien zu bringen und im vollen Fluß zu erhalten versteht, mit der Vorstellung des melodischen Satzes — des horizontalen — auch schon die des harmonischen gegeben — des verticalen. Die Melodie taucht ihm aus der Harmonie hervor. Eher ist der Zusammenklang als der Einklang. Ganz ähnlich geht er voran, wenn er, wie wir eben zeigten, seine dichterisch-musikalische Periode im Kunstwerke der Zukunft anordnet. Sein Ideengang läßt sich verständlich so geben: Das vollendetste Kunstwerk ist bedingt durch das kräftigste Ausdrucksmittel. Dieses aber ist gegeben in der dichterisch-musikalischen Periode. Der Obersatz ist wahr, wenn man die Qualität des Ausdrucksmittels in die Schale der Wage legt, nicht aber bloß die Quantität. Nun aber liegt

nach Wagners eigenem Geſtändniſſe die größere Kraft in der größeren Zahl der Ausdrucksmittel, nicht aber in der größeren Kraft derſelben. Spricht er ja doch beſtändig von einer Auflöſung des Gedankens in das Gefühl. Der Ausdruck in der dichteriſch-muſikaliſchen Periode iſt *mannigfaltiger*, aber darum von ſelbſt *noch nicht beſtimmter*.

Durch Wagners künſtleriſches Denken und Schaffen zieht ſich ein tiefer Irrthum, worauf wir ſchon einmal hingewieſen haben. Er verwechſelt die Wirkung des Schönen mit der des Wahren. Das Schöne hat ſeine Zweckwirkung im Gefallen. Schön iſt, ſagten die Alten, was in ſeiner Anſchauung gefällt. Die Kunſt iſt die Darſtellung des Schönen. Sie kann alſo keine vom Schönen ſpecifiſch verſchiedene Zweckwirkung haben. Wagner will mit ſeiner Kunſt nicht bloß gefallen, er will überzeugen. Das Kunſtwerk der Zukunft kleidet die Wahrheit nicht in die künſtleriſchen Formen, damit ſie gefalle und ſozuſagen im Gefallen belehre, ſondern die künſtleriſchen Formen ſollen die Wahrheit ſelbſt ſein und, weil ſie es ſind, gefallen und befriedigen. Darum glaubt Wagner, mit Häufen und Stauen ſeiner Formen die Wahrheit ſelbſt zu ſteigern. Darum meint er die Fülle des Ausdrucks erreicht zu haben, wenn ſeine Leitmotive, die er als die unfehlbaren Künder der Idee auserwählt hat, ſich möglichſt zahlreich, feſt und unzertrennbar verſchlingen. Für Wagner iſt das Wahre nicht nur *im* Schönen, ſondern das Schöne *iſt* die Wahrheit, und dieſe muß in jenem, eigentlich aber im *muſikaliſch Schönen* aufgehen. Darum iſt ſein Muſikdrama die abſolute Kunſt und die höchſte Offenbarung in Einem.

(Fortſetzung folgt.)

Theodor Schmid S. J.

Die moderne Forschung unter dem Joche der scholastischen Philosophie?

Auf Herrn Dr. Th. Bokorny machte das 22. Ergänzungsheft zu dieser Zeitschrift einen solchen Eindruck, daß er es für nöthig erachtete, ihre Wirkung durch eine Gegenbroschüre zu paralysiren und „den im vollen Lichte moderner Naturforschung nach einem Lebensprincip suchenden Schriftgelehrten den geehrten Lesern im Lichte der Wahrheit vorzuführen“ [1], das soll wohl heißen, dessen jesuitische Kniffe aufzudecken. S. 4 hebt er ausdrücklich hervor, es sei ihm dabei weniger darum zu thun, seine eigene Aldehyd-Lebenstheorie gegen unsere Angriffe zu vertheidigen, als vielmehr unsere Beweise für die Existenz eines Lebensprincipes und unsere Lebenserklärung unschädlich zu machen. Anfang und Ende der Broschüre lassen uns aber glauben, daß noch ein ganz anderer Grund zu seiner Schrift ihn mächtig angetrieben, nämlich die Angst vor dem dunklen Gespenste „mittelalterlicher Philosophie“. Diese Annahme dürfte am einfachsten erklären, weßhalb er an so bevorzugter Stelle und mit so kräftigen Worten zweimal den Mahnruf an seine Leser richtet, sich vorzusehen, daß nicht jetzt, nachdem „der menschliche Geist die Schranken eines engherzigen, Alles im Voraus wissenden Dogmatismus gebrochen und muthig vorwärts strebend einen unermeßlichen Schatz von positiven Kenntnissen erobert hat, die moderne Naturforschung unter das Joch der scholastischen Philosophie gebeugt werde“, darauf zu achten, „daß die scholastische Philosophie nicht die Naturforschung zu ihrer Dienerin herabwürdige, um so das gefürchtete Ungeheuer zu fesseln und zu besiegen“ (S. 3 u. 15). Oder sollte hierin nur ein strategisches Kunststück liegen? Wollte Herr Bokorny nur die allgemeine Voreingenommenheit gegen die Scholastik in jenen Kreisen, für welche er seine Broschüre abfaßte, benutzen, einmal, um die Leser gleich von vornherein gegen unsere

[1] Ist die Annahme eines Lebensprinzipes nöthig? Entgegnung auf die Schrift: Der belebte und der unbelebte Stoff u. s. w. Von Dr. Th. Bokorny. Kaiserslautern, 1883.

Schrift zu stimmen, dann, um zu guter Letzt, falls die von ihm vorgebrachten sachlichen Gründe versagen sollten, nochmals diesen gewaltigen Sturmbock spielen zu lassen? Das wäre allerdings klug berechnet; ob aber auch ritterlich gekämpft? Von Ritterlichkeit zeugt es ganz gewiß nicht, wenn Herr Bokorny die Sache so darzustellen weiß, daß der Leser seiner Broschüre, welcher unsere Abhandlung nicht gelesen hat, zum Glauben verleitet wird, wir hätten versteckter Weise unter dem Schilde der Naturforschung nur Propaganda für mittelalterliche Philosophie zu machen gesucht, während wir doch in Wirklichkeit mit offenem Visir vorgetreten, unseren Standpunk, unser Ziel und unsere Absicht so klar und deutlich als möglich ausgesprochen haben, daß es wahrhaftig des Scharfblickes eines Herrn Bokorny nicht bedurfte, um dieses erst aufzudecken. Motto, Einleitung und viele Auseinandersetzungen der Abhandlung selbst konnten darüber Niemanden in Zweifel lassen.

Bevor wir nun im Folgenden den Auslassungen des Herrn Bokorny hie und da einige Aufmerksamkeit schenken, dürfen wir, um Mißverständnissen vorzubeugen, eine Bemerkung nicht unterdrücken. Seine Broschüre war für die folgenden Ausführungen wohl theilweise die Veranlassung, nicht aber der Beweggrund. Denn wir geben uns wohl keiner Täuschung hin, wenn wir uns überzeugt halten, seine Broschüre sei so weit entfernt, unserer Schrift über „den belebten und den unbelebten Stoff" irgend einen gut getroffenen Stoß zu versetzen, daß sie vielmehr dieser einen dankenswerthen Nutzen erwiesen. Und dieses in doppelter Hinsicht: einerseits, indem sie unsere Schrift in Kreisen bekannt gemacht haben dürfte, in welche sie sonst kaum eingedrungen wäre, andererseits — und das schlagen wir höher an — indem der Inhalt seiner Broschüre einen neuen Beitrag zu unseren Beweisen für die Behauptung geliefert hat, es verstoße die scholastische Philosophie im Allgemeinen und die Lehre vom Lebensprincip im Besonderen nicht gegen die Errungenschaften der exacten Forschung. Vermag nämlich letztere unsere Folgerungen in keiner anderen Weise zu entkräften, als Herr Bokorny dieses versucht hat, dann stehen sie fest und haben wir nicht nöthig, weiter eine Lanze für sie einzulegen. So benutzen wir gern die Gelegenheit, Herrn Bokorny unsern Dank auszusprechen für die Unterstützung, die er uns geleistet.

Aus Bokorny's Broschüre, sowie verschiedener Recensionen über unsere Abhandlung vom belebten und unbelebten Stoff, erkannten wir aber von Neuem, wie wenig Verständniß man in gewissen Kreisen für das wahre innige Verhältniß zwischen Naturforschung und Philosophie besitzt

und wie schwer es ist, für sie die nicht stoffliche Seite des Lebens klarzulegen. Vielleicht leiste ich darum Herrn Bokorny und seinen Gesinnungsgenossen einen Gegendienst, wenn ich hier auf diese Punkte in anderer Weise zurückkomme. Für die Leser dieser Blätter aber, die ich hierbei am meisten im Auge habe, dürfte es wohl nicht unerwünscht sein, über diese höchst wichtigen Fragen einige Gesichtspunkte zur richtigen Orientirung eröffnet zu sehen. Wir wenden uns zuerst zur Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Naturforschung und Philosophie.

Naturwissenschaft und Philosophie überhaupt oder doch Naturwissenschaft und scholastische Philosophie sind zwei principiell sich feindlich gegenüberstehende Dinge. Das gilt der Mehrzahl unserer heutigen Naturforscher für ausgemacht. Professor A. Heller setzt an die Spitze seiner preisgekrönten, geistreich und schön geschriebenen „Geschichte der Physik“ [1] das Motto: „Nam causarum finalium inquisitio sterilis est et tanquam virgo Deo consecrata nihil parit“ (Bacon). Die Vorrede hebt dann mit folgendem Siegesgesang an: „Längst verhallt sind die Schläge der Axt, welche, an die tausendjährige Eiche der aristotelischen Naturwissenschaft gelegt, den stolzen Baum zum Falle brachten. Am Boden liegt nun der Gestürzte, der in seines Falles Wucht so manchen kühnen Axtschwinger zu Boden gerissen und zerschmettert oder wenigstens für Lebenszeit arg verletzt hat. Sein Sturz hat einer jungen Pflanze Licht und Luft verschafft, welche, ihres Hemmnisses befreit, fröhlich heranwachsen und im Laufe von zwei kurzen Jahrhunderten zum Baum erstarken konnte. Es ist unsere heutige Naturwissenschaft.“ Im Verlaufe des Buches nimmt dann der Verfasser noch öfter die Gelegenheit wahr, auf den argen Hemmschuh hinzuweisen, der durch die Philosophie der freien Forschung früher unterlegt worden sei. Ganz siegestrunken aber ruft Herr Bokorny am Schlusse seiner Broschüre: „Feuer und Wasser lernen sich niemals vertragen, Herr Dressel! Experimentelle Forschung und Dogmatik (d. h. Philosophie) passen nie zusammen. Ein Versuch, erstere unter letztere zu beugen, ist deßhalb von vornherein verfehlt.“

Herrn Bokorny möchte ich zunächst vorübergehend zu bedenken geben, daß er seinen Vergleich ungeachtet der Wichtigkeit der Umstände unvorsichtig gewählt. Dem gemeinen Laien repräsentiren allerdings Feuer und Wasser unvereinbare Gegensätze, nicht so dem Naturforscher. Herr Bokorny muß doch wissen, daß Wasser sehr oft aus Feuer geboren wird,

[1] Geschichte der Physik von Aristoteles bis auf die neueste Zeit. Stuttg. 1882.

und umgekehrt wieder Wasser oft Feuer gebiert. Nähere ich dem aus einer Röhre strömenden Wasserstoffgas den zündenden Funken, so entflammt sich das Gas, und der Feuerflamme entquillt ein continuirlicher Strom reinsten Wasserdampfes. Ja, das Feuer ist hier nichts Anderes als der sichtbare Ausdruck innerer Erregung des werdenden Wassers. In jeder Gas- und Kerzenflamme, in jeder brennenden Petroleumlampe entsteht in ganz ähnlicher Weise im Feuer und durch Feuer Wasser. — Andererseits kennt Herr Bokorny doch wohl auch das gewöhnliche Schulexperiment, bei dem Kalium, auf Wasser geworfen, sofort ein allerliebstes, violett-rothes Flämmchen auf dem Wasser herumtanzen läßt. Wasser entzündet hier thatsächlich ein Feuer. Wenn Herr Bokorny diesen Versuch so anstellen will, daß er ein Stäbchen aus Kalium ganz langsam in einen mit Wasser gefüllten Cylinder niedersenkt, so wird er finden, daß er eine ganz curiose Wasserkerze in Händen hat, eine Kerze, in welcher nicht bloß das Wasser die Flamme in ähnlicher Weise nährt, wie das Öl in der Öllampe, sondern welche auch bei alleiniger Berührung von Docht und Wasser von selbst sich entzündet. Gerade so wie in diesen Experimenten Feuer und Wasser, so verhalten sich auch Naturwissenschaft und Philosophie, vorausgesetzt, daß beide für das genommen werden, was sie in Wahrheit sind, und nicht nach Vorurtheilen, die bewußt oder unbewußt inhäriren, oder nach verzerrten Phantasiegebilden beurtheilt werden. Die eine ist berufen, der andern dienlich zu sein, und nur aus der harmonischen Verbindung beider kann der solide Fortschritt des wahren, den ganzen Menschen veredelnden Wissens entspringen. Doch lassen wir die Vergleiche, auch die besten hinken. Zur Begründung unseres Satzes verweisen wir zuerst auf eine historische, höchst auffallende Thatsache.

Aus dem ganzen Alterthum leuchtet wohl kein Mann durch seine Wissenschaft derart hervor, wie der große Stagirite, und die gesammte Geschichte der Wissenschaft nennt keinen zweiten Namen, der wie derjenige des Aristoteles durch zwanzig Jahrhunderte hindurch in gleicher Weise bewundert worden wäre. Nun, gerade in dem Träger dieses Namens hatten sich, um mit Herrn Bokorny zu reden, wie in keinem andern, Feuer und Wasser harmonisch verbunden, er war groß als Naturforscher und groß als Philosoph, und letzteres speciell als Vorläufer der Scholastik.

Die Naturforschung des Aristoteles reicht freilich, was Beobachtungsmethode und Beobachtungsergebnisse betrifft, in sehr vielen Fällen nicht an dasjenige heran, was man heute von einem be-

obachtenden Forscher zu erwarten berechtigt ist. Nur ein Thor könnte aber so etwas in jenen ersten Entwicklungsanfängen exacter Empirie suchen. Geradezu lächerlich erscheint es uns, wenn Einige dem Stagiriten die Ehre eines echten Forschers deßhalb streitig machen, weil er Vieles ungenau beobachtet, in vielen Fällen mit oberflächlichen Beobachtungen sich begnügt, weil er oft seine Untersuchungen höchst „naiv und kindisch" angefaßt habe. Dieses trifft, wir läugnen es nicht, zu. Wahr ist aber auch, daß er sehr viele Beobachtungen mit einer Feinheit und Sorgfalt anstellte, die uns heute noch Bewunderung abnöthigen, daß er bei manchen Untersuchungen mit einem Scharfsinn und mit einer Umsicht zu Werke ging, die man in jenen Zeiten noch gar nicht vermuthen sollte. Er hinterließ uns genaue Beobachtungen aus fast allen Gebieten. Als Asklepiade und Arzt sah er sich freilich zunächst auf anatomische, physiologische und zoologische Studien hingewiesen, die er mit solchem Erfolge betrieb, daß sie für alle Zeiten grundlegend und bahnbrechend wurden. Seine zoologischen Beschreibungen bekunden die umfassendsten Specialkenntnisse und, wie A. von Humboldt betont, überall ein sehr aufmerksames, sorgfältig beobachtendes Auge. Er belauscht die geheimsten Vorgänge in der Lebensweise der Thiere, indem er allen verschiedenen Klassen seine Theilnahme gleichmäßig zuwendet, er durchforscht mit der eingehendsten Sorgfalt das gesammte Thierleben des Meeres und sucht die Tiefen des Vorkommens gewisser Formen genau zu bestimmen, er zergliedert nach dem Zeugnisse des großen Anatomen Johannes Müller mit wunderbarer Feinheit die Fische der griechischen Meere, er entnimmt „den feinsten anatomischen Arbeiten" die Unterscheidung der Tintenfisch-Arten, die Beschreibung des Gebisses in den Schnecken und der winzigsten Organe anderer Gastropoden[1]. Er beobachtet die Sternbedeckungen am nächtlichen Himmel, den Regenbogen und Halo bei Tag und bei Nacht.

Gerade die Erklärungen der letzteren zeugen wieder von genauer Beobachtung auch physikalischer Dinge. Bezüglich des Regenbogens verwechselt er allerdings Refraction mit Reflexion, über die Bedingungen der Erscheinung, über ihre geometrischen Verhältnisse entwickelt er ganz richtige Ansichten; er weiß, weßhalb zur Mittagszeit im Sommer in Griechenland kein Regenbogen möglich sei, warum der Mondregenbogen so selten sei, da er nur bei Vollmond erscheine; er führt an, innerhalb 50 Jahren

[1] Vergl. die Einleitung zu J. B. Meyer's „Thierkunde des Aristoteles" (Berlin, 1855) und das Vorwort zur Ausgabe der arist. Schrift: De generatione animalium durch Aubert und Wimmer. (Leipzig, 1860.)

letztere Erſcheinung nur zweimal beobachtet zu haben. Auch iſt ihm der künſtliche Regenbogen wohl bekannt, welcher in den durch das Ruder zerſtäubten Waſſertröpfchen ſich zeigt, wenn man der Sonne, die ſich in günſtiger Höhe über dem Horizont befindet, den Rücken zuwendet. Dieſes ſorgfältige, genaue, emſige Unterſuchen ſo vieler Naturgegenſtände[1] iſt es, was ſeinen Forſcherruhm unbeſtreitbar begründet und in hellſtem Lichte leuchten läßt. Jene naiven Auseinanderſetzungen hat er mit allen ſeinen Zeitgenoſſen gemein, und ſie zu vermeiden, war ihm nicht möglich. Sie können ihm den Werth, der in den gut durchgeführten Beobachtungen liegt, nicht verkürzen. Wie viele ungenaue Beobachtungen und naive Unterſuchungen finden wir ja noch bei den Forſchern des 17. und 18. Jahrhunderts, nachdem Galilei ſchon längſt der exacten Forſchung beſſere Wege geöffnet! Für das Kindesalter iſt aber Naivität eine ſelbſtverſtändliche, ja gewinnende Eigenſchaft, während ſie dem reiferen Alter ſchlecht anſteht. Die exacte Beobachtung iſt eine hohe Kunſt, ſie braucht wie jede andere Kunſt zu ihrer Entwicklung Zeit und Anregung. In den Tagen des Ariſtoteles lag nun aber dieſe Kunſt noch in der Wiege. Er war es, der dieſes Wickelkind zuerſt auf die Beine ſtellte und ſelbſtändig gehen lehrte. Denn mit ihm beginnt, wie Alle geſtehen, die eigentliche Naturforſchung und die Naturwiſſenſchaft, indem er zuerſt die exacte Forſchung von der Philoſophie als beſondere Wiſſenſchaft abtrennte, indem er ſie geſondert behandelte und geſondert behandeln lehrte. Er hat die hohe Bedeutung der exacten, poſitiven Beobachtung als Grundlage der Wiſſenſchaft nicht nur ſelbſt in vollem Maße erkannt und kennen gelehrt, ſondern wie keiner vor ihm und keiner lange Zeit hindurch nach ihm durch ſelbſtthätige Ausübung eindringlich angeregt. Gewiß ein großartiges Forſcherverdienſt, in den Augen eines jeden Forſchers eine herrliche That. Denn aller Anfang iſt ſchwer, zumal aber, wenn er mit ſolchem Glanze eintritt. — Zur erfolgreichen Beobachtung gehören ferner genaue, handliche Inſtrumente und günſtige Gelegenheiten. Letztere ſcheinen dem Stagiriten nicht gefehlt zu haben, wenngleich ſein Verhältniß zu Alexander d. Gr., ſeinem Zögling, ſowie deſſen große, culturhiſtoriſch ſo wichtige That der Ausdehnung des griechiſchen Reiches über Aſien, durchaus nicht

[1] Herrn Prof. R. Eucken ſcheint es geradezu räthſelhaft, wie ein Menſchenleben und zwar ein nicht eben langes Menſchenleben — Ariſtoteles ſtarb im Alter von 62 Jahren — dazu ausreichen konnte, Beobachtungen in ſo gewaltigem Umfange zu unternehmen und mit ſolcher Feinheit und Sorgfalt auszuführen, wie es dem Stagiriten gelungen iſt. (Die Methode der ariſtoteliſchen Forſchung, Berlin 1872. S. 153.)

jenen Einfluß auf die Erweiterung seines Wissens ausübte, welchen man ihnen beizumessen pflegt. Aristoteles war weder Begleiter des macedonischen Eroberers, noch auch boten die Erfahrungen der Gelehrten, welche dieser mit sich führte, seinem Schaffen eine wesentliche Förderung. Als Alexander den Granicus überschritt, ragte das wissenschaftliche Gebäude des Aristoteles schon bis zum Giebelfirste hoch in die Lüfte[1]. Was erstere, die besonders für physikalische und chemische Beobachtungen so bedeutsamen instrumentalen Hilfsmittel anbelangt, so waren diese damals soviel wie gar nicht vorhanden, und dennoch gelang es ihm, Vieles erfolgreich zu ermitteln. Ein Thermometer hatte man damals noch nicht; nichtsdestoweniger entdeckte er, daß Wasser, wenn es durch Asche filtrirt, sich erwärmt! Dieses eine Beispiel aus vielen möge zeigen, wie wenig oberflächlich Aristoteles auch die gewöhnlichen physikalischen Processe betrachtete. — Erwägen wir schließlich den für die damalige Zeit immensen Umfang seiner positiven Kenntnisse über Naturgegenstände aus allen Gebieten, in denen er alle seine Vorgänger und Zeitgenossen weit überholte; bedenken wir, daß er mit seinen eigenen Erfahrungen das gesammte damalige Erfahrungswissen über alle drei Reiche der Natur, über den ganzen Kosmos, über mechanische, physikalische, chemische, meteorologische und physiologische Erscheinungen in sich vereinigte, so werden wir an dem minder Guten und Schlechten, das zwischen dem Guten und Ausgezeichneten vorkommt, keinen begründeten Anstoß mehr nehmen können.

Das Forscherverdienst des Aristoteles liegt indessen keineswegs allein in seinen Beobachtungen, in der exacten Forschung im engern Sinn. Viel mehr noch dürfte sie gesucht werden *in der genialen Verarbeitung des gesammten, ihm bereits vorliegenden und von ihm wesentlich vermehrten Beobachtungsmaterials zu einem einheitlichen, wohlgefügten Systeme exacter Naturerklärung*, zu einer Erklärung der gesammten Erscheinungswelt, die um so mehr unsere Anerkennung herausfordert, je weniger er sich gerade hierbei auf die Schultern seiner Vorgänger stellen konnte, je umfassender er ihre Grenzen gezogen, je tiefer die Fundamente hinabgesenkt, je weniger er mit allgemeinen Ideen und Andeutungen sich begnügt, sondern Alles in allen seinen Theilen aus einander gelegt hat. Fürwahr, wenn wir dieses vor zwanzig Jahrhunderten aufgeführte naturwissenschaftliche Gebäude

[1] Vgl. A. v. Humboldt (Kosmos, Bd. II. S. 191), der, gestützt auf Cuvier, speciell für die zoologischen und meteorologischen Schriften des Aristoteles ein höheres Alter nachweist.

studiren und dann ruhig und ohne Voreingenommenheit beurtheilen, so werden wir dessen eben so geistreiche und scharfsinnige als kühne und mühevolle Ausführung nicht genug bewundern können, sowie die erdrückende Größe des gewaltigen Baumeisters von Stageiros staunend eingestehen. Ohne Zaudern werden wir mit Herrn Professor Pflüger, der selbst ein genialer, großer Forscher unserer Tage ist und den gewiß auch Herr Dr. Bokorny als Fachgenossen hochachtet, Aristoteles für den „großen Heros des Alterthums", für „eines der größten Genies aller Zeiten" erklären, „das so gewaltig war, daß sein Name nach zwei Jahrtausenden noch mit solchem Glanze im Gedächtnisse der Besten fortlebt" [1]. Manche heutige Forscher sind indessen anderer Meinung. Sie unterschätzen die Theorien überhaupt und hegen einen ganz besondern Abscheu vor den theoretischen Aufstellungen des Stagiriten. Wir wollen deßhalb näher auf das Einzelne eingehen.

Man kommt in Forscherkreisen immer mehr zur Einsicht, daß die bis vor Kurzem allein beliebte Kleinarbeit, d. h. die möglichst specialisirte und ins Kleine dringende genaue Erforschung einzelner Naturgegenstände und einzelner winziger Theile derselben, nur zu endloser Zersplitterung führen müsse, die über kurz oder lang nicht mehr gestatte, das einigende Band für's Ganze zu finden und so der Naturwissenschaft überhaupt, sowie ihren besonderen Fächern die Gefahr inneren Zerfalles bereite. Zu den Detailforschern müssen, wenn die exacten Wissenschaften kräftig gedeihen und ihres Namens sich würdig erweisen sollen, nothwendig auch Männer sich gesellen, die es verstehen, ihre Arbeit en gros zu betreiben, die, das Gesammte in's Auge fassend, das Vielfältige möglichst wenigen allgemeinen Gesichtspunkten unterzuordnen, zwischen dem Getrennten das Band der innern Verwandtschaft und des ursächlichen Zusammenhanges zu entdecken vermögen. Je mehr Erscheinungen sie einer Grunderscheinung unterzustellen, je mehr Erscheinungen sie aus einer Grunderscheinung herzuleiten im Stande sind, um so schätzenswerther ist ihre Arbeit, um so größer ihre Förderung der Wissenschaft. Ein Beweis hierfür sind das durch Newton entdeckte Princip der allgemeinen Gravitation, das unserer Zeit entsprossene Princip der Erhaltung der Energie und der Äquivalenz zwischen Bewegung, Wärme, Licht und Elektricität, sowie alle anderen großen Generalisationen der modernen Naturwissenschaft. — Beide Arten von Arbeit, das emsige Untersuchen des Einzelnen bis zum kleinsten

[1] Die teleologische Mechanik der lebendigen Natur. Bonn 1878. S. 9 u. 12.

Theilchen und das Zusammenfassen des hierdurch gewonnenen Materials im Lichte hellstrahlender allgemeiner Principien und Gesetze, sind nützlich und nothwendig, beide bedingen sich gegenseitig: an innerem Werthe aber ist erstere letzterer offenbar untergeordnet. Letztere ist wahre Geistesarbeit, erstere gleicht mehr der Handarbeit, mag sie auch noch so geistreich in Anlage und Durchführung sein. Die verallgemeinernden Theoretiker sind dem Architekten vergleichbar, der den Plan des Gebäudes entwirft, dessen Ausführung bestimmt, regelt und leitet; die exacten Beobachter den Maurern, Zimmerleuten, Schreinern und den sonstigen Werkleuten. Wie der Baumeister ohne diese kein Gebäude aufführen kann, so hat die Feststellung eines Naturgesetzes oder einer zutreffenden, weitreichenden Theorie ausgedehntes Beobachtungsmaterial zur Voraussetzung. Wie nur *einer* Architekt und Werkführer, sehr viele aber Werkleute sind, so haben auch im Gebiete der positiven Forschung viele Kräfte in den Niederungen der unmittelbaren Beobachtung zu wirken, während einige wenige genügen, um von den Höhen herab die Theorie zu cultiviren. Der *eine* Architekt und Werkführer leistet beim Aufführen des Gebäudes mehr und Größeres, als alle die Werkleute; an ihn werden auch höhere Anforderungen gestellt: er muß mit der ihn besonders auszeichnenden Fähigkeit der componirenden Kunst auch die Kenntnisse aller verschiedenen Werkleute besitzen, ohne indessen auch ihrer Handfertigkeit zu bedürfen. Ebenso verlangt auch der theoretische Ausbau der exacten Wissenschaft Männer von höherer, universalerer Befähigung, als die Experimental-Untersuchung des Einzelnen. Nur genial angelegte Köpfe passen zum theoretischen Schaffen, indeß in der Detailforschung auch die gewöhnlichen Tüchtiges und Ausgezeichnetes leisten können. Mit der Größe des Genies wächst die Befähigung zum theoretischen Fördern der Wissenschaft; umgekehrt dürfen wir auch nach dem, was Jemand in dieser Richtung geleistet, dessen Genie bemessen. Denn — ausgedehntes positives Wissen vorausgesetzt — sind weiter Umfang, Einheit und hohe Einfachheit der Auffassung ebenso die Vorbedingungen zum Generalisiren in der Wissenschaft, wie sie den unterscheidenden Charakterzug des Genies, des erhabensten Grades menschlicher Intelligenz, bilden. Wahre Genies sind indessen von Natur aus selten, dadurch ist auch von vornherein für das richtige Verhältniß zwischen beiden Arbeitsklassen auf dem Felde der exacten Forschung gesorgt. In der That, befragen wir die Geschichte der empirischen Wissenschaften, so zeigt sie uns nur in großen Abständen jene Männer auf, deren geniales Schaffen wie hellglänzende Sterne erster Größe aus

der Unzahl der übrigen Forſcher blendend hervorſtrahlen, deren emſiges Mühen und Ringen ſich zwar weniger bemerklich macht, für die Continuität der wiſſenſchaftlichen Entwicklung aber nicht minder nöthig war, wie Glanzpunkte, die nicht nur ihre nächſte Umgebung in helles Licht ſetzen, ſondern auch weithin über die vorhergehenden und nachfolgenden Generationen, die Erfolge jener erleuchtend, die Leiſtungsfähigkeit dieſer neu entzündend, ihre Strahlen werfen. Auch A. Heller kann nicht umhin, dieſe Thatſache ſpeciell hervorzuheben. „Die Anzahl der Forſcher," ſchreibt er, „welchen wir in der Geſchichte der Phyſik begegnen, iſt eine ſehr bedeutende; gering jedoch iſt die Anzahl derjenigen, welche auf den Entwicklungsgang unſerer Wiſſenſchaft einen entſcheidenden Einfluß übten. In der großen Menge jener Forſcher, deren Beſtrebungen auf die Förderung unſeres phyſikaliſchen Wiſſens gerichtet waren, begegnen wir nur wenigen, die der Entwicklung unſerer Kenntniſſe von den Naturerſcheinungen einen friſchen Impuls ertheilten. Wenn dieß ſtattgefunden, dann ſehen wir plötzlich eine lange Kette thätiger Hände, welche ſich bemühen, das einmal in Bewegung geſetzte Rad im Umſchwunge zu erhalten. Jedoch die Bemühungen der großen Menge von wiſſenſchaftlichen Arbeitern kann die allmähliche Verlangſamung und den endlichen Stillſtand nicht verhindern, bis eine neue Idee dem Rade neuen Schwung verleiht." (A. a. O. S. 2.)

Zu dieſen ſeltenen Erſcheinungen zählt nun auch unſer Forſcher aus Stageiros; ja er iſt der allererſte in der Reihe jener bahnbrechenden Genies, ein Umſtand, der ſeine Bedeutung nur erhöhen kann. Wie alle Geſchichten der empiriſchen Wiſſenſchaften, ſo datiren auch unſere beiden neueſten Werke über die Geſchichte der Phyſik[1] die erſte Periode wiſſenſchaftlicher Forſchung nach Ariſtoteles. A. Heller, der nichts weniger als eine beſondere Vorliebe für dieſen Mann verräth, findet keine Veranlaſſung, den Arbeiten der vorariſtoteliſchen Zeit eingehendere Aufmerkſamkeit zu ſchenken — nur bei Platon, dem unmittelbaren Vorgänger, verweilt er etwas länger — mit der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit des Ariſtoteles aber öffnet ſich vor ſeinen Blicken auf einmal das ganze Feld der Geſchichte, mit Früchten aller Art reich beſtanden. Er findet hier den Mann, „der gleich einem Leuchtthurme aus der Brandung ſich viel-

[1] Das oben angeführte Werk von Profeſſor A. Heller und Dr. F. Roſenberger, Die Geſchichte der Phyſik in Grundzügen, mit ſynchroniſtiſchen Tabellen der Mathematik, Chemie und beſchreibenden Naturwiſſenſchaften, ſowie der allgemeinen Geſchichte Braunſchweig 1882.

fach widersprechender Meinungen und Ansichten ragt und die Grenzen des festen Landes der systematischen Wissenschaft bezeichnet, dessen Leuchte die geistige Finsterniß zahlreicher Jahrhunderte erhellt".

Doch wie? Wissen wir denn nichts von jenen — um das gelindeste epitheton ornans zu wählen — „höchst naiven" Theorien des Aristoteles, von seinem „horror vacui", von seiner fatalen Annahme des absolut Schweren und des absolut Leichten, von seinen vier Elementen mit dem noch sonderbareren Äther als „quinta essentia", von seiner Lehre über den Einfluß der Gestirne auf das Werden, Ändern und Vergehen der Dinge auf Erden, und noch von so vielen anderen nichts weniger als exacten Vorstellungen und Behauptungen, die alle seine Erklärungen verunstalten und ihm die Einsicht in manche Naturprocesse zum Voraus unmöglich machten? Gewiß kennen wir dieses recht wohl; es ist uns ebenfalls recht wohl bekannt, wie wegen dieser „entsetzlichen Mißgriffe" nicht wenige Gelehrte unserer Tage sich für berechtigt halten, Aristoteles für einen verschrobenen Kopf zu erklären und ihm rundweg alle Befähigung für eine glückliche theoretische Bearbeitung naturwissenschaftlicher Fragen abzusprechen. Bei näherem Zusehen entdecken wir jedoch, daß diese Gelehrten nicht zu jenen gehören, die sich die Mühe genommen, des Stagiriten Werke selbst zu studiren, oder doch wenigstens sich nicht auf den richtigen Standpunkt für deren Beurtheilung zu stellen vermochten. Kleine Geister sind eben nicht im Stande, große Geister zu fassen; indem sie an einzelne Kleinigkeiten sich hängen, die gerade ihnen am meisten in die Augen stechen, beurtheilen sie danach den ganzen Mann. Bei Aristoteles fällt überdieß noch der Umstand schwer in die Wagschale, daß er als Vater der übel beleumundeten scholastischen Philosophie gilt. Dieses aber verleitet Manche, lieber an seinen Fehlern herumzunörgeln, als das wirklich Gute und Große an ihm nach Billigkeit zu würdigen. Haben denn ein Berzelius, ein Lavoisier, ein Leopold von Buch, ein Alexander von Humboldt und andere bahnbrechende Koryphäen unseres neuesten und erleuchteten Forschungszeitalters nicht auch eine Reihe irriger, schiefer, durch das Experiment nicht gestützter Annahmen und allgemeiner Ideen aufgestellt? Versagen wir darum den wahren theoretischen Errungenschaften Newtons unsere volle Anerkennung, weil er auch eine Lichttheorie in Umlauf setzte, die wir heute als falsch erklären? Wenn bei diesen Männern allerdings solche „naive", unhaltbare Anschauungen minder zahlreich vorkommen, so verdanken sie dieses einzig und allein dem Umstande, daß sie zwanzig Jahrhunderte später geboren wurden, was doch gewiß nicht

ihr Verdienst ist. Wir zweifeln sehr, ob diese großen Männer, wenn sie an Stelle des Aristoteles gestanden, fähig gewesen wären, dasselbe, was dieser, zu leisten. Das Generalisiren in den Naturwissenschaften ist immer eine gefährliche Sache; ganz besonders groß ist die Gefahr zu irren aber dann, wenn das Forschungsgebiet noch nicht hinlänglich im Detail bearbeitet ist. War nun Letzteres zur Zeit des Aristoteles thatsächlich ganz und gar nicht der Fall, und lag es nicht in seiner Macht, diesem Übelstande abzuhelfen, so war es ihm auch bei der genialsten Veranlagung in sehr vielen Fällen nicht gegeben, sich vor Irrthum zu sichern. Schauen wir aber, gerade unter Berücksichtigung dieses wichtigen Momentes, hin auf das, was er ohne Irrthum aufgedeckt, auf das, was er diesem so unfruchtbaren Brachfelde an vollwerthigen, kostbaren Früchten abzuringen wußte, dann dürften bei jedem Vorurtheilsfreien alle Bedenken wegfallen.

Aristoteles hat zunächst alle Gebiete der exacten Forschung in einer für damals bewunderungswürdigen Ordnung unter Dach und Fach gebracht. Denn mit ihm beginnt nicht bloß die Abtrennung der Naturwissenschaft von der Philosophie, sondern ebenso die Einfügung der verschiedenen Naturkenntnisse in ein festes System. Hätte er sich hierbei nur mit allgemeinen Andeutungen begnügt, so wäre dieß minder beachtenswerth. Steigt er aber in der That überall bis zum kleinsten Einzelnen herab[1], so steckt schon in diesem einen systematischen Unterfangen eine herkulische Arbeit. Prüfen wir dann die geistige Verarbeitung dieses ungeheuren Materials näher, so springt uns aus der Art der Bewältigung des Ganzen, wie aus der Durchführung einzelner Partien hell der Funken des Alles durchdringenden Genies entgegen. Nach Prof. Hellers Geständniß begegnen wir in den physikalischen Erklärungen des Aristoteles schon „den Anläufen zu den wichtigsten Principien der mechanischen Naturerklärung", finden wir in ihnen schon die „Keime" späterer großen Entdeckungen, wenn auch schwer erkennbar, weil sie, „rudimentären Sprößlingen" gleich, mit noch wenig bestimmtem Gepräge auftreten. Wer denkt beispielsweise nicht an die Principien der modernen mechanischen Wärmetheorie, wenn

[1] Um nur ein Beispiel anzuführen, verweisen wir darauf, wo er im vierten Buch der Meteorologie auf die Eigenschaften der Körper im Allgemeinen zu sprechen kommt. Er handelt hier von der Härte, Gerinnbarkeit, Schmelzbarkeit, Streckbarkeit, Hämmerbarkeit, Biegungsfähigkeit, Erweichungsfähigkeit, Zerreibbarkeit, Brechbarkeit, Plasticität, Zusammendrückbarkeit, Dehnbarkeit, Spaltbarkeit, Theilbarkeit, Viscosität, Brennbarkeit, Verdampfungsfähigkeit.

er im II. Buche der Schrift über das Himmelsgebäude die merkwürdige Stelle liest: „Die von den Gestirnen ausgehende Wärme aber und das Licht entsteht, indem die Luft durch die Bewegung derselben an ihnen in Reibung kommt; denn von Natur aus setzt die Bewegung sowohl Hölzer, als auch Steine und Eisen in Feuerhitze; noch mehr wohlbegründet also ist es, daß sie dieß bei demjenigen thue, was dem Feuer näher ist. Näher aber demselben ist die Luft, wie ja z. B. auch bei den Geschossen, während sie in Bewegung sind. Denn diese werden von selbst so in Feuerhitze versetzt, daß die Bleimassen schmelzen, und sobald sie selbst in Feuerhitze versetzt sind, muß nothwendig auch der Luft rings um sie herum das Nämliche widerfahren. Diese also nun werden von selbst erhitzt, weil sie in der Luft bewegt werden, welche durch Schlagen vermöge der Bewegung Feuer wird." Schon Aristoteles betont hier das innige Verhältniß zwischen Bewegung, Wärme und Feuer und weist speciell schon auf das Schmelzen bleierner Geschosse hin, die auch uns am eclatantesten die Verwandlung der Bewegungsenergie in Wärme nahe legen. Im dritten Kapitel der Schrift über die Sinne vergleicht er die Farben mit den Tonmischungen der Musik. Diejenigen Farben, die nach einfachen Verhältnissen gemischt sind, scheinen ihm so, wie in der Musik die harmonischen Töne, angenehme Mischungen zu geben. Dann sagt er wörtlich: „Zu sagen, wie die Alten, daß die Farben Ausflüsse seien, und daß man einer solchen Ursache wegen sehe, ist unstatthaft; denn die Solches behaupten, müssen annehmen, daß Alles durch Berührung empfunden werde, während es besser sei, zu sagen, die Empfindung des Sehens erfolge durch die Bewegung eines Mittels zwischen dem Gesichte und dem Gesehenen, als durch Berührung und Ausflüsse." Hieraus mit Wilde zu folgern, Aristoteles habe der Vibrationstheorie den Vorzug vor der Emanationstheorie gegeben, und dabei an unsere moderne Lichttheorie zu denken, hieße allerdings weit über das Ziel schießen. Solche Erklärungen sind aber auch ohnedieß ein herrliches Zeugniß für den Adlerblick des Erklärers. Trotz des vielen kindlich Naiven in den Ansichten des Aristoteles über die Farben hat es im ganzen Alterthum keinen gegeben, der eine so klare Vorstellung über Gegenstände der Optik entwickelt hätte, als er[1]. — Im zweiten Kapitel der „mechanischen Probleme" versucht

[1] Vgl. A. Heller, a. a. O. S. 69. — Es ist in neuester Zeit von mehr als einer Seite versucht worden, Aristoteles und scholastische Philosophen zu Entdeckern der modernen Theorien der Physik, Chemie und anderen exacten Wissenschaften zu stempeln. So wohl gemeint ein solches Unterfangen auch offenbar gewesen ist, so war es

er die Beantwortung der Frage, warum eine Wage mit längerem Balken genauer zu wägen gestatte, als eine solche mit kürzerem, und bringt dann in der Lösung das Grundprincip der heutigen Statik, das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten, wenn auch unklar, so doch erkennbar zum Ausdruck. Heller steht daher nicht an (a. a. O. S. 63), das Vorgehen des Aristoteles in mechanischen Fragen über dasjenige des großen Mechanikers Archimedes zu stellen. Bei dieser Gelegenheit mag auch darauf hingewiesen werden, daß Aristoteles wohl der Erste gewesen, der seine mechanischen Beweise durch Zeichnungen zu veranschaulichen suchte und zur kürzeren Bezeichnung von Größen, und zwar nicht bloß von Längen, sondern auch von anderen Größen, Buchstaben verwendete. Es war diese Methode, so unscheinbar an sich, wieder der erste Schritt zu einer mathematischen Symbolik, der wir den ganzen jetzigen Stand der mathematischen Wissenschaft zu verdanken haben (Heller a. a. O. S. 67). — Das wissenschaftliche Genie des Stagiriten leuchtet endlich hervor aus der Art und Weise, naturwissenschaftliche Probleme zu behandeln. „Er hat häufig geirrt, oft das „punctum saliens" einer Frage ganz anderswo gesucht, als wo sich dasselbe befindet; er hat aber auch mit bewunderungswürdiger Geistesschärfe die Principien der wissenschaftlichen Forschung aufgestellt und den logisch-dialektischen Apparat, den er sich zu diesem Zweck erst schaffen mußte, mit staunenswürdigem Erfolge gehandhabt" (Heller a. a. O. S. 74). Näheres hierüber später!

Aristoteles war somit unläugbar in Veranlagung und im originellen Schaffen, im Beobachten und genialen Erklären einer der größten Forscher; er war aber auch, wenn nicht der allergrößte, so doch gewiß einer der größten aller Philosophen. Wir können über diesen Punkt kurz hinweggehen, da wir hier den Naturforschern gegenüber für die philosophische Größe des Aristoteles eintreten, diese aber — wenn sie überhaupt die Philosophie einiger Beachtung werth halten — seine Bedeutung nach dieser Seite hin nicht beanstanden. Er ist ihnen im Gegentheile nur zu viel Philosoph gewesen. Es genüge daher, das kurze Zeugniß zu verzeichnen, das A. Heller ihm ausstellt. „Bewunderung," sagt er (a. a. O. S. 74), „erweckt die Schärfe seiner Begriffsbildung, seines Urtheilens

doch höchst übel angebracht. Man suchte der aristotelisch-scholastischen Lehre Unmögliches anzudichten und machte sich und Andere in den Augen der Gegner lächerlich. Was Aristoteles betrifft, so sind gewiß Andeutungen der verschiedensten Art vorhanden, die seinen genialen Blick den richtigen Erklärungen unvermutet nahe kommen liegen; zu einer wirklichen Erkenntniß der großen Principien und Entdeckungen unserer modernen Naturwissenschaft gelangte weder er, noch spätere Scholastiker.

und Schließens überall dort, wo es sich um die Gegenstände intuitiver Auffassung und die höchsten Principien des Denkens und Erkennens handelt." Auch für F. Rosenberger (a. a. O. S. 25) hat der Stagirite als Philosoph „seine größten Leistungen vollbracht." [1]

Feuer und Wasser waren also in Aristoteles thatsächlich beisammen; Herr Bokorny wird diese Thatsache nicht umstoßen. — Wenn wir jetzt, einen Schritt weiter gehend, sagen, daß Aristoteles deßhalb ein so großer Forscher, weil er auch ein großer Philosoph gewesen, und daß er umgekehrt eine so solide, fest gefügte, gegen alle Angriffe glänzend bewährte Philosophie inaugurirte, weil echter Forschergeist und echte Forscherweisheit ihm dabei zu gute kam, so werden über eine so „abgeschmackte" Behauptung mit Herrn Bokorny so ziemlich alle Forscher verächtlich die Achseln zucken. Werden sie uns aber das Gegentheil beweisen können? Wir bezweifeln es. Wir wollen ihnen das nächste Mal einige Gründe für unsere Behauptung vorlegen. Sie werden daraus vielleicht die Überzeugung gewinnen, daß wir uns viel weniger mit ihnen im Widerspruch befinden, als obige Behauptung auf den ersten Blick vermuthen lassen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

L. Dressel S. J.

[1] Über die ganze Größe des Aristoteles können wir uns heute unmöglich mehr ein genaues Urtheil bilden. Wie es ganz natürlich ist, bemessen wir seine Größe nach seinen Leistungen, diese aber entnehmen wir seinen Schriften. Es steht nun aber fest, daß die aristotelischen Schriften, schon so wie ihr Verfasser sie beim Tode hinterließ, unvollständig geblieben waren und deßhalb nicht sein ganzes Wissen uns offenbaren; ferner daß später ein Theil derselben ganz verschwunden ist, während der Rest vielfache Corruptionen erlitt. Seine Manuscripte wanderten im Laufe der Zeit durch verschiedene Hände und in verschiedene Länder, ein Theil zunächst nach Skepsis in Kleinasien, ein anderer nach Alexandrien in die große Weltbibliothek. Nur von dem ersteren stammen unsere aristotelischen Bücher. Anderthalb Jahrhunderte lagen sie ganz vergessen in unterirdischen Gewölben in Skepsis, wo Nässe und Würmer ihnen arg zusetzten, bis zu theilweiser Vernichtung. Nachdem die Überbleibsel 86 v. Chr. von Athen aus nach Rom gebracht worden, übernahm es Tyrannion, ein Freund Cicero's, die Manuscripte wieder zu ordnen und zu sichten, während Andronikos aus Rhodos sie abschreiben und in zahlreichen Exemplaren verbreiten ließ (vgl. A. Heller, S. 46 ff.). Unser Urtheil über Aristoteles, das auf den Inhalt seiner bis zu uns gelangten Schriften sich gründet, wird deßhalb immer unter dem wahren Werthe bleiben. Dieses wäre noch mehr der Fall, wenn wirklich, wie der berühmte Philologe J. Bernays in seiner „Politik des Aristoteles" (1872, S. 212) behauptet, „kein von Aristoteles allseitig ausgearbeitetes und veröffentlichtes Werk vorliegen" sollte, „sondern nur eine Reihe vorläufiger Aufzeichnungen, deren Bestimmung zum Gebrauch bei seiner mündlichen Lehrthätigkeit von vornherein wahrscheinlich war und durch die neueren, der aristotelischen Literärgeschichte zugewandten Forschungen immer deutlicher hervortritt".

Molière.

Biographisch-kritische Studie.

Wenn wir uns in der folgenden Studie mit dem classischen Komödiendichter Frankreichs beschäftigen, so liegt der letzte Grund dieser Wahl nicht so sehr in dem Interesse, das der Stoff nothwendig jedem Gebildeten abgewinnt, sondern in der Zeitgemäßheit einer Besprechung desselben. In der That, ein ruhiges, sachgemäßes Wort über Molière von katholischer Seite ist gerade jetzt in Deutschland gewiß sehr am Platze.

Die Literatur über den französischen Komiker ist seit den letzten Jahren in unserem Vaterland beständig im Steigen begriffen. Nicht genug mit einzelnen kleineren Studien über den Dichter und seine Hauptwerke, wie Paul Lindau, Wilhelm Mangold, A. Laun, Fritsche u. s. w. sie gaben, beschenkten uns zwei andere Literarhistoriker, Mahrenholtz und Lotheißen, rasch nach einander mit ausführlichen Molière-Biographieen, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, begann Dr. Heinrich Schweitzer nach dem Vorbild des französischen „Molièriste" eine eigene Zeitschrift oder ein Sammelwerk zur Förderung des Molière-Studiums in Deutschland unter dem Titel „Molière-Museum". Dadurch tritt Molière in die kleine Zahl der Universalgenies, denen man in unserem kosmopolitischen Deutschland die Ehre wirklicher Fachstudien und eines krankhaft übertriebenen Cultus zu Theil werden läßt. Daß Molière die Aufmerksamkeit jedes Literaturfreundes verdient, ist unbestreitbar, daß der augenblickliche Molière-Oestros viel Gemachtes und Zopfhaftes hat, ist ebenso sicher; da aber Molière nur zu leicht als Vorwand genommen wird, um über kirchliche und religiöse Fragen zu sprechen, ja der Dichter des Tartüff geradezu als Feind der katholischen Kirche und des überall gehaßten Jesuitismus gepriesen wird, so ist es nicht ohne Nutzen, daß auch der gebildete Katholik wenigstens in etwa über Molière und die neueste Molière-Bewegung orientirt sei. „Jedesmal," sagt L. Veuillot, „wenn es den Freidenkern aus einem oder dem anderen Grunde gelungen ist, die öffentliche Meinung gegen die Kirche aufzureizen, erscheint auch sofort auf den Bühnen von Paris und der Provinz Molière's Tartüff. Man führt ihn auf, man verbreitet Volksausgaben desselben mit Anmerkungen und Illustrationen. In den letzten Zeiten Louis Philippe's hatte Tartüff zugleich mit dem Ewigen Juden die Ehre, Haupt-Antwort der officiellen Philosophie auf die Forderung der Katholiken gegen das Schulmonopol des Staates zu sein. Unter der Restauration war derselbe Tartüff das gesuchte Gegengift gegen die Volks-Missionen. Der ‚intellectuelle' Theil des ehrsamen Philisterthums drängte sich in den Theatern, um die Satire gegen die Frömmler und Adeligen zu hören, welche es wag-

ten, den Predigern zu folgen." Dieſe Miſſion des Tartüff und ſeines Dichters iſt noch lange nicht erfüllt, und auch der deutſche Molièriſt würde kein echter Gläubiger des Propheten ſein, wenn er nicht in gerechtem Abſcheu gegen Frömmler und Jeſuiten die hohe ſittliche Bedeutung Molière's und ſeines Tartüff gebührend darthäte und prieſe. Gegenüber dieſen antikatholiſchen Tendenzen des Molière-Cultus iſt es bisweilen ſchwierig genug, das ruhige Urtheil über den Dichter und ſeine Werke zu bewahren und weder in dem Verlangen, Molière dem Katholicismus zu vindiciren, noch in dem Beſtreben, Dichter und Dichtung um ihr übertriebenes Anſehen zu bringen — nun ebenfalls weiter zu gehen, als es mit den erwieſenen Thatſachen und der ruhigen Kritik vereinbar iſt. Wenn wir uns demnach an dieſe ſchwierige Aufgabe wagen, ſo geſchieht es in dem feſten Bewußtſein, daß wir einerſeits eine wirkliche Achtung vor der Kunſt Molière's in uns fühlen, andererſeits aber auch überzeugt ſind, daß tauſend Tartüffe und tauſend Molière auch nicht das Mindeſte gegen die katholiſche Moral und jeſuitiſche Frömmigkeit *beweiſen*. Daß ſie der öffentlichen Sittlichkeit *ſchaden* können und auch wirklich ſchaden, iſt leider nur allzu wahr; indeß glauben wir, daß gerade die antichriſtliche Tendenz bisweilen mehr in die Stücke hineingetragen, als vom Dichter bewußter Weiſe hineingelegt wurde — kurz, wir vermeinen gegen Autor und Werke vorurtheilslos genug zu ſein, um der Wahrheit gebührend Rechnung zu tragen, wie immer ſie nach dem ſtrengen Quellenbefunde lauten mag. Wir wollen nicht Veuillot rechtfertigen, noch Molière und ſeinen Tartüff retten, ſondern die Wahrheit erforſchen und ausſprechen — ganz und unverblümt.

I. Elternhaus und Schulen.

Dort, wo ehedem die Rue St.-Honoré und die Rue des vieilles étuves (heute Rue de Sauval) zuſammenſtießen, lag das Eckhaus „zum güldenen Affen", ſo benannt nach ſeinem Wahrzeichen, einer kunſtvollen Holzſchnitzerei am Erker, welche eine Affenfamilie unter einem Apfelbaume darſtellte. Hier gründete gegen das Jahr 1620 ein ehrſamer Bürger der guten Stadt Paris ein eigenes Geſchäft als Tapezierer und führte bald nachher (27. April 1621) die Tochter eines anderen wohlhabenden Tapezierers, Marie Creſſé, als Gattin und mit ihr eine Mitgift von 2200 Livres in ſein aufblühendes Heim. Das junge Paar war rührig und geſchäftstüchtig, und der kleine Wohlſtand mehrte ſich faſt zuſehends. Im Erdgeſchoß des ſchmalen Hauſes befand ſich der Laden mit den zum Verkauf ausgeſtellten Möbeln, hinter dem Laden die auch als Speiſezimmer dienende Küche. Die Familie lebte tagsüber auf dem Entreſol, welcher ein großes Schlafzimmer und daneben ein kleineres Gemach enthielt. Als Magazine dienten die Räumlichkeiten des erſten Stockes. Die ganze Einrichtung der Wohngemächer und des Ladens machte den Eindruck der „Deftigkeit", wie der Niederländer das Echte, Behäbige und einfach Reiche einer wohlhabenden Bürgerfamilie bezeichnet. Damit auch der Glanz nicht fehle, wußte ſich der junge Geſchäftsmann von einem Bruder die Stelle eines Hoftapezierers und bald darauf diejenige eines königlichen Kammerdieners zu

verſchaffen, ſo daß er den in dem Frankreich Ludwigs XIV. ſo wohlklingenden Titel eines „tapissier-valet de chambre du roi“ führen konnte.

Am 15. Januar 1622 wurde das erſte Kind des jungen Paares, ein Knabe, Johann Baptiſt, in der Kirche des hl. Euſtachius getauft [1]. Ihm folgten dann im Laufe von zehn Jahren noch fünf oder ſechs weitere Geſchwiſter, von denen jedoch nur drei — zwei Knaben und ein Mädchen — heranwuchſen.

Die Mittheilungen über den Charakter und den Bildungsgrad der Mutter ſind zu ſpärlich, als daß ſie uns einen Schluß auf die erſte Erziehung der Kinder unter ihrer Leitung geſtatteten, wenn auch die zu ihrem Beſitz gehörenden Bücher, unter anderen eine Bibliſche Geſchichte und ein Amyot, wenigſtens eine gewiſſe Bildung vorauszuſetzen ſcheinen. Jedenfalls war die mütterliche Wirkſamkeit nicht anhaltend genug, um ſelbſt bei dem älteſten Sohne einen entſcheidenden oder ſpäter nachweisbaren Eindruck zu hinterlaſſen. Sie ſtarb ſchon im Jahre 1632, wie es ſcheint an einem Bruſtübel, deſſen Keim ſie auch ihren Kindern vererbte. Dem Vater war es unmöglich, die Erziehung der Kleinen und ſeine Geſchäfte allein zu beſorgen; nach einem Jahre der nöthigen Trauer führte er darum als zweite Mutter und Verwalterin eine neue Gattin, Cathérine Fleurette, in das verwittwete Haus. Catharine brachte ihm ſo viel Baarvermögen, daß er damit ſeine bisherigen Erſparniſſe zu der nöthigen Summe ergänzen konnte, um ein eigenes Haus in der Nähe der großen Markthallen — in der Gegend der heutigen Rue Rambuteau — zu kaufen. Auch über den Einfluß der Stiefmutter auf die Kinder haben wir keinerlei geſchichtliche Nachrichten. Andeutungen will man freilich ſowohl im Charakter als in den Dichtungen des ſpäteren Molière gefunden haben. So ſagt Paul Lindau: „Hans, als der Älteſte ſeiner ſieben Geſchwiſter, iſt vermuthlich (?) ſchon von Kindsbeinen an viel ſich ſelbſt überlaſſen geweſen. Daraus erklärt ſich (?), daß das eigentliche Familiengefühl, wenigſtens das Verhältniß des Sohnes zu den Eltern, nicht tief in ihm zu wurzeln ſcheint. In keinem ſeiner Stücke finden wir eine Mutter, welche uns durch die Tiefe ihres Gefühls zu wahrer Sympathie zwingt. Und, bezeichnend (?) genug, einer ſeiner liebenswürdigſten Frauencharaktere, Elmire, iſt Orgons zweite Gattin und die Stiefmutter der reizenden Marianne und des leidenſchaftlichen Damis. Dagegen ſchlagen in ſeinen Luſtſpielen die Söhne gegen ihre Eltern einen Ton an, der oft verſtimmt, bisweilen verletzt, mitunter geradezu empört.“ [2]

Der Mangel jeglichen Gefühls für ein geordnetes Familienleben nach jeder Richtung iſt in den Luſtſpielen Molière's nicht zu läugnen; wir beſitzen indeß hiſtoriſch ſichere Thatſachen genug, dieſe Eigenheit der Dichtungen zu

[1] Den Tag der Geburt weiß man nicht zu beſtimmen. Auch den Namen Johann Baptiſt findet man nicht im Taufact; er wurde aber dem Erſtgeborenen ſpäter zum Unterſchied von dem ebenfalls Johann getauften jüngeren Bruder gegeben.

[2] Molière. Eine Ergänzung der Biographie des Dichters aus ſeinen Werken, von Paul Lindau. Leipzig 1872. S. 5.

erklären, ohne einen Stein auf die Eltern des Dichters werfen zu müſſen. Im Gegentheil ſpräche die Geſtalt Elmira's im Tartüffe eher für die Güte der Stiefmutter, wenn überhaupt ſolche Schlüſſe einen inneren Werth für die Geſchichte beſäßen. Auch auf den Charakter des Vaters hat man den Verdacht geleitet, als ob dieſer einſeitig und engherzig geweſen. Erwieſen iſt dagegen durch Thatſachen, daß der Hoftapezierer ſeinem Erſtgeborenen eine Erziehung und Ausbildung zudachte, welche eher eine Überſchätzung des Sohnes und zu große Güte des Vaters, als übergroße Strenge und Engherzigkeit vorausſetzen. Obgleich es zu jener Zeit ein Grundſatz bei den Kaufleuten war, ihre Söhne nicht durch eine falſche Erziehung dem väterlichen Stande zu entfremden, alſo die eigentlich claſſiſchen Studien und liberalen Künſte außerhalb des Rahmens der Ausbildung junger Kaufmannsſöhne lagen, ſo wich doch Vater Poquelin zu Gunſten ſeines Älteſten von dieſem Grundſatz ab, und übergab den Knaben der erſten und vornehmſten Studienanſtalt der damaligen Hauptſtadt. Im Collége de Clermont zählte der junge Poquelin die Söhne der Fürſten und Adeligen zu ſeinen Mitſchülern und durchlief in fünf Jahren (1636—1641?) die Klaſſen der humaniſtiſchen Studien, wie ſie an den Jeſuitengymnaſien üblich waren. Auch über dieſe Collegienzeit, den Einfluß der Lehrer und ihr Verhältniß zum Schüler, deſſen Anlagen und Fortſchritte u. ſ. w. liegen uns keinerlei Aufzeichnungen vor. Einige wollen, daß er bei den Jeſuiten auch Philoſophie ſtudirt habe. Dann würde es aber in etwa auffallen, daß er ſich beim Austritt aus dem Collegium behufs Aneignung derſelben Wiſſenſchaft zu Gaſſendi gewendet haben ſoll.

Eine andere Annahme ſcheint uns daher wahrſcheinlicher. Es ſteht feſt, daß der Vater nach damaligem Herkommen ſeinen Sohn ſchon bei Lebzeiten als künftigen Nachfolger in ſeinem Hof-Amt beſtimmen laſſen wollte. Dazu aber war erforderlich, daß der Sohn ſeine Befähigung nachweiſe, alſo vorher unter Aufſicht eines Meiſters arbeite. Wahrſcheinlich hat nun der alte Poquelin den Studenten nach der Rhetorik aus dem Jeſuitencolleg genommen, und ihm durch Privatſtudium bei dem Profeſſor Gaſſendi am Collége royal de France und durch gleichzeitige Arbeit in der väterlichen Möbelwerkſtätte die doppelte Möglichkeit gegeben, ſich als Philoſoph und künftiger Hoftapezierer zugleich auszubilden. Der Doppellehrling ſcheint mehr Geſchmack an der epikuräiſchen, poetiſirenden Philoſophie des Digner Canonicus, als an dem Polſtern von Seſſeln und Füllen von Betten gefunden zu haben. Seine Mitſchüler waren übrigens danach angethan, ihn jedem philiſterhaften Handwerk zu entfremden. Der luſtige Chapelle (1616—1686) und der übermüthige Junker Cyrano Bergerac (1619—1655) ſind ja ſpäter die Typen zweier Literaturzweige geworden — der Erſtere jenes bekannten witzigen, oft ſchmutzigen Epikuräismus in der Lyrik oder vielmehr Geſellſchaftspoeſie, der Andere in der geſellſchaftsfähigen Poſſe, welche freilich erſt Molière hoffähig machen ſollte. Zwei andere Schulfreunde, Franz Bernier und Hesnault, haben ſich ebenfalls ſpäter einen Namen erworben, der Eine durch ſeine Reiſen, der Andere durch ſeine jetzt vergeſſenen Verſe.

Der Lehrer richtete ſich in ſeinen reformatoriſchen Beſtrebungen nicht

bloß gegen die Scholastik und Aristoteles, sondern fast noch mehr gegen Des Cartes und dessen speculativen Rationalismus. Der durch das Christenthum in etwa gemilderte Epikuräismus Gassendi's verlegte aber den Schwerpunkt des Glückes und das Ziel menschlichen Strebens noch hinreichend in die Welt der Sinne, um selbst während des philosophischen Studiums den Keim der Poesie bei seinen Schülern zu wecken und besser zu entfalten, als es die gegnerische Schule gethan. Wenn in dem Jahrhundert des Gemachten, des Abgezirkelten und Unnatürlichen Molière sich eine gute Dosis Ungeschminktheit, Natur und Freiheit in seinen Schöpfungen bewahrt und in einem seiner Meisterwerke das alte Volkslied dem zeitgenössischen Unsinn in Reimen vorzuziehen wagte, so will man diese Erscheinung dem Einflusse der Gassendi'schen Lehre zu Gute schreiben. Sicher ist, daß der Schüler mit seinem Freunde Hesnault eine Übersetzung des Lucrezischen Gedichtes: de rerum natura versuchte. Den beschreibenden Theil gab Poquelin in Versen wieder, den philosophischen in Prosa [1].

Auch wissen wir durch einen Mitschüler Poquelins, daß Gassendi seinen Zöglingen häufig sowohl lateinische als französische Verse vorführte, die er in größter Auswahl auswendig wußte, weil er der Ansicht gewesen, diese Schätze des Geistes verliehen der Seele eine gewisse Erhebung über das Alltagsleben und flößten nicht bloß dem Stil, sondern auch den Gesinnungen einen gewissen Adel ein. Eine solche Hochschätzung der Poesie durch den Lehrer der Philosophie konnte die jungen Leutchen natürlich nur in ihren literarischen Velleitäten bestärken. Zur größten Genugthuung theilte Cyrano den Lucrezübersetzern seine bereits fertige Komödie „Le pédant joué" mit, welche er als Gymnasiast des Collegs zu Beauvais über den dortigen Director Grangier gemacht hatte. Die Einzelheiten dieser Komödie blieben Molière so gut

---

[1] So nimmt man wenigstens an. Auch soll Molière noch in seinem späteren Leben an dieser Übersetzung gearbeitet und seiner Wittwe das fertige Manuscript hinterlassen haben. Als diese dasselbe dann an die Thierry'sche Buchhandlung verkaufen wollte, weigerte sich — so erzählt man — der Drucker, ein Werk zu verbreiten, in dem die Unsterblichkeit der Seele in Frage gestellt werde. „Ob die Wittwe den ‚Lucrez' wieder an sich genommen und ihn selbst vernichtet, oder das den Buchhändlern überlassen oder gar den Jesuiten aufgespart hat, die, um ihr Müthchen an des Dichters Werken, nach dessen Tode, erst recht zu kühlen, später den Thierry'schen Verlag an sich rissen, ist bisher nicht festgestellt worden" (M.-M., I. 35). Warum also die Jesuiten verdächtigen? Übrigens hat Niemand die Übersetzung ganz gesehen oder gehört, und in den übrigen Werken findet sich nur das sehr frei gehaltene Bruchstück von 20 Versen, welches im Misanthropen (Act II. Scene 5) die Verblendung der Liebenden schildert. Was den Ankauf der Thierry'schen Druckerei durch die Jesuiten anlangt, sei nur bemerkt, daß noch von 1709—1710 in eben dieser Druckerei die große Molière-Ausgabe mit der Grimarest'schen Biographie und den Auszügen aus verschiedenen Erklärern veröffentlicht wurde, die Jesuiten also jedenfalls sich erst später besinnen wollten, den über 30 Jahre verstorbenen Molière um seine Übersetzung zu bringen. Allein was beweist die Geschichte gegen eine Verdächtigung, wenn diese die Jesuiten betrifft?

im Gedächtniß, daß er ſpäter zwei ganze Scenen des „Pedanten“ in ſeine Fourberies de Scapin aufnahm [1].

Als der Vater glaubte, ſein Sohn habe nun genug der Philoſophie und des Unterrichtes im Polſtern, ließ er ihn ſein Meiſterſtück im Handwerk machen, um ihm auf alle Fälle die Zukunft zu ſichern, und ſchickte ihn dann an die Hochſchule, damit er Rechtswiſſenſchaft ſtudire. So glaubt man wenigſtens nach einigen Andeutungen, hauptſächlich aber nach Pasquillen auf Molière, annehmen zu ſollen. Die jungen Rechtsbefliſſenen mußten damals nach einem zwei- bis dreijährigen Studium das ſogen. Licentiat der Rechte erwerben, welches die Befähigung verlieh, ſich in die Liſte der Advokaten eintragen zu laſſen. Aber wie heute, ſo gab es auch dazumal Doctorfabriken, d. h. willfährige Facultäten, welche gegen gebührende Entſchädigung bereit waren, jedem Candidaten zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ein Diplom des Licentiates auszuſtellen. Orléans ſoll ſich durch die Nachſicht ſeiner gelehrten Profeſſoren gegen reiche Studenten beſonders ausgezeichnet haben, und ſo ſcheint denn auch der junge Poquelin zu dieſer guten Stadt hilfeſuchend gepilgert zu ſein. In einer Schmähſchrift gegen Molière heißt es:

„Im Jahre vierzig oder etwas früher
Verließ er, dummer als zuvor, die Schule.
Sein Vater hörte, daß in Orléans
Ein jeder Eſel ſich für blanke Batzen
Die Doctorwürde kurzweg kaufen könne,
Und ſchickte darum auch den ſeinen hin ...
So ward er Advokat, wie er erzählt,
In Kleidern, die er nicht bezahlt, ſtolzirend.“ [2]

Als zwanzigjähriger Jüngling muß der junge Poquelin wieder in Paris geweſen und entweder als Kammerdiener des Königs oder als junger Advokat thätig geweſen ſein. Geſchichtlich ſteht weder das Eine noch das Andere feſt, ebenſo wenig, daß er an Stelle ſeines Vaters dem König im Frühjahr 1642 zu der Belagerung von Perpignan gefolgt iſt.

Vollends ſagenhaft klingt die Behauptung, Hans Poquelin ſei der junge Kammerdiener geweſen, welcher den Landesverräther Cinq-Mars vor dem verdienten Tode dadurch zu retten ſuchte, daß er ihn in einem dunkeln Gemach des Schloſſes von Narbonne verbarg. Von einer Berufsthätigkeit als Advokat iſt ebenfalls nur in einer Satire auf den Dichter Rede.

„Doch hört, wie undankbar er ſich benahm,“

heißt es in dem ebengenannten „Elomire“ weiter,

---

[1] So iſt die 9. Scene des 2. Actes der Fourberies ganz der 4. Scene des 2. Actes des „Pedanten“ entliehen und hat die 2. Scene des 3. Actes des Letzteren Molière als Vorlage für Act 3 Scene 3 des Scapin gedient.

[2] „Elomire hypocondre ou les médecins vengés.“ Paris 1670 (4. Act, 2. Scene). Der Elomire (Anagramm von Molière) iſt eine Komödie von Boulanger de Chaluſſay, welche noch bei Lebzeiten des Dichters erſchien und von bitteren nicht immer ganz unwahren Anklagen gegen Molière voll iſt.

„Statt zu studiren, eifrig zu plädiren,
Und sei es nur aus Liebe zu dem Vater,
Erschien er einmal nur vor dem Gericht.
Und wollt ihr wissen, was das Bürschchen trieb?
Als Possenreißer lernt' er seine Rolle
Bei jenem großen Charlatan, dem Bary,
Und bei dem Orvietaner; glaubte sich
Schon fest in deren Gunst" u. s. w.

So ganz Unrecht wird die Satire wohl nicht haben. „Mag nun der junge Poquelin die paar Jahre nach seinen Schulstudien als Rechtsgelehrter und Advokat oder als Vertreter des Vaters im Dienste des Königs verbracht haben, es scheint sicher," sagt Lotheißen, „daß er sich in leichtsinniger Gesellschaft umhertrieb, und ohne ein höheres Ziel in's Auge zu fassen, die Wege eines jungen, dem Vergnügen und Genuß ergebenen Menschen wandelte." [1]

Aus dem Nebel des Ungewissen und Legendenhaften tritt für die Geschichte Molière's plötzlich mit dem Jahre 1643 eine bestimmte und zugleich höchst wichtige Persönlichkeit hervor, und zwar bezeichnend genug: in der Person einer Schauspielerin.

Aus einem Document, das nebst anderen Unterschriften auch diejenige des jungen Poquelin trägt, erfahren wir, daß eine Schauspielergesellschaft, „l'Illustre théâtre" genannt, im November 1643 in Rouen Vorstellungen gab [2]. Was war denn eigentlich geschehen, daß wir plötzlich den vermeintlichen Pariser Advokaten als Schauspieler in einer Theatertruppe der Provinz treffen?

Der junge Poquelin scheint von jeher eine große Vorliebe für das Theater besessen und derselben auch möglichst nachgegeben zu haben. Als Stutzer trieb er sich mit den Alters- und Gesinnungsgenossen in den Theaterkreisen herum, und so geschah es eines Tages, daß der Zauber einer Schauspielerin ihn gefangen nahm und „mit dämonischer Gewalt fesselte".

Madeleine Béjart war die Tochter eines Pariser Huissier, der bei seinem Tode (1643) eine zahlreiche Familie tief verschuldet hinterlassen hatte. Die Tochter war indeß schon vor des Vaters Tode aus dem elterlichen Hause geschieden und bald als Schauspielerin mit Glück aufgetreten. Es dauerte übrigens auch nicht lange, und das leichtsinnige Geschöpf war in sein Unglück gerannt. Im Sommer 1638 gebar sie ihrem gräflichen Liebhaber eine Tochter, und nun hoffte sie, ihr Verführer werde endlich das Verhältniß durch eine nachträgliche Ehe regeln. Der Graf von Modène, Kammerherr des Herzogs von Orléans, verschob diesen Schritt aber immer wieder, bis er sich 1640 in einen Aufstand gegen den König einließ und in Folge dessen zum Tode verurtheilt nach Brüssel fliehen mußte. Als er dann später wieder

[1] S. 38. Molière, sein Leben und seine Werke. Von F. Lotheißen. Frankfurt, Literarische Anstalt, 1880.

[2] „Le Molièriste." Juin 1879. p. 79 sqq.

zurückkehrte, fand er Madeleine bereits mit einem neuen Liebhaber versehen und ließ es daher an einem freundschaftlichen Verkehr mit der ehemaligen Geliebten genug sein. Man sieht, wir sind vollständig in die Gepflogenheiten des Theaterlebens gerathen und werden leider noch wiederholt mit der leichtlebigen Moral der Coulissenwelt zu rechnen haben. Ohne solche Zwischenfälle zu erwähnen, läßt sich nun einmal das Leben Molière's nicht schreiben.

Als sich beim Tode des Vaters die Vermögensverhältnisse der Béjart in der gründlichsten Zerrüttung befanden, schlug der junge Liebhaber Madeleine's, Hans Poquelin, zur Aufbesserung derselben vor, in Gemeinschaft mit ihrem älteren Bruder Joseph, einer jüngeren Schwester Geneviève und einigen anderen jungen Kräften ein selbständiges Theater zu unternehmen, dem dann auch er anzugehören gesinnt sei. Und so trat denn eines Tages der junge Advokat vor seinen Vater hin und kündigte ihm den Entschluß an, den Beruf eines Schauspielers ergreifen zu wollen. Man mag sich nur allzu leicht den Schrecken des armen Vaters ausmalen, als er aus dem Munde seines Ältesten eine solche Rede vernahm. Mochte auch Ludwig XIII. verfügt haben, daß der Stand der Schauspieler in gesetzlicher Beziehung nicht mehr als ehrlos gelten solle, die Kirche hatte von ihrer Strenge gegen die Komödianten nichts gemildert, und mit ihr dachten und fühlten auch noch die besten und vernünftigsten Theile der Nation. Während sich Hofleute und junge Schöngeister mit dem Coulissenvölkchen gemein machten, lebte in dem guten Bürgerstande und beim echten Adel die Verachtung der Schauspieler noch recht lebhaft fort, und bei den Meisten galt es als eine Familienschmach, wenn ein Mitglied sich auf die Bretter verloren hatte. Und dieses Unglück sollte jetzt den königlichen Hoftapezierer Poquelin treffen! Man nimmt an, der Vater habe sich nach bitterem Widerstreben endlich in das Unvermeidliche gefügt; aber die Quittung über 630 Livres, welche der Sohn am 6. Januar 1643 von seinem Vater erhalten, kann ebenso gut beweisen, daß der alte Poquelin seinem mißrathenen Erstgeborenen den Rest des mütterlichen Vermögens ausgezahlt und ihn dann mit seinem neuen Beruf vor die Thüre gesetzt habe. Von den anderen Verwandten steht es fest, daß sie den Komödianten aus der Zahl der Ihrigen ausstießen und ihn sogar nicht mehr in dem Familienstammbaum aufführten.

Unterdessen hatte aber auch der junge Schauspieler seine Familie verläugnet und betrat als Sieur de Molière die Bretter des „hochberühmten Theaters", dessen Leitung der schon mehr sachkundigen Madeleine anvertraut wurde[1], während sich der junge Poquelin doch bald als die eigentliche Seele des Ganzen erwies.

Die neue Gesellschaft eröffnete nach einigen Versuchen in der Provinz

[1] Der Namenwechsel für Schauspieler war dazumal allgemeine Sitte. Warum Poquelin den Namen Molière oder de Molière nahm, ist nicht berichtet. Dieser Name war dazumal schon ein vielgetragener und sehr bekannter. Es gab einen Romanschreiber und einen königlichen Tänzer und Musiker, die sich de Molière nannten.

im December 1643 ihr erſtes Theater in Paris, und zwar in einem Ballſpielhaus der Vorſtadt Saint-Germain. Um den nackten, meiſt nicht einmal genügend geſchloſſenen Raum des Spielſaales in ein auch nur annähernd anſtändiges Theater zu verwandeln, bedurfte es koſtſpieliger Arbeiten und daher vor Allem Geld. Und als das wenige, welches man beſaß, verausgabt war, machte man Schulden in Erwartung der reichen Erträgniſſe und des vornehmen Publikums. Wirklich wurde auch durch den ehemaligen „Freund" Madeleine's der Herzog von Orléans als Gönner gewonnen, der eine beſcheidene Subvention gewährte, und ſo überließ das leichte Künſtlervölkchen ſich der Gunſt des Tages und den goldenen Hoffnungen der Zukunft. Man eröffnete das Haus — und als der Anfang den Erwartungen nicht allzu ſehr entſprach, tröſtete man ſich mit der Schwierigkeit jedes Anfangs. Da wurde im Sommer 1644 auch noch der Herzog von Orléans zur Armee in die Picardie gerufen, und nun eilten von allen Seiten drängend und drohend die Gläubiger herbei. Die Kaſſe wurde regelmäßig von ihnen in Beſchlag genommen, und die Künſtler ſahen ſich zum Äußerſten getrieben. Endlich gelang es ihnen, Bürgſchaft aufzubringen, und nun begann man mit neuem Muth. Vielleicht war die Lage des bisherigen Hauſes nicht günſtig; alſo friſch hinüber auf den Quai des Ormes, und dort wieder die Umwandlung mit einem Ballſpielſaal vorgenommen. Aber der Ortswechſel (1645) that es nicht, die alte Noth dauerte fort. Molière hatte ſchon längſt der leichtſinnigen Madeleine die Verwaltung aus den Händen genommen; aber auch er vermochte dem drohenden Ruin nicht thatkräftig vorzubeugen. Man verſetzte, was man entbehren konnte, ſelbſt koſtbare Coſtüme, Geſchenke des Herzogs von Guiſe; und als man Alles verſetzt und doch noch immer Schulden hatte, kam der Tag, an dem Molière als verantwortliches Haupt der Truppe in den Schuldthurm abgeführt wurde, weil er die Talglichter nicht bezahlen konnte, die man verbraucht hatte. Molière proteſtirte dagegen, daß man ihn allein als haftbar betrachtete, und er wurde wieder auf freien Fuß geſetzt, um wenige Tage ſpäter von anderen Gläubigern unbarmherzig dem Thurm überantwortet zu werden. In dieſer äußerſten Noth fand ſich ein Freund, der für ihn bürgte. Elomire (Molière) hatte alſo wohl Recht, auszurufen:

„Es drückte damals uns das Geld nicht wund.
Wir hätten ſtets vor leerem Haus agirt,
Wenn wir nicht reichlich Freibillets verſchenkt
Und den Verwandten hätten vorgeſpielt.
Wir ſchrieben alles Unheil, wie ihr wißt,
Dem Platz zu, der nicht paßt für ein Theater;
So packten wir denn unſre Siebenſachen
Und zogen von Sanct Paul auf's linke Ufer.
Jedoch der gleiche Grund hat gleiche Folgen.
Auch dort pries ich vergebens unſre Kunſt,
Man pfiff uns aus und hieß uns weiter wandern."

In der That, nachdem man vom Quai des Ormes (Saint-Paul) ein zweites Mal in die Vorſtadt Saint-Germain, aber in ein anderes Lokal, über-

geſiedelt und auch dort auf keinen grünen Zweig gekommen war, hieß es „das Ränzel ſchnüren und weiter wandern".

Aber das Wandern ging nicht ſo leicht; erſt mußte der Bürge befriedigt ſein, der die loſen Vögel vor dem Schuldthurm gerettet hatte. Molière wandte ſich an ſeinen Vater, und der gute Poquelin blieb wirklich gut für eine Summe von 320 Livres; auch die anderen Truppenmitglieder fanden Bürgen, und ſo konnten ſie denn endlich ungehindert abziehen — in die Provinz. Der Leiter einer bekannten wandernden Truppe, Dufresne, kam nach Paris und warb den Reſt des arg zuſammengeſchmolzenen Perſonals vom Illustre théâtre, unter Anderen die Béjarts und Molière, an, und im Jahre 1647 begannen nach den Lehr- die Wanderjahre des Dichters, die ihrerſeits wiederum nur eine neue Schule für den Komiker werden ſollten.

Nach all den Pariſer Ernüchterungen und bei der Kenntniß, die der 25jährige Bürgerſohn von der Realität des Couliſſenlebens hatte, muß man nothwendig annehmen, daß er eine wirklich ungewöhnliche Liebe zur darſtellenden Kunſt beſeſſen hat, um trotz dieſer Ernüchterungen dem einmal erfaßten Beruf nach all dem Mißlingen und mit der Ausſicht auf neues Fehlſchlagen treu zu bleiben. Aber verſchweigen wir Eines nicht: ein anſtändiger Jüngling wäre trotz dieſer Liebe vor dem Letzten und Äußerſten zurückgeſchreckt, und jetzt wenigſtens, nachdem die erſte Romantik und ideale Begeiſterung der erbärmlichen Wirklichkeit Platz gemacht, reumüthig zu ſeinem Vater und zu ſeiner Berufsthätigkeit zurückgekehrt. In der That, war ſchon das Leben damaliger ſtädtiſcher Schauſpieler ein verachtetes und meiſt auch wegen der begleitenden Unſittlichkeit verachtungswürdiges, ſo ſtand doch der wandernde Schauſpieler der Provinz noch um einige Stufen tiefer, ſowohl in dem gezollten als in dem verdienten Anſehen. Es iſt keineswegs der „Zelot" Veuillot, ſondern der gute Kenner und begeiſterte Verehrer Molière's, F. Lotheißen, welcher über die Wandertruppen damaliger Zeit folgendes Urtheil fällt: „Ein Stück Zigeunerthum barg ſich in den Kreuz- und Querzügen einer ſolchen Künſtlergenoſſenſchaft, und in der Unruhe und Haſt der Wanderungen verlor ſich nur zu leicht das Verſtändniß für den Werth dauernder, feſter Verbindung. Der Wechſel wurde zum Bedürfniß, und im Wirbel der Abenteuer ſtumpfte ſich das moraliſche Gefühl ab. Nur ein ſtarker Charakter konnte längere Zeit in dieſem Treiben leben, ohne ſittlichen Schiffbruch zu leiden oder wenigſtens ſchwere Wunden davonzutragen."[1] An einer anderen Stelle heißt es weniger verblümt: „Das feinere (!?) Gefühl für ſittliche Reinheit war gefährdet, das ſtete vertrauliche Leben der Schauſpieler und Schauſpielerinnen mit einander führte leicht zu abſonderlichen Verhältniſſen und begründete wohl etwas, das der Güter- und Weibergemeinſchaft ähnlich ſah. Andere Liebesabenteuer gingen daneben her; jedes Städtchen brachte Abwechslung auch in dieſer Hinſicht — und Molière hatte ſeinen reichen Antheil an den Erlebniſſen ſolcher Art. Er hat alle Wonnen der

[1] Lotheißen, Molière, S. 50.

Liebe gekoſtet, wie er auch alle Stürme derſelben über ſich hat ergehen laſſen müſſen.“ [1]

Wahrlich, wir können in all dem nichts erblicken, was anſtändige Leute hätte bewegen ſollen, eine beſonders hohe Achtung vor dem ſittlichen Werth der „Bühnenkünſtler“ und der ſittigenden Wirkung ihrer Thätigkeit zu hegen. Übrigens ſcheint für Molière der Hauptmagnet noch immer die „Béjart“ geweſen zu ſein, ohne die er nicht leben zu können glaubte. Und ſo ſtürzte er ſich denn kopfüber in das „Zigeunerthum“ für elf lange Jahre. Was er auch in dieſen Zeiten von Menſchen und Leben kennen gelernt hat, Eines dürfen wir nicht vergeſſen — der Standpunkt des Beobachters war ein falſcher. Aus den Niederungen einer Komödiantentruppe müſſen ſich die Höhen des wirklichen Lebens ſeltſam ausnehmen. Nur was ſich in allernächſter Nähe befindet, ſteht im rechten Geſichtswinkel für den Zeichner; je höher und entfernter ſich aber etwas hält, um ſo mehr müſſen die ſeltſamſten Verkürzungen und falſchen Schlaglichter zunehmen. Molière hätte in literariſcher Beziehung nicht weniger vollendete Meiſterwerke geſchrieben, wenn er ein edler, reiner Mann geweſen; in ethiſcher Beziehung aber würden wir in eine ganz andere Ideenſphäre geführt worden ſein, als in der wir uns jetzt bei der Leſung Molière'ſcher Komödien von A bis Z bewegen müſſen. Man lebt nicht ungeſtraft elf ganze Jahre der wichtigſten Lebenszeit keimender Manneskraft in einer ſolchen Sumpf-Atmoſphäre, und das ganze übrige Leben wird nicht mehr geneſen von dem zehrenden Krankheitsſtoff, den es ſo lange Zeit hindurch mit jedem Athemzug eingeſogen hat. Das iſt kein zu ſtrenges Urtheil über den Dichter. Vom Dichter iſt der Menſch unzertrennlich, und als Menſch ſteht Molière unter den allgemeinen Sittengeſetzen.

Wenn er dieſe aber mit dem Spott und Hohn eines Pierrot oder Sganarelle mit Füßen trat, ſo hat jeder anſtändige Menſch das Recht, dieß für ſchlecht und bedauernswerth zu halten und auch mit nackten Worten auszuſprechen. Eben weil heute bei den Literarhiſtorikern ſich immer mehr die Meinung Bahn bricht, als ſei dem Genie Alles erlaubt, um ſich in den Stand zu ſetzen, des Lebens tiefſte Hefe und höchſten Schaum kennen zu lernen oder ſich zu neuen Werken zu begeiſtern, und als beſtänden in dieſem Falle die allgemein giltigen Normen der Sittlichkeit nicht mehr, weil es ſich um die „höhere Sittlichkeit“ eines Romans oder einer Komödie handele: ebendeßhalb muß der geſunde Menſchenverſtand und das chriſtliche Bewußtſein immer und immer wieder dagegen proteſtiren, daß der Zweck auch hier keineswegs das Mittel heiligt. Muß das eine ſchöne Sittlichkeit ſein, die nur an den Winkelſchulen der Unſittlichkeit gelernt werden kann! Wir ſagen daher mit L. Veuillot: „Hätte der ehrſame Bürger unter den Hallen, der Tapezier-Kammerdiener des Königs, Poquelin, ſich einen Haftbrief erwirkt, um ſeinen Taugenichts von Sohn auf dem erſten Schritt ſeines Vagabundenlebens zurückzuhalten, ſo hätte er vielleicht drei oder vier Meiſterwerke im Keime erſtickt — aber er hätte gethan, was jeden Tag andere Familienväter thun,

[1] A. a. O. S. 58.

welchen man mit Recht das Lob ſpendet, daß ſie über die Ehre ihres Namens und über das Wohl ihrer Kinder wachen.“ [1]

Wir ſehen nicht ein, warum man dieſer Anſicht nicht beiſtimmen ſollte.

(Fortſetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

Ein Beſuch in Upſala.

Die hochberühmte ſchwediſche Univerſitätsſtadt kann man von Stockholm aus ſowohl zu Lande als zu Waſſer erreichen. Der letztere Weg iſt unbedingt der ſchönere. Er führt von Riddarholm hinaus auf den mit Hunderten von Inſeln und Inſelchen bedeckten Mälarſee, entwickelt ſich erſt zum ſtattlichen Waſſerſpiegel, verengt ſich wieder zum engen Sund, breitet ſich wieder aus und verengt ſich abermals, läßt in reizender Abwechslung Fels und Wald, Villen und Gehöfte, Gärten und Parke, ernſte Natureinſamkeit und belebte Landſchaft am Ufer vorüberziehen und krönt das bunte Schauſpiel mit dem Anblick einiger höchſt bedeutſamer Stätten. Da wird Drottningholm ſichtbar, die „Königin-Inſel“, ſo genannt nach Johanns III. Gemahlin, welche den Grund zu dem Schloſſe gelegt, das aber ſpäter unter Hedwig Eleonora, der Wittwe Karls X. Guſtav, völlig umgebaut und zu dem jetzigen Sommerpalaſte geſtaltet wurde. Später zeigen ſich der Platz und einige Reſte der ſogen. Erichsburg, welche Nikolaus Razvaldi, dem Erzbiſchof von Upſala, zur Wohnung diente, 1517 aber von Sten Sture dem Jüngeren im Kampf mit Biſchof Trolle eingenommen und zerſtört wurde. Weit merkwürdiger noch ſind die Überbleibſel von Sigtuna, das einſt eine der prächtigſten Städte Schwedens war. Doch ſchon 1187 wurde es von den Eſthen zerſtört und gelangte niemals mehr zur früheren Bedeutung, da Macht, Handel und Geld nach Stockholm hinüberzogen. Nur etwa 500 Einwohner leben zwiſchen den Trümmern ſeiner altehrwürdigen Kirchen, welche durch ihre Namen (Petrus — Laurentius — Nikolaus — Olaf) noch an das katholiſche Mittelalter erinnern. Wo der Mälarſee ſich zum Erichsſunde erweitert, ſteht das ſtattliche Skogkloſter, d. h. „Waldkloſter“ (jetzt gewöhnlich „Skokloſter“ geſchrieben), deſſen vier Flügel, von ſchönen Eckthürmen begrenzt, je 43 m lang, einen viereckigen Hof einſchließen. Es wurde einſt von Dominicanern, ſpäter von Ciſtercienſern bewohnt, zur Zeit der Kirchentrennung aber von

[1] Molière et Bourdaloue, par L. Veuillot. 6e édit. Paris, V. Palmé, 1877. p. 13.

Gustav Wasa annectirt. Gustav Adolf schenkte es dem Feldmarschall Hermann Wrangel, der es nach dem Vorbilde des Schlosses von Aschaffenburg umbauen ließ und es mit der reichen, glänzenden Siegesbeute ausschmückte, die er „um des reinen Evangeliums willen" während des dreißigjährigen Krieges in Deutschland zusammengelesen hatte. An Gemächer von königlicher Pracht reiht sich eine Bibliothek von 30 000 Bänden und eine sehr reiche Waffensammlung mit allerhand Curiositäten. Es wird unter diesen Reliquien auch das Schwert des böhmischen Revolutionshelden Ziska gezeigt und ein Schild, der Kaiser Karl V. zugehört haben soll und der früher dem ausgezeichneten Ciseleur Benvenuto Cellini zugeschrieben wurde.

Weniger um dieser „Reliquien", als um der herrlichen Naturscenerien willen, welche dieser Weg bietet, wünschte ich sehr, diese Fahrt zu machen. Ein Herr aus Finnland, der in China und Japan gewesen und jetzt eben wieder auf dem Weg über Paris nach Ober-Ägypten war, empfahl sie mir auf's Wärmste und wußte namentlich das Skogkloster nicht genug zu rühmen. Allein leider bin ich schon viel zu tief in den Herbst hineingerathen. Der Mälar ist nicht mehr wie im Hochsommer von Hunderten von Schiffen und Booten belebt. Die zahllosen Landhäuser und Landhäuschen an seinen Ufern sind öde und verlassen. Die Birke steht falb und trauernd zwischen dem dunkel ernsten Tannenbusch. Das Moos an den Felsen ist abgeblaßt. Ein scharfer Nordost scheucht die gelben Blätter vor sich her und macht eine stundenlange Seefahrt zu einem sehr zweifelhaften Vergnügen. Da ich den Mälarsee ohnehin schon kannte, zog ich es vor, den Schnellzug nach Upsala zu nehmen. Er geht von der Centralstation aus und erreicht Upsala in einer Stunde und 25 Minuten.

Von Stockholm bekommt man beim Hinausfahren nicht viel zu Gesichte. Rasch eilt der Zug von der Centralstation durch die Geleise der Nordstation, am Fuße des Sabbatberges vorbei zur Nordstadt hinaus. Links liegt das Schloß Carlsberg, das seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts als Cadettenschule dient, rechts sieht man ein Stück der ausgedehnten Friedhöfe, in deren dunklem Schooß alles Leben der nordischen Königsstadt seinen Abschluß findet. Sie sind sehr weit von der Stadt weg und machen das Begraben zu einer sehr kostspieligen Sache. Ein Wagen hinaus ist unter fünf Kronen nicht zu haben — und eine eigene Ruhestätte kommt auf wenigstens 200. Der Besuch der Gräber erfordert einen langen Spaziergang oder eine Spazierfahrt und dürfte darum weniger häufig sein, als in andern Städten, wo die Lebendigen den Ueberresten ihrer Todten noch näher sind.

Mit diesen Kirchhöfen beginnt einförmige, flache Landschaft, zum Theil gut bebaut, aber in ihrem herbstlichen Gewande ziemlich öde. Eine Zeit lang kommt rechts ein Stück Meeresarm in Sicht und der See Norrviken. Den reizenden Ufern des Mälar entrückt sich die Bahn vollständig; selbst das Schloß Rosersberg, dem eine eigene Station gewidmet ist, bleibt dem Vorübereilenden entzogen. Für den Touristen mag das ein Nachtheil sein; geschäftlich und technisch wird diese Lage der Bahn wohl ihre guten Gründe haben. Unschön war die Gegend nicht. Dabei dauert die Fahrt nur kurz. Ich war am

Ziel, ehe ich mich dessen versah, und traf auf dem Perron einen Führer bereit, wie ich keinen liebenswürdigeren hätte treffen können.

Es war Herr Doctor N., wie ihn wenigstens die Leute nannten. Er selbst nannte sich noch cand. phil. und schien, nach seinen Gesprächen zu urtheilen, obwohl ein tüchtiger philosophischer Fachmann, seine akademischen Studien noch nicht abgeschlossen zu haben. Ich hatte ihn bei der Rückfahrt von Island auf dem Schiffe kennen und schätzen gelernt, und er war so freundlich, mich schon damals einzuladen, ihn in Upsala zu besuchen, falls der Weg mich einmal dahin führen sollte. Mit der Zuvorkommenheit eines Freundes kam er selbst an die Bahn, um mich abzuholen und mir Upsala zu zeigen. Ich überließ mich seiner freundlichen Führung.

Die Stationsgebäude sind ansehnlich, comfortabel und geschmackvoll gebaut, am Westende der Stadt, aber ziemlich weit ab vom Mittelpunkte des akademischen Lebens. Ein weiter Platz trennt sie von der nächsten Häuserreihe, und setzt sich nach beiden Seiten fort; ein Theil desselben ist mit Parkanlagen geschmückt, und umgibt die „Vakshall", ein sehr schönes, größeres Gewächshaus und das Stadttheater. Letzteres hat kein ständiges Personal, sondern wird nur zeitweilig von wandernden Truppen besorgt und von Zeit zu Zeit durch Gastspiel bedeutender Stockholmer Künstler unterstützt.

Auf einem nichts weniger als glatten Straßenpflaster gelangten wir von dem eleganten Bahnhofplatz in die Südstadt hinein, welche sich in Form eines Rechtecks dem kleinen Flusse Fyrisa entlang zieht, während die Nordstadt sich ungefähr in Gestalt eines Dreiecks daran lagert, dessen längste Seite dem Flusse folgt. Durch ein paar Straßen kreuz und quer gelangten wir bald in die Drottning Gatan, welche in gerader Linie bergauf zu der berühmten Bibliothek „Carolina Rediviva" führt. Den Dom sahen wir erst seitwärts durch eine Straße und dann oben von dem Bibliothekplatz seiner ganzen Länge nach, als Hauptmonument und Mittelpunkt der Stadt. Es freute mich, daß mein Führer, als ob er meine Gedanken errathen hätte, auf dem geradesten und kürzesten Wege auf dasjenige losmarschirte, was mir schon in früher Jugend zuerst von Upsala bekannt geworden war, d. h. zur Bibliothek und zu dem berühmten Codex argenteus.

Es ist eine ehrwürdige Urkunde, diese Übersetzung der Evangelien in gothische Sprache, das älteste Literaturdenkmal des Bundes, den die germanische Welt mit dem Christenthum einging, um durch dasselbe zur blühendsten Culturentwicklung und zur gewaltigsten Weltstellung zu gelangen. Der massive Silbereinband war an einem solchen Denkmal nicht verschwendet, das mit solchen Erinnerungen in die Stürme der Völkerwanderung hinaufreicht. Markig und kräftig, dem Charakter des gewaltigen Wandervolkes entsprechend, hebt sich die gothische Schrift in Gold und Silber von dem rosafarbenen, ursprünglich wohl purpurrothen Pergamentgrunde ab. Die kostbare Handschrift, am Schluß des dreißigjährigen Krieges aus Prag entführt, von der Königin Christine dem Holländer Vossius geschenkt, später von dem Universitätskanzler de la Gardie um 400 Riksdaler für die Bibliothek erworben, wird heute sehr sorgfältig in einem brandfesten Eisenschrein aufbe-

wahrt, in den ſie nach jedem Gelehrten- oder Touriſtenbeſuche wieder zurückwandert. Über die Conjectur, daß der Codex nicht geſchrieben, ſondern mit beweglichen Lettern gedruckt ſei, iſt mir kein Urtheil ſpecieller Sachkenner bekannt. Mir iſt auf den paar Blättern, die uns gezeigt wurden, keine Gleichheit der Lettern aufgefallen, welche mich zu einer ſolchen Conjectur veranlaßt hätte.

Unter den andern Schätzen, welche den Fremden gezeigt zu werden pflegen, ſind zwei Incunabeln, wahrſcheinlich die älteſten Druckwerke, welche in Schweden zu Stande kamen. Das eine Buch iſt eine Vita S. Catharinae, das Leben der hl. Katharina, einer Tochter der hl. Birgitta. Es ſoll um das Jahr 1475 in Stockholm gedruckt worden ſein. Das andere, mit ziemlich rohen Holzſchnitten illuſtrirt, iſt der Dyalogus creaturarum moralizatus und ging aus der Officin eines gewiſſen Johann Snell hervor, der von Deutſchland oder Dänemark nach Schweden herüberkam. Neben Autographen verſchiedener ſchwediſcher Könige und großer Männer lag in dem Schaukaſten auch die Handſchrift von Tegners Fritjofſage und eine Menge anderer Curioſitäten.

Die Säle der Bibliothek ſind hoch und geräumig, dabei ſehr hell und freundlich. Das Gebäude ſelbſt ſtammt aus der Zeit Karl' XIV. Johann (Bernadotte), der den Grundſtein legte und 30 000 Riksdaler zum Baue ſchenkte. Unter Leitung des Architekten Sundvall wurde derſelbe 1819 begonnen und 1826 vollendet. Seine Hauptzier iſt das ſchöne Treppenhaus in der Mitte, ſehr akuſtiſch angelegt und deßhalb nicht ſelten zu Geſangproductionen benutzt.

Wie manche anderen Bibliotheken Europas iſt auch die Upſalenſer ihrer Entwicklungsgeſchichte nach urſprünglich kein Bienenſtock, den ſtiller Fleiß unmerklich von Jahr zu Jahr erweitert und mit den köſtlichſten Schätzen bereichert hat. Die Gründung der Univerſität fällt erſt in das ſpäteſte Mittelalter, und dieſelbe hatte nicht die Zeit, vor den Stürmen der Glaubensſpaltung noch ſo viel Bücherreichthum zuſammenzubringen, als ihn manches Kloſter im Laufe der Jahrhunderte aufgeſpeichert hatte. Erſt als Guſtav Adolf ihr ſeine eigne Bücherei ſchenkte, gelangte ſie zu einem anſehnlichen Grundſtock. Derſelbe wuchs raſch an, einerſeits wie die Biblioteca Vittorio Emmanuele in Rom durch Einverleibung annectirter Kloſterbibliotheken, anderſeits durch literariſche Siegesbeute, welche der königliche Feldherr während des dreißigjährigen Krieges in Deutſchland zuſammenraffte. Die gelehrte Chriſtine ſowie Karl X. verſchafften der Bibliothek weiteren Zuwachs. Spätere Schenkungen und in neuerer Zeit eine wohlgeordnete Verwaltung thaten das Übrige, ſo daß ſie heute — außer ihrem Handſchriftenſchatz von 7000 Bänden — auf etwa 230 000 gedruckte Bände geſchätzt wird. Der Zuwachs in den letzten Jahren ſoll jährlich ungefähr 2000 Bände betragen haben. Was der gewaltthätige Arm des Eroberers ſtürmiſch erbeutet, das mehrt und verwerthet jetzt der geduldige Fleiß der Gelehrten in ſtiller Thätigkeit.

Im obern Geſchoſſe des Baues zieht ſich ein großer Saal die ganze Länge der Front entlang, deſſen obere Gallerien ebenfalls noch Bücher

schränke enthalten. Eine untere Gallerie aber ist mit der Skulpturſammlung der Universität geschmückt, während der Saal selbst, weit und hell, als Aula für Universitätsfeierlichkeiten dient, wenigstens noch vorläufig; denn ein neues Universitätsgebäude mit einer viel glänzenderen und größeren Aula ist im Bau begriffen und der Vollendung nahe.

Aus den mittleren Fenstern der alten Aula genossen wir eine vorzügliche Aussicht über die ganze Stadt. Wenn man von Stockholm kommt, ist es allerdings schwer, dabei in Entzückung zu gerathen. Keine malerischen Buchten trennen da die vornehmen großen Häusercomplexe, kein lebendiger Seeverkehr bringt da hinein in das bunte Gewühl der unruhigen Straßen, kein Königsschloß krönt in stiller Majestät das malerische Stadtbild. Statt der 175 000 Einwohner von Stockholm zählt Upsala deren nur 15 000. Der Mälar liegt schon zu weit, um die Stadt zu umrahmen, der kleine Fluß verschwindet zwischen den meist niedrigen Häuserreihen, Leben und Verkehr sind sehr gering gegen das bunte Treiben der Großstadt. Aber während über den Mastenwald und das Häusermeer von Stockholm kein einziges Denkmal emporragt, das in bedeutsamer Großartigkeit den Gemeinsinn und die religiöse Lebenskraft des Mittelalters verewigte, gruppirt sich Upsala heute noch in ächt mittelalterlicher Weise um seinen altersgrauen Dom. Das materielle Leben der Stadt, Handel, Gewerbe und Verkehr, ordnet sich ihrer intellectuellen Bedeutung als Universitätsstadt unter; die Universität verräth sich deutlich genug als eine Schöpfung der katholischen Kirche. Als lebendiger Mittelpunkt ragt zwischen ihren Collegien und Stiftungen, Nationshäusern und Studirsälen, Bibliothek, Sternwarte, Laboratorien, Klinik, Spital, der altehrwürdige Dom empor, der Metropolitansitz der Kirche von Schweden, und am Hochaltare im Dome ruhen noch in kostbarem Silberschrein die Gebeine König Erichs des Heiligen — Schwedens ehrwürdigste Wallfahrtsstätte und das monumentale Zeugniß, daß die christliche Cultur und ihre weltbeglückenden Segnungen hier wie überall dem fruchtbaren Saatkorn des Martyriums, der verwirklichten Lehre des Kreuzes, entsprossen. Wie der Kölner Dom, ist auch der von Upsala zugleich ein Denkmal der freundlichen Liebe und Verbrüderung, welche die katholische Kirche zwischen den getrennten Nationen Europa's ins Leben rief. Wäre es auch nicht bekannt, daß ein Franzose, Stephan v. Bonneuil, ihn gebaut, so würde doch seine ganze Anlage und Durchführung bezeugen, daß er mit den nordfranzösischen Kathedralen in innigster Verwandtschaft steht, und daß derselbe religiös-künstlerische Geist diese edeln und erhabenen Formen gestaltet hat.

In seiner vollen innern und äußern Harmonie hat sich das Bild allerdings nicht bewahrt. Wiederholte Brände, besonders einer im Jahre 1702, haben ansehnliche Theile der Kathedrale zerstört. Die Strebepfeiler sind ihres einstigen Schmuckes entkleidet, die Strebebogen, welche dieselben mit dem Mittelschiff verbanden, fehlen. Der Thurm, der sich an der Kreuzung des Lang- und Querhauses erhob, ist nicht wieder aufgebaut. Die beiden Thürme der Westfaçade sind nicht wieder stilgemäß erneuert worden, sondern enden ihre karggeschmückten Mauern in einem höchst prosaischen Kupferhut. Doch

ist von den drei Schiffen, dem Chor und den Chorkapellen genug erhalten, um die ursprüngliche Großartigkeit des Baues beherrschend über die ganze Stadt hervortreten zu lassen. Kein anderes Gebäude kommt in seiner imposanten Länge, in seiner festen und edeln Höhenentwicklung, in seiner feinen symmetrischen Gliederung der alten Kathedrale gleich. Ohne Herrschsucht strebt sie dominirend über die flachere Gegenwart empor, wie der Gedanke, der sie geschaffen, über die wogenden Meinungen und Strömungen des Tages.

Ganz nahe am Dome steht eine kleinere gothische Kirche, der heiligen Dreifaltigkeit geweiht, in ihrem Äußern wenig bedeutend, doch immerhin ein sprechendes Zeugniß des einstigen Glaubenslebens, das an dieser Stätte blühte. Zwischen ihr und dem Dom steht das „Seminarium", westlich vom Dom das „Gustavianum", nördlich das „Consistorium", lauter Bauten aus nachreformatorischer Zeit, südwestlich an einem Hügel das neue im Bau begriffene Universitätsgebäude. Um diese Gebäude schließen sich allerwärts andere Universitäts- und Privathäuser an. Jenseits des Flusses entwickelten sich rechts und links die Quartiere der bürgerlichen und industriellen Stadt. In einiger Entfernung nach Norden ragen die drei Hügel von Alt-Upsala (Gamla Upsala) auf, noch mehr markirt durch eine thurmlose Kirche mit sehr hohem und steilem Dach.

Hier sind unzweifelhaft die ältesten, heidnischen Anfänge von Upsala zu suchen. Wie Johann Eenberg in seiner alten Beschreibung Upsala's (1704) meint, hat Rudbeck sogar bewiesen, daß der Tempel, der an Stelle der jetzigen St. Lars (Laurentius) -kirche stand, ganz genau der zweitälteste der gesammten Welt war. Wie dem auch sein mag, die drei Hügel werden nach den drei Hauptgestalten der nordischen Mythologie benannt: Odin, Thor und Freja, und neuere archäologische Untersuchungen haben wenigstens Funde erzielt, welche in die letzten Zeiten Alt-Roms und vielleicht noch höher hinaufreichen. In dem östlichen der drei Königshügel fand man in den Jahren 1846 und 1847 ungefähr in der Mitte einen großen Steinhaufen, und in diesem hinwieder eine Menge Steinwaffen, welche ein fest zusammengepreßtes Lager von Asche, Kohlen und verbranntem Torf bedeckte. In der Masse befanden sich Schmucksachen von sehr fein gearbeiteten Goldbracteaten, nach Ansicht von Archäologen wahrscheinlich orientalischen Ursprungs. Unter diesem Lager war auch eine Urne, 0,18 m hoch und 0,22 m weit und bis zum Rande mit verbrannten Knochen gefüllt. In dem westlichsten der drei Hügel dagegen fanden sich unter einer Thonschicht, eingehüllt in einen Steinhaufen, nicht nur Gegenstände aus Golddraht, die sehr von Feuer beschädigt waren, sondern auch ein Relief von spätrömischer Arbeit, das einen in's Horn blasenden Amor darstellte, sowie Beinstücke mit altnordischen Schlangenfiguren.

Der älteste Name von Upsala war Aros oder Åros, was Flußmündung bedeutet, d. h. im gegebenen Fall die Mündung des Fjris-Flusses in den Mälarsee. Der isländische Geschichtschreiber Snorre Sturleson erwähnt den Platz zuerst anläßlich der Streitigkeiten zwischen dem norwegischen König Olaf dem Heiligen (Haraldson) und dem Schwedenkönig Olaf Erichson, welch letzterer, an dem mit Norwegen eingegangenen Vertrag bundesbrüchig,

es für räthlich fand, ſich von Upſala (d. h. dem alten Upſala) nach Aros und von da auf ſeine Schiffe zurückzuziehen, bis es ſeinen Rathgebern gelänge, den ihm drohenden Schlag abzuwenden. Snorre nennt die Stadt auch Upſala, Gen. von Upſalir = die hohen Säulen. Später wurde Åros im Gegenſatz zu Vaſterås „Östra Åros“ genannt, und nahm beſtändig zu, während Vaſterås an Bedeutung ſank. Zur geheiligten und hochverehrten Stätte ward es aber erſt durch den König Erich den Heiligen, der daſelbſt wohnte und 1160 auch von dem däniſchen Prinzen Magnus Henrikſon überfallen und getödtet wurde. Schon vier Jahre ſpäter wurde Upſala als Metropolitanſitz errichtet und ihm die Bisthümer von Skara, Linköping, Strengnäs und Weſterås zugetheilt. Nachdem bereits 1243 der letzte König aus dem Stamm des hl. Erich ſeine Hochzeit in dem heutigen Upſala gehalten, kam der Erzbiſchof um das Jahr 1250 beim Papſt um die Bewilligung ein, den Metropolitanſitz von Alt-Upſala nach Östra-Åros, dem heutigen Upſala zu verlegen. 1258 genehmigte Papſt Alexander IV., 1270 König Waldemar den Vorſchlag und bald darauf ward er ausgeführt. Gegen Ende des Jahrhunderts (1289) wurde der Bau der jetzigen Kathedrale begonnen, um dieſelbe Zeit oder ſchon früher eine Domſchule errichtet. Während der Dom 1435 zur Vollendung gelangte, dauerte es aber noch mehrere Jahrzehnte länger, bis die Metropole von Schweden zugleich Univerſitätsſtadt ward. Die Gründung der Univerſität war das Werk des katholiſchen Erzbiſchofs Jakob Ulfsſon, der von 1470 bis 1515 die ſchwediſche Kirche regierte. Ein einfaches Denkmal hinter dem Hochaltar des Domes ehrt ſein Andenken.

(Schluß folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Recenſionen.

1. **Die bibliſchen Frauen des Alten Teſtamentes.** Von Dr. **Hermann Zſchokke,** o. ö. Profeſſor der Theologie an der k. k. Univerſität in Wien. Mit fürſterzb. Approbation. 8°. VIII u. 469 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 6.
2. **Das Weib im Alten Teſtamente.** Von Dr. **Hermann Zſchokke,** o. ö. Profeſſor u. ſ. w. 8°. VII u. 141 S. Wien, Kirſch, 1883. Preis: *M.* 2.

Zwei Frauenbücher, die aber nicht für Frauen geſchrieben ſind. Als exegetiſche Hilfsbücher wenden ſie ſich nämlich in erſter Linie an theologiſch gebildete Leſer; durch dieſe freilich kann dann ihr reicher Inhalt bei homiletiſcher Behandlung, welche die rechte Auswahl zu treffen weiß, auch für weitere Kreiſe mit dem größten Nutzen verwerthet werden.

Beide Schriften des Wiener Exegeten bekunden eine große Vertrautheit wie mit der bibliſchen Textkritik, ſo mit der geſammten einſchlägigen Literatur. Die Ausführungen lehnen ſich mit ſteter Berückſichtigung des Urtextes an die Vulgata an und laſſen bei Büchern wie Tobias und Judith auch die mannigfach abweichenden Faſſungen des chaldäiſchen, griechiſchen und lateiniſchen Textes nicht außer Acht. Flavius Joſephus, die Rabbinen, der Talmud, die Apokryphen werden herangezogen; ſogar der altclaſſiſche Mythus und der Koran kommen gegebenen Falls zu Worte. Überall aber bildet die Lehre der heiligen Väter und der Kirchenſchriftſteller die Hauptſtütze für die Erklärung. Und es verdient rühmend hervorgehoben zu werden, daß der hochw. Herr Verfaſſer in beiden Werken mit dem exegetiſchen Programm vollen Ernſt gemacht hat, welches er in der Vorrede zu Nr. 1 mit den Worten vorlegt: „Damit dem Werke ein bleibender Werth geſichert ſei, habe ich bei der Erklärung der bibliſchen Stellen nicht ſo ſehr das eigene ſubjective Urtheil, als vielmehr die Anſichten der heiligen Väter und Kirchenſchriftſteller in den Vordergrund geſtellt, und zu dieſem Behufe habe ich mit nicht geringer Mühe aus der Patriſtik das betreffende Material herbeigeſchafft, geſichtet und verwerthet.... In dieſer Beziehung könnte man das Werk als eine patriſtiſche Encyklopädie für die Erklärung der Frauenpartien des Alten Teſtamentes auffaſſen.“ In den Anmerkungen zu Nr. 1 liegt in der That ein patriſtiſcher Commentar vor, der an Vollſtändigkeit kaum etwas zu wünſchen übrig läßt.

Es wurde für beide Werke die Form wiſſenſchaftlicher Abhandlungen gewählt; doch tritt überall eine wohlthuende Einfachheit hervor, welche alles Lob verdient.

In Nr. 1 werden der Reihe nach die einzelnen Frauengeſtalten des Alten Teſtamentes nach ihrem Charakter und ihren Lebensumſtänden geſchildert, dann aber auch ihre ſymboliſche Bedeutung in ein helles Licht geſetzt. So lernen wir jene erlauchte Frauenwelt nicht nur in ihrer geſchichtlichen Erſcheinung genauer kennen, ſondern wir werden in Stand geſetzt, ſie auch von jener Seite eingehender zu betrachten, welche für den chriſtlichen Theologen wohl die anziehendſte iſt — in ihrer typiſchen Bedeutung für die neue meſſianiſche Ordnung. Die gründliche Einleitung über die „Typik des Alten Teſtamentes" ſoll von vornherein den Einwand beſeitigen, eine ſolche Typik und Myſtik ſei erſt nachträglich von einer ſchwärmeriſchen Andacht willkürlich in die Bibel hineingetragen worden. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die allſeitige Berückſichtigung der Typik, wie ſie hier vorliegt, durchaus nicht der geſchichtlichen Wahrheit ihr Recht ſchmälert oder derſelben auf andere Weiſe zu nahe tritt. Nein, wir ſehen die bibliſchen Frauen vor uns, wie ſie leibten und lebten, mit all' den Tugenden, aber auch mit all' den Fehlern, von denen die heilige Schrift zu berichten weiß. Gerade die charakteriſtiſchen Züge der Einzelnen erſcheinen in hellſter Beleuchtung, und jene Ereigniſſe ihres Lebens, bei denen ihr Inneres gleichſam hervorbricht, ſind auf dem geſchichtlichen Hintergrunde ihrer Zeit mit den kräftigſten Farben ausgeführt.

Wie der Stoff es mit ſich bringt, kommt im Verlaufe der Darſtellung eine Reihe der intereſſanteſten Lehrpunkte und Streitfragen zur Sprache, von denen manche vom Gebiete der Exegeſe auch auf das der Dogmatik und der Moral hinübergreifen. So wird bei Zeichnung des Bildes unſerer Stammesmutter auch der Paradieſeszuſtand unſeres Geſchlechtes geſchildert und der Proceß der Erbſünde in ſeinen Bedingungen, Entwicklungen und Folgen ausführlich erörtert. Unter den „Söhnen Gottes", welche vor der Sündfluth mit den „Töchtern der Menſchen" ſich vermiſchten, müſſen Sethiten und nicht gefallene Engel verſtanden werden. Rationaliſtiſchen Verwäſſerungsverſuchen gegenüber wird dem Berichte von der Verwandlung des Weibes von Loth in eine Salzſäule ſein buchſtäblicher Sinn gewahrt. Die Vielweiberei der Patriarchen wird auf ihre ſittliche Erlaubtheit geprüft. Abraham und Sara finden Entſchuldigung, wenn ſie in Ägypten ſich Bruder und Schweſter nennen. Dagegen ſteht der Verfaſſer mit Achſelzucken den Verſuchen gegenüber, den Jakob von jeder Schuld rein zu waſchen, wenn er ſich vor dem blinden Iſaak für ſeinen Erſtgeborenen Eſau ausgibt und ſo den Verheißungsſegen gewinnt. Jephta hat ſeine Tochter nicht geſchlachtet, ſondern als geiſtiges Brandopfer in lebenslänglicher Jungfräulichkeit dem Herrn geweiht.

Das Buch hat mit der erſten Eva begonnen; es endet mit der zweiten, in der das israelitiſche Frauenthum ſeine köſtlichſte Blüthe getrieben. Nachdem bereits zuvor in der erſten Eva, in Rebekka, Rachel, Judith, Eſther u. A. ihre vorbildliche Beziehung zur Gebenedeiten unter den Weibern ſorgſam nachgewieſen worden iſt, werden hier am Schluſſe noch in einem glänzenden Rahmen alle Sinnbilder, Andeutungen, Weiſſagungen zuſammengefaßt, in

welchen der heilige Geiſt durch das ganze Alte Teſtament hindurch die Züge ſeiner auserwählten Braut gezeichnet hat. Alle dieſe Beziehungen ſind hundertfach ausgeſprochen und entwickelt von den heiligen Vätern und Lehrern, deren Wort hier in eine lange, glänzende Perlenſchnur aneinandergereiht werden. Dieſe Partie iſt wohl die am beſten gelungene des ganzen Werkes.

Wenn wir, um den uns zugemeſſenen Raum nicht zu überſchreiten, einige Einwendungen, welche wir gegen einzelne Erklärungen des Verfaſſers zu erheben hätten, hier mit Stillſchweigen übergehen, ſo wollen wir doch bezüglich eines Punktes unſere Bedenken nicht unterdrücken. Es iſt wahr, die Natur des Buches bringt es mit ſich, daß in ihm beſtimmte höchſt heikle Verhältniſſe zur Sprache kommen müſſen, ja daß Erörterungen über gewiſſe widernatürliche Vergehungen, die wir ſogar in einem ſchulgerechten Moralbuche lieber lateiniſch als deutſch gekennzeichnet ſehen, nicht vermieden werden können; aber dennoch meinen wir, die betreffenden Ausführungen und insbeſondere die Benützung der Apokryphen und ähnlicher Erzeugniſſe hätten ſich in engeren Schranken bewegen ſollen. Manches hätte ganz wegfallen, Anderes umkleidet werden können, ohne daß dem wiſſenſchaftlichen Intereſſe, welchem allein der hochw. Herr Verfaſſer durch jene Dinge dienen will, Abbruch geſchehen wäre.

Nr. 2 faßt das altteſtamentliche Weib *im Allgemeinen* in's Auge und bringt Alles, was die heiligen Schriften über die Verhältniſſe des weiblichen Geſchlechtes berichten oder andeuten, in eingehender und zugleich überſichtlicher Weiſe zur Darſtellung. Wie in Nr. 1 die einzelnen Frauengeſtalten ſelbſt in ihrer geſchichtlichen Abfolge den Gang und die Eintheilung des Buches beſtimmen, ſo bilden hier den Eintheilungsgrund die einzelnen Lebensſtufen der Frau, um die in leichter und ungezwungener Weiſe der ganze Stoff gruppirt wird. Indem wir das Mädchen, die Jungfrau, die Gattin, die Mutter, die Geſchiedene u. ſ. w. auf ihrem Lebenswege begleiten, erhalten wir zugleich über die Jungfräulichkeit, die Ehe, die Kinderzucht und überhaupt über alle wichtigen Fragen, welche mit dem Leben der israelitiſchen Frau im Zuſammenhange ſtehen, alle nur wünſchenswerthen Aufſchlüſſe. Die Vergleichung, bezw. die Gegenüberſtellung der einzelnen Verhältniſſe, Gebräuche und Anſchauungen mit denen der heidniſchen Völker läßt die Eigenthümlichkeiten des altjüdiſchen Frauenlebens erſt recht hervortreten. Aus der einläßlichen Berückſichtigung des ſogen. moſaiſch-talmudiſchen Eherechts erwächst dem Buche ein beſonderer Werth.

Hinter den Satz: „Im Allgemeinen war bei allen heidniſchen Völkern das Recht über Leben und Tod der Frau und des Kindes dem Gatten und Vater geſetzlich zuerkannt“ (S. 61), möchten wir ein Fragezeichen machen, und ſo noch das eine und andere Mal. Umgekehrt ſcheint es uns nicht „zweifelhaft“, daß aus Verwandten-Ehen ſchwächliche Kinder hervorgehen; die ſtatiſtiſchen Angaben reden hier zu laut.

Zum Schluſſe noch eine Frage. Sollte es ſich nicht der Mühe lohnen, wenn der verdienſtvolle Verfaſſer der zwei Frauenbücher entweder ſelbſt oder durch einen Andern aus Nr. 1 mit Weglaſſung des rein Wiſſenſchaftlichen eine Art von altteſtamentlicher Frauenlegende herausſchälen würde? Die

chriſtlichen Frauen haben zwar ſchon ihre chriſtliche Heiligengallerie; aber es ruht auch wiederum ein eigener Reiz und eine beſondere Weihe auf Bildern, welche im Ahnenſaale des Alten Teſtamentes hängen und gemalt ſind auf dem Goldgrunde des geheiligten Schriftwortes.

Aug. Langhorſt S. J.

Principes de la Critique Historique, par le P. *Ch. de Smedt* S. J., Bollandiste. 12°. p. IV et 292. Liège, Librairie de la Société Bibliographique Belge, 1883. Preis: *M.* 2.40.

Wenn es ſchon bisher die Meinung der größten katholiſchen Gelehrten war, daß gerade in unſerer Zeit eine kritiſche Behandlung der Geſchichte für die Katholiken von der weittragendſten Bedeutung ſei, ſo hat dieſe Meinung durch das Schreiben des Statthalters Chriſti über die Nothwendigkeit der objectiven Geſchichtsforſchung ein größeres Anſehen und eine höhere Weihe erhalten. Wir haben den Wächterruf von der Hochwarte der Zeit vernommen, und an uns Katholiken iſt es nun, dafür zu ſorgen, daß dieſer Weckruf nicht wirkungslos in der Brandung der ſich überſtürzenden Tagesbegebenheiten verhalle. Schon aus dieſem Grunde dürfen wir nicht unterlaſſen, unſere Leſer auf das obige Werk des durch ſeine hiſtoriſchen Arbeiten weithin bekannten Bollandiſten aufmerkſam zu machen. Denn, wie keine Wiſſenſchaft eines ſoliden Fundamentes entrathen kann, ſo nützt auch alles noch ſo mühſame hiſtoriſche Forſchen nichts, wenn dasſelbe ſich nicht von erprobten Principien der Kritik leiten und lenken läßt. Dieſe Principien nach allen Seiten hin klar zu ſtellen, iſt die dankenswerthe Aufgabe, welche ſich der hochwürdige Verfaſſer geſtellt hat. Statt jeder weiteren Empfehlung begnügen wir uns, einige Punkte aus dem intereſſanten Inhalte der „Principes“ herauszugreifen.

Im erſten Kapitel zeigt uns der Verfaſſer den Nutzen, welchen das nähere Eingehen auf die Regeln der hiſtoriſchen Kritik mit ſich bringt, und beſpricht dann im folgenden Abſchnitte die dem Kritiker nothwendigen Eigenſchaften. „Die erſte und weſentlichſte Eigenſchaft iſt eine unwandelbare, leidenſchaftliche Liebe für die hiſtoriſche Wahrheit. Nichts kann dieſe Geſinnung erſetzen. Sie iſt dem Kritiker ebenſo nothwendig, wie dem Künſtler die Begeiſterung für das Schöne. Dieſe Geſinnung muß ſeinen Muth aufrecht halten in ſeinen mühevollen Studien; ſie muß ihn kräftigen gegen die Verführungen von Seiten ſeiner Vorurtheile; ſie muß ihn tröſten über Verachtung und Verleumdung ... Die Wahrheit opfern iſt in ſeinen Augen eine Feigheit, ein Verrath, den er mit der ganzen Energie ſeines Charakters zurückweiſen wird. Er kann wie jeder Andere und in hohem Grade ſtolz auf ſein Vaterland ſein; aber er wird dieſen Stolz ſich beugen laſſen vor dem Urtheilsſpruch der Geſchichte: nichts wird ihn hindern, die Sprüche dieſes unbeſtechlichen Richters zu verkündigen, und er wird großherzig bei ihrer Vertheidigung dem Zorne verletzten Nationalgefühls die Stirne bieten.“ Schließlich werden die Erforderniſſe für den Hiſtoriker in die Worte zuſammengefaßt: „Glühende Wahrheitsliebe, Herrſchaft über ſeine perſönlichen

Neigungen, Abſcheu vor unhiſtoriſchen Urtheilen a priori, gewiſſenhaftes Studium der Quellen, Unabhängigkeit des Urtheils und möglichſt vollſtändige Kenntniß der über den jedesmaligen Gegenſtand bereits erſchienenen Studien: alles das iſt dem Hiſtoriker nothwendig, um ſich auf der Höhe ſeiner Aufgabe zu finden."

Über den Charakter der hiſtoriſchen Gewißheit, über die Art und Weiſe, wie der Neuling hiſtoriſche Fragen ſtudiren ſoll, über die Authenticität, das Verſtändniß und die Auctorität der Texte (Bücher und Manuſcripte) wird man in den folgenden Kapiteln ebenſo intereſſante wie belehrende Aufſchlüſſe finden. In Bezug auf die Auctorität verlangt der Verfaſſer mit Recht die genaue Beantwortung der folgenden Fragen: „Hat der vorgeführte Zeuge genaue Kenntniß von der Thatſache, über welche er ausſagen ſoll? Ferner, iſt er vollkommen aufrichtig geweſen in der Ablegung ſeines Zeugniſſes?" Ferner „von der unparteiiſchen Löſung dieſer beiden Fragen wird die Gradbeſtimmung des Vertrauens abhängen, welches dem Zeugniß zu ſchenken iſt." Die erſte Frage wird genauer dahin präciſirt: „Hat der Zeuge in der Zeit oder auf dem Schauplatze des Ereigniſſes gelebt, und hat er ſich in Umſtänden befunden, die für eine vollſtändige Kenntnißnahme desſelben günſtig waren? Oder iſt man wenigſtens ſicher, daß er ſeine Berichte aus guter Quelle geſchöpft hat?" Vorſicht iſt deßhalb geboten bei der Benutzung von Reiſeberichten, Memoiren und Berichten der diplomatiſchen Agenten. Hätte der Verfaſſer zunächſt für Deutſche geſchrieben, ſo würde er den Werth der letzteren Quelle wohl etwas eingehender behandelt haben. Denn es iſt ja bei uns, beſonders ſeit Ranke, Mode geworden, auf Geſandtſchaftsberichte wie auf Orakel zu bauen. Man verſtehe uns recht. Auch wir geben zu, daß ſolche Berichte als zeitgenöſſiſche Quellen in jedem Falle Beachtung verdienen, wenn freilich hier und da auch nur als Beweiſe zeitgenöſſiſcher Verblendung; aber auf diplomatiſche Berichte wie auf ein unerſchütterliches Fundament, ohne eingehende kritiſche Unterſuchung des Auctors, ſeines Charakters, ſeiner Tendenzen und ſeiner Informationen, die Geſchichte ganzer Perioden aufzubauen, ſcheint uns durchaus verfehlt. Ein Beiſpiel möge dieß klar machen. Ein Hiſtoriker will nach Jahren die Geſchichte des Vaticaniſchen Concils ſchreiben. Er hat das Glück oder Unglück, das Geheimarchiv des Berliner Auswärtigen Amtes benutzen zu dürfen, und er findet hier vielleicht ausführliche Concilsberichte von Arnim. Das Werk wird ſicher in der Nachfolgerin der Sybel'ſchen Hiſtoriſchen Zeiſchrift als „unwiderleglich" bezeichnet werden, weil es ſich im Weſentlichen auf die Berichte des „geiſtreichen, gewandten, ſelbſt aus den Kreiſen der Curie wohl informirten Diplomaten" ſtützt. Und doch müßte man vom Standpunkte der hiſtoriſchen Kritik ein ſolches Werk mit ſolchem Fundament für unwiſſenſchaftlich halten, wenn man den Beweis führen könnte, daß der Berichterſtatter ein verſchlagener Feind der Kirche und des Concils geweſen, der dem Papſte ſchöne Worte gab, hinter deſſen Rücken aber mit den Feinden der Kirche conſpirirte, daß derſelbe zudem von pflichtvergeſſenen, eidbrüchigen, papſtfeindlichen Theologen bedient worden.

Ein Zeuge — ſo führt der Verfaſſer u. A. weiter aus —, der einmal auf einer flagranten Lüge ertappt worden, hat kein Recht, ſich zu beklagen, wenn man ihm für immer mißtraut. Um wie viel weniger darf ſich nun nach dieſem durchaus richtigen Grundſatze ein Mann wie Voltaire beklagen, der ſich nicht entblödet, am 21. October 1736 an Thiérot zu ſchreiben: „Die Lüge iſt ein Laſter, wenn ſie Schaden, eine ſehr große Tugend aber, wenn ſie Nutzen bringt. Seien Sie deßhalb tugendhafter als je. Man muß lügen wie ein Teufel, nicht furchtſam, nicht eine Zeit lang, ſondern kühn und zu jeder Zeit ... Lüget, meine Freunde, lüget; ich werde es euch bei Gelegenheit vergelten.“ [1]

Als eine Anwendung der Theorie über den Werth des hiſtoriſchen Zeugniſſes gibt P. de Smedt (S. 137—159) eine kritiſche Unterſuchung der Zeugniſſe für die Taufe Konſtantins *am Ende ſeines Lebens*, indem er ſich gegen den Abbé Darras wendet, der den Bericht des Euſebius als eine arianiſche Interpolation zu erklären verſuchte.

Bei der Beſprechung der mündlichen Tradition (auf geſchichtlichem Gebiete) wird die Frage aufgeworfen: „Wie ſoll man ſich erklären, daß ungefähr 20 Kirchen ſich rühmen, einen der Nägel zu beſitzen, mit denen Chriſtus an's Kreuz geheftet wurde, während außerdem Notre-Dame in Paris drei dieſer Nägel in ihrem Schatze bewahrt?“ P. de Smedt folgert aus dieſem und ähnlichen Beiſpielen, wie wenig entſcheidend manchmal die Auctorität von Traditionen einer Particularkirche allein ſei. Um dieſe Auctorität zu einer entſcheidenden zu machen, müßte man, was oft ſchwer zu beweiſen iſt, annehmen, daß in der betreffenden Kirche „der Klerus immer auf der Höhe ſeiner Miſſion geblieben iſt, daß er es verſtanden, in den Zeiten faſt allgemeiner Barbarei und Unwiſſenheit ſich von der Leichtgläubigkeit und Thorheit des Volkes fern zu halten, daß er immer Sorge getragen, ſolchen Fehlern den Eintritt in das Heiligthum zu verwehren“. Uns ſcheint beſonders auch der *Gegenſtand* einer ſolchen Particular-Tradition in Betracht gezogen werden zu müſſen. Denn wie leicht iſt da oft eine Alteration der urſprünglichen Wahrheit erklärlich! Der hl. Karl Borromäus ließ bekanntlich Nägel verfertigen nach dem Muſter eines der echten Kreuznägel und ſandte ſolche, nachdem ſie an den wahren Nagel angerührt waren, verſchiedenen Kirchen. Sie wurden ohne Zweifel dem Volke als das gezeigt, was ſie wirklich waren. Wie leicht konnte aber doch hier von dem Volke allmählich die Auslegung verbreitet werden: Wir haben in unſerer Kirche einen der wahren Kreuznägel!

Wir kommen hiermit ſchon zu der eigentlichen Volkstradition, über welche das vorliegende Werk ein eigenes Kapitel enthält. Praktiſche Beiſpiele erläutern auch hier wieder die Theorie. Die Fabel von dem Grafen von Gleichen mit den zwei Frauen, die ſich auf einen Grabſtein eines Ritters zwiſchen zwei Frauen ſtützt, und andere Beiſpiele dienen dem Verfaſſer dazu, klar zu machen, wie wenig verläßlich die Volkstraditionen ſind. Für die Wahrheit einer ſolchen wird vor Allem die gleichzeitige Erfüllung von drei

[1] Oeuvres complètes de Voltaire. Paris 1826. t. 63. p. 109—110.

Bedingungen gefordert. Zuerst muß ihr Gegenstand eine eclatante öffentliche Thatsache sein, die nothwendig eine große Zahl Zeugen gehabt hat; ferner muß diese Thatsache während eines beträchtlichen Zeitraums allgemein angenommen worden sein, und drittens darf während dieser ganzen Zeit kein Widerspruch dagegen erfolgt sein. Obgleich diese Bedingungen eher streng als mild erscheinen, gibt es dennoch als historisch falsch erwiesene Traditionen, in welchen dieselben erfüllt sind. Es wird dieß zuerst nachgewiesen an der jetzt auch von den Protestanten aufgegebenen Fabel von der „Päpstin Johanna". Hier dreht sich die Frage sicher um eine eclatante Thatsache: Zeuge mußte ja ganz Rom sein; die vorgebliche Päpstin hatte die Tiara mehr als zwei Jahre getragen; die Katastrophe, welche ihrer Regierung ein Ziel gesetzt, sollte bei einer feierlichen Procession eingetreten sein. Es bedurfte da keiner sehr anstrengenden Untersuchung, um die vollständige Falschheit dieser ekelhaften Geschichte darzuthun. Und dennoch dachte Niemand daran vor der Mitte des 15. Jahrhunderts. Und selbst dann trifft man nur erst bei zwei oder drei Auctoren einen furchtsam ausgedrückten Zweifel in Betreff der Glaubwürdigkeit dieser Thatsache. Ja noch mehr, es waren gut katholische Schriftsteller, insbesondere Mitglieder der beiden dem Heiligen Stuhl so sehr ergebenen großen Orden, welche als Kinder ihrer Zeit die Geschichte verbreiteten. Huß konnte sich auf dem Concil von Konstanz dieser Fabel als eines Argumentes gegen die päpstliche Auctorität bedienen, ohne daß einer der Concilstheologen seine Stimme dagegen erhoben hätte. Der Cardinal Torquemada, einer der gelehrtesten und begeistertsten Vertheidiger des Heiligen Stuhles im 15. Jahrhundert, trug kein Bedenken, in seiner Summa de ecclesia zu schreiben: „Da es sicher ist, daß ehemals eine Frau von allen Katholiken als Papst betrachtet wurde, so ist es nicht unmöglich, daß ein Häretiker eines Tages für einen solchen gehalten wird, obgleich er es in Wahrheit nicht sein kann." Endlich erscheint die gehässige Fabel noch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts in zu Rom unter den Augen des Papstes erschienenen Büchern[1]. Weil also das gleichzeitige Zusammentreffen der oben angeführten drei Bedingungen für die vollkommene Glaubwürdigkeit einer Volkstradition nicht genügt, verlangt P. de Smedt als weitere Bedingung, „daß die Personen, welche der Tradition hätten widersprechen können, zu einer Zeit lebten, in welcher der Sinn für Kritik hinreichend entwickelt war, und daß dieselben genügende Mittel besaßen, sich von der Wahrheit zu über-

[1] In eben demselben 16. Jahrhundert wurde es den Jesuiten von protestantischen Schriftstellern zu schwerem Verbrechen angerechnet, daß sie die Geschichte von der Päpstin nicht gelten lassen wollten. „Ursinus Eybenhold, der Historien und Wahrheit Liebhaber", ließ 1596 eine Schrift erscheinen: „Confirmatio gegen und wider die Jesuiter, auß vielen alten Chronicis gezogen, darinnen erwiesen wirdt, daß sie als der Römischen Päpst außkundtschafftter mit verschwigener Warheit dörffen fürgeben, Johann diß Namens der Achte sey kein Weibsbildt gewesen". „Die Jesuiter, der Römischen Päpst Hetzhundt, die papistischen Bauchdiener und Suppenfresser" werden in dem Schandbüchlein apostrophirt (S. 56): „Ihr Esauiten wie könd ihr doch so stoltz unnd vermessen seyn, daß ihr so freffentlich und unverschampt, den Kräen, wie man

zeugen". Die Anwendung aller dieſer Bedingungen auf die Tradition vom römiſchen Epiſkopate des hl. Petrus ergibt als Reſultat, daß dieſelbe alle nur wünſchenswerthe Sicherheit bietet.

Auch das ſogenannte negative Argument, d. h. das Argument, welches aus dem Stillſchweigen bei gleichzeitigen oder faſt gleichzeitigen Schriftſtellern und Documenten genommen wird, findet eine eingehende Unterſuchung. Unſer Auctor wendet ſich gegen die Anſichten von Baronius, Launoy und Mabillon und hält die Beweiskraft des negativen Argumentes unter zwei Vorausſetzungen aufrecht. Erſtens: Der Schriftſteller, deſſen Stillſchweigen als ein Beweis für die Falſchheit der fraglichen Thatſache angerufen wird, hätte dieſe Thatſache wiſſen müſſen, wenn ſie wirklich geſchehen. Zweitens: Wenn er ſie gewußt hätte, würde er nicht unterlaſſen haben, ſie in dem Werke zu citiren, welches wir von ihm beſitzen. Mit Recht wird aber die Schwierigkeit der Anwendung dieſer Regel in Bezug auf die älteren Zeiten betont. Für die aus Mangel an Mittheilungs- und Verkehrsmitteln hervorgehende Unwiſſenheit von bedeutenden Ereigniſſen, und dieß auch bei den hervorragendſten Männern, führt P. de Smedt einige erſtaunliche Beiſpiele aus dem Leben des hl. Auguſtin an. Eines dieſer Beiſpiele möge hier eine Stelle finden. Unter die hervorragenden Thatſachen des kirchlichen Lebens im vierten Jahrhundert muß man ohne Zweifel das im Jahre 343 abgehaltene Concil von Sardika rechnen, welches den großen Athanaſius und andere von den Arianern vertriebene Biſchöfe wieder einſetzte. Unter Vorſitz von päpſtlichen Legaten betheiligten ſich an dieſem Concil ungefähr 100 Biſchöfe von verſchiedenen Kirchen, außerdem noch an 80 arianiſche Biſchöfe. Letztere trennten ſich von dem allgemeinen Concil und hielten ein Conciliabulum in Philippopolis, einer von Sardika wenig entfernten Stadt. Das Concil nahm

---

im gemeinen Sprichwort ſagt, die Augen verbinden dörfft!" und zum Schluß werden die Armen mit einem claſſiſchen Gedicht regalirt, aus dem ich der Curioſität halber einige Verſe hierher ſetze:

Der Bapſt iſt unverſchämpt geweſen,
Und nicht recht in der Bibel gleſen . .
Dannoch viel unverſchampter iſt,
Der Jeſuit, ein böſer Chriſt.
Ach Jeſu deins Namens verſchon,
Laß ihn den nicht mißbrauchen thon.
Sag noch einmal, gar unverſchampt
Seynd Jeſuiter alle ſampt.
Die alles das verläugnen dörffen
Mit ſchweren, plerren und mit gelffen.
Was alt Scribenten in einer Summ,
Auch die Feindt ſelbſt nicht laugnen thun.
So in Rom der weitbrhümpten Statt,
An brhümptem orth ſich begeben hat.
Solchs in offner Proceſſion,
Da viel Volcks auch darbey thet ſtohn . . .

aber ſeinen Fortgang und richtete eine Encyclika an die ganze Chriſtenheit. Die gefaßten Beſchlüſſe wurden ſpäter auch von vielen nicht anweſenden Biſchöfen unterzeichnet; darunter befanden ſich 27 Oberhirten aus Afrika. Im Jahre 405 ſchreibt nun der hl. Auguſtin gegen den Donatiſten Cresconius: „Du citirſt den Anfang des Sendſchreibens von Sardika, wo der Name eures Donat mit dem Titel eines Biſchofs von Carthago erwähnt iſt. Erfahre alſo, was du nicht weißt. Das Concil von Sardika war ein Concil der Arianer, welches hauptſächlich zur Verurtheilung des Athanaſius verſammelt wurde.“ Aus einem Briefe Auguſtins vom Jahre 397 oder 398 erfahren wir, daß er von dem Sendſchreiben des Conciliabulums von Philippopolis erſt in Folge einer Unterredung mit einem donatiſtiſchen Biſchof Kenntniß erhielt. Auguſtin konnte damals, wie er ſelbſt ſagt, das Schreiben nur flüchtig durchſehen; hätte er es ſpäter mit Aufmerkſamkeit geleſen, ſo würde er da ſicher erfahren haben, daß es wirklich ein katholiſches Concil von Sardika gab, weil der Brief des Conciliabulums dasſelbe hinreichend klar erwähnt.

Doch wir müſſen abbrechen; das Angeführte genügt ja auch, eine Idee von dem reichen Inhalt des Werkchens zu geben. Dasſelbe wird, wie wir hoffen, dazu beitragen, daß die Wünſche Leo's XIII. für die Behandlung der Geſchichte: „gründliche Unterſuchung“, „wohlerwogenes Urtheil“, „gediegene Sachkenntniß“, in immer weiteren Kreiſen Beachtung finden. Man muß nur nicht fürchten, durch ſcharfe wiſſenſchaftliche Kritik könne die Kirche zu Schaden kommen: es gibt keine Macht auf Erden, die ſo wenig die ſchärfſte Kritik zu fürchten braucht, die im Gegentheil ſo viel gewinnt durch kritiſche Behandlung der Geſchichte, wie die katholiſche Kirche. Möchten ſich nur Manche dieſer kritiſchen Behandlung zuwenden, „denn“ — ſagt unſer Heiliger Vater in dem oben genannten Schreiben — „da die Geſchichte vorzugsweiſe den Gegnern ihre Pfeile liefert, ſo muß die Kirche mit gleichen Waffen entgegentreten, und dort, wo der Feind am heftigſten anſtürmt, um ſo eifriger zur Gegenwehr ſich rüſten.“

B. D.

Illuſtrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. Herder'ſche Verlagshandlung in Freiburg, 1882 und 1883.

1. **Aſſyrien und Babylonien.** Nach den neueſten Entdeckungen. Von Dr. **F. Kaulen,** Profeſſor der Theologie zu Bonn. Zweite, erweiterte Auflage. Mit 49 Illuſtrationen, 1 Inſchrifttafel und 2 Karten. Gr. 8°. VIII u. 222 S. Preis: *M.* 4; in elegantem Originaleinband *M.* 6.

2. **Der Amazonas.** Wanderbilder aus Peru, Bolivia und Nordbraſilien. Von **Damian Freiherrn v. Schütz-Holzhauſen.** Mit 31 Holzſchnitten und 10 Vollbildern. Gr. 8°. XVI u. 243 S. Preis: *M.* 4; in elegantem Originaleinband *M.* 6.

3. **Unſere Erde.** Aſtronomiſche und phyſiſche Geographie. Eine Vorhalle zur Länder- und Völkerkunde. Von **A. Jakob,** königl. Real-

ſchulrector. Mit 100 Holzſchnitten, 26 Vollbildern und einer Spektraltafel in Farbendruck. Gr. 8°. XI u. 485 S. Preis: *M.* 8; in elegantem Originaleinband *M.* 10.

Die Populariſirung der Beobachtungswiſſenſchaften, das Beſtreben, die großen Fortſchritte auf den vielverzweigten Gebieten poſitiver Forſchung in die weiteſten Kreiſe hineinzutragen, gehört heute zum guten wiſſenſchaftlichen Ton. Die Koryphäen der Fachwiſſenſchaft verſchmähen es nicht mehr, vom hohen Katheder herabzuſteigen und zu dem profanum vulgus ſich herabzulaſſen, um dasſelbe in die tiefſten Geheimniſſe ihres Wiſſens einzuweihen. Wir ſehen einen du Bois-Reymond, einen von Helmholtz, von Pettenkofer, Quenſtedt, Pfaff, Häckel, K. Vogt, einen Tyndall, Thompſon, Huxley, Tait, einen Würtz, Berthelot und ſo viele Andere miteinander wetteifern im Streben, Laien durch populär-wiſſenſchaftliche Vorträge und leicht verſtändliche Schriften über die Ergebniſſe ihrer und anderer Experimental-Unterſuchungen aufzuklären. Das herrliche Licht der Natur, welchem der Forſcherfleiß unſeres Jahrhunderts, die verhüllenden Schleier lüftend, überall mehr und mehr freien Durchpaß gewährt, möglichſt weithin leuchten zu laſſen, iſt ohne Zweifel etwas ganz Gutes. Iſt aber das Licht, in welchem uns die populariſirenden Schriften unſerer Tage die Natur erſcheinen laſſen, wirklich auch das reine, volle, unverfälſchte Licht der Natur? Iſt es nicht vielmehr in den meiſten Fällen ein auf Sümpfen hüpfendes Irrlicht oder ein ungeſundes, pechſchwarz qualmendes Öllichtlein, das nicht aus der Natur, ſondern aus dem Kopfe eines Gelehrten oder Forſchers düſtere Strahlen ſendet? Ja, wäre es das reine, wahre Licht der Natur, das Gott der Herr für uns angezündet, jenes ſchöne Licht, das, hell und ungetrübt aus jeder vorurtheilsfreien, allſeitig ſich vertiefenden Forſchung ſpringend, mit dem übernatürlichen Lichte, welches uns durch eine unmittelbarere und darum leichter zugängliche Offenbarung mitgetheilt worden, eben ſo harmoniſch zuſammenſchwingt, wie die Natur ſelbſt harmoniſch mit dem Übernatürlichen ſich verbindet, dann müßten wir eine ſolche Populariſirung der exacten Wiſſenſchaften aus vollem Herzen freudig begrüßen. Wer immer aber unſere populäre Literatur über dieſe Gegenſtände genauer prüft, wird finden, daß ſie ſtracks dem entgegengeſetzten Ziele zuſteuert. Man überſchwemmt die Welt mit naturwiſſenſchaftlichen Zeitſchriften, Büchern und Broſchüren, um die Menſchen mehr und mehr dem Übernatürlichen zu entfremden, um, die Natur vergötternd, Gott, ihren Urheber, aus den Herzen und aus dem Geiſte der Menſchen nach Möglichkeit zu verbannen. Mit einem Worte: unſere populär-naturwiſſenſchaftliche Literatur iſt nicht nur indifferent und ungläubig, ſondern auch antireligiös und antigläubig.

Liegen nun andererſeits die Sachen heute ſo, daß ſie an Gebildete die Anforderung ſtellen, mit den Reſultaten der Experimentalwiſſenſchaften im Allgemeinen ſich bekannt zu machen, ſo ſehen Viele ſich gezwungen, in Ermanglung anderer geſunder Lectüre zu dieſen vergifteten Schriften zu greifen, und das Gift wird dann nicht verfehlen, über kurz oder lang ſeine Wirkung

zu thun. Energiſche Abhilfe war ſchon lange geboten. Dieſe darf ſich aber nicht auf die Widerlegung der durch die Naturforſcher verbreiteten Irrthümer und Angriffe beſchränken. Es muß vor Allem eine ſelbſtändige naturwiſſenſchaftliche Literatur geſchaffen werden, die, auf chriſtlicher Baſis ruhend, in Bezug auf wiſſenſchaftlichen Gehalt und anſprechende Form mit den beſten Producten der ungläubigen Gegner den Vergleich aushalten und ſo einen Erſatz für letztere bieten kann. Wenn wir ſagen, ſie müſſe auf chriſtlicher Grundlage ſtehen, ſo ſind wir weit davon entfernt, hiermit ein unzeitiges Hereinziehen religiöſer Discuſſionen, eine unpaſſende Verquickung von Naturwiſſenſchaft und Offenbarungsglauben zu befürworten. Nein, wie jede andere Wiſſenſchaft, ſteht auch die Naturwiſſenſchaft auf eigenen Beinen und kann eine ganz ſelbſtändige Behandlung finden. Das chriſtliche Fundament liegt in erſter Linie in der chriſtlichen Überzeugung des Schriftſtellers und in dem entſchiedenen Beſtreben, von jeder unchriſtlichen Tendenz, von allen Lehren und Behauptungen, die mit der geoffenbarten Wahrheit direct oder indirect in Widerſpruch ſtehen, ſich ferne zu halten; ſie liegt ferner in jenem geläuterten Streben nach Wahrheit, das nicht Alles in der unmittelbaren Beobachtung aufgehen läßt, ſondern neben der Experimentalforſchung noch aus anderen und zwar wichtigeren und übergeordneten Quellen der Erkenntniß ſchöpft, das Alles nur nach der Wahrheit und Wirklichkeit meſſend, weder durch den blendenden Schein ſogenannter „Forſchungsreſultate", neuer Theorien und Hypotheſen, noch auch durch das Gewicht und die Zahl der Gelehrten, die für ſie eintreten, ſich berücken läßt, ſondern, ſorgfältig zwiſchen objectiver Wahrheit und rein ſubjectiver Behauptung unterſcheidend, Alles nach den inneren Gründen taxirt.

In dieſem Sinne dürfte auch das Unternehmen aufzufaſſen ſein, das die für jede gute Sache ſo eifrig thätige Herder'ſche Verlagshandlung mit der illuſtrirten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde in Angriff genommen. Mit den drei bis jetzt vorliegenden Schriften hat ſie einen guten Anfang gemacht.

1. Die an erſter Stelle namhaft gemachte Schrift führt uns zu aſiatiſchen Völkern der grauеſten Vorzeit. Nach einer allgemeinen Orientirung über die Bedeutung und die Lage Babyloniens und Aſſyriens werden dann die denkwürdigen Entdeckungen, die man ſeit Kurzem erſt in den unſcheinbaren Schutt- und Ruinenfeldern dieſer Gegenden gemacht hat, in einfacher, aber ſchöner und anziehender Form dem Leſer geſchildert und ihm ein ebenſo überraſchender als belehrender Einblick gewährt in die heutigen Überbleibſel einer großartigen Civiliſation und Cultur, die vor viertauſend Jahren ſchon in Vorderaſien am Euphrat und Tigris blühte. Zahlreiche, höchſt intereſſante Denkmale der Bauart und bildenden Künſte, bewunderungswürdig bald durch die koloſſale Maſſe, bald durch die ſchöne, ſeltſam ſtiliſirte Form, bald durch das Myſteriöſe der Darſtellung voll ſymboliſcher und geſchichtlicher Andeutungen, werden ihm der Reihe nach in Wort und Bild klar beleuchtet vor Augen geſtellt, während gleichzeitig eingeſtreute Notizen über die Umſtände ihrer Auffindung, ſowie über ihre Beziehung zu dem Volke, das ſie geſchaffen,

die Aufmerksamkeit noch mehr steigern. Hiernach wird der Leser in geschickter Weise, soweit eine derartige populäre Schrift es gestattet, in die Geheimnisse der Keilschrift eingeweiht und mit der Geschichte der mühseligen Entzifferung bekannt gemacht. Dann folgen werthvolle Mittheilungen über und aus der babylonisch-assyrischen Literatur, welche den mit Keilen übersäten Ziegeln, die als Schreibblätter dienten und deren heute schon über 40 000 Stück im Britischen Museum zu London liegen, sowie den Keilinschriften auf Sculpturen zu entheben, bereits gelungen ist. Gerade diese Mittheilungen sind es, die ein ganz unverhofftes Licht über die Sitten und Gebräuche der einstigen Babylonier und Assyrer werfen, sowie in ihr Geistesleben, in ihre socialen und politischen Beziehungen zu den gleichzeitigen Völkern. Dieses aber ist deßhalb von überaus hoher Bedeutung, weil die Geschichte der Juden mit der ihrigen oft sich berührt und mischt, und weil diese babylonischen und assyrischen Ziegel berufen sind, die Bücher des alten Testamentes der heiligen Schrift vielfach zu beleuchten und zu bestätigen. Das Schlußkapitel ist das inhaltschwerste. Es gibt eine kurze Zusammenfassung und zieht die Resultate aus dem Ganzen.

„Der Rückblick auf alles das, was Gegenstand der vorausgegangenen Mittheilungen gewesen ist, läßt uns eine ganz eigenthümliche Beobachtung machen. Die Arbeitskraft des thatlosen Geschlechtes, welches jetzt auf dem uralten Culturboden Vorderasiens wohnt, hat der Intelligenz fernher gekommener Europäer dienen müssen, um Laufgräben aufzuwerfen, in denen eine seit mehr als zwei Jahrtausenden untergegangene Civilisation wieder sichtbar wurde. Aber Schachte aus noch tieferer Vergangenheit hat die Geisteskraft der gelehrten Männer aufgeschlossen, welche den todten Buchstaben der Keilinschriften wieder wachgerufen und uns damit in das geistige Leben einer viertausend Jahre entschwundenen Zeit zurückversetzt haben. Was im Schooße des assyrischen und babylonischen Bodens herausgelesen worden, das ist Alles so reich und mannigfaltig, daß nach Aufzählung des Einzelnen eine Zusammenfassung noththut, aus der manches schon Erwähnte erst sein volles Licht empfangen kann."

In diesem Lichte werden mit wenigen, aber kräftigen und vielsagenden Zügen Geschichte und Chronologie, Religion, Wissenschaft und Gesittung der Assyrer und Babylonier geschildert, ganz besonders eingehend aber das Verhältniß der babylonisch-assyrischen Documente zu unserem heiligen Texte ermittelt. Bezüglich des letzteren kommt der gelehrte Herr Verfasser zu folgendem Endergebniß:

„Schon jetzt dürfen wir uns Glück wünschen zu Allem, was die assyrische Wissenschaft bisher geleistet hat. Angesichts dessen, was die Trümmer von Ninive und von den babylonischen Städten uns gelehrt, können wir den Zweiflern wohl die Worte entgegenhalten: ‚Ich sage euch, wenn diese schweigen, so werden die Steine rufen' (Luc. 19, 40). ‚Denn der Stein schreit aus der Wand und die Sparren antworten aus dem Holz' (Hab. 2, 11). Indeß hat auch die Erfahrung, daß die assyrische Wissenschaft nicht allen von ihr gehegten Erwartungen entsprechen kann, eine große Bedeutung für uns. Wir scheiden von der Betrachtung des alten Assyrien und Babylonien mit der Überzeugung, daß diese Kenntniß ebenso wenig als irgend eine andere menschliche Wissenschaft den heiligen Schriften den Werth und die Wichtigkeit sichern kann, welche dieselben als ein Mittel zur Erreichung unseres höchsten Zweckes in An-

spruch nehmen. Die hohe Würde und der wunderbare Einfluß der heiligen Schrift ruht auf dem Zeugniß eines vollkommeneren Reiches, als des assyrisch-babylonischen."

Die Zugabe einer 16 Seiten starken Literaturübersicht, „welche die Entwicklung der assyriologischen Forschung veranschaulichen soll", vervollständigt das Ganze.

Indem wir unser Gesammturtheil kurz zusammenfassen, sagen wir, der Verfasser hat in seinem Buche in hohem Maße den Wünschen entsprochen, die man an dasselbe zu stellen berechtigt ist. Es steht da als ein in sich abgeschlossenes, wohl abgerundetes, gut gegliedertes Ganzes, reich und gediegen an Inhalt, schön in Sprache und Stil, leicht verständlich, anziehend und belehrend in Allem und für Alle.

2. Diese Wanderbilder enthalten das letzte literarische Vermächtniß, welches der Verfasser, „ein treuer Sohn seiner Kirche und ein Edelmann in des Wortes bester Bedeutung", uns hinterlassen. Denn wie der vorgedruckte Nekrolog uns berichtet, ereilte ihn der Tod am 23. Juni 1883, kurz, nachdem er seine Wanderbilder noch einer Durchsicht unterzogen. Dieselben versetzen uns auf einen Fleck des Erdenrundes, der den Gefilden Ninive's und Babylons diametral gegenüberliegt, mitten in die tropischen Regionen Südamerika's; nicht zwischen öde, kalte Ruinenhügel, düstere Zeugen vergangener Größen, sondern zwischen Völker im Kindesalter politischer Entwicklung inmitten einer jugendfrischen, vollwüchsigen Natur. Mit größtem Interesse haben wir diese Bilder betrachtet und dabei alte Erinnerungen wieder ihre ursprüngliche Frische gewinnen lassen. Soviel unser fünfjähriges Verweilen unter dem Erdgleicher in Südamerika das Einzelne zu beurtheilen gestattet, können wir den Wanderbildern das Zeugniß geben, daß sie zwar mit einfachen und bescheidenen Farben aufgetragen, aber durchaus klar und wahr sind. Die Fülle und Mannigfaltigkeit des Mitgetheilten ist außergewöhnlich groß und bekundet neben reicher und reifer Erfahrung ein richtiges, ruhiges Urtheil, so wie wir es nur bei solchen finden können, die viele Jahre hindurch Gelegenheit fanden, mit dem, was sie beschreiben und schildern, allseitig und gründlich bekannt zu werden. Vermißt der Leser einerseits an mehreren Stellen auch ungern etwas mehr Schwung der Darstellung, und einen mehr gehobenen Stil, so entschädigt ihn doch auf der anderen Seite reichlich die wahrheitsgetreue, Alles mit größter Objectivität und Genauigkeit wiedergebende Schilderung des Erlebten und Wahrgenommenen. Letzteres ist ein um so größerer Vorzug, je seltener er in unseren Reisebeschreibungen angetroffen wird. Meist nur auf eine einmalige Durchreise durch die beschriebenen Gegenden sich stützend und dann unter den flüchtigen, in buntem Wechsel sich überstürzenden, so leicht einseitigen und irrigen Eindrücken einer einmaligen, gelegentlichen Beobachtung abgefaßt, suchen sie außerdem, um wirkungsvoller zu malen, das Sonderbare, Außergewöhnliche, Pikante allzusehr in den Vordergrund zu drängen und in übermäßiger Breite darzustellen, das minder Auffallende dagegen entweder zu übergehen oder doch nicht im richtigen Verhältniß zum Ausdruck zu bringen. Das Einzelne mag dann wohl noch richtig sein, das Gesammtbild aber ist nicht mehr naturgetreu und

der Leser gewinnt darüber eine unrichtige Vorstellung. Wie leicht ist aber der Mensch geneigt, gerade bei Schilderung des Außergewöhnlichen zu übertreiben! Gewiß hat sich mit uns schon Mancher getäuscht gefunden, als er dem Rheinfall bei Schaffhausen gegenüberstand, nachdem er von ihm bereits aus Beschreibungen sich eine Vorstellung gemacht hatte. Noch mehr aber pflegen übertriebene Schilderungen in Berichten über weit entlegene, zumal tropische Naturscenen und Naturgegenstände sich einzuschmuggeln. Wer eine richtige Vorstellung von den Tropengegenden gewinnen will, der möge die Wanderbilder des Herrn von Schütz zur Hand nehmen, sie sind wahr und getreu im Ganzen und Einzelnen. Gerade von Letzterem wird in ihnen, was Verschiedenartigkeit und Allseitigkeit angeht, mehr als in einem anderen derartigen, uns bekannten Buch geboten. Es hängt dieses auch mit den ganz eigenthümlichen Verhältnissen, unter denen der Verfasser vierzehn Jahre lang mit Land und Leuten zwischen dem stillen Ocean und der Atlantis in vielfache Berührung kam, zusammen. Er berichtet über Hoch und Nieder, über Indianer, Schwarze, Weiße und ihre Mischlinge, über Klerus und Laienwelt, über das Wechselverhältniß der Einzelnen, über Regierung, staatliche und politische Zustände, über religiöse, commercielle und culturelle Verhältnisse; neben dermaligen Zuständen, die in erster Linie berücksichtigt werden, weist er auch hin auf frühere Entwicklungsstufen bis hinab zu den Inka-Zeiten und auf die günstigen oder ungünstigen Aussichten in der Zukunft. Er schildert das Cordillerengebirge wie die zu beiden Seiten angefügten Niederungen mit ihren gewaltigen Wasseradern, die Städte, Dörfer und sonstigen Niederlassungen längs seines Weges, die verschiedenen Bodenverhältnisse, die wechselnden Vegetations- und Faunengebiete mit den tausenderlei ihnen eignenden Producten, Alles am Faden einer gleichmäßig voranschreitenden Reiseerzählung, ausgehend vom pacifischen Hafen Huanjaco bei Trujillo bis Pará an der Mündung des südamerikanischen Stromriesen in das Meer. Ganz besonderes Interesse bieten die Mittheilungen über die Missionsthätigkeit in den unabsehbaren Waldrevieren am Marañon und Amazonas, sowie über die bereits gemachten und noch zu machenden Colonisationsversuche. Über Colonisation konnte Freiherr von Schütz, wie nicht leicht ein Anderer, uns kundige Aufklärung geben. Hat er ja selbst am Pozuzo, einem Zuflusse des Marañon, eine heute noch blühende deutsche Colonie gegründet. Was so vielen Andern in Centralamerika, in Ecuador, Peru und anderwärts in Südamerika mißglückte, obwohl Einige über mehr Mittel verfügten, wußte seine Umsicht, seine Thatkraft, sein Opfergeist trotz der größten Hindernisse in's Werk zu setzen. Hunderten von Tyrolern und Rheinländern hat er ein glückliches Heim versorgt, selbst aber dafür die besten Jahre seines Lebens, seine Habe und seine Gesundheit in die Schanze geschlagen. Einer der Gründe, die den Verfasser veranlaßten, sein Buch zu schreiben, scheint gerade das Verlangen gewesen zu sein, der deutschen Colonisation in Südamerika, speciell im Gebiete des oberen Marañon, das Wort zu reden. — Wie im Buche „Assyrien und Babylonien", so tragen auch in den von Schütz'schen Wanderbildern die sehr passend gewählten, naturwahren, schönen, zum Theil pracht-

vollen Holzſchnitte und Bilder nicht allein zur glänzenden Ausſtattung, ſondern ganz weſentlich auch zur Belehrung bei.

3. Sicher hat unter den drei vorliegenden Werken der illuſtrirten Bibliothek „Unſere Erde“ ſich die ſchwerſte Aufgabe geſtellt. Will es uns ja über die Erde nach allen Richtungen hin wiſſenſchaftlich, kurz und klar orientiren. Der erſte Abſchnitt: „Ein Blick in das Reich der Sterne, — die Erde ein Stern unter den Sternen“ (S. 1—104), gibt einen Abriß der populären Aſtronomie, Aſtrophyſik und Kosmogenie; der zweite Abſchnitt: „Die Lufthülle der Erde“ (S. 105—187), erläutert die Hauptgrundlagen und Erſcheinungen der Meteorologie, einſchließlich der Gletſcher und Eisberge, ſowie der Wettervorausſage; der dritte Abſchnitt: „Das Meer“ (S. 188—243), vermittelt einen Überblick über die in den letzten Jahrzehnten ſo ſehr erweiterten und vervollkommneten Kenntniſſe der Oceanologie; der vierte Abſchnitt: „Die Continentalwelt (S. 244—419), erklärt die Grundfragen aus der allgemeinen phyſikaliſchen Geographie und Geologie, ſowie diejenigen über die Vertheilung der Lebeweſen. Der fünfte Abſchnitt (S. 420—476) endlich iſt ausſchließlich dem Menſchen gewidmet, dem Gipfelpunkt und Ziel der ganzen übrigen Körperwelt; er berichtet erſt über die Zahl und Verbreitung, über Unterſchiede und Eintheilung des Menſchengeſchlechtes, über die Abhängigkeit der Veranlagung des Menſchen von äußeren Einflüſſen, über die Abſtammung, die Entwicklung und das Alter des Menſchengeſchlechtes. Dieſe kurze ſummariſche Inhaltsangabe wird hinlänglich erkennen laſſen, wie Vieles und Wichtiges das Buch lehren ſoll, da es nichts Geringeres bezweckt, als die Quinteſſenz aller jener zahlreichen eingehenden Forſchungen der jüngſten Vergangenheit, in welche eine ganze Reihe verſchiedener Fachwiſſenſchaften ſich getheilt haben, in einheitlichem Bilde einfach, leicht verſtändlich und überſichtlich dem Leſer vor Augen zu ſtellen. Der Schwierigkeit des Gegenſtandes haben wir es daher auch hauptſächlich beizumeſſen, wenn dieſes Werk weniger gut ausgefallen, als die beiden anderen, wenn wir ihm weniger des Lobes zu zollen, Manches aber daran auszuſetzen haben. — Die ganze Anlage des Buches iſt gut, die Art der Auseinanderſetzung und Erklärung iſt faßlich, anſchaulich und lebendig, der Inhalt iſt überaus reich, dabei anregend und belehrend, die Ausſtattung glänzend. Wir ſtehen deßhalb nicht an, es warm zu empfehlen. „Ein geographiſches Haus- und Leſebuch im beſten Sinne des Wortes“ ſcheint es jedoch nicht zu ſein. Um dieſes Urtheil zu begründen und für eine zweite Auflage vielleicht Anhaltspunkte zu Verbeſſerungen zu bieten, wollen wir mit unſeren Ausſetzungen nicht zurückhalten. Für's Erſte hätten wir gewünſcht, daß im Allgemeinen weniger die Vielheit, dagegen mehr die Einheit der Mittheilung angeſtrebt, daß mehr auf zuſammenhängende Schilderung und Beſchreibung als auf regiſtrirende Aufzählung Bedacht genommen worden wäre, daß der Herr Verfaſſer weniger durch wörtlich herübergenommene Citate erklärt, ſondern die Angaben, Anſichten und Auffaſſungen Anderer ſich ſelbſt angeeignet, ſelbſtändig verarbeitet und, nachdem er die einzelnen Abſchnitte in einem Guß und Fluß dargeſtellt, am Ende derſelben den Leſer kurz auf die Quellen verwieſen hätte, aus denen er geſchöpft. Durch das

regiſtermäßige, trockene Aneinanderreihen ſo verſchiedenartiger, dabei manchmal zu ſehr in's Kleine gehender Angaben und Erklärungen mit eigenen und fremden Worten ohne hinreichendes Band innerer Einigung, ohne Verſchmelzung zu einem organiſchen Ganzen kommt eine gewiſſe ſtörende Unruhe, eine ermüdende Zerſplitterung in die Darſtellung. Dieß wird noch dadurch geſteigert, daß die Bilder und Gedichte, durch welche der Verfaſſer das Ganze zu heben beabſichtigt, manchmal eher das Gegentheil bewirken. Mehrere der Gedichte ſcheinen uns ſchon deßhalb unpaſſend, weil ſie zu lang ſind. Beide, Bilder und Gedichte verfehlen aber beſonders deßhalb öfters ihren Zweck, ſo ausgezeichnet ſie auch an und für ſich ſind, weil ſie unvermittelt auftreten und den Geiſt auf etwas hinlenken, worüber er im Text keine genügende Aufklärung erhält. Der eine oder andere Holzſchnitt, ſo S. 257, 265, 368, iſt zudem nicht glücklich ausgewählt. Für's Zweite wollte uns bedünken, der Verfaſſer hätte manchmal mehr auf ſolidere Waare als auf deren billige Beſchaffung ſehen müſſen. War er auch ſichtlich bemüht, Alles nach dem neueſten Stande zu berichten und aus guten und zuverläſſigen Quellen zu ſchöpfen, ſo hat er doch hie und da Veraltetes mit unterlaufen laſſen und einigemale aus längſt überholten Sammelwerken die Angaben entnommen. So paßt die exaltirte Beſchreibung Kochs der brennenden Quellen in Baku ſchlecht zur heutigen Wirklichkeit, ſo wie dieſelbe durch neuere Berichte (vgl. Zeitſchrift der deutſchen geologiſchen Geſellſchaft [Berlin] Bd. 26 S. 257) dargeſtellt wird. Er hat auch zuviel auf Humboldts Auctorität gehalten und manche aus deſſen Angaben verwerthet, obwohl ſie heute als ungenau erkannt ſind. Für die Vegetationszonen der Erde hätte er z. B. nicht mehr Humboldts Schriften, ſondern eher Griesbachs „Vegetation der Erde" oder ein ähnliches neueres Werk benützen müſſen. Endlich hätten wir eine etwas mehr gleichmäßige Berückſichtigung der Gegenſtände je nach ihrer wirklichen Bedeutung für das Erdganze gewünſcht. So ſcheint uns dem aſtronomiſchen Theile zu viel Raum gegeben worden zu ſein, während die allgemeine Verbreitung der Pflanzen und Thiere zu kurz kömmt. Im vierten Theile hätte die ſogen. „hiſtoriſche" Geologie, zumal ihr paläontologiſcher Theil, beſſer veranſchaulicht werden ſollen. Dadurch wäre auch eine beſſere Grundlage gewonnen worden für die ſpäteren Kapitel über die heutige Vertheilung des organiſchen Lebens auf der Erde. — Am beſten durchgeführt, einheitlich und organiſch ausgearbeitet iſt die Erklärung der phyſikaliſchen und mechaniſchen Ausgeſtaltung der Erdoberfläche und der ſogen. „vulkaniſchen" Wirkungen in und auf derſelben, in den Kapiteln 7—15 des vierten Abſchnittes. Sie ſchließt ſich der neueren Theorie vom Gewölbeſchub der Erdkruſte an und ſtützt ſich ſpeciell auf die Ausführungen des P. Kolberg, die er in dieſer Zeitſchrift und in der zweiten Auflage ſeiner Reiſebilder „Nach Ecuador" veröffentlicht hat. Auf ſie finden auch obige Ausſtellungen keine Anwendung. Nur das Eine könnte vielleicht auch hier eingewendet werden, daß ſie zu viel in der Theorie ſich bewegen und in einzelnen Punkten mit mehr Beſtimmtheit vorgetragen werden, als es die Bedenken erlauben dürften, die man mit Grund gegen ſie erheben kann.

Trotz dieses noch Wünschenswerthen ist dennoch des Guten im Buche so viel, daß wir bei unserer obigen Empfehlung unbedenklich verbleiben können. In mehr als einer Hinsicht übertrifft es andere derartige Werke über denselben Gegenstand, und es ist zu wünschen, daß es dieselben verdränge, weil sie nicht selten gegen gute Sitte und religiöses Gefühl verstoßen. Möge es sich mit seinen beiden Gefährten zusammen in recht viele Familienbibliotheken einbürgern! Nur dadurch, daß in christlich gesinnten Kreisen dem ebenso zeitgemäßen als richtigen Unternehmen der Herder'schen Verlagshandlung eine wirksame Theilnahme entgegengebracht wird, kann es gedeihlich sich entfalten und großen Nutzen stiften.

L. D.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Der Liberalismus in der Theologie und Geschichte. Eine theologisch-historische Kritik der „Kirchengeschichte" des Professors Dr. Fr. X. Kraus. Von Joseph Schröder, Doctor der Theologie und der Philosophie, Professor der Philosophie am bischöflichen Seminar in St. Trond. 8°. VIII u. 181 S. Trier, Paulinus-Druckerei, 1883. Preis: *M.* 2.

Ein ganzes Buch zur Kritik eines anderen Buches, ist das nicht zuviel? Unter gewöhnlichen Umständen allerdings — hier, glauben wir, nicht. Wenn ein Professor der Theologie für katholische Studirende ein Lehrbuch herausgibt, welches sich durch manche formelle Vorzüge empfiehlt und in Folge derselben auch eine zweite Auflage erlebt hat, welches dabei aber von einem Geiste durchweht ist, den man einen kirchlichen nicht nennen kann: so muß offenbar auf das Nachdrücklichste vor demselben gewarnt werden. Diese Warnung aber wird um so wirksamer auftreten, je ausführlichere Nachweise für die Schädlichkeit des Buches beigebracht werden. Darum begrüßen wir den in Rede stehenden Anti-Kraus als ein Werk, verfaßt im Interesse der großen Anzahl jener Studirenden, welche von Gott berufen sind, dereinst das „Salz der Erde" zu werden. Allein wir würden der Schrift des Herrn Professor Schröder nicht vollkommen gerecht werden, wollten wir in ihr bloß ein Gegengift wider ein einzelnes Buch erblicken. Der gelehrte Herr Verfasser hat sein Concept weiter gefaßt, indem er jene liberale Strömung in Theologie und Geschichte, welche an Kraus einen hervorragenden Vertreter hat, in ihren Erscheinungen, in ihren Ursachen, in ihrem Zusammenhange mit Janus und den Altkatholiken und in ihren verheerenden Wirkungen genauer verfolgt und wahrheitsgetreu schildert. Mag auch das Vaticanum eine große Scheidung der Geister vollzogen haben, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß auch auf katholischer Seite die Einbildung, als ob die katholische Theologie, um „wahre Wissenschaft" zu werden, ihr Heil von der „großen historischen Schule" zu erwarten hätte, noch nicht aus allen Köpfen geschwunden ist — gerade die „Kirchengeschichte" des Freiburger Professors bietet dazu die schlagendste Illustration. Es war also wohlgethan, hier Klarheit zu schaffen. Professor Schröder hat sich dieser Aufgabe durchaus gewachsen gezeigt.

1. **Exercitia spiritualia S. Ignatii de Loyola. Meditationibus illustrata ad usum cleri tam regularis quam saecularis. Auctore F. X. Weninger S. J. SS. Theologiae Doctore. Cum permissu Superiorum. 8°. p. VI et 319. Moguntiae, Kirchheim, 1883.**
2. **V. P. Nicolai Lancicii e Societate Jesu De meditationibus rerum divinarum recte peragendis, praesertim in recollectione octiduana. Editio recens emendata. 8°. p. XII et 427. Cracoviae, Kluczycki, 1883.**

Seitdem der hochw. P. Roothaan durch seine wortgetreue Übersetzung und seine Erklärungen des Exercitien-Büchleins das richtige Verständniß desselben so wesentlich gefördert hat, dauern die Bemühungen, den echten, ursprünglichen Geist der Exercitien immer mehr an's Licht zu ziehen und in diesem Geiste die Exercitien wirken zu lassen, ununterbrochen fort. Beide Bücher, die wir hier zur Anzeige bringen, verfolgen dieses gleiche Ziel — freilich in ganz verschiedener Weise. Nr. 1, welches den unermüdlichen Missionär in Nordamerika zum Verfasser hat, gibt für sämmtliche Betrachtungen der sogen. vier Wochen ausführliche Betrachtungspunkte mit entsprechenden Präludien und Colloquien. Den Kern bilden jedesmal die Betrachtungspunkte des Exercitien-Büchleins selbst, in der Roothaan'schen Übersetzung. Auf diese Weise gewinnt namentlich die dritte und vierte Woche eine solche Reichhaltigkeit, wie sie uns in anderen Erklärungen des Exercitien-Büchleins selten begegnet. — Nr. 2 bringt uns in neuer Ausgabe eine Einführung in die Exercitien aus der Feder eines der geschätztesten Asceten der Gesellschaft Jesu. Wenn Einer über den wahren Geist der Exercitien und über die rechte Art und Weise, sie zu machen, gehört zu werden verdient, so ist es gewiß der ehrwürdige P. Lancicius, der noch ganz inmitten der lebendigen, vom hl. Ignatius kommenden Tradition stand. Das Werkchen faßt vorzüglich die praktische Seite der Exercitien in's Auge und birgt einen Schatz von werthvollen Anweisungen für die Pflege und Förderung des geistlichen Lebens. Für achttägige Exercitien werden noch kurze Betrachtungspunkte vorgelegt. Der Text der neuen Ausgabe ist einer genauen Revision unterzogen worden; insbesondere wurde auf die Richtigstellung der Citate eine große Sorgfalt verwandt. Die Ausstattung ist sehr gefällig. Aus der Vorrede des Herausgebers ersehen wir zu unserer Freude, daß in ähnlicher Weise von den ascetischen Schriften des P. Lancicius bald noch andere diesem Werkchen folgen sollen.

Die Bitte der Königin. Biblisches Schauspiel von Ferdinand Ludwigs. Mit Gesangchören von Fr. Koenen. Düsseldorf, Schwann, 1883.

Der hochw. Verfasser — dessen zwei größere Schöpfungen demnächst zur ausführlicheren Besprechung kommen sollen — überrascht uns mit einem allerliebsten biblischen Schauspiel zum Fest der Unbefleckten Empfängniß. Er tritt mit keinem Geringeren, als mit dem Meisterwerke Racine's in die Schranken, indem er die Geschichte Esthers zum Vorwurf nahm. Ohne an dieser Stelle auf eine Vergleichung der classisch-französischen und dieser neudeutschen Behandlung einzugehen, heben wir an der letzteren nur den so warmen, frommen Ton hervor, welcher dem französischen Stücke in gleichem Grade nicht eignet. Ludwigs hat mit großem Glück die Vorbildlichkeit Esthers aufgegriffen und zur consequenten Durchführung gebracht. Im Übrigen nähert sich auch seine Bearbeitung durch hohe Einfachheit, edle Ruhe und Adel der

Sprache den classischen Mustern des Alterthums. Die Verse sind gereimt, bisweilen in künstlicher Verschlingung, und schließlich muß der Leser sich gestehen, daß er Ludwigs Vorbild weder im Alterthum noch in Frankreich zu suchen hat, sondern in den geistlichen Spielen des großen Spaniers. Wir empfehlen sowohl dieses als die anderen dramatischen Schöpfungen des Dichters aus vollster Seele dem weitesten Leserkreis und besonders den Vereinen zur Aufführung. Wir sind überzeugt, daß unter den neueren Dichtern, welche praktisch für die katholischen Liebhaber-Bühnen schreiben, Ludwigs unbestritten eine der ersten Stellen einnimmt, und daß, wenn er gleichmäßig in der strengen Selbstkritik und geistigen Vertiefung zunimmt, die an den einzelnen Schöpfungen bisher wahrzunehmen sind, wir noch Vorzügliches von ihm zu erwarten haben.

Die zwei kleinen Robinsone der Großen Chartreuse. Von Jules Taulier. Illustrirte Ausgabe mit Holzschnitten von E. Bayard und H. Clerget. In's Deutsche übertragen von Heinrich Flemmich. 12°. VIII u. 191 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: elegant geb. *M.* 2.50.

Schloß de la Taudière und seine Bewohner. Von Vicomtesse de Pitray (Gräfin Ségur). Nach dem Französischen von Philipp Laicus. Mit 75 Illustrationen von A. Marie. 12°. VIII u. 295 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 2.50.

Zwei neue und schöne Bändchen der Sammlung reich illustrirter Jugendschriften, welche seit einer Reihe von Jahren bei Herder erscheint! Beide schließen sich in jeder Beziehung vollkommen ebenbürtig den früheren, in diesen Blättern besprochenen Erzählungen an: dieselbe schöne, jetzt noch durch elegante Einbände verbesserte Ausstattung, dieselbe wirklich prachtvolle, von berufenen Zeichnern besorgte Illustration, derselbe sittlich reine, spannende und belehrende Inhalt.

„Die zwei kleinen Robinsone" werden von jüngeren Lesern gewiß mit großem Interesse gelesen. Es ist eine allerliebste Kinderidylle; aber sie hat einen ungemein düstern und traurigen Hintergrund. Die Handlung spielt in den Tagen der Schreckensherrschaft. Die Truppen des Conventes haben Lyon eingenommen; Collot d'Herbois und Fouché lassen seine Bürger zu Tausenden durch die Guillotine und durch Kartätschensalven hinschlachten. Da bittet Graf von Meylan seine Gattin, mit den beiden Kindern einen Fluchtversuch nach Grenoble zu wagen, während er selbst sich den Getreuen anschließt, welche sich durch das republikanische Heer nach der Schweizergrenze durchschlagen wollen. Die Gräfin macht sich mit den Kindern auf den Weg; allein sie erliegt dem Kummer und den Strapazen. Vor ihrem Tode übergibt die Mutter dem zwölfjährigen Albert einen Brief an seinen Oheim, welcher der Obere der Karthäuser in der Großen Chartreuse ist, und befiehlt dem Knaben, sein zehnjähriges Schwesterchen nach dem abgelegenen Bergkloster zu führen. Die Sterbende meint nämlich, der Convent in Paris werde die Karthäuser, welche sich um Politik durchaus nicht kümmern, in Ruhe lassen. Sie täuschte sich; als die beiden Waisenkinder nach manchen beschwerlichen Tagen endlich an der Pforte der Großen Chartreuse anlangen, steht das weitläufige Kloster vollkommen verlassen, und weit und breit in der furchtbaren Einöde ist keine lebende Seele, die sich der Kleinen angenommen hätte. Nothgedrungen übernachten sie in der Pförtnerstube; es erhebt sich ein schrecklicher Schneesturm, und am nächsten Morgen ist die Karthause völlig eingeschneit. Nun beginnt das Robinson-Leben Alberts und Mathildens in dem

Labyrinthe von Kreuzgängen, Zellen und Sälen. Die jugendlichen Leser werden mit großer Freude den Schicksalen und Entdeckungen der guten Kinder folgen, welche in Gefahr sind, Hungers zu sterben, bis es ihnen endlich gelingt, eine wohlversehene Speisekammer aufzufinden. Dann kommen noch manche spannende Zwischenfälle, die wir nicht zum Voraus verrathen wollen, und zum guten Schlusse finden die Kinder ihren Vater wieder; freilich ist auch dieses Wiedersehen ein thränenreiches, aber vom Glauben verklärtes. Die Ortsbeschreibung der Großen Karthause und ihrer Umgebung ist sehr eingehend, vielleicht zu sehr, wenigstens für deutsche Kinder.

Die zweite Erzählung, das „Schloß de la Taudière und seine Bewohner", ist schon mehr für die reifere Jugend geschrieben. Gräfin Ségur führt uns in ein seltsames Familienleben. Da ist ein Graf, ein herzensguter Mann, der aber von seinen Studien und Geschäften so in Anspruch genommen wird, daß er an der Erziehung seiner Kinder sich eigentlich gar nicht betheiligt; eine Gräfin, fromm, aber so leidend, daß jede aufregende Scene sie in Todesgefahr bringt, und dieses Ehepaar hat fünf Kinder: den scheuen und verschlossenen Yvo, den aufbrausenden Hervé, die stolze und eifersüchtige Regina, die leichtfertige Bathilde und die kleine verhätschelte Claire. Zu diesem siebenfarbigen Regenbogen kommt dann noch eine alte treue Magd, die „liebe Babet", die allen Kindern das Wort redet und abwechselnd auch wieder gegen alle wetterleuchtet. Wer soll nun Ordnung bringen in dieses Schloß „Kunterbunt", wie es mit Fug und Recht genannt wird? wer die vernachläßigte und ganz verfehlte Erziehung der Kinder nachträglich gutmachen? — Dieses Wunder bringt ein 14jähriges Mädchen zu Stande, eine Cousine, welche als Waisenkind in's Schloß genommen wird gerade an dem Tage, da die Gräfin einem ihrer Anfälle erliegt. Freilich ist Marie-Ange (so heißt das Wunderkind) ein wahres Musterbild von Sanftmuth, Güte, Bescheidenheit, Fleiß, Talent, Frömmigkeit; aber sie hat doch einen harten Stand in dem fremden Hause gegenüber den verzogenen Vettern und Basen und namentlich auch gegen die bärbeißige „liebe Babet". Die Art und Weise nun, wie Marie-Ange ihre Aufgabe löst, alle Kinder an sich fesselt, sie an Ordnung, Fleiß und Selbstüberwindung gewöhnt, bildet den Hauptgegenstand der Erzählung, und dabei mangelt es gar nicht an humoristischen und ergreifenden Vorfällen. Sie löst ihre Aufgabe so glänzend, daß sogar die stolze und widerwärtige Regina am Ende der Erzählung sich in einen Engel voll Demuth und heroischer Selbstentsagung verwandelt hat. Freilich muß die Gnade Gottes mächtig dabei helfen. Alles ist sehr gut und mit viel Seelenkenntniß geschrieben und enthält zudem manchen beherzigenswerthen Gedanken — nur Eines will uns durchaus nicht gefallen: die Heirath Hervé's mit seiner Cousine Marie-Ange; einmal weil wir grundsätzlich gegen solche Heirathen unter nahen Verwandten sind, und dann auch, weil diese Heirath in der Erzählung durchaus nicht vorbereitet ist. Nie vernimmt man die Andeutung einer solchen Liebe zwischen den beiden Kindern, die wie Bruder und Schwester zusammen im Hause leben. Wozu also dieser unvermittelte und unerquickliche Abschluß, der uns wenigstens den guten Eindruck des Ganzen etwas geschwächt hat! — Sonst ist, wir wiederholen es, Alles sehr gut, und namentlich gelungen ist die treffliche Charakterschilderung der Kinder, Babet's und endlich der alten giftigen Spinne de la Grincharderie und ihres unglücklichen Ehegemahls.

Die Übersetzung in's Deutsche ist bei beiden Erzählungen sehr fleißig besorgt.

Miscellen.

Zur neuesten Luther-Literatur hat die „Deutsche Rundschau“ in ihrer letzten (November-) Nummer einen Artikel gebracht, der auch über die dazu gehörigen katholischen Schriften orientiren soll, aber statt dessen in Tiraden über die Künste und Lügen der Jesuiten seine eigene Armseligkeit enthüllt. Der Verfasser unterschreibt sich X.; aber weß Geistes Kind dieses unbekannte Wesen ist, zeigen schon seine ersten Zeilen mit dem Schimpfen gegen die protestantischen Conservativen, „jene treuen Jünger Luthers, die sich auf sein Bekenntniß verpflichten lassen, welches lehrt, nicht Muhammed, sondern der Papst sei der 2 Thess. 2, 4 geweissagte Antichrist, und die dennoch trotz dieses ‚Ordinationsgelübdes‘ in Parlament und Presse mit diesem Antichrist Hand in Hand gehen“. Sollte es wirklich schon so weit gekommen sein, daß die Protestanten nicht einmal im Parlamente, in politischen Dingen mit den Katholiken als Jüngern des Antichristen einträchtig zusammenwirken dürften? Wir sagen entschieden nein, trotz aller Excesse der Jubelfeier. Dem Lutherrausche wird bald die Ernüchterung folgen. Die Welle, sie hebt sich, sie senkt sich; sie kann nicht immer in ihrer höchsten Hebung verbleiben.

Wir hatten gedacht, daß eine große Revue, wie die „Deutsche Rundschau“ sein will, wenn sie über die neueste, auch die katholische Luther-Literatur berichten wollte, doch einen Überblick über die hervorragendsten katholischen Erscheinungen dieses Jubeljahres geben müßte. Aber nichts von dem. Der Berichterstatter hält sich, abgesehen von dem bereits mehrere Jahre erschienenen zweiten Bande der Geschichte Janssens, zumeist an ein anonymes, längst verschollenes Pamphlet aus dem Anfang der vierziger Jahre und dann an das bereits vor zehn Jahren verfaßte Buch Schöns: „Dr. M. Luther auf dem Standpunkt der Psychiatrie.“ Das ist der Berliner Rundschau die erste Kategorie der neuesten katholischen Luther-Literatur. Zur Charakteristik einer „weiteren Kategorie“ skizzirt sie dann eine kleine Frankfurter Broschüre, um schließlich in dem Titelbild und einem photographischen Facsimile aus dem reichhaltigen Buche Evers' stecken zu bleiben. So macht man in Berlin Rundschauen über die neueste Literatur. Obwohl Janssen dem Herrn X. viel Kopfzerbrechens macht, so scheint diesem doch jenes Gelehrten im Jubeljahr erschienenes „Zweites Wort an meine Kritiker“ ein X geblieben zu sein; ein X sind ferner dem X. die berühmten „Hamburger Briefe“, die geistreiche Arbeit Wohlgemuths über „Dr. Martin Luther“, die sehr instructive Schrift Westermayers: „Luthers Werk im Jahre 1883“[1]. Trotz aller ungelösten X orakelt

[1] Die bedeutenden Werke: Kirche oder Protestantismus, von einem deutschen Theologen; Balan's Monumenta Reformationis Lutheranae, und die Re-

aber Herr X. über die neueste katholische Literatur, und zwar mit einem Scharfsinne, welcher Dinge sieht, die kein Kenner dieser Literatur darin entdeckt hatte. Zeigen wir das an seiner Kritik Janssens.

Der katholische Geschichtschreiber bringt in seiner Schrift „An meine Kritiker" einige krasse Aussprüche Zwingli's und Luthers über die Unmöglichkeit jungfräulicher Keuschheit. Diese Meinung nennt er materialistisch, und um ihre Verderblichkeit zu zeigen, weist er auf die pornographische Literatur Frankreichs und die Verbrecherstatistiken der modernen Culturländer hin. Die „Rundschau" faßt dieß so auf, als ob Janssen Luther für die jetzige pornographische Literatur Frankreichs verantwortlich mache, und setzt hinzu: wie Janssen das thun könne, „verstehen wir nicht". Freilich, sie hat die ganze Beweisführung nicht verstanden, und doch war dieselbe so leicht. Wenn ein Vater seinen Sohn auf einer neidischen Handlung ertappt und nun, um ihm die Abscheulichkeit dieses Lasters zu zeigen, auf den Brudermord Kains hinweist, welches Kind wird da den Vater mißverstehen, welches Kind glauben, daß der Vater ihn für den Brudermord Kains verantwortlich mache? Und doch scheint diese Art Beweisführung für die Gelehrten der Berliner Revue zu schwer verständlich zu sein. Wir kommen nun zum zweiten Punkt, auf die Anklage der Perfidie, weil Janssen, was er nicht offen Luther zu beschuldigen wagt, zwischen den Zeilen lesen läßt. Derselbe hatte erzählt, Luther habe in dem Hause der jungen Wittwe Cotta das Leben von einer anderen Seite kennen gelernt, Laute und Flötenspiel geübt und den bekannten Spruch gehört: Es gibt kein lieber Ding u. s. w.; ebenso als Student an der Saujagd, am Spielen und Musiciren theilgenommen. Wegen dieser Darstellung macht Herr X. ihm den Vorwurf, als ob er „ungeheuerlich" das Verhältniß zwischen Luther und Frau Cotta als eine Liebschaft habe darstellen wollen. Er setzt hinzu, daß „alle Züge dieses Bildes (von der Jugend Luthers) Fälschungen sind . . . Die Flöte spielte (Luther) überhaupt nicht, aber Janssen brauchte die Flöte, um das Schäferspiel vollständig zu machen. ‚Und sie sagte: blase wieder, und der gute Junge blus.'" So geht es weiter, bis zum Vorwurf der „Fälschungen" noch der der Perfidie kommt. Janssen hat indessen schon im Voraus die „ungeheuerliche" Anklage auf ihr Nichts zurückgeführt, indem er in seinem Zweiten Worte, S. 67 u. 68, gegen die ähnlichen Vorwürfe Köstlins bemerkt, er hätte die Erzählung einschließlich des Flötenspiels und der Sauhatz aus Protestanten Thiersch („Luther", Nördlingen 1869, S. 9 und 11) entlehnt. Wie konnte darum die Rundschau dieses längst widerlegte Geschreibsel zu der Inzicht von Fälschung und Perfidie gegen einen der angesehensten Gelehrten Deutschlands gebrauchen? Dieselbe Anklage auf perfide Verdächtigung wiederholt Herr X. aber wegen des Berichtes Janssens über den bekannten Brief, den Melanchthon nach der Heirath Luthers an Camerarius geschrieben. Er motivirt seine Beschuldigung also: „Einen erbitterten Brief Melanchthons über die Verlobung, zu der man

---

formatorenbilder von Germanus kamen so spät heraus, daß sie dem Artikelschreiber vielleicht aus diesem Grunde unbekannt blieben.

ihn nicht eingeladen, beutet Janſſen aus, um Einſtreuungen zu machen. Melanchthon ſchreibt in ſeiner gereizten Stimmung ſeinem Freunde Camerarius, Luther habe ſich von den Nonnen beſchwatzen laſſen, wie er ja außerordentlich zugänglich ſei. Ἔστιν ὁ ἀνὴρ ὡς μάλιστα εὐχερής, heißt die Stelle. Janſſen überſetzt das: ‚Luther iſt ein äußerſt leichtfertiger Menſch'. Melanchthon erwartet, das eheliche Leben werde Luther gemeſſener (σεμνότερον) machen, ſo daß er die Poſſenreißerei von ſich werfe. Janſſen läßt ihn hoffen, die Ehe werde Luther ‚ſittſamer' machen und läßt den erläuternden Gegenſatz der Poſſenreißerei einfach weg, ſo daß der Leſer ſich den Satz ſo ergänzen muß, als habe Melanchthon geſchrieben, Luther werde hoffentlich, wenn er verheirathet ſei, ſeine bisherige Unſittlichkeit ablegen, während Melanchthon nur an Luthers angebliche Neigung zu Mönchsgeſchichten und Junggeſellenanekdoten gedacht hat." Wie doch die Katholiken die harmloſeſte Sache perfid ausbeuten! Melanchthon iſt um einen Verlobungsſchmaus gekommen, iſt deßhalb erbittert und legt in ſeiner gereizten Stimmung dem Luther mit Unrecht („angeblich") Neigung zu Junggeſellen-Anekdoten bei; da Luther mit der Heirath aufhörte, Junggeſelle zu ſein, ſo konnte ſein Freund hoffen, auch die Junggeſellen-Anekdoten würden aufhören. Aber ſo harmlos iſt der Brief nicht. Er zeigt den höchſten Schmerz Melanchthons über den „Fehltritt" ſeines Freundes, der „in dieſer unglückſeligen Zeit, wo alle wackern Männer allüberall in Trauer verſenkt ſind, kein Mitleid hegt, ſondern, wie es ſcheint, noch luſtiger lebt". Von der andern Seite offenbart der Brief tiefes Mitleid mit Luther, der ſelbſt über den Wechſel traurig und verwirrt iſt, und den er in jeglicher Weiſe zu entſchuldigen ſucht. So äußert ſich nicht der Ärger um den Verluſt eines Hochzeitsſchmauſes. Was nun die Überſetzung des Wortes εὐχερής mit „leichtfertig" betrifft, ſo haben ſchon die „Hamburger Briefe" aus Pape's Lexikon gezeigt, daß dieß die gewöhnliche Bedeutung des Wortes ſei, welche ganz mit dem Context harmonire. Nach Pape wird nämlich das Wort beſonders im tadelnden Sinne gebraucht, für „leichtſinnig" und für „nachgiebig", d. i. leicht verführbar. Der Theſaurus von Stephanus bringt für Beides viele Belegſtellen; nach demſelben erklärt ein griechiſcher Lexikograph den ἄνθρωπος εὐχερής geradezu als denjenigen, „der leicht verführt wird". Was iſt das aber, wenn es vom Verhältniſſe eines Mannes zu Frauenzimmern gebraucht wird, anders als „leichtſinnig"? Janſſen verdient alſo für ſeine Überſetzung nicht den Vorwurf der Fälſchung oder Perfidie. Noch unbegreiflicher iſt der Vorwurf, er habe „den (das Wort σεμνότερον) erläuternden Gegenſatz der Poſſenreißerei weggelaſſen". Melanchthon hat gar nicht das Wort, welches die „Rundſchau" ihm beilegt, geſchrieben, ſondern nur etwas Unausſprechliches mit β . . λ . . τα angedeutet. Offenbar ließ Janſſen den Zuſatz aus, um nicht Ungewiſſes vorzubringen; deßhalb wird ihm perfide Verdächtigung vorgerückt. Die „Hamburger Briefe" machten ſich an die Deutung und werden deßhalb von einem Schweriner Oberlehrer mit groben Schimpfworten tractirt. Was ſollen wir Katholiken alſo thun? Einfachhin annehmen, was von Berlin aus decretirt wird; das Wort ſteht freilich nicht im Briefe des Melanchthon, aber wer es wegläßt, iſt der Perfidie ſchuldig.

Doch wir lassen uns durch solche Kraftsprüche nicht bange machen. Untersuchen wir also ruhig, wer Recht hat: die „Rundschau", welche das β..λ..ια als βωμολοχία deutet, oder die „Hamburger Briefe" und Wohlgemuth, welche βαιωρία (Unsittlichkeit) wollen? Ich denke, eine ruhige Überlegung muß sich für letztere Deutung entscheiden: denn 1) entsprechen die Buchstaben des zweiten Wortes genau der Zahl und Ordnung der von Melanchthon gemachten Punkte, was mit dem ersten Worte nicht der Fall ist; 2) will Melanchthon etwas sagen, das er nicht einmal in einem vertrauten Briefe mit einem griechischen Wort auszudrücken wagt; dieß ist offenbar etwas Schlimmeres als Possenreißen; 3) ist es etwas, wovon man hoffen darf, daß es durch die Ehe gebessert wird; das ist wiederum die Unsittlichkeit, nicht das Possenreißen; denn wenn Jemand bis zum 42. Lebensjahr trotz Priester- und Ordensstandes und trotz des „häufigen Tadels" das Possenreißen nicht abgelegt hat, wird auch die Heirath seine Zunge nicht bessern; 4) harmonirt die letzte Deutung sehr gut zu der wiederholten Bemerkung Melanchthons, daß nach seiner Meinung der Drang der Natur Luther unwiderstehlich zur Heirath gezogen habe („ich meine, er ist von der Natur zum Heirathen gezwungen worden"). Woher diese Meinung? Offenbar, weil Luther „trotz des häufigen Tadels" von Seiten seiner Freunde sich von der Leidenschaft besiegen ließ. Hätte derselbe erfolgreich widerstanden, so wäre das vierzigjährige keusche Leben die beste Widerlegung jener Meinung gewesen. Die vorurtheilsfreie Erwägung der Worte Melanchthons läßt demnach keine andere Deutung zu, als daß Luther damals in seinem Privatleben unsittlich gewesen sei, und wenn Janssen das hätte andeuten wollen, so würde er sogar in diesem Fall keine perfide Verdächtigung vorgebracht haben.

Aber die Berliner Rundschau wird uns vorrücken, was Janssen und andern Katholiken fortwährend vorgerückt wird, daß die „jesuitische Polemik" an „der Verunglimpfung der Persönlichkeiten" und am Schmutze sich erfreue.

Wir erwiedern darauf: Im Vorstehenden haben wir nichts Anderes gethan, als einen Ehrenmann gegen die Anklage von Perfidie und Fälschung vertheidigt, und haben es gethan nicht durch Zeugnisse der Feinde Luthers, sondern durch Worte seines besten Freundes. Fiel das übel für den Reformator aus, nun, so ist das für ihn und seine Anhänger um so schlimmer. Uns trifft keine Schuld. Ebenso scheint es uns eine Prüderie zu sein, sich nicht zu ärgern an dem Manne, der das Schmutzige in Wort und Leben vorbrachte, aber Zeter über den Kritiker und Richter zu schreien, der Einiges davon anführt, um es zu verurtheilen und zu brandmarken.

Nun zu den „Lügen", dem zweiten „recht charakteristischen" Merkmal „für die Kampfweise der Jesuiten". Nur schade, daß von den beiden hierfür von der „Rundschau" angeführten Schriftstellern weder der eine noch der andere Jesuit ist und weder der eine noch der andere gelogen hat. Doch hören wir den Herrn X.: „Eine weitere Kategorie von katholischen Parteischriften (für die Kampfweise der Jesuiten recht charakteristisch) lügt schon auf dem Titelblatt, indem der jeweilige Verfasser sich als ‚protestantischer Theolog' oder als ‚früher lutherischer Pastor' bezeichnet, um die Leser auf das

Eis zu führen." Zur Begründung dieſes Satzes wird dann angeführt, daß der Verfaſſer von: „Auch eine Jubiläumsgabe", ſich „proteſtantiſcher Theologe" nennt, obwohl er ganz katholiſch ſchreibe. Aber Letzteres iſt kein Beweis der pia fraus. Es gibt proteſtantiſche Geiſtliche, die ganz katholiſch denken und doch den großen Schritt in die katholiſche Kirche nicht wagen. Was aber Evers betrifft, ſo war er wirklich „früher lutheriſcher Paſtor". Warum ſollte er alſo lügen, wenn er dieſes ſagt? Die Rundſchau antwortet: er „iſt katholiſcher Convertit". Nun wohl; macht denn die Converſion die Thatſache ungeſchehen, daß er „früher lutheriſcher Paſtor" geweſen?

So ſchimpft die „Deutſche Rundſchau", welche der Sammelplatz für die großen deutſchen Schriftſteller ſein wollte, in frivolſter Weiſe ſechs Seiten hindurch mit Perfidie, Lügen, jeſuitiſchen Künſten gegen unbeſcholtene Ehrenmänner, anſtatt, wie ſie ſollte, einen kritiſchen Überblick über die katholiſche Luther-Literatur des letzten Jahres zu geben. Dennoch ſind wir der Rundſchau nicht gram. Sie macht unfreiwillig köſtliche Eingeſtändniſſe. Nicht nur, daß ihr Janſſens Werk neben Möhlers Symbolik und Döllingers Reformation der bedeutendſte und wirkſamſte Angriff auf den Proteſtantismus in unſerm Jahrhundert zu ſein ſcheint, ſondern ſie ſetzt hinzu: es fehle zwar an Kämpfern für die Sache Luthers und ſeiner Kirche nicht, aber wiſſenſchaftlich betrachtet, könnte es auch Wohlmeinenden oft ſcheinen, als ob die Überlegenheit auf Seiten des katholiſchen Culturhiſtorikers zu ſuchen ſei. Köſtlin, Kolde und Kawerau ausgenommen, habe die deutſche evangeliſche Theologie in dieſem Kampfe nur gezeigt, wie ſchwach es um ſie beſtellt ſei (S. 195). Ebrard mag hieraus ſehen, daß ſelbſt Geſinnungsgenoſſen ſein ſtarkes Poltern nur für eine ſchwache Polemik halten. Aber ſogar über den tüchtigſten der Kämpen urtheilt die Rundſchau: „Die großen Inconſequenzen (Luthers) bei Beginn des Streites, die revolutionären Anwandlungen beim Fortſchritt, das Gewaltſame bei der Abwendung von den langjährigen Verbündeten, die Härte gegen die Schweizer und das Dictatoriſche und Streitluſtige, was in Luthers Natur lag, hat Köſtlin nicht in ſeinem vollen Umfange ſehen wollen und darum auch den Leſern nicht zum Bewußtſein gebracht. Darum hat es dieſen großen Eindruck gemacht, wenn nun Janſſen ſich auf die von den Proteſtanten ſo lange verſchleierten Stellen im Leben des Reformators wirft und Luther ganz als dämoniſchen Agitator und treuloſen Revolutionär darſtellt." Das iſt wirklich die Urſache der gewaltigen Macht, die Janſſens Geſchichtſchreibung auf proteſtantiſche Kreiſe ausübt: die bisherige Verſchleierung der Wahrheit von Seiten der proteſtantiſchen Geſchichtſchreibung und die Enthüllung der Wahrheit durch eine ganze Wolke gleichzeitiger Zeugen im Werke Janſſens. Und die Wahrheit wird ſchließlich triumphiren, man mag nun dagegen ſchreien oder ſie vornehm ignoriren. So wird auch das neueſte Manöver gegen Janſſen nicht verfangen. Man hat dieſen widerlegen wollen, es hat nicht gezogen, es blieb „die Überlegenheit auf Seiten des katholiſchen Culturhiſtorikers". Nun hat Sybels Zeitſchrift die Parole ausgegeben, ſo unwiſſenſchaftlich und unkritiſch ſei Janſſens Werk, daß es „außerhalb der wiſſenſchaftlichen Discuſſion" (Band 50, S. 284)

stehe. Sofort klatscht Zarncke's Centralblatt Nr. 44, S. 1538 Beifall dem weisen Manne, der diesen Rath gegeben. Aber nur zu! Ihr möget schreien oder schweigen, die „von den Protestanten verschleierte" und von Janssen enthüllte Wahrheit wird sich unaufhaltsam Bahn brechen.

„Ein großartiges nationales Werk". Die Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, welche seit 1878 in Lieferungen à 3 Mark für die Subscribenten (à 6 Mark für Nichtsubscribenten) erscheint, also bei den circa 100 in Aussicht gestellten Lieferungen die Kleinigkeit von 300 bezw. 600 Mark kosten wird, kündigt sich laut Prospect an als „ein großartiges nationales Werk, das, zu Nutz und Frommen unseres Volkes geschaffen, sich allgemeinen Anklang zu erringen hofft". Fürwahr ein selbstbewußtes Auftreten! Hand in Hand damit geht die brillante Ausstattung: fein satinirtes Papier, splendider Druck, reiche Illustration. Letztere will durchaus nicht dem Schmucke allein dienen: das „großartige nationale Werk" steckt sich höhere Ziele. Sein Bilderschmuck führt sich ein als eine „instructive, nach wissenschaftlichen Principien zusammengestellte culturhistorische Illustration". „Wissenschaftlich" sogar die Bilder: was haben wir da nicht erst von der „Wissenschaftlichkeit" des Textes zu erwarten? In der That wird uns diese in allen Tonarten gepriesen. Als Beispiel folgende Sätze: „Nach jahrelanger Vorbereitung ist es gelungen, einen Verein von Gelehrten zu gewinnen, welche die Fähigkeit bewährt haben, die Ergebnisse eigener aus den Quellen geschöpfter Forschung in allgemein fesselnder und lebendig anregender Weise darzustellen. Nur durch einen Verein zusammenwirkender Fachmänner ist es möglich, jedes Sondergebiet der allgemeinen Geschichte mit der eingehenden Sachkunde, welche die heutige Wissenschaft verlangt, zu behandeln und in der unabsehbaren Fülle insbesondere der urkundlichen Ermittelungen, das Sichere vom Unsicheren zu scheiden. Die durchgängige Anwendung der neueren quellenkritischen Forschungsmethode auf alle Theile der Geschichte hat das Gesammtbild derselben jetzt schon in einer Weise umgestaltet, von der der Laie sich keine Vorstellung macht; ein Umbau der Geschichtsanschauung ist im Gange, dessen gewaltigem Fortschreiten eine Einzelkraft, wie groß und ausdauernd sie auch sei, nicht mehr zu folgen vermag. Die Nation aber hat ein Recht, von den gesicherten Erträgen dieser bedeutsamen Umgestaltung rascher, vollständiger und zuverlässiger Kenntniß zu erhalten, als das bisher möglich war, und kein unedler Ehrgeiz hat die Männer zusammengeführt, welche diesem Recht Genüge verschaffen wollen." Und die Namen dieser Männer, welche auf jedem Hefte prangen, sollen offenbar die Erwartungen über die „Wissenschaftlichkeit" des Unternehmens noch höher spannen. Sie lauten: Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörfer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, R. Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Fr. Kapp, B. Kugler, S. Lehmann, W. Oncken, M. Philippson, S. Ruge, Th. Schiemann, Eberh. Schrader, B. Stade, A. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf. Als Herausgeber figurirt W. Oncken. Es läßt sich nicht

läugnen, manche dieſer Namen haben einen guten Klang, ſo daß von vornherein für die Gründlichkeit einer Anzahl von Arbeiten eine gewiſſe Garantie vorhanden iſt. Aber wie ſieht es aus, wo dieſe Garantie fehlt? Da wird trotz jener volltönenden Anpreiſung der „Wiſſenſchaftlichkeit“ eine Prüfung hoffentlich noch erlaubt ſein.

Wir nehmen die neueſte (75.) Lieferung zur Hand, in welcher das „Zeitalter der Reſtauration und Revolution“ weiter geführt wird. Da ſteht ein Kapitel, welches „Die Kirche“ betitelt iſt und die Geſchicke der Kirche in dieſem Zeitraume darſtellen will. Der Stoff intereſſirt uns; ſo wollen wir denn einmal ſehen, was es mit jenem „Umbau der Geſchichtsanſchauung“ auf ſich habe, deſſen „gewaltiges Fortſchreiten“ ſo ſehr gerühmt wurde, ja „von dem der Laie ſich keine Vorſtellung macht“. Das Kapitel handelt in zwei Abtheilungen 1. über den „Ultramontanismus“ und 2. über den „Proteſtantismus“. Daß hier der Verfaſſer die ganze in unſer Jahrhundert fallende „kirchliche Bewegung, die 1870 auf dem vatikaniſchen Concil ihren höchſten Triumph feiern ſollte“, als Ultramontanismus behandelt, wollen wir ihm nicht übel auslegen; im Gegentheil, dieſes Verfahren, welches zwiſchen katholiſcher Kirche und Ultramontanismus nicht unterſcheidet, gefällt uns im Grunde noch beſſer, als jene tendenziöſe Trennung der „Ultramontanen“ von den „wahren, gemäßigten Katholiken“. Auf die Überſchrift folgt die Angabe der führenden Quellen. Aber iſt es möglich? Leſen wir richtig? Ja, da ſteht es: „Friedrich, Geſchichte des vatikaniſchen Concils. — v. Sybel, Clericale Politik im 19. Jahrhundert.“ Friedrich und Sybel, und nur Friedrich und Sybel! Ja, jetzt beginnt es uns zu dämmern. Das muß wohl die geprieſene „Anwendung der neueren quellenkritiſchen Forſchungsmethode“ ſein. Allerdings ſehr einfach. Die von Haß gegen die katholiſche Kirche ſtrotzenden Erzeugniſſe erbitterter Katholikenfeinde läßt man friſchweg als Quellen der Geſchichte auftreten, und dann — wehe dem, der gegen dieſe „Ergebniſſe eigener aus den Quellen geſchöpfter Forſchung“, gegen dieſe „geſicherten Erträge ‚wiſſenſchaftlicher‘ Arbeit“ noch ein Wort zu ſagen ſich erkühnte! Gewiß, das Mittel iſt probat. Wir freilich hatten in unſerer Einfalt immer geglaubt, daß auch bei hiſtoriſchen Ermittelungen die erſte Forderung laute: Audiatur et altera pars. Nicht ſo der „Fachmann“ des Oncken'ſchen Kreiſes. Das ſind eben Dinge, „von denen der Laie ſich keine Vorſtellung macht“.

Man ſollte nun meinen, dieſe gewiſſenhafte Quellenangabe habe wenigſtens das eine Gute, daß ſie dem Katholiken von vornherein begreiflich mache, was er zu gewärtigen habe. Eitel Täuſchung! Sehr bald überzeugt man ſich, daß unſer Gelehrter um jeden Preis ſeinen Gewährsmännern noch die Palme abringen will: ſo zahlreich und ſo haarſträubend ſind die Verſündigungen gegen die Wahrheit, die hier „zu Nutz und Frommen unſeres Volkes“ begangen werden. Wir glauben, es kann nicht ſchaden, „zu Nutz und Frommen unſeres Volkes“ einige derſelben etwas niedriger zu hängen. Es ſoll jedoch genug ſein mit zehn Unwahrheiten, wie ſie auf etwa zehn Seiten (399—409) brüderlich beiſammenſtehen.

Erste Unwahrheit: „Nach langem Widerstreben ließ sich Droste (es ist der Erzbischof Clemens August gemeint) von ihm (v. Reisach) überreden, den Kampf gegen die Regierung zu eröffnen.“ Zweite Unwahrheit: „Der Wortbruch“, „die Wortbrüchigkeit des Erzbischofs“. Hier wird aus „der unabsehbaren Fülle der urkundlichen Ermittelungen“ ein Beweis angetreten. Er ist entnommen einem Schreiben Bunsens und lautet: „Der Erzbischof,“ schreibt Bunsen, „stößt mir auf wie ein schlecht verdautes Lieblingsgericht. Ein gläubiger Mann, und der die Unwahrheit sagt! ein frommer Mann, und der seinen König zu betrügen sucht! und doch der Lügner und Betrüger ein frommer Mann! o unvertilgbarer Fluch der Menschheit, der durch die Herrschaft Roms deutschen Herzen ein Gewissen setzt außer sich! der auf eines Erdenwurms Gebot Treue und Glauben vergißt, Gott zu Ehren selbst den König täuschen zu können glaubt! Denn das ist das Geheimniß — er hat einen Befehl aus Rom bekommen, der wie ein Sparren in das Zünglein seines Gewissens gefahren ist.“ Bunsen ist längst gerichtet. Man weiß, daß er der bitterste Feind des Erzbischofs war, und daß es für ihn keine Schranken des Anstandes mehr gab, wenn es galt, seinen Haß gegen jenen auszuschütten. Ebenso bekannt ist, daß Bunsen weil er zu viel „gebunst“[1] hatte, seiner Stelle als preußischer Unterhändler enthoben werden mußte. Und nun kommt der „gelerte“ Mitarbeiter des Oncken'schen Geschichtswerkes und läßt jene unqualificirbaren Auslassungen des sauberen Diplomaten abdrucken, um die schwere Anklage des Wortbruches, welche er gegen einen Ehrenmann erhoben, zu — beweisen. Gut, wenn er durchaus der elementärsten Forderung historischer Kritik Hohn sprechen will: habeat sibi! Die dritte und vierte Unwahrheit gilt wieder dem Erzbischof Clemens August: „Die Raschheit des Eingreifens hatte den Plan des neuen Thomas Becket vereitelt, sich in den Dom vor den Altar zu flüchten, die Thüren öffnen zu lassen und die Gewalt herauszufordern, aber die Absicht, ihn unter der Anklage des Hochverraths vor Gericht zu stellen, vereitelte sein Secretär durch rechtzeitige Vernichtung der Schuldbeweise.“ Fünftens: „Der gefangene Erzbischof aber hatte für jedes freundliche Entgegenkommen der Regierung nur den doppelten Trotz des Westphalen und des hierarchischen Fanatikers.“ Fassen wir uns kurz. Unwahr ist die Behauptung, daß „eine Gräfin Stolberg in Münster Gnadenheller und Wunderpfennige, die gegen alle Krankheiten helfen, vertrieb“, unwahr, daß „der stigmatisirten Nonne zu Dülmen übernatürliche Aufschlüsse über den Heiland und das gelobte Land genau soweit reichten, wie des Dichters (Brentano) Bibliothek“; unwahr, daß die Zöglinge des Collegium Germanicum „auch dort (in ihrem Vaterlande) dem Ordensgeneral durch Eid

[1] „Bunsen hatte das Lügenhandwerk in Rom so stark getrieben, daß er als preußischer Gesandter in Rom unhaltbar geworden war. Für das Wort lügen kam allgemein das Wort ‚bunsen‘ in Gebrauch. Wer log, der ‚bunste‘. Ein tüchtiger Lügner hieß ‚Bunsen‘ oder ‚Bunsemann‘.“ (Erinnerungen aus alter und neuer Zeit von einem alten Münsteraner. Münster 1880. S. 116.)

verhaftet und unter einander wohl organisirt blieben"; unwahr, daß „König Ludwig den wissenschaftlichen Ruf der Münchener Universität opferte, indem er sie ihnen (den Jesuiten, deren es in München gar keine gab!) ausantwortete"; unwahr, daß eine „Partei dem greisen Bischof von Trier, v. Hommel, auf dem Sterbebette einen reuigen Widerruf seines Berichtes an den Papst, in welchem er die Vortrefflichkeit der neuen kirchlichen Praxis anerkannt hatte, abpreßte"; unwahr, daß die Conversion des herzoglichen Paares (von Cöthen) „unsauber" war.

Doch genug und übergenug! Daß die Wahrheit hier schmählich mißhandelt wird, darüber brauchen wir kein Wort mehr zu verlieren. Und die auf dem Prospect mit Fettdruck hervorgehobene „allgemein fesselnde und lebendig anregende Darstellungsweise"? Bei der ganzen Lectüre empfängt man durchaus den Eindruck, man lese einen Culturkampf-Artikel irgend einer liberalen Zeitung oder auch das Stenogramm einer Rede des Herrn von Eynern oder des Herrn Götting.

Zum Schlusse schulden wir es unsern Lesern, ihnen nun auch den Namen des „Fachmannes" mitzutheilen, mit dessen Leistungen wir sie einigermaßen bekannt gemacht haben. Der Herr schreibt sich Theodor Flathe, hat den Doctorgrad erworben und ist Professor in Meißen. Hätte er doch daran sein Genüge gefunden! Jetzt, wo er als Mitglied des „Vereines von Gelehrten" vor die „Nation" hintritt, wirft er ein eigenthümliches Licht sowohl auf diesen Verein als auf die Gelehrsamkeit seiner Mitglieder, und läßt das „großartige nationale Werk" selbst, zu dessen Aufbau der Verein zusammengetreten, in seltsamer Beleuchtung erscheinen.

Das Unternehmen appellirt an die „Unterstützung der Nation". Bei uns Katholiken nun — die wir doch auch noch sozusagen zur „Nation" gehören — kann von Unterstützung natürlich nicht mehr die Rede sein. Oder will man uns im Ernste die naive Zumuthung machen, daß wir grobe Unwahrheiten, dazu angethan, unsere heilige Kirche und ihre ehrwürdigsten Vertreter zu verunglimpfen, auch noch mit schwerem Gelde bezahlen sollen?

Der Sklavenhandel in Marokko wird, wie aus Tanger dem „Ausland" berichtet wird, in der Gegenwart so lebhaft betrieben wie je. Seit der zweiten Woche im April sind 71 Sklaven auf dem Marktplatze verkauft worden und viele andere privatim. Ein Berichterstatter in Kasablanka theilt mit, daß dort unlängst ein Sklavenhändler ankam, der eine „Heerde" Sklaven wie Vieh durch die Straßen trieb und sie zum Verkaufe ausbot. Es befanden sich darunter Knaben und Mädchen von acht Jahren an aufwärts, sowie Männer und Frauen im Alter von 18 bis 40 Jahren. Es wurde festgestellt, daß sieben der Kinder aus ihren heimischen Dörfern geraubt worden waren. Für die Herren, welche stets die Cultur und den Kampf für die Cultur im Munde führen, eröffnet sich hier ein weites Feld lohnender Thätigkeit.

Die Handwerkerfrage und der ſtaatliche Schutz.

Die ſociale Frage iſt liberalerſeits und zu Gunſten des wirthſchaftlichen Liberalismus lange niedergehalten worden. Der „Culturkampf“ mußte heraufbeſchworen werden, um die Geiſter zu erregen und Alles außer Athem zu halten: ſo wurde Zeit gewonnen, nicht bloß um einen Schleier zu werfen über die Wunden, welche eine verderbliche Wirthſchaftspolitik einer großen Maſſe des Volkes ſchon geſchlagen hatte, ſondern um noch weiter und ungeſtörter die Lebenskraft der Menge von einigen Wenigen in ſelbſtſüchtiger Bereicherungsſucht auffaugen zu können. — Die Zeit iſt vorbei. Die Noth und der Ruf nach Abhilfe wird auf allen Seiten ſo laut, die Forderung einer Umgeſtaltung der wirthſchaftlichen Verhältniſſe bricht auf ſo vielen Punkten hervor, daß es jeder Partei unmöglich geworden iſt, den Gegenſtand gewaltſam unter Waſſer zu halten oder die Inangriffnahme eines Aufbeſſerungsverſuches abzuweiſen. Die ſociale Frage drängt ſich gebieteriſch der Politik auf.

Es iſt ein Ruhm der katholiſchen Partei, daß, wie ſie unbeſiegt und ungebrochenen Muthes für die religiöſen und kirchlichen Rechte gekämpft hat und bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen ſich bereit zeigt, ſo auch gerade ſie am entſchiedenſten und klarſten auftritt für die Hebung der wirthſchaftlichen Lage des Volkes. Mag eine kirchenfeindliche Partei immerhin, um nur ja ihrem Gegner kein Zugeſtändniß zu machen, den Nothanker der Verdächtigung ergreifen, als ob in den großen politiſchen Fragen die katholiſchen Männer nichts in Angriff nähmen oder beförderten, was ſie nicht zum Schacherpreis machten, um für die Kirche Vortheile zu erhandeln und Übergriffe kirchlicher Rechtsanſprüche ſich ſtaatlich legaliſiren zu laſſen: ſolche Anſchuldigungen müſſen vor den hellen Thatſachen in ihr Nichts zerſtieben. Dem Katholiken ſtehen die kirchlichen und religiöſen Fragen an erſter Stelle; ihnen gegenüber ſind ihm die anderen Fragen von untergeordneter Bedeutung; ſo viel Glaube und Vernunft hat er eben noch, daß er die Intereſſen ſeiner unſterblichen

Seele nicht in dem Bettel irdischer Dinge aufgehen läßt. Aber so viel Verstand besitzt er auch noch und so viel Herz für die Nöthen des Volkes, daß er nicht Alles durcheinandermengt, und daß er auch für rein wirthschaftliche Fragen ein offenes Auge zu behalten weiß. Gerade weil er nichts loslöst von den ewigen unwandelbaren Grundsätzen des Rechts und der Sittlichkeit, deßhalb ist er mehr als Andere geeignet, sich einen ungetrübten Blick auch in rein wirthschaftlichen Fragen zu bewahren.

Bekannt ist ja, wie gerade zur Hebung der socialen Zustände die katholische Partei des Centrums in Berlin und die conservative österreichische Partei in Wien die entscheidendsten Anträge einbrachten oder unterstützten; bekannt, wie die socialpolitischen Arbeiten der sogen. Haider Beschlüsse und der Düsseldorfer Katholikenversammlung von den Gegnern zwar mit Argusaugen betrachtet und nicht ohne Schadenfreude als ein Ausgangspunkt tiefgreifender Differenz begrüßt wurden, schließlich aber als eine durchaus von gleichen Principien getragene Arbeit anerkannt werden mußten. In dieser Richtung haben soeben zwei rühmlichst bekannte katholische Socialpolitiker weiter gearbeitet und dem Publikum zwei Schriften geboten, welche von keiner Partei unbeachtet bleiben können. Wir meinen „Die Handwerkerfrage" von Franz Droste (Bonn, Hanstein, 1884) und „Schutz dem Handwerk" von Franz Hitze, Landtagsabgeordneter (Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1883).

Mit Anlehnung an diese beiden Schriften wollen wir es versuchen, dem Leser für die Handwerkerfrage, welche nicht minder brennend als die Arbeiterfrage geworden ist, einige Winke zur Orientirung zu geben. Wir behandeln darum kurz 1. die Rechtsfrage, 2. die Vorschläge einer thatsächlichen Lösung des Gegenstandes.

I.

Die Rechtsfrage dreht sich eigentlich um diesen Punkt: Wie weit kann und darf der Staat zum Schutze des Handwerkes und zur Hebung der Nothlage eingreifen, auch mit etwaiger Gefahr oder sicherer Voraussicht der Schädigung anderer Klassen von Staatsbürgern? Dieser Frage und ihrer Antwort verschaffen wir jedoch nur dann eine greifbare Unterlage, wenn wir uns über die wirkliche Noth, welche gehoben, über die wirkliche Gefahr, welcher vorgebeugt werden soll, Rechenschaft geben, und wenn wir uns klar werden, von welcher Seite her diese Noth oder Gefahr geschaffen wird.

Droſte führt im dritten Kapitel ſeiner Schrift in ſehr zurückhaltender, faſt möchte man ſagen, in ängſtlich beſorgter Weiſe, auf daß ja nicht dem Urtheil des Leſers vorgegriffen werde, die Folgen der Gewerbefreiheit allſeitig aus, wie ſie durch die deutſche Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 ihren Höhepunkt erreichte. Er iſt ſorgfältig bedacht, für die Conſumenten, für die Handwerker, für die ganze Geſellſchaft die Vortheile ſowohl wie die Nachtheile aufzudecken: keinenfalls kann ihm der Vorwurf gemacht werden, die etwaigen Vortheile verſchwiegen oder mit blaſſen Farben gezeichnet zu haben; dennoch treten die Nachtheile beſonders für die Handwerker ſelbſt im Vergleich zu den Vortheilen in einer ſo langen Reihe auf, daß ihre Zahl allein auf ein ſtarkes Übergewicht ſchließen läßt. Es würde zu weit führen, auch nur ſkizzenhaft ſie einzeln namhaft zu machen. Wir begnügen uns, das Endergebniß mit den Worten des Verfaſſers im vierten Kapitel anzugeben: „Wir haben an der Hand der Erfahrung nachgewieſen, daß das moderne Syſtem der freien Concurrenz ſeine großen Licht-, aber auch ſeine großen Schattenſeiten hat: Lichtſeiten, inſofern es den Geſammtbedarf des Volkes an wirthſchaftlichen Gütern auf das Beſte und Billigſte befriedigen kann und vielleicht auch befriedigt, — Schattenſeiten, inſofern es eine höchſt ungleiche Vertheilung der wirthſchaftlichen Güter im Gefolge hat; Lichtſeiten, indem es den Tüchtigſten und Begabteſten das Aufſteigen in eine höhere ſociale Klaſſe ermöglicht, — Schattenſeiten, indem es die große Maſſe zur Unſelbſtändigkeit und Unſicherheit in ihrer wirthſchaftlichen Exiſtenz führt; Lichtſeiten, indem es den Wohlhabenden die Mittel gewährt, ideale Ziele anzuſtreben, — Schattenſeiten, indem es den viel zahlreichern Ärmern dieſe Mittel verſagt und ihre Ausbildung nur einſeitig fördert; große Schattenſeiten endlich, indem es die Unſittlichkeit ſich breit machen läßt, Unzufriedenheit der großen Maſſen hervorruft, welche Staat und Geſellſchaft in ihrer Exiſtenz ernſtlich bedrohen.“ — Bei dieſem Endergebniß klingt uns aus den folgenden Worten desſelben Verfaſſers eine gar ſchüchterne Sprache entgegen, wenn er in einer noch etwas ſchwankenden Weiſe ſagt: „Wägen wir die Vortheile und Nachtheile der von der deutſchen Gewerbeordnung gewährten Gewerbefreiheit gegen einander ab, ſo möchten wir die Nachtheile derſelben für das Geſammtwohl und die Mehrzahl der Staatsbürger größer als ihre Vortheile ſchätzen.“

In entſchiedenerer und draſtiſcherer Sprache ſchildert Hitze die Noth und die Gefahr, falls nicht alsbald dem Handwerkerſtande Schutz und

Hilfe gebracht werde. „Setzen wir der Entwicklung des kapitaliſtiſchen Großbetriebes keine Schranken, dann ſind die Tage der bedeutendſten Handwerke gezählt — dann iſt und bleibt es einzige Aufgabe noch, denſelben ein anſtändiges Begräbniß zu ſichern... Freilich ſind ja nicht alle Handwerkszweige in gleicher Weiſe bedroht... Allein die Maſſe des hiſtoriſchen Handwerkerſtandes, und zwar gerade die dürftigſten Elemente desſelben, gehen, wenn nicht die Geſetzgebung Einhalt gebietet, unaufhaltſam der Auflöſung entgegen“ (S. 16 u. 17). Eine handgreiflichere Schilderung gibt der Verfaſſer S. 102, zum Theil wiederholend, was er in ſeiner früheren Schrift „Kapital und Arbeit“ ausgeführt hatte: „Welche Zukunft uns bevorſteht, wenn wir die Entwicklung der Dinge ſich ſelbſt überlaſſen, das zeigen uns die durch den mechaniſchen Webſtuhl freigeſetzten Handweber in Schleſien und Sachſen.“ Es iſt haarſträubend, bis zu welch tiefem Grad von Armuth und Entbehrung der Stand der Arbeiter herabſinkt, welche ſonſt als ſelbſtändige Handwerker ihren mäßig ausreichenden Verdienſt hatten. Ziffermäßig nachgewieſen beläuft ſich der wöchentliche Verdienſt, von welchem eine ganze Familie leben muß, auf ungefähr ſieben Mark bei normalen Verhältniſſen; kommen Kriſen und Abſatzſtockungen, dann kann der Verdienſt bei fortgeſetzter Arbeit auf weniger als die Hälfte herabgedrückt werden, ſo daß das tägliche Einkommen für Mann und Familie 40 bis 50 Pfennige beträgt (S. 105). Solches ſind freilich düſtere Ausſichten, welche ihre Schatten in die nahe Zukunft werfen, wenn immer mehr Zweige des unabhängigen Handwerkerſtandes von der Großinduſtrie gefällt und zur großen Maſſe der Lohnarbeiter geworfen werden, denen man kaum den kärglichſten Lohn reicht. Aber ſelbſt wenn ein hoher Verdienſt für die Lohnarbeit gezahlt wird, höher als ihn durchſchnittlich der unabhängige Handwerker gewinnen würde: ſo ſtimmen wir dem hochw. Verfaſſer auch darin gerne bei, daß damit ſelbſt der wirthſchaftlichen Lage der Arbeiter noch gar nicht aufgeholfen iſt, gerade weil unſere heutigen Verhältniſſe einer Leichtlebigkeit und einem Leichtſinn Vorſchub leiſten, wie dieſe bei der conſolidirteren Lage eines freien Handwerkers nicht ſo ausgedehnt zu Tage treten würden. Lehrreich, weil ganz nach dem Leben geſchildert, iſt in dieſer Beziehung das Kapitel: „Sociale Bedeutung der Ordnung des Lehrlings- und Geſellenweſens“ (S. 68 ff.).

Alſo materielle Verarmung und moraliſches Verkommen das ſind die beiden großen Hauptübel, welche als ſchwarze Klagepunkte gegen die

ungebundene Gewerbefreiheit auftreten, insofern diese beiden socialen Übel von der Gewerbefreiheit in hohem Grade in ihrem Wachsthum gefördert wurden. Die entfesselte Gewerbefreiheit entreißt, wie gesagt, immer mehr Arbeit dem eigentlichen Handwerk und macht aus Handwerkern maschinenmäßig arbeitende Fabrikarbeiter. Selbst wo Maschine und Fabrik die Geschicklichkeit persönlicher Arbeit noch nicht lahm legen, auch da zieht die ungebundene Concurrenz und die Möglichkeit, ohne eigene technische Fertigkeit und Kenntniß durch bloßen Reichthum und durch Speculation sich zum Herrn einer ganzen Schaar von Handwerkern zu machen und durch sie auf Lager arbeiten zu lassen, diese in ein beständiges Abhängigkeits- und Dürftigkeitsverhältniß, welches den eigentlichen Mittelstand ausmerzt. Manchem wird es gefallen, statt mit mühsamer Erlernung eines Handwerkes sich doch für beständig zum Dienststand eines Lohnarbeiters verurtheilt zu sehen, sofort sein Glück in einer Fabrik zu versuchen und die von den ersten Jahren jugendlicher Kraft an winkenden Fabriklöhne, vielleicht gar hohen Löhne zu wählen. Wo also die Fabrik dem Handwerk auch nicht direct die Arbeit entzieht, entzieht sie ihm indirect die Arbeiter. Der materielle Gewinn ist nur scheinbar, der moralische Schaden, wenigstens die moralische Gefahr nicht bloßer Schein. — Der Fabrikarbeiter, dem von Jugend auf, bevor er noch erzogen ist, die Taschen gefüllt werden, lernt ein flottes, vergnügungssüchtiges Leben; er entwöhnt sich der natürlichen Auctorität und vergißt nur zu leicht die kindlichen Pflichten der Ehrfurcht und Fürsorge für die Eltern in den Tagen ihrer Dürftigkeit; an eigene Sparsamkeit gewöhnt er sich nicht; wird er selbständig, Familienvater, dann reicht bald — besonders bei den schon angenommenen Lebensgewohnheiten — der Verdienst nicht mehr aus; Armuth und Dürftigkeit tritt ein. Mag auch die materielle Lage mehrmals wieder Hebung erfahren: die Senkung folgt nur zu bald — die Masse der Armen und Mittellosen und, was das Schlimmste ist, die Masse derer, die ohne sittlichen Halt sind, wird wieder vermehrt. Das ist nicht der nothwendige, aber doch ein für den leidenschaftlichen Menschen sehr natürlicher Gang, den eine große Zahl der Fabrikarbeiter bei der Voraussetzung eines erheblichen Lohnverdienstes macht — was erst, wenn auch dieser karg und überkarg bemessen ist!

Dem gegenüber bietet das eigentliche selbständige Handwerk bei mäßigem Verdienst eine weit größere Garantie für ein dauerndes Auskommen, wenn wir nicht Wohlstand sagen wollen, und für moralischen

Halt, besonders wenn in den jungen Jahren der Lehrlings- oder Gesellenzeit eine erziehende Leitung und Aufsicht die Ungebundenheit einschränkt. Das Bewußtsein einer durch Fleiß und Geschick sich zu erringenden Selbständigkeit leitet schon frühe zur Vorsorge und Berechnung an; es lehrt Mäßigung und Entsagung, führt in späteren Jahren zu sorgenfreier Existenz und gesichertem Familienwohlstande. Daß in einem solchen Mittelstande, sei es der Handwerkerstand oder der bäuerliche Stand, welcher, ohne die Bedürfnisse des Luxus und der Üppigkeit zu kennen, ein bequemes und reichliches Auskommen für die Bedürfnisse des Lebens hat und auch den Nachkommen ein sorgenfreies Auskommen in Aussicht stellen kann, daß in einem solchen Stande die eigentliche Kraft des Volkes liegt, lehrt Vernunft und Geschichte. Aus ihm rekrutiren sich am leichtesten die höheren Berufsstände, welchen die Pflege der geistigen Güter zufällt und in mehr als einer Rücksicht das Loos der Nation in die Hände gelegt wird. Die natürliche Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit eines Volkes war erfahrungsmäßig dann am größten, wenn Verarmung und unmäßiger Überfluß gleich weit entfernt waren, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu beherrschen. In der Zeit seiner Kraft war das heidnische Rom weder ein Sammelplatz für mittel- und arbeitslose Bettler, noch eine Lusthalle für Krösusse und Epikuräer. Ähnliches ließe sich an anderen Völkern und Staaten nachweisen.

Aber auch vom übernatürlichen christlichen Standpunkte aus ist für das sittliche, tugendhafte Leben der zuträglichste Boden ein mäßiger Mittelstand. — Es ist sehr richtig zwar, die christliche Lehre preist die Armuth, sie stellt uns im Erlöser, als dem Lehrer und dem Vorbilde aller Tugenden, die Armuth, selbst mit ihrer bittersten Noth, in einem ganz verklärten Lichte übernatürlichen Glanzes hin; die christliche Lehre, die christliche Kirche kann das Wort aus dem Munde ihres Gottes nicht verschweigen, sie verkündet es laut alle Tage: „Selig sind die Armen"; sie wiederholt die goldene Verheißung des Herrn: Wer all seinen Besitz verläßt um meinetwillen, der wird das Hundertfache in diesem Leben und das ewige Leben besitzen. — Aber dennoch, trotz dieses göttlichen Lobes, ist es wahr: die Durchschnittszahl der Menschen wird es praktisch nicht erfassen; sie wird sich zum Heroismus der christlichen Armuth, die aus Liebe zum Heilande erwählt wird, nicht erschwingen. Für sie bleibt wahr, was der Geist Gottes ebenfalls in der heiligen Schrift niedergelegt hat: „Drückende Armuth oder Reichthum gib mir nicht (o Gott), sondern nur das, was zu meinem Unterhalte erforderlich ist, verleihe mir" (Sprüchw. 30, 8).

Das nach der einen oder der andern Seite über das Mittelmäßige Hinausliegende kann Anlaß zu großer und glänzender Tugend werden; es birgt aber auch den Stachel von Verſuchung in ſich, den nicht Alle zu ertragen die Kraft oder den Muth finden.

Liegt nun in einem tüchtigen Mittelſtande die Kraft eines Volkes und iſt gerade der Handwerkerſtand ein großer Theil dieſes Mittelſtandes, ſo iſt deſſen Beſtehen jedenfalls ein Gegenſtand des allgemeinen Wohles. Daß aber die Gegenſtände des allgemeinen Wohles, ſoweit ſie der natürlichen und zeitlichen Ordnung der Dinge angehören, innerhalb des Gebietes der ſtaatlichen Fürſorge und Macht liegen, kann Niemand anzweifeln, welcher ſich nur ein wenig über die Aufgaben des Staates Rechenſchaft zu geben ſucht, wenn auch damit die Grenzen dieſer Fürſorge und ihrer Befugniß noch nicht feſtgeſtellt ſind.

Um dieſe Grenzen feſtzuſtellen, iſt es nöthig, Rückſicht zu nehmen einerſeits auf die Schädigung, welche die etwaigen Maßnahmen für die eine Klaſſe einer andern eintragen, andererſeits auf die Leiſtungsfähigkeit zum Selbſtſchutz und zur Selbſterhaltung, welche ohne ſtaatlichen Eingriff in der Kraft der Einzelnen oder deren freien Vereinigung liegt. Durch beide Rückſichten können der Aufgabe und der Befugniß des Staates Grenzen gezogen werden. Die vorausſichtliche Schädigung der Einen hindert ihn vielleicht an Maßnahmen zum Nutzen der Anderen, doch nur dann, wenn es ſich um eine ungerechte Schädigung handelt. Iſt dieß Letztere der Fall, dann kann keine Nützlichkeitstheorie über die Schranke hinüberhelfen; iſt es aber keine ungerechte Schädigung, dann kann bezw. muß der praktiſche Nutzen und das allgemeinere Wohl entſcheiden. Die hinlängliche Leiſtungsfähigkeit der freien Initiative der Einzelnen hindert den Staat nicht an jedem Eingriff; ſie hindert ihn nur an Zwangsmaßregeln, kann aber dennoch die Befugniß und die Pflicht zur wirklichen Ergreifung ſolcher Maßregeln beſtehen laſſen, welche jene perſönliche Initiative befördern, erleichtern und wirkſamer machen.

Wir legen ein entſchiedenes Gewicht darauf, daß auch praktiſche Socialpolitiker, und gerade ſie am meiſten, ſich durchaus klar werden über die Rechte des Staates und ihre Grenzen; hier iſt eine Arbeitstheilung nicht möglich. Es kann Jemand wohl Theoretiker ſein in der Socialpolitik wie in manchen anderen Zweigen der Wiſſenſchaft, allein Praktiker kann er in dieſen großen Aufgaben nicht ſein, wenn er nicht zugleich ein guter Theoretiker iſt. Um ſo mehr heben wir dieſen Punkt hervor, weil auch in gutgemeinten Schriften Anſichten ausgeſprochen

werden oder durchblicken, welche nach unſerer Überzeugung die richtigen Grenzen der ſtaatlichen Befugniß nicht ziehen und darum verhängnißvollen Irrungen Vorſchub leiſten können.

Solch ein verhängnißvoller Irrthum wäre es, wollte man vom Staate alles und jedes öffentliche Recht herleiten, oder wollte man bei irgend einem fraglichen Gegenſtande aus der Zuträglichkeit für das allgemeine Wohl ſofort auf die Befugniß und das Recht des Staates ſchließen, denſelben anzuordnen. Das wäre nur dann richtig, wenn vom Staate alle Ordnung und Gliederung der menſchlichen Verhältniſſe und der zeitlichen Dinge ausginge, wie von der Kirche die Ordnung und Beſorgung der übernatürlichen Güter; allein dieß iſt eben eine Unmöglichkeit. Vor dem Staate und ohne ihn beſtehen wirklich ſchon viele Rechtsverhältniſſe und Befugniſſe, theils ſolche, die er unangetaſtet laſſen muß, theils ſolche, die er unter Umſtänden ſich unterordnen und beſchränken kann. Zum Schutz und zur Weiterbildung deſſen, was ohne ihn nur dem Anſatz nach vorhanden ſein würde, hat der Staat ſeine Exiſtenz und ſeine Rechtsbefugniſſe. Was zum öffentlichen Wohle nöthig iſt, das kann er zwangsweiſe anordnen; ſelbſt mit Opferung der Sonderintereſſen kann und ſoll er das allgemeine Wohl in ſeinem nothwendigen Beſtande ſchützen. Was aber bloß zur Förderung der öffentlichen Wohlfahrt erſprießlich ſein könnte, das kann er nicht rückſichtslos mit Beſchränkung und Verletzung der Freiheit oder der Privatrechte in's Leben rufen und zwangsweiſe befördern; er muß ſich darauf beſchränken, Mittel zu ſchaffen, welche unter Wahrung der Freiheit die Verwirklichung ſolch einer reicheren Wohlfahrt ermöglichen. Es kann kaum genug betont werden, wie wichtig es iſt, daß man bei Berathung einzelner ſtaatlicher Anordnungen ſich jener Grenzen der ſtaatlichen Befugniß recht bewußt bleibe. Der Wahn, welcher heutzutage ſo Viele beſchleicht, als brauche beim Staate, als der oberſten Quelle des Rechts, nach Rechtsbefugniß nicht gefragt zu werden, als ſei mit der Nützlichkeit ſofort die Berechtigung gegeben, führt leider nur zu oft zu ſolchen Übergriffen, daß ſchon durch dieſe Makel, welche den etwaigen Beſtimmungen anhaftet, dieſelben inhaltlos und unverbindlich werden.

Doch gehen wir nach dieſen mehr allgemein gehaltenen Bemerkungen zu unſerem eigentlichen Gegenſtande, dem Schutze des Handwerkes, über. Der verlangte Schutz ſoll ſtattfinden gegen die Feinde des Handwerkes, von welchen demſelben der Untergang droht. Ein ſolcher Feind iſt vor Allem die Gewerbefreiheit, welche in der Concurrenz der Großinduſtrie,

beſonders des Fabrikweſens, dem ſelbſtändigen Handwerke den Todesſtoß zu verſetzen droht. Die Großinduſtriellen bilden einen verſchwindend kleinen Bruchtheil der Nation, wenn ſie verglichen werden mit der großen Zahl des von ihnen bedrohten Mittelſtandes. Daß alſo ein ſo wichtiger, für die Kraft der Nation ſo nothwendiger Stand jener geringfügigen Minderheit gegenüber erhalten bleibe, iſt jedenfalls eine Forderung des öffentlichen Wohles. Aber ſind denn zur Erreichung dieſes Zieles auch ſolche Mittel ſtatthaft, welche eine Schädigung der Großinduſtrie oder vielmehr der Großinduſtriellen enthalten? Wir unterſcheiden nicht ohne Grund zwiſchen der Großinduſtrie und den Großinduſtriellen. Die Großinduſtrie bietet nach mehreren Seiten hin ſociale Vortheile, welche nicht mit einem Federſtrich ausgemerzt zu werden brauchen; die Großinduſtrie kann beſtehen bleiben, wenn auch ihre Betreibung nicht ſo unbeſchränkt in denſelben Händen ruhen bleibt, ſondern in andere Hände, und zwar zum großen Theil in die Hände der Handwerker ſelbſt übergeht. Dadurch würde freilich eine Schädigung derjenigen, welche jetzt zu den Großinduſtriellen zählen, herbeigeführt. Darf unter ſolcher Ausſicht der Staat ſeine Mittel zum Schutze und zur Hebung des Handwerkes ergreifen? Mit anderen Worten, darf er dem jetzigen Stande der Großinduſtriellen die Wege verſperren oder doch einengen, auf welchen ſie, von der Freiheit in Gewerbe, Induſtrie und Handel Gebrauch machend, ihren reichen Erwerb erzielen, um dem andern Stande der Handwerker Wege zu bahnen, auf denen dieſe einen gewinnreicheren Erwerb betreiben können?

Herr Hitze beruft ſich S. 39 auf das „Expropriationsrecht" des Staates, welches, wie z. B. für Zwecke eines Eiſenbahnbaues, ſo auch doch wohl zur Aufrechthaltung der vitalſten Intereſſen des Staates ſtatthaft ſein müßte. Das müſſe um ſo mehr dem Staate zugeſtanden werden, da es ſich um die Wiedergutmachung eines Unrechtes handle, welche der Handwerkerſtand durch Expropriation ſeines Eigenthums von Seiten der Großinduſtrie erlitten habe. — Wir wollen hier ſofort zugeben, daß wir das bezweckte Ergebniß bezüglich des ſtaatlichen Rechtes, wie es der hochw. Verfaſſer aufſtellt, gerne zugeben, und daß wir nicht einmal all die Einſchränkungen, welche derſelbe zur möglichſten Verhütung einer erheblichen Schädigung der beſtehenden Großinduſtrie zieht, für unbedingt nöthig erachten. Allein gegen die Begründung dieſes Rechtes, wenigſtens gegen den Wortlaut dieſer Begründung, müſſen wir unſer Bedenken ausſprechen. Wir geſtehen es gerne, daß der Herr Verfaſſer keine Expropriation im eigentlichen Sinne will; allein es iſt uns ein zu

bedenkliches Wort; wenn die Machtſphäre des Staates einmal durch dieſes Wort und folglich auch durch den begrifflichen Inhalt dieſes Wortes begründet wird, dann werden die wahren Grundſätze über ſtaatliche Machtbefugniß gar leicht verſchoben.

Würden die beſtehenden Fabriken und Maſchinen als Eigenthum des Staates erklärt oder ihr Eigenthumsbeſitz auf Andere übertragen, ſo wäre das freilich Expropriation. Würde ohne wichtigen Grund oder auch nur ohne eine entſprechende Vergütung der Betrieb der beſtehenden Maſchinen — ſoweit ſie gemeinnützige Fabrikate liefern — einfachhin verboten, ſo wäre das eine der Expropriation gleichkommende Ungerechtigkeit und Vergewaltigung des Privatrechtes. Allein ein aus wirthſchaftlichen Gründen erlaſſenes Verbot von etwaigem Neubau oder von Errichtung neuer Maſchinen und Fabriken wäre weder Expropriation noch Ungerechtigkeit; eine aus wirthſchaftlichen Gründen angeordnete Beſchränkung der Fabrikation wäre, ſelbſt den ſchon beſtehenden Fabriken gegenüber, weder Expropriation noch Ungerechtigkeit. Eine durch Auflagen, Schutzzölle u. ſ. w. herbeigeführte Verminderung der Abnehmer der Fabrikate enthielte weder Expropriation noch Ungerechtigkeit; ſo viel Recht ein Fabrikbeſitzer haben mag auf Herſtellung ſeiner Erzeugniſſe, auf Abſatz oder auf Kunden hat er dadurch noch kein Recht. Dieſe hat er zu ſuchen und anzunehmen, wenn ſie ſich vorfinden; finden dieſelben es vortheilhafter, ſich jener Erzeugniſſe zu enthalten oder ſie ſich von anderswoher zu verſchaffen, dann iſt das eben das Riſiko des Fabrikbeſitzers. — Sollte daher die Staatsraiſon es erfordern, zur Hebung der wirthſchaftlichen Verhältniſſe eine der bezeichneten Einſchränkungen des Betriebes der Großinduſtrie zu machen, dann braucht er davor nicht zurückzuſchrecken aus dem Grunde, als ob es ſich um eine Ungerechtigkeit handle. Production, Betrieb, Verkauf kann er, wenn das öffentliche Wohl es erheiſcht, nicht bloß zu Gunſten der Einen erleichtern, ſondern auch erſchweren; er kann gewiſſe Seiten des Betriebes geſetzlich regeln, Rechts- und Gerechtigkeitsnormen ſchaffen, oder aber — wenn auch ſchwieriger — beſtehende aufheben. Jene Vergütung oder Entſchädigung, welche Herr Hitze S. 40 ff. in Vorſchlag bringt, dürfte daher übergenug der Gerechtigkeit entſprechen, inſofern an eine Arbeitsentziehung den beſtehenden Fabriken gegenüber gedacht wird.

Wenn wir nun nicht geneigt ſind, in der Beſchränkung der Großinduſtrie ſeitens des Staates ſo leicht eine eigentliche Rechtsverletzung zu finden, ſo können wir aber auch nicht ſo leicht eine Expropriation oder

Rechtsverletzung annehmen, welche durch die Einführung und durch die Benützung der Gewerbefreiheit dem damals bestehenden Handwerk gegenüber begangen worden sei und welche daher eine Schadloshaltung des gegenwärtigen Handwerkerstandes fordere. Wir beanstanden das im Interesse der von Herrn Hitze selbst befürworteten Vorschläge. Er will (S. 45) eine Entschädigungssumme für die geschädigten (H. Hitze sagt: die zu expropriirenden) Großbetriebe, Fabriken und Magazine. Diese Entschädigungssumme soll — wenn auch unter staatlicher Beihilfe und Erleichterung — den betreffenden Handwerkern als Bürde zufallen, weil jene Schädigung zunächst zu ihren Gunsten stattfinde. Eine solche Belastung der Handwerker ist aber nur dann nicht ungerecht, wenn ihnen von Seiten der Großindustrie kein Unrecht zugefügt worden. Wäre es richtig, daß die Handwerker wirklich in ihrem eigentlichen Arbeitsrechte geschädigt, einer ungerechten Expropriation verfallen wären, so würde in der That eine zweite Ungerechtigkeit begangen, wenn man schließlich ihnen eine Wiedergutmachung des erlittenen Unrechtes nur unter der Bedingung gewähren wollte, daß sie dafür eine neue Last auf sich nähmen; die eine Ungerechtigkeit würde dann durch eine zweite Ungerechtigkeit gegen die Geschädigten gesühnt werden.

Nun glauben wir aber in der glücklichen Lage zu sein, dieß verneinen zu dürfen. Mit dem „Recht" auf Arbeit und Absatz hat es doch seine eigenthümliche Bewandtniß. Der Mensch hat ein Recht auf Arbeit, *wenn* er sie findet, auf Kunden, welche zu ihm kommen *wollen*; d. h. ich begehe ein Unrecht, wenn ich gewaltsamer oder trüglicher Weise Jemand seine Kunden abwendig mache, oder wenn ich ihn hindere an der Arbeit, die er zu verrichten Gelegenheit hat und verrichten will. Aber daß irgend Jemand Kunden *verschafft* werden, daß ihm Arbeit *geboten* werde, ist nicht eine Forderung der strengen Gerechtigkeit, deren Verletzung Ersatzpflicht mit sich brächte. Die Staatsleiter und Gesetzgeber verletzen ihre Pflicht, wenn sie nicht darauf achten, solche wirthschaftliche Verhältnisse anzustreben, in welchen, soweit es geht, Arbeits- und Erwerbsquelle für Alle so geöffnet sind, daß mit gutem Willen die Einzelnen ihr genügendes Auskommen haben; allein ist es auch ein Verkennen und ein Verletzen der Aufgaben der öffentlichen Gewalt, eine Verletzung der strengen Gerechtigkeit ist es noch nicht. Durch Einführung und Benützung der Gewerbefreiheit, sei es durch Concurrenz unter den Gewerbetreibenden selber, sei es durch Erweiterung und Erleichterung der Production seitens der Fabrik, konnte mithin nur insofern eine Ungerechtigkeit

begangen werden, als es ſich etwa um den rechtlichen Beſitz eines Ausſchlußrechtes betreffs der Anfertigung und des Verkaufes gewiſſer Erzeugniſſe handelte. Doch ein ſolches Ausſchlußrecht, welches zur Zeit der mittelalterlichen Zünfte beſtand, war längſt durchbrochen, nicht immer ohne Schuld der Zünfte ſelbſt. In dieſer Beziehung iſt nicht ohne Intereſſe, was Droſte in ſeiner Schrift im erſten Kapitel „Geſchichtliches“ in gedrängter Kürze angibt. Es handelte ſich längſt nicht mehr um ein eigentliches Monopol der Handwerker, ſondern um mehr oder minder ausgedehnte Schranken, welche der unbeſchränkten Freiheit der Etablirung eines gewiſſen Erwerbszweiges gezogen wurden; es wurde als Befugniß der öffentlichen Gewalt angeſehen, behufs des allgemeinen Wohles in dieſer Hinſicht Verordnungen und geſetzliche Regelungen zu treffen; ein undurchdringliches Recht der einzelnen Arbeiter- oder Handwerkerklaſſen beſtand nicht mehr. Wenn daher die Niederreißung aller Schranken, wenn das Hineindringen der Fabrik in die Arbeitsſphäre des Handwerkes, wenn das Aufſaugen des Kleinbetriebes durch die Großinduſtrie noch ſo ſehr ein grober und bedauernswerther politiſcher und wirthſchaftlicher Fehler war: eine Ungerechtigkeit im ſtrengen Sinne des Wortes liegt an ſich darin nicht vor, wohl aber die Pflicht, den verderblichen Gang der Dinge zu hemmen und durch weiſe geſetzliche Vorſchriften rückläufig zu machen, ſoweit es ohne wirkliche Ungerechtigkeit und ohne Schädigung höhern allgemeinen Wohles geſchehen kann.

An ein abſolutes Zurückgreifen auf die frühern Verhältniſſe, an ein Brachlegen oder Abſchaffen aller Maſchinen und Fabriken denkt natürlich Keiner; das hieße auf den Vortheil von Grund aus verzichten, den die durch die neuere Wiſſenſchaft flüſſig gemachte Benützung der Naturkräfte der menſchlichen Geſellſchaft bietet, und der, wenn richtig vertheilt, Allen zu Gute kommen kann und ſoll. Aber eine Beſchränkung, eine naturgemäßere Vertheilung, welche nicht dem Kapital den ausſchließlichen oder doch den Löwenantheil an allen Vortheilen der Ausbeutung der Naturkräfte zufallen läßt und die menſchliche Arbeit entwerthet, ſondern welche auch gerade der letztern einen guten Theil jener Vortheile ermöglicht, iſt nicht nur eine der ſtaatlichen Gewalt zuſtändige Aufgabe, ſondern auch eine Frage, welche eine entſchiedene und raſche Löſung erwünſcht und nothwendig erſcheinen läßt.

Wir haben hier nur erſt die materielle Seite des Problems in's Auge gefaßt, welches ſich auf einen ſo ausgedehnten Theil der ganzen Bevölkerung erſtreckt. (Nach der jüngſt veröffentlichten Berufsſtatiſtik,

Statiſtiſche Zeitſchrift 1883, Heft 4 und 5, repräſentiren den karg zugeſchnittenen Handwerkerſtand gegen 6 Millionen Staatsbürger des deutſchen Reichs, den Fabrikarbeiterſtand faſt $4^1/_2$ Millionen, den Handel mit ſeinen Hilfsgewerben ebenfalls ungefähr $4^1/_2$ Millionen Köpfe; Hitze, S. 85.) Noch brennender wird die Frage, wenn zugleich die ſittliche Hebung eines ſo ſtarken Bruchtheils unſeres ganzen Volkes, welche mit der Aufbeſſerung des Handwerkerſtandes in ſo enger Verbindung ſteht, in Anſchlag gebracht wird. Um ſo mehr muß es ſich darum auch als Pflicht des Staates herausſtellen, dort Wandel zu ſchaffen, ſoweit es ohne Verletzung der Gerechtigkeit gegen Andere und ohne Schädigung höherer allgemeiner Güter geſchehen kann. Selbſt wenn nach irgend welcher Seite ein partieller Rückſchritt in Benützung der Errungenſchaften modernen Wiſſens und Erfindens eintreten müßte, ſo dürfte das allein nicht Grund ſein, um vor Maßregeln zurückzuſchrecken, welche ſolch ſcheinbaren Rückſchritt im Gefolge hätten. Der wahre Fortſchritt beſteht einmal nicht in bloßer Ausnützung der Materie zu Gunſten einer verſchwindenden Minorität. Im Allgemeinen iſt aber nicht ein derartiger Rückſchritt erforderlich, ſondern nur eine vernünftigere und mehr überwachte Benützung. Um jedoch dieß auch nur in allgemeinen Umriſſen darlegen zu können, müſſen wir zu den Vorſchlägen einer praktiſchen Löſung der Handwerkerfrage übergehen. Hier ſind wir bei dem Punkte angekommen, wo die beiden mehrmals genannten Verfaſſer, Hitze und Droſte, größere Differenzen in ihren Anſchauungen aufweiſen. Wir gedenken eine eigentliche Kritik weder von dem Einen noch von dem Andern zu liefern; ein kurzes Referat, an welches wir einige eigene Bemerkungen anknüpfen können, verſchieben wir auf eine folgende Nummer dieſer Zeitſchrift.

(Schluß folgt.)

A. Lehmkuhl S. J.

Zur Geschichte des elektrischen Lichtes [1].

Von den gewaltigen Industriegebäuden und Anlagen der Wiener Weltausstellung ist uns zwar nur ein Theil, aber der Haupttheil, das Meisterstück des Ganzen, nämlich das Centrum, erhalten geblieben — zum fortdauernden Andenken an eine Ausstellung, welche, Österreichs und seiner Kaiserstadt würdig, selbst die weltberühmte Pariser Ausstellung von 1867 in Vielem übertraf, wiewohl die ungünstigsten Intermezzos in ihre Zeit hineinfielen. Jener Theil des Industriepalastes, das sogenannte Rotundengebäude, war für die vorigjährige elektrische Ausstellung ausersehen. Im Hofraume eines quadratischen Baues von 200 m Seitenlänge, 15 m Breite und etwa 20 m Höhe erhebt sich die eigentliche Rotunde, ein riesiger Rundbau von 135 m Durchmesser und 105 m Höhe, welcher nach Art eines flach abgestumpften Kegels in zwei Absätzen (Kranzgallerien) je 24 und 48 m über dem Parterre bis zur höchsten Laternengallerie sich verjüngt. Der Bau hat vier Portale, je in der Mitte der Seiten; die Seite mit dem Südportal, dem Hauptportal, bildet die Arkaden; die drei andern Seiten sind die sogenannten Gallerien. Von den Portalen führen ebenso viele Transepte, 25 m breit, durch den Hofraum zur Rotunde. Zahlen mögen einen Begriff von den Dimensionen des noch jetzt vorhandenen Raumes geben. Die Bodenfläche der Rotunde, eine einzige freie Kreisfläche, hat 12 000 qm, übertrifft also jene des ganzen Münchener Glaspalastes noch um 2000 qm; der über ihr vom Rundbau bis hinauf zur Krone eingeschlossene Raum faßt an 400 000 cbm. Rotunde mit Gallerien, Arkaden und Transepten bietet 25 000 qm gedeckten Ausstellungsraum und zwar ganz Parterre. Dazwischen liegen vier freie Hofräume mit 15 000 qm, welche sich für Werkstätten, Restaurationen, Gartenanlagen vortrefflich eignen. Nehmen wir dazu die herrlichen Prateranlagen rings um das Gebäude, seine freie Lage und eine elektrische Eisenbahn vom Nordportal zum Prater-

[1] Zugleich Fortsetzung des Aufsatzes: „Die Anwendungen der Elektricität in der Technik“ (Bd. XXIV. S. 126 ff.).

stern, so haben wir ein Bild der Rotunde und der Räumlichkeiten, welche der letzten internationalen elektrischen Ausstellung zur Verfügung standen.

Fiel schon auf den früheren elektrischen Ausstellungen der Hauptantheil dem elektrischen Lichte zu, und übte dasselbe insbesondere auf die Menge stets die eigentlich anziehende Macht aus: glanzvoller und erfolgreicher als in Wien ist das elektrische Licht nirgends aufgetreten. Hier waren ihm Räume zur Verfügung gestellt wie nie zuvor. Was konnte auch zu einer vollkommenen Entfaltung der elektrischen Beleuchtungsarten geeigneter sein, als der ungeheure Rotundenraum, die hohe Kuppel mit ihren Gallerien, das Carré mit Theater und Bühne, Kunsthallen und Wintergarten, die Hofräume mit Anlagen und Restaurationen? Die elektrische Beleuchtung selbst aber hatte in der letzten Zeit so große Fortschritte gemacht, daß sie in Wien gewissermaßen den Eindruck des Fertigen und Vollendeten machte. Darin liegt gewiß eine Aufforderung, in kurzem Rückblick uns die Hauptphasen der Entwicklungsgeschichte des elektrischen Lichtes zu vergegenwärtigen und dieselbe von ihren Anfängen durch die zahllosen Hindernisse und Schwierigkeiten hindurch bis zu den Fortschritten unserer Tage zu verfolgen.

I.

Das achtzehnte Jahrhundert sollte nicht scheiden, ohne dem folgenden in der soeben entdeckten galvanischen Elektricität ein reiches Vermächtniß zu hinterlassen. Die hohe Bedeutsamkeit dieser neu auftauchenden Kraft mit ihren gewaltigen Wirkungen erhellt schon aus dem Umstande, daß dieselbe leichter als irgend eine andere in alle Formen der Energie, in Wärme, Licht, Magnetismus, chemische und mechanische Arbeit sich umsetzen läßt.

Kaum hatte Volta in der Berührung ungleicher Metalle, sowie in der Berührung von Metallen mit Flüssigkeiten, die Quelle dieser neuen Elektricität erkannt und so Galvani's denkwürdigen Versuch von 1786 erklärt, als er auch bereits um 1800 das erste galvanische Element (Volta's Becherelement — Zink und Kupfer in verdünnter Schwefelsäure —) herstellte und bald darauf durch geeignete Verbindung vieler Elemente die erste galvanische Kette oder Batterie zur Erzeugung eines starken elektrischen Stromes bildete. Nachdem schon in den nächsten Jahren nicht nur Wasser, sondern selbst Alkalien durch den elektrischen Strom in ihre letzten Bestandtheile zerlegt worden waren, wozu bis dahin noch keine Kraft ausgereicht hatte, gelang es Davy im Jahre 1813, die

Welt mit einer neuen Wirkung des galvaniſchen Stromes zu überraſchen. An ſeinen Namen knüpfen ſich die Anfänge des elektriſchen Lichtes. Er ſetzte eine Batterie von 2000 Elementen zuſammen und leitete dann den poſitiven und negativen Strom durch Drähte in zwei Holzkohlenſtifte, deren Spitzen ſich berührten. Sobald nun der elektriſche Strom durch die Kohlen geführt wurde, geriethen die ſich berührenden Spitzen in helles Glühen [1]. Davy entfernte ſodann die Kohlenſtäbe langſam von einander. Bei den damaligen Kenntniſſen über die geringe Spannung der galvaniſchen Elektricität mußte man erwarten, der elektriſche Strom werde unterbrochen und das Licht erlöſchen. Das Gegentheil geſchah. Die Kohlen begannen noch intenſiver in höchſter Weißgluth zu ſtrahlen, und zwiſchen denſelben bildete ſich ein etwas gewölbter Flammenbogen, welcher einen unerträglich hellen Glanz verbreitete. Das war das erſte elektriſche Licht, oder, wie man es heute zu nennen pflegt, das erſte Bogenlicht. Eine ſolche Lichtfülle auf einen ſo geringen Raum concentrirt, wie der des Flammenbogens es iſt, war ein niemals geſehenes Ereigniß.

Bald wurden in allen Hörſälen und Laboratorien der Phyſik Davy's Verſuche wiederholt, um Form und Geſetze dieſes Wunderlichtes zu unterſuchen. Die wiſſenswertheſten Reſultate ſeien hier kurz verzeichnet. Die Kohlen glühen nicht nur, ſondern verbrennen auch, und zwar an der poſitiven Spitze doppelt ſo ſchnell, als an der negativen. Vorherrſchend von der poſitiven Kohle treibt der elektriſche Strom glühende Kohlentheilchen durch die Luft zur negativen Kohle, in Folge deſſen dieſe zugeſpitzt bleibt, während die poſitive Kohle ſich abſtumpft und ein kraterförmiges Ausſehen erhält. Dieſe weißglühenden Kohlentheilchen ſcheinen es zu ſein, welche dem elektriſchen Strome den Durchgang durch die ſonſt nicht leitende Luft vermitteln, ſo lange wenigſtens, als der Abſtand der Spitzen eine gewiſſe Grenze nicht überſchreitet. Sie auch müſſen es wohl ſein, welche dem elektriſchen Flammenbogen die hohe Leuchtkraft geben, wie ja gleichfalls jede gewöhnliche Gasflamme ihr Licht feſten, in ihr

[1] Ein ſolches Licht nennt man jetzt Contactlicht, d. h. Licht an der Berührungsſtelle der Kohlen, oder Glühlicht (Incandescenzlicht) mit Contact; es wurde erſt ſeit 1878 als ſolches verwerthet, kann aber an Leiſtungsfähigkeit keinen Vergleich aushalten mit dem Bogenlicht und dem eigentlichen Glühlicht. Das Entſtehen des Contactlichtes erklärt ſich daraus, daß die Elektricität in den dünneren Spitzen, ſowie in deren unvollkommener Berührung einen großen Widerſtand in ihrer Bewegung findet, ſo daß ſie ſich zum größten Theil in Wärme und Licht umſetzt. Auf ſolche Weiſe erwärmen ſich die Kohlen bis zur Weißgluth; ſie verbrennen leicht an der Luft, wodurch Hitze und Leuchtkraft noch erhöht werden.

glühenden Kohlentheilchen verdankt. Bei ganz bestimmter Entfernung der Kohlenspitzen, welche von der Stärke des Stromes und der Art der Kohlen abhängt, erreicht das Bogenlicht seinen größten Glanz; eine größere Entfernung würde das Licht schwächen und bald auslöschen. Soviel über die Haupteigenschaften des elektrischen Lichtes.

Wie kommt es aber, daß mehr als 60 Jahre vergehen mußten, bis man allen Ernstes daran denken konnte, die vorhandenen Beleuchtungsarten, wenn nicht ganz, so doch zum größten Theil durch elektrisches Licht zu verdrängen? Zahlreiche Schwierigkeiten ließen den Gedanken nicht aufkommen. In erster Linie machten sich die folgenden geltend. Davy's Kohlen verzehrten sich zu rasch; es war daher auch schwierig, sie stets in der gleichen und zwar der günstigsten Entfernung zu erhalten. Das Licht war in Folge dessen sehr unruhig und unbeständig. Ferner entwickelten Volta's Elemente verhältnißmäßig wenig Elektricität; durch Zahl mußte ersetzt werden, was an Güte fehlte. Endlich ist es gerade diesen Elementen eigen, daß ihre elektromotorische Kraft schon nach kurzer Zeit bedeutend abnimmt. Diese Hemmnisse wurden Anfangs der vierziger Jahre zum größten Theile überwunden. Es gelang nämlich, dauerhaftere und bessere Kohlenstäbe herzustellen. Und um dieselbe Zeit bereicherten Grove und Bunsen die Laboratorien mit neuen galvanischen Elementen, welche stundenlang mit gleicher Kraft wirken. An elektrischer Kraftfülle ließen diese Elemente die Volta'schen so weit hinter sich, daß eine sechsfach geringere Zahl als die Dove's dieselbe Lichtwirkung hervorzubringen im Stande war. Noch mehr. Es wurden sogar Apparate, Regulatoren genannt, ausgedacht, in welchen der elektrische Strom selbst die Regulirung des Abstandes der Kohlenspitzen besorgte. Doch kamen diese erfreulichen Fortschritte zunächst nur den physikalischen Laboratorien zu statten. Hier waren sie insofern von praktischer Bedeutung, als das elektrische Licht in den schönen Versuchen mit dem Sonnenmikroskop, dem Polarisations-, Beugungs- und Spectralapparat das unsichere Sonnenlicht vollständig zu ersetzen im Stande war. Kommt ja doch das Licht von 50 Bunsen-Elementen dem concentrirten Licht von über 1000 Kerzen gleich. Indessen tauchten auch bereits hier und dort Gedanken an eine elektrische Beleuchtung auf; doch waren es mehr Phantasien begeisterter Dilettanten, als eine reife Frucht fachmännischer Überlegung.

Die galvanischen Batterien waren wohl bei Weitem besser geworden, aber noch viel zu unhandlich und kostspielig, als daß im Ernste an eine allgemeine elektrische Beleuchtung hätte gedacht werden dürfen. Der elek-

trische Strom erhält sich nur dadurch in seiner Kraft, daß er Metalle und Flüssigkeiten in den Batterien zersetzt und zerstört; denn aus Nichts wird Nichts, das gilt auch hier. Zink, Quecksilber und Säuren sind aber kostspielige Handelsartikel im Vergleiche zur Steinkohle, aus welcher Gas fabricirt wird. Man stelle sich nun die Unzahl jener Elemente vor, welche in einer auch nur mittelgroßen Stadt zur Beleuchtung von Straßen, Plätzen, Gebäuden von Nöthen gewesen wäre. Dazu nehme man die unendlich mühevolle und langwierige Arbeit — sie will auch bezahlt sein —, welche mit der Einrichtung der Elemente und deren Zersetzung durch den Strom von selbst gegeben ist: das Zusammenkuppeln der Hunderte von Elementen zu einer geschlossenen Batterie, das Wiederauslösen nach dem Gebrauch, das Reinigen der Contactstellen, das Einsetzen neuer Platten und Flüssigkeiten u. s. w.

So konnte das elektrische Licht allerdings in glanzvoll ausgeführten Experimenten innerhalb der Hörsäle und Cabinete seine Reize und Zauber entfalten; allein weiter durfte es sich nicht vorwagen. Der Schritt hinaus in's volle Leben war ihm so lange verwehrt, als es noch an einer reinlichen, bequemen und, was die Hauptsache war, einer billigeren Elektricitätsquelle fehlte. Diese wurde erst geschaffen in den magnet- und dynamo-elektrischen Maschinen oder, wie man sie nach einem ihrer Hauptzwecke auch zu nennen pflegt, in den Lichtmaschinen der letzten zwei Jahrzehnte.

Bereits im Anfange der dreißiger Jahre waren die Gesetze bekannt, von denen die gewaltigen Lichtmaschinen unserer Tage nur eine sehr vollkommene und möglichst rentable Anwendung sind. Zu diesen Gesetzen muß hauptsächlich die Induction, sowie die gleiche Wirksamkeit von Magneten und elektrischen Drahtrollen gerechnet werden.

Das Gesetz der Induction verdanken wir Faraday, welcher 1831 dasselbe entdeckte. In der Induction besitzen wir ein Mittel, durch elektrische Drahtrollen (Hauptrollen) in benachbarten unelektrischen und geschlossenen Drahtrollen (Inductionsrollen) neue elektrische Ströme (Inductionsströme) hervorzurufen. Das kann auf dreifache Art geschehen: erstens durch Bewegung der Rollen gegen und von einander, zweitens durch Verstärken und Schwächen oder drittens durch Schließen und Öffnen des Stromes der Hauptrolle, welcher durch eine galvanische Batterie erzeugt wird. Annäherung der Rollen oder Verstärken und Schließen des Hauptstromes bewirken in der Inductionsrolle elektrische Ströme, deren Richtung derjenigen des Stromes in der Hauptrolle entgegengesetzt ist,

während die durch Entfernung der Rollen oder durch Schwächen und Öffnen des Stromes der Hauptrolle hervorgebrachten Ströme mit dieſem gleichgerichtet ſind. Kommen aber die Rollen wieder in relative Ruhe oder findet in der Hauptrolle keine elektriſche Unterbrechung oder Veränderung ſtatt, ſo gibt die Inductionsrolle keinen Strom. Aus dem Geſagten ergibt ſich, daß durch Induction nur Ströme von abwechſelnd entgegengeſetzter Richtung entſtehen können, ein Umſtand, welcher weſentlich dazu beitrug, auf die Verwerthung der Induction für elektriſche Beleuchtung hemmend einzuwirken.

Da nun die durch Induction erhaltene Elektricität bei Anwendung von Inductionsrollen mit vielen tauſend Windungen ſehr dünnen Drahtes zwar nicht durch Quantität, wohl aber durch hohe Spannung, durch energiſche Wirkungen auf die Nerven und durch Bildung langer Funken ſich auszeichnete, ſo begann man bald mit der noch heute fortdauernden Verwerthung dieſer Art Elektricität in den mediciniſchen Inductionsapparaten, beſonders aber in den ſogenannten Funkeninductoren für die ſchönen Verſuche mit Geißlers und Crooke's Röhren. Für elektriſche Beleuchtung dagegen erwies ſich dieſe, mit hoher Spannung ausgerüſtete Elektricität des Funkeninductors als unbrauchbar. Und wenn auch bei Anwendung dickerer Drähte und ſtärkerer Batterien die Inductionsſtröme für Bogenlicht geeigneter werden, ſo fiel es doch keinem ein, ſie dafür wirklich zu verwerthen; denn, abgeſehen davon, daß die Menge der entwickelten Elektricität verhältnißmäßig gering iſt, mußte ja der Strom der Hauptrolle ſelbſt wieder von einer galvaniſchen Batterie geliefert werden, auf deren Beſeitigung es doch vorzüglich ankam, ſollte die elektriſche Beleuchtung bequemer und billiger und dadurch ihre Anwendung in größerem Maßſtabe überhaupt möglich werden.

Die Gleichheit der Wirkſamkeit von Magneten und elektriſchen Strömen war ſchon wenige Jahre vor Faraday's Entdeckung von einem anderen Phyſiker nachgewieſen worden, nämlich von Ampère. Dieſer fand, daß bewegliche elektriſche Drahtrollen unter einander dieſelben Erſcheinungen gegenſeitiger Anziehung und Abſtoßung aufweiſen, wie ſie bis dahin nur unter Magneten bekannt waren. Er zeigte, daß überhaupt eine bewegliche elektriſche Rolle und ein Magnet ſich gegen einander genau ſo verhalten, als wäre die elektriſche Rolle ein Magnet oder als wäre der Magnet eine elektriſche Rolle. Sogar von der erdmagnetiſchen Kraft wurden beide in gleicher Weiſe beeinflußt. So mußte ſich alſo an Stelle der Hauptrolle mit der läſtigen galvaniſchen Batterie ein Magnet ſetzen

lassen, um durch diesen denselben Erfolg zu erzielen, wie durch jene. Bewegung und Magnetismus — in ihnen war ein neues, höchst einfaches Mittel gefunden zur Erzeugung elektrischer Ströme. Es mußte genügen, einen Magneten in der Höhlung der Inductionsrolle schnell hin und her zu schieben. Je schneller die Bewegung!, um so mehr Ströme, um so mehr Elektricität in derselben Zeit. Weit vortheilhafter ist es jedoch, den Rollendraht fest um einen Cylinder von weichem Eisen zu wickeln und den auf diese Weise hergestellten Inductor nahe an den positiv und negativ wechselnden Polen starker Magnete vorbeizuführen. Diese Art der Inductoren hat sich in der That trefflich bewährt, weßhalb dieselben auch unter den verschiedensten Formen zur Anwendung gekommen sind. Weiches Eisen nimmt nämlich, wenn es einem Magnetpole sich nähert, schnell und in hohem Grade Magnetismus an, verliert ihn aber ebenso schnell wieder, wenn es von demselben sich entfernt. Daher lassen sich im Eisenkern der Rolle per Sekunde bequem 10—100 magnetische Wechsel, mithin in der Rolle 10—100 elektrische Ströme erzeugen, welche dadurch noch an Stärke gewinnen, daß die Windungen der Rolle unmittelbar auf dem Eisenkern aufliegen, dessen magnetische Veränderungen die Ursache der elektrischen Ströme sind. Sodann wird bei diesen Inductoren die Bewegung, welche die magnetischen Wechsel des Eisenkernes hervorruft, viel einfacher und wirksamer, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird.

Wie hat man nun diese Gedanken und Erfahrungen technisch verwerthet? Statt uns hier auf eine Beschreibung aller einzelnen stromerzeugenden Maschinen einzulassen, wollen wir zunächst nur das Wesentliche der Einrichtung, wie es in vielen Maschinen zur Anwendung kam, in's Auge fassen.

Eine starke, kreisförmige Messing- oder Holzscheibe von etwa einem Fuß Durchmesser steht in verticaler Richtung fest und unbeweglich auf der Platte eines Tisches; am Rande der Scheibe und senkrecht zu ihrer Fläche ist eine Reihe von Magneten mit abwechselnden Polen so befestigt, daß ihre Polflächen nur ein wenig über die Scheibe hervorragen. Eine zweite, gleich große Scheibe, welche von der ersten einen nur geringen, in allen Theilen gleich großen Abstand hat, ist um ihre Achse in der Weise drehbar, daß die beiden Scheiben sich stets ganz decken. An der Peripherie dieser Scheibe sind Inductoren — kleine Eisencylinder mit Drahtrolle — in ähnlicher Weise befestigt, wie jeder der Magnete an der festen Scheibe. Betrachten wir der Einfachheit wegen zunächst

die Wirkungen eines einzigen Inductors. Wird die Scheibe um ihre Achse gedreht, so bewegt sich die Polfläche des Inductors der Reihe nach dicht an den sagen wir zehn Polflächen der Magnete vorüber; das Eisen wird daher an dieser Seite fünfmal süd-, fünfmal nord- und zehnmal unmagnetisch, weil es zehnmal mitten zwischen zwei entgegengesetzt wirkende Pole zu liegen kommt. Rotirt die Scheibe auch nur einmal in der Sekunde, so gibt das schon zehn Magnetwechsel im Eisen, also in der Rolle zehn elektrische Ströme per Sekunde — gewiß eine wirksame und doch höchst einfache Bewegung. Die gewonnenen Ströme werden nun von den Enden der Rolle auf isolirte Theile der Achse geleitet, dort von darüberschleifenden Metallfedern oder Metallbürsten aufgenommen und durch Drähte weiter in die Apparate befördert, wo sie verwendet werden sollen.

Es lassen sich aber auf der beweglichen Scheibe ebensoviele Inductoren anbringen, als auf der festen Magnetpole sind, von denen der erste, dritte, kurz die ungeraden stets im gleichen Zustand sich befinden, z. B. alle vor den Nordpolen der Magnete, während der zweite, vierte, kurz die geraden, gleichzeitig vor den Südpolen stehen. Schließlich kann man alle ungeraden Inductoren unter sich verbinden oder sammeln — neben einander auf Quantität oder hinter einander auf Spannung —, ebenso alle geraden unter sich: und eine magnetelektrische Wechselstrom-Maschine ist fertig. Ich sage magnetelektrische Maschine, weil neben Bewegung feste Magnete die Ursache des Stromes sind; Wechselstrom-Maschine, weil ja die Inductionsströme, wie bemerkt, abwechselnd entgegengesetzte Richtung haben, so daß von jeder der Metallbürsten bald positive, bald negative Elektricität in die Apparate gelangt.

Soll aus dieser Maschine eine Gleichstrom-Maschine werden, so muß an der Achse noch ein Wechsler (Commutator) angebracht werden, welcher automatisch bewirkt, daß die Ströme mit stets gleicher Richtung aus den Metallbürsten austreten.

Nach den soeben vorgelegten Ideen sind auch wirklich die ersten magnetelektrischen Maschinen gebaut, angefangen von den kleineren Gleichstrom-Maschinen Pixii's (1832) mit zwei Magnetpolen, zwei Inductoren und Wechsler, Stöhrers mit sechs Polen, ebenso vielen Inductoren, Wechsler und Pachytrop (um nach Belieben auf Quantität oder Spannung zu verbinden), bis zu den großen Wechselstrom-Maschinen der Gesellschaft l'Alliance (1862), den ersten, mit welchen das elektrische Licht in größerem Maßstabe dargestellt wurde. Das kleinste Modell

dieſer Maſchinen hat 8 Hufeiſenmagnete (16 wirkende Pole) und 16 Inductorrollen und gibt bei 400 Touren in der Minute wenigſtens 100 Stromwechſel in der Sekunde; der elektriſche Strom gibt ein Licht von über 300 Kerzen. Größere Modelle haben 64 Rollen und 32 Magnete (64 Pole) auf 4 Scheiben oder 96 Rollen und 48 Magnete (96 Pole) auf 6 Scheiben mit über 1800 Kerzen Lichtſtärke.

Dieſe Maſchinen, die erſten eigentlichen Lichtmaſchinen, fanden großen Beifall und wurden vielfach auf Leuchtthürmen verwerthet; deßgleichen bei nächtlichen Bauten von großem Umfang, z. B. bei den Brückenbauten in Paris und Kehl, bei dem Bau des neuen Louvre u. ſ. w. Eine intereſſante Rolle ſpielten ſie bei der letzten Belagerung von Paris, indem ſowohl auf dem Mont Valerien als auf dem Montmartre Alliance-Maſchinen in Thätigkeit waren, damit man mittelſt des von ihnen erzeugten und durch Hohlſpiegel concentrirten Lichtes die nächtlichen Arbeiten der Belagerungsarmee beobachten könne.

In Folge der vielen Magnete und Inductoren war jedoch die Maſchine ſehr complicirt und leicht Störungen unterworfen. Die zahlloſen Stahlmagnete reißen gewaltig in's Geld, und doch iſt ihre Tragkraft im Verhältniß zur Größe gering und nimmt mit der Zeit mehr und mehr ab. „Einfacher und billiger", das blieb noch immer die Loſung. Von großer Bedeutung für die weiteren Fortſchritte wurde der bereits 1857 von Dr. W. Siemens conſtruirte Cylinder-Inductor. Er unterſcheidet ſich vom bisherigen Inductor, um es kurz auszudrücken, durch vollſtändiges Vertauſchen von Länge und Breite. Der Eiſenkern iſt der Länge nach mit zwei gegenüber ſtehenden breiten Einſchnitten verſehen, ſo daß der Querſchnitt des Cylinders die Form eines doppelten großen lateiniſchen T erhält; die Einſchnitte werden wieder ausgefüllt durch den Inductionsdraht, welcher hier der Länge nach ringsherum in vielen Windungen aufgewickelt wird; die vom Draht nicht bedeckten Längsſtücke werden hier die Polflächen des Eiſenkerns, da ſie ja, wie bei jedem Inductor, parallel zu den Drahtwindungen liegen müſſen. Der Inductor dreht ſich um ſeine eigene Längsachſe dicht zwiſchen den Schenkeln eines einzigen großen und breiten Hufeiſenmagnetes oder einer Reihe kleinerer derartiger Magnete.

Siemens' Inductor und die magnetiſirende Kraft des elektriſchen Stromes benützte Wilde in Mancheſter (1866), um eine neue magnetelektriſche Maſchine zu bauen; an Stelle der vielen Rollen der Alliance-Maſchinen nahm er einen einzigen großen Siemens-Inductor und ſtatt

der vielen Stahlmagnete einen einzigen großen Elektromagneten, d. h. ein großes, breites, hufeisenförmiges Stück Eisen, um dessen beide Schenkel dicker Kupferdraht aufgewickelt ist. Sobald durch die Drahtrollen ein elektrischer Strom geschickt wird, erhält das Eisen eine magnetische Kraft, wogegen die Kraft eines gleich großen Stahlmagneten geradezu verschwindet.

Neben dieser Maschine steht noch eine kleinere, die Hilfsmaschine, deren Inductor aber nicht zwischen den Schenkeln eines Elektromagneten wie bei der Hauptmaschine, sondern zwischen Stahlmagneten sich um die Achse dreht. Beide Inductoren werden durch dieselbe Kraft, etwa einer Dampfmaschine, in Rotation versetzt. Da die Hilfsmaschine mit einem Wechsler versehen ist, gibt sie einen gleichgerichteten Strom, welcher durch die Windungen des Elektromagneten geleitet wird und diesem — das ist der einzige Zweck der Hilfsmaschine — die enorme Tragkraft von über 100 Centner ertheilt. Man mag sich nun vorstellen, welche Massen von Elektricität in einer Inductionsrolle entstehen müssen, welche mit rasender Fahrt, 1500 Touren in der Minute, zwischen den Polen eines solchen Kraftmagneten vorbeisaust. In der That wurden mit einer dreifachen Wilde-Maschine Versuche gemacht, welche Alles in Schatten stellten, was bis dahin geleistet worden war. Das elektrische Licht, berichtet ein Augenzeuge, war von solchem Glanze, daß von dem hellen Licht der Gasbrenner des großen Versuchsraumes nichts als braune Flammen übrig blieben. Lange eiserne Drahtschlingen waren in wenig Minuten weißglühend und fielen in Stücken zu Boden. Ein kurzes Stück Eisen von der Dicke des kleinen Fingers wurde geschmolzen und verbrannt. Aber alle diese Versuche wurden überstrahlt von dem Schmelzen des schwerflüssigsten Metalles, eines Platinstabes von mehr als $^1/_4$ Zoll Durchmesser und zwei Fuß Länge. Wilde's Maschine fand anfangs mannigfache Verwendung in der Galvanoplastik, zur Beleuchtung von Leuchtthürmen, von umfangreichen photographischen Ateliers u. s. w. Allein gerade sie hatte auch ihre bedeutenden Mängel, und so ist sie weniger durch eine allgemeine Verbreitung als vielmehr dadurch berühmt und interessant geworden, weil sie ein so natürliches Übergangsglied von den Magneto- zu den Dynamo-Maschinen bildet.

Lassen wir die Hilfsmaschine ganz weg, machen wir die Hauptmaschine mittelst eines Wechslers zu einer Gleichstrom-Maschine und leiten wir den Strom von den Metallbürsten durch die Rollen des Elektromagneten und dann erst durch die Apparate, in denen er wirken soll:

ſo iſt Wilde's Magneto-Maſchine in eine Dynamo-Maſchine umgewandelt. Jeder Elektromagnet behält auch dann, wenn der Strom nicht mehr um ihn kreist, eine Spur von jenem Magnetismus, den er durch den Strom erhalten hat. Dieſer rückſtändige Magnetismus wird im Inductor ſchwache Ströme erzeugen, welche, durch die Windungen des Elektromagneten geleitet, deſſen magnetiſche Kraft erhöhen; der bereits kräftigere Magnet gibt ſtärkere Ströme, und indem derſelbe Proceß ſich wiederholt, bringen die entſtehenden Inductionsſtröme in wenig Sekunden den Elektromagneten zum Höhepunkt ſeiner magnetiſchen Kraft und die Maſchine ſelbſt zur vollen ſtromgebenden Thätigkeit. In dieſer Erklärung liegt das dynamo-elektriſche Princip, wie es von Siemens Ende 1866 klar und beſtimmt ausgeſprochen wurde und ſodann in den Dynamo-Maſchinen ſeine Anwendung fand. Der Name dieſer Maſchinen iſt ohne Zweifel ſehr zutreffend, da ja bei ihnen Bewegung ſo zu ſagen die ganze Urſache der erzeugten Elektricität iſt [1].

Schon im nächſten Jahre (1867) auf der Pariſer Weltausſtellung erregten Siemens' kleine Dynamo-Maſchinen für elektriſches Läutewerk, ganz beſonders aber Labds zweicylindrige Dynamo-Maſchinen für elektriſches Licht allgemeine Bewunderung, nicht weniger durch die Neuheit des Gedankens als durch die Einfachheit der Mittel.

Einen vollſtändigen Umſchwung in der Technik der Dynamo-Maſchinen brachte ſeit 1871 der ſogenannte Gramme'ſche Ring hervor. Zwar hatte Pacinotti ſchon 1860 den Ringinductor conſtruirt, deſſen Wirkung klar durchſchaut und zur Herſtellung eines neuen Elektromotors verwerthet. Gleichwohl hat Gramme, wie es ſcheint, ganz unabhängig davon ſeinen Inductor conſtruirt. Jedenfalls gebührt ihm das große Verdienſt, den Ringinductor zur Vereinfachung der Magneto- und Dynamo-Maſchinen benutzt zu haben, welche damit bald zu einem ſolchen Grade principieller Vollendung gelangt ſind, daß ſie nur noch praktiſche Verbeſſerungen erfahren konnten. Gramme's Inductor iſt ein Ring aus weichem Eiſen, um welchen viele Drahtrollen gewickelt ſind, welche jedoch

[1] Gibt eine Maſchine nur Wechſelſtröme, ſo können dieſe natürlich nicht dazu gebraucht werden, um zugleich den Elektromagneten der Maſchine zu ſpeiſen, weil der folgende Strom den Magnetismus vernichtet, den der vorhergehende hervorgerufen. Dazu verwendet man daher in dieſem Falle den Gleichſtrom einer kleineren Dynamo-Maſchine, der ſogenannten Erregungsmaſchine. Die Hauptmaſchine ſelbſt verdient dann nicht mehr den Namen einer Dynamo-Maſchine, ſondern muß zur Kategorie der Magneto-Maſchinen gerechnet werden.

so unter einander durch Drähte verbunden werden, daß sie eine einzige Inductionsrolle ohne Ende bilden. Der Ring liegt zwischen den Polen eines Hufeisenmagneten in gleicher Ebene mit dessen Schenkeln; dreht sich der Ring um seine Achse, so bleibt der am Nordpol des Magneten liegende Theil stets südmagnetisch, der andere stets nordmagnetisch. Es ist also genau so, als wenn der Eisenkern in Ruhe wäre und die Rollen sich drehten; in Folge dessen müssen in diesen elektrische Ströme entstehen. Von jeder Drahtspule zweigt sich ein Draht ab gegen die Achse hin. Dort wird die Elektricität von Metallbürsten aufgenommen und durch Drähte weiter geleitet. Ohne Figuren und lange Erklärungen ist es unmöglich, in die Einzelheiten der Wirkungsweise dieses Ringes einzuführen. Wir heben nur hervor, daß die elektrischen Ströme in stets gleicher Richtung aus den Metallbürsten austreten, ohne des lästigen Stromwechslers zu bedürfen. Und darin liegt einer ihrer Hauptvorzüge. Gramme's erste Dynamo-Maschine wog 20 Centner, hatte drei rotirende Ringe und sechs Elektromagnete; sie gab ein Licht von über 6000 Kerzen. Mit noch größeren Modellen konnte er elektrische Lichter von 14 000 und 35 000 Kerzen darstellen. Am beliebtesten war ein kleineres Modell mit zwei Ringen, sechs Elektromagneten und 4000 Kerzen Licht. Die Erfolge befriedigten so sehr, daß sofort fast alle Staaten Europa's für Marine und Festungsdienst zum Zwecke der Beleuchtung Gramme's Maschinen adoptirten. Man sah die neuen Lichterzeuger bald überall in voller Thätigkeit — auf Arbeitsplätzen, in großen Fabrikräumen, bei nächtlichen Wasserbauten u. s. w. Dichte Menschenmassen drängten sich voll Staunen um die nächtlichen Sonnen. Für Hunderte von Arbeitern ward durch ein einziges Licht die Nacht in Tag verwandelt; man sah sie messen und cirkeln, hauen und meißeln, bauen und zimmern, laufen und klettern wie bei hellem Tag. Im Glanze dieses Lichtes gaben die Gasbrenner nur mattrothe Flammen. Mit einer gewissen Verachtung wandte man den Blick von dem herrlichen Bogenlicht zu den armseligen Gasflammen hin. Das elektrische Licht fing an populär zu werden. Ein Kampf zwischen Gas und Elektricität war eingeleitet, ein Kampf auf Leben und Tod.

Nun folgten sich in kurzer Zeit ganze Schaaren von Gleich- und Wechselstrom-Maschinen, meist sinnreiche Modificationen und Combinationen von Gramme's Ring- und Siemens' Cylinder-Inductor. So entstanden Siemens' Gleichstrom-Maschinen mit Hefner-Altenecks Trommelinductor, die Gleichstrom-Maschinen von Bürgin, Edison, Fein, Gülcher,

Schuckert, Weston u. s. w.; die Wechselstrom-Maschinen von Brusch, Gramme, Jablochkoff, Lontin, Siemens, Weston u. s. w.

Welches ist in all diesen Maschinen das Verhältniß der Arbeit zu der durch sie gewonnenen Elektricität? Die Beantwortung dieser Frage ist zu einem volleren Verständnisse der in Rede stehenden Maschinen durchaus nothwendig. Die Arbeit der Elektricität erzeugenden Kraft besteht darin, daß der Inductor, heiße er wie er wolle, in rasche Rotation versetzt werde. Je größer nun die Maschine, je mehr Elektricität durch sie erzeugt werden soll, um so mehr Kraft muß aufgewendet, um so mehr Arbeit geleistet werden. Die erforderliche Kraft ist weit größer, als man erwarten sollte. In Gramme's erster Großmaschine wog jeder der drei Ringe nicht viel über einen Centner. Hätte aber ein solcher Ring auch ein Gewicht von drei und mehr Centnern, so genügte an und für sich doch eine geringe Kraft, ihn rasch rotiren zu lassen, ähnlich wie bei einem gewaltigen Schleifstein. Und in der That findet die Rotation des Inductors erst dann ein Hinderniß, wenn nach Verbindung der Drahtenden des Inductors zu einem geschlossenen Drahtkreis elektrische Inductionsströme entstehen können. Dann reichen aber je nach Größe der Maschine zwei, fünf, selbst zehn Pferdekräfte nicht mehr hin, den plötzlich so widerspenstigen Inductor auch nur um einen Zoll weiter zu bringen. Woher diese Erscheinung? Jeder Inductionsstrom wirkt als Hinderniß auf die Bewegung ein, durch welche er hervorgebracht wird. Dieselbe Erscheinung zeigt sich schon an zwei einfachen geschlossenen Drahtringen und ergibt sich aus bekannten Gesetzen. Nimmt man zwei solcher Ringe, von denen der eine von einem elektrischen Strome durchflossen ist, der andere nicht, und nähert man die beiden Ringe einander, als sollten sie sich decken, so entsteht nach Faraday im unelektrischen Draht ein Inductionsstrom; die Ströme in den beiden Ringen haben aber, wie die Wirkung auf die Magnetnadel zeigt, entgegengesetzte Richtung. Nun stoßen sich nach Ampère's Gesetzen der Elektrodynamik entgegengesetzte Ströme ab. Der durch Annäherung entstandene Inductionsstrom wirkt demnach derjenigen Bewegung entgegen, welcher er seine Entstehung verdankt. Ähnlich, wenn durch Entfernung der Drähte ein Inductionsstrom erzeugt wird. Und weil, wie früher hervorgehoben, elektrische Drahtrollen durch Magnete sich ersetzen lassen, so ergibt sich das allgemeine Gesetz: Wenn durch Bewegung (mechanische Arbeit) mit Hilfe von Stahl- oder Elektromagneten elektrische Ströme erzeugt werden, so wirken diese stets hemmend gegen die Bewegung, durch welche sie

hervorgebracht werden, und zwar um so wirksamer, je stärker sie sind. Daher die Nothwendigkeit von Dampf-, Wasser- und Gasmotoren zur Überwindung dieses Widerstandes.

Aus dem Gesagten erhellt, daß einer bestimmten Arbeit ein Strom von bestimmter Kraft, also auch ein elektrisches Licht von bestimmter Stärke entsprechen müsse. Zahlreiche Versuche haben für diese Wirkungen genauere Maße festgesetzt. Es kann nämlich die Arbeit einer Pferdekraft (welche in einer Sekunde $1^1/_2$ Centner 1 Meter hoch hebt) in ein Bogenlicht von nahe 1000 Kerzen (oder in Glühlicht von nahe 150 Kerzen) umgesetzt werden.

Wie in Paris, London und München, so war auch auf der Wiener Ausstellung den neuen Lichterzeugern eine hervorragende Rolle zugedacht. Der Gesammtaufwand von Leuchtkraft wird auf ungefähr 650 000 Kerzen geschätzt, eine Lichtmenge, welche jene der Pariser Ausstellung fast um das Doppelte übertrifft. Zur Speisung der 300 Bogenlampen von 350 bis 30 000 Kerzen Stärke, sowie der 3400 Glühlampen dienten allein schon 85 Dynamo-Maschinen mit 870 Pferdekräften, während im Ganzen über 160 Dynamo-Maschinen auf der Ausstellung für verschiedene Zwecke vertreten waren. Die größte Maschine der ganzen Ausstellung, wahrscheinlich die größte der Welt, eine Wechselstrom-Maschine von Ganz & Comp. (Budapest), gibt den elektrischen Strom für 1200 Glühlampen zu je 20 Kerzen Lichtstärke.

Gewaltige Maschinen mit einem Verbrauch von je 150 Pferdekräften werden auch von Edison gebaut; sie scheinen besonders dort sich zu bewähren, wo es sich um Errichtung von Centralstationen für elektrische Beleuchtung handelt. Eine einzige dieser Dynamo-Maschinen speist an 2400 Glühlampen à 8 Kerzen und würde ein elektrisches Bogenlicht von 150 000 Kerzen geben, ein Licht, von welchem man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Würde man diese ungeheure Lichtmenge in 500 Lampen zu je 300 Kerzen theilen, so ließe sich eine Straße von zwei Stunden Länge fast taghell erleuchten. Nach Art der gewöhnlichen Straßenbeleuchtung verwerthet, würde sie sogar für eine 20 Stunden (100 Kilom.) lange Straße ausreichen, indem zu beiden Seiten der Straße auf je 20, also im Ganzen auf je zehn Meter eine Gasflamme à 15 Kerzen käme. Würde endlich dieses enorme Bogenlicht mittelst eines Hohlspiegels nach einer Richtung hin zu einem einzigen, sich schwach erweiternden Lichtkegel concentrirt, so ließe sich die Wirkung leicht um das 50fache erhöhen; es wäre ein Bogenlicht von über sieben Millionen

Kerzen erforderlich, um nach allen Richtungen hin dasſelbe Licht zu werfen, welches jetzt nur nach einer Richtung hin geſendet wird. Und zu einer ſolchen Leiſtung bedarf es nur einer einzigen Dynamo-Maſchine und eines Dampf-Motors von etwa 150 Pferdekräften, wenn nicht eine noch billigere, etwa eine Waſſerkraft vorhanden iſt. Die ganze von Menſchen zu leiſtende Arbeit beſteht in der Heizung und Beſorgung der Dampfmaſchine; bei Waſſerkraft iſt dieſe Arbeit faſt Null. Und ob das Licht eine Stunde, ob Tage oder Monate lang dauern ſoll, macht außer Heizung und Heizmaterial kaum einen Unterſchied. Das Licht per Stunde wird um ſo billiger kommen, je ſeltener die Dampfmaſchine außer Thätigkeit geſetzt wird. Dafür kann aber leicht geſorgt werden, da die Dampfkraft den Tag über auch für andere Zwecke dienen kann; ſelbſt die Dynamo-Maſchine kann über Tag zum Laden der ſogenannten Accumulatoren oder für Kraftübertragung verwendet werden. Wahrlich eine einfachere, bequemere und für den Betrieb im Großen billigere, dennoch aber ſo gewaltige Elektricitätsquelle, wie ſie in den Dynamo-Maſchinen gefunden iſt, kann man ſich kaum vorſtellen. Man denke nur an alle Mühen und Unbequemlichkeiten, ſowie an das den Kohlen gegenüber theure Material von Zink und Säuren einer Batterie von über 5000 Elementen, wie ſie für ein ſolches Licht vonnöthen wäre.

Wenn nun trotzdem ſeit Gramme's Erfindung noch faſt ein Decennium verging, bis man an eine allgemeine Einführung der elektriſchen Beleuchtung im Ernſte dachte, ſo lag der Grund theils in den elektriſchen Lampen, theils in der Natur des Bogenlichtes, der einzigen Art von elektriſchem Licht, welche bis dahin bekannt und verwerthet war. Darüber Näheres im folgenden Artikel.

(Schluß folgt.)

F. X. Rüf S. J.

H. Schliemanns Ausgrabungen in Troja.

1. Wer ist H. Schliemann und wie hat er seine Entdeckungen gemacht?

Bereits im Jahre 1881 gedachten wir, unsere Leser über die epochemachenden trojanischen Ausgrabungen unseres deutschen Landsmannes Heinrich Schliemann näher zu belehren, als gegen Ende des Jahres 1880 sein herrliches Werk „Ilios“ [1] erschienen war. Aber so manche Partie seiner Forschungen schien uns noch zu wenig begründet, Anderes so verbesserungsbedürftig, daß wir ein weiteres Zuwarten für rathsamer hielten.

Wir täuschten uns nicht. Der glückliche Wiederentdecker Troja's selbst dachte ebenso, wie wir; nochmals durchforschte er vom 1. März 1881 an den Boden der alten Ilios fünf Monate lang, setzte das Jahr darauf mit Anbruch des Frühlings seine Arbeiten bis Ende Juli fort [2] und beschenkte uns gegen Ende November 1883 mit seinem neuesten Werke: „Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und anderen Orten der Troas im Jahre 1882“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884).

Er selbst erklärt sein Werk nun für abgeschlossen: „Meine Arbeit in Troja ist jetzt für immer beendet; sie hat mehr als zehn Jahre gedauert, eine Zeitperiode, die mit der Legende der Stadt in einem gewissen Verhältnisse steht. Wie viele Jahrzehnte lang ein neuer Streit darüber hinwüthen mag, überlasse ich den Kritikern: das ist ihr Werk; das meinige ist vollendet.“ — Seinen Gegnern, deren Zahl täglich kleiner

[1] Der vollständige Titel: „Ilios, Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja. Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von R. Virchow und Beiträgen von P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce und R. Virchow. Mit ca. 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1881). Preis: *M.* 42; geb. *M.* 45.

[2] Über diese Forschungen hielt Schliemann einen Vortrag auf dem XIII. Anthropologen-Congreß. S. das Stenogramm im „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung“ Nr. 34 vom 20. August 1882.

wird, ſagt er: „Gegenüber denjenigen, die mir und meinen Werken ſtets mit einer gewiſſen Animoſität entgegentreten, hoffe ich fortan ſehr wohl gleichgiltig bleiben zu dürfen“ (Troja, S. 316).

Der einzige Zweck ſeiner Ausgrabungen war von Anfang an der, Troja aufzufinden, jene Stadt, „über deren Bauſtelle von hundert Gelehrten hundert Werke geſchrieben worden ſind, die aber noch niemals Jemand verſucht hat durch Ausgrabungen an's Licht zu bringen“.

Dieſe Schliemann'ſchen Ausgrabungen ſind ſo wichtig für die älteſte Geſchichte, daß Virchow nicht anſteht zu ſchreiben: „Mit dieſer Ausgrabung iſt für die Arbeiten der Archäologen ein ganz neuer Schauplatz eröffnet, gleichſam eine Welt für ſich. Hier beginnt ein ganz neues Wiſſen.“ [1]

Alſo wäre der trojaniſche Krieg, der um 1210 vor Chriſtus, oder etwa 200 Jahre vor dem Könige David, begonnen hatte, doch kein griechiſches Märchen, wozu ihn die Gelehrten machen wollten; alſo iſt die Ilias des alten Homer, ſeit drei Jahrtauſenden ein Lieblingsbuch der gebildeten Welt, keine bloße Erdichtung; es hat eine Stadt Ilios gegeben, die in einer ſchauerlichen Feuersbrunſt zu Grunde gegangen! Und iſt dieſes fortan nicht mehr zu bezweifeln, ſo muß noch manches Andere wahr ſein, was uns der unſterbliche Homer erzählt und was uns in unſerer Jugend am Gymnaſium entzückt hat. In jahrelangem Forſchen und Graben hat uns der Dr. Schliemann 33 Fuß unter dem heutigen Boden des Burgberges Hiſſarlik das alte Troja bloßgelegt, einſt des Priamos ſtolze und goldreiche Veſte, heute nur noch eine zehn Fuß tiefe Schicht von Aſche, verglasten Steinen und Trümmern des Brandes.

Da nun unſere Zeitſchrift für gebildete Kreiſe überhaupt beſtimmt iſt, ſo werden wir in unſeren Darlegungen alles dasjenige übergehen, was zunächſt den Fachgelehrten intereſſirt oder was, wie verſchiedene archäologiſche Fragen und die Völker-Genealogie, noch zu ſehr auf Vermuthungen beruht. Wir bieten unſeren Leſern lieber die Frucht der Schliemann'ſchen Bemühungen und ganz beſonders, was er über die Homeriſche Ilios zu Tage gefördert hat.

Bevor wir nun von Troja ſprechen, müſſen wir die Sagen, halb Geſchichte und halb Dichtung, in's Gedächtniß zurückrufen, jene Sagen, die in reicher Fülle um die „windige Ilios“ ſchwirren und von Homer zum ſchönſten Epos aller Zeiten, zur Ilias, verarbeitet wurden.

---

[1] Schliemanns „Ilios“, Vorrede S. XVI.

In der nordwestlichsten Ecke Kleinasiens, am Ausgange der Dardanellen, liegt die Troas, das alte Land der Troer oder Trojaner, mit der Hauptstadt Troja oder Ilios, und den zwei Vorgebirgen Sigeion im Westen und Rhoiteion im Norden. Durch zwei Meerengen steht das schwarze Meer in Verbindung mit dem ägäischen; die Fluthen des Pontus wälzen sich zuerst durch den Bosporus, an dessen westlichem Gestade Konstantinopel liegt, und der so schmal ist, daß man von Europa aus die asiatischen Hähne krähen hört. Dann erweitert sich die Meerenge zu der Propontis oder dem heutigen Meere von Marmara, verengt sich aber wieder zu den Dardanellen (Hellespont), aus welchen endlich in rascher Strömung die nordischen Fluthen in das ägäische Meer sich ergießen. Diese Strömung vom schwarzen in's ägäische Meer hat eine Geschwindigkeit von zwei englischen Meilen (etwas über 3 km) in der Stunde und rührt daher, daß der Spiegel des Pontus höher liegt, als jener des Mittelmeeres. Dort am östlichen Gestade der Dardanellen und des beginnenden Archipels liegt das Land der Troer, im Süden desselben die in der neueren Geschichte so vielgenannte Bai von Besika. Die zwei Hauptflüsse der Troas sind der Skamander und sein Nebenfluß Simoeis; in der Landzunge zwischen beiden erhebt sich ein Ausläufer des „vielzackigen, quellenreichen und waldigen" Idagebirges, und auf demselben lag die sagenreiche Stadt Ilios oder Troja.

Daselbst herrschte in der Zeit, die uns hier angeht (ungefähr 1200 v. Chr.), der König Priamos mit seiner Gemahlin Hekabe (lat. Hecuba). Von ihr und von anderen Frauen hatte er 50 Söhne und 12 Töchter; unter den Söhnen ragten Hektor und Paris, unter den Töchtern Kreüsa und Kassandra hervor. Paris wurde das Verhängniß der Vaterstadt; furchtbare Vorzeichen gingen seiner Geburt voraus: Hekabe träumte, sie bringe einen Feuerbrand zur Welt, und die Wahrsager verkündeten dem erschreckten Priamos, daß der Sohn, welchen man erwarte, der Untergang Troja's sein werde. Der kleine Paris wurde deßhalb nach der Geburt auf dem Gebirge Ida ausgesetzt, von Hirten aufgezogen, endlich von den Eltern erkannt und wieder aufgenommen. Ausgezeichnet durch Schönheit und Stärke, war er ein muthiger Vertheidiger der Hirten und Heerden, weßhalb er den Namen „Männerbeschützer, Alexandros" erhielt. Zu dem schönen Hirten auf dem Ida kamen die drei Göttinnen: Here, Aphrodite und Athene, um ihren Streit, welche von ihnen die schönste sei, entscheiden zu lassen. Der Aphrodite erkannte der Hirte den Preis der Schönheit zu, und sie versprach ihm dafür das schönste Weib zur Ge-

mahlin. Aber die zwei hintangesetzten, Here und Athene, waren fortan Troja's Todfeindinnen. Paris baute hierauf Schiffe und ging zum Besuche nach Sparta in Süd-Griechenland, wo er beim Könige Menelaos gastliche Aufnahme fand. Unter dem Schutze der Aphrodite entführte er dessen Gattin Helena, die schönste unter den Frauen, zugleich mit großen Schätzen an Geld und Kostbarkeiten, und segelte über Ägypten und Phönicien wieder heim. Aber der schnöde getäuschte Menelaos fand Theilnahme in ganz Griechenland; zum Rachezuge machten sich 100 000 Griechen mit 1186 Schiffen gegen Troja auf und eroberten nach zehnjähriger Belagerung die Stadt. In Feuer und Flammen ging die stolze, goldreiche Veste des Priamos auf. Den zehnjährigen Kampf um die Mauern von Ilios, genauer das Schmollen des Achilleus gegen den griechischen Oberfeldherrn Agamemnon, schildert uns der alte Homer in seiner Ilias, die zehnjährigen Irrfahrten des heimkehrenden Odysseus in seiner Odyssee, den zwei herrlichsten Heldengedichten aller Länder und Zeiten.

Aber wie schlecht war es den beiden unsterblichen Kunstwerken unter den Händen einer nergelnden Kritik ergangen!

Der revolutionäre Geist, welcher seit mehr als einem Jahrhundert die politischen, gesellschaftlichen und religiösen Verhältnisse Europa's zerätzt, ist auch in die Wissenschaft, speciell in die Philologie, gedrungen, hat an Allem gezweifelt, Vieles zerschlagen, die schönsten Farben mit Scheidewasser übergossen und den Kunstwerken der classischen Literatur ihre Reize geraubt. Diese Herren wirthschaften mit den alten Schätzen, wie die Mäuse in einer Vorrathskammer: sie zernagen die schönsten Sachen und ziehen sich triumphirend in ihre Schlupfwinkel zurück.

So war es auch den Heldengedichten Homers und ihrem Gegenstande, dem trojanischen Kriege, ergangen. Die sogenannte Kritik hatte den alten Dichter, die beiden Epopöen, den Kampf um Troja's Mauern und die Stadt selbst in sagenhaften Dunst aufgelöst, so daß am Ende ein nordischer Gelehrter erklärte, die Ilias sei ein bloßes Gleichniß, eine Parabel: der Kampf des Winters gegen den Sommer (Peter Wilhelm Forchhammer).

Da trat in neuester Zeit ein Nicht-Gelehrter, aber desto besserer Forscher auf, der die Brandfackel an der Asche des alten Troja anzündete und lodernd unter die Schaar der zünftigen Philologen warf, so daß sie anfänglich brausend gegen den angeblichen „Krämer" auftraten, jetzt aber alle wie fromm-lauschende Kinder zu seinen Füßen liegen und beschämt eingestehen, daß sie zuviel zernagt hatten.

Dieser Mann ist Dr. Heinr. Schliemann. Noch im Jahre 1875 wurde er wegen seiner Ausgrabungen in der alten Ilios auf's Widerlichste von deutschen Gelehrten verlästert. Ohne Gymnasial- und Universitätsstudien gemacht zu haben, ein Autodidakt vom reinsten Wasser und obendrein ehemals langjähriger „Krämer", hatte er es gewagt, auf eigene Faust den privilegirten Alterthumsforschern in's Handwerk zu pfuschen und ihre gesammte Papierweisheit wie ein Kartenhaus der Kinder über den Haufen zu werfen. Der Missethäter! Am ärgsten polterten gewisse deutsche Gelehrte[1], weniger die Franzosen; die Briten dagegen unterstützten beifällig den glücklichen Entdecker. Aber schon im Sommer 1876 änderte sich die Scene. Damals machte Schliemann, wiederum gegen die Voraussetzungen der Gelehrten, die vielbewunderten Entdeckungen in der Königsburg von Mykenä, wo einst Atreus und Agamemnon gehaust hatten; er grub die alten Gold- und Kupferschätze der Atriden aus. Als der glückliche Finder im September 1880 auf dem Anthropologen-Congresse zu Berlin erschien, wurde er gerade von der deutschen Gelehrtenwelt mit Huldigungen empfangen, wie sie lange kein Berliner Gelehrter erhalten hatte. Wie mochten manche Philologen, die ehedem auf ihn so geschmäht hatten, sich geärgert, sagen wir lieber: geschämt haben!

Doch — die Leser werden fragen: Wer ist denn dieser Schliemann und wie hat er seine Entdeckungen gemacht? Sie haben Recht, selbst dann, wenn sie mit einiger Ungeduld diese beiden Fragen stellen; und wir beeilen uns, ihnen im folgenden Artikel darauf zu antworten.

Später lassen wir einen zweiten Aufsatz folgen über die Frage: Was hat Schliemann insbesondere auf Hissarlik ausgegraben?

I.

Wer ist der Dr. Heinr. Schliemann? Das Räthsel seines Lebens und Ringens wird uns am deutlichsten an einer arabischen Parabel. Als Gott die Erde mit ihren Pflanzen und Thieren erschaffen hatte, erzählen die Araber, da erblickte der Beelsebub mit Neid und Ärger die herrlichen Anlagen der jugendlichen Palme. Um die Pflanze zu verderben, bedeckte er sie mit einem schweren Steine. Aber siehe da!

[1] Noch kürzlich trat als einer der bittersten Gegner auf: Dr. E. Brentano, Troja und Neu-Ilion (Heilbronn 1882). Derselbe legte im Wahnsinne Hand an sich selbst am 25. März 1883. — In England kämpfte mit wenig Glück gegen Schliemann der Professor Jebb, zugleich Redacteur des Hellenic Journal.

mit Riesenkraft stemmte sich die Palme empor; die Last, die ihr auferlegt war, trug nur dazu bei, daß der Stamm desto sehniger, der Blätterturban desto weiter wurde; und so erwuchs der herrliche Baum zum stattlichen Riesen der heißen Wüste. — So erging es auch dem Dr. Schliemann. Die Centnerlast bitterster Armuth drückte auf seine Jugend, bis er sich endlich durchrang zu einem Wissen, um das ihn der Gelehrteste beneiden dürfte, und zu einem Vermögen, das ihm eine Jahresrente von 200 000 Mark abwirft, von welchen er Jahre lang die Hälfte zu den Ausgrabungen verwendete. Ein neuer Beweis für die alte Erfahrung, daß der Charakter sich zu höchster Energie desto nachhaltiger entwickelt, je mehr man in der Jugend kämpfen, ringen und entbehren muß.

Schliemann ward geboren am 6. Januar 1822 in dem Städtchen Neu-Buckow in Mecklenburg-Schwerin, wo sein Vater ein armer protestantischer Prediger war, und von wo derselbe das Jahr darauf an die Pfarre des Dorfes Ankershagen versetzt wurde. Die lebhafte Phantasie des Knaben beschäftigte sich am liebsten mit Geheimnißvollem und Wunderbarem. In der Nähe des Dorfes lag die Ruine eines alten Raubschlosses, wo fabelhafte Schätze vom Raubritter vergraben sein sollten, und der junge Heinrich schmiedete Pläne, wie er, einmal stärker geworden, die Schätze heben und der Geldnoth seines Vaters abhelfen wolle. Aber am meisten glühte ihm das Herz, wenn er den Vater vom trojanischen Krieg und den Homerischen Helden erzählen hörte; und als er gar eine Weltgeschichte für Kinder mit dem Bilde des brennenden Troja erhielt, als er die Feuerlohe über der Stadt, die starken Mauern und den fliehenden Äneas darauf erblickte, da glaubte er dem Vater nicht, daß dieß ein bloßes Phantasiebild sei, sondern behauptete als achtjähriger Knabe: „Wenn solche Mauern einmal dagewesen sind, so können sie nicht ganz vernichtet sein, sondern sie sind wohl unter dem Schutte von Jahrhunderten begraben.“ Und schließlich kam der kleine Heinrich mit dem lächelnden Vater überein, daß er dereinst Troja ausgraben werde. Ein Kindeswort, aber ein Schicksalswort!

Als der Knabe neun Jahre alt war, starb die Mutter von ihren sieben Kindern weg, und nun begann erst recht die Noth.

Der Vater und nachher ein Verwandter unterrichteten den Knaben im Latein mit solchem Erfolge, daß derselbe schon in einem Jahre seinem Vater auf Weihnachten 1832 einen lateinischen Aufsatz über die Hauptereignisse des trojanischen Krieges liefern konnte. Mit elf Jahren kam

er auf dem Gymnasium von Neu-Strelitz sofort in die Tertia; aber da ihm alle Mittel fehlten, mußte er seine Studien aufgeben, an eine Realschule gehen, mit 14 Jahren als Lehrling in einen Krämerladen eintreten und 5½ Jahre lang Häringe, Butter, Kartoffeln, Salz, Öl ꝛc. den Kunden abwägen; von Morgens 5 bis Abends 11 Uhr mit solchen geistreichen Arbeiten beschäftigt, fand er keine Minute für die heißgeliebten Studien. Durch Hebung eines zu schweren Fasses an der Brust verletzt, so daß er Blut auswarf, verlor er seinen Dienst, konnte auch in Hamburg keinen dauernden Posten auftreiben und wurde endlich als Kajütenjunge auf der Brigg „Dorothea" im November 1841 zur Fahrt nach Venezuela angenommen. Er selbst schreibt darüber (Ilios, S. 9): „Ich war immer schon arm gewesen, aber doch noch nie so gänzlich mittellos, wie gerade zu jener Zeit: mußte ich doch meinen einzigen Rock verkaufen, um mir eine wollene Decke anschaffen zu können." Aber er sollte noch tiefer in's Elend sinken. Bei einem schrecklichen Sturme in der Nacht vom 11./12. December litt er auf der Höhe der holländischen Insel Texel Schiffbruch und rettete sich nach neunstündiger Todesgefahr mit der übrigen Mannschaft auf's holländische Festland. Aber das Anerbieten, nach Deutschland heimzukehren, nahm er nicht an, er wollte in Amsterdam sein Glück versuchen. Jedoch die wenigen Gulden, die er von mitleidigen Seelen erhalten hatte, waren trotz spärlichsten Lebens in der holländischen Hauptstadt bald auf; der Ärmste mußte Krankheit simuliren, um wenigstens im Hospital aufgenommen zu werden.

Jetzt trat die Wendung in seinem Schicksal ein. Er hatte von Texel aus dem wohlwollenden Schiffsmakler Wendt in Hamburg Nachricht von seinem Schiffbruche gegeben und mitgetheilt, daß er in Amsterdam sein Leben zu fristen versuchen wolle. Das Walten der gütigen Vorsehung fügte es, daß der Brief in Hamburg abgeliefert wurde, als eben Wendt mit mehreren Freunden bei einem fröhlichen Mahle saß; hier erweckte derselbe solche Theilnahme, daß eine sofort eingeleitete Collecte die Summe von 240 Gulden ergab, welche durch den Consul Quack dem bettelarmen Hospitaliten eingehändigt wurde. Aber, was noch kostbarer war, dabei folgte eine warme Empfehlung des 19jährigen Mannes an den preußischen Generalconsul in Amsterdam, so daß sich ein Commisposten mit 800 Franken per Jahr für ihn aufthat. Die Hälfte dieses Einkommens verwendete Schliemann für Studien; dafür bewohnte er eine unheizbare Dachstube, frühstückte Brei aus Roggenmehl und sein Diner kam nie höher als auf 16 Pfennig zu stehen. So aber lernte er

Holländiſch, Engliſch und Franzöſiſch, Spaniſch, Italieniſch und Portugieſiſch. Bald errang er in Amſterdam eine Stelle als Correſpondent und Buchhalter in einem Großhandelshauſe mit 1200 und bald mit 2000 Franken jährlicher Beſoldung; und da er ſeinem neuen Herrn durch Kenntniß des Ruſſiſchen nützlich zu werden hoffte, ſo lernte er, wieder ganz für ſich, mit ungenügenden Hilfsmitteln, dieſe nordiſche Sprache ſo gut es eben ging. Und das Ruſſiſche wurde ſein Glück.

Die Chefs ſeines Hauſes ſchickten ihn als ihren Handelsagenten nach Petersburg und Moskau, wo er das Ruſſiſche vollſtändig bemeiſterte und in ſeiner unabhängigen Stellung den Principalen zu Amſterdam unentbehrlich wurde. Bereits 1847 ließ er ſich in die Petersburger Gilde der Großhändler einſchreiben; und da er in Holland eine gründliche Kenntniß des Indigo ſich erworben hatte, beſchränkte er ſeinen eigenen Großhandel faſt nur auf dieſen Artikel, etablirte, nach einer Reiſe nach Californien, in Moskau ein Zweiggeſchäft für ſeinen Großhandel in Indigo, konnte aber wegen der vielen Geſchäfte erſt 1854 ſeine Studien durch Erlernung des Schwediſchen und Polniſchen fortſetzen. In $8\frac{1}{2}$ Jahren hatte er in Petersburg ein Vermögen von 150 000 Thalern erworben. Da nun auch beim Reichwerden bloß der Anfang ſchwer iſt, nahmen ſeine Schätze raſch zu. Wie er früher vom Elende heimgeſucht wurde, ſo überſchüttete ihn fortan das Glück mit ſeinen Segnungen. Er ſelbſt erzählt, wie er 1862 in ſechs Monaten nur an Thee 140 000 Mark, an Indigo jährlich 200 000 Mark Reingewinn hatte. Kein Wunder, daß der Mann bald mehrfacher Millionär wurde.

Jedoch über ſeinen Millionen vergaß Schliemann weder ſeinen Homer noch Troja. Im Jahre 1856 lernte er das Neu-Griechiſche mit gewohnter Leichtigkeit, dann das Alt-Griechiſche, und las volle zwei Jahre die altgriechiſchen Claſſiker curſoriſch, Homers Iliade und Odyſſee aber mehrmals. Auf ſeine lehrreiche Methode, Sprachen zu erlernen, können wir hier nicht eingehen, müſſen uns vielmehr mit der Bemerkung begnügen, daß dieſelbe jener der alten Jeſuitenſchulen ſehr ähnlich iſt. Zwei Jahre ſpäter nahm der unermüdliche Mann ſeine lateiniſchen Studien wieder auf; ſie machten ihm wenig Mühe, bald war er auch im Latein zu Hauſe.

Im nämlichen Jahre (1858) glaubte Schliemann reich genug zu ſein, um fortan als Forſcher in Ruhe zu leben; aber äußere Verhältniſſe zwangen ihn, bis Ende 1863 den Großhandel fortzuſetzen. Doch be-

reiste er 1858 Schweden, Dänemark, Deutschland, Italien, Ägypten bis zu den zweiten Nil-Katarakten in Nubien, Jerusalem, Syrien und Griechenland — eine Reise, auf welcher er sich das Arabische vollkommen zu eigen machte.

Aus den letzten Jahren seines Geschäftslebens schreibt er: „Da der Himmel fortfuhr, allen meinen kaufmännischen Unternehmungen ein wunderbares Gelingen zu schenken, befand ich mich schon gegen Ende des Jahres 1863 im Besitze eines Vermögens, das an Größe Alles übertraf, was ich in meinen kühnsten Träumen je zu erstreben gewagt hatte. Inmitten allen Gewühls des geschäftlichen Lebens aber hatte ich nie aufgehört, an Troja zu denken und an die 1830 mit meinem Vater getroffene Übereinkunft, es dereinst auszugraben." Und wirklich nahte dieser Tag.

Im December 1863 liquidirte Schliemann sein Handelsgeschäft, machte eine Reise um die Erde, wobei er auf dem Schiffe sein erstes Werk schrieb: „La Chine et le Japon" (Paris 1866), und ließ sich endlich im Frühjahr 1866 in Paris zu archäologischen Studien nieder. Der Enthusiasmus der Jugend blieb ungeschwächt auch noch dem Manne. Wir verdanken dieser Begeisterung eine der wichtigsten Entdeckungen; ohne sie läge heute noch Troja unter einem Berge von Schutt.

So sind wir zum zweiten Punkte unserer Darlegung gelangt: Wie hat Dr. Schliemann seine Entdeckungen gemacht?

II.

„Endlich war es mir möglich," schreibt der gefeierte Mann (Ilios, S. 22), „den Traum meines Lebens zu verwirklichen, den Schauplatz der Ereignisse, die für mich ein so hohes Interesse gehabt, und das Vaterland der Helden, deren Abenteuer meine Kindheit entzückt und getröstet hatten, in erwünschter Muße zu besuchen." — Der 46jährige Mann brach im April 1868 zu einer Reise auf, die wir passend eine bloße Einleitung zu seinem späteren Schaffen, eine Recognoscirungsreise nennen können. Über Rom und Neapel fuhr er nach Korfu, Kephalonia und Ithaka. Beim Aufenthalte auf der letztgenannten Insel fand er, daß die Localität der Insel mit den Angaben der Homerischen Odyssee vollkommen übereinstimmte — eine Wahrnehmung, die ihm als Leitstern in allen folgenden Forschungen diente. Seine Überzeugung war nämlich, daß Homer in allen Dingen, die nicht offenbar dichterische Ausschmückungen

ſind, unſeren Glauben verdient, und daß auf die kritiſche Zweifelſucht der Stubengelehrſamkeit nichts zu halten ſei.

Gott bewahre uns davor, ernſtes wiſſenſchaftliches Forſchen herabſetzen zu wollen; aber der verneinende Geiſt der nordiſchen Gelehrſamkeit treibt es doch mitunter zu ſtark. Als ich noch die Vorleſungen über Philologie zu Tübingen beſuchte, ſagte mir ein damals berühmter Profeſſor eines Tages: „Hier im Norden haben wir nur Papier zu den Studien; wenn Sie ein tüchtiger Philolog werden wollen, müſſen Sie in den Süden gehen, dort ſehen Sie in einem Tage mehr, als Sie hier in einem Jahre leſen.“ Der Mann hatte Recht, wovon ich mich allerdings erſt nach 25 Jahren überzeugte. Wenn z. B. ein Hirte bei Horaz einen Genoſſen auf den Abend zu Lupinen mit Brod und Salz einladet, ſo erklärte ich die Stelle meinen Schülern, es ſei hier nicht an eigentliche Wolfsbohnen, ſondern an gekochte Schneidbohnen zu denken. Aber wie ſchämte ich mich, als ich ſpäter in einem armen Gäßchen Roms, nahe bei San Pietro in Vincoli, einen armen Knaben ſah mit einer Schnitte Brod, auf welcher eine dicke Schicht leibhaftiger roher Lupinen, mit Salz überſtreut, lag; der Knabe aber biß darein mit nicht geringerer Luſt, als der Bettelknabe Murillo's in ſeinen Melonenſchnitz. „Wäreſt du früher nach Italien gekommen,“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „ſo hätteſt du deine armen Schüler nicht hinter's Licht geführt.“ Wir ſtudiren in unſeren Gegenden viel zu viel bei Nacht: die Außenwelt liegt im tiefen Schlummer, ſie exiſtirt für den ſtudirenden Nachtfalter gar nicht mehr; deſto kräftiger leben in ihm die höchſteigenen Ideen auf, denen ſchließlich der Sieg über die wirkliche Welt zufällt, der Sieg über die ideale wie über die reale, über die alte und die neue Welt — das Ich iſt dann Alles in Allem. Darum mußte ein Mann des praktiſchen Lebens auftreten, um uns Menſchen an der Neige des 19. Jahrhunderts von der Zweifelſucht wieder zum feſten Wiſſen zu führen.

Schliemann ging von Ithaka nach dem Peloponnes, um die Ruinen von Mykenä zu beſuchen. Er fand ſofort, daß eine Stelle des Pauſanias über die Königsgräber der Atriden bisher von den Gelehrten falſch ausgelegt worden war, und daß jene Gräber nicht in der unteren Stadt, ſondern in der Akropolis zu ſuchen ſeien — eine Vermuthung, welche durch ſeine impoſanten Entdeckungen im Jahre 1876 glänzend beſtätigt wurde. Damals veröffentlichte er ſein Aufſehen erregendes Werk: „Mykenä. Bericht über meine Forſchungen und Entdeckungen in Mykenä und Tiryns. Mit einer Vorrede von W. E. Gladſtone. Nebſt

zahlreichen Abbildungen ꝛc." (Leipzig, Brockhaus, 1878)[1]. Die großartigen, in Mykenä ausgegrabenen Schätze, deren geschichtlicher Werth noch viel größer ist, als der Metallwerth, übergab er dem Museum zu Athen, wo sie von jedem Reisenden angestaunt werden (Catalogue des trésors de Mycènes au musée d'Athènes. Avec un plan de l'Acropole de Mycènes. Leipzig, Brockhaus, 1882). Von Mykenä reiste er nach Athen, dann nach den Dardanellen in die Troas, die Landschaft, in welcher die Homerische Ilias spielt.

Bisher hatte fast allgemein das türkische Dorf Bunarbaschi am Südende der Ebene von Troja als die Stätte der Homerischen Ilios gegolten, wenn es je eine solche Stadt gegeben habe. Aber Homer spricht von zwei Quellen, einer kälteren und einer wärmeren, am Fuße der Stadt, und bei Bunarbaschi sprudeln deren 34—40, jede in einer Temperatur von 17° C. Zudem erzählt Homer, daß Achilleus den Hektor dreimal um die Stadtmauern gejagt habe, was dort unmöglich gewesen wäre. Ferner ist in den Ereignissen des zweiten Buches der Ilias der Weg vom griechischen Lager bis Troja an einem Tage, von 10 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, wenigstens sechsmal zurückgelegt worden, nämlich zweimal vom Herold, welcher ein Lamm zum Opfer holte, und viermal vom Heere, das bald vorrückte, bald zurückging. Nun aber liegt Bunarbaschi 12,8 km vom Hellespont; diese Entfernung sechsmal gerechnet, gibt nahezu 77 km, eine Strecke, die ohne Locomotive in neun Stunden, bei vielfachem Aufenthalte, nicht zurückgelegt werden kann.

Doch wollte Schliemann sich durch den Augenschein überzeugen: er miethete eine Schaar von Arbeitern, die an hundert verschiedenen Orten jener Höhe Löcher in den Boden graben mußten; aber man stieß in geringer Tiefe auf den reinen Urboden, und nur am Südende des Hügels fand man Ruinen einer kleinen Befestigung, wahrscheinlich der alten Stadt Gergis. Hier konnte Troja nicht gestanden haben.

Der Forscher untersuchte dann alle Höhen rechts und links von der Ebene, denn Troja war auf einer Anhöhe erbaut; aber das Suchen war vergeblich. So blieb ihm nur ein Höhenzug übrig, jener, auf welchem Neu-Ilion geblüht hatte, bis es im vierten Jahrhundert n. Chr. verfiel, im fünften ganz aufgegeben wurde. Und an jenem Höhenzuge fiel besonders der heute Hissarlik („Burgberg") genannte Hügel auf, dessen imposante Lage und natürliche Befestigung sofort das suchende Auge

[1] Auch englisch unter dem Titel: „Discoveries on the site of ancient Mycenae" (London 1877).

feſſelten. Zudem iſt Hiſſarlik vom Hellespont nur 3 engliſche Meilen = 4,8 km entfernt, was mit 6 multiplicirt bloß 28,8 km ausmacht, alſo einen Weg, der in neun Stunden auch vom ſchlechteſten Fußgänger gemacht werden kann. Hiſſarlik oder der Burgberg iſt der letzte Ausläufer einer Bergkette, ca. 20 m höher als der Bergrücken ſelbſt, hat die abſolute Höhe von faſt 50 m; ſein viereckiges Plateau iſt 233 m lang und breit. Hier hatte die Burg von Neu-Ilion geſtanden; hier — vielleicht! — unter Schutt begraben liegt Homers Troja.

Dieſe Wahrſcheinlichkeit war das Ergebniß der erſten Reiſe Schliemanns nach dem Troerlande. Er veröffentlichte darüber ſeine Schrift: „Ithaka, der Peloponnes und Troja" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869. Preis: *M.* 4; die franzöſiſche Ausgabe Paris 1869). Die Univerſität Roſtock ertheilte ihm dafür die Doctorwürde, während Andere den „phantaſtiſchen Krämer" verlachten, wie man einſt den Columbus verhöhnt hatte, weil er von einer neuen Welt träumte.

Eine Reiſe nach den Vereinigten Staaten war ſchuld, daß Dr. Schliemann erſt im April 1870 nach Hiſſarlik zurückkehrte, dießmal in Begleitung ſeiner Frau, einer geborenen Griechin und enthuſiaſtiſchen Verehrerin Homers, die alle Mühen und Strapazen redlich mit ihrem Manne theilte. Derſelbe packte den Hügel Hiſſarlik an der nordweſtlichen Seite und ſtieß in einer Tiefe von 16 Fuß[1] auf eine $6^1/_2$ Fuß dicke Mauer von gewaltigen Steinen aus der makedoniſchen Zeit. Hätte er den Graben tiefer und wenige Meter länger gezogen, ſo wäre er damals ſchon auf den großen Schatz des Priamos geſtoßen, den er erſt im Mai 1873 heben ſollte.

Wir können das bisherige Schaufeln und Graben am Burgberg von Hiſſarlik im Jahre 1870 als die Einleitung zu den eigentlichen Entdeckungen bezeichnen: die höchſte Wahrſcheinlichkeit lag vor, daß hier eine uralte Welt, vielleicht der Brandſchutt der „heiligen Ilios", zu entdecken ſei. Jedoch waren Schliemanns Anſprüche ſehr beſcheiden; ſchrieb er doch (3. November 1871): „Plaſtiſche Kunſtwerke zu finden, hoffe ich nicht"[2]; aber Troja, die verbrannte Stadt des Priamos, wollte er aufdecken.

Dieſe Arbeit ſelbſt zerfällt in zwei deutlich geſchiedene Perioden: die von 1871—1879 und die von 1881 und 1882.

1. Das Charakteriſtiſche der erſten Periode war, daß Schliemann

[1] Wo wir nicht im Metermaße rechnen, ſind ſtets engliſche Fuß zu verſtehen.

[2] Troja, S. 316.

bloß Pergamos, die Akropolis von Troja, ausgrub und in der Meinung befangen war, die Burg sei die ganze Stadt Ilios gewesen. Daher schrieb er in „Ilios" (S. 45 f.): „Die Stadt Troja war in der Gestalt eines Dreiecks gebaut und nicht groß: sie ging auf keiner Seite über den Hügel Hissarlik hinaus und hatte Platz für kaum 3000 Einwohner. Man macht die nämliche Erfahrung bei dem ältesten Athen, das nicht über den Felsen der Akropolis sich erstreckte, und bei der alten Urbs quadrata des Romulus, welche nur den nordwestlichen Theil des Palatin (den Hügel Germalus)[1] einnahm." Bei so geringem Umfange sei es kein Wunder gewesen, daß der Homerische Achilleus den Hektor dreimal um die Stadt verfolgt habe. Aber auf der anderen Seite könnten auch wir fragen: Wie kam der epische Dichter dazu, einen so nichtssagenden Dauerlauf als besonderes Kraftstück der zwei Hauptheldeu zu schildern? Schliemann selbst fühlte diesen Widerspruch und suchte ihn (Ilios, S. 576) dadurch zu lösen, daß das unter Schutt begrabene Städtchen der Phantasie der Sänger freies Spiel gelassen habe; „die kleine Ilios wuchs in ihren Gesängen in demselben Verhältnisse, wie die griechische Flotte, die Macht des Belagerungsheeres, die großen Thaten der Helden; die Götter mußten an dem Kriege theilnehmen, und unzählige Sagen gruppirten sich um die verherrlichten Ereignisse".

Jedoch kehren wir zur Erzählung der Schliemann'schen Entdeckungen zurück. Die bisherigen Ergebnisse ermuthigten den energischen Mann. Aber zu größeren Ausgrabungen bedurfte er eines türkischen Fermans, den er erst am 27. September 1871 herausschlug. Jedoch die von den Unterbehörden gemachten Schwierigkeiten brachten es dahin, daß er vor dem 11. October nicht konnte graben lassen; wegen vorgerückter Jahreszeit mußte er bereits am 24. November seine 80 Arbeiter entlassen.

Wir können freilich nicht in das kleinere geschichtliche Detail der Schliemann'schen Ausgrabungen eingehen, sondern müssen uns mit den Resultaten begnügen. Fünf Jahre verwendete der Entdecker Troja's auf seine Lieblings-Idee: 1871, 1872 und 1873, dann 1878 und 1879; er bestand mit seiner Gemahlin Sophie unzählbare Mühen, Staub, Kälte, schneidenden Nordwind und den Mangel an den elementärsten Bequemlichkeiten des Lebens. Aber er hatte auch staunenswerthe Erfolge aufzuweisen[2].

[1] Heutzutage zwischen Santa Anastasia und S. Giorgio ansteigend.

[2] Die von 1871—1873 gemachten Entdeckungen veröffentlichte Schliemann in den Werken: „Trojanische Alterthümer, Bericht über die Ausgrabungen in Troja"

Er mußte 52½ Fuß hinabgraben, bis er endlich auf den Urboden gelangte; dieser selbst aber besteht aus weichem Kalkstein und ist 8 Zoll hoch mit schwarzer Erde bedeckt, welche zu entfernen die ersten Ansiedler sich nicht einmal die Mühe gegeben hatten: sie ebneten einfach den Boden und erbauten darauf ihre Häuser. Schliemann nahm bis 160 Arbeiter und von 1879 an auch zehn türkische Gensdarmen (Zaptieh) in Sold; an vielen Stellen ließ er Schachte bis auf den Urboden abteufen und an den wichtigsten Stellen Gräben von kolossalen Umrissen ausheben, z. B. einen von 33 Fuß Breite und 141 Fuß Länge. Aber er fand auch eine ganze Weltgeschichte: nicht nur eine Stadt, sondern sieben Städte über einander, deren Schichten deutlich erkennbar waren. Wenn man von dem großen Trichter in der Mitte hinab in die Ausgrabungen sieht; wenn man die Schachte, Gräben und hinausgefahrenen Schuttmassen mit dem Auge mißt, so kann man kaum begreifen, wie ein einziger Mann mit Privatmitteln in kurzen fünf Jahren solch ein Riesenwerk zu Stande brachte. Darum konnte Rud. Virchow von Berlin, der 1879 mehrere Monate bei Schliemann auf Hissarlik zubrachte, in der Vorrede zu Schliemanns „Ilios" die Worte schreiben: „Vorläufig steht der große Trümmerberg, auch objectiv betrachtet, als ein ebenso singuläres Phänomen da, wie dichterisch betrachtet die ‚heilige Ilios'. Er hat nicht Seinesgleichen. Nicht einmal ein Maßstab der Beurtheilung für ihn ist in irgend einer anderen Trümmerstätte gegeben. Darum fügt er sich nicht in das Prokrustesbett der Schematiker. Hinc illae irae."

Jedesmal die folgenden Einwohner der ausgegrabenen Städte warfen den gröbsten Schutt über den Hügel hinab, ebneten den Boden, bedeckten ihn mit großen, halbgebrannten Lehmkuchen (galettes) und errichteten auf solchem Fundamente ihre Häuser. Auf diese Weise wurde der Hügel Hissarlik immer umfangreicher. Sodann hatten die Alten keine Keller, bewahrten vielmehr ihre Vorräthe im Erdgeschoß auf, kamen also nicht auf den Gedanken, tiefer in den Boden zu graben. Endlich war es ein Glück, daß die Türkei das geschäftige Leben der modernen Völker vor orientalischem Phlegma nicht aufkommen läßt; sie gräbt und pocht und stampft nicht, sondern lebt seit Jahrhunderten immer dasselbe Leben.

(Leipzig, F. A. Brockhaus, 1874); auch französisch: „Antiquités Troyennes. Rapport sur les fouilles de Troie", traduit de l'allemand par Alex. Rizos Rangabé (1874). Ferner: „Atlas trojanischer Alterthümer. 218 photographische Abbildungen zu dem Berichte über die Ausgrabungen in Troja" (ebendas. 1874); und französisch: „Atlas des antiquités Troyennes etc." Preis: *M.* 54.

So blieb das staunenswerthe Archiv von Hissarlik Jahrtausende unberührt und unentweiht, bis der rechte Mann aus dem Abendlande nach dem Ostgestade des Hellespontes kam und uns eine neue Welt enthüllte.

2. Jedoch bald erkannte Schliemann seinen Irrthum, die bloße Akropolis für das ganze Troja gehalten zu haben; und hiermit beginnt die zweite Periode seiner fruchtbaren Forschungen in den zwei Jahren 1881 und 1882.

Er gesteht in seinem neuesten Werke „Troja" (S. 1 ff.), daß ihm gleich nach Veröffentlichung seines „Ilios" Bedenken aufstiegen, nicht über die Lage, sondern über die Ausdehnung der verbrannten Stadt, und daß seine Zweifel mit der Zeit immer größer wurden. Er konnte sich unmöglich denken, „daß Homer, der uns mit der Zuverlässigkeit eines Augenzeugen und so ganz naturgetreu ein Bild nicht bloß von der trojanischen Ebene mit ihren Vorgebirgen, ihren Flüssen und ihren Heroengräbern, sondern von der gesammten Troas mit ihren zahlreichen und mannigfaltigen Stämmen und Städten, ihrem Hellespont, Cap Lekton und Ida, ihrem Samothrake und Imbros ..., und ebenso mit den mächtigen Naturphänomenen entworfen hat, uns Ilios als eine große, anmuthige, blühende, wohlbewohnte, gutgebaute Stadt mit breiten Straßen hätte schildern können, wenn sie in Wirklichkeit nur ein ganz kleines Städtchen war, welches ... kaum 3000 Einwohner gezählt haben kann." Einen solchen Burgflecken hätten wenige Hundert Mann in ein paar Tagen leicht einnehmen können. Warum hätte also neben den viel größeren Städten der asiatischen Küste gerade dieses unscheinbare Städtchen den alten Homer begeistern und zu so riesigen Übertreibungen hinreißen sollen? Dieß wäre undenkbar gewesen.

Sodann berücksichtigte Schliemann die Einmüthigkeit der alten Überlieferung in Betreff des trojanischen Krieges, welchen auch „eine so hohe Auctorität wie Thukydides für wirkliche Geschichte nimmt". Einmüthig verlegte ferner die griechische Überlieferung die Eroberung Troja's achtzig Jahre vor die dorische Einwanderung.

Sogar Ägypten legt Zeugniß ab für Homer. Der in der ägyptischen Priesterschrift abgefaßte („hieratische") Papyrus Sallier im Britischen Museum erwähnt die Dardaner oder Dandaner (Dardanier), das Volk von Iluna (Ilios), die Liku (Lykier), das Volk von Pidasa (Pedasos), die Kerkesch oder Gergesch (Gergithier), Masu (Mysier) und die Akerith (Karier) als Bundesgenossen der Hittiter, welche vom Heere des ägyptischen Königs Ramses II. (etwa 1333—1330 v. Chr.) in ihrer

Stadt Kadeſch am Orontes bedrängt wurden. Noch mehr wurde Schliemann durch den Umſtand überraſcht, „daß dieß genau dieſelben Völker ſind, welche im zweiten Buche der Ilias als Bundesgenoſſen der Trojaner bei der Vertheidigung ihrer Stadt aufgezählt werden". Er ſchloß daher auf die ſichere Thatſache, „daß im 14. Jahrhundert v. Chr. in der Troas ein Reich der Dardanier exiſtirt hat, zu deſſen bedeutendſten Städten Ilios gehörte; ein Reich, das zu den mächtigſten Staaten Kleinaſiens gezählt wurde" und das zum Schutze Aſiens gegen Ägypten ein Heer nach Syrien ſandte.

Auch die zehn auf Pergamos gefundenen Schätze zeugten für die Macht und Größe des goldreichen („πολύχρυσος") Troja. So entſchloß ſich der unermüdliche Forſcher 1881 zu einer neuen Unterſuchung des Bodens von Hiſſarlik[1]. Schon im Sommer 1881 hatte er ſich an den Fürſten Bismarck gewendet, um durch ſein in Konſtantinopel mächtiges Fürwort einen Ferman zu erlangen, auf deſſen Grund die Ausgrabungen vorgenommen werden könnten. Der Ferman langte im October 1881 an und wurde etliche Monate ſpäter noch dahin erweitert, daß Schliemann auch noch an anderen Orten der Troas graben durfte. So wurde die Nachforſchung am 1. März 1882 wieder begonnen. Dießmal hatte Schliemann zwei Architekten gewonnen, den bei den Ausgrabungen in Olympia bewährten Dr. Dörpfeld aus Berlin und Joſeph Höfler aus Wien; außerdem beſoldete er 3 Aufſeher, 11 Gensdarmen, 1 Kaſſirer, mehrere Bedienten und durchſchnittlich 150 Arbeiter; die noch von früher vorhandenen Baracken und Werkzeuge dienten auch dießmal und wurden weſentlich vervollſtändigt. Nur wegen der Meſſungen bekam Schliemann große Schwierigkeiten mit einem türkiſchen Beamten, die jedoch durch Vermittlung des deutſchen Botſchafters von Radowitz glücklich gehoben wurden. Nach dem äußerſt trockenen Winter 1881/82, wegen deſſen der Simoeis und der Thymbrios ſchon im Mai, der Skamander Anfangs Juli austrockneten, begann ſofort im Frühjahr 1882 die Arbeit. Wie groß dieſelbe geweſen ſei, möge ein Beiſpiel zeigen: ein 80 m langer, 7 m breiter Graben quer durch den öſtlichen Theil der Akropolis — ein Graben, der bis in eine Tiefe von 12 m ging, aber auch den Beweis lieferte, daß der öſtliche Theil der trojaniſchen Burg ſteil abfiel und daß die Tiefe zwiſchen Pergamos und dem jenſeitigen öſtlichen Hügel

[1] Die Ergebniſſe ſeiner Reiſe in Troas vom Jahre 1881 legte Schliemann nieder in der Schrift: „Reiſe in der Troas im Mai 1881", mit einer Karte (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1881). Preis: *M.* 2.

von den nachtrojanischen Bewohnern durch Schuttmassen geebnet worden war.

Seine Hauptsorge wandte Schliemann der zweituntersten, durch Brand zerstörten Stadt, der Homerischen Ilios, zu; er ließ daher unter großen Anstrengungen den Schutt der fünf obersten Städte abräumen, wobei ihm die späteren römischen Mauern zähen Widerstand leisteten. Schon früher hatte er das südwestliche Festungsthor entdeckt; nun fand er auch ein zweites südliches und ein drittes südöstliches, ja er konnte deutlich den Umbau der Thore in der zweiten Periode der zweiten oder Homerischen Stadt unterscheiden. Das skäische Thor Homers führte aus der Unterstadt in's Freie. Nächstdem handelte es sich um Bloßlegung der Festungsmauer von Troja, wobei sich das Resultat ergab: „Der Zug der ganzen Akropolismauer bildete ein aus geraden Linien bestehendes regelmäßiges Polygon, dessen Ecken durch vorspringende Thürme verstärkt waren; die Distanz dieser Thürme von einander ist annähernd gleich und mißt etwas mehr als 50 m."[1] In dieser Zahl glaubte Schliemann den Betrag von 100 alt-trojanischen Ellen erkennen zu dürfen.

An die Akropolis — und dieß ist der Haupterfolg der 1882er Ausgrabungen — schloß sich östlich, südlich und südwestlich eine Unterstadt an, während die Festungsmauer gegen Norden und Westen schroff abfiel. Hören wir darüber Schliemann (Troja, S. 68 f.): „Die Existenz dieser Unterstadt wird bewiesen erstens durch die in östlicher Richtung ablaufende Mauer, die nicht, wie die Festungsmauer der Akropolis, geböscht, sondern ganz senkrecht erbaut ist und aus großen, unbearbeiteten Blöcken, die mit kleinen Steinen ausgezwickt sind, besteht. Sie läuft von der Akropolis weiter nach Osten, kann also nicht zu dieser selbst gehören. Zweitens spricht für die Existenz dieser Unterstadt die in den untersten Schichten auf dem Plateau unterhalb des Burgberges vorkommende ungeheure Masse prähistorischer Terracotten, die in Form, Material und Art der Anfertigung mit denen der ersten und zweiten Ansiedelung auf Hissarlik identisch sind." Für's Dritte weisen die obengenannten drei Thore der Akropolis auf die Existenz einer Unterstadt hin; denn sonst hätte man sich gewiß mit einem einzigen und daher leichter zu vertheidigenden Thore begnügt.

Außerdem wurde 1882 constatirt, daß oben auf Pergamos nur

[1] Troja, S. 62 f.

ſechs Gebäude waren, alle in großem Maßſtabe, alſo nicht für Privatwohnungen angelegt. — Warum aber wurde die Unterſtadt erſt ſo ſpät gefunden? Einfach aus dem Grunde, weil die drei nachtrojaniſchen Städte ſich auf den Hügel Hiſſarlik beſchränkten, höchſtens die fünfte, d. h. dritte nachtrojaniſche, ein wenig über denſelben hinausging, ſo daß die Bauſtelle mehrere Jahrhunderte in Ruinen lag, ihre Ziegelmauern ſich auflöſten und die Hauſteine ihrer Feſtungsmauern als Baumaterial von den neuen Anſiedlern auf Pergamos verwendet wurden[1]. Dieß war auch der Grund, warum die früheren, bis auf den Urboden abgeteuften Schachte kaum Spuren von der Unterſtadt aufwieſen. Sagt doch Strabo (XIII. 599), der Mitylenäer Archäanax habe mit den Steinen Troja's die Mauern des benachbarten Sigeion gebaut; unter dieſen aber können nur die Steine der Unterſtadt, ſpeciell ihrer Stadtmauern, gemeint ſein. „Es iſt ſomit natürlich," ſchreibt Schliemann „daß ich trotz meiner vielen und großen Ausgrabungen (in den ſiebenziger Jahren) keine Trümmer der Mauer der Unterſtadt der zweiten Anſiedelung fand, wohl aber an mehreren Stellen den eigens dafür geebneten Fels, auf dem ſie geſtanden haben muß."

Deutlich erkannte man den Anſchluß der Stadtmauern an die der Akropolis im Nordoſten und Weſten — ein Verdienſt, das beſonders den beiden Architekten im Dienſte Schliemanns zugeſchrieben werden muß. Die Ausdehnung der Unterſtadt konnte, weil die Grenzen im Süden ganz verwiſcht waren, nicht feſtgeſtellt werden.

Was Schliemann in ſeinem „Ilios" noch als zweite und dritte Stadt aufgefaßt hatte, das war eine und dieſelbe Stadt, die verbrannte, aber in zwei verſchiedenen Perioden, wie man beſonders an dem Umbau des ſüdweſtlichen und ſüdöſtlichen Thores wahrnahm, und ſeine beiden Architekten ſchlagend nachwieſen.

Es iſt klar, daß dieſe zweite und geſchichtlich wichtigſte Stadt viele Jahrhunderte geſtanden haben muß. Sie war, das wurde 1882 aufgeklärt, groß und reich, mit einer weit auf die troiſche Ebene hinausſchauenden Hochburg; ihre Mauern waren ſtark und mit Thürmen gekrönt, ihr Herrſcher ein mächtiger Fürſt, welchem die Goldminen des nahen Aſtyra zur Verfügung ſtanden, und der zu Waſſer und zu Land mit fernen Völkern im Verkehre geweſen ſein muß. Dieſe Stadt war ſchon in der Zeit des trojaniſchen Krieges alt, endete aber damit, daß

[1] Troja, S. 69 f.

ſie von griechiſchen Eindringlingen erobert und auf den Grund niedergebrannt wurde. Die Spuren dieſes ſchauerlichen Brandes hat Schliemann auf Hiſſarlik tief unter dem Schutte von mehreren daraufgebauten, aber auch zerſtörten Städten wieder aufgefunden und ſo der poſitiven Geſchichtsforſchung einen unſterblichen Dienſt geleiſtet.

(Schluß folgt.)

M. Pachtler S. J.

Johannes Mauropus[1].

Biographiſche Studie.

Wer einmal helleniſches Weſen und attiſche Beweglichkeit des Geiſtes lieben gelernt hat, der wird ſeine Bewunderung nicht von Jahreszahlen abhängig machen, noch ſeine Anerkennung in philiſterhafter Engherzigkeit auf ein ſogenanntes goldenes oder höchſtens noch auf ein ſilbernes Zeitalter beſchränken. Im Gegentheile wird er dieſelbe reichlicher und mit mehr Grund einem Schriftſteller zollen, der, nicht von den mächtigen geiſtigen Strömungen einer literariſchen Blüthezeit getragen, ohne viel Anregung von Seite der Zeitgenoſſen und des herrſchenden Geſchmackes, das ganze geiſtige Kapital, wenn ich ſo ſagen darf, als deſſen Zinsgefälle die literariſchen Productionen eines Autors erſcheinen, in ſeiner eigenen Perſon beſchließt. An Erſcheinungen dieſer Art iſt auch der byzantiniſche Spätherbſt des helleniſchen Lebens nicht

---

[1] Quellen. I. Ausgaben: Johannis Euchaitorum Metropolitae, quae in codice Vaticano graeco 676 supersunt . . Johannes Bollig S. J. descripsit, Paulus de Lagarde edidit. Goettingae 1882. Hauptquelle, wie die zahlreichen Hinweiſe ergeben. Eine Würdigung desſelben von Prof. Lambros in Athen ſiehe in „Deutſche Literaturzeitung" von Rödiger (Jahrg. 4, Nr. 21). Es bedarf übrigens das Werk mehr des Dankes, als der Empfehlung. — Joannis metropolitani Euchaitensis versus jambici . . editi cura Matthaei Busti Etonensis. Etonae 1610 (ap. Migne PP. GG. CXX. p. 1114 sqq.).

II. Biographiſches: Casimirus Oudin, Comment. de Scptt. eccl., II. 606 sqq. — Guilielmi Cave Hist. Lit., II. 139. — Dom Ceillier, Hist. gén. des auteurs sacrés, p. 394 sqq. — Actt. SS. Jun., I. 594 sqq. — Petri Lambecii Comment. de Bibl. Vindob. (ed. Kollar), V. 66 sqq.; 560 sqq. — Ant. Ballerini, Sylloge monumentt. etc., II. 528. — Alb. Fabricius, Bibl. Graeca (ed. Harl.), VIII. 627. — Ἐγκώμιον des Pſellus, veröffentlicht von Sathas im fünften Bande ſeiner Μεσαιωνικὴ βιβλιοθήκη (Venedig und Paris 1872) S. 142 ff.

arm, jene Zeit, wo die Pulsader dieſes Lebens nicht mehr am Pyräus, ſondern am goldenen Horn ſchlug, wo ſein Wahrzeichen nicht mehr die Athene Promachos der Akropolis war, ſondern das goldene Kreuz der Sophienkirche[1]. Auch im Byzantiner glimmt es noch von jenem Feuer, das ſich einſt an der „Sonne Homers" entzündet und das nun in neugriechiſcher Poeſie zu unerwarteter Friſche und Volksthümlichkeit ſich verjüngt. So ſcheint ſich auch an dem Genius der Völker zu bewahrheiten, was Eichendorff in ſeiner treffenden Weiſe von dem Einzelnen ſagt: „Wer einmal wahrhaft jung geweſen, der bleibt es zeitlebens."

Jener Zeit gehört der nicht unberühmte, aber im Grunde wenig gekannte Schriftſteller an, dem die folgende bio-bibliographiſche Studie dienen will. Auch heute noch gelten die Worte des Matthew Buſt, daß die meiſten encyklopädiſchen Werke, an die man ſich um Auskunft über ihn wendet, uns entweder ganz im Stiche laſſen[2] (z. B. Wetzer und Welte, Herzog u. a.) oder doch nur das denkbar Dürftigſte, wenn nicht gar Unzutreffendes berichten. Um ſo größeren Dank verdienen gewiß die beiden Männer, der verdienſtvolle Cuſtos der vaticaniſchen Bibliothek P. Bollig und der Herr Profeſſor Lagarde, die in der eingangs bezeichneten Publication ihrer freundſchaftlichen Begegnung ein bleibendes Denkmal geſetzt haben, das um ſo mehr Beachtung verdient, als die zu Grunde liegende Handſchrift, nach dem gewiß competenten Urtheile des Cardinals Angelo Mai, dem Verfaſſer gleichalterig anzuſehen iſt[3]. Mit dieſer Veröffentlichung iſt ein genügender Ausgangspunkt für das Studium der Geſchichte des Johannes Mauropus gewonnen. Suchen wir von ihm aus dieſe zu überblicken.

Wie für alle Angaben betreffend das Leben des Johannes, genannt Mauropus, d. h. Schwarzfuß[4], ſo ſind auch für die Beſtimmung von Zeit und Ort ſeiner Geburt ſeine eigenen Schriften unſere Haupt-, ja beinahe die einzige Quelle. Denn die kurze Biographie, die Lambeccius aus einer Wiener Handſchrift mittheilt, gibt außer Namen und Amt nur im Allgemeinen die Regierung Konſtantins IX. als die Blüthezeit unſeres Autors an[5]; auch das Enkomium, welches der jüngere Pſellus zum Preiſe der Wiſſenſchaft und Tugend ſeines geliebten Lehrers noch zu deſſen Lebzeiten verfaßt hat, bietet nur einige wenige beſtimmte Daten über ſeine Lebensumſtände. Da aber Johannes bei Antritt ſeines biſchöflichen Amtes, in den vierziger Jahren des

[1] Paulus Silentiarius, Ἔκφρασις τοῦ ναοῦ τῆς ἁγίας Σοφίας. II. v. 78.

[2] De auctore quidem ipso pauca admodum sunt, quae dicenda occurrunt, utpote de quo altum ubique silentium, cujusque nomen nec Gesnerus neque alii, qui bibliothecas nobis concinnarunt, vel fando unquam accepisse videntur (l. c. not. o.). Ähnlich lauten die Klagen des Konrad Janning (Actt. SS. l. c. p. 594), der ihn einen Mann parum Latinis notum nennt.

[3] Ballerini l. c. p. 533.

[4] Lambeccius l. c. I. p. 272. Über Herkunft des Beinamens vgl. die Bemerkung Goars: „Facilia Graecis e corporum defectibus cognomina." Annott. ad Cedren (Corp. Sptt. Hist. Byz. Cedr., II. p. 880).

[5] Lambeccius l. c. V. 66.

elften Jahrhunderts, bereits bejahrt war, wofür wir die Beweiſe uns weiter unten werden vorzuführen haben, werden wir kaum irre gehen, wenn wir ſeine Geburt in den Ausgang des zehnten Jahrhunderts, des saeculum obscurum, wie es nach Cave[1] gemeiniglich genannt wird, verlegen.

Auch über die Heimath waren wir bisher auf eine Conjectur angewieſen. Anhalt zu einer ſolchen bietet das von Johannes Mauropus verfaßte Leben des heiligen Dorotheus des Jüngern oder von Chiliokomum[2], deſſen Verfaſſer in der Aufſchrift bei den Bollandiſten[3] ausdrücklich als geiſtlicher Sohn des Heiligen bezeichnet wird, und das ſich in der That inhaltlich als ein an die Mönche des von Dorotheus geſtifteten Kloſters gerichteter Panegyrikus erweist. „Denn," ſo heißt es an einer Stelle, „als ihn einſt ſein Weg an den Fuß dieſes Hügels führte, deſſen Gipfel nunmehr dieß ſein heiliges Kloſter trägt, zeigte ſich ſeinen Blicken eine himmliſche Erſcheinung."[4] Im weiteren Verlaufe ſeines Vortrages äußert der Redner gelegentlich ſeinen Zweifel, ob wohl die gottesdienſtlichen Verrichtungen irgendwo mit größerer Genauigkeit und Erweckung vorgenommen würden „als hier", und er ſchließt endlich ſeine Rede mit den Worten: „Um viele Andere ſchon hat ſich vorhin unſer Heiliger verdient gemacht durch thätigen Beiſtand; wie viel mehr wird er dieß künftig thun und ſeine freigebige Liebe beweiſen gegen uns alle, die er in dieſem Leben zurückgelaſſen, die noch weilen an dieſem Orte der Prüfung, bis auch uns ſein Zahlmeiſter zur Ruhe des Jenſeits hinüberſchlummern, richtiger würde ich ſagen, erwachen läßt."[5] Die Begeiſterung nun, mit der eingangs dieſer Rede das Lob des Pontus geſungen wird, legt unwillkürlich den Gedanken nahe, es möchte der Redner die eigene Heimath in der des Heiligen verherrlichen, und man wird geneigt, dieſelbe in einem der Länder am Pontus, die nach demſelben benannt wurden, zu ſuchen.

Für letzteres wird nun unſere Vermuthung durch Äußerungen zweier Briefe des Johannes zur Gewißheit. In einem derſelben ſchreibt er einem Freunde, den er ἡγεμών und ἄρχων ſeiner Heimath nennt: „Anderes zu übergehen, meinen Glückwunſch zu deiner jüngſten Beförderung und der glücklichen Abrundung deines Bezirkes; denn von nun an werden wir dich nicht mehr Statthalter der Paphlagonier ſondern der Maryandeni zu tituliren haben. Brauche wohl nicht beizufügen, daß du auch ſo noch, ganz wie zuvor, für Paphlagonien bleibeſt, was du warſt, einmal wegen der beiden Stämmen gemeinſamen Benennung, und ſodann weil wir reinen Paphlagonier die anderen mit uns zu verſchmelzen wiſſen."[6] In einem anderen Schreiben legt er, wahrſcheinlich bei demſelben Beamten, Fürbitte ein für einige Diöceſanen, die, wie es ſcheint, wegen Schmuggel in unangenehme Berührung

[1] L. c. II. 87.

[2] Bollig-Lagarde n. 190. Acta SS. Jun., I. 605 sqq.

[3] L. c. [4] C. 2. n. 8.

[5] Anders vermag ich das in der localen Bedeutung der Präpoſitionen liegende Wortſpiel: πρὸς τὴν ἐκεῖ κατάπαυσιν, εἴη δὲ εἰπεῖν καὶ ἀνάπαυσιν, nicht wiederzugeben, wenn man nicht lieber bei ἀνάπαυσις an Auferſtehung denken will.

[6] Bollig-Lagarde 108.

mit der Gerechtigkeit gekommen; er bittet, das ſtarre und unbiegſame Zünglein an Themis' Wage zu Gunſten der Angeklagten zu neigen, die, ſollten ſie auch überführt werden, jedenfalls nicht aus Bosheit, ſondern in Folge ihrer ländlichen Einfalt in den Fehler gefallen; ſie ſeien „ſchlichte Paphlagonier", die nicht wüßten, was rechts und was links. So ſehr, fügt er bei, „ſind wir von Schlauheit und Tücke entfernt, daß ja nun mit den Nachbarſtämmen auch unſer Volk in Gefahr kommt" [1].

Daß Johannes Mauropus, bevor er den Stuhl von Euchaita beſtieg, Mönch geweſen, unterliegt keinem Zweifel. Es beweiſen das zahlreiche Aufſchriften ſeiner Werke [2], beweist, wie wir geſehen, das Leben des hl. Dorotheus, beweiſen die Akroſticha mehrerer Hymnen, wie z. B. das folgende:

Τὸν Ἄγγελον μέλπω σε τὸν φύλακά μου. Ὠιδὴ μοναχοῦ Ἰωάννου [3].

(Dich beſing' ich, den Engel, meinen Wächter; ein Lied des Johannes, des Mönches.)

Ebenſo unterliegt es keinem Zweifel, daß er ſich mit Jugenderziehung befaßt habe; zu dieſer Beſchäftigung fühlte er ſich lebhaft hingezogen; auf die Früchte derſelben blickte er mit berechtigtem Stolze zurück, auf ſie beruft er ſich zum Beweiſe, daß er ſein Talent nicht müßig vergraben.

Nicht iſt die Frucht unedel, die ich zog, noch klein,
Zahlreicher Jugend Geiſt und Herz beſtellt' ich dir ...
Die Jünglinge, die ich zu edler Art erzog,
Sie ſind des anvertrauten Pfundes reicher Zins;
Sie, deren Manchen du bereits als Lehrer ſchauſt,
Umleuchtet hell von wohlverdienter Ehren Glanz [4].

Noch ſpäter ſtand er mit manchem ſeiner ehemaligen Schüler in briefſlichem Verkehr. „Das edle Dreiblatt der Brüder," ſchreibt er einmal, „die ſchönſte und ſüßeſte Frucht meiner Lehrerſorgen, liebe ich wie meine eigenen Kinder, ja wie mein eigen Blut; faſt lieb' ich euch zu ſehr, das wißt ihr ja ſelbſt." [5]

Es entſteht nun die Frage, ob die Lehrthätigkeit des Mauropus bereits vor oder nur in die Zeit ſeines Mönchthums fällt. Wir haben die Beweiſe für die erſtere Annahme zu erbringen. Zu derſelben zwingt uns jenes ſeiner Gedichte, dem er die Aufſchrift gegeben: „An ſein Haus, da er es verkaufte und verließ" [6]. Wir verdanken demſelben die folgenden, biographiſch wichtigen Angaben. Dieß Haus war ſein väterliches Haus:

Denn ſehr betrauert er dich, das ihm allzeit werth
Als liebſtes Eigenthum, als väterlicher Herd,
Das von den Ahnen ihm als einz'ges Erbe kam (V. 15 ff.).

---

[1] Ibid. 110.

[2] Z. B.: Κανόνες παρακλητικοὶ εἰς τὸν Κύριον καὶ Θεὸν ἡμῶν Ἰησοῦν Χριστόν. Ποίημα Ἰωάννου τοῦ μοναχοῦ τοῦ ἐπίκλην Μαυροπόδος (Lambeccius l. c. 560).

[3] Ibid. 561.

[4] Bollig-Lagarde 92. v. 40 sq.; 47—50.

[5] Ibid. 157. [6] Ibid. 47.

In ihm hat er lange Zeit hindurch (V. 22) neben andern wissenschaftlichen Sorgen sich der Jugendbildung beflissen (V. 29 ff.); nun aber besiegt alle andern Rücksichten λόγος (hier wohl Befehl Gottes) und das Verlangen nach Gott, und als drittes die Furcht vor dem Tode (V. 34 f.). Deshalb zieht er fort, fliehend wohin Gott ihn führt (V. 37), mit Andern zusammenzuwohnen, er, der gestern noch sein eigener Herr war (V. 38).

Damit ist, glaube ich, so viel gewonnen, daß wir unbedenklich dem Ordensberufe des Johannes eine nicht unbeträchtliche Zeit der Lehrthätigkeit im elterlichen Hause dürfen vorausgehen lassen, das er verließ, um sich in's Kloster zurückzuziehen. Ein anderes Motiv zu diesem Schritte, dessen hier keine Erwähnung geschieht, das wir aber anderswo erfahren, war seine körperliche Erschöpfung; besonders hatten seine Stimmorgane so gelitten, daß sie nicht einmal einen schwachen Laut ohne Anstrengung hervorzubringen vermochten [1]. Später erhielt er durch einen Act kaiserlicher Großmuth sein Haus zurück und bezog es wieder [2]; wo wir aber dieß Ereigniß in seinem Leben unterzubringen und wie wir es zu motiviren haben, darüber scheint sich irgend ein Anhaltspunkt nicht zu bieten. Könnte man an Euchaita als an die Vaterstadt des Johannes denken, so ließe sich Alles leicht erklären durch die Annahme, der Kaiser habe dem neuernannten Bischofe sein väterliches Haus zur Residenz anweisen lassen. Allein das verbietet die Antrittsrede des Johannes, in der er sagt, er habe früher schon durch Hörensagen von der Schönheit der Kathedrale von Euchania (Euchaita) gehört [3].

Suchen wir ihm nunmehr in's Kloster zu folgen. Dasselbe kann kein anderes gewesen sein, als das vom hl. Dorotheus dem Jüngern gegründete Dreifaltigkeitskloster in Chiliokomum, das wir jedenfalls nicht weit von Amisus zu suchen haben [4]. Denn bei Amisus lag einmal das Mutterkloster Genna, von dem aus die Gründung erfolgt war, und sodann mußte der Berg, auf dem das neue Kloster lag, von dort aus zu Fuße erreichbar sein, da er dem Dorotheus auf einer seiner apostolischen Wanderungen in der Nachbarschaft wunderbarer Weise bezeichnet wurde. Die Regel, nach der hier die Mönche lebten, war die des hl. Arsenius, jedoch mit zahlreichen Abänderungen und Zusätzen von der Hand des Stifters [5]. Die Mönche lagen daselbst vor Allem dem Gottesdienste, dabei (doch nur nebenbei) der Handarbeit ob; aber auch der Wissenschaft ward ihre Pflege. So sehr gefiel un-

[1] Ibid. 92. v. 25 sqq. [2] Ibid. 48. [3] Ibid. 148.

[4] Külb in seinem Artikel „Johannes Mauropus" in der „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" nennt Chiliokomum eine Einöde Thrakiens und beruft sich dafür auf Acta SS. Jun., I. p. 593. Nun liest man zwar im Index topographicus des gedachten Bandes wirklich Chiliocomum, eremus Thraciae, aber im Texte ist weder p. 593, wie Külb will, noch p. 591, wie der Index angibt, etwas Derartiges zu finden. Wohl aber steht p. 593 zu lesen: „Est autem Chiliocomus locus non admodum dissitus ab urbe Ponti Amiso." In demselben kurzen Artikel von Külb findet sich noch die weitere Unrichtigkeit, die Stadt sei auch Theodosipolis (statt Theodoropolis) genannt worden.

[5] Bollig-Lagarde, p. 214.

ſerem Mauropus dieſes zurückgezogene Leben im Schatten der klöſterlichen Mauern, daß er ſich vorkam wie eine Biene, der Chriſtus in den Büchern, wie in ebenſo vielen Blüthenzellen, verborgenen Honig weist, oder wie eine Cikade, die er mit dem Thau des Morgens nährt[1].

Indeſſen es kam der Tag, der ihn ſeinem Aſyle entreißen ſollte. Gegen ſeine Neigung ward er vom Kaiſer Konſtantin IX. Monomachus auf den biſchöflichen Stuhl von Euchaita erhoben. „Zum Rückzug nach der Biſchofsweihe", lautet die Aufſchrift eines ſeiner Gedichte. „Schon hielt ich mich," heißt es darin, „der ich allem Ruhme, allen Ehren längſt den Abſchied gegeben, ſchon hielt ich mich des Sieges gewiß, ſchon wollte ich die Siegeszeichen aufpflanzen, da faßt mich der Herr mit der gewaltigen Hand, bändigt den unbändigen Muth und ſtellt mich mitten hinein in's Leben, mich, der völlig der Welt entronnen zu ſein wähnte."[2] Ähnlich in ſeinen Briefen. Ein Gerücht, er ſei zu Ehrenſtellen in Ausſicht genommen, iſt ihm zu Ohren gedrungen; inſtändig beſchwört er den einflußreichen Freund, die Augen nicht auf ihn zu lenken, der wenn irgend einer das Stillleben (τὸ λάθε βιώσας) liebe, der am wenigſten in dem jetzigen Sturme und Wirrwarr der öffentlichen Angelegenheiten geneigt ſei, noch gar Steuermann oder Lootſe zu werden, vielmehr hoffe, Wogen und Winden fern (ἔξω σάλου καὶ ζάλης) zu bleiben. „Wir aber kennen unſer eigenes Maßrecht wohl und das Joch, dem unſer Nacken, und die Laſt, der unſere Schultern gewachſen ſind, und darum räumen wir Stärkeren als wir den Platz; wir für uns ziehen einen leichtern Weg zum Heile vor, der vielleicht unrühmlich, jedenfalls gefahrlos iſt."[3]

Die Stadt Euchaita[4] lag in der Provinz Helenopontus[5], eine Tagreiſe von der Metropole Amaſia entfernt, zwiſchen den Flüſſen Iris und Halys; denn den Märtyreracten des jüngern Theodorus zufolge übertrug die hl. Euſebia den Leichnam dieſes Blutzeugen auf ihr Landgut, „welches von Amaſia eine Tagreiſe entfernt iſt, an einen Ort, der Euchaita genannt wird"[6]. Die Stadt lag ſomit im Thema Armeniakon, wohin ſie auch Spruner-Menke's hiſtoriſch-geographiſcher Atlas verlegt. Schon 325 hat Epiphanius, „unwürdiger Biſchof der Stadt Euchaita", die Beſchlüſſe des älteren Nicänums unterzeichnet[7]. Dreier Heiligen Gebeine hütete die Stadt: des heiligen Großblutzeugen Theodorus Stratelates[8], des heiligen Martyrers Theodorus des

---

[1] Ibid. 89. v. 32 sq.

[2] Ibid. 93. v. 32 sqq. [3] Ibid. 104.

[4] Die richtigere Form des Namens τὰ Εὐχαΐτα im Cod. Vat.; ſonſt wechſelt die Schreibweiſe zwiſchen τὰ Εὐχαΐτα und αἱ Εὐχαΐται (Men., 8. Febr.), ἡ Εὐχαΐτα (Men., 8. Juni) und Εὐχανεία (Cedrenus, II. 411). Vgl. Lambeccius l. c. 73. Acta SS. Jun., I. 595. Le Quien l. c. I. 544.

[5] Auch Helopontus, aber nicht zu verwechſeln mit Hellespontus.

[6] Acta SS. Jun., I. 595.

[7] Ἐπιφάνιος ἀνάξιος ἐπίσκοπος τῆς Εὐχαϊτων πόλεως Ἑλελιώτων (?) ἐπαρχίας ὑπ. Labbe, II. 55. Mansi, II. 697. Man vgl. deſſen Note p. 696.

[8] Acta SS. Feb., II. 22 sqq., 891 sqq. Nilles, Calend. man. u. ecll, p. 96 (cfr. 175).

Jüngeren mit dem Beinamen Teron[1], sowie der hl. Euſebia; alle drei hat Johannes in ſeinen Gedichten und Feſtreden verherrlicht[2].

Von dem älteren Theodorus hieß die Stadt ſeit 969 auch Theodoropolis. Seinem wunderbaren Schutze ſchrieb man den glänzenden Sieg zu, den Kaiſer Johannes Tzimisces in jenem Jahre am Feſttage des Heiligen und im Angeſichte der Stadt über die Ruſſen erfocht. Zum Danke ließ der Kaiſer eine prächtige Kirche an Stelle der ſchadhaften alten über ſeinem Grabe erbauen[3]. Wie berühmt und beſucht übrigens die Wallfahrt zu Euchaita war, beweist u. A. eine Angabe des Moschus[4], der zufolge der paläſtinenſiſche Anachoret Johannes bald nach Epheſus pilgerte zum hl. Johannes, bald nach Euchaita zum hl. Theodorus; bald zur hl. Thekla nach Seleucia (Iſaurica), bald endlich zum hl. Sergius in Saraphas. Eine neue Beſtätigung erhält dieſe Angabe durch die nun vorliegende Rede auf das Feſt des hl. Theodorus Tiro, die uns in den einleitenden Worten die zum Feſte verſammelte Menge als „aus allen Völkern, ja faſt von den Enden der Erde zuſammengeeilt, ja zuſammengeſtrömt“ ſchildert, die gekommen, „um den Ruhm dieſes heiligen Ortes zu ſchauen und die ihn überſchattende Gnade und Macht zu bewundern und zu preiſen“. So iſt es denn begreiflich, wie der Stuhl des ſonſt unbedeutenden Ortes trotz der Nachbarſchaft von Amaſia, der Metropole von Helenopontus, mit der Zeit zu einem exempten (αὐτοκέφαλος) werden und ſein Biſchof die ehrenden Prädicate Metropolita und Syncellus (ähnlich den geborenen Legaten deutſcher Biſchofsſtühle) erlangen konnte[5].

Von der Kathedrale daſelbſt entwirft uns der neue Biſchof in ſeiner Antrittsrede[6] folgendes Bild. „Schon früher war mir durch Hörenſagen Manches von eurer gefeierten und weitberühmten Kirche zu Ohren gekommen. Ich vernahm, daß ſie, was Größe betrifft, den Bedürfniſſen mehr als genüge, wegen der Schönheit der Anlage und ihrer baulichen Vollendung höchſte Bewunderung verdiene; daß ſie von Gold und Silber und kunſtreichen Inſchriften, vom Schimmer edler Steine und farbenprächtiger Moſaik glänze und gleiße; ich vernahm, daß der zugehörige Schatz überreich an Gewandung und Gefäßen, die, ſämmtlich köſtlich und kunſtreich, werthvoll dem Stoffe nach, bewunderungswerth durch die Arbeit, unter beiden Rückſichten durch Vollkommenheit ſich allſeitig auszeichnen; ich vernahm endlich, um auch das

---

[1] Τήρων. Τύρων, Tiro. Nilles l. c. 105 sq. Migne, PP. GG., XLVI. 741; XXXIX. p. 1822.

[2] Bollig-Lagarde 65. 179. 180. 188. 189.

[3] Leo Diac. l. IX. c. 9. Cedrenus, II. 411. Zonaras l. XVII. c. 3.

[4] Bollig-Lagarde 180. Μαρτυρική πανήγυρις πάλιν.

[5] Ποιμὴν μὲν οἰκτρὸς Εὐχαΐτων ὁ γράφων
Ἔστι δὲ καὶ σύγκελλος (ibid. p. vi).

Michael Pſellus l. c. nennt ihn ſogar Πρωτοσύγκελλος, was dann jedenfalls eine perſönliche Auszeichnung war. Vgl. Ducange, Gloss. „Syncellus“.

[6] Προσφώνησις πρὸς τὸν ἐν Εὐχαΐτοις λαόν, ὅτε πρῶτον ἐπέστη τῇ ἐκκλησίᾳ. Bollig-Lagarde 184. Vgl. das Enkomium des Pſellus l. c. p. 156—159.

zu erwähnen, daß von zahllosen Lampen und Kronleuchtern strahlender Lichtglanz, ein irdischer Sternenkranz mit dem himmlischen wetteifere."

Mag immer in dieser Schilderung Einiges auf Rechnung des rednerischen Schmuckes kommen, der Hauptsache nach muß sie ihre Richtigkeit haben, da Johannes sie nicht allzu lange nach der Ankunft in seinem Sprengel in einem an den Patriarchen gerichteten Schreiben[1] vollkommen bestätigt. Nicht ist dieß der Fall mit den Lobsprüchen, die in obiger Rede auch der Umgebung von Euchaita gezollt werden. Während dieselbe dort als bevölkert, fruchtbar, heerden- und quellenreich geschildert wird, wird uns hier die Möglichkeit geboten, unsere dort etwa gewonnenen Ansichten zu berichtigen. „Kirche und Volk, die deine heiligen Hände und durch sie die Gnade des heiligen Geistes uns zum Loose bestimmt, scheinen vortrefflich. Die Leute sind gebührend leitsam und wohlgezogen und werden es täglich mehr. Gleich von Anfang an hat durch Gottes Güte und die kräftige Mitwirkung der Gebete meines gnädigen Herrn auch nicht Einer den von Euch Gesandten ungern gesehen, und ist dieser bis zur Stunde noch nicht einem unliebsamen oder unfreundlichen Blicke begegnet. Vielmehr haben Alle mit Freuden die Wahl vernommen und den Erwählten aufgenommen; ja als wären wir von Kindsbeinen an zusammen aufgewachsen und großgezogen, so hat uns hier jeder innigst lieb. Im Übrigen ist das Land über die Maßen öde, schwach bevölkert, reizlos, baumlos, dürr, holzarm, schattenlos, ganz Wildniß und Vernachlässigung, nichts bietend, was der Rede werth wäre."

Trachten wir nun zunächst die Zeit zu bestimmen, wann Johannes den Stuhl von Theodoropolis bestieg. Einen Anhalt gewährt die „Dankrede nach Unterdrückung der Tyrannis"[2], d. h. nach Niederwerfung des von Leo Tornicius erregten Aufstandes, der, weil er „den Mönch ausgezogen (mit Recht, denn er war unwürdig) und den Weltmenschen angezogen", in einem geistreichen Wortspiele als Chamäleon bezeichnet wird: χαμαιλέων ὁ Λέων ἀναφανείς. Der Aufstand des Tornicius fällt in das Jahr 1047; als Datum der Rede gibt die Überschrift den fünften Tag nach Weihnachten an; sie wurde somit den 30. December 1047 gehalten und zwar zu Konstantinopel, wo Johannes während der Belagerung der Rebellen anwesend war. Spätestens in diesom Jahre muß er zur bischöflichen Würde erhoben sein. Daß seine Erhebung durch Kaiser Konstantin IX. Monomachus geschah, scheint zur Genüge aus seiner Stellung und seinem ganzen Verhalten zu diesem Fürsten hervorzugehen, von dessen Lob seine Schriften wiederhallen. Eine Bestätigung dessen bilden offenbar die Worte des Zonaras, der von Kaiser Konstantin IX. berichtet: „Den Wissenschaften war er zugethan, oder richtiger, den Männern der Wissenschaft oder solchen, die im Rufe der Wissenschaftlichkeit standen, da er selbst jene nur mit der Fingerspitze gekostet hatte"[3]. Ist dieß richtig, so werden wir auch die Inthronisation des Mauropus vom Regierungsantritte des Monomachus im Juni 1042 bis in die Mitte des folgenden Jahres

[1] Ibid. 163. [2] Ibid. 186.

[3] Zonaras l. XVII. c. 21.

hinausſchieben dürfen. Es finden ſich nämlich unter den Briefen des Euchaiten drei an den Patriarchen, der ihn ordinirt; ſie ſind an dem officiellen Titel, der für Konſtantinopel nicht wie für Antiochien Πατριάρχης, ſondern ἀρχιερεύς lautete[1], erkenntlich, und erweiſen ſich als nicht allzulange nach Ankunft in dem neuangewieſenen Sprengel abgefaßt. Da ſich nun andererſeits aus mehreren anderen Briefen und Gedichten ergibt, daß der Autor, wie mit dem Kaiſer, ſo auch mit dem Patriarchen in beſonders freundſchaftlichen Beziehungen ſtand, ſo werden auch wohl dieſe Briefe ſchwerlich mehr an den mit dem Hofe zerfallenen Patriarchen Alexius, ſondern bereits an Michael Cärularius gerichtet geweſen ſein. Wir werden alſo den Amtsantritt des Johannes Euchaita zwiſchen den Ausgang des Jahres 1043 und den Anfang des Jahres 1047 zu ſetzen haben.

Suchen wir auch das Ende ſeiner Amtsführung, beziehungsweiſe ſein Todesjahr zu beſtimmen. Zur Sache ſchreibt Dom Ceillier: „On met sa mort vers l'an 1054; mais il faut ce semble la retarder jusqu'en 1092.“[2] Woher Dom Ceillier die Angabe genommen, daß *man* den Tod des Johannes von Euchania auf 1054 anſetze, iſt mir unbekannt, ſie verdient auf jeden Fall Beachtung. Es laſſen ſich für ſie zwei Gründe geltend machen, ein äußerer und ein innerer, wie man ſagen würde. Um mit letzterem zu beginnen, finden ſich in den nunmehr vorliegenden, zweifellos echten Werken des Johannes zahlreiche Angaben und Anſpielungen, die Zeitereigniſſe betreffend, welche bald in wichtigen Punkten die Angaben der Chroniſten, namentlich des Cedrenus und Zonaras beſtätigen, bald in intereſſanten Nebenſachen ergänzen. Es ſei erlaubt, auf einiges Wenige hinzuweiſen, um ſo mehr, als durch ähnliche Beobachtungen, wenn ſie vermehrt würden, das vielleicht zu weit getriebene Mißtrauen mancher Kritiker gegen jeden aus griechiſcher Feder ſtammenden Bericht auf ſein rechtes Mittel zurückgeführt werden könnte[3]. So erfahren wir u. A., daß auch nach der Thronbeſteigung des Monomachus nicht nur Zoë, ſondern auch Theodora den Auguſtentitel weiterführte[4]; wir erhalten eine Beſtätigung der Angabe, der Kaiſer habe durch ſeine Munificenz den täglichen Gottesdienſt in Sancta Sophia wieder ermöglicht[5]; wir ſehen, daß der Kaiſer den Feſttag des hl. Georg in ſeiner Lieblingsſtiftung Mangana zubrachte[6]. Der Aufſtand des Leo Tornicius, alle Veranſtaltungen des Kaiſers, die Belagerung der Hauptſtadt durch die

[1] Ep. Petri Ant. ad Petrum Aquil. Migne, PP. GG., CXX. 758. Hergenröther, Photius, III. S. 766.

[2] Dom Ceillier l. c. c. XXIII. n. 1.

[3] Man vergleiche die Darſtellung der Regierung des Monomachus (1042—1054) bei Damberger, Synchroniſtiſche Geſchichte, VI. — Nach Angabe des Cedrenus und Zonaras, der nicht nur Le Beau (Histoire du Bas-Empire, XVII. p. 24 sqq.), ſondern auch Hergenröther (a. a. O. S. 735) beitreten, war Konſtantin IX. in dritter Ehe — weßwegen Patriarch Alexius die Einſegnung verweigert hatte — vermählt mit Zoë, behielt aber die eine Tochter des Baſilius Sklerus als Concubine-Auguſta.

[4] Bollig-Lagarde 55. 181.

[5] Ibid. 44. 45. [6] Ibid. 181.

Empörer werden in's Einzelne geschildert, alle Angaben des Zonaras bestätigt, wenngleich die Thatsachen in anderer Weise beurtheilt werden, ja manches neue Detail, z. B. über den unter Anführung des Patriarchen von „Meer zu Meer", d. h. vom Chrysokeras zur Propontis sich bewegenden Bittgang beigefügt. Ähnlich schildert die (der Zeit nach) erste Rede „zum Gedächtnißtage des großen Siegers [1] und die jüngsten Wunderzeichen an den Barbaren" [2], gehalten am 23. April 1049, eingehend die in diesem Jahre über die Petschenegen errungenen Vortheile; alles Detail, was sich bei den Chronisten findet, findet man wieder: den Übergang über das Eis der Donau im December 1048, die Ruhr der Petschenegen in Folge des übermäßigen Genusses von Fleisch, Wein und Honigmeth (ὑδρόμελι), die Taufe des Tyrach und seiner Gefährten [3]; nur ein kleines Wunder wird hier mehr berichtet: ein Kreuz erschien — ob am Himmel oder in der Einbildung, bleibt unnachweisbar. Auch erfahren wir aus dieser Rede, daß die Gesandtschaft des ägyptischen Kalifen Mostanser nicht erst um 1052 [4], sondern schon Anfang 1049, wenn nicht im Laufe von 1048 in Konstantinopel anlangte. Die Novelle des Monomachus, betreffend die Ernennung der Rechtsprofessoren an der von Theodosius II. gegründeten, von Konstantin IX. reformirten Akademie der Hauptstadt, die ebenfalls Johannes zum Verfasser und die Ernennung des nachmaligen Patriarchen Johannes Xiphilinus zum Nomophylax als Veranlassung hat, bietet interessante Einzelheiten über die byzantinischen Rechtsverhältnisse damaliger Zeit, über Professoren und Studirende, Gehalt und Amtstracht der Lehrer, die juristische Bibliothek der neuen Stiftung u. dgl. m. [5] So bis zum Jahre 1054. Von da an, trotz der nun folgenden kirchlichen und bürgerlichen Wirren, altum silentium.

Zu dieser sich mit Gewalt aufdrängenden Beobachtung tritt ein äußerer, gleich gewichtiger Grund. Es begegnet uns nämlich in diesem Jahre ein Nikolaus, Metropolit von Euchania, als Mitunterzeichner der Aftersynode des Michael Cärularius vom 20. Juli, die als Grundstein für das allmählich sich ausbauende Schisma betrachtet werden muß [6]. Daß dieß Euchania nicht ein thrakisches, vom helenopontischen Euchaita verschiedenes ist, wie Gams [7] zu glauben scheint, der diesen Nikolaus zweimal auftreten läßt, einmal als Bischof von Euchania (Theodoropel, Metropolis Herakleia) und einmal als Bischof von Euchaita (auch Theodoropel, Metropolis Amaseia), während er einen Johannes von Euchaita gar nicht kennt, ist von Matthew Bust in seinen Noten zu den von ihm edirten Gedichten des Mauropus hin-

[1] D. h. des hl. Georg, des Patrons des Klosters Mangana, dessen ehrende Titel: ὁ ἅγιος ἔνδοξος μεγαλομάρτυρ, ὁ τροπαιόφορος.

[2] Ibid. 182 Über die beiden Reden p. 181 u. 182 vgl. ibid. 95.

[3] Zonaras l. c. l. XVII. c. 26.

[4] Damberger, Synchronistische Geschichte, VI. 431.

[5] Bollig-Lagarde 187.

[6] Νικόλαος τῆς Εὐχαΐτας καὶ σύγκελλος. Mansi, XIX. 822.

[7] Series Episcc. Vgl. S. 427 u. 442.

reichend dargethan[1] und übrigens nach der Angabe des Zonaras „τὴν Εὐχαΐαν ἢ Εὐχαΐταν“[2] außer Zweifel.

Wir hätten alſo allen Grund, unſeren Johannes um 1054 ſterben zu laſſen; allein dem ſtehen andere nicht minder wichtige und richtige Angaben entgegen.

Beſonders auffallend iſt gewiß, daß in den Schriften des Johannes von Euchaita der aufregenden kirchlichen Wirren der Jahre 1053 und 1054 mit keinem Worte Erwähnung geſchieht, um ſo mehr, da er bekennt, er werde als einer, der ſowohl bei dem Kaiſer und den Auguſten, als auch bei dem Patriarchen in Macht und Anſehen ſtehe, vielfach angefeindet[3], und er einmal vom Patriarchen insbeſondere ſagt, der Tadel ſelbſt würde nichts an ihm zu tadeln finden[4]. Allein dieß Schweigen zu erklären, müßten wir ſeinen Tod ſchon in das Jahr 1053 verlegen, und doch muß er den Tod des Kaiſers überlebt haben; oder ſollte ein Byzantiner die dichteriſche Licenz ſo weit getrieben haben, ſeinen Βασιλεὺς φιλόχριστος durch eine poetiſche Fiction unter die Erde zu bringen, um das Vergnügen zu haben, ihm bei Lebzeiten eine Grabſchrift zu dichten?

Noch weiter wird unſerem Dichter das Leben von A. Fabricius[5] verlängert, indem ihn dieſer nicht nur Konſtantin IX. († 30. Nov. 1054; Zoë ſtarb ſchon 1050, über 70 Jahre alt), ſondern auch Theodora, die nach dem Tode ihres Schwagers ein Jahr und neun Monate Alleinherrſcherin war[6], ja ſogar den Regierungsantritt des Komnenen Alexius um zehn Jahre überleben läßt. Zum Beweiſe beruft er ſich auf eine 1092 unter dem Patriarchen Nikolaus gehaltene Synode, an der ὁ Εὐχαΐτας Ἰωάννης Theil genommen[7].

Eine zweite Angabe, welche die Anſicht des Fabricius unterſtützt, findet ſich in den Menäen zum 30. Januar, dem gemeinſchaftlichen Feſte der drei ökumeniſchen Lehrer, Baſilius' des Großen, Gregors des Theologen und Johannes' Chryſoſtomus. Dort findet ſich die Einführung dieſes Feſtes alſo beſchrieben: Unter der Regierung des Alexius Komnenus, der nach „dem Botoniaten das Scepter des Reiches ergriff“, ſei zu Konſtantinopel ein Streit darüber entſtanden, wer von den gedachten Kirchenlehrern der Größere ſei; der Streit erfreute ſich ſo allgemeiner und ſo lebendiger Theilnahme, daß ſich (man wird lebhaft an die Zeiten der Grünen und Blauen erinnert) die Parteien der Johanniten, Gregoriten und Baſiliten bildeten. Da ſeien die drei Heiligen dem Johannes Euchaita im Traume (ὖπαρ οὐκ ὄναρ, wie die claſſiſche Formel dafür lautet) erſchienen, hätten ihre brüderliche Eintracht erklärt und, um dieſelbe öffentlich zu documentiren, den Wunſch geäußert, an einem Tage durch ein gemeinſames Feſt gefeiert zu werden[8]. Obſchon

[1] L. c. not. 1: εἰς πίναχας. [2] L. XVII. c. 3.

[3] Καὶ παρὰ βασιλεῦσιν αὐτοῖς καὶ παρὰ πατριάρχαις δυνάμενος. Bollig-Lagarde 119.

[4] Ibid. 53. v. 18. [5] L. c. VIII. 627.

[6] Zonaras l. XVII. c. 28 in fine.

[7] Jus Graeco-Romanum, III. 215.

[8] Acta SS. Jun., II. 934.

nun die Autorität der Menäen in ihren historisch-biographischen Notizen gewiß nicht über jedes Bedenken erhaben ist, sondern vielfach die echt hellenische Vorliebe für das Wunderbare zu theilen scheint, so ist doch diese Angabe, mit der obigen verbunden, ein nicht zu verachtendes Beweismoment. Aber — und damit berühren wir die wichtigste Einwendung gegen diese Ansicht — ist eine solche Ausdehnung der Lebensdauer des Johannes von Euchaita auch zulässig?

Spätestens 1047 saß derselbe auf dem Bischofsstuhle des hl. Theodorus; je früher man seine Wahl ansetzt, um so stärker wird das Bedenken, das wir vorzutragen haben und das sich auch Fabricius hätte aufdrängen sollen, der alles Material zu demselben beisammen hatte. Denn bei seiner Wahl war ja unser Johannes nach eigener Angabe schon vorgerückteren Alters, seine Kräfte durch vielfache Krankheit geschwächt. Auch hat Fabricius seine deßfallsigen Äußerungen nicht übersehen. Eodem in loco, so schreibt er, innuit, se aetate provectum et viribus jam deficientibus ad dignitatem episcopalem protractum esse [1].

Denn mit dem siechen Leib siecht auch die Stimme schon,
Wie, wenn die Leier krankt, auch krank des Liedes Ton [2]

Ähnlich in seiner schon erwähnten Antrittsrede. Nachdem er auf den schönsten Schatz der Kirche, die Confession des hl. Blutzeugen Theodorus, zu sprechen gekommen, sucht er das große Vertrauen, das er zu demselben fühle, also zu begründen. Mehr als früher verspreche er sich nun seine Hilfe: einmal, weil nun sein Wohlthäter ihm näher sei als früher — wenn anders das einen Unterschied mache für den, der mit zahllosen Zeichen und Wundern alle Orte erfülle —; sodann, weil der der Hilfe Bedürftige mehr denn vorhin zur Familie des Heiligen zähle. Bedürftig sei er ebenfalls mehr als früher, wegen der Heftigkeit der Krankheiten, an denen nichts so sehr schuld sei, als die Mühseligkeiten und Strapazen der weiten und beschwerlichen Reise. „Sehet nur, wie sie uns zugerichtet und zusammengeschmolzen hat, besonders wegen der Ungewohntheit, so daß sie uns beinahe untüchtig macht auch für die nothwendigeren und nützlicheren Arbeiten (die heiligen und geistlichen sage ich), zu denen wir vom heiligen Geiste berufen sind." [3]

„Über mir alle Schrecken, die mich erschreckten," [4] schreibt er an einen Freund, „Wahl und Thron und Unruhe und Geschäfte, kurz Alles, was mir immer über Alles furchtbar war, wie du selbst bezeugen wirst, Alles, was ich zeitlebens gehaßt und gemieden. Doch da es nun einmal also der Vorsehung gefiel, sag' ich ihr, die über Alles wacht, sag' ich — ich weiß nicht, was ich sagen soll; Dank dem, der es so gefügt; denn auch der Widerwillige schuldet solchen. Aber wenn je, so bedarf ich jetzt gar dringend deines Gebetes, damit sich meine Mattigkeit wieder aufrichte und kräftige; ich weiß nicht, welche die größere ist, die geistige, von der es allerdings in hohem Maße gilt, oder die dieses elenden Leibes; denn das haben die beiden gemein, eine gänzliche Er-

[1] Bibl. Graeca l. c.
[2] Bollig-Lagarde 92. v. 66 sq.
[3] Ibid. 184. p. 161. [4] Job 3, 25.

ſchlaffung und Unfähigkeit. Gleichwohl wird — denn viel vermag ja, wie wir vernommen, das Gebet des Gerechten[1] — auch mir rechtzeitig um desſelben willen Kraft werden. Über die Sache ſelbſt, ihr Wie und Woher wird dich Fama bald belehren, wenn ſie es nicht ſchon, wie ich faſt glauben möchte, gethan hat, nachdem ſie beinahe bereits die Runde um die Welt gemacht hat. Bitte, laß mich recht bald ein Wörtchen von dir hierüber haben und bete für mich, oder richtiger, vergiß nicht, recht freigebig mit deinem Gebete zu ſein, falls du einen, wenn auch noch ſo geringen Antheil an meinem Schickſal nehmen ſollteſt."

Ähnliche Zeugniſſe aus den Briefen des Johannes ließen ſich leicht vermehren[2], ſo daß ſeine fortwährende Kränklichkeit einer ſeiner beſtbeglaubigten Lebensumſtände iſt. Laſſen wir alſo unſeren Autor, wozu wir gewiß nach Obigem berechtigt ſind, etwa um ein Jahrzehnt ſeinem Jahrhundert voraus ſein, ſo wäre er 1092 hundert und zwei Jahre alt geweſen. Gleichwohl ſoll er nach Fabricius ſelbſt noch länger gelebt haben, nämlich wenigſtens bis 1107, d. h. er müßte beiläufig ſein 117. Jahr erreicht haben. Es findet ſich nämlich unter ſeinen Gedichten eines: „An den heiligen Theophylakt", worin er dieſen bittet, er möge, wie er ſelbſt ein Gottbeſchützter ſei, ſo ihm ein Gottesſchutz ſein und durch die Arznei ſeines Gebetes die jämmerliche Krankheit auf dieſer Fahrt durch's Leben mildern[3]. Wer anders könnte dieſer Theophylakt geweſen ſein, als der aus dem Azymenſtreit bekannte Erzbiſchof von Achrida in der Bulgarei, der mit Petrus III. von Antiochien die gemäßigte Richtung unter den Griechen vertrat? Er wird um ſeine Hilfe in einer Weiſe angerufen, die uns verbietet, das ἅγιος von einem noch Lebenden zu verſtehen. Nun aber ſtarb Theophylakt von Achrida jedenfalls nicht vor 1107[4]; folglich — der Schluß liegt nahe.

Wofür haben wir uns zu entſcheiden? Setzen wir den Tod des Euchaiten auf 1054, bleibt uns der Johannes der Synode von 1092 zu erklären, das Gedicht an Theophylakt, die Angabe der Menäen; laſſen wir ihn leben bis 1092 oder gar 1107, ſteht uns der Nikolaus der Synode von 1054 im Wege, das geradezu unerklärliche Verſtummen über alle Ereigniſſe nach dem Tode des Monomachus und die faſt vorſündfluthliche Lebensdauer bei anhaltender Kränklichkeit.

Den Ausſchlag, nach welcher Seite die Entſcheidung zu fallen hätte, könnten vielleicht die leider noch ungedruckten Kanones (d. h. numerirende, neun-, reſp. achtodige, vielleicht auch akroſtichiſche Nachahmungen der griechiſchen Kirchenhymnen byzantiniſcher Zeit) geben, die, wie Cardinal Pitra berichtet[5], Johannes Mauropus über die religiöſen und militäriſchen Ereigniſſe ſeiner Zeit geſchrieben hat, und die nach ſeinem Ermeſſen des Druckes

---

[1] Jac. 5, 16. [2] Vgl. z. B. 147. 149. 153 u. a. m.

[3] Bollig-Lagarde 59.

[4] Cfr. de Rubeis, De Theophylacti Bulgariae Archiep. gestt. scriptt. ac doct. Migne, PP. GG., CXXIII. 21 sq.

[5] Hymnographie de l'église grecque, p. 61.

ebenso werth wären, als seine Jamben. Wo die Handschriften derselben ruhen, gibt der gelehrte Kirchenfürst nicht an. Es müßte sich alsdann zeigen, ob sich das geheimnißvolle Schweigen des Johannes über die Ereignisse nach 1054 auch hier wiederholt.

Suchen wir unter diesen sich bekämpfenden Angaben diejenigen Schwierigkeiten zu entfernen, zu deren Beseitigung hinreichende Fingerzeige sich bieten.

Daß Johannes von Euchaita den Kaiser Konstantin Monomachus nicht überlebt habe, läßt sich, so sehr auch immer die gegentheilige Annahme Alles vereinfachen würde, leider nicht festhalten. Der Gedichte, die den Tod des Kaisers zur Voraussetzung haben, sind zu viele, im Ganzen zehn [1], um sich als poetische Prolepsis erklären zu lassen. Er starb somit nicht vor Ablauf des Jahres 54. Den Tod des Kaisers um ein Jahr vor oder aber die Julisynode des Michael Cärularius um ein Jahr zurückzuschieben, haben wir kein Recht. Mithin bleibt die geheimnißvolle Persönlichkeit des Nikolaus von Euchania ein ungelöstes Räthsel, da wir auch das bequeme Mittel eines doppelten Euchania, wie wir sahen, verwerfen müssen. Denn ob wir einen Schreibfehler oder eine Verwechslung oder eine Fälschung vor uns sehen, oder ob wir an einen Intrusus zu denken haben, etwa weil Johannes seit dem Zerwürfnisse des Patriarchen mit dem Kaiser auf Seite des Hofes trat, für solche und ähnliche Conjecturen liegen bestimmte Anhaltspunkte nicht vor.

Johannes Mauropus kann aber auch nach der anderen Seite nicht viel über 1054 hinaus gelebt haben; das zu glauben bestimmt uns weniger die unverbürgte Angabe des Dom Ceillier, als der Inhalt der Werke unseres Dichters, seine eigenen Angaben über sein Lebensalter und seine Kränklichkeit aus den Jahren 1043—1047, sowie endlich die Haltlosigkeit der für sein höheres Lebensalter beigebrachten Beweismomente. Prüfen wir diese im Einzelnen.

Ob Johannes den Tod der Kaiserin Theodora (gest. 22. August 1056) überlebt, ist nicht gewiß, obschon man bei Nr. 67 seiner Gedichte diesen Gedanken einen Augenblick festhält, wenn auch nur, um ihn sogleich wieder fahren zu lassen.

Die Angabe der Menäen, daß am Zustandekommen des Festes und an der Abfassung des Officiums der heiligen drei ökumenischen Lehrer Johannes von Euchaita betheiligt war, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich. Hymnograph, und zwar, wie wir sehen werden, ein äußerst fruchtbarer, war Mauropus, und seine Verehrung zu den gedachten Heiligen ließ ihn dieselben in einem Gedichte besingen [2], in einer Rede verherrlichen [3], auf einem Bilde darstellen [4], das ihm von dem Mönche Gregorius, mit welchem er auch sonst in gelehrten und freundschaftlichen Beziehungen stand [5], ausgeführt ward. Es paßt auch dieser Aufschwung der Volksandacht zu diesen drei Heiligen wenigstens ebenso gut,

---

[1] Bollig-Lagarde 75—80. 81—85.

[2] Ibid. 17. Ein anderes Acta. SS. Jun., II. p. LV.

[3] Bollig-Lagarde 178.

[4] Ibid. 68. [5] Ibid. 117.

als in die Zeit des Alexius Komnenus, in die Tage des Michael Cärularius, der in Ermangelung eines Beſſern auch den Vorwurf erhob, ſie verehrten die drei griechiſchen Kirchenlehrer nicht, eine Beſchuldigung, die ihre Wirkung auf den Fanatismus der einfältigen Menge nicht verfehlen konnte[1]. Wenn nun 1092 ausweislich der Synode des Patriarchen Nikolaus wieder ein Johannes auf dem Stuhle von Euchaita ſaß, den wir aus den angeführten Gründen von ſeinem Vorgänger Mauropus zu unterſcheiden haben, ſo erklärt ſich leicht, wie die Menäen entweder Beide für identiſch halten oder, was unter Erſterem geſchah, in die Zeiten des Letzteren verſetzen konnten. Nicht unwahrſcheinlich iſt die ganze Erzählung von den Baſiliten, Gregoriten und Johanniten eine fromme Legende, die an den Namen des Euchaiten nur deßhalb geknüpft wird, weil von ihm nachweislich der Hauptkanon des Feſtofficiums herrührte.

Die letzte noch bleibende chronologiſche Schwierigkeit iſt jedenfalls noch geringer. Denn daß hinter dem ἅγιος Θεοφύλακτος nun gerade der Erzbiſchof von Achrida zu ſuchen ſei, iſt doch eine durch nichts erwieſene Annahme. Mit demſelben Rechte, wenn nicht mit größerem, iſt man verſucht, an den hl. Theophylaktus von Nikomedien, den Homologeten, zu denken, deſſen Feſt am 8. März begangen ward[2], oder an einen in Gott ruhenden väterlichen Freund des Mauropus, vielleicht aus der Laura des hl. Dorotheus.

Wie von ſelbſt drängt ſich nach dem Geſagten die weitere Frage auf: Wie ſtellte ſich der Metropolit von Euchaita zum Schisma des Michael Cärularius? Suchen wir uns die Frage, in ſoweit dieß möglich, zu beantworten.

Wir ſahen Johannes gleichmäßig befreundet mit dem Kaiſer und dem Patriarchen. Wegen der Freundſchaft mit Beiden wird er angefeindet[3], ſtrenge verurtheilt er gegen Beide ſich wendende Schmähſchriften[4], die Bildniſſe Beider hat er in Euchaita aufgeſtellt[5], an Beide endlich liegen in bei aller Ehrfurcht vertraulichem Ton gehaltene Briefe vor[6]. Das alles weist uns auf die Zeit, wo zwiſchen Krone und Kreuz das anfängliche gute Einvernehmen beſtand, auf die Zeit vor 1053. Von da ab gingen Kaiſer und Patriarch getrennte Wege; im Streite mit den Lateinern ſehen wir den ſchwachen Herrſcher dem herrſchgewaltigen Kirchenfürſten feindlich gegenüberſtehen. Auf welcher Seite ſtand Johannes? oder vermied er es, überhaupt Stellung zu nehmen? Sein friedfertiger Charakter läßt Letzteres vermuthen. Gewiß läßt ſich eine endgiltige Antwort auf die Frage nicht geben; das Schisma von 1053 vollzog ſich nicht plötzlich, erſt allmählich gelangte es zu allgemeiner Geltung[7], ſo daß man ja ſelbſt über die beiden folgenden Patriarchen Konſtantin Lichnudes und

[1] Caerularii ep. ad Petrum III. Antioch. Migne, PP. GG., CXX. 794. Hergenröther, Photius, S. 769.

[2] Nilles, Calend. man., p. 118. Die Anrede πάτερ gilt ebenſo gut Lebenden (n. 68) als Heiligen, z. B. dem hl. Konſtantin.

[3] Bollig-Lagarde 118 sq.

[4] Ibid. 53. [5] Ibid. 87.

[6] An den Kaiſer ibid. 125; an den Patriarchen ſ. o.

[7] Hergenröther a. a. O. S. 789 ff.

Johannes Xiphilinus nicht mit völliger Sicherheit entscheiden kann, ob sie den Schismatikern beizuzählen oder nicht [1]. Vielleicht dürfen wir aber das völlige Schweigen des Johannes in einer so brennenden Zeitfrage zu seinen Gunsten deuten; wahrscheinlich, daß ihm das zänkische, herausfordernde Wesen des Cärularius in dieser Sache ebenso wenig gefiel, als dem Patriarchen Petrus III. von Antiochien und später dem Theophylakt von Achrida. Wir sind zu dieser Annahme um so mehr berechtigt, als Johannes in den acht Kanones, die er, wie die Akrostiche ausweisen, auf den Apostelfürsten geschrieben [2], seine Überzeugung vom Primate der römischen Kirche hinlänglich beurkundet hat in Worten wie z. B. die folgenden, mit denen die fünfte Ode des elften Kanon anhebt:

Roma's Schirmherr
Und der Königsburg Schatzmeister,
Der Fels des Glaubens,
Der unentwegte Grundstein
Der allgemeinen Kirche,
Sei uns in heiligen Liedern gepriesen [3].

Von diesen Erörterungen über die äußeren Lebensverhältnisse des Mannes auf seinen Werth als Mensch und Schriftsteller zu kommen, so zeigt er sich uns, insoweit wir seine Gestalt in dem Spiegel seiner eigenen Schriften zu erkennen vermögen, als echter Byzantiner, doch im besten Sinne des Wortes. Es ist ihm wie allen seinen Landsleuten jene Überschwänglichkeit eigen, die der Spätgrieche nie verläugnet, wenn er von der neuen Roma und dem christusgeliebten Kaiser, dem allerrechtgläubigsten Beherrscher des Erdballs redet, und die uns lebhaft an die „gesta Dei per Francos" und ähnliche Schlagwörter erinnert. Vielleicht werden diejenigen abendländischen Christen, die in demselben Punkte auch nicht ganz rein sind, ein etwas milderes Urtheil über byzantinische Aufgeblasenheit fällen, als man es wohl liest und hört. Schon Bust fühlte sich gestoßen, weniger durch das Lob des Kaisers, der bei aller Schwäche immerhin vortreffliche Eigenschaften besaß, als durch die Verherrlichung der „vetula Zoë", wie er sich ausdrückt. Allerdings klingt es auch unserem deutschen Ohr etwas voll, wenn wir die bald Siebzigjährige anreden hören als „schönste Blüthe des Purpurs", als „Auge, Kleinod, Zier der Welt", als „alles, was da schön und köstlich ist". Wir müssen aber bedenken, daß Johannes mit all seinen Landsleuten in den beiden Schwestern Zoë und Theodora „die Sprößlinge so vieler Kaiser", d. h. das letzte, sorgfältig bewahrte Überbleibsel der makedonischen Kaiserfamilie verehrte [4]. Wir

[1] Ebendas. S. 778. [2] Pitra l. c. p. 83.

[3] Ῥώμης ὁ πολιοῦχος,
καὶ τῆς βασιλείας ὁ ταμιοῦχος,
ἡ πέτρα τῆς πίστεως,
ὁ στερρὸς θεμέλιος
τῆς καθολικῆς ἐκκλησίας,
ἱεροῖς ὑμνείσθω ἐν ᾄσμασιν. Ibid. p. cxx.

[4] Cfr. Bollig-Lagarde 55. v. 10 sqq., 181 (191 [1]).

versöhnen uns völlig, wenn wir gewahren, daß diese Art zu reden nicht auf Rechnung einer weniger edlen Denkungsart zu setzen, sondern der einmal herrschenden Mode (usus est tyrannus) zur Last zu legen ist. Gesteht uns doch Johannes selbst, er habe eine begonnene Chronik nur deßhalb liegen lassen, um nicht etwa, wenn er auch die zeitgenössischen Ereignisse in den Kreis seiner Darstellung zöge, der Wahrheit, wenn auch nicht durch Entstellung, so doch durch Schmeichelei zu nahe zu treten[1]. Der letzte Rest allenfallsigen Mißmuthes schwindet endlich, wenn wir sehen, in welch edler Weise er seinen Einfluß bei dem Monarchen benutzt. „Der Aufstand des Generals Theophilus Erotikus," schreibt F. C. Schlosser im sechsten Bande seiner Weltgeschichte (S. 205 u. f.), „ist besonders deßhalb merkwürdig, weil Konstantin die gefangenen Rebellen nur gelinde bestrafte, während sonst höchst grausame Strafen über Hochverräther verhängt zu werden pflegten." Dasselbe war der Fall nach der Verschwörung des Romanus Boilas[2]. Man wird in Zukunft diese Milde nicht einzig auf Rechnung des zur Versöhnung geneigten Charakters des Kaisers setzen dürfen. In einem eindringlichen Briefe ermahnte ihn Johannes von Euchaita, seinen unblutigen Sieg nicht mit Blut zu beflecken, sondern durch Verzeihung einen neuen und größeren zu erringen[3]. Er hat darin sich und seinem kaiserlichen Freunde ein ehrenvolles Denkmal gesetzt. Auch Psellus, welcher uns berichtet, wie hoch der Kaiser die Person und den Rath des Bischofs schätzte, preist gleichfalls seinen großen Freimuth. „Welcher Andere", ruft er aus, „wäre dem Kaiser so freimüthig gegenübergetreten?"[4]

Im Übrigen begegnen wir auf jeder Seite seiner Schriften einer aufrichtigen und innigen Frömmigkeit. Rührend sind die Bitten um Gebet, die er aus Anlaß seiner Wahl zum Bischofe an seine Freunde richtet[5], ansprechend die Wärme der Freundschaft: ein Thema, das in unzähligen Briefen in stets neuer, niemals ermüdender Weise variirt wird. Gegen Feinde und Verleumder, die ihm vor seiner Erhebung Indolenz, nach derselben Ambition vorwarfen, führt er wohl eine kernige Sprache: „Was sprichst du, Mensch? Wir Bewunderer irdischer Größe? wir Liebhaber der Ehre, die aus den Menschen ist? wir Freunde und Rathgeber der Könige und deßhalb den Armen unzugänglich und unerreichbar?" Stets aber bietet er schließlich die Hand der Versöhnung. Überhaupt gibt es wenige seiner Briefe und Gedichte, sie mögen einen Gegenstand behandeln welchen sie wollen, in denen, trotz aller ihrer Kürze, nicht seine Gedanken eine Wendung zum Überirdischen, Ewigen nehmen. Gewiß wird der Leser seiner Werke geneigt, bedingungslos das Lob gelten zu lassen, das die Menäen[6] ihm zollen, er sei ein ganzer Mann gewesen (τῷ πάνυ ἀνδρί), berühmt durch die classische Bildung, wie seine Gedichte bewiesen, berühmter jedoch durch die Tugend, deren Gipfel er erreicht habe.

---

[1] Ibid. 96. [2] Le Beau l. c. p. 116 sqq.
[3] Bollig-Lagarde 125. [4] L. c. p. 154.
[5] Cfr. ibid. 144. 147. 149. 171.
[6] L. c. Acta SS. Jun., II. 934.

Das ſtimmt mit dem Urtheile des jüngeren Pſellus[1] überein, nur daß dieſer den Tadel hinzufügt (wenn anders es ein Tadel und nicht vielmehr ein Lob iſt), er ſei in politiſchen und weltlichen Händeln wenig erfahren geweſen. Ungetheilte Anerkennung zollt er dagegen dem literariſchen Verdienſte, ſeiner Beredſamkeit, die der des Iſokrates verwandt ſei, ſeinen Kenntniſſen in der Philoſophie, beſonders den chriſtlichen und den theologiſchen Disciplinen, die ihn als einen zweiten Gregorius erſcheinen ließen. Noch begeiſterter ſpricht der Lobredner von den Tugenden ſeines Lehrers, von der Geradheit ſeines Charakters, von ſeiner gewinnenden Leutſeligkeit, von ſeinem Eifer für die Ausſchmückung des Gotteshauſes und Hebung des Kirchengeſanges, von ſeiner großen Gerechtigkeitsliebe und weiſen Beſonnenheit, von ſeiner Abtödtung und männlichen Selbſtbeherrſchung; daher ſei Johannes von Allen geliebt, aber zugleich auch gefürchtet; und dieſe heilige Scheu vor dem Biſchof habe manchen Sturm von ſeiner Kirche ferngehalten. „Man fürchtete ſeine zu Gott emporgehobenen Hände, ſeine Gebete, ſeine Thränen, ſeine Seufzer, die Schwielen ſeiner Kniee . . ., und ſo ward er gleichſam zu einer ehernen Mauer, die ſeine Kirche umgab und jeden feindlichen Angriff abwehrte.“ Gewiß ein ehrendes Zeugniß von der Hirtenſorgfalt ſowohl, als auch von der Frömmigkeit des Biſchofes. Für den Ruf dieſer Frömmigkeit ſcheint auch der Umſtand zu zeugen, daß ſein Neffe Theodor, kaiſerlicher Kämmerling und Notar, ein Officium auf ſeinen Onkel verfaſſen durfte[2].

Die poetiſchen Erzeugniſſe des Johannes Mauropus, um mit ihnen eine gedrängte Überſicht ſeiner Werke zu beginnen, zerfallen der Form nach in zwei Klaſſen, in Kanones mit claſſiſchen Versmaßen und in ſilbenzählende.

Die erſteren, in jambiſchen Senaren geſchriebenen, umfaßt die Sammlung von Epigrammen, die zum erſten Male Matthew Buſt im Jahre 1610 durch den Druck bekannt machte und die nun nach dem vaticaniſchen Codex 676 den erſten Theil der Bollig-Lagarde'ſchen Publikation bildet. Dieſe Sammlung iſt eine Auswahl letzter Hand aus zahlreichen anderen Schriften in gebundener und ungebundener Rede,

πολλῶν ἀπ' ἄλλων — ἐμμέτρων, οὐκ ἐμμέτρων[3],

die der Verfaſſer den Freunden ſeiner Muſe darbietet „als kleine Probe reichen Blüthenduftes“. Sie zeichnen ſich mit wenigen Ausnahmen aus durch Knappheit der Form, oft durch Brachylogie — „denn, du weißt, ich bin kein Wortverſchwender“, ſchreibt er einmal einem Freunde[4]; manche überraſchen durch poetiſche Auffaſſung, wenige erſcheinen geſucht; allen gemeinſam iſt die attiſche Eleganz des Ausdrucks, graeci nitor non plane invenustus, wie der neueſte Herausgeber mit Recht bemerkt. Vielleicht iſt es dem Leſer nicht unlieb, hier einer Probe ſeiner Muſe zu begegnen; vielleicht auch verzeiht er dem Überſetzer die Gewalt, die er durch Verlegung der Cäſur und Verzierung durch den Reim dem claſſiſchen Versmaße im Intereſſe des verwöhnten deutſchen Ohres angethan.

---

[1] L. c. p. 148—150. [2] Pitra l. c. p. 83. not. 1.
[3] Bollig-Lagarde l. v. 23. [4] Ibid. 141.

Auf die heilige und lebenbringende Auferstehung des Herrn[1].

O schau das Wunder! schau, was dort im Grab geschieht,
Eh's rasch vorüber, eh' sich's schnell dem Blick entzieht!
Damit du Glauben nicht hernach dem Wort verneinst,
Wann Wunder und Natur zu reimen du vermeinst.
Wohlan denn, lerne hie, was kein Begriff begreift,
Sieh, Christus lebt! wie schnell er ab die Fesseln streift!
Wie rasch des Lebens Fürst von seinem Schlaf erwacht,
Zu wohnen nicht gewöhnt bei Tod und Grab und Nacht.
Drei Tage hielt es ihn, hielt ihn drei Nächte nicht,
Ihn, der des Freundes Grab am vierten Tag erbricht.
Nun auferstanden, sprengt der Herr mit starker Hand
Das Grabesthor, das lang das Elternpaar gebannt;
Nun richtet auf zuerst die Erste in der Schuld,
Hernach den müden Greis entlastend, seine Huld.
Die ganze Menschheit dann er heißet aufersteh'n,
Für die er bis in's Grab stieg aus des Himmels Höh'n,
Und den Tyrannen schlug, den Menschenmörder Tod.
Schau der Unsterblichkeit Erstlinge, Morgenroth,
Schau Adam, David schau, den weisen Salomon,
Wie sie die Schrift dir weist, die Väter, die der Sohn
Hüllt in Unsterblichkeit und ew'ges Aufersteh'n.
Dort männlichen Geschlechts Erstand'ne sahst du geh'n;
Allmutter Eva führt allhie der Frauen Chor.
Indeß vor starrem Schreck das Augenlicht verlor
Der feilen Knechte Schwarm, der Wächter eitle Schaar,
Weil sie vom Flammenblitz des Herrn berühret war.
Gottlosen Augen läßt er sich nicht fürder schau'n.
Du seine Wunder sieh, du darfst es ohne Grau'n;
Preis' sie mit Händeschlag, das muß auch dir gescheh'n!
O Lust, o Lust! es gilt des Herren Aufersteh'n!

Obschon diese 99 Nummern den Beweis liefern, daß Mauropus mit der Dichtungsweise der Classiker vertraut war, ja in derselben eine nicht gewöhnliche Gewandtheit besaß, hat er doch für seine kirchlichen Hymnen die einmal übliche Form der Kanones angewandt[2]. Daß er sich mit hymnologischen Studien befaßt, erfahren wir von ihm selbst; er erzählt uns, daß er an der Verbesserung der Menäen in Euchaita gearbeitet[3], sowie an dem Typikon (Directorium chori) seines Klosters betheiligt gewesen[4]. Leider sind die hymnologischen Leistungen unseres Dichters, obschon sie weitaus das zahlreichste Kontingent zu einer Gesammtausgabe seiner Werke stellen würden und seinen übrigen Geisteserzeugnissen jedenfalls nicht nachstehen, bisher nur sehr vereinzelt durch den Druck bekannt geworden. Eine große Anzahl findet

[1] Ibid. 8.
[2] Vgl. über diese Dichtungsweise die Abhandlungen Pitra's a. a. O.
[3] Bollig-Lagarde 97 sqq. [4] Ibid. 50.

ſich verzeichnet bei Lambeccius[1] nach Wiener Handſchriften, nämlich 24 Canones paracletici zu Chriſtus, ſämmtlich akroſtichiſch und im Akroſtichon den Namen des Autors überliefernd. Ferner ein Kanon zu Ehren des hl. Schutzengels, der ſich im Horologium magnum findet; 67 canones paracletici zur allerſeligſten Jungfrau, elf zu Ehren des heiligen Vorläufers Johannes. Dazu kommen nach Pitra[2] acht Kanones auf den hl. Petrus (der Gewohnheit des Mauropus gemäß, je acht Kanones auf die acht Kirchentöne zu vertheilen) und nach Barth[3] acht ebenſolche auf den hl. Joſeph Hymnographus. Fügen wir hinzu die beiden Kanones aus dem Feſtofficium der drei ökumeniſchen Lehrer vom 30. Januar, welche die Menäen dem Johannes von Euchaita zuſchreiben, ſo erhalten wir einen gewiß nicht zu verachtenden Beitrag zur Hymnenliteratur, wenn wir bedenken, daß jeder Kanon aus neun Oden zu wenigſtens vier Strophen beſteht.

Hierzu käme nach der ſchon oben erwähnten Angabe Pitra's eine umfangreiche Sammlung von Kanones über die militäriſchen und religiöſen Ereigniſſe, über Feſte und hervorragende Perſönlichkeiten ſeiner Zeit. Aus ihnen würde ſich den gemachten Andeutungen zufolge dieſes ärmliche Skelett einer Biographie ausfüllen und gewiß auch für die Zeitgeſchichte manche intereſſante Daten gewinnen laſſen. Es iſt ſchon oben erwähnt, daß Johannes von ſich ſelbſt bezeugt, ein Chronographon geſchrieben zu haben. Sollte er mit demſelben dieſe Kanones meinen?

Noch mag erwähnt werden, daß in den Menäen des 30. Januar ein Gedicht von dreißig jambiſchen Senaren eingeſchaltet iſt, das jedenfalls der Feder unſeres Dichters entſtammt und eines jener poetiſchen Προγράμματα zu ſein ſcheint, mit denen er manche ſeiner Reden begleitet hat.

Die proſaiſchen Schriften desſelben zerfallen in eine Reihe von 77 Briefen und eine Folge von 13 Reden. Erſtere haben wir ſchon oben charakteriſirt; ſie zeigen inhaltlich, mehr noch der Form nach, große Abwechslung. Hier vor Allem tritt uns die Perſon des Autors gegenüber; wir ſehen ihn in theologiſchen und exegetiſchen Fragen nicht unbewandert, bewandert in der heiligen Schrift ſowohl als den Claſſikern, aus denen häufige Citate fließen, begabt mit Friſche der Auffaſſung und Lebendigkeit der Darſtellung. Gleich der erſte Brief iſt ein Muſter dieſer Art. Zu bedauern iſt, daß wir aus Mangel der Aufſchriften verhältnißmäßig ſelten errathen können, an wen die Briefe gerichtet ſind. So iſt z. B. 117 an denſelben Gregorius geſchrieben, der ihm Nr. 86 das Bild der heiligen drei Kirchenlehrer ausführt; 148 an denſelben Diakon Michael, deſſen Tod er in Nr. 35 betrauert.

---

[1] L. c. V. 560 sqq.

[2] Nous reconnûmes ce genre de composition qu'ailleurs nous avions remarqué dans Jean Mauropus, lequel a coutûme de procéder par huit canons sur les huit tons. L. c. p. 83.

[3] Ἰωάννης ὁ Εὐχαΐτων, ὁ καὶ Ἰωάννης μοναχὸς ὁ Μαυρόπους ὀνομαζόμενος ἐμελούργησεν ὀκτὼ κανόνας (εἰς Ἰωσὴφ τὸν Ὑμνόγραφον) ὡς φαίνεται εἰς ὀκτὼ τόνους κατὰ σειράν κ. τ. λ. Nach gütiger Mittheilung.

Was endlich die Reden betrifft, so läßt sich nicht verkennen, daß sie ein schönes rhetorisches Talent bekunden. Den Preis in dieser Hinsicht scheint unter allen die zu verdienen, welche die Aufschrift trägt: „Über die jetzigen Schrecken und Gotteszeichen“ [1]. Die Rede wurde gehalten während der Belagerung Konstantinopels durch die aufständischen Macedonier unter Leo Tornicius. Die Stadt war von Truppen entblößt, und mehr als einmal stand der Feind im Begriffe, in die Stadt einzudringen. Während dieser Zeit des Schreckens und der Muthlosigkeit wendet sich der Redner an das Volk der Kaiserstadt; er erklärt die Schreckniſse der Gegenwart für eine Folge des umsichgreifenden allgemeinen Verderbens, Buße und Rückkehr zu Gott für das sicherste Heilmittel. „Eine ehebrecherische Stadt,“ heißt es da u. A., „beklagen die Propheten, indem sie dieselbe eine Räuberhöhle, ein Versteck der Räuber, ein widerspenstiges Haus nennen. Unsere Stadt aber, diese Hauptstadt des Erdkreises, sage ich, diese Königin der Städte könnte einer der Seher mit Recht eine Stadt des Gelächters nennen, und ich wünsche nur, daß sie nicht auch eine Stadt der Thränen genannt werden möge. Wie das und warum so? Weil sie verlassen hat das Recht und Gerechtigkeit hasset, weil ihre Straßen erfüllt sind mit Wucher und List und Meineid und Lüge, mit Hochmuth und Frevel und Verbrechen aller Art. Denn durch jede nur erdenkliche Schändlichkeit in Werken wie in Worten ist sie nachgerade ein Musterbild der Schlechtigkeit geworden allen Städten und Ländern des Erdballs, indem sie ihnen ebenso sehr in der Bosheit den Rang abläuft wie in der Pracht, indem sie wie von einer hohen weithin sichtbaren Warte ihrer ganzen Umgebung das Gift der Ansteckung mittheilt.“ Mit ungewöhnlicher Kraft des Ausdrucks und hoher Gluth der Begeisterung verbindet die Rede einen sehr wohlthuenden apostolischen Freimuth, der unsere volle Beachtung verdient.

Am Schlusse dieses anspruchslosen Versuches zu einer biographischen Skizze sei es erlaubt, den Wunsch zu äußern, es möge sich auch für die zahlreichen noch im Staube der Bibliotheken schlummernden hymnologischen Leistungen des Johannes von Euchaita ein rüstiger Schatzgräber finden. Wie Manches würde er nicht fördern, was neues Material zu einer Lebensbeschreibung desselben bieten würde, und so möchte es schließlich doch noch gelingen, ein in Anbetracht der Umstände verhältnißmäßig getreues und befriedigendes Bild von dem Leben und Schaffen dieses Mannes zu gewinnen. Wieder würde sich damit eine jener vielen und empfindlichen Lücken schließen, welche die byzantinische Literaturgeschichte zur Zeit noch aufweist.

G. Dreves S. J.

[1] Bollig-Lagarde 185.

Ein Beſuch in Upſala.

(Schluß.)

Den Dom abgerechnet, hat die Stadt Upſala von den Eigenthümlichkeiten der vorausgegangenen Jahrhunderte in ihrer Phyſiognomie ſo gut wie nichts bewahrt. Da ſind keine hochromantiſchen, zigeunerhaften Winkelgaſſen, keine halbverfallenen Spelunken und Bierkneipen, keine Erker für den „letzten Troubadour" und keine Schwibbögen für Landsknechte oder Bravi. Es laufen da weder Helme mit Viſieren, noch federgeſchmückte Barette herum, auch keine Magiſter mit Perrücken, noch Pedelle mit feierlicher Livree und Amtsſtock. Es iſt Alles modern — fein, artig, ſonnig hell.

Der moderne Mann überläßt alle Farbenpracht den Vögeln und den Damen. Ihm genügt ein friſchgewaſchener Hemdkragen, wohlgewichste Stiefel, ein tadelloſer ſchwarzer Anzug von neueſtem Schnitt.

Die Schweden nennen ſich gern die „Franzoſen" des Nordens. Nicht mit Unrecht. In Bezug auf Eleganz der Kleidung, Höflichkeit, feinen Anſtand, edle Umgangsformen, geſchmackvollen Comfort ſind ſie der Franzoſen gelehrige Schüler. Auch das Freundliche, Geſellige, Leichtlebige des Franzoſenthums fehlt nicht.

Der ſchwediſche Student trägt weder Bierzipfel noch Cerevismütze. Er läuft weder in großen Reitſtiefeln herum, noch führt er ein Rapier; das Duell iſt verpönt. Daher iſt das jugendliche Antlitz von keinen Schmiſſen oder Schrammen entſtellt, ſondern prangt in ſeiner urſprünglichen Artigkeit. Der ärmere Student trägt ſich proper und beſcheiden, der reichere elegant als junger Cavalier, eher in Gefahr, ein Dandy, als ein Bärenhäuter zu werden. Schweres Bier wird nur wenig getrunken, um ſo mehr des ſüßen Punſches. Eine fachmäßige Kneiperei wird übrigens nicht getrieben, wohl ohne Nachtheil des ſonſtigen Fachſtudiums. Doch will ich weder dem ſchwediſchen noch dem deutſchen Studentenleben durch kritiſirende Vergleiche nahetreten.

Was mich in Upſala am meiſten anzog, das waren wie anderswo die katholiſchen Erinnerungen und Beziehungen, welche die mehr oder weniger proſaiſche Gegenwart noch mit der Vergangenheit verknüpfen und die man eigentlich katholiſche Familienbeziehungen nennen könnte. Nur die katholiſche Kirche hat ſolche durch die ganze Welt und durch alle Zeiten hinauf, die große Zeitgenoſſin des Neuen und Werdenden, wie des Entſchwundenen und Alten.

Erſt ſechs Jahre ſind verfloſſen, daß die Univerſität (1877) ihr vierhundertjähriges Stiftungsjubiläum feierte. In deutſchen Berichten wurde

damals — ich weiß nicht, auf welche Beglaubigung hin — der Reichsverweser Sten Sture zum Stifter der Universität ernannt, und Alles sorgfältig übermalt, was an die Verdienste der katholischen Kirche um die Wissenschaft in Schweden erinnern konnte. Die Schweden selbst dachten indeß nicht so. Der Oberbibliothekar und Reichshistoriograph Claes Annerstedt, welcher zum Feste den ersten Band einer quellenmäßigen Universitätsgeschichte veröffentlichte, sammelte nicht bloß sorgfältig alle Urkunden, welche den kirchlichen Charakter der Anstalt außer Zweifel setzen, und alle Überreste scholastischer Schriften, welche die erste theologische und philosophische Thätigkeit der Universität beleuchten konnten, sondern erklärte in der Einleitung seines Werkes geradezu: „Es ist eines der schönsten Ergebnisse der neueren Forschung, daß man endlich der weltgeschichtlichen Wirksamkeit der römischen Kirche Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, indem man ihre Verdienste für die Bewahrung und Ausbreitung der Civilisation nachwies."

Noch weiter ging der lutherische Erzbischof A. N. Sundberg, der Kanzler der Universität. Mit einer Liebe, wie wir sie bei deutschen Forschern in ähnlichem Falle nicht zu finden gewohnt sind, hob er aus dem Zeitbild der Gründungsperiode seinen Vorgänger, den katholischen Erzbischof Jakob Ulfsson hervor, und wies mit unanfechtbaren Zeugnissen nach, daß dieser Mann, der Gründer der Universität, entschieden der bedeutendste, verdienstvollste und allseitigste schwedische Patriot seiner Zeit war, in manchen Stücken ein zweiter Cusa, d. h. ein Mann des echten Fortschritts auf kirchlicher Grundlage, ein unermüdlicher Förderer der Wissenschaft und Kunst, ein begeisterter Vorkämpfer der nationalen Interessen, ein geistig hoch über seiner Zeit stehender Mann, welcher, fern von den Anmaßungen eines Revolutionärs, das kirchliche Leben aus den eigenen Gnadenschätzen und Lebensquellen der Kirche heraus zu erneuern suchte.

Nach Allem, was Kawerau und Andere über Ablaß, Predigt u. s. w. noch kürzlich gegen Janssen vorgebracht, um am Vorabend der „Reformation" den „Heilssegen des Evangeliums" nöthig zu machen, erregten die Ausführungen des schwedischen Primas mein höchstes Interesse. Ich kann nicht umhin, etwas davon mitzutheilen. Nachdem er Ulfssons kirchenpolitische Thätigkeit gezeichnet, fährt er also fort:

„Es war indeß nicht die Bewachung reglementarischer Statuten und Gerechtsamen, von der Jakob Ulfsson in höherem Sinn der Kirche Wohlfahrt erwartete. Er wußte, daß das kirchliche Leben in ihrem Schooße durch viel wirksamere Mittel befördert wird, und von diesen eben machte er Gebrauch. Kein Zeitgenosse zeigte sich eifriger für gottesdienstliche Stiftungen und deren Erhaltung. Schon beim Antritt seines Amtes führte er ein neues Doppelfest zu Ehren der hl. Brigitta ein; früher oder später schrieb er besondere Messen zu Gunsten des finnischen Krieges vor; in Upsala's Domkirche und in Stockholms ‚Stadtkirche', ebenso anderwärts im Lande, wurden theils von ihm, theils von Anderen mit seiner Bestätigung nicht wenige Altäre gestiftet und mit dem nöthigen Eigenthum versehen; auch manche besondere Verordnungen über Fasten, Ablässe und Anderes, wodurch nach katholischer

Anschauungsweise Erbauung und Sittlichkeit gefördert werden sollten, wurden durch ihn ausgeführt. Nun kann man vom protestantischen Standpunkt gewiß mit Recht bemerken, daß die Quantität des Gottesdienstes ein kleiner Ersatz für dessen geringe Qualität war, und daß nicht das mechanische Messelesen, wie es damals im Allgemeinen war, viel weniger noch der Ablaß zu einem wahren und lebendigen Christenthum sonderlich beitragen konnte; aber jede Zeit muß doch mit ihrem eigenen Maße gemessen werden, nicht mit einem fremden, und überdieß dürften die Wirkungen wenigstens weit bessere gewesen sein, als man anzunehmen geneigt ist. Selbst der katholische Ablaß, wie wenig er auch an sich vertheidigt werden kann, war ganz sorgfältig berechnet, durch evangelische Gelübde Sünder zur Besserung und Bekehrung zu vermögen. Zu welchem Mißbrauch er auch ausartete, so war der Sinn desselben doch durchaus nicht, ohne weitere Umstände im Namen der Kirche die Gaben der Gnade auszutheilen. Der Ablaß (indulgentia) setzte die Buße (poenitentia) voraus, und wurde auch letztere weniger tief aufgefaßt, so wurde sie doch wohl selten dahin mißverstanden, daß man nicht gewisse gröbere Sünden und Laster ablegen müsse. Anders dachte sich Jakob Ulfsson die Sache nicht. Es ist übrigens ein großer Mißgriff, wenn man sich vorstellt, daß er sich bei den Priestern mit einer mechanischen Erfüllung ihrer Schuldigkeiten beim Gottesdienst begnügt hätte. Seine wahrhaft warmbegeisterten und beredten Worte im Vorwort zum Brevier von Upsala sind hierzu eine glänzende Widerlegung. ‚Die Priester,' sagt er da, ‚müssen in Heiligkeit und Herzensandacht die Laien übertreffen, und dennoch trifft man Priester in verabscheuungswürdige Sünden und Übertretungen verwickelt. Die Folge davon ist, daß Gottes Tempel von der Gemeinde verachtet, Gottes Sacramente unwürdig behandelt, die Andachtsübungen vermindert, und das Priesteramt, das früher in Ehren stand und sowohl ein königliches Amt genannt wurde, als auch war, jetzt gering geworden und immer mehr im Ansehen sinkt, ja sogar von Mänchen verabscheut wird, um der vielen Sünden der Priester willen.' Wer deßhalb, so meint er, an der Besserung Anderer arbeiten will, der muß mit seiner eigenen anfangen und darum Buße thun, seine Sünden bekennen und beten. Auch ein anderer Beweis ähnlichen Charakters ist erhalten. Ein Buch von einem unbekannten Verfasser war unter dem Titel ‚lavacrum conscientiae' erschienen, welches eine Anleitung zur Gewissensprüfung enthalten zu haben scheint. Das 18. Kapitel dieses Buches, das jedem Beichtvater Anweisung gab, wie er sein eigenes Gewissen prüfen sollte, um recht Beicht hören und die Messe feiern zu können, fand Erzbischof Jakob so wichtig, daß er es in Form einer Tafel abdrucken ließ und allen Priestern seines Stiftes befahl, es in der Sacristei aufzuhängen und stets mit Aufmerksamkeit zu lesen.

Wie er sich so bemühte, den Priestern die erste aller pastoralen Weisheitsregeln einzuschärfen, nämlich bei sich selbst Herz und Leben mit dem Heiligen in Harmonie zu bringen, das sie zu verwalten hatten, so suchte er auch durch Predigten in der Muttersprache bei den Gemeinden dem Hängenbleiben

an todten Formen entgegenzuwirken und den Gottesdienst wirklich erbaulich zu machen. Predigten gehörten, wie bekannt, nicht eigentlich zum Cult des Mittelalters, und die Messe wurde auf Latein gehalten, nur mit der Ausnahme, daß zufolge eines Synodalbeschlusses hier zu Lande an allen Sonn- und Festtagen das Vater Unser, der englische Gruß (Ave Maria) und das Glaubensbekenntniß von den Pfarrgeistlichen für die Gemeinde in der Muttersprache vorgebetet werden sollten. Daß Predigten gleichwohl in dieser Zeit gehalten wurden, und zwar nicht bloß von Dominicanermönchen, welche um dieser Wirksamkeit willen Predigerbrüder genannt wurden, sondern auch von (Welt-) Priestern, die dazu das Vermögen besaßen, leidet keinen Zweifel. Das war nun das Erbauungsmittel, welches Erzbischof Jakob besonders zu fördern trachtete. Ob er selbst ein großer Kanzelredner war, ist unbekannt; aber so weit man nach dem klaren und innigen Stil seiner Schriften urtheilen kann, muß er es gewesen sein. Gewiß ist sowohl, daß er Andachtsbücher drucken ließ, die für seine Zeit gut waren, als auch, daß er besonders bei solchen Festgelegenheiten, wo viel Volk zusammenströmte, Prediger ersten Ranges auftreten ließ. So führte er zu dem Kanonisationsfest der hl. Katharina in Wadstena (1. Juni 1489), wobei auch Sten Sture zugegen war, den Theologieprofessor Dr. Jakob Gislonis mit sich, der eine schwedische Predigt in der Kirche hielt, während gleichzeitig von Conventsbrüdern auf dem Kirchhof, sowohl nördlich als südlich von der Kirche, Predigten gehalten wurden, so daß die zu Tausenden Herbeiströmenden gleichzeitig hören konnten, was ihre Herzen erfreute. Der genannte Gislonis sprach, wie der Bericht meldet, fast zwei Stunden ‚sehr göttlich' (mycket gudeligen), so daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen, über der Welt Ursprung, des Menschen Fall, die Religion der Patriarchen, Moses und Christus, Apostel, Lehrer und Heilige von Ansgarius bis Birgitta, so niederleitend zu deren Tochter, deren Ehre das Fest galt. Ungefähr in derselben Weise scheint es bei einer Translation von Heiligen zwei oder vier Jahre vor Jakob Ulfssons Tod zugegangen zu haben, wobei ‚einige auf Schwedisch, andere auf Lateinisch predigten'. Und liest man weitere Beschreibungen über den festlichen Act, durch welchen das Banner Erichs des Heiligen im Jahre 1495 von dem Erzbischof an Sten Sture übergeben wurde zum Kriege wider die Russen, so muß man bemerken, daß auch bei dieser Gelegenheit das gleiche Verfahren beobachtet wurde. Das Volk war da versammelt ‚dicht wie ein Wald', und die Rührung unter den Massen so groß, daß die Thränen sowohl der Männer als der Weiber flossen, seufzend: ‚Gott im Himmel, sei allen Schweden gnädig'. Ohne einen sowohl verständlichen als ergreifenden geistlichen Vortrag wäre wohl eine so mächtige Rührung schwerlich hervorgerufen worden."

Am Vorabend der Lutherfeier war es mir höchst merkwürdig, von einem lutherischen Erzbischof solche Dinge zu vernehmen. Es ist wahr, er sucht sich seinen protestantischen Standpunkt durch diese und jene kleine Klausel zu wahren; aber er erkennt doch klar und deutlich an, daß das ausgehende Mittelalter keineswegs eine Zeit des religiösen Verfalls war. Der Ablaß

war keine bloße „Geldspeculation", wie Kawerau behauptet, sondern ein wirksames Erbauungsmittel; das Predigtamt war durchaus nicht in „Mönchsinteressen" und „Mönchsgezänk" verkommen, sondern den höchsten religiösen und vaterländischen Zwecken geweiht; der katholische Gottesdienst[1] war nicht ein starres, sinnloses Ceremonienwesen, sondern die höchste kirchliche Autorität in Schweden selbst setzte alle Kraft ein, denselben durch ein wahres religiöses Leben bei Klerus und Volk sittlich wirksam und fruchtreich zu machen. Kurz, das Bild, das Erzbischof Sundberg von den religiösen Zuständen des ausgehenden Mittelalters gibt, entspricht völlig demjenigen, welches Janssen von denen in Deutschland entworfen. Auch in Schweden war ein katholischer Erzbischof der Hauptförderer der Buchdruckerkunst und der Begründer einer neuen wissenschaftlichen Blüthezeit; auch in Schweden ruht die neuere Bildung noch auf den Grundsteinen, welche die vielverlästerte und vielgeschmähte katholische Kirche gelegt, und die glänzenden Namen eines Berzelius, Linné, Geijer, Rudberg führen schließlich zu Jakob Ulfsson hinauf, den die Universität Upsala als ihren Stifter anerkennt.

„Wohl hatte die Erfindung der Buchdruckerkunst," so berichtet Sundberg weiter, „eine bedeutende Veränderung sowohl in Bezug auf Zugänglichkeit als Preis literarischer Arbeiten herbeigeführt, allein auch die gedruckten Bücher waren noch immer zu theuer, als daß sie allgemeine Verbreitung hätten gewinnen können. Im Jahre 1478 bezahlte man ein gedrucktes Buch in Folio (Leonardi de Utino Sermones) nach einer angegebenen Rechnung mit ungefähr 50 Kronen, und der Buchdrucker, der 1508 das Missale Upsalense drucken sollte, hatte sich 200 Kronen für jedes Exemplar auf Pergament, 100 für jedes auf Papier ausbedungen. Da nun hierzu noch die Frachtkosten u. s. w. hinzukommen, so ist leicht einzusehen, mit welchen Opfern der Kauf von Büchern verbunden war. Dessenungeachtet fanden sich im Lande ganz bedeutende Büchersammlungen, die theils Kirchen und Klöstern, theils den Bischöfen, theils auch einem oder dem andern hervorragenden Weltmann gehörten. Aber eine der Hauptbedingungen für leichtern Zugang zu diesem Bildungsmittel und überdieß zum Fortkommen einer einheimischen Literatur

[1] Auch über die Heiligen- und Reliquienverehrung spricht sich Erzbischof Sundberg mit einer Milde, religiösen Pietät und Freundlichkeit aus, die man bei Protestanten selten zu finden gewohnt ist: „Außer dem gewöhnlichen Gottesdienst durch Wort und Sacrament fand man für die Andacht jener Zeit noch ein anderes Mittel in der Heiligen- und Reliquienverehrung. Jede Landeskirche sah es nicht bloß für eine besondere Ehre, sondern auch für einen unschätzbaren geistlichen Vortheil an, eine möglichst große Anzahl ihrer dahingegangenen Mitglieder unter denjenigen zu zählen, welche kanonisirt, d. h. würdig erklärt wurden, in den Kreis der Heiligen aufgenommen zu werden. Je mehr Heilige, desto mehr Fürbitter beim himmlischen Vater und desto mehr theure Mittelglieder zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart und zwischen dieser und der Zukunft. Gegenstand einer ähnlichen Verehrung wurden die Reliquien, und selten baute man eine Kirche, ohne sich mit dem einen oder andern Schatze dieser Art zu versehen. Über jeden neuen Erwerb fühlte man sich natürlicherweise sehr glücklich."

war doch, daß im Lande selbst Buchdruckereien angelegt wurden. Erzbischof Jakob erfaßte mit seinem gewohnten hellen Blick diese Nothwendigkeit, und sein warmes Interesse für alles Vaterländische brachte rasch den Gedanken zur Verwirklichung. Durch seine Bemühungen, sagt ein Schriftsteller, erhielt Schwedens Hauptstadt eine Druckerei 6 Jahre vor Portugal, 10 Jahre vor Dänemark, 13 Jahre vor Spanien und 31 Jahre vor Sachsen.

Das erste schwedische Buch wurde in Stockholm um das Jahr 1475 gedruckt, mit dem Titel: Vita S. Catherinae, und schilderte somit das Leben der Frau, für deren Kanonisation Jakob Ulfsson lange und angelegentlich arbeitete. Schon daraus dürfte man ziemlich sicher schließen, wer der Verleger, vielleicht auch der Verfasser war. Das zweite Buch: Dyalogus creaturarum moralizatus, wurde 1483 von einem gewissen Johann Snell gedruckt, der von Deutschland oder Dänemark nach Schweden herübergekommen zu sein scheint und sich daselbst in Verbindung mit dem Erzbischof setzte. Ohne Zweifel war die Druckerei dieses Snell leicht transportabel und sehr anspruchslos. Eine andere, auf festerem Fuß und in größerem Maßstab, dürfte die des Johannes Faber gewesen sein. Da wurden 1495 zwei Schriften gedruckt: das Breviarium Strengnense (von Strengnäs) und die Übersetzung des Erich Olai, eines Kanonikus von Upsala, von Gersons Buch über die Versuchungen des Teufels, welche letztere Arbeit zugeeignet ist ‚dem würdigsten Vater in Gott und dem Herren Herrn Jap (Jakob), mit Gottes Gnade Erzbischof in Upsala'. In derselben Werkstätte bei Fabri wurde überdieß um 1496 das Breviarium secundum ritum ecclesiae Upsalensis gedruckt, offenbar auf Veranstaltung von Jakob Ulfsson, der das Buch mit einem Vorwort versah und dessen Anfangsbuchstaben auf dem Titelblatt vermerkt sind. Nach 1498 scheint diese Stockholmer Druckerei vorläufig geruht zu haben. Dagegen findet sich eine neue von Paulus Grijs in Upsala errichtet, der 1510 ‚in domo doctoris Ragvaldi archidyaconi' und ‚Dño Jacobo regni Sueciae primatum et Upsalensem ecclesiae presulatum felicissime gubernante' das Psalterium Davidis druckte, das mit des Erzbischofs Wappen (einem Adlerfuß) geschmückt ist und dessen ascetisch-praktische Auslegungen wahrscheinlich von ihm selbst verfaßt sind. Übrigens kam in derselben Officin in den nächstfolgenden Jahren eine revidirte Auflage des Donatus, der beim ersten Lateinunterricht allgemein gebräuchlichen Grammatik heraus, außer fünf oder sechs andern Arbeiten und darunter des Erich Nicolai Übersetzung von Gersons Ars moriendi. Über das letztere Buch, das ebenfalls mit dem erzbischöflichen Wappen ausgestattet ist, wird im Vorwort angegeben, daß es von Erzbischof Jakob zum geistlichen Nutzen der Einwohner des Reiches und zu der Seelen Seligkeit ‚umbesorgt' (d. h. übersetzt) wurde, und daß seine eigene väterliche Güte einige merkliche Stücke hinzugesetzt habe, ganz nützlich und ungemein zum Troste der Sterbenden. Wer der erste, die schwedische Buchdruckerei leitende und aufmunternde Geist war, kann somit nicht zweifelhaft sein. Vor der Reformation waren auch Stockholm und Upsala die einzigen Städte im Reich, wo diese Kunst ausgeübt wurde; denn eine in Wadstena errichtete Druckerei wurde durch Brand

zerstört, bevor sie irgend eine Arbeit ausgegeben hatte, und eine andere in Söderköping trat erst 1523 in Wirksamkeit. Daß inzwischen der edle Mäcenas kein uneingeschränktes Vertrauen auf die Geschicklichkeit seiner Schützlinge besaß, beweist die Thatsache, daß er ihnen nicht das prachtvolle Missale Upsalense anzuvertrauen wagte, das er herauszugeben im Sinne hatte, sondern über den Druck desselben mit einem Lübecker einen Contract einging, welcher gegen den oben angeführten theuern Preis die Arbeit übernahm, obgleich er sie wohl niemals vollendete. Gerne muß zugegeben werden, daß, abgesehen von der an den Tag gelegten Kunstfertigkeit, die ganze Literatur, welche Schwedens Mittelalter im Druck herauszugeben im Stande war, sehr klein ist, da sie hauptsächlich aus religiösen Erbauungsschriften sammt den für den Gottesdienst nöthigen Handbüchern und Evangelienbüchern bestand; aber dieser Mangel eignete ja gleichfalls der Zeit, nicht dem Manne, der mit einer allzeit großartigen Freigebigkeit ihm abzuhelfen suchte und der überdieß schon im Anfang seines Werkes hoch von der Zukunft dachte, welche in Fortsetzung desselben seine kühnsten Hoffnungen weit übertreffen sollte.

Und läßt sich dasselbe nicht auch von Jakob Ulfssons anderer und größter Schöpfung sagen, von der Universität von Upsala? Es ist mehr als merkwürdig, daß der Gedanke an eine solche Anstalt nicht bloß so frühe aufsteigen, sondern auch ausgeführt werden konnte, wie das in unserem abgelegenen, armen und durch innere Fehden äußerst verarmten Heimathland der Fall war. Selbst in den südlichen Theilen Deutschlands finden sich nur wenige Universitäten, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet wurden, und in den nördlichen Theilen desselben Landes während der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nur zwei, oder wenn man will, drei, nämlich Leipzig 1409, Rostock 1419 und Greifswald 1456. Wie weit ging doch in dieser Zeit Deutschlands Cultur derjenigen Schwedens voraus! Nichtsdestoweniger soll, nach einer Angabe des Messenius, schon auf einer Kirchenversammlung zu Arboga 1417 der Vorschlag gemacht worden sein, Ausländer zu berufen, um Vorlesungen zu halten. Obwohl hierdurch keine wirkliche Maßregel erfolgte, so wurde doch 20 Jahre später durch Rathsbeschluß vom 18. October 1438, welchen nachher 1444 König Christoph bestätigte, festgesetzt, daß der Zehnte, der früher dem Hospiz von Enköping zugefallen war, fürder an einen Magister Andreas Bondonis solle verwendet werden, wogegen er an Upsala's Domkirche ein Jahr lang Lesung halte, ‚wie ein Magister in studiis privilegiatis zu thun pflegt, und daß, falls er nicht vermag oder beliebt, vorgenannte Arbeit zu leisten, soll der vorgenannte Zehnte einem andern Magister in derselben Stadt zukommen, der dazu taugt, und dieselbige Lesung soll aufrecht gehalten werden auf ewige Zeit'. Unbekannt ist, wie lange dieser Unterricht fortdauerte. Inzwischen hatte die Kirchenversammlung zu Söderköping 1441 den Reichsbischöfen aufgetragen, für eine ordentliche Universität zu sorgen, oder wie das damals genannt wurde, ein studium generale oder privilegiatum, aber widrige Vorfälle bewirkten wohl, daß dieser Auftrag unausgeführt blieb. Erst nach einer neuen Kirchenversammlung (die 1475 zu Arboga gehalten wurde) ward unter Jakob Ulfssons Leitung derselbe Wunsch abermals

ausgesprochen und Doctor Ragvaldus Ingemundi nach Rom gesandt mit einer im Namen der Kirche und des Reichsrathes abgefaßten Schrift, in welcher die Genehmigung des Papstes zur Stiftung einer Hochschule erbeten wurde. Daß die Sache ohne weiteren Aufschub zu Stande kam, beruhte zweifelsohne vorzüglich auf folgenden drei Umständen: der junge Erzbischof liebte die Wissenschaften ebenso sehr als die Künste und war übrigens nicht der Mann, der die Ausführung seiner Lieblingsideen aufzuschieben pflegte; Schweden hatte nach dem Schlag auf dem Brunkeberg seine lang vermißte Selbständigkeit wieder gewonnen und seine leitenden Männer konnten mithin ungestörter ihre Aufmerksamkeit auf friedliche Angelegenheiten verwenden, und — was schließlich vielleicht nicht der geringste Antrieb war — die dänische Regierung hatte mit dem Papste über ein Studium generale in Kopenhagen Unterhandlungen eröffnet, welches Verhalten die um ihre eigene Selbständigkeit ängstlich besorgten Schweden doppelt antrieb, so bald als möglich sich eine eigene höhere Bildungsanstalt zu verschaffen; genug, schon im Sommer 1477 war der abgeschickte Sendbote zurück, mit der päpstlichen Bestätigungsbulle, die von Sixtus IV. den 27. Februar desselben Jahres gezeichnet ist.

Durch diese Bulle wurde nicht bloß die begehrte Erlaubniß zur Gründung eines Studium generale bewilligt, sondern auch verfügt, daß die neue Schule nach dem Muster der Universität von Bologna eingerichtet werden solle, mit denselben Vorrechten, Privilegien und Freiheiten wie diese; daß Unterricht ertheilt werden solle sowohl in Theologie als in kanonischem und bürgerlichem Recht, Medicin, Philosophie und jeglicher anderer Wissenschaft; daß der Erzbischof von Upsala allzeit Kanzler der Universität sein, und die Baccalaureats-, Licentiats-, Doctor- und Magistergrade auszutheilen haben solle; sowie daß deren Lehrer und Schüler dieselben Vorrechte genießen sollen, wie ihresgleichen in Bologna, und daß der Erzbischof genau darüber zu wachen habe, daß hieraus keine Kränkung erwachse. Sobald die Bulle nach Schweden gelangte, fertigten Erzbischof Jakob und seine sechs Suffragane, der Reichsvorstand Sten Sture und dreiundzwanzig weltliche Reichsräthe von Strengnäs unter dem 2. Juli den förmlichen Privilegienbrief für die neue Universität aus, deren Stiftung der Heilige Vater ihnen auf ihre demüthigen Bitten verstattet hatte, ‚Gott zu Lob, Preis und Ehre, wie dem gemeinen Reiche Schweden zu Bestand, Trost und Freude'."

Das ist kurz die Entwicklungsgeschichte der Universität, wie sie Erzbischof Sundberg beschreibt. Mit Recht schließt er seine Schrift mit der Bemerkung, daß Ulfsson neben dem bescheidenen Grabmal im Chor des Doms ein viel ansehnlicheres Denkmal besitzt und daß man jedem Besucher, der nach Ulfsson frägt, sagen kann: Si monumentum quaeris circumspice. Sein Monument ist die ganze Universität.

Ein Katholik kann sich deßhalb in der schwedischen Universitäts- und Bischofsstadt ebenso wenig ganz fremd fühlen, wie in Oxford oder Canterbury. Was die spätere Zeit, auch vielfach im Kampfe gegen die Kirche, errichtet, gegründet und weiter gestaltet, ruht noch immer auf altem katholischen

Unterbau, und kein neueres Denkmal vermag den ehrwürdigen Dom in den Schatten zu stellen, in dem einst die ersten Professoren und Schüler den Segen ihres Primas und Metropoliten Jakob Ulfsson erhielten.

Von der „Carolina rediviva“ gelangten wir durch eine angenehme, mit Bäumen bepflanzte Promenade, „Odinslund“ genannt, zu der schon erwähnten kleineren Dreifaltigkeits-Kirche, deren schlichter, einfacher Bau nichts Besonderes aufweist, die aber schon unter König Sverker I. angelegt worden sein soll. Etwas weiter trafen wir einen Obelisken, von König Karl XIV. Johann Bernadotte dem Andenken Gustav Adolphs „des Großen“ gewidmet, eine für uns Katholiken weniger angenehme Erinnerung, aber doch nicht so schlimm, daß man darüber in Harnisch zu gerathen braucht. Daß Gustav Adolph mehr politischer Eroberer als Religionsheld war, wird heute schon von sehr vielen einsichtigeren schwedischen Patrioten anerkannt. Für die einmal protestantisch gewordene Universität hat er sehr viel gethan, wie unmittelbar hinter dem Obelisken das von ihm gebaute „Gustavianum“ noch bezeugt, eines der stattlichen älteren Universitätsgebäude. Er erneuerte schon 1612 die Privilegien der sehr gesunkenen Universität, und die Zahl der Studirenden, die von 1615—1619 durchschnittlich bloß 52 betragen hatte, stieg unter ihm 1625 bis auf 302, eine Zahl, die sich indeß schon in den folgenden Jahren wieder verminderte.

Der Dom, welchem wir uns nun näherten, ist bei weitem das bedeutendste gothische Bauwerk Schwedens, 400 Fuß lang, 170 Fuß breit (äußere Länge und Breite) und erreicht im Mittelschiffe eine Höhe von 115 Fuß. Er ist, mit Ausnahme von Fenstereinfassungen, Portalen, Gesimsen, Stab- und Rosenwerk, die aus Haustein und zum Theil noch mit Sculpturen verziert sind, vollständig aus Backstein aufgeführt. Den zwei Seitenschiffen entlang laufen je sieben Kapellen, um den Chorumgang acht, von denen die hinter dem Hochaltar eine größere Länge und Breite hat. Der erste Anblick des Innern erfreut durch dessen ruhige, einfache Größe und Symmetrie. Ungemein schlank und gefällig steigen die Säulen am Eingang des Chores und Mittelschiffes zu der vollen Höhe der Kirche empor, während die niedrigeren Bogen zwischen Mittelschiff und Seitenschiff, nur durch sehr einfache Profilirung gegliedert, eine ruhige feierliche Perspective gewähren. Da indeß das Innere, sogar die Marmorsäulen im Chor, mit größter Gewissenhaftigkeit ausgeweißt sind, so ist der Anblick auf die Dauer doch kein ganz befriedigender; namentlich nehmen sich die breiten Mauerflächen zwischen den Bogen und Fenstern des Mittelschiffes und Chores in ihrer völligen Schmucklosigkeit etwas kahl aus. Der im Barockstil erbaute Hauptaltar gleicht demjenigen des hl. Ignatius in der Kirche al Gesù zu Rom, steht indeß in ungünstigem Contrast zu dem ganzen Gebäude. Nahe bei der Evangelienseite ruht unter massivem Eisengitter der Reliquienschrein des heiligen Königs Erich, den, trotz allen Zornausfällen Luthers gegen Heilige und Reliquien, die patriotisch-royalistische Ehrfurcht der Schweden für einen ihrer gefeiertsten Könige vor Zerstörung und Profanirung bewahrt hat.

Der Martyrtod des Heiligen ereignete sich nicht in dem Dome, sondern in der Kirche von Gamla Upsala. Dort verrichtete er eben seine Andacht, als man ihm die Ankunft seiner Feinde und deren Landung in Fyrisvall meldete. „Laßt mich in Frieden," erwiederte er, „bis der Gottesdienst verrichtet ist. Ich hoffe auf Gott, dessen Dienst wir jetzt nur unvollkommen erfüllen, daß er uns denselben bald an höherer Stelle vollenden lassen wird." Unterdessen ward er von seinen Feinden umringt, nach kurzem tapfern Widerstand überwunden und enthauptet. Das war im Jahre 1161. Die Verehrung, welche dem frommen König schon unmittelbar nach dem Tode zu Theil ward, steigerte und verbreitete sich rasch; doch wurde er erst um die Mitte des folgenden Jahrhunderts förmlich den Heiligen beigezählt und seine Gebeine 1257 feierlich aus dem bisherigen Grabe hervorgenommen und in kostbarem Schreine beigesetzt. Als der erzbischöfliche Sitz 1271 von Alt-Upsala nach dem heutigen Upsala verlegt wurde, wurde auch Sanct Erichs Schrein als Palladium des Reiches unter großer Feierlichkeit dahin übertragen. König Waldemar selbst und die Großen des Reiches wohnten der Feier an. Die Gebeine des Heiligen ruhen in einer innen und außen mit Seide bekleideten Holzkiste, diese in einem kostbaren Silberschrein. An der Identität des Hauptes wird gezweifelt, der übrige Leib soll dagegen echt und noch ziemlich vollständig vorhanden sein, mit Ausnahme von kleinen und größern Partikeln, die noch in katholischer Zeit an andere Kirchen verschenkt wurden. Der Silberschrein, bei weitem nicht so prachtvoll wie die herrlichen Reliquienschreine in Köln, Aachen und Maestricht, ist immerhin von sehr schöner Arbeit und war einst reich an Schmuck. Es war etwas boshaft, den freundlichen Küster zu fragen, warum wohl die fehlenden Edelsteine und Perlen abhanden gekommen seien. Er wußte sich indeß so gut aus der Sache zu ziehen, als ob er bei Sybel Geschichte studirt hätte. Er sagte, das wäre wohl bei den Wallfahrten in der alten katholischen Zeit geschehen: als ob nicht damals die Pilger den Schrein des Heiligen mit stets neuen Weihegaben bereichert hätten. Stiftete doch der gewaltige Staatsmann Reichsverweser Sten Sture noch im selben Jahre, als die Universität gegründet wurde (1477), an den Erichsaltar einen Kronleuchter, der Tag und Nacht brennen sollte, dazu sieben Wachslichter für Sonn- und Festtage, mit der Verpflichtung, daß für ihn, Frau und Kind allwöchentlich eine heilige Messe an dem Altar gelesen werden sollte. Der Schrein selbst, schon 1359 verändert, 1405 von dem Goldschmied Lambert um 534 Ängelska Nobler neu vergoldet, wurde 1577 unter König Johann III. auf dessen Kosten abermals restaurirt, während des Neubaues des durch Feuersbrunst beschädigten Chores von 1729 an einige Zeit in einer Seitenkapelle aufbewahrt, dann aber pietätsvoll wieder an seine frühere Stelle gebracht und mit dem erwähnten vergoldeten Eisengitter sowohl gegen allzu große Verehrung als etwaige Verunehrung geschützt.

Die Kapellen um das Chor und die beiden Seitenschiffe, einst mit Altären geschmückt und mit besonderen Präbenden verbunden, bilden heute, wie die Kapellen der Westminster-Abtei, eine Art von historischem Mausoleum,

das für einen Freund der Geſchichte nicht ohne Intereſſe iſt. Die anſehnlichſte dieſer Kapellen iſt die ehemalige Liebfrauen-Kapelle hinter dem Hochaltar, jetzt das „Gustavianska Graf Choret“ genannt. Alles, was an den einſtigen Zweck derſelben erinnern könnte, iſt daraus entfernt. An Stelle der Himmelskönigin, in welcher das Mittelalter zugleich ſeine höchſte Schutzherrin und das erhabenſte Ideal der Vollkommenheit verehrte, iſt Guſtav Waſa hier eingezogen, der erſte in der Reihe der „evangeliſchen“ Könige. Tüchtige Fresken, 1831—1838 von dem Maler Sandberg gemalt, führen uns in lebhafter dramatiſcher Compoſition die Hauptzüge ſeines Lebens vor. Hier ſchlägt er ſich als tapferer Reitersmann in dem Kampfe bei Brännkyrke (1518); da ſteht er als Hilfeſuchender vor den geſtrengen und edeln Rathsherren im Rathhauſe zu Lübeck (1519). In bunter Bauerntracht tritt er auf dem folgenden Bild in die dalekarliſche Hütte zu Rankhütte, während ein Hund ihn höchſt ſkeptiſch beriecht, als wollte er ſagen: „Du biſt doch kein rechter Dalekarle.“ Als echter Agitator ſpricht er auf der nächſten Darſtellung zu den bei Mora Kyrka verſammelten Dalekarlen, eine Illuſtration zu dem Volkslied:

Kung Göſta iſt ritten nach Dalarna,
Hält Rath mit den Dalkarlar ſein,
Kung Chriſtian, der liegt bei Södermalm,
Er trinket beides, Meth und Wein.

„Ach, hört, ihr meine Dalkarlar,
Wozu ich biet' euch auf,
Wollt ihr mir folgen nach Stockholm
Und hauen den Jüten drauf?“

Es ſchworen da die Dalkarlar,
Es ſchwor ein Jeder für ſich:
„Der Schlag, der ſtand auf Charfreitag,
Deſſ' denken wir ſicherlich.“

Es ſchwur darauf der Kung Guſtav,
Schwur für ſich dieſen Eid:
„Wir bitten zu Gott im Himmelreich,
Deſſ' muß uns werden Freud'!“

Da ſchworen ihm die Dalkarlar,
Sie ſchworen alldieweil:
„Ach, führ' uns an als Hauptmann du,
Nach Stockholm! Auf, in Eil'!“

„Ach, gerne will ich ſein euer Hauptmann,“
Der König Guſtav ſchwur;
„Wollt ihr bleiben hold und treu,
Meiner blauen Fahne nur?“

Da ſchworen ihm die Dalkarlar,
Sie ſchworen wie ein Mann:
„Wir wagen Blut und Leben
Gen einen ſo grimmen Tyrann.“

Auf dem fünften Bilde überreicht Olaus Petri dem König die erste schwedische Bibel (1541). Von zwei größeren und figurenreicheren Freskobildern stellt das eine den Einzug des Königs in Stockholm dar (1528), das andere den Abschied des Königs von seinen Ständen (1560). Es würde zu weit führen, den ethischen und historischen Werth des Königs und seiner Popularität auf ihren Goldgehalt zu prüfen; genug, der Bildercyclus vergegenwärtigt in lebendigster Weise die Volksthümlichkeit, deren er als Reformationskönig und Volkskönig durch die letzten Jahrhunderte genoß, und zwischen den bunten Gemälden steht sein gewaltiges Grabmal aus Marmor, mit den Wappen der schwedischen Landestheile geziert. Da liegt er in voller Lebensgröße zwischen den Figuren seiner zwei ersten Gattinnen, Königin Christina von Sachsen-Lauenburg und Königin Margaretha Lejonhufvud, der Tochter des Reichsrathes Erich Abrahamsson, die er seine „Herzallerliebste" zu nennen pflegte. Auch die dritte seiner Frauen, Katharina Stenbock, ist in derselben Kapelle begraben, hat aber auf dem Monument keinen Platz mehr gefunden.

Von den anderen Grabmälern dürfte wohl das bedeutsamste das des Königs Johann' III. sein. Er ist liegend dargestellt in voller Rüstung. Seine Figur wie die zum Denkmal gehörigen Genien sind von sehr feiner und tüchtiger Arbeit, doch nicht in ihrer ursprünglichen Zusammengehörigkeit aufgestellt, sondern mit anderem Ballast vermischt. Weniger ansprechend ist das Grab der Gemahlin Johanns, Katharina Jagellonica, der zu Ehren die Grabkapelle gestiftet wurde, welche noch jetzt die Jagellonische genannt wird. In den übrigen Kapellen hat der Tod gar verschiedenartige Leute zusammengeführt, Sprößlinge alter Adelsgeschlechter, Feldherren und Reichsräthe, den lutherischen Erzbischof Mennander, den großen Botaniker Linné (Botanicorum principi lautet die Inschrift), den Lehrer Gustav Adolphs und Universitäts-Rector Johann Skytte mit Weib und Kind und aus katholischer Zeit noch die Eltern der hl. Birgitta: Birger Perssson, den Lagman von Upland, und dessen Frau.

Die Erinnerungen, welche dieß letztere Grab hervorruft, werden mächtig belebt durch die alten Paramente, die in Glaskasten sehr sorgfältig auf einer Gallerie des Domes aufbewahrt sind. Es sind überaus reiche Meßgewänder darunter, auf deren Gold- und Purpurgrund emsige Frauenhand bald die Hauptgeheimnisse des Evangeliums, bald die beliebtesten Schutzheiligen in leuchtendem Farbenschmuck hervorgezaubert hat. Neben diesen künstlerisch anziehenden Zeugnissen des eucharistischen Glaubens erinnern Insula, Rauchmäntel und andere Paramente neuerer Zeit an die Thatsache, daß sich die Idee der „Kirche" in Schweden wie in England viel kräftiger und umfassender erhalten hat, als bei dem demokratisirenden Bekenntnisse der protestantischen Lehre. Der Domschatz enthält viel Merkwürdiges. Durch die Pracht seiner Juwelen setzt ein Kelch in Staunen, der im 30jährigen Krieg aus Prag hierher gelangt ist, durch ihre künstlerische Ausführung erfreuen zwei Reliquiarien aus dem 9. oder 10. Jahrhundert. Ein von Papst Alexander III. geschenktes Crucifix erhält das Andenken an jenes vielverlästerte Papstthum,

das einſt die Völker des Nordens mit jenen des Südens zu einer großen Gottesfamilie vereinigte und ohne deſſen civiliſatoriſch-wiſſenſchaftlichen Einfluß die Univerſität nicht gegründet worden wäre. Ein mit feiner Emaille geſchmückter Kelch nebſt Patene kündigte ſich als freiwillige Schenkung eines frommen Schweden aus katholiſcher Zeit an. Als Inſchrift war das ganze Ave Maria verwendet, mit dem Zuſatz: Dominus Odhinus Upsalae dedit me. Auf dem Kelche ſtand: De vera vite fert hoc vas pocula vitae.

Von der wahren Rebe
Trägt dieß Gefäß den Kelch des Lebens!

Mit dieſem ſchönen Gruß des einſtigen Glaubens und katholiſcher Freigebigkeit und Liebe wollen wir von dem Upſala der Vorzeit Abſchied nehmen. Wenn die Gegenwart demſelben auch einige Pietät ſchenkt, ſo lebt und webt ſie doch in einem ganz anderen Gedankenkreiſe, von welchem bei einer anderen Gelegenheit die Rede ſein wird.

A. Baumgartner S. J.

Recenſionen.

Commentar über das Evangelium des hl. Lucas. Von Dr. **Paul Schanz**, Profeſſor der katholiſchen Theologie an der Univerſität Tübingen. Gr. 8°. VIII u. 572 S. Tübingen, Franz Fues, 1883. Preis: *M.* 7.60.

Auf den Commentar zum Evangelium des hl. Marcus hat der Herr Verfaſſer ziemlich raſch den zu Lucas folgen laſſen, ſo daß wir in verhältnißmäßig kurzer Zeit (1879—1883) umfängliche und gediegene Commentare zu den Synoptikern erhielten. Alle drei ſind nach derſelben Methode gearbeitet, bekunden den gleichen Fleiß, ausgebreitete Kenntniß der alten und neuen exegetiſchen Literatur, Umſichtigkeit des Urtheiles, Klarheit und Bündigkeit der Darſtellung. Was bereits in dieſer Zeitſchrift (1881, Bd. XXI. S. 293) über den Commentar zu Marcus bemerkt wurde, gilt auch von dem vorliegenden: die auftauchenden philologiſchen Probleme und grammatiſchen Fragen ſind mit emſiger Genauigkeit behandelt, der Textkritik wird gebührende Aufmerkſamkeit entgegengebracht, das Verhältniß der Synoptiker zu einander, ihre Übereinſtimmungen, ihre Verſchiedenheiten und Abweichungen werden ſorgfältig unterſucht, gegen einander abgewogen, auf ihre muthmaßliche Entſtehungsweiſe zurückgeführt und aus dem ſpeciellen Zweck des heiligen Schriftſtellers erklärt. Letzteren formulirt für das dritte Evangelium der Herr Verfaſſer folgendermaßen: „Das Evangelium hat den Zweck, die pauliniſchen Heidenchriſten in ihrem durch den Unterricht gepflanzten Glauben zu befeſtigen, indem die negative und feindſelige Haltung des jüdiſchen Volkes erklärt und die Berufung der Heiden als von Anfang an feſtſtehendes Princip nachgewieſen wird. Die göttliche Barmherzigkeit umfaßt beide vorher getrennte Nationen mit gleicher Liebe, um ſie aus dieſer böſen Welt für das zukünftige Reich der Seligkeit zu retten. Der Erfolg hängt aber von dem Verhalten des Einzelnen ab. Damit iſt ſowohl die Berechtigung des pauliniſchen Evangeliums als die ſachliche Übereinſtimmung mit dem Evangelium der Urapoſtel, dem Evangelium Chriſti bewieſen“ (S. 34).

Die reichhaltige Einleitung behandelt die perſönlichen Verhältniſſe des hl. Lucas, deſſen Quellen, dann Beſtimmung, Zeit und Ort der Abfaſſung, Charakter und Compoſition des Evangeliums und die exegetiſche Literatur. Die evangeliſche Schrift ſelbſt wird in vier Theile zerlegt: Vorgeſchichte, Wirkſamkeit Jeſu in Galiläa, Reiſebericht, Leiden, Tod und Auferſtehung; dieſe Haupttheile zerfallen in kleinere Abſchnitte und Unterabtheilungen, zu deren Beginn der Zuſammenhang der evangeliſchen Darſtellung, der innere Fortſchritt, die

Bedeutung und Tragweite der einzelnen Geschichts- und Lehrpunkte übersichtlich erörtert werden. Da es der Mehrzahl der Leser beim Gebrauche eines Commentares in den meisten Fällen um rasche Orientirung über Sinn und Zusammenhang einer Stelle zu thun ist, so hätte nach des Referenten Ansicht sich der Herr Verfasser den Dank Vieler erworben, wenn er die eigentliche Erklärung und Darlegung des Sinnes in der Druckeinrichtung von der Masse der grammatischen und polemischen Bemerkungen geschieden hätte. Auch die Übersichtlichkeit dürfte dadurch gewonnen haben.

Den Prolog des hl. Lucas (1, 1—4) faßt der Herr Verfasser so auf, daß Lucas sich mit den „Vielen" principiell auf gleiche Linie stelle, daß gegen sie kein Tadel ausgesprochen, sondern eine Gleichberechtigung mit Lucas angezeigt sei. Allein in dieser Darlegung sind einige Punkte, die im Prolog offenbar sehr deutlich betont werden, nicht ausreichend gewürdigt. Lucas hebt 1, 3 mit unverkennbarem Nachdruck den „Vielen" gegenüber, die es unternommen haben, eine zusammenhängende Erzählung der Heilsthatsachen zu liefern, seine Befähigung und Ausrüstung, seine von Anfang an auf alles sich erstreckenden Nachforschungen und deren Genauigkeit hervor und bezeichnet es als Zweck seiner nach solchen Vorbereitungen gemachten Darstellung, daß dem Theophilus, jedenfalls einem angesehenen und gebildeten Manne, Sicherheit gewährt werde betreffs des empfangenen Unterrichtes. Man braucht hier sicher nicht zwischen den Zeilen zu lesen, sondern hat nur von der Annahme auszugehen, der Prolog sei mehr als eine stilistische Übung, um einen zweifachen Schluß gerechtfertigt zu finden. Erstens: bei den „Vielen" macht sich gerade an dem, was Lucas sich so emphatisch beilegt, ein fühlbarer Mangel geltend, und zweitens: jene vielfachen Darstellungen sind geeignet, bei einem gebildeten Heidenchristen die Sicherheit, d. h. die feste klare Überzeugung, die objective Gewißheit über die Heilsthatsachen zu erschüttern oder doch abzuschwächen. Dr. Schanz sagt ganz richtig: „Wodurch diese Sicherheit gewährleistet werden könne, ist durch ἄνωθεν, πᾶσιν, ἀκριβῶς und καθεξῆς angezeigt." Nun, gerade dieses schreibt Lucas seiner Darstellung zu, und zwar mit einem deutlichen Seitenblick auf die „Vielen"; soll aber dieses das Eigenthümliche seiner Abfassung sein, so müssen offenbar diese Eigenschaften (mehr oder minder) sich in den Darstellungen der Anderen vermissen lassen. Lucas weist in der Charakterisirung seiner selbst assecuto omnia a principio diligenter (genau, mit Akribie) die Titel auf, die ihm ein Recht geben, nach „Vielen" als Schriftsteller aufzutreten: ich meine, wer seinen Vorgängern gegenüber, die er eben genannt hat, sich so ausdrückt, der läßt durchblicken, oder vielmehr spricht es unverhohlen aus, bei diesen trete in genannten Hinsichten ein Mangel zu Tage, und zwar derartig, daß er geeignet sei, die zu bietende Sicherheit in Frage zu stellen. Diese nämlich zu bieten und für sie den festen, unanfechtbaren Grund zu gewähren, stellt sich Lucas zur Aufgabe. Das muß er anstreben und erreichen, nachdem Viele dasselbe Gebiet schriftstellerisch bearbeitet haben; dazu hat er sich nach „Vielen" entschlossen, und dieser Zweck war maßgebend. Es kommt mir vor, daß, wenn heutzutage ein Exeget seinen Commentar, ein Dogmatiker seine Dogmatik, ein Geschichts-

schreiber seine Geschichte mit einem derartigen lucanischen Prologe eröffnete, die schriftstellernden Zunftgenossen die Spitze und den Stachel des Prologes sehr bald verspüren würden. Und so ist mir denn u. A. der lucanische Prolog noch immer ein Hinderniß, die von Dr. Schanz befürwortete und oft recht plausibel gemachte Benützungshypothese ohne alle Bedenken für richtig zu halten.

Dr. Schanz erklärt das καθεξῆς nicht von der chronologischen Reihenfolge, wie es doch die meisten neueren Exegeten fassen. Referent gesteht, auch nach den Ausführungen des obigen Commentars noch auf Seite der letzteren zu stehen. Zunächst ist nämlich nicht zu unterschätzen, daß dieses Wort in den anderen Stellen bei Lucas im Sinne zeitlicher Abfolge und zeitlicher Aufeinanderfolge gebraucht ist; vgl. Luc. 8, 1. Apg. 3, 24; 11, 4; 18, 23. Warum also anders im Prolog? Ferner hat Lucas eben erklärt, er habe Alles vom Anfange an genau erforscht[1]; er fährt fort: dieses wolle er nun der Reihe nach schriftlich abfassen. In welcher Reihe? Doch wohl in der dem „vom Anfang an" entsprechenden Reihe oder Reihenfolge, d. h. der zeitlichen Folge des Geschehenseins! Oder soll Lucas nur eben sagen wollen, er habe vor, in Ordnung zu schreiben, nicht gerade bunt und kraus durch einander, oder in logischer, systematischer Ordnung? Ersteres sagt zu wenig[2], da doch kein Schriftsteller in der Vorrede mit dem Bekenntnisse herausrückt, er habe sich vorgenommen, nicht ohne alle Ordnung zu schreiben; letzteres, eine Anordnung nach sachlichen, logischen Gesichtspunkten, ist im Evangelium nicht durchführbar. Eine zeitliche Ordnung entspricht auch am besten dem Zwecke des hl. Lucas, Sicherheit über den Unterricht dem gebildeten Theophilus zu bieten. Diese Sicherheit konnte nämlich in Frage gestellt werden, wenn verschiedene schriftliche Abfassungen, die sich alle auf die Überlieferung der Apostel beriefen, im Umlauf waren und dieselben Ereignisse in den verschiedenen Berichten verschieden gruppirt und mit einander verbunden erschienen. Jene Vielen gaben alle vor, „die Erzählung der von den Augenzeugen überlieferten Thatsachen der Reihe nach anzuordnen", ordinare narrationem — wenn nun da nicht Einhelligkeit, sondern Zwiespalt herrschte, die Thatsachen hier so, dort anders vertheilt, gruppirt waren, Christi Wunder und Lehren in Betreff der Zeit, des Ortes und anderer Umstände abweichend referirt wurden, so konnte dadurch einem gebildeten Heidenchristen die Sicherheit, die historische Beglaubigung jener widersprechend bezeugten Thatsachen in Frage gestellt werden. Und daß dieses die Sachlage war, bei der Lucas einzusetzen für gut fand, scheint eben der Prolog mit seiner detaillirten Hinweisung auf Lucas' Ausrüstung und Zweck recht nahe zu legen. Sonst müßten wir ihn ja zu einem leeren Wortgeklingel herabdrücken. War aber, wie er 1, 4 zu verstehen gibt, durch jene Darstellungen die Sicherheit gefährdet, so mußte zur Begründung der historischen Sicherheit eben die historische Ordnung ge-

[1] Genau nach dem Griechischen: er sei von vorne an Allem mit Genauigkeit gefolgt, sei nebenhergegangen von vorne an.

[2] Darin hat Rösgen Recht (Studien und Kritiken, 1876, S. 273).

wählt werden. Eine andere, künſtliche oder ſyſtematiſche, Anordnung würde den Zweifel nicht beſeitigen, ſondern eher den Verdacht erwecken, als ſollte durch geſchickte Gruppirung und ſchlaue Syſtematiſirung ein Coup zur Überrumpelung des Forſchergeiſtes vorbereitet werden[1].

Die Haupteinwürfe gegen die hiſtoriſche, zeitliche Ordnung, die Dr. Schanz bringt, ſind nicht durchſchlagend. Die Scene in Nazareth Luc. 4, 16 kann recht gut von der bei Matth. 13, 54, Marc. 6, 1 verſchieden ſein. Matthäus erwähnt ja einen zweimaligen Beſuch von Nazareth (4, 13; 13, 54), und daß auch der erſte nicht von Erfolg war, zeigt eben ſeine Redeweiſe 4, 13. Die Erzählung bei Matthäus und Marcus bringt *nach* dem genommenen Ärgerniſſe der Nazarethaner doch einige Wunder, die Chriſtus in Nazareth gewirkt habe. Für dieſe iſt in der Erzählung des hl. Lucas kein Platz. Warum ſollen ſich alſo beide Erzählungen nothwendig auf das gleiche Ereigniß beziehen? Weiteres vgl. *dieſe* Zeitſchrift 1883, Bd. XXIV. S. 207, 208.

Für die Luc. 4, 23 vorausgeſetzten Ereigniſſe iſt in dem 4, 14. 15 angegebenen Rahmen Zeit und Platz genug. Ebenſo ſteht nichts im Wege, daß Luc. 10, 38, eben weil Jeſus ſchon in Bethanien iſt, Joh. 7, 11 f. eingereiht werde; Luc. 13, 22 iſt in Übereinſtimmung mit Joh. 10, 23 f. Jeſu Aufenthalt in Jeruſalem zur Zeit der Tempelweihe angedeutet. Die Scene 13, 23 ff. weist nicht nach Galiläa hin, ſondern kann ſich ebenſo gut in Peräa abſpielen, das damals auch zum Gebiete des Herodes gehörte[2]. Sie kann alſo keinen Grund gegen die hiſtoriſche Anlage bilden. Luc. 17, 11 aber reiht ſich wieder gut an Joh. 11, 54, wo ſich Jeſus in Ephrem aufhält; von da iſt er auf längerem Umwege per mediam Samariam et Galilaeam, über Peräa, Jericho, Bethanien nach Jeruſalem zum Leidenspascha gepilgert.

Die eingehendſte Aufmerkſamkeit iſt dem Verhältniſſe des dritten Evangeliums zu den zwei vorhergehenden gewidmet. Der Herr Verf. hält an der Benützungshypotheſe feſt, macht aber doch auch namentlich für einige Partien der Traditionshypotheſe weitgehende Zugeſtändniſſe. Wenn es z. B. S. 276 heißt: „Daß allen drei Erzählungen (über die Verklärung u. ſ.) *ein* Typus zu Grunde liegt, zeigt die Einreihung an dieſem Ort, die Verbindung mit der folgenden Heilung des beſeſſenen Knaben und das Detail", ſo kann dieſes ebenſo gut zu Gunſten der Traditionshypotheſe geſagt werden. Für die Leidensgeſchichte fordert der Herr Verf. ohnehin eine „ſelbſtändige Behandlung" (S. 497); wenn er aber glaubt: das vielfache Zuſammentreffen in der Form

[1] Das auch zur Widerlegung der von Nösgen geforderten ſachlichen Anordnung (Studien und Kritiken, S. 274). Gerade die von ihm aufgeſtellte ſachliche Anordnung zeigt recht klar, daß eine ſolche nicht nachweisbar iſt.

[2] S. 287 ſagt Dr. Schanz: „Luc. 13, 31 weist ganz beſtimmt auf Galiläa hin." Aber S. 372: „Wahrſcheinlich ſpielt die Scene nicht in Peräa, welches damals auch zum Gebiete des Herodes gehörte, ſondern in Galiläa." Die S. 287 gegebenen Parallelſtellen aus Matthäus bewieſen für Galiläa, *wenn* Matthäus daſelbſt ſtreng chronologiſch ſchriebe, oder wenn nicht manche Sprüche zu verſchiedenen Malen wären vorgetragen worden; für eine ſolche Wiederholung mangelt es an Beiſpielen nicht. Dr. Schanz weist darauf hin, z. B. S. 328. 341. 375. 427. 438.

ſei nur aus gegenſeitiger Benützung oder einer gemeinſamen Quelle zu erklären (S. 498), ſo iſt die Disjunction zuzugeben, aber mit dem Vorbehalt, daß dieſe gemeinſchaftliche Quelle eben in dem durch die mündliche Katecheſe der Apoſtel ausgeprägten Typus ſich finden könne, wie denn in der That der Herr Verfaſſer für die Form des Berichtes über die Einſetzung der hl. Euchariſtie ausdrücklich auf die Tradition zurückgreift. — Zu dem Abſchnitte Luc. 22, 39—46 wird bemerkt: „Es hat wenig auf ſich, ob man den Stoff auf eine eigene Quelle und die Tradition, oder auf eine ſolche und den Marcustext zurückführt. Es ſind ja wohl einige formelle Übereinſtimmungen mit den anderen nachweisbar, aber eine gedächtnißmäßige Berückſichtigung in ſo geringem Umfang iſt von der Tradition nicht weit entfernt" (S. 522). Dieſe Bemerkung wäre wohl noch öfter zu machen geweſen. So wenn es heißt: „Neben der unverkennbaren gemeinſamen Grundlage bewahren alle drei Synoptiker ihren eigenthümlichen Sprachcharakter" (S. 200); wo iſt dieſe unverkennbare gemeinſame Grundlage? iſt es eine ſchriftliche Quelle, oder die Tradition?

Ebenſo wird ſehr nahe die Traditionshypotheſe geſtreift, wenn wir die Charakteriſtiken leſen: „Lucas, der in den Auslaſſungen und einzelnen Wörtern ſich mit Matthäus berührt, geht doch über beide hinaus, weil er mit Paulus allerdings am meiſten gegen die Verquickung des chriſtlichen Princips mit den jüdiſchen Obſervanzen zu kämpfen hatte" (S. 205); „eine Combination aus Matthäus und Marcus iſt bei der ſelbſtändigen Darſtellung weniger wahrſcheinlich" (S. 261) u. dgl. m. Dagegen ſind auf Rechnung der Benützungshypotheſe die Urtheile zu ſchreiben: „Die Faſſung des Lucas iſt nicht ſo paſſend, wie die des Matthäus (S. 294). — Lucas hat das σήμερον des Matthäus verallgemeinert, was zum Bittgebet weniger gut paßt (S. 317). — Die Form des Matthäus iſt paſſender (S. 320). — Die Ordnung iſt bei Matthäus weitaus beſſer (S. 325). — Der Zuſammenhang iſt bei Matthäus beſſer (S. 328. 340). — Dieſer Ausſpruch iſt bei Matthäus und Marcus beſſer an ſeinem Platze (S. 344). — Die Aufeinanderfolge des Matthäus iſt natürlicher (S. 349). — Die Darſtellung des Matthäus iſt hier gleichförmiger (S. 350). — Dieſer Vers paßt bei Matthäus beſſer in den Zuſammenhang (S. 414). — Dieſe Ermahnung ſteht bei Matthäus in beſſerem Zuſammenhang (S. 427). — Der Satz iſt hier in beſſerem Zuſammenhang als bei Matthäus (S. 439). — Die Darſtellung bei Lucas iſt gleichmäßiger und logiſch beſſer geordnet" (S. 472) u. dgl. m. Ich weiß nicht, was Andere denken; aber ich geſtehe, daß ſich mir eine Hypotheſe wenig empfiehlt, welche ſolche Prädicate an die Evangeliſten austheilen muß. Die Traditionshypotheſe iſt principiell einer ſolchen Notenverleſung überhoben. Deßgleichen muß die Benützungshypotheſe manche Erklärungen verſuchen, die bei der Tradition gar nicht in Betracht kommen können. Ein Beiſpiel. Beim Seeſturm rufen die Jünger in ihrer Angſt zum Heiland; bei Matthäus κύριε, bei Marcus διδάσκαλε, bei Lucas ἐπιστάτα. Bei der Benützungshypotheſe legt ſich die Frage nahe, warum Marcus anders als Matthäus, Lucas anders als beide ſchrieb, da Marcus und Lucas doch ihre Vorlage vor Augen hatten. Dr. Schanz antwortet: Gerade dieſer Wechſel

„zeigt die verſchiedene Auffaſſung der Synoptiker“. Aber der Grund iſt ſicher nicht ſtichhaltig, weil bei Lucas auch die Anrede κύριε und διδάσκαλε häufig genug ſich findet auch im Munde der Jünger (cf. 9, 54; 10, 17; 11, 1; 12, 41; 22, 33. 38. 49 und διδάσκαλε 21, 7). In der Beſprechung des Marcus-Commentares hatte ich die Frage geſtellt: Wenn Lucas bei Matthäus und Marcus las, post dies sex habe die Verklärung ſtattgefunden, was konnte ihn beſtimmen, ſeinerſeits zu ſchreiben: factum est autem post haec verba fere dies octo? Dr. Schanz antwortet, die Änderung ſei durch die große Vorſicht verrathende Vorliebe des Lucas für ungefähre Zahlangaben veranlaßt worden (S. 276). Aber kommt dieſe „große Vorſicht“, die dem hl. Lucas hier die Änderung in die Feder dictirt, nicht einem Zweifel an der Richtigkeit der Angabe der hll. Matthäus und Marcus gleich?

Über Chriſti Vorherſagungen betreffs der Bedrängniß von Jeruſalem leſen wir Sätze, wie: „Die genaue Schilderung verräth wieder den Beginn der Belagerung, aber iſt für eine Darſtellung ex eventu doch zu allgemein“ (S. 469). „Der mit der römiſchen Kriegskunſt vertraute Lucas, welcher den Beginn des Krieges bereits kannte, hat die allgemeinen Ausdrücke der Prophetie durch genauere erſetzt“ (S. 471). „Aus allem geht hervor, daß die eschatologiſche Rede den ſpäteren Verhältniſſen in der heidenchriſtlichen Welt entſprechend etwas modificirt wurde . . . Die Vorausſage der Jüngerſchickſale beweist, daß ſchon Erfahrungen vorlagen; die ſpeciellen Daten (21, 20) laſſen vermuthen, daß der Krieg bereits ſeinen Anfang genommen hatte“ (S. 485). Gegen eine ſolche Darſtellung habe ich principielle Bedenken; ſie gibt unnöthiger Weiſe der gegneriſchen Theorie über die vaticinia post eventum zu viel zu und ſtreift nahe an ein Verfahren, wie wir es z. B. bei Volkmar finden, der hauptſächlich aus Marcus 13, 2 ſchließt, das Evangelium ſei nach der Zerſtörung Jeruſalems c. 73 p. Chr. verfaßt; und warum? weil es da über den Tempel heißt: non relinquetur lapis super lapidem qui non destruatur. Denn wer konnte das vor der Erfüllung ſo genau wiſſen?!

Ein anderes principielles Bedenken mag gleichfalls berührt werden. Die bekannten Stellen Luc. 2, 40. 52 werden von einem ſeeliſchen Wachsthum Chriſti, von einer geiſtigen Entwicklung, einem wirklichen Fortſchritt in der geiſtigen Erkenntniß der menſchlichen Seele, von einem geiſtigen Heranreifen u. dgl. erklärt (S. 148. 153. 154). Aber wenn je, ſo muß hier bei dem Geheimniſſe der Menſchwerdung und den aus dieſer unbegreiflichen Erhöhung für die menſchliche Natur Chriſti reſultirenden Vorzügen der Exeget vor Allem bei der Dogmatik in die Schule gehen. Der Kürze wegen ſei nur auf die betreffenden Erörterungen verwieſen, die Dr. Scheeben gibt (Handbuch der kathol. Dogmatik, 3. Bd. 1. Abtheilung, S. 167. 169. 180). Die theologiſche Lehre über die Vorzüge der menſchlichen Seele Chriſti iſt auch keine ſchwankende, unbeſtimmte; Dr. Scheeben ſagt mit Recht darüber: „Die Lehre der Scholaſtik iſt in unſerer Frage viele Jahrhunderte hindurch ſo abſolut einſtimmig und entſchieden, daß ſich darin unzweifelhaft der sensus ecclesiae bekundet. Ein Abweichen von dieſer Lehre bei einigen neueren Theologen iſt daher nur durch Unkenntniß der Sachlage höchſtens zu entſchuldigen; unmöglich aber darf man

ſich auf ſolche Theologen als auf Autoritäten berufen, wodurch die alte Lehre zweifelhaft gemacht würde" (l. c. S. 170. n. 939). Die Speculation über die menſchliche Natur Chriſti muß von der Thatſache ausgehen, daß eben dieſe menſchliche Natur durch ihre Vereinigung mit der Perſon des ewigen Wortes zum Höhepunkt aller Gnaden und Vorzüge erhoben worden iſt, zu einer Erhabenheit und Größe, wie ſie umfaſſender und großartiger nicht gedacht werden kann; daher ſind ihr alle Vorzüge zuzuſprechen, welche mit dem Zwecke der Menſchwerdung, der Genugthuung für uns, nicht in Widerſpruch treten. Einſchlägiges ſehe man auch in dieſer Zeitſchrift 1879, Bd. XVI. S. 3 f., S. 134 f.; 1880, Bd. XIX. S. 215 f.

Schließlich noch ein Wort über die hiſtoriſche Bezeugung der Traditionshypotheſe. Ich habe früher bemerkt, daß alle Zeugniſſe über die Entſtehung der ſynoptiſchen Evangelien nur ihr allein zu gute kommen, und habe dieſen Beweis auch durch ein Beiſpiel a contrario geſtützt, daß nämlich durch poſitive Traditionshinweiſe beim Johannesevangelium und deſſen Abfaſſung ausdrücklich die Kenntniß und Berückſichtigung der vorhergegangenen Evangelienſchriften hervorgehoben werde (vgl. dieſe Zeitſchrift 1881, Bd. XXI. S. 299). Darauf antwortet der Herr Verfaſſer: „Die Nachrichten über das Johannesevangelium beweiſen nicht das Mindeſte .. ſie ſind nichts Weiteres als Folgerungen aus dem Inhalt" (S. 12). Eine Stelle, die ich im Auge hatte, iſt aus Clemens von Alexandrien. Er berichtet, mit Bezugnahme auf die Mittheilung älterer Presbyter (τῶν ἀνέκαθεν πρεσβυτέρων), Johannes habe, wahrnehmend, wie die äußere menſchliche Seite des Herrn in den anderen Evangelien ihre Darſtellung erhalten habe, auf Antrieb der Freunde in ſeiner Umgebung ein geiſtiges Evangelium verfaßt (bei Euſebius, H. e. 6, 14. Migne, XX. 552). Ich ſehe nicht, daß dieſe Mittheilung aus dem Munde der vor Clemens lebenden Presbyter nichts Weiteres ſei, als eine Folgerung aus dem Inhalt des Evangeliums. Eine andere Stelle iſt bei Euſebius, H. e. 3, 24 (Migne, XX. 265). Auch er beruft ſich auf folgende Überlieferung: nachdem die drei vorher geſchriebenen Evangelien bereits allgemein verbreitet worden und auch zu Johannes gelangt ſeien, habe er ſie zwar angenommen, indem er ihre Wahrhaftigkeit bezeugte; nur bleibe, habe er gefunden, für die Aufſchreibung noch übrig die Erzählung des von Chriſto zuerſt und im Anfange der Verkündigung Gewirkten. Ich zweifle auch, ob dieſe Stelle einfachhin als Reflexion einer ſpätern Zeit ohne wahren traditionellen Kern ausgegeben werden dürfe. Jedenfalls ſind dieſe Stellen anders formulirt, als jene über die Synoptiker, die nach Aller Eingeſtändniſſe nur Folgerungen und Vermuthungen der Betreffenden ſind. Es ſcheint demnach, daß man auch im Alterthum hier zwiſchen wahrem Traditionsgut und einfachen kritiſchen Folgerungen unterſchied[1]. Und es dürfte daher dem ſtrengen Wortlaut gegenüber nicht erlaubt

[1] Daher ſtimmt es nicht, daß Dr. Schanz einerſeits meine Behauptung, die Zeugniſſe über die Entſtehung der ſyn. Evangelien ſprächen nur zu Gunſten der Traditions-Hypotheſe, „unrichtig" nennt (Tüb. Quartalſchrift, 1882, S. 524), andererſeits aber zugibt, daß die Väter nur durch innere Gründe auf den Gedanken der Be-

sein, diesen Unterschied einfach zu verwischen, zumal da Clemens, der Schüler des von einem Apostelschüler bekehrten Pantänus, mit dem Zeugnisse τῶν ἀνέκαθεν πρεσβυτέρων eine sicher in die Zeit der Apostelschüler hinaufreichende Überlieferung bringt; es ist also diese Angabe nicht so einfachhin als „Reflexion einer späteren Zeit" (Einleitung in das Neue Testament, Aberle-Schanz S. 91) bei Seite zu schieben. Sodann darf nicht außer Beachtung gelassen werden, daß sich Johannes mit einer Absichtlichkeit und Deutlichkeit auf die synoptischen Evangelien bezieht, die man bei Marcus und Lucas hinsichtlich des oder der Vorgänger vergebens auch nur annähernd sucht (vgl. Joh. 2, 11; 3, 24; auch 1, 32; 4, 54). Soll das rein zufällig sein?

Es versteht sich von selbst, daß der Herr Verfasser mit besonderer Sorgfalt die Irrgänge der Tendenzkritiker darlegt. Bereits die ältesten Überlieferungen bringen bekanntlich das Lucas-Evangelium mit dem hl. Paulus in Verbindung. „Wenn im ganzen Leben des Apostels (Paulus) seine Charaktereigenthümlichkeiten scharf hervorgetreten sind, wenn in seiner apostolischen Thätigkeit das Heidenapostolat ganz entschieden betont wurde, so muß das Evangelium seines vertrauten Schülers nothwendig denselben Charakter an sich tragen und nach demselben erklärt werden. So wenig aber Paulinismus und Petrinismus Gegensätze waren, so verkehrt wäre es, das paulinische Evangelium dem petrinischen entgegenzustellen. Das Eine Evangelium ist nur von verschiedenen Gesichtspunkten und für verschiedene Verhältnisse dargestellt. Ja, gerade das Lucasevangelium beweist die Unhaltbarkeit des vielfach behaupteten Antagonismus. Möge auch diese Arbeit zur bessern Erkenntniß desselben Einiges beitragen!" (S. IV.) Es ist mit Grund zu hoffen, daß sie Vieles, recht Vieles beitragen werde. Was z. B. Hilgenfeld vor einiger Zeit in Zarncke's Literaturblatt entgegensetzte, war jedenfalls schwach.

Jos. Knabenbauer S. J.

Zur Congrua-Frage des katholischen Seelsorge-Klerus in Österreich. Von **J. Martini**, Weltpriester. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. XVI u. 415 S. Graz, Styria, 1884. Preis: *M.* 3.

Diese nun schon in dritter Auflage vorliegende Schrift leistet ein Doppeltes. Sie übt einerseits eine unnachsichtige Kritik der einzelnen Paragraphen und Ausdrücke, mit welchen durch die Regierungs-, Referenten- und Ausschußvorlagen der Frage über Aufbesserung der Seelsorger-Gehälter näher getreten ist; andererseits gibt sie einen eigenen Weg an, auf welchem diese Frage, selbst ohne Mehrbelastung des Staates, in wirksamer Weise gelöst werden könnte. Es handelt sich hier um ein Problem, welches nun schon ungefähr ein Jahrhundert lang der Lösung harrt, und dessen acute Seite sich

---

nützungshypothese gekommen sein konnten (Luc. S. 12). Ich glaube, hier sei es bemerkenswerth, daß die „spätere Reflexion" auf etwas kommt, wovon die einfache historische Tradition nichts weiß.

um ſo mehr zugeſpitzt hat, als durch die Vertheuerung aller Lebensbedürfniſſe die Noth unverhältnißmäßig geſtiegen und Abhilfe um ſo dringlicher geworden iſt.

Anſätze zur Hebung eines wahren Nothſtandes in der materiellen Lage eines großen Theiles der öſterreichiſchen Geiſtlichkeit ſind gemacht; aber es iſt, als ob ſelbſt dieſe Anſätze von der Hochfluth des Liberalismus hätten hinweggeſchwemmt werden ſollen, bevor ſie noch einen Lebenskeim entfalteten.

So ſchonungslos der Verfaſſer all die Winkelzüge bloßlegt, welche in den noch ſchwebenden Vorlagen gemacht werden, um den Schein der Fürſorge für Kirche und Prieſter zu retten und ſchließlich etwas Nennenswerthes nicht zu thun, ſo maßvoll und beſcheiden ſind die Vorſchläge, welche er jenen gegenüberſtellt, um eine wirkliche und dauernde Hilfe zu ermöglichen. Darum verdient die Schrift recht ſehr nicht bloß in den Reihen des Klerus ſelbſt eingehende Berückſichtigung, um über die eigene Lage ein klares Urtheil zu gewinnen, ſondern ſie verdient gerade auch von denen beachtet und durch und durch erwogen zu werden, welche als Theilnehmer an der Regierung oder der Vertretung des Landes dem Übel ſteuern können und müſſen. Was eine Ausgeburt der liberalen Religionsgleichgiltigkeit iſt, ſollte und müßte durch die guten Elemente, die doch auch in Öſterreich fürwahr noch nicht ausgeſtorben ſind, nicht bloß von der Oberfläche verſchwinden, ſondern mit der Wurzel ausgeſchnitten werden. Für die Männer dieſer Richtung ſind die Ausführungen des Verfaſſers weniger eine Anklage, als vielmehr ein Fingerzeig für das Ziel, auf welches hinzuſteuern ſei, und welches, wenn nicht urplötzlich, doch bei etwas gutem Willen in kurzer Friſt erreicht werden könnte.

Die Kritik, welche geübt wird, läßt ſich unter drei Geſichtspunkte bringen: 1. wie wenig wohlwollend das Ziel ſei, welches die verſchiedenen Vorlagen ſich ſtecken; 2. wie ungenügend und karg die Mittel ſeien, welche zu einer etwaigen Abhilfe der Nothlage in Anwendung kommen ſollen; 3. wie beklagenswerth die Geſinnung und wie unannehmbar die Grundſätze ſeien, welche den ganzen Aufbeſſerungsplan, wie er vorliegt, durchdringen.

Es ſoll vorderhand nur eine proviſoriſche Congrua-Aufbeſſerung geſchehen, nach Angabe des Motivenberichtes zum Regierungs-Geſetzes-Entwurf freilich auch aus dem Grunde, weil „ſich die Regierung der Erwartung hingibt, es werde nach Ablauf des Proviſoriums eine ausgiebigere Erhöhung möglich ſein“. Unterdeſſen aber wird der Wunſch der Regierung niedergehalten und erdrückt durch das Bewußtſein der ſtrengen Verpflichtung, „ſich auf der äußerſten Linie des Unentbehrlichen und Unerläßlichen zu halten: ... [darum ſind denn auch] die urſprünglich von den Landesbehörden und den Ordinariaten beantragten und ſelbſt die von ihr zuerſt in's Auge gefaßten Ziffern wiederholt reducirt, bis endlich eine Grenze erreicht ſchien, die wohl als das nicht weiter herabſetzbare Minimum einer Aufbeſſerung gelten konnte“. Welch feinfühliges Gewiſſen, welch drückende Pflicht! Die wirkliche Abſchätzung des Unentbehrlichen und Unerläßlichen, wie ſie von der Regierungsvorlage geſchieht, fußt nun in der That auf einer hohen Idee von der Selbſtverläugnung und heroiſchen Entſagung eines katholiſchen Prieſters, nicht aber

auf dem Verſtändniß der ſtandesgemäßen Ausgaben, welche derſelbe auch bei der größten Selbſtentſagung zu machen gezwungen iſt. Zur Begründung dient Angabe auf S. 226 u. 227: „Nach dem Regierungs-Entwurfe würde daher die weitaus größte Anzahl der Seelſorge-Stationen mit 500 fl. abgethan, d. h. als ultima meta iſt dem vieljährigen, vielleicht lebenslänglichen sudavit et alsit der weitaus größten Anzahl der katholiſchen Pfarrer das Adjutum eines politiſchen Concepts-Prakticanten geſteckt, der ſich etwa vor einem Jahre in die Kanzlei geſetzt. ... Und wie ſieht es mit den Bezügen der Kapläne aus (die nämlich bis auf 250 fl. heruntergehen können)? Nun, um 250 fl. bekommt man nicht einmal einen Diurniſten, dem man, täglich à 80 kr., mindeſtens 288 fl. des Jahres geben muß. Ein Gerichtsdiener letzter Kategorie erhält 250 fl. und 25% Zulage."

Einen noch höheren Grad der Entſagung und Selbſtverläugnung läßt die Regierung den Geiſtlichen ſich im Verlauf einer langen prieſterlichen Thätigkeit erwerben; darum wird denn der Ruhegehalt derer, welche durch Gebrechlichkeit und Alter oder durch Krankheit und Unglücksfälle nicht mehr fähig ſind, auf ihrem Poſten zu bleiben, ſo bemeſſen, daß ihnen — ſage und ſchreibe volle 157½—210 fl. und nach dem jetzigen Entwurf 25% Zulage ausgeworfen werden. Kein Wunder, wenn dann Fälle vorkommen, daß kranke Prieſter in haarſträubendem Elende daliegen und vergehen (S. 203).

Um nun aber zur Ausführung dieſer auch noch ſo kargen Aufbeſſerung überzugehen, ſo bleibt ſich bei dieſem Punkte die Vorlage in dem Vorſatze treu, ja nur das Unerläßliche zu thun. Es werden alle Einnahmen, welche mit einer Stelle verbunden ſind, ſo berechnet, daß dieſelben möglichſt hoch erſcheinen, wenn auch die Wirklichkeit noch ſo ſehr zurückbleibt; ein Einbekenntniß aller Einnahmeposten wird unter empfindlicher Strafe angedroht; der Anſpruch auf Zuſchuß ſeitens der Regierung oft von dem kleinlichſten Nachweiſe abhängig gemacht, daß die Einnahmen die feſtgeſetzte Congrua nicht erreichen; der Recurs wegen zu hoher Wertheinſchätzung der zur Stelle gehörigen Beſitzthümer und ihrer Erträgniſſe ſo bureaukratiſch hingeſchleppt und erſchwert, daß ſich Mancher lieber in ſein Schickſal ergeben wird, als nach jahrelangem Zuwarten auf Antwort und mit Aufwendung von perſönlich zu beſtreitenden Koſten ſchließlich noch abſchlägigen Beſcheides gewärtig zu ſein. Wir können natürlich in dieſer kurzen Beſprechung dem Verfaſſer nicht folgen in all das Detail, welches er beibringt und durch welches er die ungerechtfertigtſten Härten und die unſäglichen Plackereien aufdeckt. Es iſt dieſes eines der längſten und troſtloſeſten Kapitel des Buches (S. 72—188). Ein draſtiſches Beiſpiel wird S. 80 angeführt: „Da iſt z. B. in der einen Faſſion die geringfügige Stola ſtatt nach zehnjährigem nach einem ſechsjährigen Durchſchnitte ausgewieſen. ... Es hilft nichts! Um herauszubringen, daß nach zehnjährigem Durchſchnitt die Stola vielleicht 6 fl. beträgt, während ſie nach ſechsjährigem Durchſchnitt 6 fl. 50 kr. beträgt, oder umgekehrt, muß die Sache von der adjuſtirenden Behörde zurück an die biſchöfliche Diöceſanbehörde und von dieſer an die Fatenten; dieſer muß ſich ſeinen Ausweis hinwiederum vom Dechanten beſtätigen laſſen, um ihn ſodann durch das Ordinariat wieder dem

Adjustirungsamte zukommen zu lassen. So viel Zeit, so viel Tinte und Papier für eine Bagatelle." — S. 228 wird ein anderes Exempel geliefert, daß eine nach dem Regierungs-Entwurfe geplante Aufbesserung wegen des ungebührlich hohen Ansatzes des Reingewinnes einer Pfründe geradezu zu einer sehr empfindlichen Herabminderung des jährlichen Einkommens führen kann. Es wird dort ziffermäßig nachgewiesen, daß ein bisher auf 420 fl. abgeschätztes Einkommen durch übermäßige Taxirung einzelner Posten ohne wirklichen Zuwachs möglicherweise nominell auf die Höhe von 670 fl. steigt, und daß damit dort, wo die Congrua nur bis auf 500 fl. erhöht werden soll, wegen der Steuererhöhung eine Herabsetzung der bisherigen Congrua-Erhöhung um 100 fl. die Folge sein kann! — Zur selben Rubrik gehört eine Stelle aus der Collectiv-Eingabe des böhmischen Episkopates vom 26. September 1877, welche hier angeführt zu werden verdient. Sie lautet nach vorliegendem Werke S. 369: „Der Gesammtbetrag aller nach diesem Plan berechneten Aufbesserungen für sämmtliche Seelsorger in der ganzen böhmischen Kirchenprovinz wird demzufolge auch nur mit 125 000 fl. ö. W. beziffert, während die den Inhabern kirchlicher Pfründen in Böhmen nach dem Gesetz vom 7. Mai 1874 auferlegte Religionsfonds-Steuer die Summe von 250000 fl. ö. W. beträgt!"

Bezüglich des dritten kritisirten Punktes macht der Verfasser gelegentlich anderer zur Besprechung gezogener Fragen sehr treffende Bemerkungen. Er hebt es tadelnd hervor, wie in dem katholischen Österreich die protestantischen Wortsdiener besser gestellt sind, als die katholischen Geistlichen. Wenn wir in dem Punkte dem Verfasser nicht ganz beistimmen können, so ist es nur in dem Sinne, daß er den jüdischen und akatholischen Religionsdienern ein viel zu großes Anspruchsrecht zugesteht (S. 64), das sie in Wirklichkeit nicht besitzen. Er hebt ferner hervor, daß der Staat nach seinen eigenen Grundsätzen die hohe Pflicht habe, die Geistlichen standesgemäß zu honoriren, gerade deßhalb, weil er ihre Amtsverrichtungen als einen Staatsdienst auffaßt, und weil er ihnen thatsächlich durch verschiedene Registerführungen eine Last auflegt, welche keinenfalls ohne eine entsprechende Vergütung bleiben dürfte. Wenn zwar auch diese Auffassung der modernen Staatstheorie an einem wesentlichen Gebrechen leidet, so läßt sich doch nicht verkennen, daß gerade die Kirche und ihre Diener für die Aufrechthaltung der staatlichen Ordnung von wesentlicher Bedeutung sind, und daß es daher eine Pflicht der Billigkeit ist, für deren standesmäßiges Auskommen aufzukommen, und eine Pflicht der strengen Gerechtigkeit, die Gläubigen wenigstens nicht daran zu verhindern, daß sie durch freiwillige Beiträge und Stiftungen die sorgenfreie Existenz eines angestellten Seelsorgers ermöglichen (S. 57 ff.).

Noch manche andere Gründe werden beigebracht, weßhalb es als schwere Pflicht auf dem Staate laste, ein ausreichendes Honorar den Geistlichen zu sichern, wie z. B. der in der Vergangenheit verübte Raub und die schlechte Verwaltung der kirchlichen Güter. Da sind nun freilich nicht alle Gründe gleich gewichtig. Auf dem in ungerechtem Besitze festgehaltenen kirchlichen Gute lastet freilich eine evidente Pflicht des Staates, eine Herausgabe

oder entſprechende Entſchädigung zu leiſten. Für eine ohne ungerechten Beſitz geſchehene Schädigung kirchlicher Intereſſen und kirchlichen Eigenthums ſind mehr als der Staat diejenigen haftbar, welche jene ungerechte Schädigung verübt haben, oder etwa deren Repräſentanten: beſitzen kann eben der Staat als ſolcher auch ein fremdes Gut in ungerechter Weiſe; ſchädigen ohne Beſitzantritt durch ungerechte Handlung und in Folge deſſen erſatzpflichtig werden kann der Staat eigentlich nicht. — Erſatz leiſten dann ja in Wirklichkeit diejenigen, welche zur Herbeibringung der ſtaatlichen Hilfsmittel herangezogen werden, d. h. die einzelnen beſteuerten Staatsbürger — dieſe können aber eigentlich nur dann erſatzpflichtig werden, reſp. der Staat kann in dieſem Sinne nur dann erſatzpflichtig werden, wenn die Staatsbürger in ihrer moraliſchen Geſammtheit mitſchuldig waren an einer die Intereſſen der Kirche ſchädigenden Handlung der Volksvertreter. Doch auf dieſe prekäre Seite braucht gar nicht zurückgegriffen zu werden, um die Pflicht des Staates zum ſtandesmäßigen Unterhalt der Geiſtlichkeit augenſcheinlich darzuthun. Mag die objective Rechtsordnung oder der heutzutage ſo beliebte Volkswille den Maßſtab abgeben, in beiden Fällen kann zumal der öſterreichiſche Staat ſich der ſchweren Pflicht nicht entziehen, ſelbſt für den Fall nicht, daß man abſieht von den vielen kirchlichen Beſitzthümern, die er an ſich gezogen und wegen derer er für entſprechenden Unterhalt aufkommen müßte. Sehr mit Recht erinnert der Verfaſſer daran, daß zwar jeder Staat im Allgemeinen, aber Öſterreich ganz beſonders doch nie vergeſſen ſollte, was es für ſeinen eigenen Beſtand der katholiſchen Kirche verdanke, und daß auch ſeine Kraft für die Zukunft nur aus dem wahren katholiſchen Geiſte gezogen werden kann (S. 56 ff.).

Es iſt daher ein höchſt trauriges Geſtändniß, welches der Motivenbericht über die Auffaſſung jener ſtaatlichen Pflicht ablegt: „Allerdings hat der Staat die Fürſorge für die Subſiſtenz des Seelſorge-Klerus auf ſich, allein es iſt dieß doch nur eine in zweiter Linie befindliche ſtaatliche Pflicht, welche unter Umſtänden anderen eigenen Belangen des Staates nachſtehen müßte. ... Aus dieſem Grunde können die dem Klerus gewährten ſtaatlichen Vergünſtigungen nie den Charakter voller Unwiderruflichkeit erlangen und niemals zu ebenſo unentziehbaren Rechten werden, wie z. B. die den eigenen Beamten vom Staate gewährten Gehalte.“ Es iſt ſchwer, den ganzen Knäuel von Unrichtigkeiten zu entwirren, der in dieſen Worten liegt. Sehr richtig hebt zunächſt der Verfaſſer hervor, wie denn eine ſolche Sprache zu dem ſonſtigen Gebahren der Regierung ſtimme. Sonſt wolle ſie immer auch in kirchlichen Dingen, welche das materielle Wohl betreffen, das letzte Wort zu reden haben; ſonſt trete ſie ſo auf, als ob die angeſtellten Prieſter einfach ſtaatlich angeſtellte Beamten ſeien, ſie ziehe ſie heran zu ſtaatlichen Dienſtleiſtungen und zu dem vom Staate als ſein Gebiet beanſpruchten Unterricht: aber wenn es auf's Zahlen eines kärglichen Gehaltes ankommt, dann ſind die Geiſtlichen auf einmal dem Staate fremd; dann geberdet ſich der Staat, als ob ihm als ein unveräußerliches Recht die höchſte Verfügung über die kirchlichen Güter zuſtehe. Dieſe Tendenz tritt weniger bei der Regierungsvorlage als

bei der Ausschußvorlage an's Licht. Letztere hat nämlich dem Ausdruck der Referentenvorlage (§ 3), daß die Einzelbestimmungen über Zulagen „im Einvernehmen mit den Bischöfen" entschieden werden sollten, die ominöse Umwandlung in „nach Einvernehmung des Diöcesanbischofes" angedeihen lassen — wohl um ein auctoritatives Eingreifen der kirchlichen Behörde als ungehörig zu bezeichnen. — Wenn dann ferner gesagt wird, der Staat müsse in erster Linie für seine Beamten sorgen, so gibt schließlich der Verfasser es der wahren Wirklichkeit nach durchaus zu, daß der Staat die Geistlichen nicht zu seinen Beamten herabdrücken darf; aber wenn er durch feierliches Versprechen und durch Besitz von Kirchengut gehalten ist, für die Diener der Kirche zu sorgen, so ist das wahrlich keine Verpflichtung, welche erst in zweiter Linie zu erfüllen ist. Wir möchten hier wieder hinzufügen: Ist es denn wirklich der Staat, welcher zahlt, oder sind es nicht vielmehr die Staatsbürger? Will denn nun in der That irgend eine Regierung die Stirne haben, zu behaupten, die Staatsbürger seien in erster Linie verpflichtet, für die staatlichen Bedürfnisse und die staatlichen Beamten zu sorgen, und erst in zweiter Linie für die kirchlich-religiösen Bedürfnisse und die Diener der Kirche? Das heißt einfach die Dinge auf den Kopf stellen und alle christlichen Ideen verläugnen.

Die positiven Vorschläge, welche der Verfasser macht, gipfeln vorzüglich in zwei Forderungen, die aber, um rechtlich durchgeführt werden zu können, nicht der bloßen Gutheißung der bürgerlichen und politischen Gewalt bedürfen, sondern der Zustimmung der kirchlichen Behörden, bezw. der Genehmigung des Heiligen Stuhles, nicht entrathen können. Die eine dieser Forderungen stellt das allerdings bescheidene Ansinnen an die Regierung, jährlich die ganze nach dem Subcomité entfallende Deckungssumme herauszugeben; diese Summe solle aber nur theilweise zur sofortigen Gehaltserhöhung verwendet werden. Die sofortige Erhöhung solle, mit Ausnahme der Ruhestandsgehälter, nur nach dem niedrigeren Regierungs-Entwurfe geschehen, der restirende Theil solle kapitalisirt werden. Auf diese Weise würde nach einer nicht langen Reihe von Jahren das Gehalt aller Geistlichen soweit aufgebessert sein, daß es die bestehenden Vorlagen erheblich überschritte und den bescheidenen Anforderungen eines Seelsorgers gerecht würde (S. 255 ff.).

Die zweite Forderung — freilich für die Staatsmänner wird sie von radicalerer Natur zu sein scheinen — lautet auf Herausgabe des größten Theiles des Religionsfonds oder der Religionsfonde in die Verwaltung der Kirche und auf Vertheilung derselben zur festen Dotirung der einzelnen Stellen. Es ist kaum zu läugnen, daß dadurch eine ausgiebigere Ausnützung der bezüglichen Besitzungen angebahnt und damit allein schon die Stellung der einzelnen Pfründner verbessert würde. Es würde dadurch auch schließlich Ernst gemacht mit der Verwirklichung dessen, was Art. 31 des Concordats von 1855 in Aussicht nahm, nämlich daß mit der Zeit der Religionsfond diese Theilung in bleibende kirchliche Dotationen erfahren sollte. Es unterstellt diese Forderung natürlich die an sich evidente Wahrheit, welche auch das Concordat ausdrückt, daß nämlich der ganze Religionsfond Kirchengut

sei und deßhalb der Natur der Sache gemäß der Verwaltung der Kirche unterstehe. In der That ist dieser Fond oder sind diese Fonds in ihrer gegenwärtigen Gestalt illegitime Sprößlinge aus der Zeit der revolutionären Vergewaltigung der Kirche im vorigen Jahrhundert, zusammengeschweißt aus den von Seiten des Staates widerrechtlich an sich gerissenen oder aufgehobenen kirchlichen Stiftungen, dann aber schließlich durch den Heiligen Stuhl legitimirt und aus dessen Wohlwollen der Verwaltung des Staates, jedoch „im Namen der Kirche", unterstellt geblieben. Augenscheinlich hat daher der Heilige Stuhl das letzte Wort in Verwaltung derselben zu reden. — Der Verfasser erörtert anläßlich dieses Gegenstandes ausführlich die Frage, ob Religionsfond oder Religionsfonde zu Recht bestehen. Er entscheidet sich durchaus für Letzteres. Dieser Entscheidung stimmen wir bei. Hinsichtlich der Begründung dieser Entscheidung aber möchten wir bemerken, daß wohl in letzter Instanz die Auffassung der kirchlichen Organe maßgebend sei. Der Art und Weise, wie die Regierung die Sache aufgefaßt und in ihren verschiedenen Verordnungen oder Erlassen sich zurechtgelegt hat, kann in sich nur eine vorbereitende Bedeutung zukommen. Sie hatte ja keine Befugniß, fremdes Gut eigenmächtig an sich zu ziehen und zu vertheilen. Was sie gethan hat, ist nur insoweit Rechtens und kann nur insoweit Rechtens sein, als es sich mit dem (nachträglichen) Willen des obersten Verwalters der kirchlichen Güter, mit den Zugeständnissen des Heiligen Stuhles deckt. Vielleicht hätten sich daher zur Erhärtung des vom Verfasser aufgestellten Satzes noch andere objectiv gewichtigere Beweise vorbringen lassen können, als geschehen ist.

Zum Schlusse verdient betreffs der dritten Auflage noch besonders hervorgehoben zu werden, daß ihr Werth durch die Hinzufügung mehrerer bischöflichen Actenstücke erhöht ist, die dem Verfasser jetzt erst zur Kenntniß gekommen und zum Abdruck verfügbar geworden sind. Es sind dieß Eingaben an das Cultusministerium aus früherer und aus jüngster Zeit, in welchen seitens der Kirchenfürsten die Nothwendigkeit und Dringlichkeit des in besprochener Schrift behandelten Gegenstandes ernstlich betont wird. Sie liefern einen Beweis, daß die Aufbesserung der materiellen Lage der Geistlichkeit an jener Stelle eifrige Befürwortung fand und Gegenstand ernster Sorge war. Sie machen aber auch ersichtlich, daß die vorliegende Schrift fast als eingehender Commentar dessen gelten kann, was die bischöflichen Actenstücke in gedrängter Kürze darlegen, und als ein im Detail gelieferter Nachweis, wie begründet all die Beschwerden sind, welche von hoher kirchlicher Seite erhoben werden. Eine neue, nicht geringe Empfehlung des Werkes.

A. L.

Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands. Studien von **Heinrich Keiter.** Mit zwölf Porträts in Holzschnitt. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1884. Preis: *M.* 3.

Wie vor einigen Jahren in den „Katholischen Erzählern der Neuzeit", so hat Herr Keiter auch in dieser Schrift früher erschienene Einzelstudien zu einer Bildersammlung vereinigt, in welche er dießmal nur die Silhouetten zeit-

genöſſiſcher katholiſcher Dichter Deutſchlands aufnahm. Auch in vorliegender Sammlung iſt es dem Verfaſſer nicht um Vollſtändigkeit oder ſyſtematiſche Gruppirung und Werthſchätzung zu thun; wie ſich die Blätter in ſeiner Mappe im Laufe der Zeit anſammelten, ſo legt er ſie uns heute in anſpruchsloſem Nebeneinander nach Dichtungsart und Alphabet geordnet vor. Im Grunde mag der Kritiker Recht haben, den großen Schlichter aller Vortrittsfragen auch bei dem leichtempfindlichen Völklein lebender Poeten als Rangordner vorderhand noch walten zu laſſen — bis erſt die Zeit im ſtillen Kämmerlein ihre Regiſter geſchloſſen und das Schlußfacit des endgiltigen Verdienſtes bei einem Jeden gezogen hat. Nicht dem einzelnen Kritiker ſteht das Endurtheil über die Rangſtufe eines Schriftſtellers zu, ſondern der Volksſtimme.

Von den drei Gruppen: „Lyrik", „Epos" und „Drama", umfaßt die erſte elf Namen und ebenſo viele größere oder kleinere Studien: Baumhauer (S. 3—7), v. Brackel (8—14), J. B. Diel S. J. (15—21), Lebr. Dreves (22—28), v. Dyherrn (29—44), F. W. Grimme (45—57), L. Henſel (58—69), G. Morel (71—77), F. A. Muth (78—88), Heinrich Steinheuer (89—99), Vincenz Zusner (100—106).

Das Epos ſtellt ſechs Vertreter: „Amaranth und ihre Geſchwiſter" (S. 109—125), Edmund Behringer (126—146), Ludwig Brill (147—159), A. Jüngſt (160—165), Joſeph Pape (166—183), F. W. Weber (184—222).

Als Auserwählte auf dem Gebiete des Drama finden wir vier: W. Molitor (S. 225—238), F. Graf Pocci (239—246), Emilie Ringseis (247—256), Joh. Weißbrodt (257—265).

In einem dreiſeitigen Anhang wird ein ſummariſcher Überblick über Volks- und Jugenddramen gegeben.

Dieß die Behandelten. Über die Art der Behandlung läßt ſich im Großen und Ganzen nur das Beſte ſagen. Schlicht und recht prüft der Kritiker die einzelnen Werke ſelbſt und erhärtet faſt jedes ſeiner Urtheile durch Belege und Anführungen. Auf dieſe Weiſe ermöglicht er dem Leſer nicht bloß ein ſelbſtändiges Verdict, ſondern erzielt auch eine angenehme Mannigfaltigkeit in Ton und Gedanken, ja bietet faſt eine kleine Blumenleſe des Beſten und Schönſten aus den einzelnen Dichtungen. Epen und Dramen werden geſchickt zergliedert, aber ohne Eintönigkeit und trockene Schulmanier. So empfiehlt ſich das Werk als eine ſchöngeiſtige und gründliche Leſung und Orientirung über einen großen Theil unſeres zeitgenöſſiſchen poetiſchen Schriftthums. Möchte es auch nur den Nutzen haben, daß die ſo ſchön beſprochenen Dichter ſelbſt geleſen und — gekauft würden; denn wie die Wiſſenden behaupten, ſoll es damit beim katholiſchen Publikum noch ſchwach beſtellt ſein. H. Keiters Schuld iſt es gewiß nicht, wenn der Leſer für die Dichter nicht erwärmt wird; denn ſeine Kritik iſt durchaus eine poſitive, etwas optimiſtiſche, die mehr Nachdruck auf die Schönheiten als auf etwaige Schwächen legt. Es wäre Thorheit, die Berechtigung dieſer Art Kritik zu bezweifeln, nur muß man auch der negativen, mehr warnenden und auf Schwächen und

Fehler hinweiſenden Art ihr Daſeinsrecht nicht beſtreiten, ſo lange dieſe innerhalb der Schranken der Gerechtigkeit und Liebe bleibt. Übrigens iſt, wie geſagt, auch Keiter keineswegs blind oder gar zu nachſichtig mit Fehlern: ſonſt wäre er nicht der ganze Kritiker, der er iſt. Die am Ende der meiſten „lyriſchen" Studien wiederkehrenden Ausſtellungen über unreine Reime und kleinliche Verſehen hätten wir indeß in dem Buche ſehr gerne vermißt, wenn ſie auch in der „Recenſion" vielleicht am Platze waren. Wir ſagen vielleicht. Denn die neue Sucht, dem ſogenannten unreinen Reime mit zu großem Nachdruck und einer Überſtrenge zu Leibe zu gehen, kann uns durchaus nicht den Beifall abgewinnen, mit dem die Sache anderwärts begrüßt und gepflegt zu werden ſcheint. Wir wollen hier gewiß von „berühmten Muſtern" nicht reden; denn das iſt „ausgemacht" bei den Neuern, daß Schiller und Göthe im Reime keineswegs Muſter ſind. Aber was auch heute noch als wahr anerkannt werden muß, iſt die verhältnißmäßige Reimarmuth unſerer Sprache, nicht als ob unſere Sprache weniger vollkommen wäre oder weniger dichteriſch als andere, ſondern weil wir nicht den Flexions- und Ableitungsreim haben, ſondern nur den Stammſilben-Gleichklang in Verbindung mit der gleichen Endung zulaſſen. Die gleichlautenden Stammſilben aber ſind nun einmal beſchränkt, und mehr wie einmal, beſonders in kürzeren Versmaßen, wird ſich der Dichter trotz aller Sorgfalt und Nachforſchung in die Zwangslage verſetzt ſehen, entweder einen unreinen Reim anzuwenden oder ſeinem Gedanken eine urſprünglich nicht gewollte Färbung zu geben, wo nicht gar ihn halb oder ganz zu opfern. Freilich, dem reingereimten Liede ſieht man das nicht an; man nimmt eben die Gedanken, wie ſie jetzt vorliegen, und weiß nicht, welch andere, urſprünglichere, ſchönere ihnen vielleicht Platz gemacht haben. Man denke ſich einmal den Reimpurgirer an der Arbeit bei unſeren beliebteſten deutſchen Liedern, „all den Liedern mancherlei, von Liebe, Wein und Mai, in denen die Liebe trübe, Thränen und Sehnen, mit Blicken, die entzücken, bald auf der Höh', bald tief im Weh' ſich nicht weiß zu deuten die Märchen alter Zeiten, der Wein zum Abſchied der Brüder fließt, in Erwartung, daß man ſich bald wieder grüßt" u. ſ. w. Wir wollen gewiß der Nachläſſigkeit das Wort nicht reden. Wer der Form nicht die ganze ehrfurchtsvolle Sorgfalt und Liebe zuwendet, welche einer ſo erhabenen Sache wie der Kunſt gebührt, der iſt eben kein rechter Dichter; bei dem wird's aber auch ſonſt noch mangeln, im Rhythmus, im poetiſchen Ausdruck und zumeiſt im Gedanken.

Einen anderen Punkt dagegen ſähen wir bei unſeren Kritikern im Allgemeinen lieber mit Nachdruck behandelt. Es ſchleppen ſich eine ganze Menge conventioneller Phraſen, die eigentlich vom katholiſchen Standpunkt ein Unding oder eine Lüge ſind, auch durch unſere katholiſchen Gedicht-Sammlungen. Was da Alles über die Liebe, die Natur, das Grab u. ſ. w. geſagt wird, iſt bei andersgläubigen Dichtern ſo ſtereotyp geworden, daß wir gar nicht mehr daran denken, wie unpaſſend eigentlich die Sache ſelbſt oft iſt. Wir könnten manche Beiſpiele anführen, heben aber nur das eine oder andere hervor, welches wir im vorliegenden Buche ſelbſt finden:

Iſt verfloſſen meine Zeit,
O, dann mögt ihr mich begraben ...
In des Waldes Einſamkeit (S. 4).

Als Muſter hätten wir dieſe Strophe nicht gerade aufgehoben; denn katholiſcher Wunſch und auch dichteriſch berechtigter iſt es, in geweihter Erde zu liegen, wo zuweilen noch ein Lebender auf's Grab tritt zum Beten. Das letzte Lied auf S. 6 leidet an einem ähnlichen Schluß. Auch das Lied (S. 35) „Für dich" will uns nicht behagen:

Und Abends, wenn ich trete
In's ſtille Kämmerlein,
Falt' ich die Händ' und bete
Für dich, für dich (natürlich „ſie") allein.

Daß „ſein" Herz hat „Liebe" „Für dich, für dich allein", geht an, wenn man die Liebe in Anführungszeichen verſteht; meinetwegen auch:

Und in geweihter Stunde,
Wenn ich gedenke dein,
Dann bringt mein Lied die Kunde
Für dich, für dich allein,

obgleich dieſe Strophe uns nicht gerade ein Meiſterwerk ſcheint; aber daß „Er" nur für „Sie" allein betet, das iſt nicht ſchön.

Wir begreifen, daß Heine oft ſeine ſchärfſten Pointen durch die Einmiſchung des Heiligen in's Profane ſucht; aber bei einem katholiſchen Dichter ſtößt uns dieſer Kunſtgriff noch mehr, als bei dem getauften Juden. Wir verzeihen etwa dem Dichter noch einen Schluß wie S. 49, aber würden es für einen argen Verſtoß der Kritik halten, das Lied als Muſter anzuführen. Die „Durſthaftigkeit" der Mönche iſt ferner ſchon ſo oft und ſo gehäſſig beſungen worden von anderer Seite, daß wir es einem katholiſchen Dichter gern verziehen hätten, wenn er die dießbezüglichen Verſe in der Mappe behalten. Über die „Liebes"-Poeſie ließe ſich ebenfalls noch Manches ſagen, wenn man ſo mehrere Gedicht-Sammlungen vereint vor ſich hat; aber darin hat auch Keiter im Durchſchnitt das Rechte getroffen, indem er nicht zu großes Gewicht darauf legte.

Es erübrigte nun noch die Frage, wie wir uns als Kritiker zu den einzelnen Urtheilen Keiters ſtellen. Manche der hier beſprochenen Dichter fanden auch in dieſen Blättern eingehendere Behandlung, und im Allgemeinen ſtimmen die beiderſeitigen Urtheile überein. Ob wir bei anderen Autoren oder in einzelnen Meinungen vielleicht auseinandergehen, iſt für den Leſer von keinem Belang; denn wir ſind die Letzten, welche es einem Anderen verbieten möchten, ſeine Meinung über ein Werk zu haben und ſie als berechtigt auszuſprechen. Ein endgiltiges Urtheil wird ſich kein vernünftiger Kritiker zuſchreiben; denn auch hier gilt Uhlands Manneswort, das heutzutage bei literariſchen Sachen nur zu oft aus dem Auge gelaſſen wird:

Ich ſchwör' auf keinen einzeln' Mann,
Denn Einer bin ich auch.

Einmal glaubt Keiter des Unterzeichneten Meinung als von der ſeinen abweichend darſtellen zu ſollen. Auch darin macht er von ſeinem Rechte Gebrauch, wenn wir auch glauben, daß in dem betreffenden Falle zu ſehr ein einzelnes Wort herausgehoben und nicht der ganze Sinn genug berückſichtigt wurde. Daß der Unterzeichnete recht wohl an dem Unterſchied zwiſchen dem epiſchen und dramatiſchen Helden feſthält, hat er des Weiteren ja ſelbſt (Bd. XXV. S. 325) ausgeführt und auch an der von H. Keiter beregten Stelle klar genug angedeutet. Dadurch aber ſoll gar nicht behauptet werden, daß Herr Keiter mit ſeinem Urtheil nicht das Richtige getroffen, wenn er auch die Begründung des unſerigen vielleicht nicht vollſtändig gewürdigt hat.

Ein ſachliches Bedenken dürfen wir jedoch nicht zurückhalten. Es iſt F. W. Weber in „Dreizehnlinden" von competenter Seite in den „Hiſtor.-polit. Blättern" und auch ſonſt noch der Vorwurf einer allzu parteiiſchen Behandlung der Geſchichte Karls des Großen gemacht worden. Die Art aber, wie H. Keiter (S. 219) drei Strophen als Charakteriſtik und zwar als „Geſchichte des gewaltigen Kaiſers in Lapidarſtil" anführt und belobt, ſcheint uns ſogar noch über die Parteilichkeit des Dichters hinauszugehen. Karl der Große hatte ganz gewiß höhere Ideen, als ſich aus den Welttrümmern eine Pfalz zu bauen.

In Summa: Wir freuen uns, daß auch die katholiſche Kritik immer mehr Boden und ſo berufene Vertreter gewinnt. Die Kritik iſt für die aufblühende Literatur doppelt nothwendig. Nach Innen wacht ſie und warnt ſie, nach Außen bahnt ſie die Wege. Keiter ſagt mit Recht: „Wir Katholiken ſind gezwungen, für uns Literaturgeſchichte zu machen und unſere Autoren zur Geltung zu bringen; es iſt das ein Act der Selbſthilfe gegenüber der ‚Anmaßung, Nachläſſigkeit oder Trägheit' gegneriſcher Äſthetiker." Gibt Gott ihm Kraft und nimmt das Publikum die vorliegende Arbeit günſtig auf, ſo hofft Keiter in einer zuſammenhängenden Geſchichte der katholiſchen Belletriſtik Alles zu behandeln, was auf dieſem Gebiete erſchienen iſt. Wir zweifeln etwas, ob die Zeit für eine „Geſchichte" ſchon gekommen iſt, ſolange die Mehrzahl der Vertreter des poetiſchen Schriftthums noch unter den Lebenden weilt; im Übrigen aber würde es uns freuen, aus ſo berufener Feder noch viele ähnliche Bauſteine zur Geſchichte zu empfangen, und wir wünſchen daher nochmals dem Werke den beſten Erfolg.

Zwölf der Studien ſind mit je einem Porträt des betreffenden Dichters in mehr oder minder gelungenem Holzſchnitt verſehen.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Flavius Josephus' Jüdische Alterthümer. Übersetzt von Dr. Franz Kaulen. Zweite Auflage. 8°. X u. 696 S. Köln, Bachem, 1883. Preis: *M.* 9.

Des Flavius Josephus „Jüdische Alterthümer", welche die Geschichte des jüdischen Volkes vom Beginne der Welt bis zum Tode Nero's umfassen, sind wegen ihrer hohen Bedeutsamkeit für die heilige Geschichte seit Langem in alle europäischen Sprachen übersetzt. Wir Deutsche dürfen uns gratuliren, eine so anerkannt gute Übersetzung zu besitzen, wie die von Bischof Dr. Konrad Martin begonnene und von Professor Dr. Kaulen zu Ende geführte es ist. In der soeben ausgegebenen zweiten Auflage ist die Übersetzung, welche bei der ersten Auflage wegen der Verschiedenheit der Bearbeiter etwas ungleich war, so umgestaltet worden, daß sie jetzt wie aus einem Gusse und ebenmäßig dahinfließt. Mit Anmerkungen ist das Buch nicht überladen, sondern es hält hier das richtige, für wissenschaftliche Leser, die es voraussetzt, erwünschte Maß.

De la connaissance de soi-même. Essais de psychologie analytique, par Charles Loomans, Prof. et ancien Recteur de l'Université de Liège. IIe éd. p. 468. Paris, Lecoffre, 1883.

Es ist sicher immer erfreulich, wenn Männer, ausgerüstet mit gründlicher Wissenschaft und in hervorragender Stellung als Lehrer an den höchsten Bildungsanstalten, entschieden einer seichten und materialistischen Philosophie, welche die alten längst widerlegten Irrthümer im modernen schillernden Gewande von exacter Naturforschung vorträgt, mit ihrer Wissenschaft und ihrer wohlbegründeten Auctorität entgegentreten und für die Würde und den Adel des menschlichen Geistes als des unsterblichen Ebenbildes Gottes einstehen. Zu diesen Männern ist gewiß der durch seine vieljährige Lehrthätigkeit an der Universität Lüttich rühmlichst bekannte Verfasser obiger Schrift zu rechnen. Er betont mit Recht, daß eine Hauptquelle der Irrthümer der neueren, besonders der materialistisch-positiven Philosophie in der Überwucherung der Naturwissenschaften liegt, welche rein philosophische Fragen mit bloß naturwissenschaftlichen Methoden zu lösen trachten. Dem gegenüber stimmt er kräftig ein in das γνῶθι σεαυτόν, welches schon Sokrates stets der ganz nach außen gerichteten und in Sophistik ausgearteten Philosophie zurief. In einer auf Empirie gegründeten, aber zugleich rationellen Analyse des Selbstbewußtseins findet der Verfasser eine wissenschaftliche Widerlegung des Materialismus und Positivismus, indem er in sehr klarer und faßlicher Darlegung zeigt, wie aus solcher empirisch-rationeller Analyse des Selbstbewußtseins sich die Substantialität, Spiritualität, Personalität, Unsterblichkeit der menschlichen Seele, der totale Unterschied zwischen gemeinsamen sinnlichen Vorstellungen (phantasmata communia) und wahrhaft allgemeinen Ideen, wie auch die Freiheit des menschlichen Willens ergibt. Hieraus folgt, daß eine solche Seele, was immer man auch über die neueren Evolutionstheorien denken möge, nie und nimmer durch Evolution aus einer Thierseele entstanden sein, sondern nur unmittelbar von einem persönlichen Gotte als sein

Nach- und Ebenbild erschaffen sein könne. Dieses in Kürze der Inhalt der psychologischen Essais, die gewiß nicht verfehlen werden, besonders in den vom Materialismus angesteckten Schichten einen höchst wohlthätigen, warnenden und belehrenden Einfluß zu üben. Darum wollen wir auf einige Punkte, in denen wir anderer Meinung sind, hier nicht weiter eingehen. Nur glauben wir bemerken zu sollen, daß der Werth des Buches noch größer gewesen, wenn es mehr der Psychologie des heiligen Thomas gefolgt wäre.

Erinnerungen eines alten Lutheraners. Von L. v. Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. XI u. 232 S. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung, 1883. Preis: *M.* 3.

Vorstehendes Büchlein hat bei seinem ersten Gange durch die Welt warme Freunde gefunden, wurde sogar einer italienischen und dänischen Übersetzung gewürdigt. So darf es uns nicht wundern, daß trotz der großen Menge ähnlicher Schriften bereits innerhalb Jahresfrist eine zweite Auflage nothwendig wurde. Dieselbe ist durch einen interessanten Nachtrag vermehrt, in dem alle protestantischen Recensionen des Buches ganz abgedruckt und bündig widerlegt werden. Was das ganze Werkchen auszeichnet und ihm so viele Freunde erworben, spiegelt sich auch wiederum in dieser Beigabe ab: Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit des Verfassers, sowie Klarheit und scharfe Logik. Aus dem, was die Kritiker gesagt, und noch mehr aus dem, was sie verschwiegen, durfte der Verfasser den Schluß ziehen: „Sämmtliche Besprechungen in öffentlichen Blättern konnten nur jene Überzeugung bestärken, daß auch kein einziger der von uns angeführten Beweise sich umstoßen läßt."

De SS. Corde Jesu ejusque cultu tractatus philosophicus, historicus, dogmaticus et asceticus. Auctore sacerdote L. Leroy, Dr. phil. et theol. 8°. p. XIV et 348. Leodii, Dessain, 1882.

Es ist das kein gewöhnliches Andachtsbuch, sondern eine recht gründliche theologische Abhandlung über die Verehrung des heiligsten Herzens. Sie ist vollständig, bündig, klar, indem sie alle diese Andacht betreffenden Fragen von irgend welcher Wichtigkeit behandelt, ohne indeß durch Weitschweifigkeit zu ermüden. Wenn daher ihr Titel auch viel verspricht: Philosophie, Geschichte, Dogmatik, Ascese, so erfüllt sie doch durch ihre Reichhaltigkeit, was sie in Aussicht stellt. Uns scheint indeß, daß sie die ungewisse physiologische Frage: ob das Herz principium elicitivum oder nur manifestativum der sinnlichen Affecte sei, zu viel betont. Gerade die Vermengung dieser dunklen Streitfrage mit besagter Verehrung war es ja, die auf Betreiben Lambertini's (Benedict XIV.) deren feierliche Bestätigung durch den Heiligen Stuhl so lange verzögert hat. Dieselbe dient auch jetzt nicht zur Förderung jener Andacht, die davon ganz unabhängig ist und auch nicht nebensächlich auf ungewisse philosophische Meinungen gestützt werden soll. Wenn der Herr Verfasser in der Vorrede zu seiner Entschuldigung bemerkt, er habe deßhalb so ausführlich die physiologischen Fragen über das menschliche Herz erörtert, weil man „das Herz Jesu Christi um so vollkommener verehren würde, je vollere Kenntniß wir davon haben", so scheint diese Begründung doch nicht so ganz stichhaltig zu sein. Denn sonst müßte auch ein Anatom, weil er eine vollere Kenntniß von der physischen Structur des menschlichen Körpers hat, besser den heiligsten Leib, und ein Physiologe, weil er genauer die Natur und die Functionen des Blutes kennt, besser das heiligste Blut verehren können. Allerdings ist

der physische Leib, das physische Blut, das physische Herz Gegenstand der Verehrung; aber eine gelehrte physiologisch-anatomische Kenntniß des Leibes, Blutes, Herzens fließt in den Cult jener Gegenstände nicht ein.

Tagebüchlein für katholische Lehrerinnen. Von einem Schulfreunde. 12°. 27 S. Trier, Groppe, 1883. Preis: 40 *Pf.*

Ein allerliebst ausgestattetes Büchlein. Noch trefflicher ist aber sein Inhalt. Es wird darin über den Beruf und die wichtigsten Pflichten einer katholischen Lehrerin gehandelt. Die große Kürze will die häufige Lesung ermöglichen: in der That können die dort vorgetragenen Lehren und Ermahnungen nicht oft genug beherzigt werden. — S. 23 muß es Berchmans statt Bergmanns heißen.

Beati Petri Canisii Societatis Jesu theologi Catechismus Graeco-Latinus. Opera R. P. Georgii Mayr ejusd. Societatis. Textum recognovit atque appendicem precum adjunxit Ignatius Bányik item Societatis Jesu sacerdos. 12°. p. 74. Coloczae, Ant. Malatin, und Freiburg bei Herder, 1883. Preis: *M.* 1.

Nachdem P. Georg Mayr, ein wahres Sprachentalent, den kleinen Canisius'schen Katechismus in zahlreiche Sprachen übertragen, wurde insbesondere von der griechischen Übersetzung eine große Anzahl von Ausgaben veranstaltet. Die vorliegende, in diesem Jahrhundert wohl die einzige, dürfte alle früheren an Correctheit des Druckes und guter Ausstattung übertreffen. Bei dem großen Aufschwunge, den die Verehrung des seligen Petrus Canisius in der letzten Zeit genommen, wird der altehrwürdige „Canisi" in dieser Form gewiß Manchem eine willkommene Gabe sein.

Manuel biblique, ou Cours d'Écriture sainte à l'usage des séminaires. Par F. Vigouroux, Prêtre de Saint-Sulpice. Troisième édition, revue et augmentée. Tome second. Livres Historiques — Sapientiaux — Prophétiques. Kl. 8°. p. 691. Paris, 1883.

Die allgemeine Charakteristik, die wir in diesen Blättern (1882, Bd. XXIII. S. 421) vom ersten Bande vorliegenden Manuels gegeben haben, gilt auch von dem zweiten. Ebenso findet das jenem Bande gespendete Lob ungeschmälert auch auf diesen Anwendung. Die gewöhnlichen Einleitungsfragen sind eingehend und klar erörtert; die Darstellung orientirt gut über den Stand der strittigen kritischen Probleme; die Einwürfe der Gegner sind mit deren hauptsächlichsten Gründen angeführt; die kritische Beurtheilung bekundet ein reiches Maß von Wissen, ein gesundes Urtheil und eine feine Beobachtungsgabe. Die durch sichere Tradition verbürgten Ansichten werden mit Glück und Geschick vertheidigt und anempfohlen. Der Fälle, in denen sich wohl eine zu weit gehende Ablehnung der kritischen und sprachlichen Schwierigkeiten ausspricht, dürften sich wenige finden. Dahin gehört z. B., daß der Herr Verfasser auch im sprachlichen Charakter und im Wortschatze des Ecclesiastes keine Veranlassung findet, an der salomonischen Abfassung zu zweifeln, oder diese trotz der sprachlichen Eigenthümlichkeiten, die einer späteren Zeit anzugehören scheinen, mit Anerkennung und Lösung dieser Schwierigkeit vorzutragen. Trefflich und ausführlich sind die den einzelnen Büchern beigegebenen Analysen, die recht übersichtlich gehalten sind und an die sich oft weitere Erörterungen erklärenden und besonders apologetischen Inhaltes anreihen. Wie im ersten Bande, so ist auch hier auf die Lösung der Einwürfe, die

man aus dem Inhalte und den Angaben der biblischen Bücher gegnerischerseits entnimmt, dankenswerthe Rücksicht genommen. — Manchmal sind zur Erleichterung der Übersicht Tabellen beigefügt; vgl. S. 115. 119. 164. — Die messianischen Weissagungen sind besonders berücksichtigt. Mit Hinsicht auf den Zweck des Handbuches, den Priestern die für fruchtbare Lesung der heiligen Schrift nöthigen Aufschlüsse zu geben, ist es auch sehr anerkennenswerth, daß die Psalmen, dieser Hauptbestandtheil des Breviers, so einläßlich analysirt worden sind. Der Herr Verfasser spricht sich über das von Dr. Bickell und P. Gietmann vertretene System der hebräischen Metrik anerkennend aus; er findet es non sans vraisemblance (p. 204). Besonders eingehend ist auch die Darlegung des Gedanken-Inhaltes des Propheten Isaias.

Das Kirchenjahr in Bildern und Dichtungen berühmter Meister. Herausgegeben von Jakob Nostadt. Mit 63 Illustrationen. 12°. 221 S. Mainz, Kirchheim, 1883. Preis: *M.* 4.

Die Kindheit Jesu in Bildern und Dichtungen berühmter Meister. Herausgegeben von Jakob Nostadt. Mit 44 Illustrationen. 12°. 224 S. Mainz, Kirchheim, 1883. Preis: *M.* 4.

Die katholische Geschenkliteratur hat durch diese Bändchen eine sehr schätzenswerthe Bereicherung erfahren. Auge, Geist und Herz finden in den mit großem Geschick ausgewählten Bildern und Poesien Genuß und Erbauung. Die berühmtesten christlichen Maler aller Zeiten steuern bei, um die Geheimnisse, welche das Kirchenjahr und die Kindheit Jesu umschließen, in größter Mannigfaltigkeit und doch stets in frommer, eindrucksvoller Weise dem betrachtenden Gemüthe nahezubringen. Auch die Zusammenstellung der Gedichte ist eine recht glückliche, indem die Auswahl auf solche fiel, in welchen Frömmigkeit und echte Poesie sich harmonisch vereinen, um durch ihre Reize das menschliche Herz aus dem Erdenstaub in höhere, reinere Regionen emporzuheben und es dem Urbild aller Schönheit möglichst nahezubringen. Es ist ein echt katholischer Geist, welcher uns aus diesen Dichtungen entgegenweht. So möge es auch vor Allem die Sorge der Katholiken sein, zu einer weiten Verbreitung der durchaus preiswürdigen Sammlungen nach Kräften beizutragen. Die durch Zinkographie hergestellten Bilder lassen freilich Einiges zu wünschen übrig; allein wir erkennen gerne an, daß bei einer anderen Herstellungsweise sich kein so billiger Preis hätte erzielen lassen.

Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Glauben. Von P. Miguel Mir S. J. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Spanischen übersetzt von Johannes Jehli. 8°. VIII u. 362 S. Regensburg, Manz, 1883.

Über die Ziele, den Inhalt und die hohen Vorzüge des Mir'schen Werkes haben wir bereits vor Jahresfrist in diesen Blättern (Bd. XXIV. S. 421 ff.) berichtet. Der daselbst angezeigten französischen Übersetzung ist nun zu unserer Freude auch eine deutsche gefolgt, welche sich durch Treue und strenge Anlehnung an den spanischen Text auszeichnet, dabei aber auch durchweg dem Genius der deutschen Sprache gerecht wird. Die vom Übersetzer beigegebenen Erläuterungen zu einigen Stellen verdienen gewiß den Dank der Leser; nur wären dieselben, statt zusammen im Vorworte ihren Platz zu finden, wohl besser einzeln den betreffenden Stellen als Fußnoten angefügt worden. Die vortreffliche Ausstattung macht dem Verleger alle Ehre. Das mit so viel Geist und Gelehrsamkeit geschriebene Buch, welches seine Leser in den Kreisen aller Gebil-

deten sucht, hat sich bereits in Spanien, Frankreich und England ein wohlverdientes Ansehen erworben. Möge es nunmehr, wo es auch in unserem Vaterlande einen so fleißigen und gewandten Interpreten gefunden, daselbst gleichfalls sich zahlreiche Freunde gewinnen.

Pädagogische Erinnerungen von Dr. C. F. Krabbe, weiland Dombechant und Geistlichem Rath in Münster. Mit dem Bilde und der Lebensskizze des Verewigten. 8°. 158 S. Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung, 1883. Preis: *M.* 1.50.

Der etwas seltsame Titel dieses Buches will nichts Anderes besagen, als daß wir es hier mit einem Stück Selbstbiographie eines Pädagogen, und zwar eines im Schulfache ergrauten Mannes, zu thun haben. Die schriftlich aufgezeichneten „Erinnerungen" des im Jahre 1794 geborenen und im Jahre 1866 gestorbenen Dombechanten Krabbe erstrecken sich, von der frühesten Jugend angefangen, bis zum Jahre 1844, wo Krabbe's Eintritt in das Münster'sche Domcapitel erfolgte. Krabbe hat als Schüler Overbergs stets die gesundesten pädagogischen Grundsätze vertreten, und seine hohen Verdienste um das Schulwesen, besonders des Münsterlandes, werden allgemein anerkannt. So sind auch diese „Erinnerungen" reich an Belehrungen auf dem Gebiete der Pädagogik, und dieselben wirken hier um so unmittelbarer, als die Erzählung der Erlebnisse in ungezwungenster Weise sich voranbewegt, ohne daß jemals ein lehrhafter Ton angeschlagen wird. Auf die Zeitgeschichte, besonders auf die Geschichte des Schulwesens im Münsterlande, entfallen mannigfache Streiflichter. — Was Krabbe zur Entschuldigung seines von ihm in den Studienjahren hochverehrten Lehrers Hermes vorbringt, hat uns nicht in allweg überzeugt.

Theotimus. Blüthenlese aus den Werken des hl. Karl Borromäus, Cardinal der heiligen römischen Kirche und Erzbischof von Mailand. Von J. P. Kroeffges, Rector am Mutterhause der barmherzigen Schwestern vom hl. Karl Borromäus in Trier. Mit Erlaubniß der geistlichen Obern. 12°. XVI u. 322 S. Trier, Grach, 1883.

Erst im vorigen Jahrhundert wurden die Schriften des heiligen Erzbischofes von Mailand dem Drucke übergeben, nachdem sie fast zwei Jahrhunderte als Manuscript in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand geruht hatten. Herr Rector Kroeffges will nun diesen „Schatz himmlischer Weisheit" für Deutschland nutzbarer machen, nicht zwar durch eine Übersetzung sämmtlicher Schriften, sondern durch eine nach bestimmten Gesichtspunkten angestellte Auswahl aus denselben. Wir können das Büchlein kurz eine Schule des Tugendlebens nennen, indem es zur Übung der besonders für Ordensleute wichtigsten Tugenden kräftige Beweggründe an die Hand gibt und damit eine praktische Anleitung zur Erwerbung der einzelnen Tugenden verbindet. Der hochw. Herr Herausgeber hat sich indessen keineswegs damit begnügt, die ausgehobenen Stellen in guter Übersetzung einfachhin aneinanderzureihen: vielmehr machen zahlreiche Einschaltungen — Einleitungen und Übergänge, alle durch kleineren Druck sofort kenntlich — die „Blüthenlese" zu einem ebenmäßigen, wohlabgerundeten Ganzen.

Das heilige Haus zu Loreto und die lauretanischen Gnadenorte in deutschen Landen. Historisch bearbeitet von Joseph Sauren, Rector am

St.-Marien-Hospital in Köln. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 14 Illustrationen und 2 Plänen. 16°. XVI u. 251 S. Einsiedeln, Benziger, 1883.

In einer wahrhaft edeln und doch volksthümlichen Sprache, mit der frömmsten Salbung und doch mit der nöthigen Kritik erzählt uns der Verfasser in vorliegendem Büchlein die Geschichte und Geschicke, die alte Armuth und die gegenwärtige Pracht eines Hauses, in welchem jeder Christ eine gewisse Heimstätte für Herz und Seele zu suchen gewohnt ist. Wir besaßen bislang in Deutschland kein so ausführliches Originalwerk über diesen so anziehenden und wichtigen Gegenstand, und die Übersetzungen boten nicht immer das, was entweder die Frömmigkeit oder die Kritik verlangen konnten. Wir begrüßen daher das vorliegende Büchlein aus ganzem Herzen und empfehlen es den weitesten Kreisen. Wenn wir sehen, wie glücklich der Verfasser das historisch-kritische Material zu handhaben weiß und wie gut er sich in der Gesammtliteratur über seinen Stoff auskennt, möchte man es fast bedauern, daß er seinem Werke überhaupt nicht den wissenschaftlichen Charakter auch äußerlich gegeben hat; indeß dürfte er doch im Rechte sein, wenn er, des Nutzens und der Verbreitung seiner Arbeit wegen, die populär-erbauende Form auf wissenschaftlicher Grundlage vorgezogen hat. Außer der Geschichte und der Beschreibung des heiligen Hauses in Loreto selbst bringt uns Herr Sauren die Geschichte der lauretanischen Heiligthümer in Deutschland. Vor allem gelungen und werthvoll ist hier die historische Darstellung des Gnadenortes zur hl. Maria in der Kupfergasse zu Köln. Möge das Büchlein in recht vielen Herzen die Andacht zur heiligen Familie von Nazareth vermehren!

Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. Herausgegeben von Dr. K. J. Dumont, Domcapitular. Nach den einzelnen Decanaten geordnet. XXII. Decanat Grevenbroich, von H. H. Giersberg, Dechant. 8°. XV u. 422 S. Köln, J. P. Bachem, 1883. Preis: *M.* 2.

Der hochw. Herr Verfasser hebt zu Anfang seines Buches hervor, daß aus der reichen Cultur, welche das Decanat Grevenbroich, zwischen Köln und Neuß, im Mittelalter erlebte, nur dürftige Nachrichten und vereinzelte Bruchstücke sich erhalten haben. Und doch muß dort im zwölften Jahrhundert eine Glanzperiode gewesen sein, wie schon daraus erhellt, daß noch heute von den 25 Pfarrkirchen 5 romanisch sind. Von den übrigen sind nur 2 gothisch, 8 aus dem achtzehnten Jahrhundert und zwar aus seiner letzten Hälfte, 10 aus den Jahren 1833—1876. Die Nachrichten fließen seit dem sechzehnten Jahrhundert reichlicher und bieten wenigstens für die beiden letzten Jahrhunderte ein ziemlich vollständiges Mosaikbild der kirchlichen Geschichte der Gegend. Dürften wir einige Wünsche ausdrücken, so würden sie dahin gehen, daß bei den folgenden Bänden ein Sachregister, eine Karte des Decanates mit den alten Grenzen und Orten, eine historische Übersicht, in der das Material des Buches kurz zusammengefaßt ist, und genauere Nachrichten über Kirchen und Kunstgegenstände gegeben würden. Der hochw. Verfasser hat das zerstreute Material so emsig zusammengelesen und so klar geordnet, daß man ihm Dank wissen muß, um so mehr, da er der Erste ist, der seinen Theil ausführte am großen Plane, die einzelnen Decanate der weiten Erzdiöcese historisch zu bearbeiten. Er hat mit Hilfe fleißiger Mitarbeiter die Bahn gebrochen. Vivat sequens!

Miscellen.

Ein Märtyrer des Beichtsiegels. Lehmann hat durch den vierten Band seiner Publicationen aus dem geheimen Staatsarchiv u. A. auch die Erinnerung an einen Märtyrer des Beichtsiegels wiederum wachgerufen. Am Anfang des vierten Bandes findet sich nämlich aus dem Kriegsarchiv des großen Generalstabes ein Brief abgedruckt, der von Neuem bestätigt, daß den executirten „Capellan Faulhaber alle seine Glaubensgenossen vor einen Märtyrer declariren". Das Schreiben, datirt Glatz 2. Januar 1758, hat zum Verfasser den Landrath von Pfeil und ist gerichtet an den Etatsminister von Schlabrendorff. Es lautet:

„Den 30. December wurde hier der Capellan Faulhaber der Jüngere executiret, weil ein eingebrachter Deserteur von dem Regiment de la Motte Fouqué wider ihn denunciiret hat, daß er ihm auf Befragen, ob er wohl desertiren könne, in der Beichte zur Antwort gegeben habe, daß es wohl eben nichts zu bedeuten hätte. Der Geistliche hat nach seinem principio religionis durchaus nichts bekennen wollen, jedoch zuletzt soviel gesagt, daß er bei seinem Amte und bei dem Sacrament der heiligen Beichte nichts gestehen könne. Hingegen aber sagt man auch, der Soldate habe nach ausgestandener Strafe seine Denunciation wieder revociret und nach der Execution offentlich declariret, daß er schuld an dem unschuldigen Blute sei. Der Tod wurde ihm früh morgens nach Offnung der Festung, wo er im Stadthause saß, angekündiget, und er darauf auch bald über die Festung herausgeführet und vor dem Brückenthor gehangen. Er ist ziemlich beherzt gestorben, weil er vermuthlich sich vor einen Märtyrer gehalten, wovor ihn seine Glaubensgenossen alle declariren."

Einiges in diesem Schreiben ist eine officielle Bestätigung der Darstellung des Protestanten Schummel in seiner „Reise durch Schlesien im Julius und August 1791" (Breslau 1792). Aus letzterem Werke brachten seiner Zeit katholische Zeitschriften dankenswerthe Auszüge. Andere wichtige Punkte des Schreibens bei Lehmann bedürfen nothwendig der Berichtigung und Ergänzung, die wir hier in Kürze nach der „Urkundlichen Kirchengeschichte der Grafschaft Glatz von Al. Bach" (Breslau 1841) geben wollen.

Als Andreas Faulhaber nach der Entfernung der Jesuiten aus Glatz im Jahre 1757 das Amt eines Kirchenkatecheten, Schloßpredigers und Kaplans an der Seite seines älteren Bruders Augustin verwaltete, entwichen in den ersten Tagen des September zwei Soldaten, Joseph Rentwig und Johann Veit, aus der Festung. In der Nähe des letzten preußischen Dorfes stießen sie auf eine im dortigen Gebüsche stehende Feldwache preußischer Husaren. Von diesen wurden sie ergriffen, an die Schweife der Pferde gebunden und

in die Festung zurückgebracht. Einer der Deserteure berief sich in seiner Angst auf den Geistlichen Andreas Faulhaber, der ihn nicht gehörig belehrt habe[1].

Am 5. September 1757 ward der Geistliche auf Befehl des preußischen Generals Fouqué verhaftet und in die Bastei beim böhmischen Thore in ein Gemach gebracht, in welches das Tageslicht nur durch eine schmale Öffnung einfallen konnte. Später wurden mit ihm und dem Soldaten mehrere Verhöre angestellt. „Die erste Frage," schreibt Andreas in einem am 23. Dec. seinem Bruder Augustin[2] geschickten Briefe, „ist gewesen: ‚Aus besonderer Ordre Ihro Excellenz des Herrn Generals will er wissen, warum Sie hier sitzen', worauf ich geantwortet: ‚Wegen falscher Angebung, daß ich im Beichtstuhle gefragt worden und geantwortet hätte, nachdem ich den Beichtenden das Jurament zu halten ermahnt, daß es hart und schwer sei, doch nicht viel zu

[1] Auf „Instanz" des Ministers von Schlabrendorff (Lehmann, III. 815) hatte nämlich der Fürstbischof von Breslau am 21. März 1757 einen Hirtenbrief an die Geistlichen erlassen, in welchem er ihnen die Verpflichtung auferlegt, bei Verlust ihres Seelenheils jedem zur Beicht kommenden Soldaten oder Heeresverwandten vor der Absolution mit ausführlicher Belehrung über die Wichtigkeit des dem Könige geleisteten Eidschwures und mit ernsten Abmahnungen gegen den Meineid in's Gewissen zu reden, und zwar auch in dem Falle, wenn gleich der Beichtende von seinem Eide nichts erwähne oder über die Haltung desselben keinen Zweifel äußere. Bevor der Beichtiger über diesen Punkt von dem Beichtenden nicht beruhigt sei, solle er die Absolution durchaus nicht ertheilen (K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen. 2. Aufl. Bd. V. S. 465). Menzel macht hierzu die Bemerkung: „Der Hirtenbrief sollte von den Kanzeln verlesen und in den Städten an die Kirchthüren, auf dem Lande an die Beichtstühle angeschlagen werden. Der Umstand, daß in demselben, wie auch in dem vorhergehenden königlichen Patente, bei dem Worte ‚preußischer Soldat' alle verschiedenen Arten derselben (Küraſſiere, Dragoner, Husaren, Grenadiere, Musketiere, Füsiliere, Artilleristen, Stückknechte, Proviantknechte, Feldbäcker oder Packknechte) aufgezählt sind, macht es wahrscheinlich, daß diese Aufzählung nicht von dem Bischof, sondern von dem Minister von Schlabrendorff, dem nach einer Anordnung des Königs die bischöflichen Erlasse mitgetheilt werden mußten, herrührt, wie auch andere Ausdrücke des Hirtenbriefes von demselben verschärft worden sein können." Ein protestantischer Minister corrigirt eine Instruction für katholische Beichtväter!

[2] Aug. Faulhabers schriftliche Vermerkungen über seines Bruders Verurtheilung (Arch. Coll. gl. Z 4). Über Augustin Faulhaber schreibt der Landrath von Pfeil unter dem 3. Februar 1758 an den Minister von Schlabrendorff: „Heute ist der Bruder des executirten Faulhaber, der auch Capellan allhier ist, zu dem Commandanten gekommen und hat gebeten, er möchte doch ihm die einzige Gnade bei Seiner Majestät auswirken, daß er neben seinem Bruder zur Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche gehangen werden möchte. Er hat ihm aber zur Antwort gegeben, daß er verrückt wäre." Am 7. Februar erfolgte von Breslau die Antwort: „S. Exc. tragen kein Bedenken, den Faulhaber auch vor verrückt zu declariren" (Lehmann, IV. 1 f.). Der Schmerz über eine so schmachvolle Hinrichtung des nächsten Anverwandten hätte freilich den Bruder verrückt machen können! Im Jahre 1760 war Augustin Faulhaber Pfarrer in Altwilmsdorf.

bedeuten habe.'" Der Soldat widerrief aber bald seine Anklage, wie der Priester in demselben Schreiben weiter berichtet: „Welche falsche Anklage in dem anderen Examen der Angeber freiwillig widerlegt, diese Wahrheit aussagend: ‚Ich bekenne vor denen Herren, daß dieser gegenwärtige P. Andreas Faulhaber nicht so gesagt habe', welches er gegen fünf Male wiederholt, auch mit einem Jurament bestätigen wollen. Auf diese wiederholten Reden erzürnten sich die Herrn Assessores gewaltig, wollten auch dieses Bekenntniß nicht aufnotiren; endlich mußte es der Herr Bürgermeister Josephi thun, welches sowohl mir als auch meinem Ankläger vorgelesen wurde, und als gedachter Herr Bürgermeister den Angeber mit folgenden Worten angeredet: ‚Könnet Ihr diese Eure wiederholte Reden mit einem Juramente bestätigen?', hat er geantwortet: ‚Ja, ich kann es!', womit sich das Examen geendigt und wir entlassen worden."

Darauf ward vom Inquisitor und Bürgermeister Josephi der Geistliche für nichtschuldig erklärt. Der General übergab nun die Acten dem königlichen Steuereinnehmer Schulz. Jetzt nahm der Proceß eine andere Wendung. Nach ungefähr neun Tagen wiederholte der Soldat wiederum seine erste Aussage; der Geistliche blieb dabei, daß er nichts bekennen könne. Faulhaber fährt in dem angeführten Schreiben fort: „Nach ungefähr neun Tagen, Gott weiß es, auf wessen Anstiftung oder aus Furcht der angedrohten Strafe der Angeber (es that), sind mir die Worte wegen falscher Angebung augenblicklich und straks widerlegt worden; im Übrigen wollten sie mich für einen Überwiesenen, aber nicht für schuldig erkannt haben." Einen Advokaten wies der angeklagte Priester trotz allen Drängens zurück: „Ich traue auf meine gerechte Sache, ich habe keinen anderen Advokaten vonnöthen; es ist mir genug, daß mein Ankläger mich für unschuldig ausgeredet und (dieß) mit einem Eide (hat) bestätigen wollen."

Am 31. October ward der Geistliche von der böhmischen Bastei auf die Festung in das Stockhaus gebracht, wo er eine zahlreiche Gesellschaft von Dieben und Mördern zu seiner Unterhaltung fand (Diar. eccl. glac. ad ann. 1757). Weit entfernt[1], die geringste Klage darüber laut werden zu lassen, fand er in diesem Aufenthalt eine erwünschte Gelegenheit, die Pflichten seines Berufes durch manches Werk der christlichen Barmherzigkeit an den Mitgefangenen zu üben. Er speiste sie abwechselnd von dem Essen, das ihm sein Bruder täglich sandte, und suchte ihr Geschick, seines eigenen vergessend, durch Trost, Belehrung und Hilfe zu erleichtern. Er betete und sang mit ihnen gemeinschaftlich, und in kurzer Zeit war der Kerker, den die Bewohner vor seiner Ankunft durch Flüche, Schmähreden und Gotteslästerungen zu einer Hölle gemacht hatten, in einen Tempel Gottes umgeschaffen. Dieß gewährte ihm eine Freude, die alle Leiden und alles Ungemach in seinem Kerker bei Weitem überbot, und veranlaßte ihn, seinen Bruder zu wiederholten Malen schriftlich und mündlich zu beschwören, für seine Befreiung ja nichts zu unternehmen.

---

[1] Das Folgende nach den schriftlichen Aufzeichnungen seines Bruders.

Ebenso glücklich pries er seine Lage dem Commandanten, Oberstlieutenant d'O, der bei einem Besuche der Festung auch dieses Gefängniß in Augenschein nahm. Und als dieser ihn fragte, ob er irgend einen Wunsch habe, gab er zur Antwort: „Ich weiß keinen." Jedoch nach einigen Augenblicken fügte er hinzu: „Ja, ich bitte um die Gnade, daß ich einen meiner Mitgefangenen, der mir eines verstockten Herzens zu sein scheint, ein wenig katechisiren möge."

Am 29. December Abends kam ein Eilbote von Reichenbach in Glatz an, gerade an dem Tage, an dem Fouqué sich in Reichenbach beim Könige befand. Der Inhalt des königlichen Schreibens an den Commandanten wurde zwar so geheim wie nur möglich gehalten; jedoch konnte nicht vermieden werden, daß sich ein dunkles Gerücht in der Stadt verbreitete, es werde am folgenden Morgen ein Spion gehangen werden. Am Morgen des 30. December erzählte der Gefangene seinen Haftgenossen einen in voriger Nacht gehabten Traum, als hätte er Einen zum Tode begleiten sollen. Kaum hatte er diese Worte geredet, so ward er aus dem Gefängniß gerufen mit dem Vorgeben, einen Verurtheilten zum Richtplatz zu begleiten. Bereit wie immer, wenn es auf Erfüllung der Berufspflicht ankam, folgte er der Wache bis zum Feldthor der Festung und ward in den Kreis eines dort seiner harrenden Begleitungscommando's gestellt. Da er umherblickte, wo die Hauptperson dieses Trauer-Actes sei, eröffnete man ihm, er sei dieselbe. Die Stafette vom vorigen Abend hatte nämlich eine allerhöchste Cabinetsordre überbracht, deren Anfang lautete: „Mon Lieutenant Colonel! Vous avés à faire pendre le Père Jesuit Faulhabre, sans lui laisser un confesseur."

Auf das Geheiß, das geistliche Kleid abzunehmen, erwiederte Faulhaber: „Dieses hat mir der König nicht gegeben, er kann es mir auch nicht nehmen." Ein Oberoffizier katholischer Religion nahm ihn auf die Seite und beschwor den Priester mit Thränen in den Augen, ihn nicht unglücklich zu machen. Nun bequemte sich der Geistliche dazu. Mit einem Mantel bedeckt, ein messingenes Kreuz in der Hand, trat er — wie das Tagebuch der Glatzer Pfarrkirche berichtet — die Reise zur Richtstätte an, bereitete sich unterwegs selbst zum Tode vor und betete mit so starker und heller Stimme, daß sein über dem Mühlgraben und der Stadtmauer wohnender Bruder Augustin bei Öffnung seines Fensters die Worte deutlich verstand: „Glückselig dieser Tag, glückselig diese Stunde! Erfreue dich, mein Herz, du bist ein Tempel des heiligen Geistes".

Während man nun den Geistlichen[1] zur Richtstätte geleitete, blieben alle Thore der Stadt verschlossen; jedoch konnte nicht verhindert werden, daß sich eine große Menge Volkes um ihn schaarte, weil man dem zwar näheren, aber unsicheren Wege über den nicht hart gefrorenen Neißefluß den längeren, der über den volkreichen Roßmarkt führte, vorzog und der Zug nahe an der Kirche der Minoriten vorübergeführt wurde, wo man gerade die Leiche eines Ordensmannes in die Gruft senkte. Sowie eine Stimme in die Kirche rief:

[1] Bemerkungen des Bruders.

„Sie führen den P. Andreas zum Galgen!", stürzte Alles erschrocken und staunend heraus und schloß sich dem Zug an. Als man bei der Säule, an der seit acht Wochen ein Spion hing, angekommen war, wurde dem Geistlichen das Todesurtheil vorgelesen, und da es zu den Worten kam: „es hätte nicht viel zu bedeuten", erwiederte er: „Man lasse den Deserteur in den Kreis stellen und die Unwahrheit aussagen!" Da man ihm entgegnete, es sei keine Zeit, zu disputiren, nahte sich Andreas mit einer Seelenstärke, die alle Anwesenden in Erstaunen setzte, der Todesleiter und bestieg die ersten Sprossen. Der Scharfrichter bemerkte, er möchte doch rücklings aufsteigen. „Ich werde mich oben wenden", war die Antwort. Alsdann kniete der Verurtheilte auf der Leiter nieder und ersuchte alle seine gegenwärtigen Glaubensgenossen, noch ein Vaterunser und den englischen Gruß mit ihm zu beten. Mit Thränen in den Augen entsprach die Menge seiner Bitte. Darauf erinnerte ihn der Scharfrichter, er solle beide Hände hinter dem Rücken zusammenlegen und das Haupt der Schlinge etwas nähern. „Ja, ja," versetzte er, „es soll Alles geschehen." So ward der Priester unter Anrufung des heiligsten Namens Jesu erdrosselt.

Der Körper des Entseelten[1] blieb an jener Säule neben der Landstraße durch zwei Jahre und sieben Monate hängen. Erst als die Österreicher am 26. Juli 1760 sich der Stadt und Festung bemächtigt hatten, erhielt P. Leirner aus der Gesellschaft Jesu, Feldprediger des molkischen Regiments, den Auftrag, die Abnahme des Körpers vom Galgen zu veranstalten. Dieß geschah noch am nämlichen Tage. Die Leiche, Allen noch erkennbar, an ihren Gliedern nicht im mindesten verletzt, ward abgenommen, in das Gebäude der Jesuiten gebracht, priesterlich bekleidet, in einen von seinem Bruder Augustin beschafften Sarg gelegt und öffentlich ausgestellt. Den dritten Tag (28. Juli) hatte man zur feierlichen Beerdigung in der Gruft der Pfarrkirche bestimmt. Die Stadtgeistlichkeit, die Ordensleute, die meisten Landgeistlichen und viele Tausende aus dem Volke beeilten sich, der feierlichen Ehrenrettung eines Mannes, der, wie ein protestantischer Schriftsteller im Jahre 1809 sagt, in den Augen des Volkes, ja selbst in den Augen der Philosophen ein Martyrer für seinen Beruf geworden war, beizuwohnen.

Den Sarg des Hingemordeten bedeckt eine zinnerne Platte, auf der sich eine lateinische Aufschrift befindet. Sie lautet (nach der Übersetzung Bach's) ungefahr also: „Der wohlehrwürdige Herr Andreas Faulhaber, Sohn und Kaplan der Stadt Glatz, sieben Jahre Seelsorger, der unverdrossen das apostolische Netz auswarf, suchte mühsam sein Kreuz in den Stadt- und Festungskerkern und fand es durch einen von Feinden unseres Glaubens ihm bereiteten Tod, der zwar schmählich, weil am Galgen, aber siegreich, wie wir hoffen, wegen eines unter dem Beichtsiegel verwahrten Bekenntnisses (ihn) im Jahre 1757, den 30. December, 46 Jahre alt (traf). Nachdem er unter den Unbilden der freien Witterung durch zwei Jahre und sieben Monate an einem unverletzt gebliebenen Seile hängend, auf eine ganz wunderbare Weise, auch an allen Gliedern unversehrt, die Zeit erwartet hatte, um zur Erde bestattet

[1] Das Folgende nach dem Taufbuch der Glatzer Pfarrkirche.

zu werden, ward er nach der durch die siegreichen österreichischen Waffen geschehenen Eroberung der Stadt abgenommen und an diesem ehrenvollen Orte in Gegenwart frommer Gläubigen begraben am 28. Juli 1760. Möge ihn sein Kreuz seinem Lehrmeister wiedergegeben haben; wenn nicht, so hoffen wir, daß ihn der Erlöser durch seinen Kreuzestod in Gnaden aufnehme."

„Klytia" noch einmal. Auch von Gottschalls „Blätter für literarische Unterhaltung" haben endlich dem epochemachenden Roman George Taylor's die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet, und während sonst oft mehrbändige Werke bestgenannter Autoren kurz unter allgemeiner Rubrik mit einer halben Spalte abgefertigt werden, erhält Klytia eine eigene Überschrift und figurirt als „George Taylor's neuester Roman" mit nahezu sechs Spalten in dem Leipziger Blatt. „George Taylor's neuester Roman!" so wie man etwa schreiben würde: „Heyse's neueste Novelle" — „Wildenbruchs neuestes Drama" —; es scheint, der Leser soll verblüfft werden gleich von Anfang, daß er einen Mann wie George Taylor noch nicht kenne, der doch für die Besprechung seiner Romane im „Gottschall" sein eigenes Fach hat. Und daß dieser Roman gerade, genau gerechnet, der zweite ist, das schadet nicht; weil wenigstens ein älterer vorherging, kann man mit Recht vom neuesten sprechen, obgleich der Comparativ sprachlich wohl ebenso richtig gewesen wäre. Doch lassen wir die Überschrift — sie stammt vielleicht nur aus der Feder des Redacteurs, und wir möchten gern mit dem Recensenten, Herrn Albert Weigert, ein Wörtlein reden.

Zuerst führt sich Herr Weigert als Propheten ein. Er hat trotz des Pseudonym und der Erstlingshaftigkeit des „Antinous" gleich nach Lesung dieses Buches drei Punkte auf einmal festgestellt: „trotz des fremdklingenden Namens, ein deutscher Mann ist George Taylor, — dieser Name wird bald in weiten Kreisen ein bekannter sein, und als eine wirklich hervorragende Leistung wird man diese seine erste poetische Schöpfung bezeichnen." Natürlich, „das Alles hat sich voll bewahrheitet"; sonst hätte Herr Weigert sein Orakel ja wahrlich nicht wiederholt; wer es trotzdem nicht glaubt, dem ist eben nicht zu helfen. Nun, da auch „Klytia" dem Herrn Weigert vorgelegen, deren „Lectüre ihm viele Befriedigung und fast uneingeschränktes Lob bereitet hat", „meint" der Kritiker: „Unsere deutsche Romanliteratur besitzt mit ‚Klytia' sicherlich eines der schätzenswerthesten Werke mehr." „Im Ganzen stellt sich Klytia als eine Dichtung von bedeutendem Kunstwerth heraus. Sie erscheint als das Werk eines genial veranlagten Mannes, der kühn und unverzagt mit seinem dichterischen Wollen sowohl als mit seinen Überzeugungen und seinen Anschauungen vor die Welt hintritt, gehoben durch das Bewußtsein seiner Kraft. Darum ist Klytia auch viel mehr als nur eine unterhaltende Ausfüllung müßiger Stunden; von einer hohen sittlichen Weltanschauung aus ist das Buch gedacht; aus der Fülle schaffender Phantasie (leider!) sind den Gedanken Träger gebildet, und Denken und Dichten, wie es hier zum fesselndsten Ausdruck gelangt, läßt unser Auge oft heller leuchten, unser Herz schneller pochen; denn Ewigwahres (!) und Ewigschönes wird uns menschlich nahe ge-

bracht und gibt uns selbst ernst und viel zu denken und lebhaft und heiß zu fühlen." „Es ist wohl auch unverkennbar: der Autor zeigt in ‚Klytia' verglichen mit ‚Antinous' deutliche Fortschritte in Bezug auf Innehaltung der ästhetischen Bedingungen (?) und auf die Technik des Romans. Durch psychologische Vertiefung und richtiges Maßhalten der Phantasie steht ‚Klytia' entschieden über ‚Antinous'." Wirklich, wenn „Klytia" als Roman höher steht als „Antinous", so vergeht uns auch der letzte Rest von Achtung vor diesem; denn, wie die Frankfurter Zeitung mit Recht von „Klytia" sagte, beginnt die Poesie ebendort, wo der Roman aufhört. Aber Poesie scheint für Herrn Weigert nicht eben zu den „ästhetischen Bedingungen" eines Romanes zu gehören.

Taylor soll „den dichterischen Gedanken zu Klytia" der Erzählung Ovids von der Liebe Apolls zu Leukothoë entnommen haben, und Herr Weigert sucht dieses des Weiteren darzuthun. Aber Herr Weigert scheint ebenso wenig als Taylor selbst bemerkt zu haben, daß diese classische Reminiscenz durchaus mit dem Wesen und „dichterischen Gedanken" *dieses* Romans *nichts* als den weithergesuchten Namen Klytia gemein hat. Im Roman bemühen sich eher zwei Apollos um ein Mädchen, und dieses Mädchen ist zufällig eher Leukothoë als Klytia, oder wenn der absonderliche Jesuit Taylor'scher Observanz nun einmal der Apollo sein soll, so fände sich, daß die „Gesellschaft Jesu" die edle Leukothoë wäre und Klytia — — nun daß sie eben die wenig ehrenvolle Rolle der alten Klytia zu spielen hätte, was gewiß gegen die Intentionen des „Dichters" wäre. Kurz, die Einzwängung der Ovid'schen Metamorphose in den Heidelberger Roman ist ebenso professorenhaft gelehrter Humbug, als Herr Weigert dieß zu seinem Bedauern von dem Titelbilde bekennen muß.

Die Titelheldin Lydia ist nach Herrn Weigert „eine herrliche dichterische Schöpfung, sie ist ein echtes deutsches Mädchen von reizvollster Gestaltung. Ein gewisses *Backfischthum* und ein heldenartiger Muth, wie er edeln Naturen immer eigen ist, bilden in lebenswahren Regungen ihr Wesen". Wie das übrige Lob auf die Romanfigur paßt, wollen wir hier nicht wiederholen — nur das „Backfischthum" als ideale Eigenschaft eines echten deutschen Mädchens wollen wir uns merken.

Als schwächster Charakter erscheint Herrn Weigert die Hauptfigur, der Jesuit Paul Laurenzano, und verstehen wir recht, so ist der Grund der Schwäche darin zu suchen, daß Paul nicht aus innerer Begeisterung, sondern aus Furcht dem Orden so lange gedient habe. Das möge indeß der Kritiker mit dem Dichter abmachen; wir sind bei jenem Punkte der Kritik angelangt, dessentwegen wir hauptsächlich die Recension des Herrn Weigert besprechen. Denn schließlich, ob sich der Kritiker Weigert durch sein Lob der „Klytia" Taylor's vor dem Richterstuhl der Ästhetik selbst das Urtheil spricht und sich vor jedem vernünftigen Leser als bedenklich unfähig erweist, in literarischen Dingen ein Wort mitzureden, ist und bleibt doch schließlich ein kleines Übel und im Grunde eben nur Herrn Weigerts Sache. Aber schlimmer steht die Angelegenheit, wenn ein Mann, den Herr von Gottschall der Mitarbeiterschaft an seinem Blatte für werth hält, sich zu dem unumwundenen Geständniß ver-

leiten läßt, daß er seine Kenntnisse über den Jesuitenorden aus diesem Romane bereichert, wo nicht gar geschöpft habe. Nachdem er nämlich erwähnt, wie Taylor bisweilen „dem als Autorität anerkannten (?) Kirchengeschichtslehrer längere Zeit das Wort gegeben, und derselbe in kundigstem Aufbau recht Ausführliches von der Erziehungsmethode der Söhne des Ignatius berichtet", fährt er fort: „Es wird uns dieß an verschiedenen Stellen des Buches nicht nur mit völliger Beherrschung des Stoffes, sondern auch mit geradezu hinreißender Beredsamkeit dargelegt; ich bekenne, daß ich selten aus einem Roman so bedeutungsvolle Belehrung geschöpft, als aus eben jenen Stellen." Da haben wir's! Ein deutscher Gebildeter, Mitarbeiter R. von Gottschalls, erklärt naiv, daß für ihn die Romane Quellen bedeutungsvoller Belehrung in der Geschichte bilden, und speciell „Klytia" eine besonders ergiebige Fundgrube „bedeutungsvoller Belehrung" über die „Gesellschaft des Ignatius" gewesen. Ja, nun erklären wir uns auch, woher all die Ideen über Inquisition, Bluthochzeiten, Bartholomäusnächte u. s. w. selbst bei gewissen Gebildeten so kraus und naiv romantisch sind — man hat sie eben aus den Romanen. Daß dem so wäre, vermutheten wir freilich schon lange; aber so deutlich bewiesen sahen wir es bis auf Herrn Weigert wohl schwerlich. Darum aber wollen wir dieses Bekenntniß auch festnageln für alle künftigen Fälle. Als wir in diesen Blättern der „Klytia" einige Seiten der Besprechung widmeten, bedeuteten uns mehrere Freunde, wir hätten Zeit und Papier besser verwenden können, als sie an einen so dummen Roman zu vergeuden. Herr Weigert muß uns vollständig in den Augen jener Freunde rehabilitiren — er hat bewiesen, daß nicht bloß das Durchschnittspublikum, sondern auch der „intellectuellere" Theil der Nation an die Märchen des Herrn Taylor glauben und aus ihnen die „so bedeutungsvolle Belehrung schöpfen" kann. Wirklich, es ist entsetzlich, was so ein gelehrter Lesermagen alles verdauen kann, wenn er sich an die wohlbesetzte Tafel des Herrn George Taylor laden läßt! So erinnern wir nur Gruselns halber an das Ungethüm eines Pigavetta, den Herr Weigert mit Haut und Haaren als „bedeutungsvolle Belehrung" hinunterschlingt wie eine belegte Semmel. Und die „Exercitien" und „der Spiegel des Magister Paul", welch feine Leckerbissen, wenn man ein Gläschen von dem Zauberwein des Herrn Pigavetta dazu trinkt und sich nachher bei dem bewußten Brünnlein am Wege wieder erfrischen kann. — — Aber im Ernst, wie wird es möglich sein, in den Massen des Volkes gesunde und wahre Ideen über so manche Punkte zu verbreiten, wenn selbst der gebildetere Ausschuß der Nation seine Kenntnisse aus Tendenzromanen schlimmster Sorte sich holen muß, und selbst die Warnungstafel der Lächerlichkeit und Dummheit — wie sie doch in Riesenlettern bei der „Klytia" steht — sogar diejenigen nicht fernhält, welche sicher lesen können, da sie ja sogar in die „Blätter für literarische Unterhaltung" schreiben dürfen!

W. K.

Die Beraubung der Propaganda.

Nicht einen Nekrolog gilt es zu schreiben. Eine Anstalt wie die römische Propaganda, welche so aus dem Wesen der Kirche hervorblühte, welche so innig mit ihrem apostolischen Herzen verwachsen ist, kann kein staatliches Gesetz, kein irdischer Richterspruch vernichten. Man kann sie schädigen, berauben, sogar für todt erklären und begraben: aber der Eifer der Gläubigen wird den Raub ersetzen, und mit der schon so oft todtgesagten Kirche wird sie immer wieder siegreich und neuen Lebens voll aus der Gruft hervorgehen. So hat seinerzeit das Directorium der „einen und untheilbaren französischen Republik" die Propaganda aufgelöst, ihre Zöglinge zersprengt, ihre Güter geraubt; so haben jetzt wieder die Epigonen jener alten Sanscülotten ein „Gesetz" gemacht und einen „Rechtsspruch" erlassen, der das Gleiche bezweckt: aber wie nach dem Sturze der großen französischen Umwälzung die Kirche und die Propaganda fortblühten, so wird auch jetzt wiederum das eine und ungetheilte Italien tausendmal eher selbst in die Grube fahren, als daß es ihm gelänge, der Propaganda ein bleibendes Grab zu graben. Zu einer mit Kranz und Trauerschleife verbrämten Todtenklage liegt also auch dieses Mal kein Grund vor; wohl aber wollen wir die neueste That der italienischen Revolution mit ein paar Worten kennzeichnen und das Wesen und die Bedeutung der Anstalt beleuchten, auf welche es der Geiz und der Haß der Carbonari abgesehen hat.

Was ist die römische Propaganda? Die römische Propaganda besteht zunächst aus einer Congregation, einem Rathe von Cardinälen, denen der Papst die Oberaufsicht und Leitung über die gesammte Missionsthätigkeit der katholischen Kirche auf der ganzen Erde unterstellt hat (S. Congregatio de propaganda fide); dann aus einer Erziehungsanstalt für Missionäre, welche unter unmittelbarer Aufsicht des Präfecten der eben genannten Congregation und in ihrem Palaste zu Glaubensboten für alle heidnischen oder häretischen Länder der Welt herangebildet

werden (Collegium Urbanum de propaganda fide); endlich gehört zur Propaganda eine großartige Druckerei, deren Aufgabe es ist, die Missionäre mit Katechismen, Bibeln und anderen Unterrichtsmitteln in allen Sprachen der Erde auszurüsten; eine Bibliothek, welche vorzüglich aus einer kostbaren Sammlung dieser in den verschiedensten Sprachen verfaßten Bücher besteht, und ein werthvolles ethnographisches Museum. Congregation, Seminar, Druckerei, Bibliothek und Museum zusammen bilden die römische Propaganda und ihre Hilfsmittel — eine Anstalt, so großartig und weltumspannend, wie eben nur die ihrer apostolischen Aufgabe sich bewußte katholische Kirche sie zu schaffen vermag.

Die Cardinals-Congregation der Propaganda besteht aus 10 Cardinälen als Mitgliedern und 30 Bischöfen, Welt- und Ordensgeistlichen als Consultoren. Einmal wöchentlich versammelt sich dieser Rath unter dem Vorsitze des Cardinalpräfecten, einmal monatlich unter dem Vorsitze des Papstes selbst. Mit Recht wird diese Congregation „das Ministerium der katholischen Missionen", „die Centralbehörde der apostolischen Thätigkeit" oder, wenn man will, „das Kriegsministerium der streitenden Kirche" genannt, jener Kirche, welche nicht gegen die Irrenden, sondern nur gegen den Irrthum zu Felde zieht, welche nach dem Beispiele Christi kämpft, um den wahren Frieden zu bringen. Jeder Duodezstaat hat sein Ministerium, ja jeder Localverein hat seinen Ausschuß, der die gemeinsame Thätigkeit überwacht und leitet: und die weltumspannende Kirche sollte für ihre Tausende von Missionären, welche in allen Zonen der Erde das Kreuz Christi predigen, keiner solchen Centralleitung bedürfen? Man nehme einmal die fünf Bände des Bullariums dieser Congregation zur Hand, welche die wichtigsten Entscheidungen derselben von der Zeit ihrer Gründung bis herab auf die Gegenwart enthalten, und man wird auf den ersten Blick ihre segensreiche Wirksamkeit erkennen. Man lese die wichtigen Glaubensfragen, die verwickelten Fälle aus der Sittenlehre, dem Kirchenrechte, welche sie entscheiden muß; die Competenzstreitigkeiten zwischen den von ihr gesandten Missionären und anderen kirchlichen und weltlichen Behörden, welche sie schlichtete. Man sehe, wie sie neue Arbeitsschaaren aussendet und ihnen neue Theile des großen Weinberges eröffnet und zur Bearbeitung übergibt; wie sie die Vollmachten festsetzt, welche jedem Einzelnen zukommen, die Eroberungen ihrer muthigen Krieger befestigt, ihre Heerden mit der großen gemeinsamen Hürde vereinigt; wie sie ein Netz von apostolischen Präfecturen, Vikariaten, Delegaturen, Bisthümern und Erzsprengeln über die ganze

Erde ausbreitet, mit würdigen Oberhirten beſetzt und von ihrem Centralſitze, von Rom aus, und in innigſter Vereinigung mit dem Nachfolger des hl. Petrus, dem Stellvertreter Chriſti auf Erden, dem Hort und Herzen der katholiſchen Einheit, dieſes Heer von apoſtoliſchen Helden lenkt, leitet, ſtärkt, ergänzt, mit dem Geiſte des Muthes und der Liebe erfüllt und durch die Jahrhunderte zum endlichen Siege führt. Über 150 Bisthümer in den Vereinigten Staaten, in Canada, in Auſtralien, Neuſeeland, England, Holland, dazu 124 apoſtoliſche Vikariate, 34 Präfecturen, 6 Delegaturen in den proteſtantiſchen und ſchismatiſchen Theilen Europa's, in der Levante, Centralaſien, Indien, China, in Afrika, Amerika und auf den Inſelgruppen des Stillen Oceans unterſtehen ihrer Gerichtsbarkeit — mit einem Worte: die ganze Welt, ſoweit ſie in den Feſſeln des Irrthums ſchmachtet oder in der Nacht des Heidenthums liegt, iſt das Arbeitsfeld der Congregation der Propaganda, und ihr Ziel iſt die Eroberung aller Völker für das Reich Chriſti. Das Weltreich der alten Römer war nur ein Schatten dieſes neuen geiſtigen Weltreiches, und was von ihnen im Buche der Machabäer geſagt iſt: „Possederunt omnem locum consilio suo et patientia“ (Sie eroberten jeden Ort durch ihren Rath und ihre Ausdauer), das ſoll erſt im Neuen Bunde ganz in Erfüllung gehen, nach dem Worte Leo's des Großen über die Bedeutung des chriſtlichen Roms: „Caput orbis effecta latius praesides religione divina quam dominatione terrena; minus est, quod tibi bellicus labor subdidit, quam quod pax christiana subjecit“ (Zur Hauptſtadt der Welt geworden, gebieteſt du weiter durch die göttliche Religion als durch irdiſche Herrſchergewalt; weniger hat dir die Geißel des Krieges unterworfen, als der chriſtliche Friede).

Wir kommen zum zweiten Beſtandtheile der römiſchen Propaganda, zum Collegium Urbanum, dem mit vollem Rechte die Benennung „apoſtoliſches Seminarium für alle Völker“ gebührt. Dieſe Anſtalt hat nämlich zunächſt nicht den Zweck, europäiſche Miſſionäre für die Heidenländer auszubilden, wofür eine Reihe anderer Miſſionsſeminarien beſtehen, ſondern Jünglinge aus den Miſſionsgebieten ſelbſt, welche Beruf zum Prieſterthume haben, aufzunehmen und ſo dahin zu wirken, daß die verſchiedenen Länder nach und nach ihren eingebornen Klerus erhalten ſollten. Sie iſt mithin ein Prieſterſeminar für alle Sprengel der ganzen Welt, welche ſelbſt nicht im Stande ſind, ihre eigenen Seminarien zu gründen. Im Collegium Urbanum trafen ſich ſeit dem Tage ſeiner Stiftung begabte Jünglinge vorab aller orientaliſchen Riten, Griechen

und Armenier, Syrier und Chaldäer, Maroniten und Kopten; in ihm ſtudirten Neger neben den Nachkommen indiſcher Brahminen, Malaien neben Chineſen und Japaneſen; ſogar Kanaken aus dem Stillen Ocean, deren Vorfahren Kannibalen waren, erhielten hier Bildung und Unterricht. Schon dieſes Zuſammenwohnen von Candidaten des Prieſterſtandes aller Zonen und Zungen unter den Augen des Heiligen Vaters hat etwas Ergreifendes und iſt ein Bild der großen katholiſchen Einheit. Gewöhnlich waren über 100 Zöglinge, oft viel mehr, im Urbanum verſammelt; noch im Jahre 1874 waren es 102 aus 20 verſchiedenen Nationen. Vortreffliche Lehrer unterrichteten ſie in den prieſterlichen Wiſſenſchaften; zahlreiche Prüfungen, öffentliche Vorträge und Disputationen weckten gegenſeitigen Wetteifer und hielten die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen rege.

Das Hauptaugenmerk aber wurde ſelbſtverſtändlich auf die Erwerbung jener Tugenden gerichtet, welche den Prieſter und den Miſſionär einzig für ſeine erhabene Aufgabe befähigen. Reinheit des Wandels, glühender Seeleneifer und begeiſterte Liebe zur einen, heiligen, katholiſchen und apoſtoliſchen Kirche wurde den Herzen der jungen Kleriker eingepflanzt, und wenn ſie dann nach einer Reihe von Jahren in ernſtem Studium und eifrigem Geiſtesleben für reif erfunden wurden, wenn ſie mit der heiligen Prieſterweihe ausgerüſtet, mit dem Segen des Heiligen Vaters geſtärkt die ewige Stadt verließen, um in ihrer Heimath am Tigris oder am Ganges, am Yantſekiang oder am Miſſiſſippi, am Nil oder am Niger ihres heiligen Amtes zu walten: dann trug das Collegium Urbanum ſeine Früchte, dann hatte der Apoſtoliſche Stuhl in allen Ländern ſeine von ihm gebildeten, ihm treu ergebenen und eng mit ihm verbundenen Arbeiter, welche an der Quelle der katholiſchen Einheit die begeiſterte Liebe zu Petrus und ſeinem Glauben getrunken hatten. Wenn der Orient bis auf unſere Tage in allen ſeinen Riten zahlreiche unirte Gemeinden hat, ſo iſt es vor Allem dem Umſtande zuzuſchreiben, daß es Rom möglich war, Zöglinge der Propaganda auf die verſchiedenen orientaliſchen Biſchofsſitze zu erheben.

Berühmt und gewiſſermaßen ein Vorſpiel der künftigen Thätigkeit war die Sprachen-Akademie, welche die Zöglinge der Propaganda alljährlich am Epiphaniefeſte abhielten und wobei in Gegenwart des Heiligen Vaters und der Cardinäle oft in mehr als 50 Sprachen und Dialekten Gedichte und Reden vorgetragen wurden. Ein Augenzeuge ſchildert uns eine dieſer denkwürdigen Verſammlungen wie folgt: „Der Pilger,

der das Glück hat, am Feste der Epiphanie in Rom zu sein, sieht vor seinen Augen das große Wunder des Christenthums, ‚die Verschiedenheit aller Völker in der Einheit des Glaubens' sich erfüllen; er steht eben im Brennpunkte des Lichtes, dessen Strahlen ungeschwächt bis an die Grenzen der Erde dringen und dessen Sonne das Weltall umfaßt. Das ist ein schönes, ein rührendes Schauspiel, und um es zu genießen, muß man in die Propaganda gehen und dort ‚das Panorama des Katholicismus' bewundern. . . . Im Hintergrunde eines geräumigen, reich gezierten Saales erhebt sich eine Bühne, in deren Mitte auf einem mit Purpursammet ausgeschlagenen Fußgestelle die Büste des Heiligen Vaters steht, als des erhabenen Mittelpunktes der Einheit. Die Bühne sowie der ganze Saal sind mit Sitzen gefüllt, dort für die Zöglinge, hier für die Zuhörer; die Cardinäle nehmen ihre reservirten Plätze, und das Fest beginnt. Ein junger Amerikaner aus Philadelphia eröffnete als Präsident die Sitzung mit einer herrlich vorgetragenen lateinischen Rede. Das Andenken an den ewig denkwürdigen Tag, an dem die Sonne der Gerechtigkeit der Welt aufging; die Einheit des Glaubens, welche die Weisen des Morgenlandes an der Krippe fanden; das wohlthätige Licht der katholischen Kirche, das seine Strahlen bis in die dunkeln Wälder der neuen Welt sandte: das waren einige von den Gedanken, welche den jugendlichen Redner begeisterten. Seine Worte waren übrigens nur die Einleitung und gewissermaßen der Grundaccord, der nun in 39 verschiedenen Sprachen behandelt wurde. Wir hörten der Reihe nach hebräisch, syrisch, samaritanisch, chaldäisch, arabisch, türkisch, armenisch, sabäisch, peguanisch, tamulisch, kurdisch, georgisch, altirisch, schottisch, illyrisch, bulgarisch, polnisch, deutsch, englisch, indisch, spanisch, portugiesisch, französisch, albanesisch, koptisch, äthiopisch und verschiedene chinesische Dialekte. Jeder Welttheil hatte hier seine Vertreter und seine Sprecher, von denen jeder in seiner eigenen Mundart die große katholische Einheit verkündete. In der That, es war wie am Pfingstfeste von Jerusalem, wo sich ‚Männer fanden von allen Nationen, die unter der Sonne sind, und die in ihrer Sprache die Größe Gottes priesen'; es war ein Schauspiel, einzig in seiner Art und begeisternd, wie es nur Rom bieten kann. Der Araber redete seine Sprache in einem eigenthümlichen Tonfall, der Perser aspirirte scharf; die Bronzegestalt des Peguaners sang viel mehr, als daß sie sprach; der Türke ließ seine Kehllaute rasseln; der schwarze Äthiopier redete in seiner weichen und doch wieder kräftigen Muttersprache. Als aber die Chinesen von Schansi und Hukwang auftraten, verdoppelte sich die Aufmerksam-

keit, und ihr Hirtengespräch erntete allgemeinen Beifall. ... Zum Schlusse dankten drei junge, etwa 12 Jahre alte Zöglinge, ein Hindu, ein Türke und ein Albanese, in herrlichem Italienisch der Versammlung für ihre Theilnahme."

So wurden vor dem Einzuge der Piemontesen in Rom die jährlichen Sprachenfeste der Propaganda gefeiert. Das letzte fand zur Zeit des Vaticanischen Concils statt, und viele der versammelten Bischöfe des Erdballs wohnten demselben bei.

Ein wichtiges Hilfsmittel der Propaganda war die großartige Druckerei, wohl zwei Jahrhunderte hindurch die einzige in ihrer Art, welche, dieses Weltinstitutes würdig, mit ihm verbunden war. Dieselbe besitzt Typen fast aller bekannten Sprachen; aus ihrer Officin gingen, neben ungezählten Katechismen, Bibeln, Erbauungsbüchern, apologetischen Schriften, Ritualien, liturgischen Büchern für die verschiedensten Länder, namentlich für die orientalischen Kirchen, auch für die abendländische kirchliche Wissenschaft viele hochbedeutende Werke hervor: so die Folianten Assemani's, manche werthvolle Polyglotten, noch in neuerer Zeit der prächtige griechische Codex Vaticanus von Vercellone in fünf Foliobänden, die Geschichte des griechischen Kirchenrechtes von Cardinal Pitra u. s. w. Als Gregor XVI. im Jahre 1842 die Druckerei der Propaganda besuchte, konnte man ihm ein Album mit Druckproben in 55 Sprachen überreichen. Pius IX. stattete sie im Jahre 1866 mit den neuesten Maschinen aus; die Anzahl ihrer verschiedenen Typen beläuft sich gegenwärtig auf 180, mit denen sie zur Zeit des Vaticanums als Probe ihrer Leistungsfähigkeit das Vaterunser in 250 verschiedenen Sprachen und Dialekten druckte. Die Bedeutung einer solchen Anstalt, wie sie eben nur durch die Freigebigkeit der Päpste entstehen und gedeihen konnte, liegt auf der Hand. Um auf einen einzigen Punkt aufmerksam zu machen, sei bemerkt, daß dieselbe dem Mangel zuverlässiger orientalischer Liturgien, einem wahren Krebsschaden der unirten Kirchen, in großem Maße steuerte; denn die alten Abschriften strotzten manchmal von Fehlern, welche geradezu die Reinheit des Glaubens gefährdeten.

Die Bibliothek der Propaganda endlich, ein herrlicher, kirchenschiffartiger Saal mit ihren 45000 Bänden, worunter natürlich viele kostbare orientalische Manuscripte neben den werthvollen Ausgaben der Propaganda-Druckerei, und das Museum Borgianum mit seiner reichen ethnographischen und geographischen Sammlung — in ihm wird z. B. die Weltkarte gezeigt, auf welcher Alexander VI. mit einem kräf-

tigen Federstriche die neu entdeckten Erdtheile an Spanien und Portugal vertheilte — ist ein hochbedeutendes Bildungsmittel für die Lehrer und Zöglinge der Anstalt und bildet einen schlagenden Beweis dafür, daß in der katholischen Kirche die Missionsthätigkeit mit wahrem wissenschaftlichen Streben und Forschen stets Hand in Hand ging. In der That waren es gerade katholische Missionäre, welche die Grundlagen der neuen Erdkunde in allen ihren Theilen legten. Katholische Missionäre geleiteten Columbus auf seiner ersten Fahrt, durchschifften zuerst den Amazonenstrom von seinen Quellflüssen bis zu seiner Mündung, entdeckten den Mississippi, weckten durch ihre Briefe das Interesse Europa's für Reisen und Forschungen, und entwarfen jene bewunderungswürdigen Kartenwerke über das lange verschlossene China, welche heute noch die Anerkennung der Geographen verdienen. Wo hat ein moderner Staat Ähnliches für die Wissenschaft geleistet?

Das also ist die römische Propaganda, ein Weltinstitut, nothwendig für die Missionsthätigkeit der Kirche, hilfreich besonders in Zeiten der Noth für die armen Christen der fernsten Länder, wichtig selbst für die Wissenschaft, für die Civilisation, welche erfahrungsgemäß einzig durch die Glaubensboten den wilden Völkern gebracht wird und welche allein im Schatten des Kreuzes ihre für Zeit und Ewigkeit segensreichen Früchte reift.

Gestiftet wurde sie vor dritthalbhundert Jahren, in einer Zeit, da die Missionen der katholischen Kirche in herrlichster Blüthe standen und immer weiter sich ausbreiteten, daher auch eine sorgsame Centralleitung nothwendiger machten. Durch die Entdeckung der neuen Welt hatte das Wort des Heilandes: „Gehet hin und lehret alle Völker", einen neuen Wirkungskreis erhalten; begeistert eilten die Söhne der verschiedenen Orden auf den Wink des Apostolischen Stuhles nach Westen und Osten; groß waren die Erfolge in Amerika, in Indien, in Japan. Die Verluste der unseligen Glaubensspaltung mußten ergänzt, die Getrennten zur Einheit zurückgeführt werden. Für alle diese Zwecke erblühten nun, nachdem Julius III. auf Vorstellung des hl. Ignatius von Loyola das deutsche Colleg gegründet hatte, Seminarien und Missionsanstalten. Doch fehlte es noch an einer Centralanstalt für alle Völker. Gregor XIII. trat dem Gedanken näher, indem er eine ständige Cardinals-Congregation mit der Leitung der orientalischen Missionen betraute; derselbe große Papst gilt als zweiter Stifter des deutschen Collegs und rief das römische Colleg in's Leben, welches unter der Leitung der Gesellschaft

Jesu eine Hauptstudienanstalt für alle Zöglinge der verschiedenen Nationalcollegien Roms sein sollte. Der Bau war auf 360 Zimmer und 20 Hörsäle berechnet; 25 Reden in 25 verschiedenen Sprachen, welche bei seiner Eröffnung gehalten wurden, wiesen auf seine Bestimmung als eine Pflanzschule aller Nationen hin. Unter dem glorreichen Pontificate Gregors XV., der auch den großen Apostel Indiens und Japans, den hl. Franz Xaver, kanonisirte, wurde der Gedanke einer Cardinals-Congregation, welche die Leitung der gesammten Missionsthätigkeit besorgen sollte, namentlich auf Betreiben des heiligmäßigen Kapuziners Hieronymus von Narni verwirklicht, indem der genannte Papst durch die denkwürdige Bulle Inscrutabili vom 22. Juni 1622 die S. Congregatio de propaganda fide in's Leben rief und unter demselben Datum mit Einkünften versah. Jeder neuernannte Cardinal mußte ihr 500 Dukaten entrichten. Am Tage, da Gregor XV. zum ersten Male der Congregation präsidirte, schenkte er derselben 10 000 Skudi, am Feste der Heiligsprechung Franz Xavers 2600 Skudi, und noch viele andere reiche Almosen wendete er derselben zu. Urban VIII., Gregors XV. würdiger Nachfolger, vermehrte ihre Einkünfte und krönte das Werk durch die Errichtung des nach ihm benannten Collegium Urbanum, welches durch die Bulle Immortalis Dei vom 1. August 1627 errichtet wurde. Die nächste Veranlassung war die Freigebigkeit eines edlen spanischen Prälaten, Johann Baptist Vives aus Valencia, welcher als Resident der spanischen Infantin Isabella Clara Eugenia in Rom weilte. Dieser seeleneifrige Priester schenkte seinen Palast und alle seine Güter zum Zwecke der Gründung dieses Weltseminars, welches der Papst dann eröffnete, bereicherte und mit seinem Namen schmückte. Wir fügen eine Stelle der Errichtungsbulle bei: „Zur größeren Ehre des allmächtigen Gottes und zum Wachsthum des katholischen Glaubens soll mithin in dem genannten Palaste ... ein päpstliches Collegium oder apostolisches Seminarium unter Anrufung der heiligen Apostel Petrus und Paulus und unter dem Titel Pastorale Urbanum errichtet werden, in welchem Priester und Kleriker ... aus allen Nationen und Völkern aufgenommen und in guten Sitten, wahrer Frömmigkeit, heiliger Lehre und allen Tugenden eines wahren Katholiken unterrichtet werden, damit so der katholische und apostolische Glaube in den Ländern der Ungläubigen, in denen sich noch Bekenner des wahren Glaubens finden, bewahrt und erhalten, wo er Boden findet, weiter ausgebreitet und über die ganze Erde gepredigt und gepflanzt werde, und damit sie freudig bereit seien, wenn

nöthig, für die Vertheidigung, das Wachsthum, die Ausbreitung und den Sieg dieſes Glaubens den Martertod zu erdulden zu allen künftigen Zeiten und bis die Zahl der Auserwählten voll und Ein Hirt und Eine Heerde Chriſti auf Erden ſei."

Das ſind die erhabenen Gedanken, welche die Päpſte und die übrigen Wohlthäter der Propaganda bei Gründung dieſes Weltinſtitutes beſeelten.

Schon ein Jahr vor der Eröffnung des Urbanum hatte der Papſt mit einer Gabe von 18 000 Skudi (etwa 80 000 Mark) den Grund zur Druckerei der Propaganda gelegt. Der durch ſein heiligmäßiges Leben und ſeine frommen Schriften bekannte Carmelit Thomas a Jeſu hatte in ſeinem Thesaurus Sapientiae Divinae einen kräftigen Anſtoß dazu gegeben. Ferdinand II. ſchenkte ihr illyriſche Typen, der Großherzog von Toscana alle ſeine orientaliſchen Lettern. Bibliothek und Muſeum verdanken den Grundſtock ihrer Schätze dem ſpaniſchen Cardinal Stephan Borgia. So entſtand die Propaganda mit ihren Hilfsanſtalten. Aus dem Geſagten erhellt, daß die Propaganda weder durch die Nationalität ihrer Stifter und noch viel weniger durch ihren Zweck eine nationale Anſtalt war.

Sehr ſchön hebt die Note des Cardinal-Staatsſecretärs Jacobini vom 10. Februar d. J. ihren internationalen Charakter hervor: Der Urſprung und die Natur dieſes ehrwürdigen Inſtitutes, ſagt er, zeige zur Evidenz, wie ſehr ihre Beraubung direct das Papſtthum ſelbſt in ſeiner apoſtoliſchen Thätigkeit treffe; aus den Stiftungsurkunden gehe deutlich hervor, daß die Päpſte das Inſtitut als einen Ausfluß ihres oberſten apoſtoliſchen Amtes betrachtet haben; die Propaganda ſei mithin eine eminent kosmopolitiſche Inſtitution, ihr Endzweck die Verbreitung des Glaubens, ihr Vermögen nach dem Willen der frommen Geber das Eigenthum der großen katholiſchen Familie. Die Propaganda ſei die großartigſte und wirkſamſte Schöpfung des Papſtthums; denn ſie ſtelle ihm zur Erfüllung ſeiner göttlichen Miſſion, den Glauben und die Civiliſation unter allen Völkern zu verbreiten, die geeignetſten Mittel zur Verfügung und geſtatte ihre Verwirklichung. Die Geſchichte der katholiſchen Miſſionen beweiſe, wie glänzend die Propaganda zu jeder Zeit ihre Aufgabe erfüllt habe. „Und ein derartiges Inſtitut," ruft der Cardinal-Staatsſecretär in gerechter Entrüſtung aus, „das nach ſeinem Urſprunge, ſeiner Einrichtung, ſeiner Wirkſamkeit, ſeinem Beſitzthume und ſeiner Geſchichte einen ſo von Grund aus univerſellen und kosmopolitiſchen Charakter

trägt, will man der Particular-Gesetzgebung einer einzelnen Regierung, dem Urtheilsspruche eines localen Gerichtshofes unterwerfen!"

Wenn eine, so ist die Propaganda immer eine *Weltanstalt*, und als solche dauerte sie in segensreicher Wirksamkeit fort, bis ihr die französische Revolution im Jahre 1798 ein zeitweiliges Ende bereitete; 1814 erwachte sie zu neuem Leben und erfüllte in altgewohnter Weise die Welt mit den Werken ihres Seeleneifers und ihrer Liebe; Gregor XVI., der unvergeßliche Pius IX. und unser glorreich regierender Papst haben Großes für diese erste aller apostolischen Anstalten gethan, welche in Wahrheit den Dank der ganzen Welt, die Liebe aller Katholiken, ja selbst die Anerkennung aller rechtlich denkenden Andersgläubigen verdient. Dr. Otto Mejer, der als Protestant ein Buch gegen die Propaganda geschrieben hat, fühlt sich zu dem Geständnisse verpflichtet, daß er die Arbeit, Rom auch dem Protestantismus gegenüber in geschlossener Schlachtordnung zu schildern, nicht lange *bloß* als Gegner habe schreiben können. „Denn der tiefer gehenden Forschung konnte das nicht entgehen," sagt er, „daß Rom in seinen Maßregeln gegen die Evangelischen *eine heilige Pflicht zu üben und eine höchste Wohlthat mit Aufopferung zu spenden wirklich überzeugt ist.*" So selbst der Gegner, der seinem Buche das Motto vorsetzt: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort", und der „trotz seiner aufrichtigen Achtung vor dem ehrenwerthen Charakter" der Propaganda als Protestant „nur *gegen*" sie schreiben zu müssen meint!

Die Propaganda überdauerte den räuberischen Einfall der Piemontesen in Rom, und auch als das sacrilegische Gesetz gemacht wurde, welches alles italienische Kirchengut der „Giunta liquidatrice" in den Schooß warf, schienen die Gewaltigen noch einen Rest von Schamgefühl zu haben, der ihre Hand von dem Eigenthume der Propaganda zurückhielt. Aber als man etwa eine halbe Milliarde Kirchengut liquidirt, d. h. zu Schleuderpreisen verkauft und den Erlös in Staatspapiere convertirt hatte, streckte die Regierung ihre gierigen Finger auch nach diesem lockenden Posten von etwa 10 Millionen aus.

Natürlich erhob der Apostolische Stuhl Einsprache und es kam zum Processe, der in der bekannten Weise verlief. Zuerst gewann die Propaganda, in zweiter Instanz die Regierung. Dann wurde die Sache dem Cassationshofe in Rom vorgelegt, und derselbe entschied unter dem Präsidenten Miraglia am 31. Mai 1881 zu Gunsten der Propaganda. Wir müssen aus der Begründung dieses Urtheils einige Sätze anführen,

weil sie das Recht der Propaganda in klaren Worten aussprechen und von der segensreichen Wirksamkeit dieser Weltanstalt mit Anerkennung, ja mit einer gewissen Wärme sprechen. Zunächst hebt das Actenstück hervor, daß nur für Cultuszwecke bestimmte Güter durch die Gesetze dem Fiscus überantwortet seien. Dann betont das Urtheil ganz richtig, es komme in erster Linie auf die Natur des Institutes der Propaganda an und es sei zweifellos, daß dieselbe durch ihre Stiftung „ein Weltinstitut" sei. Zu welchem Zwecke ferner die Propaganda gestiftet wurde, erhelle klar aus der Stiftungsbulle selbst, wie aus dem Namen, den dieses große Institut trage. „Die Geschichte lehrt, daß in Folge der bewunderungswürdigen Verfassung der Kirche die römischen Päpste durch die Gewalt der Thatsachen berufen waren, die Völker von ganz Europa zu civilisiren. Deßhalb kann es nicht Wunder nehmen, daß Papst Gregor XV. ein Institut in's Leben rief, welchem die große Aufgabe oblag, die ungebildeten und wilden Völker, welche über die beiden Hemisphären zerstreut sind, zu erziehen und zu civilisiren, ähnlich wie nach dem Falle des abendländischen Reiches die Kirche ihr heilsames Übergewicht dazu verwendet hatte, Ordnung in das sociale Chaos zu bringen." „Kann man nun," frägt das angezogene Urtheil, „dieses Institut, dessen Zweck heilig und dessen Missionäre uneigennützig sind (denn sie ernten von ihren Mühen keine andere Frucht, als Entbehrungen, und sie bringen ihr Leben der Humanität und der Civilisation zum Opfer), zu jenen kirchlichen Vermögenssubjecten rechnen, welche durch die Gesetze vom 7. Juli 1866 und vom 15. August 1867 betroffen sind und welche ihren Inhabern nicht Leiden, sondern Einkünfte für einen einfachen und stricten Cultuszweck bieten?" Nach Allem kam der Cassationshof zu dem Schlusse, daß die Propaganda ein Institut sui generis sei, dem ein großer, humanitärer Gedanke zu Grunde liege, ein Weltinstitut, und daß sie sich auf Grund der Staatsgesetze selbst der Conversion entziehe. Auch die Regierung habe übrigens nicht geglaubt, daß die Propaganda unter dieses Gesetz falle; denn als sie den Entwurf der Ausdehnung der im übrigen Italien bereits bestehenden Gesetze auf die Provinz Rom den Kammern vorlegte, habe sie ein Verzeichniß aller kirchlichen Vermögenssubjecte Roms beigefügt, welche von dem Gesetze betroffen werden sollten, und dabei erklärt, es sei kein Fleiß und keine Sorgfalt gespart worden, um zu vermeiden, daß irgend ein kirchliches Vermögen der Conversion entgehe. In diesem Verzeichnisse aber sei die Propaganda nicht erwähnt worden, obschon ein Institut, dessen

Ruhm über die ganze Welt verbreitet sei, der Regierung nicht hätte entgehen können.

Also begründete der Cassationshof von Rom die Vernichtung des Urtheils der zweiten Instanz und verwies die Sache zur neuen Prüfung an den Appellhof von Ancona. Der Appellhof erkannte in seinem Urtheile vom 14. December 1881 gegen die Propaganda, und da diese abermals an den Cassationshof in Rom appellirte, ereignete sich der unglaubliche Fall, daß derselbe Cassationshof unter demselben Präsidenten Miraglia in derselben Sache sein eigenes Urtheil vernichtete und heute für gesetzmäßig erklärte, was er gestern als evident gesetzwidrig erkannt hatte. Er sprach am 29. Januar 1883 die Güter der Propaganda dem Fiscus zu und versuchte seine eigenen Gründe mit so windigen Sophismen umzustoßen, daß dieselben jedem vernunftbegabten Menschen höchstens ein Lächeln des Mitleides entlocken können. Es kam nun auf einmal durchaus nicht mehr auf „Cultuszwecke", sondern einzig auf den kirchlichen Charakter der Anstalt an, und man könne nicht behaupten, „daß es sich um ein Institut sui generis handle", „wie groß auch die Eigenartigkeit desselben sei" — kurz, was vor drei Jahren im Palazzo Spada weiß war, ist heute schwarz, und noch niemals ist ein so vollkommenes sacrificium intellectus gebracht worden, als es der höchste Gerichtshof Italiens in dieser denkwürdigen Sache brachte zur Zeit, da Gianuzzi Savelli Justiz- und Cultusminister ist — derselbe Gianuzzi Savelli, der früher als Referent der Regierung in dem Processe gegen die Propaganda perorirte. Man hat also nach dem Wunsch und Willen der Auftraggeber entschieden. Die Rechtsgründe der Propaganda sind zu leicht befunden worden in den Schalen der italienischen Themis; ihr Geld wog schwerer!

Und mit welchen Gründen wagten die ministeriellen Blätter den Raub der Propaganda zu beschönigen? Gründe? Nun, darauf kömmt es eigentlich jenen Helden wenig an, welche die Bresche in die Porta Pia schossen. Gleichwohl hat die „Opinione" seiner Zeit zwei Gründe gefunden. Sie lauten also: 1. Die Güter der Propaganda sind Kirchengüter; sie fallen also unter das Gesetz vom 19. Juni 1873 und 13. Mai 1871. 2. Der Staat hat keinen Profit bei der Conversion der Kirchengüter: weßhalb dieselbe also bekämpfen? Diese „Gründe", welche gleich bei Anstrengung des Processes erfunden wurden, sind auch jetzt die einzigen, welche in verschiedener Fassung nicht nur von der ministeriellen Presse, sondern von der Circularnote Mancini's selbst geltend gemacht

werden. Nur hält es der italieniſche Miniſter für gerathen, ſich hinter die Majeſtät der höchſten Gerichtsbehörde zurückzuziehen, „welche bei vereinigten Sectionen dieſe Entſcheidung zur Durchführung der ſchon ſeit vielen Jahren in Kraft ſtehenden Geſetze gefaßt habe“.

„Der erſte Grund,“ ſagte die Civiltà ſchon vor zehn Jahren, „iſt eine Umſchreibung des alten jüdiſchen Beweiſes: Nos habemus legem et secundum legem debet mori.“ Aber auch ſelbſt zugegeben, das „Geſetz“, welches den Raub des Kirchengutes verfügt, wäre ein Geſetz, ſo würden doch demſelben nur die italieniſchen Kirchengüter unterworfen ſein. Nun aber ſind die Güter der Propaganda keine italieniſchen Kirchengüter, ſondern Güter der Geſammtkirche. Die Kirche Italiens und überhaupt die Kirchen der katholiſchen Länder ſind geradezu vom Zwecke der Propaganda ausgeſchloſſen, und die Stifter der Propaganda, keineswegs nur Italiener, ſondern Männer aus allen Ländern Europa's, haben ausdrücklich geſagt, daß die von ihnen dieſer Weltanſtalt zugewieſenen Güter nicht den Bedürfniſſen der italieniſchen Kirche, ſondern ausſchließlich den Miſſionsländern zugute kommen ſollen. Wahrlich, Perſien und China hätten nach dem Zwecke der Stiftung und nach dem Willen der frommen Stifter ein größeres Recht auf die Güter der Propaganda, als die italieniſche Regierung! Alſo das ſacrilegiſche Geſetz von 1873, ganz abgeſehen von ſeiner innern Hinfälligkeit, kann nur einen Scheingrund gegen die Propaganda bieten.

Und noch viel elender iſt es um den zweiten Grund beſtellt: Die Regierung hat keinen Nutzen bei dem Geſchäfte; alſo hat man kein Recht, über Ungerechtigkeit zu klagen. Man traut ſeinen Augen nicht! Und dieſen Grund, den die „Opinione“ ſchon am 7. Auguſt 1874 vorzubringen wagte, wird auch jetzt wieder als officiöſe Rechtfertigung des Urtheils in den Zeitungen ausgeſchrieen. Wirklich, der Staat hat keinen Nutzen von den 10 Millionen, welche in ſeinen Schatz wandern! Man möchte es faſt glauben, wenn man ſieht, wie wenig Nutzen die halbe Milliarde Kirchengut ihm brachte, die er ſchon verſchlang, ohne daß ſeine immerwährende Finanznoth dadurch beſchworen worden wäre, und in der That, wir ſind geneigt, zu glauben, daß der Hauptprofit wirklich nicht in dem Staatsſchatz, ſondern in die Taſchen jener dunkeln Ehrenmänner fließt, welche die Güter zu Schleuderpreiſen erſtehen oder ſonſtwie bei dieſem ſaubern Geſchäfte der Regierung Maklerdienſte leiſten. Doch im Ernſte: verletze ich denn das Recht des Eigenthums nur dann, wenn ich einen Nutzen aus meiner Handlung ziehe? Ei, dann darf ich

ruhig hingehen und dem Justiz- und Cultusminister Gianuzzi Savelli getrost das Haus über dem Kopfe anzünden: ich werde keinen Nutzen aus meiner Brandstiftung ziehen und kann also höchst uneigennützig und mit ruhigem Gewissen zusehen, wie die Flammen das fremde Eigenthum verzehren! Wir danken für eine solche Uneigennützigkeit des italienischen Staates! Wir haben dieser Tage irgendwo gelesen, daß die sächsischen Freimaurerlogen ein Vermögen von einer halben Million besitzen. Was würden sie dazu sagen, wenn es der sächsischen Regierung einfiele, in gleicher Uneigennützigkeit dieses Kapital an sich zu nehmen und den „Brüdern" die Renten zu bezahlen?

Wie steht es ferner mit dem Garantiegesetz von 1871? Da heißt es Art. 9: „Der Papst hat die volle Freiheit, die sämmtlichen Functionen seines geistlichen Amtes zu erfüllen." Wo bleibt nun diese volle Freiheit in der Leitung und Regierung der Missionsländer, wenn man ihm jeden Augenblick die Mittel nehmen kann, sein geistliches Amt zu erfüllen; wenn man das Institut mit Beschlag belegt, welches die Arbeiter in den Missionsländern heranzubilden hatte? Oder gehört vielleicht die Leitung der Missionskirchen nicht zu den „sämmtlichen Functionen seines geistlichen Amtes"?

Art. 13 lautet: „In der Stadt Rom werden die Seminarien, Akademien, Collegien und katholischen Schulen, denen die Erziehung der Geistlichen obliegt, fernerhin allein von dem Heiligen Stuhl abhangen, ohne jegliche Einmischung von Seiten der italienischen Regierung." Hängt nun nach dem Entscheide des höchsten Gerichtshofes das Collegium Urbanum in seinem Bestande wesentlich noch einzig vom Heiligen Stuhle ab, oder ist die Einziehung seines Stiftungskapitals, die Convertirung seiner liegenden Güter keine Einmischung von Seiten der italienischen Regierung?

Art. 9 will doch offenbar dem Papste die volle Freiheit in der Leitung der Gesammtkirche und Art. 13 die volle Freiheit in der Leitung der römischen Seminarien zusichern. Wo kann aber von einer „vollen Freiheit" die Rede sein, wenn die italienische Regierung am Raube der Propaganda ein neues Faustpfand, eine neue, gewaltige Schraube besitzt, mit welcher sie zu jeder beliebigen Zeit den Stellvertreter Christi auf Erden in höchst empfindsamer Weise drängen kann?

Und zu all diesem schreienden Unrechte kommt noch die Maske der Heuchelei, der Stachel des gemeinsten Hohnes. Man schämt sich nicht zu sagen, die Leute im Vaticane würden sich die Hände reiben ob der

herrlichen Staatsrente, welche ihnen jetzt ganz mühelos zufließe. Und wo bleibt denn das Kapital, dessen Zinsen man vorläufig dem Eigenthümer bezahlen will? Vorläufig, denn so gut die italienische Regierung das Gesetz der Liquidation machen konnte, wird sie auch, sobald es ihr beliebt oder die immer steigende Finanznoth sie drängt, ebenso gesetzlich die Staatsrente streichen. Die Staatsrente ist aber auch ihrer Natur nach ein weit hinfälligerer Werth, als es die bisherigen Güter der Propaganda waren. Beim Ausbruche eines Krieges, einer gerade in Italien sehr möglichen politischen Katastrophe, muß jetzt die Propaganda mitleiden und kann sehr leicht in Bälde das Opfer des italienischen Staatsbankerotts werden. Man erinnere sich an die Assignatenwirthschaft der französischen Revolution! — Man wird ferner sagen, die Anstalt der Propaganda solle auch fürderhin im Besitze ihres Palastes bleiben. Wiederum gerade so lange es der italienischen Regierung gefällt. Sobald es den Ministern besser scheint, den Palast am spanischen Platze zu irgend einem Staatsministerium oder einer Strafanstalt einzurichten, sobald sie Repressalien oder einen Druck gegen den Vatican anwenden will, wird sie es schon fertig bringen, den Cardinalpräfecten der Propaganda, seine Bureaux, die Lehrer und Zöglinge derselben auf die Straße zu setzen. Ferner macht der „Moniteur de Rome" darauf aufmerksam, daß der Propaganda überhaupt das Besitzrecht abgesprochen ist, daß sie also ihre Güter auch nicht mehr durch Vermächtnisse oder Dotationen vermehren kann. Und wenn Mancini in seiner Note behauptet, die Entscheidung des Cassationshofes präjudicire in keiner Weise der rechtlichen Stellung der Propaganda oder der eventuellen Vergrößerung ihres Vermögens, so antwortet ihm ein liberales italienisches Blatt, die Florenzer „Nazione": „Gesetzt einmal, daß ein gläubiger Katholik sein Vermögen dem Institute vermache, so muß dieses Institut die Erlaubniß zur Annahme desselben bei der Regierung nachsuchen. . . . Die Regierung wird von der Summe als Mobiliensteuer 13,20 Procent in Abzug bringen, sowie 30 Procent als Taxe von der „todten Hand", und den Rest wird sie zum Ankaufe von italienischen Consols bestimmen. Dem italienischen Fiscus mag dieses System gefallen, der Propaganda hingegen kann es nicht zusagen." So das liberale Florentiner Blatt. Hat nun der Cardinal-Staatssecretär nicht Recht, wenn er in seiner Note diese Stellung der Propaganda eine unwürdige nennt? „Um den Preis einer solchen Demüthigung," sagt er, „müßte also die Propaganda die Erlaubniß erflehen, neue Legate anzunehmen." — Ebenso wenig

kann natürlich die Propaganda künftighin in Fällen der Noth ihr Kapital angreifen, wie dieß noch neulich der Fall war, als die Hungersnoth in China und Indien auf einmal eine außerordentliche Unterstützung von 200000 Lire erheischte. In Zukunft können die armen Christen im fernen Osten zehnmal Hungers sterben, bevor ihnen ein italienischer Minister aus dem geraubten Kapitale auch nur mit einer Lira beispringt!

Das also sind die Gründe und Entschuldigungen der italienischen Regierung. Was wird nun weiter geschehen? Der Papst, als höchster Hort des Rechtes und als Vater der Gesammtkirche, hat in einer Note den Regierungen diese neue Vergewaltigung um Einsprache bittend angezeigt. Wir sind in unserer Hoffnung freilich nicht sehr sanguinisch, nachdem der bereits vor dem Urtheilsspruch erhobene Protest des Kaisers von Österreich und des Königs von Portugal ungehört verhallten. Die „Ultima ratio regis“ wird ja natürlich nicht zur Anwendung kommen, und jenes einzige Cabinet, das durch einen leisen Wink bestimmend auftreten könnte, wird keinen Finger rühren. Das Loos der Propaganda wird also wohl für eine Zeitlang besiegelt sein. Es wird der Tag kommen, da das Collegium aufgelöst, die Druckerei mit Beschlag belegt, die reichen Schätze der Bibliothek, wie es mit den Schätzen der andern Bibliotheken geschehen, verschleudert und in die Papierstampfe geschickt, die ethnographischen Merkwürdigkeiten des Museums unter der Hand nach London verschachert werden. Es wird gehen, wie es zur Zeit von 1798 gegangen hat, und wie es damals ging, möge man aus dem folgenden Documente ersehen:

„Freiheit, Gleichheit!

„Rom den 18. Floreal im VI. Jahre der einen und untheilbaren französischen Republick.

„Im Namen der französischen Republick, der Agent en chef der Contributionen und Finanzen in Rom.

„Die Bürger-Finanzagenten Pavin und Barbiellini werden dem Bürger Antonio Fulgoni kraft eines Scheins der Commissäre des Executiv-Directoriums vom 13. Floreal des laufenden Jahres aus dem Eigenthum der Propaganda eine Presse, die er sich selbst auswählen darf, und die lateinischen Typen der Druckerei, die ihm noch nicht übergeben wurden und deren Gewicht sich etwa auf 5000 römische Pfund beläuft, sofort ausliefern. Alle diese Gegenstände sind ihm kraft des besagten Scheines als volles Eigenthum zuständig.“

Es ist immer das alte Spiel: was frommer Eifer in Jahrhunderten baute und sammelte, das zerstört und zerstreut frivole Bosheit zur Zeit, da ihr Macht gegeben ist. Mag sie also auch diesesmal, so lange es Gott zuläßt, wüthen; mag sie das Vermögen, welches der Seeleneifer von 250 Jahren der Braut Christi zur Ausbreitung des himmlischen Reiches auf Erden und zur Spendung ungezählter Werke der Barmherzigkeit stiftete, in wenigen Tagen verschleudern; mag sie dann auch noch ein neues Gesetz machen, das den Palast am spanischen Platze dem Fiscus zuspricht; mag sie das Wappen Urban' VIII. mit seinen drei Bienen, dem schönen Symbole des Sammelfleißes der edeln Barberini, und seiner päpstlichen Tiara von dem Portale der Propaganda herabreißen und, zum Hohne des heiligen Zeichens, das piemontesische Kreuz mit der Königskrone oder passender und wohl bald mit der Jakobinermütze auf einer Pike an seine Stelle setzen — wir wissen und vertrauen, daß die Tage der Bosheit gezählt sind und daß zur Zeit, da es dem obersten Herrn der Kirche gut scheint, seine Braut triumphiren wird. Post nubila Phoebus!

Jos. Spillmann S. J.

H. Schliemanns Ausgrabungen in Troja.

(Schluß.)

2. Was hat Schliemann besonders auf Hissarlik ausgegraben?

Wir gehen zu der Einzelschilderung der Schliemann'schen Ausgrabungen auf Hissarlik über, schicken aber wieder die Bemerkung voraus, daß wir nur das für weitere Kreise Interessante ausheben, uns daher vorherrschend auf die verbrannte Homerische Stadt beschränken müssen.

Schliemann ist auf sieben Städte gestoßen, die sich, ähnlich wie die Häute einer zweigetheilten Zwiebel, in deutlich unterscheidbaren Lagen auf dem alten Burgberge Hissarlik erheben. Von diesen Städten gehören sechs der vorgeschichtlichen Zeit an, d. h. einem Zeitalter, aus welchem gleichzeitige geschriebene Documente nicht bestehen; erst die oberste und

jüngſte Stadt, das griechiſch-römiſche „Ilion“ [1], gehört ganz der Geſchichte an. Zu ihr ſtieg Xerxes auf ſeinem Zuge gegen Griechenland und Alexander d. Gr. auf dem gegen Perſien hinan; galt ſie doch zu Ehren Homers in der alten Welt als Heiligthum.

Wir werden 1. die ſieben Städte der Reihe nach kurz betrachten, indem wir mit der unterſten und älteſten beginnen, müſſen uns jedoch mit der zweiten oder der verbrannten Stadt etwas länger beſchäftigen; erſt dann wollen wir 2. ſehen, was Schliemann in jener zweiten Stadt ausgegraben hat.

Unſere Leſer werden die hochwichtigen Reſultate der Schliemann'ſchen Ausgrabungen mit Intereſſe verfolgen. Der berühmte engliſche Gelehrte A. H. Sayce ſchreibt: „Denen, welche die Größe und den Charakter der uralten Anſiedelungen in der Levante kennen, muß die jetzt unſerem Blick eröffnete Stadt von großer Wichtigkeit und Macht erſcheinen. Es erſcheint uns fortan leicht begreiflich, daß Goldſchätze in ihren Ruinen entdeckt oder daß Gegenſtände fremder Induſtrie, wie ägyptiſches Porzellan und aſiatiſches Elfenbein, dort importirt werden konnten. Der Fürſt, deſſen Palaſt auf der Citadelle von Hiſſarlik ſtand, muß ein mächtiger Potentat geweſen ſein; er war im Beſitze der reichen trojaniſchen Ebene und beherrſchte die Einfahrt zum Hellespont“ (Vorrede zu „Troja“, S. XVI).

I. Die ſieben Städte.

Die erſte und älteſte Stadt, die vermittelſt Lehmkuchen unmittelbar über dem Urboden und der Erdſchicht aufgeführt war, reicht in die Urzeiten der Menſchheit hinauf und iſt ſicher nicht verbrannt (Ilios, S. 241. 299; Troja, S. 33 ff.). Was uns bei derſelben hochintereſſant erſcheinen muß, iſt der Umſtand, daß ſie von einem civiliſirten Volke bewohnt war, ja von einem Volke, das in mancher Beziehung den Vorzug vor den Bewohnern der vier nachfolgenden Städte verdient. Der Menſch war alſo anfänglich nicht ſo roh, wie ungläubige Geſchichtsbaumeiſter ihn darſtellen; ſondern erſt mit dem Verſinken in das Heidenthum und die Sünde verlor er auch an Bildung. Selbſt Virchow (Ilios, S. 760) geſteht: „Soviel ſteht feſt, daß auch die älteſte und früheſte Anſiedelung auf Hiſſarlik einem Volke angehörte, welches ſchon höherer Cultur

[1] Bei Homer heißt die Stadt (ἡ) Ἴλιος; erſt ſpäter kam (τὸ) Ἴλιον auf. Wir richten uns nach dieſem Sprachgebrauche.

erschlossen war. Freilich führte es noch Steinwaffen, aber sie waren schön geschliffen und zeigten jene feineren Formen, welche die Kenntniß der Metalle andeuten. In der That fehlen Metallspuren auch in den ältesten Schichten nicht. Diese Schichten können also nicht etwa einem Steinvolke zugeschrieben werden. Sie bezeichnen unzweifelhaft *für Vorderasien die älteste bekannte Ansiedelung eines schon in höhere Culturformen eingetretenen vorgeschichtlichen Volkes*. Darum wird sicherlich der Burgberg von Hissarlik dauernd als ein sicherer Zeuge in die Culturgeschichte der Menschheit eingeführt werden. Er wird unseren Söhnen als ein wichtiger geographischer Ort, als ein sicherer Ausgangspunkt erscheinen, von dem aus ihre Phantasie ihre Flüge unternehmen mag. Denn ich hoffe, nimmer wird die Ilias der Jugend geraubt werden, wie auch der Streit über die Existenz von Ilion oder Priamos endigen mag."

Die Länge dieser ersten Ansiedelung auf dem Hügel Hissarlik beträgt nicht mehr als 46 m, und ihre Breite kann schwerlich größer gewesen sein. Von den aufgedeckten Mauern erwiesen sich die nördliche und zwei südliche als Festungsmauern; und von den beiden südlichen gehört die innerste ohne Zweifel einer älteren Periode dieser ältesten Ansiedelung an. Die Dicke dieser Mauern beträgt ungefähr 2,50 m, die Erweiterung der Festung nach Süden etwas über 8 m. Zwischen den Festungsmauern fanden sich in Abständen von 2,50 bis 5,50 und 6 m fünf beinahe parallel laufende, 60 bis 90 cm dicke Mauern nebst Quermauern, die aus kleinen, mit Lehm verbundenen Steinen aufgeführt waren und an manchen Stellen noch den Lehmputz aufwiesen; aber weder gebrannte noch ungebrannte (bloß an der Sonne gehärtete) Ziegel wurden gefunden. Da jedoch diese innerhalb der Festung liegenden Ruinen nur auf ein oder zwei große Gebäude hinweisen, so ist wohl anzunehmen, daß diese erste Ansiedelung eine Unterstadt hatte, die sich auf dem Plateau nach Westen, Süden und Südosten erstreckte. „In der That," schreibt Schliemann (Troja, S. 34), „können die dort (Unterstadt) in der untersten Schicht in meinen Gräben und Schachten gefundenen Massen von uralter Topfwaare, die hinsichtlich der Form und des Fabrikats vollkommen mit der in der ersten Ansiedelung auf dem Burgberge gefundenen Topfwaare identisch ist, in dieser Hinsicht keinen Zweifel übrig lassen."

Sogar *Schriftzeichen* fand man auf irdenen Wirteln der ersten vorgeschichtlichen Stadt — ein Beweis, daß die Schrift schon viele Jahrhunderte *vor* Homer bekannt war. Der obengenannte Assyriologe, Pro-

feſſor A. H. Sayce in Oxford, bemerkt darüber (Ilios, S. 766): „Nicht das am wenigſten Intereſſante und Wichtige unter den durch Schliemanns Ausgrabungen in Hiſſarlik erzielten Ergebniſſen iſt die Entdeckung, daß in der Nordweſt-Ecke Kleinaſiens die Schrift lange vor Einführung des griechiſchen und phönikiſchen Alphabets bekannt war. Beſchriebene Gegenſtände ſind zwar nicht zahlreich, aber in genügender Menge vorhanden, um zu zeigen, daß die alten Bewohner des Platzes nicht völlig unwiſſend waren, und daß ſie ein Schriftſyſtem beſaßen, das ſie mit den Nachbarſtämmen des feſten Landes und der anliegenden Inſeln theilten. Durch ganz Kleinaſien war einſt ein Syllabarium im Gebrauche, welches allein von den conſervativen Cypern bis in hiſtoriſche Zeiten beibehalten ward." Demnach ſind nicht die Phönikier, wie man ſo oft lieſt, die Erfinder der Buchſtabenſchrift, ſondern dieſe beſtand längſt *vor* ihnen.

Die Schicht der älteſten Stadt iſt $2^1/_2$ m hoch, bald dünner, bald dicker — ein Beweis, daß dieſe Stadt eine lange Reihe von Jahrhunderten beſtanden hatte. Es fanden ſich darin zahlreiche Topfwaaren; „ſie ſind das Füllhorn archäologiſchen Wiſſens für jene dunkeln Zeitalter, die wir, im Zwielichte einer unvordenklichen Zeit unſicher taſtend, vorgeſchichtlich zu nennen pflegen" (Ilios, S. 243).

Faſt alle Topfwaare der erſten Stadt iſt glänzend ſchwarz, jedoch ſind auch glänzend rothe, braune oder gelbe Terracotten nicht ſelten; auffallend ſind die Vaſen und Töpfe mit Eulengeſichtern, offenbar Weihegeſchenke an die Schutzgöttin der Stadt. Ähnliche Eulengeſchirre fanden ſich auch in den älteſten Schichten anderer Länder, z. B. in den Hügeln der Emilia in Italien.

Die Topfwaaren zeigen ſchon eine hohe Vollkommenheit in der Form und den Linearzeichnungen; ihre Farbe iſt, wie geſagt, meiſtentheils ſchwarz, und zwar mit weiß ausgefüllten Zeichnungen; größtentheils ſind ſie mit der Hand gemacht, manche aber bereits auf der Töpferſcheibe gefertigt. Bemerkenswerth iſt folgende Äußerung Schliemanns (Ilios, S. 243): „Wenn es möglich wäre, aus der größeren oder geringeren Vollkommenheit der Thongefäße eines vorgeſchichtlichen Volkes auf den Grad ſeiner Civiliſation einen Schluß zu machen, dann könnten wir folgern, daß von allen Völkern, die hier (in Hiſſarlik) auf einander gefolgt ſind, das der *erſten* Stadt bei weitem das civiliſirteſte war, denn ſeine Thongefäße weiſen in Form und Technik bei weitem die vorgeſchrittenſte Kunſtfertigkeit auf." — Außer vielen Spinnwirteln, wahrſcheinlich gleich-

falls Weihegaben an die Athene Ergane, fanden sich Handmühlen aus Trachyt, auch aus Basalt-Lava; an Steinwerkzeugen wurden Tausende von Hämmern, Polirsteine von Serpentin, Jaspis, Diorit und Porphyr, dann Äxte und Beile, ein- und zweischneidig, Sägen aus Feuerstein und Chalcedon und Messer gefunden. Damit wir nicht zu mitleidig auf diese Steinmesser herabblicken, bemerkt Schliemann (Ilios, S. 280), er habe einige aus Obsidian gefertigte aufgefunden, die zum Rasiren scharf genug gewesen seien. Außerdem traf man in der ersten Stadt Geräthe aus Gold, Silber, Bronze, Blei und Kupfer, insbesondere auch Messer aus gehärtetem Kupfer und vergoldet, aber kein Eisen (Ilios, S. 285 f.). Nadeln, Pfriemen und kleinere Werkzeuge aus Bronze, Knochen und Elfenbein befanden sich in den vorgeschichtlichen Städten.

Wir eilen zur zweitältesten Stadt, der verbrannten, deren Schicht an manchen Stellen weit über 4 m, an anderen nur 25 cm tief ist.

Schliemann war durch die kolossalen Schuttmassen dieser zweiten Stadt irregeleitet worden, aus der einen Stadt zwei, eine zweite und dritte, zu machen. Nämlich „dieser gebrannte Ziegelschutt stammt zum Theil von in einer furchtbaren Feuersbrunst zerstörten Häusern; zum Theil sind es aber die Trümmer von Ziegelmauern, die erst, nachdem sie aus rohen Lehmkuchen aufgebaut waren, behufs größerer Festigkeit durch gleichzeitig an beiden Seiten angezündete große Feuer künstlich gebrannt wurden. Die eigentliche verbrannte Stadt ist daher nicht die dritte, sondern die zweite Stadt, deren Schuttschichte jedoch ... an einigen Stellen nur sehr geringfügig, sogar nur 25 cm tief ist" (Troja, S. 59 f.). Letztgenannter Umstand rührt wohl daher, daß in der trojanischen Akropolis ein größerer freier Platz war, oder daß die nachfolgenden Ansiedler dennoch an einigen wenigen Stellen den Schutt wegräumten. Über der 2,5 m tiefen Schuttschichte der ersten Ansiedler zieht sich auf Pergamos eine Erdlage von 50 cm ununterbrochen hin, wohl ein Beweis, daß die Baustelle lange Zeit brach und unbebaut gelegen hatte; denn diese Schichte enthält gar keine Mauern. Die neuen Ansiedler nivellirten den Burgberg, der früher gegen Norden abfiel, indem sie das Terrain im Süden um ungefähr 50 cm, im Norden um 3 m erhöhten. Um auf diesem neuangeschütteten Boden größere Bauwerke aufzuführen, legten sie bis 2,5 m tiefe künstliche Fundamente, welche Schliemann früher für mit Steinen ausgefüllte Regenlöcher angesehen hatte.

Auf der Akropolis entdeckte Schliemann außer zwei „Tempeln" noch

etwa vier größere Gebäude, von welchen eines ohne Zweifel vom König (Priamos) bewohnt war. Die Fundamente der Tempel bestehen aus 2,5 m hohen unbearbeiteten Kalksteinmauern und sind mit großen Kalkstein- oder Sandsteinplatten bedeckt, auf welchen die Ziegelmauern ruhten. Die Ziegel sind 45 cm breit, 67 cm lang und ungefähr 12 cm hoch und aus grüngelbem Thon, der mit Stroh gemengt war, hergestellt. Auch diese Ziegelmauern waren erst nach ihrer Errichtung in situ gebrannt worden, so daß sie mit dem helleren Lehm, der als Mörtel diente, eine einzige feste Masse bildeten. Das Gebälke der Tempel wurde durch mächtige kupferne Nägel zusammengehalten; man fand eine große Anzahl derselben, einige im Gewichte von 1190 Gramm.

Diese Stadt war, wie man aus der Architektur und den Topfwaaren ersieht, von einem anderen Volke bewohnt, als die erste Stadt. Die Festungsmauern derselben im Norden bestanden unten aus großen weißen Kalksteinen, von denen je zwei in ihren Lücken durch kleinere Steine ausgefüllt waren, so daß das Ganze den Anschein von cyklopischen Mauern gewinnt. Erst auf dieser etwa 2,5 m hohen Unterlage erhob sich die aus Backsteinen senkrecht aufgeführte Fortsetzung der Festungsmauer, deren Höhe sich nicht mehr bestimmen läßt; 2,5 m hohe Reste entdeckte Schliemann noch im Jahre 1882. Die Unterlage der *südlichen* Stadtmauer bestand aus kleineren Kalksteinen, die ohne Zweifel eine Ziegelmauer als Fortsetzung trugen. Die erhaltene Ziegelmauer an der Ostseite von Ilios ist $3^1/_2$—4 m stark. Auf und über den Stadtmauern standen *vielleicht* Wohnhäuser nach einer alten morgenländischen Sitte: auch das Haus der Rahab (Jos. 2, 15) stand auf der Stadtmauer, und der hl. Paulus wird zu Damaskus durch einen großen Korb von der Mauer hinabgelassen und gerettet. Eine mit großen Platten aus weißem Kalkstein gepflasterte Straße wurde aufgedeckt, die von den Bewohnern derselben Stadt in einer zweiten Periode mit Platten aus röthlichem Sandstein neu belegt wurde. Unter den hier gefundenen mehr als 10000 Gegenständen waren merkwürdig die gewaltigen Krüge, 5—$6^1/_2$ Fuß hoch, 3—5 Fuß im Durchmesser, mit einer Thondicke von 2—3 Zoll; sie dienten in Ermangelung der Keller und Fässer zur Aufbewahrung von Wasser, Wein, Öl, Getreide ꝛc. Von Metallsachen fand man Gold und Elektron (Composition von 4 Theilen Gold und 1 Theil Silber); die Spindelwirtel waren durch die Bank schwarz und kleiner als in der ersten Stadt; auch die zahlreichen Becher von der Form eines Champagnerglases mit spitzem Fuß und großen Henkeln rechts und links fielen

hier wie in den drei folgenden vorgeschichtlichen Städten auf; sie sind ohne Zweifel die doppelhenkeligen Becher (δέπα ἀμφικύπελλα) Homers, die man auf einmal leerte und umgestülpt wieder hinstellte, so daß sie immer rein blieben. Nicht minder auffallen muß es, daß dieß die erste Stadt war, welche Ziegelbauten aufweist, während die vorhergegangene wohl die Keramik sehr gut, aber den Backsteinbau noch nicht verstand. Die flachen Dächer waren wohl mit Holz gedeckt und oben durch eine Lehmschicht gegen Regen gesichert.

Diese Stadt — wir wollen sie nach Schliemanns Vorgang einfach „Troja" nennen — erregt das höchste Interesse: sie ist durch eine schreckliche Feuersbrunst verheert worden; nur eine kleine Ecke im Südosten ist verschont geblieben. Überall fand Schliemann gelbe, rothe oder schwarze Holzasche, mit Ziegeltrümmern untermischt, bis zu einer Höhe von 10 Fuß — ein klares Zeichen, daß die Häuser mehrstöckig und daß die oberen Stockwerke und die Dächer von Holz waren. Die Gluth muß ungeheuer gewesen sein; denn eine Masse Ziegel und ausgedehnte Fußböden von Lehm fanden sich völlig verglast.

Schliemann schreibt in seinem „Troja" (S. 97): „Wie total und gewaltig die Katastrophe war, in der die zweite Stadt unterging, ersieht man sowohl daraus, daß die meisten Gebäude bis auf die Fundamente zerstört sind, als auch aus den ungeheuren Massen von verglastem Ziegelschutt und verbrannten Holzbalken, die wir namentlich in den größeren Gebäuden und in den Thoren gefunden haben. Besonders an Stellen, wo das Feuer wegen des vielen Holzes reichliche Nahrung fand ..., sind große Theile der Ziegelmauern vollständig geschmolzen und zu einer Art von schwammiger Glasmasse umgestaltet." Wir können uns denken, mit welcher Vorsicht und Ausdauer Schliemann, der am Ziele seiner heißesten Wünsche stand, die „verbrannte Stadt" ausgrub; alle anderen Überreste, sogar das Rathhaus (βουλευτήριον) der obersten griechischen Stadt, opferte er, um Troja genau an den Tag zu bringen. Bei jedem Schritt überzeugte sich der Forscher immer lebendiger: hier ist Troja, die homerische Ilios. Hier ist das Wort eingetroffen, welches Homer (Il., IV. 164 sq.) dem Agamemnon in den Mund legt:

„Kommen wird einstens der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Königs."

Wer denkt Angesichts dieser durch Feuer zu einer compacten Felsmasse gewordenen Trümmer nicht an Homer und sein verbranntes Troja? Die Überlieferung davon hat sich erhalten, das alte Griechenland ver-

legte Ilios auf Hissarlik, da wo das griechische Neu-Ilion sich befand; archäologische Forschungen wurden dort in alter Zeit und bis auf die neuere Zeit nicht angestellt; erst zwei Jahrtausende später als das alte Griechenland zur römischen Provinz geworden war, wurden an der durch die Sage bezeichneten Stelle 20—30 Fuß tief unter der Oberfläche die Überreste einer gutbefestigten, goldreichen, daher mächtigen Stadt gefunden, welche durch einen entsetzlichen Brand zerstört worden ist.

Hissarlik mit der verbrannten Stadt in seiner Tiefe hat sich als die einzige Baustelle in der Troas herausgestellt, wo die homerische Ilios gestanden haben kann. Der alte Sänger gibt uns die Belagerung und das tragische Schicksal der Stadt so, wie sie durch die vorhergegangenen Barden auf ihn gekommen waren. Wie Troja jetzt vor uns liegt, kennzeichnet es sich durch Topfwaaren eigenthümlicher Art, durch den Gebrauch steinerner und bronzener Werkzeuge, sowie durch den Mangel der Münzen, Inschriften und hellenischen Topfwaaren, wie sie der geschichtlichen Zeit angehören.

Alle Gebäude der Akropolis zeigten die gleiche Bauart: die Fundamente bestanden aus Kalksteinen, die mit Lehm verbunden waren, die oberen Wände aus Ziegelsteinen, das terrassenförmige Dach aus Holzbalken, Schilf und Lehm. In vielen Zimmern dieser Gebäude waren sauber hergestellte Fußböden, einer aus feinen Kieselsteinen, ein anderer aus Lehm und sehr kleinen Kieseln, ein dritter aus grünen Schieferplatten, ein vierter einfacherer aus gestampftem Lehm, der im großen Brande verglaste. Die auch sonst oft zum Dielen der Fußböden und als Straßenpflaster benützten Schieferplatten waren infolge der kolossalen Hitze beim Stadtbrand fast insgesammt in Stücke zersprungen und haben theilweise eine rothe Färbung angenommen. Doch wir werden nochmals auf die verbrannte Stadt zurückkommen, wollen daher die Reihenfolge der vorgeschichtlichen Städte auf dem Burgberge von Hissarlik fortsetzen.

Die vier Ansiedelungen nach dem Untergange Troja's waren kaum mehr als Dörfer, in welchen rohere Stämme hausten. Die Thatsache aber, daß sie in dieser Weise aufeinander folgten, schließt einen bedeutenden Zeitraum in sich. Die Bildung des Schutt- und Trümmerhaufens, auf dessen Gipfel Neu-Ilion erbaut wurde, muß wenigstens 200—300 Jahre beansprucht haben; auch muß es lange gedauert haben, bis jene ungeheure Masse von Topfscherben, welche den Boden erfüllt, sich ansammeln konnte.

Die dritte Ansiedelung baute ihre Häuser auf den Brandschutt

von Pergamos und flickte nothdürftig die alten Festungsmauern aus. Als Steingrube diente die Unterstadt, die wahrscheinlich zum Ackerfeld und Weideplatz wurde. Die Häuser haben bloß eine Mauerstärke von 45—65 cm und Fundamente von 50 cm, können also nur einstöckig gewesen sein. Die „Stadt" ist durch Feuer sicher nicht untergegangen, da beim Beginne der Ausgrabungen fast sämmtliche Hausmauern noch 2—3 m hoch aufrecht standen (Troja, S. 195 ff.).

So konnten die vierten Ansiedler ihr Dorf mit Leichtigkeit aufbauen. Die Hausmauern bestanden aus kleinen, durch Lehmmörtel verbundenen Bruchsteinen, seltener aus Backsteinen, und hatten einen noch kleineren Umfang, als jene der vorhergehenden Stadt. Die Mauerstärke mißt, einschließlich des Verputzes, nur 47 cm. Die Kolonie ist wahrscheinlich durch Feindeshand, aber nicht durch Feuer gefallen. Die hier gefundenen Vasen sind roh; außerdem stieß man auf Hunderte von Spindelwirteln aus Terracotta, auf bronzene Tuchnadeln und Messer, auf Pfriemen und Nadeln von Knochen, auf rohe Steinhämmer und Handmühlen, endlich auf viele schön polirte Äxte aus Diorit (Troja, S. 206 ff.).

Die fünfte Ansiedelung dehnte die Stadt nach Süd und Ost etwas aus, weil der Schutt der vier vorhergegangenen Städte den Burgberg sehr erweitert hatte. Die Hausmauern sind theils aus Bruchsteinen, theils aus Lehmziegeln, ruhen auf Fundamenten von Bruchsteinen und haben dieselben flachen Dächer, wie alle früheren Kolonien. Wegen der ungeheuren Schuttanhäufung waren die alten Stadtmauern begraben und mußten neue gebaut werden, von welchen Schliemann Spuren im Nordwesten und Nordosten der Ansiedelung entdeckte (Troja, S. 210 ff.). Die rohen Steinhämmer, deren in der vierten Stadt eine enorme Anzahl gefunden wurde, fehlen hier ganz; in der vierten Stadt stieß man auf Hunderte von Steinäxten, in der fünften nur auf zwei, unter ihnen allerdings die sehr kostbare aus weißem Nephrit, einem wohl aus China stammenden Mineral[1]. Die Spindelwirtel sind gleichfalls ganz anders, als in den älteren Städten — kurz, Schliemann schließt mit Recht, daß die fünfte Stadt einem von den früheren Bewohnern ganz verschiedenen Volke angehört hat.

Jetzt, nachdem wir die ersten fünf vorgeschichtlichen Städte durchwandert haben, müssen wir noch auf drei Eigenthümlichkeiten eingehen, die ihnen gemeinsam sind.

[1] Schliemann hält diesen Fund für den werthvollsten, den er auf Hissarlik machte.

Für's Erste finden sich viele Töpfe und Götterbilder mit einem Eulenkopfe; Schliemann erklärt sie für Darstellungen der Athene mit dem Eulenkopfe, und demnach wäre Homers γλαυκῶπις Ἀθήνη nicht zu übersetzen: „Die Göttin mit den grauen, leuchtenden, klarschauenden Augen", sondern: „Athene mit dem Eulengesichte". Auf dieselbe Weise erklärt Schliemann die Ἥρα βοῶπις als die „kuhköpfige Hera", als ein Nachbild der ägyptischen Isis mit dem Kuhkopfe; und er rechtfertigt diese Erklärung mit seinen Funden in Mykenä.

Ferner fehlt in allen fünf vorgeschichtlichen Städten das Eisen, jede Fibula (Agraffe oder Hafte) und die Lampe. Das jetzt allgemeinste und nützlichste Metall, das Eisen, gehört einer späteren Zeit an; die Einwohner der ersten Stadt bedienten sich vorherrschend des gehärteten Kupfers, von der zweiten Stadt an tritt besonders die Bronze (rund 94 % Kupfer, 5—6 % Zinn) auf. Das Fehlen der Fibula ist um so auffallender, da sie in den griechischen und römischen Alterthümern so häufig vorkommt. Und noch mehr gilt dieß von den Lampen, von welchen uns die Griechen und Römer viele Tausende hinterlassen haben. Womit erhellten denn jene Menschen der Urzeit das Dunkel der Nacht? Mit Fackeln aus dünngespaltenen Holzstäben, daher das griechische Wort δᾷς von δαίω zertheilen, spalten. Wirklich fand Schliemann manche Thongeräthe, welche zum Einstecken jener Holzfackeln dienten.

Endlich war in den fünf vorgeschichtlichen Städten keine Malerei. Schliemann schreibt hierüber (Ilios, S. 256): „Da ich von Malerei spreche, so möchte ich hier die Bemerkung machen, daß weder die Bewohner der ersten Stadt noch die der vier nachfolgenden prähistorischen Städte von Hissarlik eine Idee von Farben hatten, und daß mit Ausnahme einer einzigen in der dritten Stadt gefundenen Terracotta-Büchse, auf welcher das scharfe Auge meines Freundes Charles Newton einen mit dunkelrothem Thon auf hellrothen Untergrund gemalten Tintenfisch erkannte, und zweier kleiner Terracotta-Schalen aus der vierten Stadt, auf denen mit dunkelrothem Thon ein großes Kreuz gemalt ist, mit Ausnahme ferner der kleinen rohen Idole aus weißem Marmor, auf denen ein Eulengesicht roh mit schwarzem Thon gezeichnet vorkommt, auf keinem in den fünf vorgeschichtlichen Städten gefundenen Gegenstande jemals eine Spur von Malerei sich findet." — Doch möchten wir uns die Frage erlauben, ob nicht die entsetzliche Gluth der verbrannten Stadt, ob nicht

die Reihe von Jahrtausenden, die auf jenen Trümmern lastet, ob nicht die Regengüsse, die in den Boden eindrangen, die etwa vorhandenen Farben gebleicht und ganz vernichtet haben.

An die fünf angeführten vorgeschichtlichen Städte schließt sich die „lydische" an.

Diese sechste Stadt liegt meist 6 Fuß unter dem Baugrunde von Neu-Ilion; ihre Töpferwaaren sind von der fünften und siebenten Stadt so verschieden, daß sie als eigene Stadt gezählt werden muß; da dieselben jenen der lydischen Ansiedler in Etrurien ähnlich sind, nannte Schliemann die Stadt die lydische. Thatsächlich war die Troas dem lydischen Könige Gyges (698—660 v. Chr.) unterworfen. Abgesehen von den Gegenständen aus Bronze, war der wichtigste Fund in jener Schicht ein Ungeheuer von irdenem Krug (πίθος), aus grobem, rothem Thon gänzlich gebrannt, unpolirt und ohne Henkel, rund herum mit vier breiten, leistenähnlichen Vorsprüngen. Schliemann schreibt über ihn (Ilios, S. 656): „Er lag 1872 und 1873 vierzehn Monate vor meinem Haus in Hissarlik und wurde immer von einem meiner Arbeiter als Wohnung benützt; bei Regenwetter beherbergte er sogar zwei Mann."

Die siebente Stadt, das griechisch-römische Neu-Ilion, ist geschichtlich; es dehnte sich weit im Osten und Süden von Hissarlik aus, auf dem Hügel selbst befanden sich nur die Festung und die Tempel der Götter. Der Schutt Troja's war durch die Feuersbrunst so zusammengebacken, daß Lysimachos an manchen Stellen unmittelbar auf demselben die kolossalen Festungsmauern errichten konnte (Ilios, S. 352; Troja, S. 217 ff.). Obgleich die Stadt viel größer war als Troja, obgleich sie eine riesige Wasserleitung, einen kostbaren Athene- und Apollo-Tempel und ein Theater für 5000 Zuschauer hatte, obgleich Dr. Schliemann daselbst werthvolle Funde machte, so müssen wir doch über diese verhältnißmäßig junge Welt eiligen Fußes hinweggehen; denn die zweite oder verbrannte Stadt muß unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen — sie ist „ein ganz singuläres Phänomen"; „hier beginnt ein ganz neues Wissen".

II. Was hat Dr. Schliemann im verbrannten Troja ausgegraben?

Damit wir ein Gesammtbild vom grauenhaften Brande gewinnen, welcher diese berühmte Stadt in Asche legte, möge der Augenzeuge Virchow (Schliemann, Ilios, S. xvi) das Wort haben, welcher über Troja's

Ruinen also schreibt: „Da — in Troja — war ein großer Zerstörungsbrand, in dem die Lehmwände der Gebäude zusammenschmolzen und flüssig wurden wie Wachs, so daß noch jetzt erstarrte Glastropfen Zeugniß ablegen von der gewaltigen Gluth. Nur an wenigen Stellen sind Kohlen übrig geblieben, deren Form und Struktur uns noch erkennen läßt, was verbrannt ist, ob Holz oder Stroh, Weizen oder Erbsen. Ein ganz kleiner Theil dieser Stadt ist überhaupt von dem Brande verschont worden, und nur hie und da hat sich in den abgebrannten Theilen unter dem Schutte der zusammenbrechenden Mauern die häusliche Ausstattung einigermaßen unversehrt erhalten. Fast Alles ist zu Asche verbrannt. Welch ungeheures Feuer muß es gewesen sein, das diese Herrlichkeit gefressen hat! Man meint das Knittern des Holzwerks, das Krachen der stürzenden Gebäude zu hören! Und welch ein Reichthum ist trotzdem aus der Asche zu Tage gekommen! Ein Goldschatz nach dem andern bot sich dem erstaunten Auge dar. In jener fernen Zeit, wo der Mensch noch so wenig vorgeschritten war in der Kenntniß der Erde und seiner eigenen Kraft, in jener Zeit, wo, wie der Dichter es schildert, die Söhne des Königs Hirten waren: da muß ein solcher Besitz von Edelmetall und noch dazu in der feinsten und kostbarsten Bearbeitung weit und breit bekannt geworden sein. Der Glanz dieses Stammes-Häuptlings muß den Neid und die Habgier wachgerufen haben; und der Sturz seiner hohen Burg kann nichts Anderes bedeuten, als seinen eigenen Fall und den Sturz seines Geschlechtes."

Homer nennt Troja „wohlummauert" (εὐτείχεος), und wirklich hatte es unter allen vorgeschichtlichen Städten die respectabelsten Festungsmauern. Vor der alten im Winkel von 45° abfallenden, also leicht ersteigbaren Mauer, hatten die Trojaner eine steilere im Winkel von 15° erbaut aus kleineren, mit Thon verbundenen Steinen, die wenig behauen und deren glatte Seite nach Außen gelegt war, so daß die Mauer immerhin glatt erschien. Auf ihr erhob sich die senkrechte Ziegelmauer. Hinter dieser Außenmauer war eine innere Strebemauer im Winkel von 75° zur Festhaltung der Erde, mit welcher der 100 Fuß lange und 23—40 Fuß breite Zwischenraum ausgefüllt war, so daß zugleich der Stadt ein größeres Areal verschafft wurde. Die Häuser derselben waren aus leichtgebrannten Backsteinen in der Dimension von $52 \times 43 \times 13^1/_2$ cm, also ungleich größer wie unsere heutigen Backsteine. Da nun die ganze zwischen den zwei Stadtmauern laufende Mauerkrone mit flachen Steinen gepflastert und mit Gebäudetrümmern

7—10 Fuß tief bedeckt war, da sich ferner in diesem Schutt eine Unmasse von Geräthen fand, so schließt Dr. Schliemann (Ilios, S. 346), daß sie thurmähnlichen, bewohnten Gebäuden angehörten, die sowohl zum Schmuck als zu Vertheidigungswerken für die Mauern dienten. Der Brand der Stadt ging von Südwest nach Nordost (Ilios, S. 353).

Homer nennt die Stadt ferner „εὐρυαγυία" = mit breiten Straßen versehen. Schliemann legte wirklich eine breite Straße frei, die bereits der zweiten Stadt angehört hatte. Dieselbe führte zu einem großen Doppelthore; die beiden Thore waren 20 Fuß von einander getrennt, stark befestigt und von einem mächtigen hölzernen Thurm überragt; denn hier lag die Holzasche 7—10 Fuß hoch. Wem fällt hier nicht Homers „göttlicher Thurm" ein?

Aber noch interessanter war die Auffindung eines großen Hauses, ja des größten von allen, hart an der Stadtmauer und am südwestlichen Thore; es war das Haus des Stadtoberhauptes, sagen wir kurz: des Priamos. An seiner östlichen Ecke stand ein Opferaltar, d. h. ein roher Unterbau von schwachgebrannten Backsteinen, auf demselben eine muldenförmig ausgeschweifte Gneisplatte, $5^1/_4$ Fuß lang, $5^1/_2$ Fuß breit. Am Altare des Ζεὺς ἑρκεῖος wurde Priamos hingemordet. — Bei seiner 1882er Ausgrabung war Schliemann geneigt, dieses große Haus erst der dritten Ansiedelung zuzuschreiben. Aber sollten die neuen Ansiedler dasselbe nicht auf der nämlichen Stelle errichtet haben, auf welcher das Haus des trojanischen Oberhauptes gestanden hatte?

In diesem Hause unterschied man acht gesonderte Räume; der größte davon mißt eine Länge von 24 Fuß 4 Zoll und eine Breite von 12 Fuß; ein kleiner Raum, 7 Fuß 6 Zoll lang und 4 Fuß 6 Zoll breit, ist fast ganz von dem großen trojanischen Krug ausgefüllt, welcher, 5 Fuß 6 Zoll hoch, mit einem Durchmesser von 4 Fuß 6 Zoll und einer Thondicke von 2 Zoll, gegenwärtig mit den übrigen trojanischen Funden Schliemanns in Berlin gesehen werden kann. Von da führt eine Thüre in einen größeren Raum, wo drei große Krüge derselben Art standen; 9—10 Fuß tief war das Haus mit Asche und Ziegeln erfüllt; es hatte also sicher mehrere Stockwerke und war für viele Bewohner eingerichtet. Zur Erklärung des Vorstehenden fügen wir bei, daß in der Troas heute noch das Erdgeschoß der Häuser als Keller und Vorrathskammer dient und die Menschen erst in den Stockwerken wohnen. Das „Haus des Priamos" nahm eine große Fläche ein; seine längste Mauer mißt 53 Fuß 4 Zoll.

Hier an diesem Königshause, unmittelbar auf der großen Mauer, unweit vom südwestlichen Thore, entdeckte Schliemann im Mai 1873 den großen Schatz des Priamos. Während er nämlich an der Umfassungsmauer vorwärtsgraben ließ, traf er dicht neben dem Königshaus einen merkwürdig geformten kupfernen Gegenstand, hinter welchem er Goldschimmer zu sehen glaubte. Eine Ahnung durchzuckte ihn. Um den etwaigen Fund vor seinen diebischen Tagelöhnern für die Alterthumskunde zu retten, ließ er sofort zur Frühstücks-Ruhepause das Zeichen geben. Während die Arbeiter fernab frühstückten, löste er unter Lebensgefahr, da die überhängende Mauer zu stürzen drohte, vermittelst eines großen Messers den Schatz aus seiner steinharten Umgebung. Seine Gattin stand neben ihm, immer bereit, die ausgegrabenen Gegenstände in ihren Shawl zu packen und fortzutragen (S. 48 ff.). Da die vielen Gegenstände des Fundes, die kleineren zum Theil in die größeren verpackt, eine rechteckige Masse bildeten und dicht beisammen lagen, so waren sie höchst wahrscheinlich in einen hölzernen Kasten zusammengepackt, der im Feuer zu Asche verbrannte. Der stark zerglühte Schlüssel dazu lag in der Nähe. Überhaupt waren alle Gegenstände der zweiten Stadt, selbst die kleinste Goldperle, deutlich einer furchtbaren Gluth ausgesetzt gewesen. Diese Brandspuren sind indessen bei den bronzenen Waffen noch augenfälliger, als bei den Goldschmucksachen. So z. B. ist von den im großen Schatz gefundenen Waffen ein bronzener Dolch (Ilios, S. 583) in der Katastrophe ganz aufgerollt. Viele Lanzen, Dolche und Streitäxte sind in der Gluth aneinander geschmolzen; eine Lanze und eine Streitaxt sind an einen kupfernen Kessel festgeschmolzen (Troja, S. 64 f.).

Und welche Sachen machen den großen Schatz aus? Schliemann zählt sie in der Ordnung auf, wie er sie herausnahm (Ilios, S. 505 ff.):

1. Ein Kupferschild; 2. ein Kupferkessel; 3. eine Kupferplatte; 4. eine zerbrochene Kupfervase; 5. eine goldene Flasche in Kugelform, 20 Karat Feingehalt, im Gewicht von 403 Gramm; 6. ein großer, doppelhenkeliger Trinkbecher von 23karätigem Gold, genau 600 Gr. schwer; 7. sechs silberne Talente oder Silberbarren in der Gestalt großer Messerklingen, mit einem Gewichte von 171—190 Gr.; 8. drei silberne Vasen, wie die schon angeführten Goldgefäße, aus Einem Stücke getrieben; 9. ein silberner Vasendeckel; 10. ein silberner Becher; 11. wieder ein Becher oder eine Schale von Silber; 12. zwei silberne Vasen; 13. dreizehn bronzene Lanzenspitzen; 14. vierzehn Streitäxte aus Bronze; 15. sieben zweischnei-

dige bronzene Dolche, deren hölzerner Griff natürlich verbrannt ist; 16. ein Messer aus Bronze; 17. ein kupferner Schlüssel.

In einer der drei unter Nr. 8 angeführten Silbervasen fanden sich folgende Kostbarkeiten:

18. Ein sehr kostbares goldenes Diadem (πλεκτὴ ἀναδέσμη), bestehend aus einem 22 Zoll langen und $^1/_2$ Zoll breiten Kopfband, von dessen beiden Seiten je sieben kleine Ketten zur Bedeckung der Schläfe herabhängen. Jedes der Kettchen besteht aus 40 Doppelringen, und zwischen je vier dieser Ringe hängt ein sechseckiges Blatt mit einem Länge-Einschnitt; am Ende jeder Kette hängt ein trojanisches Idol, fast 1 Zoll lang. Die Zahl der Doppelringe beträgt 1750, die der sechseckigen Blätter 354, der Idole 64.

19. Ein weiteres, noch kunstvolleres Diadem von Gold, ein Meisterwerk des Goldschmiedfleißes. Anstatt aus einem Stirnbande, wie das vorige Diadem, besteht dieses 20 Zoll 4 Linien lange aus einer goldenen Kette, zusammengesetzt aus 295 Ringen von doppeltem Golddraht, von denen auf jeder Schläfe-Seite acht Ketten von 15 Zoll 8 Linien herabhängen. Am Ende jeder Kette hängt eine 1 Zoll 3 Linien lange Figur, offenbar wieder das eulenartige Idol Troja's. Das Kunstwerk besteht aus 16 353 einzelnen Stücken. Schliemann gibt in seinem großen Werke „Ilios" einen mit diesem Diadem bekleideten Frauenkopf, und man muß gestehen, daß dieses Stirnband einer Königin nicht unwürdig ist.

20. Ein einfacheres goldenes Stirnband, 18,4 Zoll lang und 0,4 Zoll breit (ἄμπυξ).

21. Vier goldene Ohrringe mit Gehängen, jedes $3^1/_2$ Zoll lang.

22. 56 goldene Ohrringe; 23. 8700 kleinere goldene Ringe, Würfel, Prismen ꝛc.; 24. 6 goldene Armringe, durch's Feuer stark gebogen.

25. Ganz oben lagen der goldene Becher und 26. der Becher aus Elektron. Der goldene Becher hat 23 Karat Feingehalt und wiegt 226 Gramm; der aus Elektron wiegt 70 Gr. und hat 4 Theile Gold auf 1 Theil Silber.

Dieß ist der erste große Schatz, bei dessen Anblick Schliemann unwillkürlich ausrief: „Der große Schatz des Priamos!" An Alter und Merkwürdigkeit ist er wohl das Interessanteste, was wir aus den frühesten Zeiten haben. Selbst die römischen Museen bieten nichts Derartiges.

Wenige Tage zuvor hatte Schliemann dicht an derselben Stelle eine

kugelförmige Silbervaſe von 7,2 Zoll Höhe und 5,6 Zoll Durchmeſſer und in ihr einen kleineren Becher aus Elektron gefunden.

Aber ſchon vorher hatten zwei ſeiner goldgierigen Arbeiter drei kleinere Schätze an der Oſtſeite des Königshauſes gefunden und einen Theil einſchmelzen laſſen; der Reſt wurde dem Diebe gerichtlich wieder abgenommen und wanderte in das Muſeum zu Stambul. Darunter waren: eine Stange aus Elektron, über 87 Gr. ſchwer; zwei Ohrringe; ein Halsband aus 40 goldenen viereckigen Perlen; ein Klumpen geſchmolzenes Gold, über 97 Gr. ſchwer; ein goldenes Armband und zwei goldene Ohrringe in Schlangenform.

Im Ganzen fand Schliemann in der zweiten oder verbrannten Stadt drei große und ſieben kleinere Schätze, meiſt in und an dem Hauſe des Priamos, abgeſehen von Koſtbarkeiten, die er vereinzelt antraf, und von ganzen Klumpen zuſammengeſchmolzenen Goldes; ſo z. B. zwei ſchwere Armbänder von 23karätigem Golde, jedes 18 Sovereigns ſchwer; einen goldenen Bruſtſchmuck, beſtehend aus 1550 Doppelringen, ebenſo vielen Blättchen und zehn an Ketten hängenden Idolen; Hunderte von Goldperlen und kleineren Schmuckſachen. Dieſe Dinge waren, ſoweit das Feuer ſie verſchont hatte, ſauber und geſchmackvoll gearbeitet; manche Formen weiſen, wie überhaupt die ganze trojaniſche Cultur, auf Aſſyrien und Ägypten hin. Nicht umſonſt nennt der glückliche Entdecker die verbrannte Stadt häufig einfach die „Goldſtadt“. Sie muß in der That überaus reich geweſen ſein.

Die meiſten Funde fallen in die Jahre 1871—1873, in die Jahre 1878 und 1879 die kleinere Zahl. Gleichwohl mag noch Manches in den Trümmern liegen. Die Ausbeute an Koſtbarkeiten 1882 war gering. Man fand ein ſehr kleines unverziertes Stirnband von Gold, ferner einen goldenen Stab- oder Scepterknopf mit einer geometriſchen Verzierung von getriebener Arbeit, einen Bund von zwölf bronzenen Tuchnadeln mit kugelförmigen Köpfen, die nebſt mehreren dazwiſchenliegenden Ohrringen von Silber und Elektron durch Kupferkarbonat aneinandergekittet waren; aus demſelben Grunde haftete außen daran ein goldener Ohrring aus zuſammengelöthetem Golddraht (Troja, S. 115 f.).

Die merkwürdigen bis 1873 gemachten Funde hatte Dr. Schliemann in ſein Haus nach Athen geſandt. Aber die türkiſche Regierung machte Anſpruch auf die Hälfte und verklagte den Finder bei dem Gerichtshofe von Athen. Jedoch mochten die griechiſchen Richter denken, daß bei der türkiſchen Finanznoth die eine Hälfte der trojaniſchen Alterthümer in

Stambul nicht ſicher ſei; ſie verurtheilten daher Schliemann nur zu einer Entſchädigung von 10 000 Francs. Dr. Schliemann aber ſandte 50 000 Francs nach Konſtantinopel „für Zwecke des türkiſchen Muſeums“, zugleich mit dem Wunſche, immer in freundlichen Beziehungen mit den großherrlichen Behörden zu ſtehen, und konnte ſo im Jahre 1878 ſeine Forſchungen in Troja fortſetzen.

Doch fahren wir mit den ausgegrabenen Alterthümern fort. Sehr groß iſt die Zahl der Gegenſtände aus Thon und Terracotta. Viele Sachen des täglichen Gebrauches, die wir heute aus Eiſen verfertigen, waren damals aus Thon gebrannt, bis herab zu den Haken, an welchen die Kleider aufgehängt wurden. Einmal ſtieß Schliemann auf neun große nebeneinanderſtehende Krüge, wohl das Magazin eines Weinhändlers. Im Ganzen fand er über 600 größere Krüge, von welchen er (Ilios, S. 425) ſchreibt: „Die bei weitem größte Zahl derſelben war leer, da eine große Platte von Schiefer oder Kalkſtein die Mündung bedeckte. Das führt mich zu dem Schluſſe, daß die Krüge zur Zeit der Kataſtrophe mit Wein oder Waſſer gefüllt waren; denn es ſcheint doch kaum ein Grund vorhanden geweſen zu ſein, ſie zu bedecken, wenn ſie leer geweſen wären. Wären ſie für irgend etwas Anderes als für Flüſſigkeiten benutzt worden, ſo würde ich Spuren davon gefunden haben; aber nur in ſehr wenigen Fällen fand ich wirklich etwas verkohltes Korn in den Krügen und nur zweimal eine kleine Menge einer weißen Maſſe, deren Natur ich nicht ermitteln konnte.“

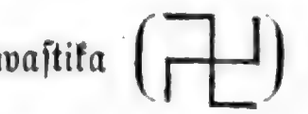
Die ſonſtigen Topfwaaren ſind faſt zahllos. Auch die Urnen mit den Eulengeſichtern, Weihegeſchenke an die Göttin der Stadt, finden ſich häufig, ebenſo Vaſen, Dreifüße, Becher, Krüge ꝛc., meiſt mit der Hand, doch bisweilen auch auf der Drehſcheibe gefertigt; ſie haben die mannigfaltigſten, oft ſehr ſchöne Formen. Ganz auffallend ſind die Geſchirre von äußerſt komiſchen Formen, in Geſtalt eines Schafes, Schweines, Igels, Maulwurfs. An Wirteln zeigten ſich gegen 18 000. Die kleineren Teller ſind auf der Scheibe gedreht, die größeren Handarbeit. In der Tiefe von 23 Fuß fand ſich ein kleines Gefäß in der Geſtalt eines Nilpferdes, ein deutlicher Hinweis auf Handelsbeziehungen Troja's mit Ägypten, wie andere trojaniſche Alterthümer auf Aſſyrien hinzuweiſen ſcheinen, ſo daß Virchow ſchreiben kann (Ilios, S. xv): „Für Hiſſarlik liegen die vermuthlichen Bezugsquellen öſtlich und ſüdlich; ihr Nachweis erfordert aber erſt neue und ungleich eingehendere Studien auf den bis jetzt ſo wenig ausgebeuteten Plätzen der morgenländiſchen Welt. Nicht die

Ilias hat die Phönizier und Äthiopier in den trojanischen Sagenkreis eingeführt; die Funde von Hissarlik selbst, indem sie das Elfenbein, den Schmelz, die Hippopotamus-Figuren, die feinen Goldarbeiten uns vor Augen stellen, weisen mit Bestimmtheit auf Ägypten und Assyrien hin. Dort wird auch die Chronologie von Hissarlik ihren Abschluß suchen müssen."

Wenn jedoch Virchow in dieser Stelle eine Handelsbeziehung zwischen Trojanern und Phönikiern vermuthet, so möchte er sich getäuscht haben; denn diese letzteren treten erst in nach-trojanischer Zeit auf. Nach Sayce's Meinung (Troja, S. xx ff.) weisen weder die in Ilion gefundenen Gegenstände aus ägyptischem Porzellan und orientalischem Elfenbeine, noch sonst etwas dort Ausgegrabenes auf den phönikischen Kunststempel hin, wie es etwa in Mykenä der Fall ist. Daraus schließt Sayce: „Ilion muß zerstört worden sein, ehe die geschäftigen Händler von Kanaan die Ufer der Troas besucht und Luxusartikel sowie den Einfluß eines besonderen Kunststils mitgebracht hatten. Dieß führt uns zurück auf das 12. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und vielleicht auf eine noch ältere Zeitperiode. Aber nicht nur hat der Phönikier keine Spur von sich in Hissarlik hinterlassen, sondern auch der Einfluß assyrischer Kunst, welcher ungefähr um das Jahr 1200 v. Chr. anfing, sich über das westliche Asien zu verbreiten, ist ebenfalls abwesend. Unter den Massen der von Dr. Schliemann an's Licht gebrachten Gegenstände ist keiner, an welchem wir den geringsten Beweis assyrischen Ursprungs entdecken könnten."

Da nun dennoch ein bedeutender Theil der ilischen Alterthümer weder der einheimischen Arbeit noch der europäischen Einfuhr zugeschrieben werden kann und besonders Porzellan und Elfenbein nebst anderen Gegenständen auf die altbabylonische Kunst hinweisen, so glaubt der Oxforder Assyriologe, daß Troja zu dem großen Reiche der Hittiten gehörte, das sich bis zum Hellespont erstreckte.

Dieser Stamm der Hittiten wanderte im hohen Alterthume vom kappadokischen Hochlande nach dem nördlichen Syrien und bildete dort ein mächtiges und weitgestrecktes Reich. Von ihrer Hauptstadt Karchemisch, jetzt Dscherablus, am Euphrat zogen ihre Armeen aus, um gegen die Truppen des ägyptischen Sesostris zu kämpfen, oder um die hittitische Herrschaft bis an's ägäische Meer auszudehnen. Sayce sieht die im Engpaß von Karabel bei Smyrna im Felsen eingegrabenen Figuren und die dabei befindlichen Hieroglyphen als hittitische Siegesdenkmale an;

ebenso stelle sich das Bild auf der Felsklippe von Sipylos, von den Griechen für eine weinende Niobe gehalten, als ein Abbild der großen Göttin von Karchemisch dar. „Wir können jetzt verstehen," fährt er fort, „wie es geschah, daß, als im 14. Jahrhundert v. Chr. die Hittiten mit dem ägyptischen Pharao in Krieg standen, sie im Stande waren, unter anderen Bundesgenossen die Dardanier [Trojaner] aufzubieten... Das Reich und somit die Kunst und Cultur der Hittiten dehnte sich bereits bis zum Hellespont aus." Daß die hittitische Kunst nur eine Abart der archaisch-babylonischen gewesen, sucht Sayce aus dem Bilde der trojanischen Göttin, dem Zeichen Swastika  und den Eulenvasen der verbrannten Stadt nachzuweisen.

So kommt Sayce dazu, auch die jüngste Zeitgrenze zu bestimmen, in welcher Troja gefallen sein mag. „Der Untergang der Stadt *kann* nicht später sein, als das zehnte Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung, und es ist nicht *wahrscheinlich*, daß er später ist, als das zwölfte. Schon vor dem zehnten Jahrhundert hatten die Phönikier in Thera und Melos blühende Colonien gegründet und hatten angefangen, die Minen von Thasos auszubeuten; und es ist daher durchaus nicht wahrscheinlich, daß die Troas und die dort stehende wichtige Stadt ihnen hätte unbekannt bleiben können. Das Datum (1183 v. Chr.), welches Eratosthenes für den Untergang Troja's feststellt — zwar auf Beweise hin, die wir nicht annehmen können —, würde wunderbar übereinstimmen mit den durch Schliemanns Ausgrabungen gelieferten Angaben und mit dem Zeugnisse der ägyptischen Urkunden" (Troja, S. XXVII f.).

Noch sind die archaistischen Forschungen zu jung, als daß wir ein festes Urtheil aussprechen dürften; nur soviel wird klar, daß die rationalistische Zweifelsucht immer übler davonkommt.

Es wäre noch so Vieles über die trojanischen Alterthümer zu sagen, aber wir müssen uns kurz fassen.

Schliemann stieß auf Gegenstände aus *Elfenbein* (Ilios, S. 472 ff.), besonders Flöten, aus *Krystall* und *ägyptischem Porzellan*; auf Knöpfe, Kugeln und Perlen aus *Glas*; auf Nadeln und Pfriemen aus Knochen und Elfenbein; ferner auf 90 Gußformen, meist aus Glimmerschiefer, für Metalle, besonders für Streitäxte, Lanzenspitzen und Messer. Dagegen fand er keine Spur von Schwertern, auch keine Lampen, die erst im fünften Jahrhundert v. Chr. auftreten.

Trotz der höheren Fertigkeit der Trojaner in der Metallbearbeitung,

trotz der vielfachen Anwendung der Bronze und trotz ihrer gar nicht zu verachtenden Goldschmiedekunst benutzten sie vielfach Geräthe aus Stein: Streitärte aus hartem Stein, mit einem Loch in der Mitte für den Handgriff, durchbohrte Steinhämmer jeder Größe; auch Tausende von steinernen Handmühlen fanden sich, dazu die runden Steinkugeln, mit welchen das Korn zerquetscht wurde.

Handmühle und Kornschrot führen uns von selbst auf die Küche der Trojaner.

Was aßen die Trojaner? Die Ruinen verrathen es uns. Manches ist besser, Manches minder erhalten. Besonders groß ist die Zahl wohlerhaltener Konchylien, die uns zeigen, wie lecker die Leute waren; da sind Austern in solchen Massen, daß sie Schichten bilden, Miesmuscheln und andere heute noch im Hellesponte häufige Schalthiere, die auch den jetzigen Asiaten zur Speise dienen; ferner Fische, besonders Thunfische, deren Gräten ungewöhnlich häufig vorkamen. Dagegen traf man nirgends auf Reste von Schildkröten, obgleich man bei jedem Schritt in der Troas auf dieses Thier stößt; sowohl die alten Trojaner als die heutigen Klein-Asiaten wissen nicht, daß das Thier eßbar ist und daß man seine Schale gebrauchen kann. — Um so häufiger kamen die Reste von Wirbelthieren vor, weniger von Vögeln, nie von einem Huhn, schon öfter von Schwänen, wilden Gänsen und einer kleinen Falkenart; sehr häufig von Hausthieren, wie Schaf, Ziege, Rind, Schwein; von wilden Thieren, besonders Hirsch und Hase, Damhirsch und Eber. Noch jetzt sind Schaf- und Ziegenheerden nebst Pferden und Rindern der Hauptreichthum des Trojaners. Jedoch scheinen die Einwohner keine so starken Fleischesser wie die alten Griechen gewesen zu sein. Sie hielten sich mehr an vegetabilische Nahrung, vorzüglich an Getreide, das wohl im obersten Theile der Häuser aufbewahrt und an einzelnen Stellen in großen verkohlten Massen gefunden wurde — für uns ein Zeichen, daß eine seßhafte, ackerbautreibende Bevölkerung da wohnte. Außer Weizen treten auch Hülsenfrüchte, wie Garten- und Ackerbohne, besonders eine rundlich-eckige Erbsenart, die Erebinthe oder Erve (Ervum Ervilia *L.*), auf.

Doch wir müssen zum Schlusse eilen.

„War je eine Stadt Ilios auf der weiten Erde? Ist sie eine Mythe oder eine Thatsache? Und wenn es eine solche Stadt gegeben, wo hat sie gestanden?" Dieß waren bisher vielfach in der Gelehrtenwelt ventilirte Fragen. Werden sie auch nach Schliemanns Entdeckungen noch Fragen bleiben? Wir glauben, nein! Ein in der ganzen civili-

ſirten Welt bekanntes Gedicht, die Ilias Homers, erzählt uns von den Kämpfen um Troja; die Bezeichnungen der einzelnen Orte ſind ſo zutreffend, daß man ſagen muß: Der Dichter hat auf Hiſſarlik geſtanden; er hat Land und Leute ſo treffend gemalt, den Ida und Samothrake, Tenedos und den Hellespont, Kallikolone und den Wall des Herakles, den Skamander und Simoeis, die Grabhügel der Helden — Alles, Alles hat er ſo dargeſtellt, daß Virchow und Schliemann als Augenzeugen nur ſagen konnten: Alles dieß paßt einzig auf Hiſſarlik.

Auf eben dieſes Hiſſarlik verlegt die alte Überlieferung die verbrannte Stadt Ilios oder Troja; hier hat bis in's fünfte Jahrhundert n. Chr. die blühende Stadt Neu-Ilion geſtanden.

Und dieſe verbrannte Stadt iſt, nachdem ſie Jahrtauſende im Schutte begraben war, von Schliemann wieder aufgefunden worden. Impoſante Reſte alter Pracht und die Greuel einer unſäglichen Feuersbrunſt ſtehen vor den Augen des Beſchauers: — Wer könnte da noch zweifeln, daß der Kern der Ilias und der Odyſſee volle Wahrheit iſt? Wer könnte da noch von Mythen ſprechen?

Schliemann (Ilios, S. 576) wird fortan Recht behalten, wenn er ſchreibt: „Die Ruinen der verbrannten Stadt Ilios lagen unter Aſche und Schutt gänzlich begraben, Niemand hegte archäologiſche Wünſche nach Erforſchung des Gegenſtandes; und ſo kam es, daß man ſich die zerſtörte Stadt als völlig verſchwunden vorſtellte. ... Ich wünſchte, ich hätte beweiſen können, daß Homer der Augenzeuge des trojaniſchen Krieges geweſen iſt. Leider kann ich das nicht. In ſeiner Zeit waren Schwerter allgemein gebräuchlich, und das Eiſen war bekannt: in Troja wußte man von beiden nichts. ... Homer gibt uns die Legende von Ilions tragiſchem Geſchicke, wie ſie durch frühere Sänger auf ihn gekommen war, und daher kleidet er die überlieferten Thatſachen des Krieges und der Vernichtung Troja's in das Gewand ſeiner eigenen Zeit. ... Wenn er, wie es glaublich iſt, die (troiſche) Ebene im neunten Jahrhundert v. Chr. beſuchte, ſo hat er dort wahrſcheinlich das ſchon ſeit langer Zeit erbaute äoliſche Ilion vorgefunden, mit ſeiner Akropolis auf Hiſſarlik und ſeiner Unterſtadt auf der Bauſtelle von Neu-Ilion. Es wäre dann alſo nur natürlich, daß er des Priamos Troja als eine große Stadt mit einer Akropolis, Namens Pergamos, ſchilderte. ... Die Einheit der homeriſchen Gedichte habe ich niemals in Zweifel gezogen und ſtetsfort geglaubt, daß Odyſſee und Ilias von einem Verfaſſer ſind." — Virchow aber ſagt (S. XVII): „Wer immer auch der

Sänger war, er muß auf diesem Berge Hissarlik, d. h. dem Burg- oder Schloßberge, gestanden und über Land und Meer hinausgeschaut haben. Sonst hätte er unmöglich so viel Naturwahrheit in seinem Gedichte vereinigen können."

Dr. Heinrich Schliemann hat nicht nur den Traum seiner Jugend verwirklicht, sondern auch ein Problem von Jahrtausenden gelöst. Keine Böswilligkeit wagt es mehr, ihm die heute so landläufigen Vorwürfe des Schwadronirens und Renommirens an den Kopf zu werfen. Das alte Troja ist ausgegraben, die verneinende Kritik verstummt.

Diese verneinende Kritik verlebt in der Gegenwart böse Tage. Der Trümmerberg von Troja straft sie Lügen in der Nordwest-Ecke Kleinasiens, und tiefer im asiatischen Osten bestätigen die entzifferten assyrischen Inschriften die Berichte des Alten Testamentes, die von der Kritik so hart angegriffen waren. In Rom aber folgte de Rossi den Angaben alter, jedoch angezweifelter Martyrer-Acten — und siehe da, er enthüllte uns eine neue Welt von Katakomben und die geweihten Gräber unserer heldenmüthigen Ahnen im Glauben.

In ähnlicher Weise hat eine hyperkritische falsche „Wissenschaft" gegen die Religionswahrheiten gehandelt. Wie sie Troja bezweifelt und zur Mythe gemacht, so hat sie auch die Offenbarung des Alten und Neuen Bundes als Märchen erklärt. Oft kam mir daher beim Studium der Schliemann'schen Werke der Gedanke: Wie wird das Erwachen des Ungläubigen sein, wenn er einmal als unläugbare Thatsachen dasjenige schauen muß, was er im Leben vornehm ignorirt oder kritisch bekämpft, vielleicht gar kalt gehaßt hat! Wie wahr hat unser angebeteter Erlöser gesagt: „Selig sind Jene, die nicht gesehen und geglaubt haben!"

Freuen wir uns daher, daß die auflösende Zweifelsucht, der Radicalismus in der Wissenschaft, an so vielen Seiten tödliche Niederlagen hinnehmen muß.

In der That, auch die Schliemann'schen Entdeckungen sind ein bedeutsamer Sieg in wissenschaftlicher und in sittlicher Beziehung, ein Sieg der Erhaltung über die Verneinung, der geschichtlichen Wahrheit über die Geschichts-Baumeisterei, der menschlichen Glaubwürdigkeit über jenes entehrende Mißtrauen, welches hinter den Ahnen und hinter den Zeitgenossen entweder thörichte Kinderei oder unedle Betrügerei sucht.

M. Pachtler S. J.

Das Kunſtwerk der Zukunft und ſein Meiſter.

3. Der Ausbau.

(Fortſetzung.)

Das andere Element der Versmelodie iſt der im Stabreim gefügte Sprachvers. Wenn Wagner die conſtitutiven Theile ſeines Zukunftswerkes als „Bänder des Zuſammenhanges für den einigen Ausdruck“ bezeichnet, ſo erſcheint uns in dem Bande der Versmelodie die eigentliche Melodie als der Einſchlag des Gewebes, während der Sprachvers deſſen Kettenfäden bildet.

Der Name Sprachvers iſt eine Erfindung des Meiſters und bezeichnet einen Vers, der ſich nicht nach willkürlichen, künſtlichen Metren mißt, ſondern im natürlichen Maße ſich bewegt, wie es die Hebungen und Senkungen des Sprach-Accentes aus ſich ſelbſt bedingen und beſtimmen. Dieſer Vers ſcheint Wagner allein geeignet, die ſprachlichen Eigenſchaften zu gewähren, welche die Wortdichtung der Tondichtung — Melodie — entgegenbringen muß (Oper und Drama, S. 231). Für die dichteriſche Abſicht muß nämlich aus der Proſa der gewöhnlichen Sprache ein erhöhter Ausdruck gewonnen werden (S. 233). Das Mittel hierzu bietet die moderne Sprache in der Betonung des Sprach-Accentes, der genau dem Zwecke des Verſtändniſſes entſpricht. Doch erleidet die Sprache, in der wir uns im gewöhnlichen Leben verſtändigen, einen großen Nachtheil dadurch, daß in den zu ſehr gedehnten und zerfließenden Phraſen derſelben der Sprach-Accent höchſt ſpärlich gebraucht und nur auf die entſcheidendſten Momente gelegt wird. Alle übrigen Momente, ſie mögen ihrer Wurzelbedeutung nach noch ſo wichtig ſein, müſſen in der Betonung „gänzlich fallen gelaſſen werden“ (S. 234). Die dichteriſche Abſicht, im Sinne und im Weſen des Zukunfts-Kunſtwerkes, iſt aber im Stande, dem abzuhelfen. Sie befreit die Proſa-Phraſe von dem mechaniſch vermittelnden Wörter-Apparate, ſo daß die in ihr liegenden Accente zu einer ſchnell wahrnehmbaren Kundgebung zuſammengedrängt werden können (S. 235). So ſcheidet der Sprachvers aus der Rede

alles für den Ausdruck Nutzlose aus und gründet überdieß seine Wirkungsfähigkeit auf die Macht der Sprachwurzelsylben, „in welchen ursprünglich nicht nur ein bestimmter, dem Gefühle faßlicher Gegenstand, sondern auch die Empfindung, die dem Eindrucke dieses Gegenstandes auf uns entspricht, von uns ausgedrückt wurde“ (S. 243).

Die zwingende Kraft des Wortes liegt in seiner Wurzel, welche „erfunden oder gefunden“ ward aus der Nothwendigkeit des ursprünglichsten Empfindungszwanges des Menschen (S. 245). Darum ist der Dichter „der Wissende des Unbewußten, der absichtliche Darsteller des Unwillkürlichen“ (S. 244). Den tiefsten Quell ihrer gefühlszwingenden Kraft hat aber die Wortwurzel in ihrem „rein sinnlichen Körper, dessen ursprünglichster Stoff der tönende Laut ist“ (S. 245). Diese tönenden Laute bilden „das ursprünglichste Äußerungsorgan des Menschen — die Tonsprache, welche der unwillkürlichste Ausdruck des von Außen angeregten Gefühles ist. Jedenfalls die erste menschliche Ausdrucksweise und ähnlich derjenigen, welche noch heute einzig den Thieren eigen ist, mußte sich diese Empfindungssprache des Menschen ganz von selbst auch als Melodie darstellen, indem sich das erregte und gesteigerte Gefühl nur in einer Fügung tönender Ausdruckslaute mittheilen konnte, welche wiederum durch Einwirkung der mit der begleitenden Geberde gegebenen wechselnden Bewegung zur rhythmischen Melodie sich ausbildete“ (S. 205). „Die Tonsprache ist Anfang und Ende der Wortsprache, wie das Gefühl Anfang und Ende des Verstandes, der Mythos Anfang und Ende der Geschichte, die Lyrik Anfang und Ende der Dichtkunst“ (S. 204). Gewiß einer der wunderlichsten Sätze im „heiligen Kanon-Buch“, welches Richard Wagner, dieser „Riesen-Eck- und Markstein“, als „ehrwürdige Weisheit“ geredet hat[1]. Wenn möglich noch wunderlicher lautet jedoch Wagners eigene Anmerkung zu S. 206: „Ich denke mir die Entstehung der Sprache aus der Melodie nicht in einer chronologi-

[1] Max Schasler (Über dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft. II. S. 109) führt zu der Phrase Wagners eine treffliche Parallele aus Hamanns „Ästhetik in der Nuß“ an: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, wie der Gartenbau älter als der Ackerbau, Malerei als Schrift, Gesang als Declamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel u. s. w.“ Richtig bemerkt Herr Schasler dazu: „Der Unterschied von der Wagner'schen Phrase ist aber der, daß Hamann sich wenigstens auf den ‚Anfang‘ beschränkt, während Wagner — weniger geistvoll, aber desto barocker — auch das ‚Ende‘ behauptet.“ — Den Grund dafür hätte Herr Schasler bei Herrn v. Hagen finden können: „Richard Wagner ist Wort-Ton-Dichter und philosophischer Denker zugleich, darum ist er der Schöpfer des Kunstwerkes der Zukunft.“

ſchen Folge, ſondern in einer architektoniſchen Ordnung.“ Soll etwa dieſe Anmerkung beſtimmt ſein, den unangenehmen Eindruck zu mildern, welchen die kurz zuvor bedeutete Ebenbürtigkeit der erſten menſchlichen Empfindungsſprache mit der noch heute den Thieren einzig eigenen Ausdrucksweiſe hervorbringen mußte?[1] Conſequent bliebe ſich der Kunſtphiloſoph gewiß nicht, weil er nämlich von der menſchlichen Empfindungsſprache ausdrücklich ſagte, daß ſie „jedenfalls auch die erſte menſchliche war“. Damit iſt aber jedenfalls eine chronologiſche Folge eingeführt. „Was ſich bei dem idealen Metaphyſiker von ſelbſt verſteht (nämlich logiſches Denken), das verdient bei dem Künſtler beſonders hervorgehoben zu werden“, meint Herr v. Hagen. Wir ſehen, für den Künſtler der Zukunftsmuſik trifft die übrigens für die Künſtler wenig ſchmeichelhafte Bemerkung den Nagel nicht auf den Kopf.

R. Wagner wird als ein anderer Schopenhauer in Wort-Tondichtung geprieſen, ja, Herr Dr. Fr. v. Hausegger ſieht in ihm die eingefleiſchte, greifbar geſtaltete Philoſophie Schopenhauers von Wille und Vorſtellung. Doch in „Oper und Drama“ holt der Meiſter jedenfalls ſeine Ideen noch aus dem Materialismus Feuerbachs her, dem er für „das Kunſtwerk der Zukunft“ feierlich ſein: „Nun ſei bedankt, mein lieber Schwan!“, zubringt[2]. Wir haben ſchon aufmerkſam gemacht,

---

[1] Wagners Ideen über den Urſprung der menſchlichen Sprache haben eine belehrende Ähnlichkeit mit dem Satze Darwins: „Die Sprache des Menſchen verdankt ihren Urſprung der Nachahmung und den durch Zeichen und Geſten unterſtützten Modificationen verſchiedener Laute, der Stimmen anderer (!) Thiere und der eigenen inſtinctiven Ausrufe des Menſchen“ (Abſtammung des Menſchen, S. 112).

[2] Herr E. v. Hagen ſchreibt: „Der gemeinſame Boden der beiden Genien (Wagner und Schopenhauer) war ſo lange ſowohl ſachlich, namentlich in der Folge der Einwirkung Feuerbachs auf Wagner, wie ſprachlich in Folge einer verſchiedenen, ja entgegengeſetzten Terminologie verdeckt geblieben. Wagners Dringen auf ſinnliche Wirklichkeit in der Kunſt ward mit Feuerbachs Verherrlichen der Sinnlichkeit verwechſelt“ (S. 48). Trotz alledem ſteht ſchwarz auf Weiß das Wort Wagners, daß er ſeine Ideen als Feuerbachs Eigenthum anerkennen müſſe und daß er nur als künſtleriſcher Menſch wiedergebe, was Feuerbach als philoſophiſcher Menſch ihm geſpendet. v. Hausegger glaubt den Berührungspunkt der Wagner'ſchen und Schopenhauer'ſchen Ideen in der Verwandtſchaft der indiſchen Anſchauungsweiſe (Schopenhauer) mit der urgermaniſchen (Wagner) finden zu müſſen. Er liegt einfach in dem religiöſen und politiſchen Peſſimismus Wagners, wobei nicht zu verkennen iſt, daß Schopenhauers Idee vom blinden Willen vom Materialismus gar nicht ſo weit abliegt, wie man annimmt. Was Wagner von Schopenhauers Philoſophie beſonders gefallen mußte, war die Stellung, die jener der Kunſt und dem genialen Künſtler anweiſt. Die Kunſt iſt nämlich nach Schopenhauer die höchſte Stufe menſchlichen Aufſchwunges, die vollkommenſte Sonderung von Erkenntniß und Wille. Als das Werk des Genies ſtellt

wie Wagner die Ausdrucksfähigkeit ſeines Orcheſters mit einem gewiſſen Übergewichte in den materiellen Theil dieſer Kraft legt und wie hier ſeine Feuerbach'ſchen Grundanſchauungen ſein Denken und Schaffen beeinfluſſen. Noch weit mehr verſtrickt in echt materialiſtiſche Anſchauungen erſcheint ſein Gedankengang in der eben dargelegten Sprachphiloſophie. Das Kunſtwerk der Zukunft zerbröckelt ſich hier zuletzt in die unartikulirten Laute, womit die thieriſche Natur ihre vorübergehenden oder inſtinctiven, wohlthuenden oder ſchmerzhaften Eindrücke kundgibt. Wagner meint, weil das Sprachvermögen dem Menſchen natürlich iſt, müßte auch der ſprachliche Ausdruck etwas Natürliches ſein. Weil ihm, dem ge-

---

ſie die durch reine Anſchauung erfaßten ewigen Ideen in individuellen Geſtalten dar. Der geniale Künſtler hat ſein Glück im äſthetiſchen Genuß. Schopenhauer ſtarb, ehe Wagners Stern höher zu ſteigen begann. Wir glauben indeſſen nicht, daß der menſchenſcheue Philoſoph ſeinem muſikaliſchen Alterego beſonders ſympathiſch ſein mochte. In dem Kapitel „Zur Metaphyſik des Schönen" der „Parerga und Paralipomena" ſtellt er Sätze auf, die freilich faſt ſo barock klingen, wie manche Wagners, die aber jedenfalls der Zukunftsmuſik ſpinnefeind ſind. So erklärt er eine nach oben verſetzte Inſtrumentalbegleitung zur Melodie der Tenor- oder Baßſtimme als wider die Natur der Muſik, was ſo manchen Effectſtellen Wagners ſimpel das Lebenslicht ausbläst. Erhöhung des äſthetiſchen Genuſſes mittelſt Anhäufung der Mittel iſt ihm ein etwas barbariſcher Begriff. „Die höhnende Verachtung, mit welcher der große Roſſini bisweilen den Text behandelt, iſt, wenn auch nicht gerade zu loben, doch echt muſikaliſch." „Auch ſollte man ſuchen, die Oper auf Einen Act und Eine Stunde zu beſchränken." „Einen viel reineren muſikaliſchen Genuß, als die Oper, gewährt die geſungene Meſſe", weil „die Muſik, nur den allgemeinen Kirchencharakter bewahrend, ſich frei ergeht und nicht, wie beim Operngeſange, in ihrem eigenen Gebiete von Miſeren aller Art beeinträchtigt wird; ſo daß ſie hier ungehindert ihre Kräfte entwickelt, indem ſie auch nicht, mit dem gedrückten puritaniſchen oder methodiſtiſchen Charakter der proteſtantiſchen Kirchenmuſik, ſtets auf dem Boden kreucht, wie die proteſtantiſche Moral, ſondern ſich frei mit großen Flügelſchlägen emporſchwingt" (Geſammelte Werke, Bd. VI. S. 467). Die Muſik in der katholiſchen Kirche zu Dresden gefiel den Philoſophen beſonders wegen „des prächtigen Grundbaſſes der Orgel" (S. 466). Das ſind Schopenhauer'ſche Ideen von Muſik. Vielleicht zählen dieſe Sätze zu jenen, welche nach Herrn v. Hausegger in der Äſthetik des großen Denkers noch unfertig und Widerſprüche enthaltend daſtehen, aber nicht verhindern, ſie ſicher geeignet zu machen, „die Baſis zu einer gedeihlichen Fortentwicklung der Kunſtwiſſenſchaft zu bilden" (Richard Wagner und Schopenhauer, S. 3). Alſo Unfertigkeit und Widerſprüche zugleich die Baſis zu einer gedeihlichen Entwicklung der Wagnerianer-Äſthetik. Proſit! Da verſteht man, wie es Herrn v. Hagen noch philoſophiſch vorkommt, „zum Beweiſe der Gemeinſamkeit der Ideen dieſer zwei einzeln ragenden Spitzen" zu ſchreiben: „Es wurden bei Wagner nicht nur verſchiedene Dinge mit einem und demſelben Worte bezeichnet, ſondern auch ein und derſelbe Begriff ward durch faſt entgegengeſetzte Worte ausgedrückt, wie gerade der Grundbegriff des Lebensdranges, welchen Wagner das Unwillkürliche, Schopenhauer den Willen nennt" (S. 48). Da haben wir's!

borenen Sachsen, die deutsche Sprache als Muttersprache gleichsam angeboren war, so betrachtete er ihren Sprachausdruck als wirklich instinctiv und connaturell den durch ihn bezeichneten Dingen. Nur in dieser Voraussetzung vermag man zu begreifen, wie der Kunstphilosoph Parabora gleich den folgenden schreiben konnte: „Das Vermögen des unmittelbar empfangenden Gehöres ist so unbegrenzt, daß es die entferntest von sich abliegenden Empfindungen, sobald sie ihm in einer ähnlichen Physiognomie vorgeführt werden, zu verbinden weiß und sie dem Gefühle als verwandte, rein menschliche, zur umfassenden Aufnahme zuweist. Was ist gegen die allumfassende und allverbindende Wundermacht des sinnlichen Organes der nackte Verstand, der sich dieser Wunderhilfe begibt und den Gehörsinn zum sklavischen Lastträger seiner sprachlichen Industriewaaren-Ballen macht? Dieses sinnliche Organ ist gegen den, der sich ihm liebevoll mittheilt, so hingebend und überschwenglich reich an Liebesvermögen, daß es das durch den wählerischen Verstand millionenfach Zerrissene und Zertrennte als Reinmenschliches, ursprünglich und immer und ewig Einiges wiederherzustellen und dem Gefühle zum entzückendsten Hochgenusse darzubieten vermag" (S. 249). Da bleibt nur eine doppelte Möglichkeit: entweder ist dieß die Sprache des krassesten Materialismus oder die des vollendetsten Unsinns[1].

---

[1] Wagner fällt damit auch ein wirklich vernichtendes Urtheil über seine Leitmotive; denn ohne den wählerischen Verstand können diese nie und nimmer ihre Bedeutung haben. Oder schien es dem Zukunftsmusiker wirklich und allen Ernstes ausgemacht, daß, wenn (Parsifal-Cl.-A. S. 47) zum ersten Male das Herzeleidmotiv ertönt, es jeden Hörer ebenso anmuthen müsse, wie der tiefe Seufzer eines vom wahren Herzeleid schwer belasteten Menschen? Freilich, Herr Hans v. Wolzogen wäre selbst damit noch nicht zufrieden. Nicht bloß dem Hörer und Darsteller des Parsifal, sondern dem scenischen Parsifal selbst wird es erst klar, daß er jetzt an seine Mutter zu denken habe, deren Schmerzgebahren unter denselben Tönen ihm Kundry einst erzählen wird (S. 165). „Eine solche Sprache der Musik (Thematischer Leitfaden zu Parsifal, S. 32) vermag es, die gewaltige Verwandlung in der Seele des harmlosen Knaben hervorzurufen." Das heißt doch die Sache total auf den Kopf stellen! Herr v. Wolzogen scheint sich Wagners Leitmotiv als eine Art platonischer Ideen vorzustellen. Schade ist es, daß der Meister selbst im eigentlich kritischen Momente seiner ganzen Sprachphilosophie einen gewaltigen Tritt versetzt. Siegfried, der Reinmenschliche, der also doch die Ursprache, welche die Thiere heute noch sprechen, gut verstehen muß, hat sich mit Fafners Drachenblut die Hand benetzt und dieses, wie etwa ein Junge, der mit den Fingern in's Tintenfaß gerathen ist, freilich abgesaugt. Das ist bedeutend für ihn. Drachenblut lecken ist kein Spaß für prahlende Kinder. Darum soll es ihm Waldvöglein erzählen. Die Vogelsprache ist nicht ganz unbekannt geblieben. Wer es nicht glaubt, der nehme z. B. „Deutschlands Thierwelt" von Dr. Jäger (I. S. 186) vor, wo eine Reihe stabgereimter Vogelsprachverse in gemeiner

Das Inſtinctive, Unbewußte, ſpäterhin ſchlechterdings die Dummheit und Thorheit erhalten in Wagners Dichtungen eine auffallende Bedeutung — eine erlöſende Kraft. „Allein mit dem Wotansſchwert ein kühnes, dummes Kind, Siegfried, den Wurm verſehrt", weiß der weiſe Schmied zu prophezeien (Siegfried, 1. Act). Die ganze Erlöſungsthat Parſifals gründet darin, daß er, „der reine Thor", durch Mitleid wiſſend wird. Nicht klare Erkenntniß, ſondern unbewußte Sympathie macht den nicht kindlich einfachen, ſondern kindiſch linkiſchen Jungen, der zudem ſchon durch ſeine Tenorſtimme in ſteten Widerſtreit mit der Charakterzeichnung eines Knaben tritt, zum Retter der Tempeleiſen. Iſt es ſodann einfacher Fehlgriff oder bewußter Hohn, wenn Gurnemanz, der in das ganze Erlöſungsgeheimniß des Gralskönigs eingeweiht iſt, den Mann der rettenden That als dumm und als Gänſerich bezeichnet?

Bei Wagner iſt die echte, wahre Naivität der Unſchuld eine faſt plumpe Dummheit, und das echt, wahrhaft Menſchliche wird von ihm in die Gluth der Sinnlichkeit zerſetzt, welche, wenn wir ſeinen barocken Sprachphiloſophemen glauben müßten, ſelbſt noch in der öden Tiefe der Sprachwurzeln hinlodert, etwa wie thieriſcher Reiz in den Paarungsrufen der Vögel. Was die Sinnlichkeit im Menſchen zäumt und zügelt, gilt ihm als ein Verderben für das Reinmenſchliche und macht unfähig, die Tiefen ſeiner Dichtung, das Ur-Element der Sprachwurzeln zu erfaſſen. „Ehe wir unſere ſtaatlich-politiſch oder religiös-dogmatiſch bis zur vollſten — Selbſtunverſtändlichkeit umgebildeten Empfindungen nicht bis zu ihrer urſprünglichen Wahrheit gleichſam zurück zu empfinden vermögen, ſind wir auch nicht im Stande, den ſinnlichen Gehalt unſerer Sprachwurzeln zu faſſen" (S. 243).

Nicht beſſer in ſich, in ihrer Wiedergabe aber eher noch verwirrter und verworrener erſcheinen des Kunſtphiloſophen Begriffe und Ausdrucksweiſe bei der Begründung der hohen Bedeutung und Nothwendigkeit des

---

Nachtigallenſprache und Sproſſerdialekt zu leſen iſt. An der Vogelſprache fehlt es alſo nicht, aber an Jung-Siegfried, der trotz ſeiner Reinmenſchlichkeit ſie nicht verſteht und ſich deßhalb Waldvögleins Sprache, obwohl ſie ihm „deutlich Worte dünkte", von einer Sängerin verdeutſchen laſſen muß, deren erſtes „Hei!" vielleicht noch dem Vogellexikon angehört. Dem alten Tempeleiſen bliebe da wahrlich wiederum nichts Anderes übrig, als mit Hornbegleitung zu ſingen: „So dumm wie den, erfand bisher ich Kundry nur." Einen Vogel redend einzuführen iſt immer eine gewagte Sache. Man denkt ſogleich an einen luſtigen Papagei. Der Kunſtphiloſoph aber, der behauptete, die reinmenſchliche Urſprache hätten uns nur Vernunft, Religion, Politik u. ſ. w. unverſtändlich gemacht (S. 243), ſollte „ein kühnes, dummes Kind, Siegfried", doch nicht von einem Vogel auf gut deutſch anſingen laſſen.

anderen Theil-Elementes seiner Dichtersprache — des Stabreimes. Wir haben ihm auch hierhin zu guter Letzt noch zu folgen. Dieses um so mehr, weil der Stabreim eine Jedermann auffallende Eigenschaft der Nibelungendichtung ist und es immerhin von Interesse sein muß, zu erfahren, wie der Meister sich in seine Wahl dieses poetischen Kunstmittels hineingedacht und dieselbe vor sich selbst gerechtfertigt hat. Fast möchte man nämlich glauben, daß ihm diese Wahl späterhin in einem minder günstigen Lichte erschien, da „Parsifal" den Stabreim nicht mehr zeigt.

Wir sind nicht gesonnen, in eine eigentliche Untersuchung über Werth und Vollendung, Vorzüge und Nachtheile des Stabreimes uns einzulassen. Derselbe hat in neuerer Zeit in W. Jordan („Nibelungen", Frankfurt 1870) einen begeisterten Anwalt und gewandten Meister gefunden. Was uns den alliterirenden Vers jedenfalls theuer machen muß, ist seine geschichtliche Stellung. Das Hildebrands-Lied, Muspilli, Wessobrunner Gebet, der Heliand u. s. w. sind alliterirende Sprachdenkmäler im Althochdeutschen, Altsächsischen, die Lieder der älteren Edda im Altnordischen. Aus ihnen hat Wagner den Stabreim kennen gelernt, ebenso wie den sogenannten Sprachvers[1]. Daß er beide aufgenommen, gereicht ihm geradeso zum Lobe, wie, daß er die herrliche Sagenwelt der älteren deutschen Dichtkunst dem größeren Publikum neu erschlossen hat. Der Stabreim hat also in Wagners Kunstwerk der Zukunft eine gewisse thatsächliche Berechtigung. Allein gegenüber den ästhetischen Bedenken, welche sich gegen die Einführung des Stabreimes in das Operntextbuch geltend machen müssen, kann eine ausgedehnte, ausschließliche Wiederaufnahme desselben nicht gerechtfertigt erscheinen. Wenn sich der alte Sagengehalt die neue Musik in aller Fülle gefallen lassen kann, warum sollte dann seine Rede noch in Maß und Band der Alten gefügt werden müssen? Wir sagten, daß für einen Operntext der Gebrauch des Stabreimes bedenklich sei. Denn die Sprache des Operntextes ist jedenfalls um so besser, je musikalischer sie an sich ist. Sie wird aber gewiß musikalischer gestimmt durch den in Endreimen gegebenen Vocalklang, als durch die mehr stoßenden und stammelnden Consonanten der anreimenden Worte. Wagner will aus der nur in Vocalen ertönenden Empfindungssprache die mütterliche Urmelodie heraushören, aus welcher die Wort-

[1] Der alliterirende Vers beruht auf dem Wortgewicht oder Begriffsaccent; der Verston liegt fast immer auf den Stammsylben von Begriffswörtern, die so als hochbetonte Wörter (Stabwörter) hervortreten. Beim Vortrage wurden die Stäbe auch durch Saitenaccorde herausgehoben.

ſprache geboren wurde (S. 260). Wir gönnen ihm dieſen Genuß. Er muß aber zugeben, daß im Reimverſe das muſikaliſche Element durch den vocaliſirenden Endreim mehr hervortritt, als im conſonirenden Stabreime. Das iſt ihm übrigens nicht entgangen. Er ſuchte ſich deßhalb mit dem „wähleriſchen" Verſtande auseinanderzuſetzen und philoſophirte ſich ſtandhaft in den Glauben hinein, daß ſein ſtabgereimter Sprachvers das denkbar Beſte leiſte.

Wagner iſt ein ausgeſprochener Peſſimiſt, nur nicht, wenn es ſich um ſeine Ideen und ſeine Schöpfungen handelt. In dieſem Falle wird er zum Optimiſten, der nicht nur für das Werk, ſondern auch für deſſen Meiſter unbedingt Hochſchätzung fordert. Es iſt faſt unglaublich, wie er Worte und Begriffe vergewaltigt. Poetiſche Begeiſterung erſcheint bei ihm als Dichternoth. Den Wurzeln der Pflanzen und Bäume ſieht er friſche Keime entſproſſen: alſo muß auch den Urwurzeln der Sprache zeugende Kraft innewohnen. Die politiſchen Ereigniſſe haben ihn (nur durch ſeine Schuld) in dem ruhigen Aufbau ſeines Werkes geſtört: alſo iſt ihm Civiliſation eine froſtige Schneedecke, unter der das Volk in der Unwillkür ſeines natürlichen Sprachausdruckes die Wurzeln bewahrt (S. 244). Er hat ſich mit den modernen Verhältniſſen nicht nach Wunſch und Willen vertragen können: alſo entſtellt die moderne Sprache abſichtlich bis zur Unkenntlichkeit durch den Sinn der Rede die Verwandtſchaft der Wurzeln (S. 248). „Das Gehör iſt kein Kind; es iſt ein ſtarkes, liebevolles Weib" (S. 249). „Nach Außen wendet ſich der innere Menſch als tönender an das Gehör, wie ſeine äußere Geſtalt ſich an das Geſicht wandte" (S. 251). Wagner ſpricht vom Auge und Ohre des Gehöres und nimmt die Sehkraft des Ohres des Gehöres für den Conſonanten in Anſpruch. Seine Wort-Tonſprache wendet ſich an das ſehende und hörende Gehör, das iſt, an das „vollkommen verſtehende Gehör", welches den innern Menſchen mit untrüglicher Gewißheit vernimmt (S. 252).

So ſpricht die Kunſtphiloſophie von R. Wagner, die der dichteriſch bankerotten Welt den alten Stabreim retten ſoll. In dieſem Stile beginnt auch der dritte Theil von „Oper und Drama" mit dem merkwürdigen Satze: „Der Dichter hat bisher nach zwei Seiten hin verſucht, das Organ des Verſtandes, die abſolute Wortſprache, zu dem Gefühlsausdruck zu ſtimmen, in welchem es ihm zur Mittheilung an das Gefühl behilflich ſein ſollte: durch das Versmaß — nach der Seite der Rhythmik, und durch den Endreim — nach der Seite der Melodik" (S. 220).

Das will heißen: Die poetiſche Sprache hat zum Ausdrucke des Schönen und zum Zwecke des Gefallens zwei Mittel angewendet: das Versmaß und den Endreim. Das iſt nun zunächſt ſchon deßhalb unrichtig, weil ein Drittes, Unerläßliches, übergangen iſt. Die poetiſche Sprache muß nämlich an erſter Stelle Wohllaut und Feinheit, alſo Gewähltheit der Diction, zeigen. Dieſes hat die wahre Dichtkunſt nie überſehen, ſie mochte dichten, in welcher Sprache ſie wollte. Die Wagner'ſche Muſe ſcheint allerdings davon bisweilen keine Ahnung zu haben. Wenigſtens Verſe wie:

Deinen Sudel ſauf' allein!

und:

Da lügſt du, garſtiger Gauch!

und:

Hier hilft dem Dummen
nur die Dummheit ſelbſt!

und:

Was ſchafft der Tölpel
dort mit dem Topf? u. ſ. w.

zeugen nicht davon. Das waren Citate aus „Siegfried". Von den Artigkeiten des alten Gurnemanz in „Parſifal" haben wir ſchon Notiz genommen. Der Zauberer Klingſor ſingt:

Sag', wo triebſt du dich wieder umher?
Piui! Dort, bei dem Ritter-Geſipp',
wo wie ein Vieh du dich halten läßt?

Poetiſche Dictionen ähnlicher Art ließen ſich aus Wagners muſikaliſchen Dramen reichlich beibringen. Sie müſſen zu den Eigenthümlichkeiten des Kunſtwerkes der Zukunft gehören, da ſie in den Werken der früheren Periode kaum vorkommen. Eine gewiſſe Härte und Unbeholfenheit der Sprache macht ſich aber auch an einzelnen Stellen der älteren Werke bemerklich. Daneben ſtehen aber zahlreiche andere Stellen, die beweiſen, daß Wagner es gut verſtand, auch ſchöne Verſe zu machen, in denen Rhythmus und Wohllaut ſchon halbe Muſik ſind.

Nach Wagners Philoſophie für das Kunſtwerk der Zukunft wird das rhythmiſche Element durch den Sprachvers beſorgt, den jedoch Wagner von den engeren und drückenden Feſſeln ſeines älteren Vorbildes erlöſen zu müſſen glaubte. Das melodiſche Element übernimmt der Stabreim. Der Conſonant iſt es nämlich, welcher die Gefühlsſprache zur Wortſprache erhebt. Er erhebt den tönenden Laut der Wurzel zu beſtimmter Charakteriſtik dadurch, daß er ſein unendlich flüſſiges Element ſicher begrenzt, ihn zur unterſcheidbaren Geſtalt macht. Er beſtimmt als

Anlaut gleichsam die Physiognomie der Wurzel. Diese physiognomische Außenseite der Sprachwurzel, in welcher der Consonant die Individualität der begegnenden Wurzel zunächst zeigt, theilt sich „dem Auge des Sprachverständnisses" mit. Weil nun der Dichter die Aufgabe hat, vom Gefühle vollständig begriffen zu werden, so muß er seine Gestalten dem Auge und dem Ohre (des Gehöres) vorführen. Das erreicht er dadurch, daß er die nothwendigen Accente des rhythmischen Verses in ein gleiches Gewand kleidet, was einfach und wirksam durch den gleichanlautenden Stabreim geschieht. „Die Gleichheit der Physiognomie der durch den Sprachsinn accentuirten Wurzelwörter macht diese (jenem Auge) schnell kenntlich und zeigt sie (ihm) in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse, das nicht nur dem sinnlichen Organe schnell faßlich ist, sondern in Wahrheit auch dem Sinne der Wurzel innewohnt."

Bei Wagner heißt der Stabreim sinnig und sinnlich. Sinnlich ist er, weil er zum sinnfälligen Bande des Sprachverses wird. Sinnig ist er, weil er innigst verbunden ist mit der Sprachwurzel, in der sich die Empfindung von einem Gegenstand zum Sinn (Wortsinn) derselben verkörpert. Dieser Ausdrucksfähigkeit des Stabreimes wird eine bedeutende Kraft zugeschrieben. „Eine Empfindung, die sich in ihrem Ausdrucke durch den Stabreim der unwillkürlich zu betonenden Wurzelwörter rechtfertigen kann, ist uns, sobald die Verwandtschaft der Wurzeln durch den Sinn der Rede nicht absichtlich entstellt und unkenntlich wird — wie in der modernen Sprache — ganz unzweifelhaft begreiflich." Denn „der sinnig-sinnliche Stabreim vermag den Ausdruck einer Empfindung mit dem einer anderen zunächst durch seine reinsinnliche Eigenschaft in der Weise zu verbinden, daß die Verbindung mit dem Gehöre lebhaft merklich wird und als eine reinnatürliche sich ihm einschmeichelt" (S. 248). Der Stabreim ist also das kräftigste Ausdrucksmittel der dichterischen Absicht und muß folglich für das zum höchsten Ausdrucke hinstrebende Kunstwerk herangezogen und ausgebildet werden. So kommt der alte, graue Stabreim in's junge, grüne Kunstwerk der Zukunft. Was sollen wir dazu sagen?

Der ganze logische Apparat Wagners leidet hier wie überall nicht nur an formellen Schwächen und Ungereimtheiten, sondern auch an den beiden Grundirrthümern der Ästhetik des Kunstwerkes der Zukunft. Das ästhetische Moment wird beständig mit dem logischen verwechselt oder dem letzteren gleichgesetzt. Im Stabreim liegt unstreitig ein ästhetisches Moment, eine Ausdrucksfähigkeit des Schönen. Für Wagner wird sie zum

Ausdrucke des Wahren. Der ästhetische Ausdruck muß sich steigern zu größerem Gefallen, der logische zu größerer Überzeugung. Durch die dichterische Form gewinnt die vorgelegte Idee nicht an Wahrheit, sondern an Schönheit. Wir müssen wiederholen, was wir schon früher gesagt haben: Für Wagner ist das Wahre und Gute nicht *im* Schönen, sondern sie sind *das Schöne*. Die Schönheit ist das Maß für Wahrheit und Güte.

Der zweite Grundirrthum Wagners liegt darin, daß er seine subjectiven Eindrücke und Auffassungen einfach objectivirt. Weil *er* sich nun einmal die Sache so denkt, so muß sie nothwendig also sein. Er heftet an ein melodisch-harmonisches Tongebilde eine Idee, und allsogleich scheint es ihm, auf diese Weise und nicht anders müsse diese in Tönen sich darstellen. Das ist jedoch nicht genug. Nothwendig muß sein Leitmotiv auch für Jedermann diese Idee hervorbringen. Das willkürlichste Zeichen ist ihm im Handumdrehen ein nothwendiges geworden. Weil er ein Deutscher ist, so verbinden sich für ihn mit den Worten *Lust* und *Leid* wie von selbst die entsprechenden Begriffe. Darum sind für ihn Lust und Leid natürlich nothwendige Zeichen von dem, was sie in uns Deutschen als entsprechenden Begriff wachrufen. Weil sodann in *Lust* und *Leid* das **ei** und **u** durch den Anlaut **l** zunächst zur Bezeichnung dieser Begriffe bestimmt werden, so erblickt der Meister in dem **l** das begriffsbestimmende Moment und nicht bloß das den Laut bestimmende. **U** und **ei** bleiben dann als Grundelemente aus der Gefühlssprache zurück. Freilich sind sie gerade hier in ihrer Tonempfindung nicht sehr zutreffend. Das dumpfe **u** wird nämlich durch den gemeinsamen Anlaut zur hellen Lust und das helle **ei** durch das stabreimende **l** zu dumpfem Leid gestimmt. *Wir* würden sagen, daß der gleiche Anlaut in dem Satze: „Liebe bringt Lust und Leid", einen angenehmen Eindruck hervorbringt, d. h. daß er Gefallen erregt, mit *einem* Worte, daß er schön ist, während z. B. der gleich wahre Satz: „Liebe bringt Freude und Schmerz", diese ästhetische Wirkung nicht hat. Wir würden ferner sagen, daß ein Dichter gut thun würde, die erstere Form zu wählen, weil er als Dichter auch die ästhetische Wirkung berücksichtigen muß. Für Wagner genügt das nicht. Er schreibt: „Der Sinn des stabgereimten Wurzelwortes, in welchem bereits die neu hinzugezogene Empfindung sich kundgibt, stellt sich, durch die unwillkürliche Macht des gleichen Klanges auf das sinnliche Gehör, *an sich* schon als ein *Verwandtes* heraus, als ein Gegensatz, der in der Gattung der Hauptempfindung mit inbegriffen ist, und als solcher nach

ſeiner generellen Verwandtſchaft mit der zuerſt ausgedrückten Empfindung durch das ergriffene Gehör dem Gefühle, und durch dieſes endlich ſelbſt dem Verſtande mitgetheilt wird“ (S. 248). — „Naht euch dieſem herrlichen Sinne, ihr Dichter! Naht euch ihm aber als ganze Männer und mit vollem Vertrauen!“ (S. 249.) Welch ein Gerede! Es verbirgt aber ſchlecht den ſchalen Sinn.

Noch einmal: bei Wagner verſchwimmt der Unterſchied zwiſchen äſthetiſchem und logiſchem Ausdrucksvermögen. Ja, noch mehr: bei Wagner ſind Denken und Empfinden, ſinnlicher Eindruck und geiſtige Vorſtellung, Bild und Begriff ein und dasſelbe. Seine Philoſophie, wenigſtens in „Oper und Drama“, iſt eine materialiſtiſche. Das Kunſtwerk der Zukunft ſteht nach den Ideen des Meiſters mit beiden Füßen auf dem Gebiete des Materialismus. Das iſt der Meiſterbrief ſeines Urſprunges, wenn es auch ſpäterhin das Zeugniß der Reife erhalten hat für Schopenhauer'ſchen Peſſimismus. Zwiſchen Materialismus und Peſſimismus liegt immerhin nicht die ganze Welt.

Ehe wir unſere Beleuchtung von „Oper und Drama“ ganz abſchließen, müſſen wir aber noch einen Punkt beſprechen, den wir oben ſchon berührt, jedoch des beſſeren Zuſammenhanges halber nicht weiter verfolgt haben. Die Wagner'ſche Oper, ſoweit ſie die Verwirklichung des Kunſtwerkes der Zukunft vorſtellt, entbehrt eigentlicher, entwickelter Chorſätze. Sie hat mehrſtimmige Sätze von größerem oder geringerem Umfang — gewöhnlich von geringerem; aber der große Chor findet in ihr keine Anwendung. Daß es dem Meiſter auch für dieſe Form ſeiner Kunſt an ſchaffender Kraft nicht gebrach, beweiſen ſeine früheren Werke mehr als zur Genüge. Es mußten alſo theoretiſche Gründe ihn beſtimmt haben, ſich dieſes Kunſtmittels zu begeben. So iſt es in der That. In „Oper und Drama“ gibt uns der Meiſter ſeine leitenden Ideen ſogar mit einer gewiſſen Klarheit zu verſtehen, und gewinnt gerade durch letztere bei ihm ſeltene Eigenſchaft eine gewiſſe Voreingenommenheit für ſeine Sache. Mehr als ſonſt ſcheint er für den erſten Augenblick hier in ſeinem Rechte zu ſein und mit überraſchender Conſequenz zu verfahren. Doch bei näherer Erwägung zeigt ſich die Theorie nur ſeinen Lieblings- und Sonder-Ideen auf den Leib geſchnitten, ebenſo unhaltbar, als in anderen Punkten. Im Drama der Zukunft ſoll nämlich nach Verſicherung ſeines Meiſters nirgends Raum ſein zur Aufſtellung von Individualitäten von ſo untergeordneter Beziehung, daß ſie zum Zwecke polyphoniſcher Wahrnehmbarmachung der Harmonie durch nur muſikaliſch ſymphonirende

Theilnahme an der Melodie der Hauptperſon verwendet werden könnten. Jeder Theilnehmer an der Handlung muß auf dieſelbe entſcheidenden Einfluß äußern, was er nicht vermag, wenn er zur bloß harmoniſchen Rechtfertigung der Melodie einer anderen Perſon zu dienen hat (S. 280).

Was den erſten Satz betrifft, ſo iſt er ganz richtig, aber ſicherlich nicht neu. Eigentlich hat — mutatis mutandis — ſchon Ariſtoteles dasſelbe geſagt. Allerdings müſſen dieſe immer anerkannten Grundſätze für Einführung und Verwendung von Individualitäten in der Oper eine gewiſſe Milderung finden. Ihr Zweck iſt eben ſchließlich doch in erſter Reihe die Ermöglichung muſikaliſcher Formen. Freilich dagegen proteſtirt Wagner. Er will keine Oper, ſondern ein Muſikdrama. „Aber was er auch ſagen mag, ſeine Dichtungen ſind am Ende doch Opern, in welchen der Text, ſo gut und ſchön, ſo neu und poetiſch er auch iſt, der Muſik untergeordnet iſt.“ So ſchreibt Heinrich Kurz in ſeiner Geſchichte der neueſten deutſchen Literatur (S. 586). Gewiß mit Recht. Doch geſetzt auch, die äſthetiſchen Geſetze der Oper forderten dieſelbe ſtrenge Motivirung der Einführung von Individualitäten, ſo folgt daraus noch lange nicht, daß die Oper auf den Chor aus äſthetiſchen Gründen von vornherein ſo viel als verzichten müſſe. Es folgt daraus einzig nur die unerläßliche Forderung an den Dichter, in der Wahl und Anordnung ſeines Stoffes, im ganzen Aufbau der dramatiſchen Handlung dafür zu ſorgen, daß ſich im Libretto dem Componiſten Stellen darbieten, wo eine größere Anzahl von Perſonen, wie ſie die Aufführung von Chören fordert, wenigſtens als moraliſche Individualität ſympathiſch in die Handlung eingeführt wird. Ja, in ganz logiſcher Entwicklung würde ſich dieſe Forderung an die dichteriſche Abſicht, wie Wagner ſagen würde, ſogar dahin ſteigern laſſen, daß der Operndichter ſich ein Geſetz daraus machen müſſe, gerade da ſolche Momente einführen zu können, wo die Muſik naturgemäß nach Steigerung ihres Vermögens verlangt und von ſelbſt nach ihren wirkſamſten Formen greift, z. B. am Schluſſe der einzelnen Acte [1].

[1] Mochte es Wagner entgangen ſein, daß die Mozart'ſche Oper im Allgemeinen in größeren Chorſätzen auch etwas karg gehalten iſt? Er hat wahrſcheinlich auch nicht überſehen, daß die Abſtinenz, welche Mozart ſich offenbar auferlegte, einen ſehr praktiſchen Grund hatte in den ſeinerzeit noch ſehr beſchränkten Chorkräften des Opernperſonals. Überhaupt drängte ſich dem Schreiber ſchon mehr als einmal die Frage auf: Was hätten Gluck und Mozart mit den Mitteln Wagners gethan? Gluck wollte Klopſtocks Hermannsſchlacht componiren, worum ihn der Dichter ſelbſt gebeten hatte. Er wollte dazu ein eigenes Orcheſter zuſammenſetzen, beſonders mit neu conſtruirten

Die Finalen, wie die Oper vor Eintritt der Zukunftsmuſik ſie in Regel und Brauch hatte, ſind nicht ſo unmotivirt und ungereimt, wie Wagner ſie hinſtellt. Er ſelbſt hat ſolche Sätze geliefert von einer dramatiſchen und muſikaliſchen Vollendung, welche ſchwer ihres Gleichen finden werden. Der Meiſter des „Lohengrin" muß ſchlechterdings ſein Werk verläugnen, wenn er die Behauptung gelten laſſen will, daß die zur Polyphonie erforderliche größere Anzahl von Perſonen in die Scene einzig nur durch muſikaliſch ſymphonirende Theilnahme an der Melodie der Hauptperſon eingeführt werden könne. Da urtheilt Ambros doch völlig anders, wenn er vom erſten Lohengrin-Finale ſchreibt: „Man mag zuſehen, ob man, was echt dramatiſche Wirkung betrifft, ſehr viele Seitenſtücke dazu finden wird."

Die weitere Behauptung Wagners, jeder Theilnehmer an der Handlung müſſe auf dieſelbe entſcheidenden Einfluß äußern, wird gleichfalls aus ſeinen eigenen Werken widerlegt. Wenn der junge Hirtenknabe nach dem großen Scenenwechſel im erſten Acte des „Tannhäuſer" ſein allerliebſtes Hirtenliedchen ſingt, das auf die Schwüle der vorigen Scene wie Frühlingsluft anmuthet, dann äußert er doch wahrhaftig keinen entſcheidenden Einfluß auf die Handlung. Sie könnte auch ohne ihn und ſein Lied ihren Gang nehmen. Ebenſo viel und ebenſo wenig entſcheidenden Einfluß auf die Handlung übt der famoſe Nachtwächter in den „Meiſterſingern". Wer erinnert ſich nicht an den hochdramatiſchen Eindruck in „Wallenſteins Tod", wo der Kammerdiener die herabgefallene Kette ſeinem Herrn zeigt und ſagt:

Die goldene Kette iſt entzwei geſprungen.

Nach Wagner iſt die Sache ganz ungeſchickt; denn der Kammerdiener übt doch, wenn er ſeinem Herrn Ringkragen und Feldbinde abnimmt, keinen entſcheidenden Einfluß auf die Handlung.

Aber Wagner hat noch weitere Gründe gegen den Chor. „Eine

Hörnern. Noch 1783 hatte er zu dem preußiſchen Hofkapellmeiſter Reichardt geſagt, er müſſe noch ein neues Inſtrument erfinden. Dasſelbe ſoll er auch Klopſtock ſelbſt erklärt haben. Gluck hat nicht nur in ſeinen Beſtrebungen für die Oper, ſondern auch in den Schickſalen dieſer Beſtrebungen manche Ähnlichkeit mit Wagner. Dr. Burney bemerkt z. B.: „Das Urtheil des gegen fremdes Verdienſt nicht ſelten unduldſamen Händl war nach Anhörung dieſer Oper (La Caduta de' Giganti) allzu ſtrenge und unfein." — Herr v. Hagen hätte alſo einen Beweis, daß Wagner wenigſtens Gluck und Händl in einer Perſon war. Gluck hatte den Engländern zuliebe zu den Chören der Oper Poſaunen geſetzt. Wagner hätte gewiß von ihnen verlangt, ſie müßten Werk und Meiſter auch ohne Poſaunen hochſchätzen.

Maſſe," ſagt er, „kann uns nie intereſſiren, ſondern bloß verblüffen: nur genau unterſcheidbare Individualitäten können unſere Theilnahme feſſeln" (S. 280). Dieſe Behauptung könnte nun zunächſt nicht „geradezu als demokratiſch" bezeichnet werden, wie die Pelzrock-Revue aus des Meiſters venetianiſchen Morgenſtunden. Seine äſthetiſche Richtigkeit aber hat der Satz. Nur iſt es ſchade, daß er nicht zur Sache paßt; denn der Chor iſt nicht nothwendig als eine Maſſe zu denken. Er kann im dramatiſchen Gefüge entweder als *eine* (moraliſche) Perſon auftreten oder ſich hier auch in mehrere, phyſiſche oder moraliſche Perſönlichkeiten auflöſen. Auch muſikaliſch iſt der Chor keine Maſſe. Eine Anzahl in Rede oder Geſang ſich äußernder Menſchen ſtellt nie eine *Maſſe* dar, es ſei denn nach dem Maße der materialiſtiſchen Ideen R. Wagners. Der Chor löst ſich ſodann in das Stimmengefüge auf, was wiederum dem Eindrucke des Maſſenhaften widerſpricht. Wagner ſelbſt behandelt überdieß die formelle Seite ſeiner Chorſätze mit ſolchem Geſchick, daß eine eigentliche Polyphonie den Eindruck des Feſten und Gebundenen völlig aufhebt[1].

Noch einmal: wie konnte der Meiſter, welcher den „Lohengrin" ſchuf, ein paar Jahre ſpäter ſchreiben: „Selbſt der bisher in der Oper verwendete Chor wird nach der Bedeutung, die ihm in den noch günſtigſten Fällen dort beigelegt ward, in *unſerem* Drama zu verſchwinden haben; auch *er* iſt nur von lebendig überzeugender Wirkung im Drama, wenn ihm die bloß maſſenhafte Kundgebung vollſtändig benommen wird"? (S. 280.) Nebenbei bemerkt, paßt auch der zweite Theil dieſes Satzes zum erſten wieder einmal wie eine Fauſt auf's Auge. Er beweist ſogar gerade das Gegentheil von dieſem. Denn wenn der Chor im Drama von lebendig überzeugender Wirkung werden *kann*, ſo *muß* er im vollkommenen Kunſtwerk der Zukunft beibehalten werden. Es iſt nur gewiſſenhaft Sorge zu tragen, daß dem Chore die bloß maſſenhafte Kundgebung vollſtändig benommen wird. Auch läßt ſich Alles, was Wagner gegen den Chor vorbringt, mit geringer Einſchränkung ebenſo gut gegen einen mehrſtimmigen Satz für die Hauptperſonen der Handlung ſagen.

---

[1] Wagner leiſtet in ſeinen Chören unbedingt ganz und gar, was er von einem Componiſten fordert: er ſolle „auch im harmoniſchen Zuſammenklange die Individualität des Betheiligten in beſtimmter, wiederum *melodiſcher* Kundgebung ſich geltend machen laſſen" (S. 282). Deßungeachtet ſchreibt er an derſelben Stelle, der Chor ſei nicht dazu verwendbar. Das ſind Verſe, die ſich der Meiſter macht auf ſeine Art und die freilich nur mit Stäben und Stecken ſich reimen laſſen.

Der Meiſter hat auch hier in „Tannhäuſer“, „Lohengrin“ und „Meiſterſinger“ gezeigt, was er Herrliches zu leiſten und zu bieten vermochte. Aber ſolche Genüſſe darf das Kunſtwerk der Zukunft nicht mehr bieten. Dafür ſteht es auf der Höhe ſeiner Kunſttheorie, wenn eine Stimme in endloſer Melodie ſtabgereimte Verſe eine halbe Stunde lang herabſingt, um ſich von den Leitmotiven des Orcheſters im bunteſten Wechſel der Inſtrumente umgaukeln zu laſſen. Das nennt dann Wagner Charakteriſirung der Melodie, wie ſie der ſymphonirenden Vocalmaſſe durchaus verwehrt war (S. 282). Und doch muß gerade dieſer Idee des Meiſters die mächtig wirkende, prachtvolle Kunſtform des großen Chorſatzes in der Zukunftsmuſik zum Opfer fallen. „Der Standpunkt unſerer ſelbſtändig entwickelten muſikaliſchen Kunſt führt ihm (dem Tondichter) auch das unermeßlich fähige Organ zur Wahrnehmbarung der Harmonie zu, das, neben der Befriedigung des reinen Bedürfniſſes, zugleich in ſich das Vermögen einer Charakteriſirung der Melodie beſitzt, wie es der ſymphonirenden Vocalmaſſe durchaus verwehrt war, und dieß Organ iſt eben das Orcheſter“ (S. 282). Es iſt der alte Irrthum, dem ſich Wagner nie entwinden kann. Daß das Orcheſter in gewiſſen Beziehungen reicher iſt an rein künſtleriſcher Ausdrucksfähigkeit, als ein Vocal-Chor, kann, doch mit großer Reſerve, zugeſtanden werden. Daraus eine höhere logiſche Ausdrucksfähigkeit zu folgern, vermag nur eine Begriffsconfuſion à la Wagner. Der Menſch iſt gegenüber den Menſchen ſtets ausdrucksfähiger, als jedes andere Mittel „dichteriſcher Abſicht“. Der Chor ſingt Worte, und das Wort iſt und bleibt der eigentlichſte, bündigſte und klarſte Träger des Gedankens und auch der Gefühle, wenn man dieſem Worte ſeinen vernünftigen Sinn läßt. Dafür iſt aber der Kunſtphiloſophie der Zukunft das Verſtändniß verloren gegangen, oder, wie der Meiſter ſagen würde: ihr Geſicht hat dafür kein empfängliches Ohr.

Es iſt ein wunderliches Verwechſeln und Verwirren, was Wagner zu ſeinem Reſultate führt. Erſt paßt ihm der Opern-Chor nicht in die Scene, weil er nicht genügend dramatiſch eingreifen kann. Darum wird an ſeine Stelle durch eine Gedanken-Escamotage der ſonderlichſten Art das Orcheſter geſetzt, welches doch von der Handlung von vornherein ausgeſchloſſen iſt und in ſcharfſinniger Symbolik dieſer ſeiner Stellung im Bayreuther Zukunfts-Kunſttempel in ahnungsvoller Tiefe verſchwindet. Mit anderen Worten: der Opern-Chor paßt nicht in's Muſikdrama, weil er zu muſikaliſch iſt; darum tritt für ihn das rein muſikaliſche Orcheſter ein. Zuletzt muß aber dieſes Orcheſter doch wieder zum Chore ſich um-

ſetzen, um als antiker Chor ſogar den „idealiſirten Zuſchauer“ vorzuſtellen.

Nicht was die klare Idee zu geben vermag, ſondern was die Ahnung erregt, wird zum vorzüglichſten Ausdrucksmittel des Wagnerſchen Kunſtwerkes. Nicht der Gedanke, ſondern das Gefühl; nicht das Bewußte, ſondern das Unbewußte; nicht das Vernünftige, ſondern das Sinnige; nicht das Geiſtige, ſondern das Sinnliche, um nicht mehr zu ſagen, ſind ſein Anfang und ſein Ende, ſeine Kraft und ſein Zweck, ſein Werden und ſein Wirken. Die Kunſtphiloſophie des Kunſtwerkes der Zukunft in „Oper und Drama“ findet, geleitet von der Unklarheit und Leidenſchaftlichkeit, getrieben von der titanenartigen Geſtaltungsgewalt Wagners, richtig ihren Weg von Feuerbach zu Schopenhauer. Inſofern hat Herr Dr. v. Hausegger Recht, wenn er (S. 5) in einem orakelhaften Tone declamirt: „Wagners Conſequenz iſt die einer fruchtbaren organiſchen Entwicklung, die zu ihren Reſultaten gelangt, wie ſie nicht anders kann.“

Einem natürlichen Drange folgend, hatte einſt der Knabe Richard für die Muſik ſich entſchieden. Die Sache war getroffen; denn Wagner war Muſiker von Natur aus. Wieder von dem nämlichen Drange getrieben, greift der Jüngling Richard nach tiefgreifenden Verirrungen des praktiſchen Lebens zur Muſik zurück. Die Sache war wieder getroffen; aber der Quell, der nun ſprudeln ſollte, hatte ſeine „Reine“ verloren. Mitten in der Noth des Lebens greift auch der Mann zur Kunſt; aber die Bitterkeit des Kampfes um's Daſein vergällt ihm die Freude am Schaffen. In ihm, dem nie geklärten Genie, iſt der Drang nach beſſerer Exiſtenz vom Schaffensdrang des Künſtlers durchſetzt. „Der fliegende Holländer“ — „das bleiche Phantom in düſterer Nacht“ — der erſte Stein vom Zukunfts-Kunſtwerke, iſt auch der Ausdruck dieſer in Dichternoth umgeſetzten Lebensnoth des Meiſters. Aus den Ruinen einer ungebändigten und entweihten Jugend und in der Nacht getäuſchter Hoffnungen und zu hoch geſpannter Anſprüche taucht dieſem ſo begabten Genius das Geſpenſt des Peſſimismus auf und verfolgt ihn durch ſein ganzes Leben. Der klare, warme Sonnenblick ſeiner Dresdener Wirkſamkeit drängt dieſe Geiſtesrichtung Wagners allerdings für eine kurze Zeit zurück. Es iſt dieſe Zeit der Lenz ſeines Schaffens, dem „Tannhäuſer“ und „Lohengrin“ ihr Daſein, die „Meiſterſinger“ und „Siegfried“ noch ihre Friſche verdanken, der im „Parſifal“ faſt einen wonnigen Herbſt zur Nachfeier gefunden hätte, wenn nicht die verſengende Gluth eines

eigenthümlichen Sommers auch Laub und Frucht hätte welken laſſen. Dresden bot Wagner nicht Alles, was ſein ſtets unbefriedigter Geiſt wollte. Das Publikum verſtand ihn, ſo meinte er, ungenügend; die Kritik verfolgte ihn aus purem Neid und Haſſe; der Hof hörte nicht auf ſeine Reformvorſchläge oder ſäumte, ſie unbedingt auszuführen. Das reizte ſeinen Widerſpruch. Sein Peſſimismus wird wieder wach. Jetzt ſetzt ſich ihm die Künſtlernoth in politiſche Noth um. Wagner wird ein Rienzi von 1848. Die Thatſachen haben ihre Folgen. Zum Phantom von künſtleriſcher Noth tritt die Wirklichkeit finanzieller Noth. Da muß ſich der gepreßte Unmuth, die grenzenloſe Unzufriedenheit Luft machen. Wagner iſt Künſtler, und nur auf den Wegen und dem Boden der Kunſt kann er ſtehen und gehen. Da macht ſich nun auch ſein Peſſimismus Luft. Erſt wird die Kunſt an die Revolution gewieſen. Neues will Wagner ſchaffen. Aber Neues findet erſt Platz, wenn alles Alte umgeſtürzt in Trümmern liegt — „Revolution und Kunſt“. Doch neu ſoll die Sache nicht bloß ſein, ſondern neu auch alles Andere machen — „Das Kunſtwerk der Zukunft“. Aber in einem Geiſt, wie er Wagner eigen war, muß die Idee Geſtalt gewinnen. „Oper und Drama“ iſt das Streben und Ringen darnach. Feuerbachs Philoſophie, die, zwar mit dem Kant'ſchen Idealismus brechend, den richtigen Boden verfehlt und in den bodenloſen Materialismus fällt, erſcheint dem Peſſimiſten als der richtige Stern. Das Chaos ſeiner Gedanken, Vorſtellungen, Erwartungen und Beſtrebungen wird nach Feuerbach im Grunde zurechtgelegt. Die Hitze des Gährungsproceſſes, geſteigert durch die Gluth ſchon vorhandener Leidenſchaften, bilden den Sommer des Wagner'ſchen ſinnig-ſinnlichen Schaffens. Die erſte Frucht, welche durch dieſe Schwüle gezeitigt wurde, iſt uns in „Oper und Drama“ gegeben. Die weiteren Früchte gehören wieder der eigentlichen Kunſtübung an. Die erſte Frucht, ſo ſagt er ſelbſt, brachte er nur mit Widerwillen zum öffentlichen Markte, und der Preis, den ſie ihm brachte, war immerhin gering. Anders zeitigten ihm die ſpäteren Früchte, doch nicht allein im ſchwülen Drange dichteriſcher Noth, ſondern auch im ſommerlichen Reiche königlicher Gnade.

(Fortſetzung folgt.)

Theodor Schmid S. J.

Die moderne Forschung unter dem Joche der scholastischen Philosophie?

(Fortsetzung.)

Philosophischer Speculationsgeist und echter positiver Forschersinn hatten sich in Aristoteles mit seltener Harmonie verbunden, beide herrlich in ihrer Anlage, in ihrer Bethätigung und in ihren Erfolgen. Diese einfache, unbestreitbare Thatsache suchten wir das letzte Mal in aller Kürze Jenen vorzuhalten, welche beides für unvereinbar ausgeben. Es bleibt noch die andere, weniger einleuchtende Behauptung zu begründen, welche gerade in dieser glücklichen Vereinigung die Ursache erblickt, weßhalb beide wissenschaftliche Bestrebungen so bewunderungswürdige Früchte trugen. Richten wir unser Augenmerk zunächst auf den günstigen Einfluß der philosophischen Studien auf die Forschungsarbeit des Stagiriten.

Philosophische Studien waren es gewesen, welche in Aristoteles jenen unbegrenzten, geläuterten Wissenstrieb weckten, der, die Erkenntniß der Wahrheit ihrer selbst wegen über Alles stellend, die Wahrheit in ihrer vollkommensten Form, in ihrer Alles umfassenden Weite, in ihrer Alles durchdringenden Tiefe mit ganzer Seele zu erfassen suchte. An vielen Stellen seiner Schriften spricht er seine Hochschätzung für diese höchste Erkenntniß alles Wahren deutlich aus. Noch deutlicher aber verräth er seine Begeisterung für dieselbe durch den warmen Ton, mit dem er von Wissen und Wissenschaft zu sprechen pflegt. Sonst immer ernst und nüchtern, stets bemüht, Alles mit gleichmäßiger, affectloser Ruhe, rein sachlich auseinanderzusetzen, bemächtigt sich seiner dort, wo es sich um die Werthschätzung des Wissens überhaupt oder einzelner wissenschaftlicher Disciplinen handelt, plötzlich eine affectvolle Erregung, was um so gewaltiger wirkt, je seltener solche Ausbrüche der Theilnahme des Gemüthes bei ihm vorkommen [1].

[1] Man vergleiche z. B. Metaphysik, Buch 1, Kap. 2: Von den Theilen der Thiere, n. 645 a. 7; Ethik, Buch 10, Kap. 7 u. 8. — R. Eucken, Die Methode der aristotelischen Forschung, S. 39.

Ohne Zweifel hat er die erste Anregung zur begeisterten wissenschaftlichen Forschung seinem großen Lehrer, dem „göttlichen" Platon, zu danken. Indessen, hätte er die „philosophische Poesie" seines Meisters nicht durch selbsteigene, männlich ernste Verstandes- und Vernunftphilosophie zu überwinden verstanden, so würde ihn auch die feurigste Begeisterung für das Ringen nach Wahrheit von der realen, wirklichen Wahrheit ebenso ferne gelassen haben, wie jenen; er würde dann die griechische Philosophie nicht auf den Gipfel ihrer Entwicklung gebracht und noch viel weniger durch die Philosophie allen Zweigen der positiven Forschung jenen Vortheil gebracht haben, welchen er ihnen thatsächlich bereitet hat. Gewiß steht auch Platon als großer, genialer, scharfsinniger Philosoph für alle Zeit ehrwürdig da, bewundernswerth wegen des Schwunges und der Tiefe seiner Gedanken; von seiner reichen Phantasie und einer gewissen Überschätzung des Idealen irregeleitet, wandelte der Philosoph aber zu viel auf den Wegen des Dichters, während bei Aristoteles umgekehrt die Richtung auf das Reale, ruhige Überlegung, nüchternes Berechnen und ernstes Abwägen so sehr die Oberhand gewonnen, daß dem „baumeisterlichen Philosophen", „hätte er auch künstlerische Begabung gleich Platon gehabt, sein wissenschaftlicher Grundtrieb nicht Zeit gelassen haben würde, dieselbe zu entwickeln"[1]. — Hatte Platon den Erdboden für zu gemein betrachtet, um auf demselben zu fußen, schwebte er lieber auf sonnenverklärten Wolken einher durch das Reich der Lüfte, dabei die Verbindung mit der faßbaren Welt unter und über sich verlierend: so klammerte sich Aristoteles gerade umgekehrt fest an die derbe Erdenscholle, hielt er jedes ihrer Theilchen für kostbar genug, um ihm die eingehendste Betrachtung und Untersuchung zu widmen; verließ er auch dann den festen Boden nicht, wenn er sein helles Auge in die außerirdischen Regionen schweifen ließ, erspähte er vom Sichtbaren aus das Unsichtbare, wußte er in kühnem Ringen das Reich der geistigen, idealen Wahrheiten zu erobern, ohne von der greifbaren realen Welt das Mindeste preiszugeben. Ja gerade durch die allseitige Bemeisterung der letzteren machte er sich zum Herrn der ersteren. Er war bestrebt, vor Allem die Sinne wieder in ihr angestammtes Recht einzusetzen, lehrte sie richtig anwenden und das durch sie dem Geiste Zugetragene in richtigem Denken erfolgreich verarbeiten. Wegen der hohen Bedeutung dieses Punktes

[1] Vgl. C. A. Brandis, Geschichte der Entwicklungen der griechischen Philosophie, 1862, 1. Hälfte, S. 387. — Dr. E. Zeller, Die Philosophie der Griechen (3. Aufl. 1879), II. 2. S. 797.

für unſere ſpäteren Erörterungen müſſen wir etwas genauer auf ihn eingehen.

Im Gegenſatze zu ſeinem Lehrer erklärt Ariſtoteles gerade die Thatſachen der ſinnlichen Wahrnehmung für das Sicherſte und Unmittelbarſte im Erkennen. In ſeinen Augen iſt deßhalb die Prätenſion derer, welche für dieſelben noch weitere Beweiſe fordern, gerade ſo unvernünftig, wie die Gleichgiltigkeit derjenigen, die kein Bedenken tragen, mit den Erfahrungsthatſachen in Widerſpruch zu gerathen[1]. Die möglichſt genaue und weiteſte Erfaſſung des Thatſächlichen durch die unmittelbare Erfahrung iſt für ihn darum auch das erſte und angelegentlichſte Bemühen im Streben nach Wahrheit. Auf der anderen Seite hält er ſich weit davon entfernt, durch Überſchätzung des Thatſächlichen einem einſeitigen, groben Empirismus ſich zutreiben zu laſſen. Denn die Erfahrungskenntniſſe bezeichnen ihm ſo wenig die Grenzen des ſicheren menſchlichen Wiſſens, daß ſie vielmehr nur die Eingangsthore zu demſelben darſtellen. Ja, ſie ſind ihm noch nicht einmal der Inbegriff der Erfahrungswiſſenſchaft. Jede Wiſſenſchaft, auch über Erfahrungsgegenſtände, liegt nach ihm immer auf rein geiſtigem, idealem Gebiete, und dieſes um ſo mehr, einen je höheren Grad der Wiſſenſchaftlichkeit ſie beſitzt. Die Erfahrung hat es mit dem Beſonderen zu thun, die Wiſſenſchaft mit dem Allgemeinen; die Erfahrung ſucht die einzelne Erſcheinung als Ganzes und in ihren Theilen möglichſt genau zu erfaſſen, die Wiſſenſchaft ſtrebt nach der Erklärung der einzelnen Erſcheinungen und der Geſammtheit der Erſcheinung aus inneren, nicht ſinnlich wahrnehmbaren Gründen.

Für Ariſtoteles iſt nun aber das Allgemeine nicht, wie für Platon, etwas vom Beſonderen völlig Losgelöstes; nein, er ſieht das Allgemeine in dem Beſonderen verkörpert und verwirklicht und läßt dasſelbe nur inſoweit gelten, als es aus dieſem erkannt werden kann. Für Ariſtoteles liegt dann auch der Grund der Erſcheinungen in den Dingen ſelbſt, in ihrem Weſen, das wir zwar nicht direct wahrnehmen können, deſſen Begriff wir aber aus der directen Erfahrung ableiten. So knüpft er alſo wiederum das ideale Gebiet der verallgemeinernden und erklärenden Wiſſenſchaft überall an das Gebiet der beſonderen Erfahrungsthatſachen.

Die empiriſchen Thatſachen bilden ſomit nicht nur die Grundlage und den Ausgangspunkt für ſeine Speculation, ſie ſind auch deren Maßſtab und Prüfſtein. Hebt er ſich auch auf den Stufen der Induction,

---

[1] Physica 254, a. 30.

vom Beſonderen immer mehr und mehr zum Allgemeinen aufſtrebend, in die höchſten Höhen idealer Abſtraction, ſo verliert er dabei doch das beſondere Thatſächliche keinen Augenblick aus dem Auge. Nachdem er an der Hand der Erfahrung zu allgemeinen Begriffen, Wahrheiten und Principien aufgeſtiegen, ſucht er, auf analytiſchem Wege wieder niederſteigend, den Werth des Allgemeinen durch Anwendung auf das Beſondere zu prüfen. Die allgemeinen Sätze gewinnen für ihn erſt Bedeutung, wenn und ſoweit ſie in dem Gebiete des Beſonderen ihre Verwirklichung finden[1]. — Dieſe Überzeugung von der Wichtigkeit der beſonderen Erfahrungsthatſachen ſchwebte ihm bei allen Studien vor, und er wird nicht müde, bei den verſchiedenſten Gelegenheiten in ſeinen Schriften mit Nachdruck hierauf immer wieder aufmerkſam zu machen. „Wir dürfen," ſagt er in der Schrift von der Bewegung der Thiere (I. 698), „ein allgemeines Princip nicht ausſchließlich aus dem Verſtande (τῷ λόγῳ) nehmen, ſondern müſſen ſeine Anwendbarkeit bei jeder Thatſache prüfen; denn bei Thatſachen müſſen wir nach allgemeinen Principien ſuchen, und dieſe müſſen immer mit den Thatſachen übereinſtimmen." Und in der Phyſik (VIII. 3. 253, 33): „Eine Schwäche des Denkens iſt es, Vernunftſchlüſſe zu machen ohne die Unterlage der poſitiven Erfahrung."[2]

Aus dieſen kurzen Andeutungen über die reale Richtung der philoſophiſchen Speculation ergibt ſich erſtens, wie grundlos und falſch die Anſchuldigung iſt, Ariſtoteles habe ſeine „philoſophiſchen Dogmen" überall in die Naturforſchung hineingetragen. Nichts widerſtrebte ſeinen Grundſätzen ſo diametral, als das Beſtreben, die Empirie nach aprioriſtiſchen Schablonen zuzuſchneiden und umzumodeln. — Aus obigen Andeutungen über den Charakter der ariſtoteliſchen Speculation ergibt ſich zweitens wie von ſelbſt der mächtige Impuls, welchen ſie ſeiner Naturforſchung geben mußte und auch gegeben hat. — Wohl war für ihn die ideale Erfaſſung der Wahrheit das Höchſte, was er anſtrebte; wohl war es die Erkenntniß der durch die ſichtbare Welt geoffenbarten Wahrheit in ihrer höchſten Allgemeinheit und aus den höchſten Erklärungsgründen, auf die er in letzter Inſtanz abzielte, welche er allein ihrer ſelbſt wegen zu erlangen trachtete und welcher er die übrigen Erkenntniſſe dienſtbar machte; wegen der innigen thatſächlichen Beziehung jedoch, die er zwiſchen

[1] De anima, I. 1. 402, b. 21, und de Coelo, I. 3. 270, b. 4.

[2] Vgl. auch de Generatione et Corruptione, I. 2. 316, 8; Ethica, II. 3. 1105, b. 13, und II. 2. 1104, 13; de partibus Animalium, III. 4.

der exacten Empirie und der idealen Naturerkenntniß klar erkannt hatte, wurde ſein mächtiger Drang nach letzterer auch zur kräftigen Triebfeder für die erſtere. So begnügte er ſich keineswegs damit, die Empirie als nothwendige Vorbedingung hochzuſchätzen, ſie für die Philoſophie höchſt wichtig, ja nothwendig zu halten: er fühlte ſich gedrängt und getrieben, die Empirie in ausgedehnteſtem Maße auch ſo zu üben, wie wir dieſes im Früheren hervorgehoben haben. Wir ſehen ſomit in Ariſtoteles nicht bloße Empirie und Speculation zufällig in glücklicher Verbindung beiſammen, ſondern er iſt Empiriker, weil Philoſoph. Der Eifer, mit welchem er der Empirie thatſächlich obgelegen, die Ausdehnung, die er ihr gegeben, liefern uns einen Maßſtab für den Ernſt und die Begeiſterung, mit welchen er an der möglichſten Verwirklichung ſeiner philoſophiſchen Ziele arbeitete.

Weil Ariſtoteles die Naturforſchung nicht ihrer ſelbſt wegen, ſondern nur im Hinblick auf die Philoſophie hegte und pflegte, beſchränkte er ſodann ſeine Forſchung nicht auf einen beſtimmten engen Kreis von Naturgegenſtänden und Naturerſcheinungen; er wandte ſie allen ohne Ausnahme zu. Ja, er dehnte ſeine Empirie weit über das Gebiet der eigentlichen Naturforſchung hinaus auf das ethiſche, geſchichtliche Gebiet und alle anderen Wiſſensgebiete aus. Die Univerſalität des treibenden Motives bewirkte eine entſprechende Univerſalität der Forſchung bezüglich der Ausdehnung ſowohl als auch der Mittel, die er gebrauchte. Nichts iſt ſeiner Forſchung zu unbedeutend, nichts zu klein und unanſehnlich. Die winzigen Holz- und Käſemilben, die Maden der Läuſe und die Eingeweidewürmer der Fiſche fordern ſeine Beobachtung ebenſo heraus, wie die mehr in die Augen ſpringenden Thiere. Um zu beſtimmten, klaren Reſultaten zu kommen, verſchmäht er keinen Weg und läßt ſich durch keine Schwierigkeiten der Beobachtung abſchrecken. Er beobachtet die Thiere im Freien und hält ſie gefangen, wenn letzteres zur Erkenntniß gewiſſer Eigenheiten dienlich iſt[1]. Er ſecirt Todtes und Lebendiges[2]. Der Schwierigkeit, den Verlauf der Aderverzweigungen genau zu verfolgen, ſucht er dadurch zu begegnen, daß er die Beobachtung an abgemagerten und dann erſtickten Thieren vornehmen lehrte. Um die einzelnen Naturgegenſtände zu jeder Zeit vergleichen zu können, legte er ſich reichhaltige naturhiſtoriſche Sammlungen an[3]. Welch ſtaunenswerthe Mühe gab er ſich dann nicht,

[1] Vgl. Historia animalium, 580, b. 10.
[2] Vgl. De anima, 413, b. 16.
[3] Vgl. Brandis a. a. O. S. 391.

um über die Fortpflanzungsweise und Entwicklung der verschiedenen Thierarten in's Klare zu kommen![1] Er hält es nicht unter seiner Würde, von Fischern über die Lebensweise und das Vorkommen von Meeresthieren sich belehren zu lassen, bei Opferpriestern über die innere Lage der Thierorgane sich zu erkundigen. Eifrigst bemüht, alle von Anderen vor ihm gemachten Erfahrungen so vollkommen als thunlich zu sammeln, sich anzueignen und darauf weiterzubauen, stellte er in seiner großen Privatbibliothek, welche den Ptolemäus zur Gründung der alexandrinischen Weltbibliothek veranlaßt haben soll[2], die wissenschaftlichen Schriften Anderer zur bequemen Benützung zusammen. Gewiß beredte Zeugnisse für den mächtigen Impuls, den die philosophischen Studien Aristoteles gegeben. In wie hohem Grade sie ihn vorzugsweise auf das Positive hingedrängt haben, dürfte noch überraschender sich kundgeben, wenn wir die Ausdehnung der einzelnen Schriften des Aristoteles miteinander vergleichen. Seine „Physik" nimmt nämlich mehr als die Hälfte seiner als echt erwiesenen Schriften ein, während der Metaphysik nur ein Zehntel derselben gewidmet ist. Es wäre allerdings aus verschiedenen Gründen unzulässig, hiernach die Zeit und Mühe zu bemessen, welche er empirischen und philosophischen Forschungen zugewendet. Nichtsdestoweniger beweist die große Ausdehnung seiner naturwissenschaftlichen Schriften in jedem Falle, wie sehr ihm die positive Forschung am Herzen gelegen, wie sehr er sie selbständig betrieben, entwickelt und ausgebildet hat. — So mag denn der Stagirite immerhin mehr Philosoph als Naturforscher gewesen sein, er mag als Philosoph Größeres und Bleibenderes zu Stande gebracht haben, als in der exacten Empirie; dadurch wird die Bedeutung der Thatsache nicht beeinträchtigt, daß er gerade durch seine Philosophie auch zu den ausgedehntesten Leistungen in der positiven Forschung veranlaßt worden ist.

Die philosophische Speculation war jedoch für Aristoteles nicht nur die Triebfeder zu seinen naturwissenschaftlichen Bestrebungen, sie wurde ihm dabei auch hellleuchtender Leitstern. Denn sie war es, welche ihn die richtige Auswahl der anzustellenden Untersuchungen treffen ließ, sie eröffnete ihm bei jeder Untersuchung die maßgebenden Gesichtspunkte, sie leitete ihn bei der Erforschung des Einzelnen und lehrte ihn die hierbei gewonnenen Resultate für den Ausbau eines einheitlichen, allumfassenden, wissenschaftlichen Gebäudes verwerthen. Wieder überaus große Begün-

[1] Vgl. J. B. Meyer, Aristoteles' Thierkunde, S. 453.

[2] Vgl Brandis a. a. O. S. 391 und Dr. E. Zeller a. a. O. S. 32.

stigungen für die positive Forschung von Seiten der Philosophie, Begünstigungen, die unter den Verhältnissen, unter denen Aristoteles forschen mußte, eine viel höhere Bedeutung hatten, als heute, ja ihm unberechenbaren Vortheil brachten. Sehen wir dieses des Näheren.

Die Naturforschung auf so breiter Basis, wie der Stagirite sie sich ausgesteckt, war damals mit Schwierigkeiten verbunden, von denen sich heute wohl Wenige eine genügende Vorstellung machen. Wie wir früher (S. 56 u. 62) hervorgehoben, war Aristoteles der Erste, der die Naturforschung selbständig machte und ihr ein gesondertes Arbeitsfeld anwies. Als er selbst nun diesem Arbeitsfeld sich zuwendete, gab es natürlich nicht, wie heute, genau abgemessene Fächer der Specialforschung, die bald nach dem Gegenstand, bald nach der Methode, bald nach dem besonderen Zweck weiterhin mehrfach sich gliederten. Es gab keine bestimmte, mit den Gegenständen wechselnde Forschungsmethoden, welche, von einer vieljährigen Erfahrung genau ausgebildet, auf sichere, geebnete, kurze Arbeitswege hinwiesen; es fehlte die Kenntniß wohl erdachter Verhaltungsregeln, technischer Kunstgriffe, specifischer Hilfsmittel, welche wir von früheren Generationen überkommen. Aristoteles, als Naturforscher, stand vielmehr der ganzen sichtbaren Natur als einem wissenschaftlich ungeordneten Chaos gegenüber, ohne jede kundige Anleitung und Führung, ohne andere Hilfsmittel, als jene, welche damals auch jeder andere Privatmann für die gewöhnlichsten häuslichen Verrichtungen besaß. Besondere persönliche Neigung oder ein ganz besonderes praktisches Bedürfniß konnte freilich auch damals zu planmäßiger Erforschung einzelner Gegenstände anleiten und, wie die Geschichte lehrt, trotz der ungünstigen Zeitumstände gute Erfolge erzielen. War aber die Forschung, wie bei Aristoteles, auf alle Naturdinge gerichtet, so wäre sie nothwendig, planlos und blind von dem einen zum anderen irrend, nirgendwo zu einem Ziel und Ende gekommen. Nur dadurch ward es dem Stagiriten ermöglicht, seinen kühnen, unbeschränkten Forschungsplan ruhmreich durchzuführen, daß er im Lichte allgemeiner philosophischer Wahrheiten, zu denen seine hohe Intuitionsgabe schon aus einer oberflächlichen Betrachtung der Welt sich zu erschwingen wußte, die Pfade vorgezeichnet und hell erleuchtet fand. Weil ihm die positive Forschung nur ein Mittel sein sollte zur Feststellung und Klärung, zur Vertiefung und Erweiterung seiner Speculation, so wurden ihm die bereits gewonnenen speculativen Ideen die Veranlassung zu stets neuen Beobachtungen, wiesen sie ihn darauf hin, was zu prüfen sei und worauf die Prüfung jedesmal besonders zu achten habe, bestimmten sie, wie weit

jedesmal die Prüfung auszudehnen sei. Die Philosophie leitete ihn auf solche Weise an, die Einzelheiten der unbelebten Stoffwelt, des Pflanzen- und Thierreiches und des Menschen möglichst genau zu beobachten, um durch die genauen Erfahrungskenntnisse am Einzelnen dem forschenden Geiste einen möglichst sicheren, klaren und weitdringenden Einblick in's Naturganze zu eröffnen. Sie wies ihn an, das Besondere in allen seinen sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungsformen und Wirkungsweisen genau zu beobachten, um dadurch dem Geiste den Weg zum Wesen der Dinge zu bahnen, um ihn aus dem Gleichartigen und Ungleichartigen der einzelnen Dinge die Stufenordnung im Ganzen feststellen zu lassen, um ihn die verborgenen Fäden aufgreifen zu lassen, welche die Naturgegenstände nach den verschiedensten Richtungen hin äußerlich und innerlich, im realen und idealen Gebiete verknüpfen — kurz, das eine große, klar erfaßte Endziel, einerseits die Welt als Ganzes in ihrer höchsten Einheit und weitesten Ausgliederung zu durchschauen und andererseits das Besondere und Einzelne in der Welt in seiner vielfachen simultanen und successiven Zusammenordnung zu begreifen, ertheilt seiner positiven Forschung nicht bloß belebenden Impuls, es regelt auch alle ihre Bewegungen und Regungen. So sehen wir denn überall Naturforschung und Speculation innig miteinander verwoben, die eine die andere befruchtend. Diesem Umstande ist es zu danken, daß dasjenige, was der Stagirite in der Naturwissenschaft aufgebaut, unsere Bewunderung nicht so fast wegen des kostbaren Materials herausfordert, als vielmehr wegen des weisen und wohlberechneten Vorgehens im Auf- und Ausbau.

Betrachten wir, um dieses an concreten Beispielen nachzuweisen, zunächst des Stagiriten Classification der Thierwelt. Obwohl seine zoologischen Schriften eine genauere Kenntniß von nur etwa 500 Thieren bekunden, obwohl er auch von diesen einen Theil bloß aus unzulänglichen Beschreibungen Anderer kannte, so gelang es ihm dennoch, von diesen wenigen Punkten aus ein so wohlgelungenes Classificationsnetz über das gesammte Thierreich zu werfen, daß es für alle spätere Zeit grundlegend geworden [1].

Alle Thiere werden erstlich neun obersten Gruppen (γένη μέγιστα) nach folgenden Merkmalen untergeordnet:

---

[1] J. B. Meyer gebührt das Verdienst, in seinem gediegenen Werke: „Aristoteles' Thierkunde" (1855), des Stagiriten Systematik endgiltig klargestellt zu haben. Auf dasselbe stützen sich auch die folgenden Erörterungen.

1. die blutführenden, lebendig gebärenden, behaarten, vierfüßigen Säugethiere;

2. die blutführenden, luftathmenden, lebendig gebärenden, fußlosen, im Wasser lebenden Wale;

3. die blutführenden, befiederten, fliegenden, zweifüßigen, eierlegenden Vögel;

4. die blutführenden, eierlegenden (oder ausnahmsweise auch lebendig gebärenden), vierfüßigen oder fußlosen pholidoten[1] Reptilien;

5. die blutführenden, eierlegenden oder lebendig gebärenden, beschuppten oder glatten, fußlosen, mit Kiemen athmenden, im Wasser lebenden Fische;

6. die blutlosen, vielfüßigen Kerbthiere, deren Körper keinen Gegensatz zwischen harten und weichen Theilen zeigt, sondern gleichmäßig fest ist (Insekten)[2];

7. die blutlosen, ohne ausgeprägte Sonderung fester und weicher Theile, aber doch noch mit einem analogen inneren Knochigen einerseits und im Übrigen mit einer zwischen Sehne und Fleisch liegenden Leibesbeschaffenheit ausgerüsteten, ihre Füße am Kopfe tragenden Weichthiere (die Cephalopoden);

8. die blutlosen, vielfüßigen Weichschalthiere, deren äußere hornige Körperbeschaffenheit das innere Weiche umschließt (Krustenthiere);

9. die blutlosen, fußlosen Schalthiere, deren Weiches von einer harten, brüchigen Schale umgeben ist (See-Igel, Schnecken und Muschelthiere).

Den Inhalt dieser obersten neun Gruppen zergliedert er dann wieder, durch weitere unterscheidende Merkmale die Grenzen enger ziehend, in kleinere Gruppen (γένη) und, soweit das Beobachtungsmaterial es ihm gestattet, diese wieder in kleinere und kleinere. — Sehen wir, wie dieß geschieht, an dem γένος μέγιστον der Fische. Aristoteles spaltet dasselbe zunächst in die zwei ganz natürlichen Gruppen der Knorpelfische und Grätenfische, charakterisirt aber beide Gruppen nicht allein durch das Vorhandensein eines knorpeligen oder knöchernen Skelettes, sondern, wie gewöhnlich, noch durch eine Reihe anderer systematischer und descriptiver Merkmale, so durch die

---

[1] Dieser aristotelische Ausdruck „φολιδωτόν" hat den Philologen und Zoologen viel Kopfzerbrechens gemacht. Es bedeutet nicht „beschuppt", sondern eine gewisse Unebenheit der Haut.

[2] Wenn Aristoteles alle Thiere in blutführende und blutlose eintheilt, so wollte er damit doch nicht zwei oberste Gattungsbegriffe bilden, welche die neun γένη μέγιστα noch einmal zusammenfassen sollten. Eine solche zwiespältige, auf negative Merkmale sich gründende Eintheilung hat er grundsätzlich vermieden. Diese Theilung in blutlose und blutführende deckt sich übrigens nicht nur mit unserer heutigen Eintheilung in Thiere mit und ohne Rückgrat, sondern es hat auch Aristoteles zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß bei sämmtlichen blutführenden Thieren der Rückgrat den Ausgangspunkt aller Knochen bilde (Zeller a. a. O. S. 522). — Es ist nicht ganz sicher, welche Stellung Aristoteles seiner obersten Gruppe der Insekten gegeben, da er sie je nach dem verschiedenen Gesichtspunkte, unter dem er sie betrachtete, bald auf eine sehr hohe, bald auf eine niedrige Stufe der Thierentwicklung setzte.

Unterſchiede der Geburtszuſtände, der Gebärmutter, der Kiemenapparate, der Mundſtellung, durch das Vorhandenſein oder Fehlen der Schuppen. — Die Gruppe der Knorpelfiſche trennt er dann wieder in drei Gruppen: in diejenige der Haie, die der Rochen und in eine dritte, die ihm der eine Froſchfiſch oder Seeteufel repräſentirt[1]. Auf eine weitere Scheidung läßt er ſich nicht ein; wohl aber führt er noch unterſcheidende Merkmale an, die zwar wieder kleinere Gruppen zuſammenfaſſen, denen er aber keinen ſyſtematiſchen Werth beilegt. In vielen Fällen genügen jedoch dieſe Angaben, die Arten zu erkennen, welche er dabei jedesmal im Auge hatte. — Auch aus der Gruppe der Grätenfiſche hebt er wieder kleinere Gruppen beſonders heraus, ſo die der Thunfiſche, der Aale, der Meeräſchen, die unſerer Familie Serranus angehörigen Fiſche u. a. m. Er faßt dabei jedoch das in ganz verſchiedener Beziehung Gleichartige zuſammen, ohne es zu wagen, auf Grund ſeiner Kenntniſſe die Gruppe der Grätenfiſche in gleichwerthige kleinere Gruppen zu ſpalten.

An der Seite unſerer heutigen Thier-Claſſificationen nimmt ſich das ariſtoteliſche Thierſyſtem allerdings „armſelig" aus. Welchem vernünftigen Menſchen ſollte es aber auch einfallen, das Verdienſt, das der Stagirite durch dasſelbe ſich erworben, auf Grund eines ſolchen Vergleiches zu taxiren? Die immenſen Fortſchritte unſerer Erfahrungen ermöglichen es heute auch Geiſtern, die tief unter demjenigen des Ariſtoteles ſtehen, die Thiere weiter zu ordnen und die unterſcheidenden Merkmale ſchärfer zu faſſen. Um das Verdienſt ſeiner Claſſifications-Arbeit gerecht zu beurtheilen, müſſen wir uns in ſeine Zeit verſetzen und auf die Mittel ſehen, über die er verfügte; wir müſſen erwägen, was Andere unter ähnlichen Verhältniſſen geleiſtet haben. Dann erſcheint ſein Thierſyſtem als ein großartiges Werk, als ein ruhmvolles, für alle Zeiten giltiges Zeugniß von der Klarheit und Geſundheit der Unterſcheidungsgabe des Urhebers. Nicht bloß unter ſeinen Zeitgenoſſen war Keiner, der Ähnliches zu Stande gebracht hätte; nein, auch ſpäter hinauf bis in's 18. Jahrhundert war Niemand, der es ihm hierin gleich gethan, obwohl im Laufe der Zeit die Vorbedingungen immer günſtiger ſich ſtellten. Der viel-

[1] Dieſer Seeteufel hat ihm freilich übel mitgeſpielt. Obwohl wir aus ſeiner Beſchreibung ſchließen müſſen, daß er dieſes ſonderbare, $1^1/_8$ m lange Geſchöpf mit einem Kopfe, der einem Froſchkopfe gleicht und die größere Hälfte des Thieres einnimmt, ſecirt hat, und wiewohl er deſſen Nichtübereinſtimmung mit den Knorpelfiſchen in mehreren Stücken klar hervorhebt, ſo ging ihm doch noch die Kenntniß anderer wichtiger Eigenheiten ab. Und dieſes Letztere verleitete ihn, dieſen Fiſch eher zu den Knorpelfiſchen als zu den Grätenfiſchen, zu welchen er gehört, zu ſtellen. Immerhin hütete er ſich wohl, ihn mit den anderen Knorpelfiſchen in eine Linie zu bringen, und ſetzte für dieſen einen Fiſch lieber eine eigene Unterabtheilung an.

gerühmte Plinius der Ältere theilt 400 Jahre später in seinen 37 Büchern der Naturgeschichte die Thiere in Land-, Wasser- und Luftthiere. Im Mittelalter zeichnen sich Thomas von Cantimpré, Albertus Magnus und Vincenz von Beauvais durch ihre zoologischen Kenntnisse vor ihren Zeitgenossen aus; dennoch wußten sie nichts Besseres zu thun, als von Plinius wieder auf Aristoteles zurückzugreifen, ohne ihn indessen zu erreichen; dasselbe gilt von den ihnen unmittelbar folgenden, für ihre Zeit ausgezeichneten Zoologen Gaza, Geßner, Aldrovandi, Johnstone. Um 1552 gab Edward Wotton durch bahnbrechende Arbeiten der Zoologie so sehr einen neuen Impuls, daß man von ihm her die zweite Periode dieser Wissenschaft datirt. Nichtsdestoweniger kommt auch er über die aristotelische Classification nicht hinaus. Nach ihm wollte ein Zoologe Namens Klein dieses natürliche System durch ein besseres, künstliches ersetzen. Und welches war dieses? Er theilte die Thiere ein zunächst in solche mit Beinen und solche ohne Beine, erstere dann wieder in zweibeinige, vierbeinige und mehrbeinige, letztere nach den Flossen, der Haut und Körperform. Ja noch mehr, selbst der große Systematiker Linné (1707—1778), der offenbar mit viel mehr positiven Kenntnissen ausgerüstet war, als Aristoteles, und dessen Genie und Thatkraft die dritte Glanzperiode der Zoologie wachrief, erreichte den Aristoteles nicht in dem, was scharfsinnige, gesunde Unterscheidung betrifft. Denn nach dem Urtheile der heutigen Fachzoologen steht sein künstliches Thiersystem an wissenschaftlichem Werth nicht unbedeutend unter demjenigen des Stagiriten. So scheidet er z. B. die Knorpelfische als schwimmende Amphibien von den Fischen aus, schreibt ihnen Lungen zu und rechnet trotzdem auch noch den Seeteufel oder Froschfisch zu ihnen. Erst in dem genialen Cuvier (1769—1832) erstand der Mann, der nicht bloß die zoologischen Schriften des Aristoteles eifrig studirte, sondern auch im Geiste dieses großen Vorgängers die zahlreichen und kostbaren seither aufgehäuften Materialien dazu verwerthete, eine ihnen entsprechende neue Systematik der Thiere aufzustellen. Gerade er war es aber auch, der dem Systeme des Aristoteles nur Lob zu zollen wußte.

Welchem besonderen Geschicke haben wir nun diesen großen Erfolg des Stagiriten zuzuschreiben? Seinem Genie, sagt man. Jawohl, seinem Genie, aber wie? Die geniale Veranlagung allein bewirkte ihn noch nicht; es war das durch gesunde philosophische Speculation richtig geleitete Genie. Ohne Letzteres hätte wohl auch das größte Genie mit so dürftigem Erfahrungsmateriale nichts Rechtes anfangen können. Doch

wozu auf Wahrscheinlichkeiten uns stützen? Aristoteles hat uns ja in seinen Schriften hierüber selbst die nöthigen Aufklärungen gegeben und damit die thatsächliche Vaterschaft der Philosophie für sein Thiersystem außer Zweifel gestellt. Wie in allen übrigen Forschungen, so ging er auch hier nicht auf das Gerathewohl versuchend voran, sondern im vollsten Bewußtsein des zu erstrebenden speciellen Zieles und des besonderen einzuschlagenden Weges.

Für's Erste war es von durchschlagender Wichtigkeit für das Gelingen seiner Classification, daß er sich für ein natürliches System entschied und nicht für ein künstliches. Bekanntlich liegt der Unterschied beider Arten der Eintheilung darin, daß die künstliche Eintheilung auf einzelne, mehr oder minder willkürlich gewählte Merkmale sich stützt und nach dem Vorhandensein oder Fehlen je eines Merkmales so viel als möglich zwiespältig von den höchsten Gruppen-Zusammenfassungen mehr und mehr zu den einzelnen Arten herabsteigt; daß dagegen die natürliche Eintheilung alle wesentlichen, äußeren und inneren Merkmale berücksichtigt und nach der Übereinstimmung in mehr oder weniger Merkmalen von den besonderen Arten allmählich zu den höchsten Gruppen aufsteigt. Es besitzt somit jedes künstliche System den Charakter des Subjectiven; es trägt insoweit, als es künstlich ist, eine rein subjective Ordnung in die Natur hinein, anstatt jenem realen Ordnungsplane sich anzupassen, welchen der Schöpfer in der Natur verwirklicht hat. Jedes künstliche System trägt also auch, soweit als es künstlich ist, den Stempel der Mangelhaftigkeit auf der Stirne, und kann, wenn anders das Endziel eines jeden wissenschaftlichen Systemes in der vollkommenen Harmonie mit dem realen Ordnungsplan in der Natur gesucht werden darf, nur ein Übergangsstadium zum allseitig natürlichen Systeme darstellen. Letzteres allein ist und bleibt das Ideal, dem die Naturwissenschaft als Wissenschaft zusteuern muß. — Bezüglich des praktischen Vorzuges liegt die Sache allerdings anders, und Linné urtheilte ganz richtig, wenn er erklärte: „Ordines naturales valent ad naturam rerum, ordines artificiales in diagnosi rerum“ (Die natürlichen Systeme dienen besser zur Erkenntniß der Natur der Dinge, die künstlichen dagegen sind besser zum Bestimmen der Dinge). So lange wir über so Vieles, was auf die Natur der Dinge sich bezieht, im Unklaren sind, werden mehr oder weniger künstliche Systeme für die Bestimmung und für die übersichtliche Aufzählung und Charakteristik der Naturgegenstände immer den Vorzug verdienen. Deßhalb ist es nur zu billigen, wenn Linné, von diesem Ge-

sichtspunkte ausgehend, ein künstliches System wählte, ebenso auch, wenn alle unsere heutigen Systeme zum Theil künstliche sind. — Doch bei Aristoteles gab nicht der praktische Nutzen, sondern die höchsten wissenschaftlichen Ziele den Ausschlag; allem Subjectivismus abgeneigt, war sein Streben überall dem Objectiven zugewandt; bei allen seinen empirischen Forschungen kam es ihm ja in erster Linie darauf an, die in der Natur waltende Ordnung zu entdecken. Indessen nicht bloße natürliche Neigung, nicht bloß eine allgemeine philosophische Richtung war es, was ihn bei seiner Classification leitete; nein, er hatte sich über den inneren Werth der verschiedenen Systeme im Einzelnen genaue Rechenschaft gegeben, und die Ideen, welche er hierüber in seinen Schriften entwickelt, sind seines Philosophenruhmes würdig. „Diese Betrachtungen," meint J. B. Meyer (a. a. O. S. 371), „so einfach sie erscheinen, wenn sie Einem als fertige — als das zerschlagene Ei des Columbus — entgegentreten, verdienen noch immer fester im Auge behalten zu werden." Ebenso könnten die Gründe, die Aristoteles gegen eine künstliche, zwiespältige Eintheilung vorbringt, „heute noch manchem wunden Fleck unserer Systeme begegnen", da wir nur viel zu geneigt sind, einem subjectiven Bedürfniß folgend, das Ganze möglichst symmetrisch zu zerlegen und das Heer der Thiere ähnlich wie das der Soldaten in gleichzählige Regimenter zu theilen, anstatt, so viel als thunlich, die Gruppen groß und klein nebeneinander zu stellen, so wie sie die Natur uns bietet.

Aber war denn der Versuch einer natürlichen Systematik gleich an der Schwelle der Entwicklung des zoologischen Wissens nicht an und für sich ein wahnwitziges und tollkühnes Unterfangen? Ist denn ein wahres, vollkommen natürliches System nicht überhaupt für unsere beschränkte Menschenkenntniß eine Chimäre? Beides wurde und wird behauptet. Für Chimäre müssen allerdings die Darwinisten und alle Zufalls-Evolutionisten, sowie unsere modernen Philosophen, denen Alles außer uns ein ewiges X ist, jedes natürliche System erklären. Mit ihnen wollen wir nicht weiter rechten. Ihre Erklärung ist ja nur eine Folgerung aus Grundirrthümern, die jeder Vernünftige verwerfen muß und die einen Aristoteles erst gar nicht anfechten konnten. Tollkühn und wahnwitzig aber könnte man seinen Versuch nur dann nennen, wenn er sich eingebildet hätte, ein vollkommenes, völlig abgeschlossenes natürliches System aufstellen zu können. Davon war er jedoch, wie wir gleich sehen werden, weit entfernt; er wollte nur den ersten Anfang damit machen. Wie wenig dieses über seine Kräfte und Mittel hinausging, hat wahrhaft der

Erfolg glänzend bewieſen. Daß er mit einem natürlichen Syſteme den Anfang machen konnte und mußte, während wir heute trotz des reicheren Wiſſens beſſer für künſtliche Eintheilungen entſcheiden, ſcheint uns außerdem ganz in der Natur der Sache zu liegen. Schleiden dürfte bezüglich dieſes beſtrittenen Punktes den Nagel auf den Kopf getroffen haben, wenn er im Hinblick auf die Botanik ſchreibt: „Es liegt eigentlich ſchon in der Sprache jedes einigermaßen gebildeten Volkes eine natürliche Syſtematik der Naturkörper, und von dieſer natürlichen Syſtematik der Schemata muß jede inductive Wiſſenſchaft ausgehen, wie uns die Geſchichte der Wiſſenſchaft auch beſtätigt; denn ganz ähnlich, wie oben angedeutet, geſtalten ſich die älteſten botaniſchen Syſteme, die immer natürliche ſind. Die künſtlichen entſtehen erſt ſpäter, nicht als Ziel und Aufgabe, ſondern allein als Hilfsmittel des Verſtandes zur Beherrſchung des immer reicher werdenden Materials.“ Und in der That, zu welchen Abenteuerlichkeiten hätte es nicht führen müſſen, wenn Ariſtoteles aus ſeinen 500 Thieren durch zwieſpältige, künſtliche Theilung ein Syſtem für die ganze Thierwelt hätte conſtruiren wollen!

Die Wahl eines natürlichen Syſtemes war indeſſen nur der erſte Schritt. Zur glücklichen Ausführung desſelben bedurfte es in noch viel höherem Grade der leitenden ſpeculativen Ideen. Auch dieſe hat Ariſtoteles uns nicht vorenthalten. Im Weiteren geht er von dem Grundgedanken aus, daß die Eintheilung auf das Weſentliche an den Dingen geſtützt werden müſſe und daß nur weſentlichen Merkmalen ein ſyſtematiſcher Werth beigelegt werden dürfe. Das Weſen der Thiere aber gebe ſich zwar nach verſchiedenen Richtungen hin äußerlich kund, vorzüglich jedoch in der Lebensweiſe, in den Naturtrieben, welche ſie bei ihren Verrichtungen teleologiſch leiten, in der Art und Weiſe ihrer Entſtehung und Entwicklung, in der Zuſammenſetzung und Gliederung ihres Leibes und endlich auch in der Geſtalt ihres Leibes. Auf morphologiſche Unterſchiede hielt er indeſſen, in ſchroffem, aber ſehr vortheilhaftem Gegenſatz zu ſpäteren Syſtematikern, viel weniger, als auf die anderen. Dieſes war auch der Grund, weßhalb er bei ſeinen zoologiſchen Studien vor Allem der vergleichenden Biologie, Phyſiologie und Anatomie oblag. — Hat nun aber der große Altmeiſter von Stageiros hiermit nicht wieder alle jene leitenden Principien, welche die ſpätere Syſtematik nacheinander zur Anwendung brachte, alle gleichzeitig in richtigem Verhältniß zum Voraus anticipirt? Linné ſtützte ſich noch hauptſächlich auf morphologiſche Unterſchiede, Cuvier drängte dann die anatomiſchen in den Vordergrund, und

erst vor Kurzem hat man angefangen, auch den physiologischen und entwicklungsgeschichtlichen Momenten die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, ganz besonders, seitdem die barocken Gestalten von Evolutionstheorien auf der Schaubühne der Zoologie übermüthig sich spreizen. Die rein biologischen Eigenthümlichkeiten aber werden unseres Erachtens auch heute noch nicht genug beachtet, und für teleologische Merkmale endlich, auf die der Stagirite so große Stücke hielt, haben die Fachzoologen nicht nur noch kein Verständniß, sondern statt dessen nur Spott und Hohn.

Ein- und umsichtig genug, um zu erkennen, daß seine empirischen Kenntnisse zu einer kurzen, scharfen Begriffsbestimmung des Wesens nicht ausreichen, war Aristoteles bemüht, jede seiner Gruppen durch eine umfangreiche, descriptive Charakteristik vermittelst mehrerer Merkmale zu fixiren. Vor wie vielen Mißgriffen hat ihn wieder dieser eine Umstand bewahrt! — Wenn wir sehen, mit wie großer Sicherheit und Schärfe er in seinen philosophischen Abhandlungen über den Begriff des wirklichen Wesens und des Zufälligen am Dinge, über die wesentlichen Realprincipien der Dinge, über die Beziehungen des wirklichen Wesens eines Dinges zu seinen Thätigkeitsvermögen und Thätigkeitsäußerungen, zu seinen bleibenden und wechselnden Erscheinungsformen sich zu orientiren verstand, wenn wir sehen, wie er speciell für die Thiere und den Menschen das Verhältniß zwischen Leib und Seele und dann wieder die Beziehungen dieser wesentlichen Bestandtheile zur jedesmaligen Organisation, zur Entwicklung des Organismus und zur Lebensthätigkeit mit größter Gewandtheit festzustellen wußte, so muß fürwahr die Zaghaftigkeit, mit der er im concreten Classificiren der Thiere vorangeht, für den ersten Augenblick sehr befremden. Weit entfernt, ihm deßhalb mit solchen, die sich nicht in seine Lage hineinzudenken vermögen, einen Vorwurf machen zu wollen, zeigt uns gerade dieser Umstand an seiner Forschung eine neue günstige Seite. Die Philosophie verlieh ihm nämlich nicht allein Einsicht, sondern gebot ihm auch Vorsicht. In ihrem Lichte erkannte der Stagirite nicht bloß, was er Alles aus der Erfahrung ableiten könne, sondern bemerkte auch, wo die Mangelhaftigkeit der Erfahrung einer weiteren Discussion Schranken setzte. Die große Schwierigkeit, die wesentlichen Merkmale in jedem besonderen Falle herauszufinden und nach ihnen die wesenhaften Grenzen zwischen den verschiedenen Gruppen festzustellen, wohl ermessend, ist er mit ängstlicher Sorgfalt bemüht, im Classificiren nicht zu weit zu gehen. Aus diesem Grunde wagt er es nicht, manche Thiere, wiewohl

er ſie ganz gut kannte, einer beſtimmten Gruppe einzuverleiben. So reiht er den Affen, den er doch für ein Thier hält und immer gelegentlich der lebendig gebärenden Vierfüßer beſpricht, nicht der oberſten Thiergruppe ein; derſelbe war ihm ſeinen inneren Theilen und ſeiner äußeren Ausbildung nach zu menſchenähnlich, wenn auch nur „nach dem Thieriſchen und Lächerlichen" hin. Eine eigene oberſte Gruppe aber für den Affen zu bilden, ſchien ihm gleichfalls bedenklich. — Anders beim Walfiſch und deſſen Sippe. Während ein Albertus Magnus und ein Geßner im Mittelalter den Walfiſch und die Delphine wieder zu den Fiſchen zu ſtellen für räthlich fanden, kannte Ariſtoteles ihre Säugethiernatur ſchon zu gut, als daß er nicht eingeſehen hätte, ſie gehörten entweder in die oberſte Gruppe der lebendig gebärenden Thiere, oder doch als eigene oberſte Gruppe unmittelbar neben dieſelbe. Er wählte das Letztere als das Sicherere, eine Vorſicht, die ſelbſt heute noch durch Manches gerechtfertigt werden könnte, was erſt ſpätere Zeiten kennen lehrten. Die See-Anemonen, Meduſen, Seeſterne und Schwämme ſah er ganz richtig für die auf tiefſter Stufe ſtehenden Thiere an und hielt ſie für allzu verſchieden, als daß er ſich entſchließen konnte, ſie mit den fußloſen Schalthieren in eine oberſte Gruppe zuſammenzuwerfen. Andererſeits glaubte er doch wieder nicht Gründe genug dafür zu haben, aus ihnen eine beſondere oberſte Gruppe zu bilden. Bekanntlich geſchah dieſes ſpäter wirklich durch Wotton, der für ſie die beſondere Klaſſe der „Pflanzenthiere" aufſtellte. Wie wir oben ſchon angedeutet, führte Ariſtoteles die Ausgliederung der oberſten Gruppen in kleinere nie weit voran, aus Furcht, bei ſeinen unzureichenden Thierkenntniſſen fehl zu gehen. Bis zur Fixirung der einzelnen Thierſpecies hinabzuſteigen, hatte er wegen des Mangels genügender Merkmale zur Unterſcheidung der concreten Arten in keinem Falle verſucht. Denn das einzige Kennzeichen, das unſeren Zoologen noch am durchſchlagendſten die Verſchiedenheit der Arten zu beweiſen pflegt, die unfruchtbare Kreuzung, hielt er auf Grund der ihm berichteten Thatſachen nicht für beweiſend. Verräth ſich in dieſem Allem nicht eine Umſicht und Zurückhaltung, welche vielen unſerer heutigen Forſcher als Muſter vorgeſtellt zu werden verdient und welche man fürwahr bei einem Manne nicht vermuthen ſollte, dem man ſo oft vorgeworfen, daß er durch ſeine aprioriſtiſche Speculation die Naturforſchung getrübt habe?

Das Thierſyſtem des Ariſtoteles gäbe uns Veranlaſſung noch zu manchen anderen Hinweiſen auf den günſtigen Einfluß der Speculation

auf die Erfolge seiner exacten Forschung; wir müssen es jedoch bei obigen Bemerkungen bewenden lassen.

Wir wollen jetzt mit ein paar Worten die aristotelische Verwerthung der Zweckidee in der Naturforschung berühren. Sie ist ja einer der gröbsten Steine des Anstoßes für die heutigen Forscher und pflegt vorzüglich dazu in's Treffen geführt zu werden, um das Gegentheil von dem zu beweisen, was wir über das Verhältniß von der Speculation und exacten Forschung des Aristoteles behaupten. Doch ganz mit Unrecht. Durch speculative Verarbeitung der Beobachtungsthatsachen war er zur vollsten Überzeugung gelangt, daß eine reale, vielfach verschlungene Zweckordnung die ganze Welt, die Gesammtheit wie das Einzelwesen, ja jeden einzelnen Theil des Einzelwesens beherrsche. Der Zweck, wozu etwas da ist, bestimmt nach Aristoteles das Wesen eines Dinges von Grund aus und in Allem, er bestimmt seine Eigenschaften wie seine Wirksamkeit, seine innere Veranlagung und Ausbildung wie seine äußere Gestaltung und Gliederung, er regelt alle seine Beziehungen zu der Umgebung und seine Ein- und Unterordnung im Weltganzen[1]. Eine Idee großartig und erhaben an und für sich; in vollem Glanze und in üppiger Fruchtbarkeit leuchtet und prangt sie auf dem Felde der Wissenschaft jedoch erst, seitdem die Geisteskraft des Stagiriten dieselbe bis in ihre letzten Ausläufe entwickelt und allseitig auf die concreten Verhältnisse in der Welt angewendet hat. Wenn unsere heutigen Zufallstheoretiker sie für eitel Hirngespinnst erklären, so gehört dieses eben zu ihrem, einem Aristoteles allerdings unmöglichen System und kann uns für den Augenblick ganz gleichgiltig sein, da wir hier von der Berechtigung, welche die teleologische Weltauffassung überhaupt besitzt, ganz absehen. Für Aristoteles, darauf kommt es hier allein an, hatte sie volle Berechtigung, sobald er von dem Vorhandensein einer allgemeinen Zweckstrebigkeit und Zweckthätigkeit sich durch zureichende Gründe, die er empirischen Thatsachen entnommen, überzeugt hatte. Die Anwendung dieser speculativen Idee hat aber auch seiner positiven Forschung, wie kaum eine andere, Nutzen gebracht. Denn seine teleologische Weltanschauung war es vor Allem, die ihn einerseits vor der so leicht sich einstellenden Forschereinseitigkeit bewahrte, andererseits aber auch vor zusammenhangsloser Zersplitterung trotz der Mannigfaltigkeit seiner Bestrebungen, Studien und Arbeiten; sie trieb ihn an, bei jeder Einzelerscheinung nach ihrem inneren

[1] Vgl. Eucken a. a. O. S. 67—121 und Zeller a. a. O. S. 422 ff.

Werthe und nach ihrer Bedeutung für das Ganze zu fragen und so mit dem Verständnisse des Einzelnen gleichzeitig den Ein- und Überblick bezüglich des Ganzen stetig wachsen zu lassen. So hat sie ihn, wie auch Prof. Eucken gesteht, „in wahrhaft großartiger Weise einheitliche Gesetze finden und die mannigfaltigsten Erscheinungen unter einem leitenden Gesichtspunkte vereinigen lassen." Die Idee von der Zweckstrebigkeit war es dann, die sein Forschen auf dem Gebiete des Organischen im Allgemeinen und des Thierisch-Organischen im Besonderen mehr als anderswo erfolgreich machte. Denn in jedem lebendigen Wesen einen „Mikrokosmos" erblickend, glaubte er mit Recht in den Lebewesen der Verwerthung der Zweck-Ideen eine größere praktische Bedeutung beilegen zu müssen[1]. So geht er denn hier überall darauf aus, zu entdecken, welche Bestimmung jedes Organ zur Erreichung der Lebenszwecke des Ganzen habe, wie dieser Bestimmung Form und Function der Organe je nach der Verschiedenheit des Lebenszweckes verschieden sich anpasse, wie die verschiedenen Organe desselben Organismus sich gegenseitig bedingen und unterstützen. Dieses Streben veranlaßte ihn nicht nur zu emsigem Arbeiten auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Physiologie, unterstützte ihn nicht nur in seinem systematischen Ordnen der Lebewesen: es ermöglichte ihm auch die Entdeckung wichtiger allgemeiner Anhaltspunkte für die positive Forschung über die „Gestaltungstypen", über die „Correlation der Organe", über die „ausgleichende Harmonie", über die „Analogie-Gesetze" u. A. m.[2], welche zum Theil in der Geschichte der Wissenschaft bleibenden Werth behalten haben; es führte ihn endlich zur Erkenntniß besonderer merkwürdiger Thatsachen. Ganz richtig fand er, daß alle Thiere mit zwei Hörnern zweihufig seien, aber nicht umgekehrt alle zweihufigen auch zweihörnig; daß kein bespornter Vogel krumme Klauen habe und umgekehrt; er hob schon den Antagonismus hervor, in welchem bei den Wiederkäuern die Hörner mit den Schneidezähnen des Oberkiefers stehen, vermöge dessen diese fehlen, wo jene sich einfinden, und umgekehrt.

Hat nicht dieselbe Zweck-Idee, haben nicht ähnliche, allgemeine, auf ihr beruhende Bildungsgesetze auch bei späteren Forschern sich als fruchtbar bewiesen? Führte nicht der Gedanke von der Zweckmäßigkeit der Blutgefäßklappen Harvey zur Entdeckung des Blutkreislaufes? Hatte nicht auch Cuvier gerade der Verwerthung der Idee von typischer Planmäßigkeit der Organismen und von gesetzmäßiger Correlation der Organe

[1] Vgl. Zeller a. a. O. S. 489 ff.

[2] Vgl. J. B. Meyer a. a. O. S. 463 ff.; Zeller a. a. O. S. 501.

im Thierleibe seine schönsten Triumphe zu danken? Haben nicht nach ihm bis auf unsere Tage bedeutende Naturforscher von solchen Gedanken mit Nutzen sich leiten lassen? — Wir gestehen gerne, daß Aristoteles in der concreten Anwendung der Zweck-Ideen öfters das richtige Maß überschritten und dort zu Mißgriffen sich hat verleiten lassen, wo Mangel an Erfahrungsthatsachen und ungenaue Beobachtung eine scharfe Kritik ihm unmöglich machten. Aber wir glauben auch mit den Herren J. B. Meyer, C. A. Brandis, R. Eucken u. A. den weit überwiegenden Vortheil deßhalb nicht verkennen zu dürfen, welchen sie nach den verschiedensten Richtungen hin seiner exacten Forschung gebracht hat, und den Vorwurf mit aller Entschiedenheit als unwahr zurückweisen zu müssen, „der Zweck sei für Aristoteles, wie so manche seiner allgemeinen Ideen, einfach ein ignorantiae asylum gewesen".

Das Hauptgewicht des vortheilhaften Einflusses der Philosophie auf die Forschung des Aristoteles liegt jedoch unseres Erachtens nicht in der Begünstigung, die erstere einzelnen Untersuchungen und Specialforschungen angedeihen ließ; es wird vielmehr darein zu verlegen sein, daß die Philosophie ihn die richtige Methode der positiven Forschung im Allgemeinen lehrte. Eine landläufige Anklage behauptet nun freilich wieder schnurstracks das Umgekehrte: dem alten Philosophen aus Stageiros soll die Kenntniß unserer Grundprincipien positiver Forschung völlig abgegangen sein, und deßhalb soll er, wie die Alten überhaupt, verhältnißmäßig wenig in den exacten Wissenschaften geleistet haben. Sehen wir uns die Sache mit vorurtheilsfreiem Blick etwas näher an. Uns dünkt, es müsse von vornherein höchst unwahrscheinlich erscheinen, daß ein Mann, der von Natur aus mit ungewöhnlicher Speculationsgabe einen ebenso seltenen, gesunden, praktischen Sinn verband, der die Logik so vollendet ausgebildet, daß sie nach dem Zeugnisse eines Kant „seitdem keinen Schritt mehr vorwärts thun konnte", der sonst für die eigenthümliche Behandlungsweise jeder einzelnen speculativen oder praktischen Disciplin nach dem Urtheil von Fachkennern den feinsten Takt bewiesen, auf dem einen Gebiete der Naturwissenschaft dumm und blöde die einfachsten Regeln der Forschung mißachtet haben sollte. Nein, das wäre kaum denkbar. Daß es aber auch in Wirklichkeit nicht der Fall war, daß er das Eigenthümliche auch der Naturforschung richtig erfaßt und zutreffend die ihr eigene Methode vorgezeichnet hat, das bezeugen unzweifelhaft zahlreiche Stellen seiner Schriften, wo er die Grundsätze andeutet, aufstellt oder entwickelt, nach denen er die Forschung betrieben wissen will. Heben wir

nur Einiges heraus, um ſeine Forſcherrichtung im Allgemeinen zu kennzeichnen [1].

Iſt ihm, wie wir Eingangs geſehen, für jede Art wiſſenſchaftlicher Forſchung die directe Erfahrung der einzige Ausgangspunkt und maßgebende Prüfſtein, ſo gilt ihm dieſes noch in viel höherem Grade für jene Wiſſenſchaft, die auch nach ſeiner Auffaſſung nur Erfahrungswiſſenſchaft iſt. Jeder naturwiſſenſchaftlichen Theorie muß — ſo verlangt er — die Prüfung der einzelnen Erſcheinungen und Thatſachen vorausgehen; dieſe Prüfung ſelbſt muß umfaſſend, ſorgfältig und gründlich ſein. In beſonderer Weiſe betont er die Nothwendigkeit, unbefangen zu beobachten und nicht mit einer im Voraus fertigen Meinung an die Prüfung hinzuzutreten, weil dieſes leicht zu Irrthum führe. Er will überall wohl auseinandergehalten wiſſen, was wirklich beobachtet worden und was aus der Erfahrung geſchloſſen worden iſt. Wo immer der Forſcher auf fremde Angaben angewieſen iſt, ſoll er den Werth dieſer Angaben wohl abſchätzen, er ſoll darauf achten, ob dieſelben von Augenzeugen ſtammen, ob dieſe die Beobachtung zu wiſſenſchaftlichem Zweck angeſtellt oder nur ſo nebenbei gemacht haben, ob ihre perſönliche Qualificirung die Richtigkeit der Überlieferung verbürge. — Es ſoll ferner die Art der Prüfung einer Thatſache der Natur des Gegenſtandes ſich anpaſſen; man ſoll dem Wichtigeren mehr Aufmerkſamkeit zuwenden und womöglich vom Klareren zum weniger Klaren voranſchreiten; man ſoll über nichts deßhalb hinweggehen, weil die Kenntniß desſelben den Forſcher ſubjectiv nicht intereſſirt oder weil ihn die Prüfung unangenehm berührt. Gewiß lauter Grundſätze, die auch heute noch Jeder unterſchreiben kann!

Noch beſtimmtere Angaben macht Ariſtoteles über das bei der Aufſtellung von Theorien einzuhaltende Verfahren. Als erſte Regel ſtellt er hin, daß jede Theorie die Thatſachen wirklich zu erklären habe, und daß jeder Forſcher, welcher richtige Erklärungsprincipien finden will, ſich erſt in ſein Erfahrungsgebiet recht einleben ſoll. Er tadelt deßhalb die älteren Forſcher, weil ſie die umgekehrte Richtung eingeſchlagen und vorgefaßte Meinungen nachträglich durch empiriſche Thatſachen zu ſtützen ſuchten. Ganz im Einklange mit dieſer Regel verlangt er, einen theoretiſchen Satz nie weiter auszudehnen, als die Beobachtung ihn beweiſen kann. — Zweitens ſollen dann die einzelnen Probleme vor der Aufſtellung einer Theorie genau fixirt, von einander ſcharf geſchieden werden und jedes einzelne zunächſt für ſich behandelt werden, damit der Forſcher nicht einem Manne gleiche, der nicht wiſſe, wohin er gehe, oder einem Richter, der urtheilt, ohne die ſtreitenden Parteien gehörig vernommen zu haben. Iſt die Aufgabe klargeſtellt, ſo ſoll die Löſung auf dem kürzeſten Wege verſucht werden. Die ſchließliche Erklärung ſoll möglichſt klar ſein. Es ſoll nicht bloß bei der Unterſuchung

[1] Vgl. Eucken a. a. O. S. 33—43, 122—137, wo dieſer Gegenſtand weitläufiger behandelt wird und viele Belegſtellen für alle von uns vorgebrachten Grundſätze des Ariſtoteles mitgetheilt werden; ebenſo Zeller a. a. O. S. 246 ff.

alles Unbestimmte ferngehalten werden, sondern auch eine präcise Erklärung bis in den Ausdruck hinein erstrebt werden. Aus diesem Grunde ist er ein Feind jeder poetischen Wendung und der Metaphern. Mehrdeutige Worte sollen nur gebraucht werden, nachdem ihr Sinn genau fixirt worden. Gerade in diesem Punkte hat er selbst ein mustergiltiges Beispiel gegeben. Helle Klarheit, versteinerte Bestimmtheit, verknöcherte Nüchternheit, schneidige Schärfe charakterisiren seinen Stil, und dadurch, daß er allgemeinen Ausdrücken in seinen Schriften eine ganz bestimmte, festumgrenzte Bedeutung aufprägte und Worte mit eigener Bedeutung neu einführte, hat er wissenschaftliche Kunstausdrücke geschaffen, die sich bis heute in den verschiedensten Disciplinen erhalten haben. — Drittens soll die Erklärung möglichst einfach, gleichmäßig und einheitlich sein. Auch hierin war er selbst wieder ein schwer zu erreichendes Muster; in einigen Punkten trieb ihn sein nach höchster Einheit ringendes Genie in Anwendung dieser an und für sich gewiß sehr berechtigten Regel allerdings auch über das richtige Maß hinaus. — Für den Fall, daß zu einer vollständigen Erklärung die Thatsachen nicht genug Anhaltspunkte bieten, weist schon Aristoteles auf die Benützung hypothetischer Erklärungen hin, wenngleich bei ihm das Wort Hypothese noch nicht jene prägnante Bedeutung hat, die ihm heute die Naturwissenschaft beilegt. Was er über solche Hilfserklärungen sagt, bekundet wieder eine wohl zu beachtende Vorsicht und Besonnenheit. Da die Voraussetzung selbst noch kein Beweis sei, so müsse auch die Annehmbarkeit einer jeden Hypothese vorerst durch thatsächliche Erfahrungsmomente gestützt werden. Wie jede wirkliche Erklärung, so habe auch die hypothetische den Thatsachen ohne Zwang sich anzupassen; sie dürfe darum nie den sicheren Erfahrungen oder sonstwie klar erkannten Wahrheiten, z. B. den mathematischen, widersprechen. Aus dem gleichen Grunde will er auch nichts wissen von Hypothesen, die, obgleich widerspruchsfrei, doch keine genügenden Analogien in der Erfahrung aufweisen können.

Im Hinblick auf diese und ähnliche Forschungsmaxime des Aristoteles werden wir nicht umhin können, einzugestehen, er habe jenen feinen, richtigen Takt, den er in seiner Logik, Ethik, Rhetorik und Kunstlehre bewährt hat, auch in der Naturwissenschaft nicht verläugnet. Manche geben indessen zu, daß er allerdings richtige Grundsätze für die Methode der Forschung aufgestellt habe, behaupten aber gleichzeitig, er sei in der Praxis von ihnen abgewichen und habe sie durch seine thatsächliche Forschung wieder umgestoßen. — Darauf erwiedern wir zunächst, selbst wenn dieses sich so verhielte, so würde dennoch wahr bleiben, daß schon Aristoteles die richtige Methode der Naturforschung klar erkannt hat und daß er diese Erkenntniß seiner philosophischen Durchbildung verdankte. Ist er dieser besseren Einsicht nicht gefolgt, dann kann dieses doch nicht seiner Philosophie auf's Conto gesetzt werden. Wie, fragen wir aber so-

dann auch hier wieder, sollte es denkbar sein, ein so nüchtern ernster, ein so klarer und entschiedener, so für die Erkenntniß der Wahrheit eingenommener Geist, wie derjenige des Stagiriten, sollte thatsächlich bei seinen Forschungen eine Methode angewandt haben, die er selbst für die unrichtige erkannt und erklärt hatte? So etwas einfachhin anzunehmen, erforderte doch starken Glauben. Eine solche Annahme widerstreitet aber auch stracks den thatsächlichen Verhältnissen.

Es wäre ein überspanntes Bemühen, des Stagiriten Forschung von allen Fehlern und Verirrungen reinwaschen zu wollen; das „errare humanum est" blieb auch einem Aristoteles keineswegs erlassen. Etwas Anderes aber sind einzelne Verirrungen und etwas Anderes eine irrige Methode der Forschung, und wir behaupten ohne Zaudern, trotz einzelner, selbst grober Verirrungen huldigte er in der Praxis durchweg einer principiell richtigen Methode. Dagegen verschlägt es durchaus nichts, wenn seine Methode, so wie er sie vor 2000 Jahren geübt, heute ganz und gar nicht mehr am Platze ist. Die concrete Ausgestaltung und Form der naturwissenschaftlichen Methode mußte sich nämlich nothwendig mit der Zeit ändern und vervollkommnen, indeß die richtigen Principien, auf denen sie beruht, gleich blieben. Wenn also Aristoteles im Anfangsstadium der Forschung, im Einzelnen nicht so vorgegangen, wie es die heutige hochentwickelte Forschung verlangt; wenn er sich auf die einfache Sinnenerkenntniß beschränkte und diese nicht, wie wir es thun, durch ingeniöse Hilfsmittel verschärfte; wenn er aus Mangel an Meßinstrumenten und an Anregung es unterließ, auf die genauen Größenverhältnisse in allen Erscheinungen ein Hauptaugenmerk zu richten; wenn er das, was wir heute unter Experimentirkunst verstehen, so viel wie nicht in Anwendung brachte: so verdient er darum ebenso wenig Tadel, als Cäsar deßhalb, weil er seinen Soldaten keine Hinterlader in die Hand gegeben und weil er den Gebrauch der Uchatiuskanonen außer Acht gelassen [1].

Stets bemüht, auch in der Praxis nach den von ihm aufgestellten Principien der Forschung so weit und so gut, als es die damaligen Mittel erlaubten, einerseits zu beobachten, zu prüfen, zu zerlegen und selbst auch zu experimentiren, andererseits durch die hierbei gewonnenen Aufschlüsse der geistigen Einsicht in die Naturerscheinungen möglichst weite Bahnen zu öffnen, hat er gethan, was damals möglich war, ja, hat er, dank

[1] Vgl. Zeller a. a. O. S. 407.

dem Einfluß philosophischer Schulung, erreicht, was Anderen unmöglich war. Wenn er trotzdem nach unseren heutigen Anforderungen in so vielen Fällen nicht tief drang, ja meist an der Oberfläche der Erscheinung hängen blieb, so war er dennoch so tief gedrungen, als es die damaligen Verhältnisse nur gestatteten. Wenn er sich mit seinen positiven Resultaten, die uns heute ungenügend erscheinen, zufrieden gab und sie für hinlänglich festgestellt hielt, um darauf weitgehende Schlüsse zu bauen, so war er damals dazu voll berechtigt; wenn er, den scheinbaren Sachverhalt mit dem ganz anders gestalteten wirklichen verwechselnd, in der Schlußfolgerung auf Abwege kam, so war dieses nicht sein Fehler, noch auch ein Fehler seiner Methode, sondern einzig und allein eine unabweisbare Folge der ungenügenden Beobachtungsmittel, die damals nicht einmal eine Ahnung darüber aufkommen ließen, daß die Sache im Grunde ganz anders sich verhalten könne, als der oberflächliche Schein sie darstellte.

Dem entsprechend, sehen wir denn auch seine Theorien und allgemeinen Erklärungen in jenen Gebieten sich mehr und häufiger verirren, die, wie die Chemie und Physik, damals am wenigsten eine richtige empirische Behandlung finden konnten, seltener und in viel geringerem Grade dagegen in Fragen der Zoologie, Anatomie, Physiologie und Biologie. Gewiß, Aristoteles hat oft geirrt, öfter sogar als andere Forscher des Alterthums; doch nur deßhalb, weil er überhaupt mehr als sie geforscht, weil er seine Forschung über weitere und zahlreichere Gebiete ausgedehnt hat. Hat er aber öfter geirrt, so hat er in unverhältnißmäßig höherem Grade auch mehr Gutes zu Tage gefördert, als andere Forscher, und in Anbetracht der Masse und Vielseitigkeit seiner Forschungen sollte es weniger befremden, daß er so oft geirrt, als vielmehr, daß er nicht noch weit öfter geirrt hat. Die Verirrungen des Aristoteles nehmen manchmal auch ganz exorbitante Dimensionen an; doch auch dieser Umstand fordert in den meisten Fällen nicht unseren Tadel heraus, nein, vielmehr die Bewunderung seines Genies, das jedes wissenschaftliche Princip sogleich auch bis in seine letzten Consequenzen verfolgte und auf Alles anwandte, was demselben unterstand. Daß er dabei irrthümlich ein falsches Princip für ein wahres hielt, war nicht seine Schuld, sondern hatte, wie oben bemerkt, seinen Grund in der unzureichenden Erfahrungskenntniß, und diese war wieder durch den damals nicht zu beseitigenden Mangel an exacten Erfahrungsmitteln bedingt. Wir sehen ihn ja auch für seine falschen Grundansichten Beweise aus der Erfahrung beibringen. Sind

diese heute auch für uns nichts weniger als überzeugend, so konnten sie doch bei den damaligen Erfahrungskenntnissen für gut und genügend gelten.

Ohne zu läugnen, daß der Stagirite die Sache allerdings hie und da leichter genommen, als man dieses bei seinem sonstigen Ernste und bei seiner sonstigen Vorsicht erwarten sollte, und daß er in dem einen und anderen Falle allerdings den von ihm aufgestellten Forschungsgrundsätzen offenbar untreu geworden, wird eine vorurtheilsfreie Würdigung seines Forschungsverfahrens dennoch anerkennen müssen, daß das Meiste von demjenigen, was man Aristoteles als Fehler anrechnet, nicht seiner Persönlichkeit zur Last gelegt werden kann, sondern das nothwendige Ergebniß seiner Zeit und der Umstände seiner Forschung sei, eine Unvollkommenheit, die von Natur aus dem Anfangsstadium der Naturwissenschaft anhaften mußte — es sei denn, daß man den Stagiriten dafür verantwortlich machen wollte, daß er neben allen seinen Begabungen nicht auch die Prophetengabe besessen, daß er nicht alle jene Aufschlüsse über die leblose Natur, über Pflanzen und Thiere, über Sonne, Mond und Sterne, zu denen das zwanzighundertjährige Ringen von Tausenden allmählich hingeführt hat, mit Seherblick vorausgeschaut und bei seinen Schlußfolgerungen berücksichtigt hat. Das zu verlangen, dürften aber gerade die heutigen Naturforscher am wenigsten geneigt sein.

Das Gesagte berührt freilich nur den einen oder anderen Punkt aus dem reichen Materiale, das eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes zu berücksichtigen hätte. Nichtsdestoweniger dürfte es genügen, unsere Behauptung über die Förderung, welche des Stagiriten Naturforschung durch seine Philosophie erfahren, für unseren Zweck ausreichend zu stützen und den schwachen Einwand Jener zurückzuweisen, die da wähnen, Aristoteles hätte mehr und Besseres in der Naturforschung geleistet, wenn er der exacten Empirie ausschließlich obgelegen hätte.

Mit weit mehr Recht könnte Herr Bokorny mit seinen Gesinnungsgenossen eine andere Einsprache erheben, zu der auch unsere obigen Ausführungen eine Handhabe bieten. Er könnte geltend machen, daß dasjenige, was für die Zeiten eines Aristoteles allenfalls zugegeben werden könne, seine Anwendbarkeit auf die gänzlich geänderten heutigen Verhältnisse längst verloren habe. Wir werden uns deßhalb zum Schluß auf einen möglichst allgemeinen Standpunkt stellen, um zu erkennen, in wie weit diese Einsprache begründet sei. Jedenfalls haben unsere bisherigen

Ausführungen über die aristotelische Forschung das Resultat bleibend gesichert, daß von einem principiellen Widerstreit zwischen exacter Forschung und Speculation, wie Herr Bokorny ihn behauptet, nach keiner Seite hin die Rede sein kann.

(Schluß folgt.)

L. Dressel S. J.

Die Schutzfärbungen der Insektenwelt.

I. Schutzfärbung durch Ähnlichkeit mit der Umgebung.

(Fortsetzung.)

3. Vergleichen wir nun die Schönheit und Gesetzmäßigkeit der Schutzfarben in der Insektenwelt mit den darwinistischen Nachäffungsgedanken; sehen wir zu, ob der Ursprung ihrer schützenden Ähnlichkeit mit dem Aufenthaltsorte oder ihrer ebenso schützenden Trutzfarben[1] dadurch erklärlich sei, daß die weniger geschützten Altvordern ihres Stammes im Schnabel der Vögel verschwanden.

Die Vorderflügel der Ordensbänder sind nach ganz bestimmten Gesetzen mit dunklen, nierenförmigen Flecken und wellenförmigen oder gezackten Linien auf grauem Grunde zierlich gezeichnet. Diese Zeichnungen dienen zugleich als charakteristisches, ständiges Merkmal der Gattung Catocala, sowie zur Unterscheidung ihrer einzelnen Arten. Welchen Nutzen gewährt den Thierchen die typische Regelmäßigkeit und Schönheit dieser Zeichnungen? Schmutziggraue Mörtelflecken, in regellosem Durcheinander hingeworfen, würden denselben Schutz gegen die Nachstellungen der Vögel gewähren und die schönen rothen, gelben oder vio-

[1] Zur Berücksichtigung der Trutzfarben wurden wir bereits durch Callimorpha hera gezwungen, da diese Färbungsart das gerade Gegentheil der unscheinbaren Schutzfärbung der Ordensbänder (Catocala) bildet; obgleich die Trutzfärbung nicht durch allmähliche Nachahmung eines Vorbildes erklärt wird und somit nicht unter den Begriff der Mimikry fällt, so ist ihre eingehende Prüfung dennoch für die Beurtheilung der Mimikry unentbehrlich. Überdieß gehört sie ja auch zu den Schutzfärbungen im weiteren Sinne.

letten Hinterflügel des Schmetterlings ebenso gut vor dem Späherauge seiner Feinde verbergen. Läßt sich also der Ursprung dieser Schutzfarbe durch Vogelmalerei erklären? Nein; denn die Schönheit und Gesetzmäßigkeit der Flügelzeichnungen bleibt auch nach dieser Erklärung noch ein Räthsel. Vielleicht wird uns ein Darwinist die beharrliche Wiederkehr derselben Zeichnungen durch das Gesetz der Vererbung begreiflich machen wollen. Aber dadurch geht uns kein Licht auf; denn aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Die zu beantwortende Frage bleibt immer noch ungelöst, wie zuvor: woher kommt es denn, daß unter Tausenden und Millionen gleich nützlicher Zeichnungen gerade nur diese mit ihren eigenthümlich geordneten Nierenflecken und Wellenlinien vererbt wurden, und zwar mit einer Beharrlichkeit, welche die schwankende Veränderlichkeit ihres Ursprungs gänzlich verschweigt? Bis wir eine Antwort bekommen, wollen wir uns erkundigen, woher doch die Trutzfarben von Callimorpha hera ihre fesselnde Schönheit erhalten haben. Häßlich grelle Farbenwische, roth, blau, gelb und grün in weißem Gemenge, könnten denselben Dienst thun; auch sie könnten den Vögeln weithin sichtbar sein und sie von einem Angriffe auf den Besitzer dieser Färbung abschrecken; ja, je greller und abstoßender die Mischung der Knallfarben ausfällt, desto besser wird sie einer Trutzfarbe nach darwinistischen Begriffen entsprechen. Woher stammt also die wunderschöne, regelmäßige Bindenzeichnung der Vorderflügel, weiß, gelb auf sammtgrün schillerndem Grunde? woher die gesetzmäßig vertheilten sammtschwarzen Flecken auf dem feuerrothen Grunde der Hinterflügel? Aus dem Atelier der darwinistischen Malerschule sind sie nicht hervorgegangen.

An den schönen Bärenspinnern, bei denen wir uns jetzt befinden, läßt sich noch eine neue Schwäche der darwinistischen Insektenmalerei bloßlegen, nämlich ihre Halbheit und unwissenschaftliche Willkür, wodurch sie für die Färbung der nächstverwandten Arten ganz verschiedene Färbungsursachen aufstellt. Um für die Färbung von Callimorpha hera eine Scheinerklärung zu bieten, reißt sie die Thatsache der analogen Färbung ihrer nächsten Gattungsverwandten auseinander, stellt für diesen Schmetterling eine Erklärung auf, welche für die übrigen fast ebenso gefärbten nicht anwendbar ist, und bekennt dadurch selbst die Unzulänglichkeit und Unsicherheit ihres „wissenschaftlichen" Verfahrens. Die echten Bärenspinner (mit den Gattungen Deiopeia, Euchelia, Callimorpha, Pleretes, Euprepia, Arctia und Nemeophila) sind nämlich sämmtlich durch ihre Farbenpracht ausgezeichnet; während die Vorderflügel

durchschnittlich bunte Färbungen zeigen, meist aus gelben und schwarzen oder weißen und schwarzen Flecken und Binden bestehend, tragen die Hinterflügel durchschnittlich grelle Colorite, unter denen Roth, von schwarzen Flecken unterbrochen, eine Hauptrolle spielt. Nur wenige Bärenspinner fliegen bei Tage, einige stets, wie die spanische Fahne, andere nur ausnahmsweise, wie der Purpur-Bär (Arctia purpurea); die meisten sind Nachtvögel, wie der allbekannte gemeine oder braune Bär (Arctia caja). Die Farben einiger Arten, welche das Tageslicht zu ihren Ausflügen lieben, haben wahrscheinlich die biologische Bedeutung von Trutzfarben; für Callimorpha hera ist diese Annahme sehr wohl begründet. Aber für jene Bärenspinner, welche bei nächtlichem Dunkel umherfliegen, ist diese Erklärung ein Unding; denn die Käuze und Fledermäuse achten nicht auf die Farbe ihrer Opfer; die Eulen sind Gehörsthiere, die Fledermäuse Geruchsthiere, sie sind keine darwinistischen Insektenmaler. Wir wollen nun davon absehen, daß nach den darwinistischen Ansichten ursprünglich alle Bärenspinner Nachtschmetterlinge waren und der Instinct einiger Arten, bei Tage zu fliegen, erst später entstand. Wir stellen nur die Frage: Wenn der braune Bärenspinner (Arctia caja) ohne Sperlinge und Rothkehlchen zu seinem prachtvollen Flügelkleide gelangen konnte, weßhalb nicht ebenso gut auch Callimorpha hera? Die Wissenschaft liebt ja die Einheit ihrer Erklärungsprincipien. Simplex sigillum veri! Wenn es aber sicher ist, daß die Mehrzahl der Bärenspinner nicht durch Vögel und andere Handlanger der natürlichen Zuchtwahl, sondern durch innere organische Entwicklungsgesetze ihre typische Farbenpracht erhalten hat, so ist dieselbe Erklärung auch auf die ähnliche Färbung ihrer bei Tage fliegenden Verwandten auszudehnen und als hauptsächlicher Entstehungsgrund ihrer Trutzfärbung anzunehmen. So sagt jeder Forscher, der nicht von darwinistischen Vorurtheilen befangen ist.

Derselbe Mangel an Einheit tritt in den Färbungs-Ideen des Darwinismus noch klarer hervor, wenn wir bei den Ordensbändern die Farbe der Vorderflügel mit jener der Hinterflügel vergleichen. Die letzteren tragen eine prachtvolle roth und schwarze, gelb und schwarze, violett und schwarze Bindenzeichnung; dieselbe ist nicht von den Vögeln gemalt, denn sie ist bei Tage vor den Augen der Welt verborgen. Wenn aber die Hinterflügel nicht von den Vögeln gemalt sind, weßhalb waren denn die Vögel nöthig, um die Vorderflügel zu malen? Konnte nicht dieselbe Meisterhand, welche die herrliche Färbung der ersteren bewirkte, auch die

Schutzfärbung der letzteren bewirken? In Übereinstimmung mit den Ordensbändern erklärt uns auch das Eichblatt (Gastropacha quercifolia), das nicht nur an den Vorderflügeln, sondern auch an den Hinterflügeln einem dürren braunen Blatte täuschend ähnlich ist: Wir wollen von den Vögeln als Insektenmalern und von der darwinistischen Mimikry nichts wissen. Denn die blattähnliche Farbe unserer Hinterflügel ist nicht durch schützende Nachäffung der Blattfarbe entstanden; wir verstecken nämlich bei Tage die Hinterflügel unter dem undurchsichtigen Schleier unserer Vorderflügel. Es bleibt also den Herren Darwinisten nur die eine Wahl: sie müssen die übereinstimmende Färbung unserer beiden Flügelpaare entweder dem blinden Zufalle zuschreiben und dadurch jeder wissenschaftlichen Erklärung Hohn sprechen, oder sie müssen die wissenschaftliche Berechtigung jener Naturauffassung wiederum anerkennen, welche die farbige Harmonie der Insektenwelt aus inneren, jeder Art eigenthümlichen Entwicklungsgesetzen hervorgehen läßt und sie dadurch schließlich dem Plane einer höheren Weisheit zuschreibt.

Solche Anschauungen äußern die Schmetterlinge; vernehmen wir nun auch noch ein paar Käfer über den Ursprung ihrer Färbung und deren Verhältniß zur darwinistischen Mimikry.

Zuerst fesseln auch hier einige durch die Schönheit ihrer Schutzfärbung unsere Aufmerksamkeit. Es sind die Sandläufer oder Cicindelen, flüchtige und behende Räuber, die, stoßweise fliegend, im warmen Sonnenscheine ihre Beute erhaschen und zu den nützlichsten Vertilgern schädlicher Insekten gehören. Grün mit weißer Bindenzeichnung ist der grüne Jäger (Cicindela campestris); er jagt auf sandigen Grasplätzen. Seidenbraun mit weißen Flecken, huldigt der Waldläufer (Cicindela sylvatica) dem Jagdvergnügen auf brauner Heide und am Saume der braunen Kiefernwaldung. Ähnliche Beispiele aus den einheimischen Cicindelen ließen sich noch manche erbringen und ebensoviele aus dem indischen Archipel hinzufügen, über dessen Cicindelen-Fauna Wallace uns interessante Berichte überliefert hat. Woher stammt doch die Schönheit ihrer Schutzfarben? Weiße, zierlich und regelmäßig geschwungene Binden auf pflanzenfarbigem Grunde ist das Färbungsgesetz der europäischen Gattung Cicindela; die tropischen Formen zeigen nicht selten die schönsten blutrothen Flecken auf den glanzvolleren, metallisch grünen oder blauen Decken. Woher stammt dieses typische Gesetz der Bindenfärbung oder Fleckenzeichnung unserer schutzfarbigen Cicindelen? woher die wundervolle Schönheit und Harmonie ihrer Farben und Farben-

vertheilung? *Innere* Färbungsgesetze, welche ebenso die generische Ähnlichkeit dieser Farbenbilder wie ihre specifische Eigenthümlichkeit und individuelle Veränderlichkeit, ebenso ihre Schönheit wie ihre schützende Ähnlichkeit mit der Umgebung erzeugen, könnten uns hierüber den gewünschten Aufschluß geben; nicht so die äußeren Anpassungs-Ursachen. Denn zum Schutze gegen die Vögel würde die Nachäffung schmutzig bodenfarbiger oder einförmig pflanzenfarbiger Colorite, ohne Bindenzeichnung, oder mit jeder beliebigen, noch so unschönen Fleckenvertheilung *denselben* Dienst leisten. Hatten die Vögel vielleicht nur mit den *schönen* und *wissenschaftlich gelungenen* Sandläufern Mitleid? Ließen sie aus ästhetischem Kunstgefühle nur die harmonisch gefärbten und gezeichneten Formen durchschlüpfen? Wo sind denn die unzähligen übrigen Formen geblieben, welche durch die allgemeine Veränderlichkeit der Stammformen zu einer *ebenso schützenden*, aber *weniger schönen und regelmäßigen* Färbung gelangt waren?

Während die Sandläufer durch ihre Schutzfärbung den Ordensbändern der Schmetterlingswelt entsprechen, finden wir in den echten Laufkäfer-Gattungen Carabus und Procerus ein würdiges Seitenstück zu den farbenprächtigen Bärenspinnern. Diese starken und kühnen Räuber sind entschiedene Gegner der Mimikry und spielen eine interessante Rolle unter den „Anpassungs-Erscheinungen" des Darwinismus. Sie wehren nicht nur von ihrer eigenen Färbung alle darwinistischen Erklärungsversuche siegreich ab, sondern entreißen auch die Schutzfärbungen der verwandten Cicindelen den darwinistischen Hypothesen. Die Flügeldecken der beiden genannten Käfergattungen zeigen nämlich nicht selten einen juwelenähnlichen Farbenglanz, der in Verbindung mit ihrer meisterhaften Sculptur zu den wundervollsten Kunstwerken der Natur zählt. Und doch sind die meisten dieser Käfer nächtliche Raubthiere; niemals zeigen sie ihre Farbenpracht im Lichte der Sonne, und wenn sie bei Tage an ihrem dunklen Schlupfwinkel überrascht werden, so kann ihre Schönheit ihnen nur zur Verrätherin werden. An eine darwinistische Erklärungsweise für den Ursprung dieser Farben ist nicht zu denken.

Zwei Beispiele werden uns dieß noch klarer zeigen. Auf unseren sumpfigen Heiden lebt der große bronzebraune Carabus clathratus; seine Flügeldecken tragen mehrere regelmäßige Reihen goldfarbiger Gruben; lange konnten wir dieses schönen Nachtwandlers nicht habhaft werden, bis wir ihn endlich in vergrabenen Gläsern durch Broscus cephalotes köderten, der, obgleich selbst ein räuberischer Laufkäfer, die Lieb-

lingsspeise seines größeren und stärkeren Mitbruders zu sein scheint. In den Gebirgswäldern des Kaukasus, namentlich in der Nähe der Festung Konstantinogorsk, haust als nächtlicher Vagabund, über Tage unter abgefallenem Laube und Steinen verborgen, der fast zwei Zoll lange Procerus caucasicus. Das bläuliche Farbenspiel seiner erhaben gekörnten Flügeldecken soll im Sonnenlichte einen phosphorischen Glanz zeigen und sogar den berühmten Brillantkäfer Brasiliens, Entimus imperialis, übertreffen. Wir fragen nun: Welche darwinistische oder überhaupt welche materialistische Erklärung paßt auf diese glanzvollen Gebilde? Haben wir es hier vielleicht mit Schutzfärbungen oder Trutzfärbungen gegen die Vogelwelt zu thun? Hat vielleicht mechanische Anpassung an den dunkeln und feuchten Aufenthaltsort diese Juwelen geschaffen? Nicht bloß die darwinistischen Insektenmaler, sondern auch die mechanischen Einflüsse des Sonnenlichtes, der höheren Temperatur und des heißen Klima's versagen hier ihre Dienste. Die prachtvolle Färbung und Sculptur dieser nächtlichen Raubkäfer fordert zu ihrer vollen Erklärung innere eigenartige Entwicklungsgesetze. In diesen organischen Gestaltungs- und Färbungsgesetzen — den unverkennbaren Spuren der Meisterhand eines allweisen und allmächtigen Schöpfers — finden wir den Typus für Plastik und Colorit grundgelegt; sie liefern sozusagen die grundirte Bildfläche, auf der äußere Anpassungs-Ursachen ihre reichen Variationen anbringen mögen.

Wenn wir somit die Schönheit und Gesetzmäßigkeit der Schutz- und Trutzfärbungen selbst, sowie ihre nahe Verwandtschaft mit den ebenso schönen und gesetzmäßigen, nicht zum Schutze dienenden Farben ihrer Brüder betrachten, so kommen wir zu folgendem Schlusse: 1. Wir brauchen keine Betheiligung von insektenmalenden Vögeln anzunehmen, um den Ursprung der Schutzfärbungen zu erklären; denn auch sie entspringen aus jenen tiefer greifenden Färbungsgesetzen, welche alle Farben der Insektenwelt harmonisch und einheitlich begründen. 2. Wir dürfen den Ursprung der Schutz- und Trutzfarben nicht den darwinistischen Insektenmalern zuschreiben, da die Schönheit der Schutzfärbungen durch diese Annahme ebenso unerklärlich wird, wie ihre Harmonie mit der Färbung nahe verwandter Arten; ja sogar die übereinstimmende Färbung der Vorder- und Hinterflügel desselben Schmetterlings wird durch die Malerei der Vögel zu einem sinnlosen Spiele des Zufalls erniedrigt, das durch die „lex correlationis“ nur eingestanden, nicht

aber erklärt ist. Durch welchen Kunstgriff der natürlichen Farbenauslese soll endlich jene ideelle Verwandtschaft entstanden sein, welche bei den verschiedensten Gliedern des Thierreiches dieselben herrlichen Farbenbilder wiederkehren läßt? Die prachtvollen Augenspiegel, die wir auf den Schwanzfedern des Pfaues bewundern, erscheinen in zarterem, fast noch schönerem Glanze wieder auf den Flügeln der Pfauenaugen unter den Schmetterlingen (Vanessa Jo, Smerinthus ocellata, Saturnia piri, spini, carpini), bei dem surinamischen Laternenträger (Fulgura laternaria), unter den wanzenartigen Insekten und bei Anderen mehr. Kurz, wenn wir die Thatsache der wunderbaren Schönheit, der systematischen und ideellen Einheit der Insektenfarben erklären wollen, so müssen wir zu den alten und ewig neuen Gesetzen jener höheren Weisheit zurückkehren, die uns in den Farbengemälden der Insektenwelt eine Spur ihrer göttlichen Schönheit hinterlassen hat. Dieses farbenprächtige, lebendige Bilderbuch, das schönste Kunstwerk unter der Sonne, ist nicht von „einem blinden Mann mit Ruß und Blut" gemalt!

4. Die darwinistische Mimikry hat bei den vollendeten Insekten wenig Glück; vielleicht ist sie erfolgreicher in Erklärung jener Farben der Insektenlarven, Raupen und Puppen, welche den Thierchen durch ihre täuschende Ähnlichkeit mit dem Aufenthaltsorte Schutz gewähren. Bei jenen Larven, die verborgen im Innern von Pflanzentheilen, in lebendigen oder leblosen thierischen Stoffen, oder endlich im Schooße der Erde ihr dunkles Dasein fristen, brauchen wir gar keine Schutzfärbungen zu suchen; denn die Farbe dieser Finsterlinge, durchschnittlich weiß bis rothgelb, ist von den darwinistischen Insektenmalern gänzlich unabhängig und liefert einen neuen Beweis, daß die Vögel ihren künstlerischen Beruf ziemlich launisch erfüllen. Schon seit Jahrtausenden spazieren die Krähen hinter dem Pfluge einher und picken die durchscheinend weißen Engerlinge fort; weßhalb haben sie noch niemals erdfarbige, schwarze Engerlinge zu Stande gebracht? Die Krähen schieben die Schuld auf die Käferlarven: Wenn es den Engerlingen der Maikäfer in den Sinn käme, erdfarbige Varietäten nach darwinistischem Recepte zu bilden, so würden wir Krähen mit Freuden ein Auge zudrücken und den dunkel gefärbten Abänderungen einen bedeutenden Vortheil im Kampfe um's Dasein verschaffen, bis endlich nur noch schwarze Engerlinge übrig sind. Bis Anno 1884 ist diese Phantasie leider noch eine Fabel geblieben, obgleich sie sicher verwirklicht worden wäre, wenn die Enger-

linge sammt den Krähen eine darwinistische Erziehung genossen hätten; aber die Natur kümmert sich nicht um die Wünsche der Herren Materialisten.

Bei den am Sonnenlichte lebenden Insektenlarven gewinnen die Schutzfärbungen wiederum größere Bedeutung. So besitzen die Larven der Schildkäfer (Cassida) außer ihren sonstigen unästhetischen Schutzmitteln auch noch die grünliche Pflanzenfarbe. Bei den Schmetterlings- und Blattwespenlarven (Raupen und Afterraupen) läßt sich die Schutzfärbung als Regel aufstellen, falls die Haut der Raupe nackt und wehrlos ist. Wir erwähnen nur die blaß blaugrüne Raupe des Abendpfauenauges; wenn sie an den langlanzettlichen Blättern der Weide sitzt, wird sie dem spähenden Auge nur schwer bemerkbar; manchmal sieht man sie, namentlich im Jugendzustande, erst dann, wenn sie zufällig berührt wird und ihren Vorderkörper sphinxartig emporrichtet. Noch täuschender sind die meisten Spannerraupen gefärbt. Man will ein dürres Stielchen an einem Eichenzweige abbrechen — und man hat eine braune Spannerraupe zerdrückt, die sich bei unserer drohenden Nähe regungslos in die Luft streckte, nur mit den letzten Bauchfüßen an dem Zweige sich haltend. Diesmal ist ihre angeborene List mißglückt; für gewöhnlich hilft sie ihr besser, wenigstens gegen Vögel und Naturforscher. Dagegen ist vor den Nachstellungen der Schlupfwespen keine Schutzfarbe zum Heile, ebenso wenig gegen die mikroskopischen Pilze, welche die gefährlichste Raupenseuche verursachen. Während die großen Blumenwespen und Mordwespen vorzüglich „Gesichtsthiere" sind und von ihren Netzaugen geleitet werden, führt die Schlupfwespen vorwiegend der Geruchssinn zu ihrem Schlachtopfer, das nicht selten, unsichtbar für ihren Blick, im Innern eines Pflanzentheiles wohnt. Unbarmherzig senken sie ihren Legestachel auch in die noch so schützend gefärbte Haut der frei lebenden Raupe; ein Schmarotzer-Ei befindet sich in dem Leibe des armen Wesens und mit ihm der unfehlbare Keim eines langsamen Todes. Die Pilze aber kümmern sich noch weniger um die Färbung ihres Wirthes. Dadurch wird den Vögeln als Raupenmalern ein schlimmer Streich gespielt; denn die Schmarotzerwespen, Raupenfliegen und vor Allem die kleinen Pilze sind viel erfolgreicher in Vertilgung der Raupen, und sie malen keine Schutzfärbungen nach den Grundsätzen der darwinistischen Mimikry.

5. Prüfen wir nun den darwinistischen Ursprung der Schutzfärbungen an jenen Gestalten vergangener Tage, die durch die unermüdliche

Forschung der Neuzeit aus ihrem Schattenreiche an das Tageslicht gefördert wurden. Die ersten Insekten finden sich in den devonischen Schichten unserer Erdrinde; es sind große Netzflügler (Archiptera). Unter den Insekten der folgenden karbonischen oder Steinkohlen-Periode sind bereits die Fangheuschrecken (Mantiden)[1] vertreten, die heute wie ehedem durch ihre Schutzfärbung ausgezeichnet sind. Die grüngelbe Mantis religiosa, die unter ihren südlichen Verwandten am weitesten gegen Norden vordringt und noch bei Meran in Südtirol auf sonnigen Abhängen im Sommer und Herbste sehr häufig vorkommt, besaß also schon damals schutzfarbige Schwestern. In den Steinkohlenschichten von Commentry in Algier ist ferner bereits die erste der oben beschriebenen Gespenstheuschrecken gefunden worden; dieser Urgroßvater aller „wandelnden Zweige" wurde von seinen Entdeckern Protophasma Dumasii genannt. Auf die in späteren Perioden unserer Erdgeschichte auftretenden schutzfarbigen Insekten brauchen wir hier nicht weiter einzugehen, da die bereits erwähnten Erscheinungen aus der Steinkohlen-Periode den paläontologischen Beweis für die Unhaltbarkeit der Nachäffungstheorie überzeugend vollenden.

Durch den Fund jener Fang- und Gespenstheuschrecken ist vor Allem festgestellt, daß schon unter den *ersten* bekannten Insekten die *vollkommensten* Schutzgestalten und Schutzfarben auftreten. Wenn man auch aus den fossilen Resten ihre Farbe nicht mehr unmittelbar erkennen kann, so wird sie uns doch mittelbar durch die Gestalt des Thieres erschlossen. Die damals „*wandelnden*" Blätter und Zweige waren nicht roth oder weiß, sondern grün, gelbgrün bis braun, wie ihre heute noch lebenden Verwandten. Denn nach den Gegnern sollen sie durch Nachahmung *wirklicher* Blätter und Zweige zu deren wandelnden Abbildern geworden sein: also müßte die Entwicklung von Blattgestalt und Blattfarbe, von Zweiggestalt und Zweigfarbe Hand in Hand voranschreiten; eine vollendete Schutzgestalt konnte erst dann erscheinen, als die Vollendung der Schutzfarbe ihr entsprach. Diejenigen Forscher dagegen, welche die Gestalt und Farbe der Insekten aus eigenartigen inneren Entwicklungsgesetzen hervorgehen lassen, werden uns ohne Weiteres zugeben, daß ein knallrothes Phyllium siccifolium ein Unding ist.

Unter den ältesten fossilen Insekten des Karbon gab es also bereits wirkliche Schutzfärbungen des *höchsten* und *vollkommensten* Gra-

[1] Vgl. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie. Jahrgang 1880. I. S. 123.

des. Nach den Voraussetzungen der darwinistischen Transmutationstheorie würden Millionen von Jahren, ja ganze Erdperioden kaum hingereicht haben, um aus den ersten bekannten Geradflüglern (Orthopteren) solche wandelnde Zweige und wandelnde Blätter herauszubilden: und nun finden sich gerade umgekehrt bereits unter den ersten bekannten Orthopteren neben den ebenfalls düster schutzfarbigen Blattinen oder Kakerlaken eben jene Fang- und Gespenstheuschrecken, die als Gipfelpunkt der Mimikry etwa erst im Tertiär sich zeigen durften.

Dieses Ergebniß wäre bereits hinreichend, um die darwinistischen Erklärungsversuche der ersten Schutzfarben als gänzlich hoffnungslos zu erweisen. Um jedoch den Anforderungen unserer Gegner völlig zu genügen, wollen wir noch ein wenig tiefer in die Entstehungsfrage dieser Schutzfarben hinabsteigen. Gewöhnlich werden die insektenfressenden Vögel von den Darwinisten als die vorzüglichsten Insektenmaler bezeichnet, welche sich auch „schon im Verlaufe unserer Erdgeschichte die größten Verdienste um die farbige Harmonie der Insektenwelt erworben haben". Somit dürften die Vögel wohl auch die ersten Insektenmaler des Darwinismus gewesen sein? Leider weiß uns die Paläontologie zu berichten, daß die Vögel zu diesem Geschäfte nur um zwei ganze Erdperioden zu spät gekommen seien; sie erschienen nämlich erst im weißen Jura auf dem Angesichte unserer Erde. Wem sollen wir also die karbonische Insektenmalerei übertragen? „Um mit den höchsten Formen zu beginnen, die jedoch fast nur im Karbon Nordamerika's vorkommen, so sind zuerst die Labyrinthodonten oder Froschsaurier (Baniceps, Amphibamus, Dendrerpeton, Hylerpeton, Hylonomus) zu nennen, welche vielfach zusammen mit Insekten und Resten der Landschnecke (Pupa venusta) in Neu-Schottland in Sigillarienstämmen getroffen werden. Unter den Arachnoideen oder Spinnenthieren dürfte namentlich die Ordnung der Skorpione nicht wenige verdiente Insektenfresser gezählt haben; Eoscorpius anglicus und carbonarius, Microlabis Sternbergi, Cyclophtalamus senior und Mazonia Woodiana nennen uns die vorzüglichsten derselben. Mit Libellula carbonaria flogen noch andere große Libellen an den Ufern der karbonischen Sümpfe umher; diese großäugigen, raubgierigen Flieger kommen wie gerufen zur Insektenmalerei. Die im Karbon zuerst erscheinenden Mantiden mit ihren langen, gespensterhaften Raubarmen waren wohl auch schon damals wie jetzt gefräßige Insektenräuber; doch läßt sich nicht gut annehmen, daß sie sich selbst gefressen und gemalt hätten. Noch weniger läßt sich dieß von den Phasmiden

vermuthen, die trotz ihrer abenteuerlichen Gestalt nur harmlose Pflanzenfresser sind."

Bei Revision dieser interessanten Thatsachen ist es keineswegs unsere Absicht, zu läugnen, daß bereits im Karbon viele Insekten von theilweise sehr scharfsichtigen Feinden aufgefressen wurden; aber wir läugnen, daß diese Insektenfresser auch die Insektenmaler gewesen seien. Denn mitten unter ihnen treten die ersten schutzfarbigen Insekten in der höchsten Vollkommenheit ihrer Schutzgestalten und Schutzfarben urplötzlich auf; die benachbarten oder verwandten Schichten zeigen keine Spur jener endlosen Entwicklungsreihe, aus denen sie durch die Handlanger der natürlichen Zuchtwahl herangezüchtet sein sollen; weder vor noch neben den blattartigen Mantiden und den zweigähnlichen Phasmiden findet sich auch nur eine Spur von jenen zahllosen Übergangsformen, welche deren Vorläufer und Begleiter auf der darwinistischen Reise zum Dasein gewesen waren. Einsam und allein tauchen die ersten Schutzgestalten und Schutzfarben der Insektenwelt aus ihren Steinkohlenlagern empor und treten dem darwinistischen Forscher entgegen, wie unheimliche Gespenster in finsterer Nacht. Wie soll er ihre Erscheinung erklären? Als einzige Ausflucht bleibt ihm nur das Asylum ignorantiae; er muß sich berufen „auf die noch so mangelhafte Kenntniß jener großen Mausoleen der Tiefe, die man Fossilienlager nennt". Aber durch diese Hoffnung auf die Wissenschaft der Zukunft wird die darwinistische Insektenmalerei nicht gerettet; denn die jetzt bereits zu Tage geförderten Thatsachen können nicht mehr begraben werden, und sie sind es, die über die darwinistische Entstehung der ersten Schutzfarben den Stab gebrochen haben.

Bei allen bisher erwähnten Insekten zeigte sich uns ihre schützende Ähnlichkeit mit dem Aufenthaltsorte als eine seit Jahrtausenden vollendete Thatsache; ja gerade die vollkommensten Schutzfärbungen der Gegenwart finden sich bei den ältesten Insekten der Vergangenheit bereits in ihrer heutigen Vollendung vor. Und heute wie ehedem stehen diese Formen isolirt da; jene allmählichen Übergänge sind nicht vorhanden, die doch vorhanden sein müßten, wenn die darwinistische Nachäffungstheorie und die ganze Insektenmalerei sammt der ihr zu Grunde liegenden unbegrenzten Veränderlichkeit nicht eine einzige große Fabel wäre! Dieses Ergebniß ist vernichtend für die ganze Erklärung, die der Darwinismus von der Entstehung unserer heutigen Insektenwelt zu geben vermag.

6. Der Unterhaltung und Kurzweil halber erwähnen wir hier noch einen besonderen Fall von Mimikry, dessen Entdeckung und Erklärung Karl Vogt zu seinen neuesten Leistungen zählen darf. Wenn überhaupt der wissenschaftliche Ernst noch vorhalten sollte, so wird diese Mimikry uns zeigen, zu welchen Extravaganzen es führt, wenn man nicht Thatsachen, sondern deren einseitige Deutung zur Grundlage umfassender Hypothesen macht. An Eile und Kühnheit hierin hat Vogt von jeher seine Nebenbuhler übertroffen. — In seinen „naturwissenschaftlichen Skizzen aus Algerien" (Natur, 1881, S. 144) überliefert Karl Vogt der dankbaren Nachwelt folgenden unsterblichen Beitrag zur Mimikry, der auch im „Kosmos" (5. Jahrgang, S. 380) einen getreuen Abdruck fand.

Während die übrigen Thiere der Küstenzone und der Sahara, unter den Insekten namentlich die Heuschrecken, eine allgemeine Anpassung an die Bodenfarbe verrathen, sind nach Dr. Vogt die Wüstenkäfer mit Ausnahme von Mylabris sanguinolenta und einigen flüchtigen Cicindelen sämmtlich schwarz gefärbt. Der größte Theil der Arten gehört nämlich der Familie der Schwarzkäfer (Melanosomen) an; aber auch die räuberischen Laufkäfer (Carabiden) sind daselbst schwarz, und sogar die in unmittelbarer Nähe so schön metallisch schillernden Prachtkäfer (Buprestiden) erscheinen in geringer Entfernung schwarz. — „Woher dieser auffallende Unterschied?" so frägt sich Karl Vogt. Und was ist seine Antwort? „Alle Käfer, welche ich beobachten konnte, kugelten sich bei drohender Gefahr ein und stellten sich todt. Man findet die meisten in und um die überall zahlreich zerstreuten bohnenförmigen Excremente der Ziegen und Schafe, die in dem trockenen, heißen Klima außerordentlich lange ausdauern. Nun, ich habe manchen dieser sich todtstellenden Käfer drei- und viermal mit dem Stocke umgewendet, bevor ich durch ein leises Zucken der eingezogenen Beine oder durch einen Fluchtversuch überzeugt wurde, daß ich nicht eine Schafbohne, sondern einen lebenden Käfer vor mir hatte."

So Dr. Karl Vogt. Und während er diese „Schafbohnen" betrachtete, tauchte aus dem schöpferischen Geiste des Naturforschers eine complete Bohnentheorie empor, um die Schutzfärbung der Wüstenkäfer möglichst einfach und naturgemäß zu erklären. Die Wüstenkäfer hatten ihre schwarze Farbe und ihre Verstellungskunst sich dadurch angeeignet, daß von den insektenfressenden Vögeln und Wüstenfüchsen nur diejenigen ihrer Vorfahren verschont wurden, welche zufällig besagte zarte Bohnenfarbe

besaßen! Die Bohnen aber stammen ursprünglich von jenen ehemaligen Antilopenheerden her, welche ich, Professor Doctor Karl Vogt, in hinreichenden Armeen aus der Erde stampfe, um meine Naturerklärung gegen jeglichen Angriff zu decken![1]

Man könnte die Antilopenbohnentheorie Dr. Vogts geistreich nennen, wenn sie nicht gar zu oberflächlich wäre. Die schwarz gefärbten Käfer herrschen in jenen Gegenden allerdings vor; auch auf uns machten sie den Eindruck, als ob sie aus einem Negerlande kämen. Daß aber dort auch die Laufkäfer sämmtlich schwarz seien, ist uns unbekannt; wir sahen nämlich auch große grüne und kupferbraune Arten aus denselben Gebieten. Noch märchenhafter ist der Gedanke, daß die Carabus-Arten Algeriens bei Berührung sich einkugeln und todtstellen; das wäre erst dann möglich, nachdem sie Dr. Vogt zuliebe einen neuen Instinct sich angeeignet hätten; bis jetzt besitzen sie denselben noch nicht. Die eigentlichen Schwarzkäfer Nordafrika's, der Familie der Melanosomen angehörig, haben aber in allen Erdtheilen dieselbe schwarze oder braune Färbung erhalten, auch dort, wo ihnen die Antilopen Dr. Vogts ihre Unterstützung versagten. Der gemeinste Vertreter dieser Familie, der Müller oder Mehlkäfer (Tenebrio molitor) genannt, wird mit seiner lang bohnenförmigen, schwarzbraunen Gestalt in den Mehlkisten und Brodladen unserer Vorrathskammern nur zu oft sichtbar; haben an ihm vielleicht die Mäuse die Stelle der Antilopen versehen? Eine des neunzehnten Jahrhunderts würdige Hypothese!

Also nicht einmal die dunkle Färbung der eigentlichen Schwarzkäfer läßt sich durch die Vogt'sche Bohnentheorie erklären. Denn dieselben Gattungen kommen auch noch bei uns mit einzelnen Vertretern vor; sind sie bei uns durch innere organische Entwicklungsgesetze zu ihrer schwarzen Farbe gelangt, so hatten sie in Afrika kein Bedürfniß nach einem anderen Maler. Ebenso oberflächlich ist die Vermuthung des darwinistischen Forschers, die großen schwarzen Ateuchus-Arten und die verwandten dunkelfarbigen Mistkäfer, die sich bei drohender Gefahr einkugeln und todtstellen — nur auf diese Käfer paßt nämlich die obige poetische Beschreibung Dr. Vogts in Wirklichkeit —, seien dadurch zu ihrer Färbung und zu ihrer feigen Kriegslist gelangt, daß die Vögel diejenigen ihrer Vorfahren auffraßen, welche besagte Bohnenfarbe nicht besaßen. Weßhalb? Weil sich verwandte Käfer derselben Färbung und desselben Handwerks auch

[1] Eine ähnliche Anpassung an die Form der Schafbohnen im Gebirge beschrieb Dr. Hermann Müller im „Kosmos" (Bd. VI. S. 121).

auf unseren nordischen Heiden umhertreiben; wir erinnern nur an den dreihörnigen Schafmistkäfer (Geotrupes typhoeus), den gemeinen Pillenkäfer (Byrrhus pilula) und ähnliche; selbst die Vogt'sche Bohnentheorie kommt also an verwandtschaftlichen Charakteren nicht vorbei. Wenn ferner die schwarzen Mistkäfer dadurch zu ihrer Schutzfärbung gelangten, daß ihre bunter oder greller gefärbten Nebenbuhler von den Vögeln neben den Farbentopf geworfen wurden, so erkläre uns Dr. Vogt doch nur, weßhalb sich denn gerade unter den verwandten Copriden die prächtigsten Metallfarben finden; woher hat die Gattung Phanaeus ihren feuerfarbenen Schein? Sie führt ja dieselbe Lebensweise, wie ihre schwarzen Mitbrüder. Wenn alle nicht bohnenfarbigen Verwandten des Todes gewesen wären, wodurch fristen denn unsere rothen Aphodien, unsere gelb und grün gefärbten Onthophagen ihr Dasein? Die bei uns so häufige Roßkäferart Geotrupes mutator möge schnell ihre glänzend goldgrüne bis goldrothe Unterseite wechseln oder mit einem schwarzen Überzuge versehen; denn man findet das plumpe Thier ebenso oft auf dem Rücken liegend als auf den Beinen spazierend; die glänzenden Metallfarben seiner Unterseite werden ihm dadurch ebenso gefährlich, wie eine grelle Färbung der Flügeldecken.

So bereitwillig wir also anerkennen, daß die braunen Pillenkäfer, sowie auch die Mehrzahl der schwarzen Gesellen aus der Familie der Mistkäfer, in ihrer Färbung im Verein mit der Gabe, sich todtzustellen, ein sehr weises Schutzmittel vor den Nachstellungen der Vögel besitzen, so entschieden müssen wir uns andererseits darwinistische Bohnentheorien verbitten; solche Hypothesen können nur dazu dienen, die Naturwissenschaft lächerlich zu machen.

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

Molière.

Biographisch-kritische Studie.

(Fortsetzung.)

II. Schauspieler und Dichter (1647—1658).

Elf Jahre durchzog Molière mit seiner Truppe die Provinzen Frankreichs.

Über den Gang der Wander- und Spielzüge fließen die Nachrichten Anfangs sehr spärlich, ja das Meiste ist erst in neuester Zeit von den Forschern durch Wahrscheinlichkeitsbeweise oder Vergleichungen mit einiger Sicherheit festgestellt worden [1].

Nach den Magistrats-Acten von Nantes erschien im April 1648 der Sieur Morlierre, Schauspieler aus der Gesellschaft des Sieur Dufresne, um noch für denselben Tag die Ankunft seiner Truppe anzuzeigen und um die Erlaubniß zu bitten, in jener Stadt theatralische Vorstellungen geben zu dürfen. Von Nantes aus machte die Gesellschaft dann Ausflüge in die nahegelegenen Städte und Schlösser. Der Herzog von Epernon berief sie nach Bordeaux; aber auch hier war ihres Bleibens nicht lange, da die Hauptstadt der Gironde, die ebenfalls in die damaligen politischen Wirren verwickelt wurde, sich empörte und auf die Seite der Frondeurs stellte, so daß der Herzog von Epernon sich genöthigt sah, 1649 diese Stadt zu verlassen. Molière folgte dem Gönner sehr bald; denn im Januar 1650 finden wir ihn in Narbonne, im Februar in Agen, und wahrscheinlich besuchte er im selben Jahre noch Limoges — wo er der Legende gemäß ausgepfiffen wurde — und Angoulême. Am 14. April 1651 stellte er in Paris eine Quittung aus über die Summe von 1965 Livres, welche er von seinem Vater erhielt. Im Jahre 1652 erscheint er nachweislich in Lyon, wo er in diesem und den nächstfolgenden Jahren häufig spielte, immer mit den Brüdern und der Schwester Béjart.

Da Lyon, wie überhaupt der Südosten, von den Unruhen der Fronde am meisten verschont war, schlug die Gesellschaft hier ihr Hauptquartier auf, von dem sie dann in den Sommermonaten ihre Kreuz- und Querzüge durch das Rhônethal machte. Ein adeliger Mitschüler Molière's, der Fürst von

[1] Das Beste und Gründlichste über diese Züge hat W. Mangold in seinem Aufsatz: „Molière's Wanderungen in der Provinz", geschrieben. Vgl. „Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Literatur". Hrsg. von Körting und Koschwitz. Bd. II. Heft 1.

Conti, berief die Lyoner Truppe 1653 auf sein Schloß La Grange bei Pézenas in der Nähe Montpelliers, wo er ihnen im Schlosse ein Unterkommen und eine Geldunterstützung gewährte. Freilich das Geld floß nicht gerade immer aus der Schatzkammer des Fürsten. So bewilligte der kunstliebende Mäcenas im Winter 1655/56 seinem ehemaligen Schulkameraden eine Summe von 5000 Livres — — durch eine Anweisung auf die Kasse, aus welcher die Kosten der Einquartierung und des Durchmarsches der königlichen Truppen bewilligt wurden. Man kann es wirklich dem Zahlmeister nicht verübeln, wenn er beim Anblick dieser Anweisung in der Hand eines Schauspielers zuerst etwas stutzte und dann sich sträubte, die Summe auf solchen Titel hin auszuzahlen — aber schließlich — — nun, der Fürst hatte ja die nöthige Unterscheidungsgabe, und Truppe war ja Truppe, ob Komödiant oder Soldat: Molière erhielt sein Geld; hatte er doch durch seine Späße nach Kräften dafür gesorgt, daß die Provinzialstände des Languedoc bei gutem Humor blieben und recht namhafte Beiträge zu den königlichen Finanzen bewilligten, und das war ja auch im Interesse des Königs. Indeß wollte der Intendant doch nur 1258 Livres zahlen, das Übrige wurde auf Proceßwegen erlangt[1].

Überhaupt scheinen die Kunstreisen jener Jahre recht einträglich gewesen zu sein und die Stimmung der Truppe sehr gefördert zu haben. Leichtlebig, wie das Völklein von den Brettern überhaupt, ließ es sich auch die Familie Béjart in Folge des Überflusses recht wohl sein. Ein fahrender Musikus, d'Assoucy (oder richtiger: Coypeau), trieb sich mit zwei Singknaben ebenfalls in den Provinzen herum und traf in Lyon die Truppe Molière's. „Da die Komödie einen solchen Zauber ausübt," schreibt er, „so konnte ich diese liebenswürdigen Freunde nicht so bald verlassen: drei Monate verweilte ich in Lyon bei Spiel, Komödie und Festmählern, obwohl ich besser gethan hätte, auch nicht einmal einen Tag zu bleiben; denn trotz aller Zärtlichkeiten hatte ich recht schlimme Begegnisse." Er verlor nämlich sein Geld im Spiel, und zum Unglück lief ihm auch noch einer der Knaben davon, und so entschloß sich der Virtuose, mit der Truppe nach Avignon sich einzuschiffen und dort einen neuen Sänger zu gewinnen, von dessen schöner Stimme er gehört hatte. Statt dessen gerieth er aber daselbst wieder in ein jüdisches Spielhaus und verlor seine ganze Habe. Molière nahm sich seiner an, bezahlte die Schulden und führte ihn sogar als „Verwandten" mit der Gesellschaft nach Pézenas, wo er ihn während des ganzen Winters, wahrscheinlich zu künstlerischen Zwecken, in seinem Hause behielt. „Da ein Mann niemals arm ist, so lange er Freunde hat, und da Molière mich schätzte und das ganze Haus Béjart mir freundschaftlich zugethan war, so sah ich mich — dem Teufel, der Glücksgöttin und jenem Judenvolk zum Trotz — reicher und zufriedener, als je zuvor. Die Genannten begnügten sich in ihrem Edelmuth nicht, mich als Freund zu unterstützen: sie wollten mich wie ein Familienglied behandeln. Da sie zur Versammlung der Stände

[1] Molière-Museum, Heft 4, S. 99.

berufen waren, nahmen sie mich mit nach Pézenas, und ich kann nicht sagen, wie viel Liebes und Gutes ich von dem ganzen Haus empfing. Man sagt, daß der beste Bruder nach einem Monat müde ist, seinen Bruder zu ernähren; sie aber, edelmüthiger als alle Brüder der Welt, wurden nicht müde, mich einen ganzen Winter lang an ihrer Tafel zu sehen, und ich kann sagen:

Daß ich mein Leben schön verbrachte
Im Kreis so lieber Kunstgesellen,
Die mit Musik ich oft erfreute;
An Sorgen dacht' ich nicht und Mangel
Bei sieben oder acht Gerichten,
Die täglich uns zu Tisch man brachte.
Kein Bettler wurde je wohl fetter — —" [1].

Man lebte also gut bei den Geschwistern Béjart — was aber das Übrige anging, „fragt mich nur nicht, wie!" Doch darüber später.

Der Aufenthalt in Pézenas dauerte viele Monate, und wiederum erfolgte am Schluß desselben eine Anweisung über 6000 Livres — auf die Provinzialkasse [2]. Noch mehr. Um auch die umliegenden Ortschaften mit den Segnungen des Theaters zu bedenken, gab Fürst Conti Molière die Erlaubniß, auf Kosten der Provinz Wagen und Pferde zu requiriren, um das Personal und die nöthigen Bühneneffecten nach den verschiedensten Richtungen zu befördern.

Conti ging in seiner Vorliebe für Molière so weit, daß er ihn nach dem Ableben seines Secretärs zu dessen Nachfolger ernennen wollte. Der Dichter hatte indessen zu viel Geschmack an seiner Unabhängigkeit gefunden, und er begann auch zu fühlen, daß seine Lorbeeren auf einem ganz anderen Felde als dem der Geheimschreiberei blühen würden, und so bat er denn den wohlmeinenden Fürsten, ihm unter Wahrung seiner hohen Gunst die Fortsetzung des Komödiantenlebens zu gestatten. Man tadelte den Dichter freilich, eine so ehrenvolle und gesicherte Stellung nicht angenommen zu haben; aber er antwortete: „Meine lieben Herren, nur keine schiefe Stellung! Ich bin ein leidlicher Autor [3], wenn ich dem Urtheil der Zuschauer trauen darf; ich kann vielleicht ein sehr schlechter Geheimschreiber sein. Ich unterhalte den Fürsten durch meine Schauspiele; ich würde ihm noch gar zur Last durch eine ernste, aber schlecht ausgeführte Arbeit. Übrigens, glauben Sie denn, daß ein Misanthrop, wie ich, mit all seinen Launen in der Nähe eines Großen es lange aushält? Zum Lakai fehlt mir die Geschmeidigkeit der Gesinnung; — aber, was schwerer wiegt, als Alles: was soll aus diesen armen Leuten werden [4],

[1] Vgl. den weiteren Auszug aus Aventures d'Assoucy (t. I. p. 309) in der Firmin Didot'schen Ausgabe der Werke Molière's (1879, S. 4, Anm. 2).

[2] Die Quittung über diese 6000 Livres hat sich wieder gefunden und bietet mit ihren etwa 50 Worten das größte und bedeutendste Autograph Molière's. Vgl. den Abdruck desselben Molière-Museum, Heft 4, S. 99.

[3] Er hatte damals schon zwei Komödien verfaßt. Vgl. weiter unten.

[4] Den Mitgliedern der Truppe.

die ich so weit mit mir geschleppt? Wer soll sie anführen? Sie haben auf mich gerechnet, und ich würde mir ein Gewissen daraus machen, sie zu verlassen." — „Inzwischen" — fügt der naive Grimarest, dem wir diese Erzählung entnehmen, bei — „soll es, wie ich in Erfahrung gebracht, hauptsächlich die Béjart gewesen sein, die er nicht verlassen wollte; und diese Frau, welche alle Gewalt über seinen Geist besaß, verhinderte ihn auch, dem Fürsten Conti zu folgen. Freilich, Molière war entzückt, das Haupt einer Truppe zu sein; er machte sich ein großes Vergnügen daraus, seine kleine Republik zu leiten; er fand einen besonderen Genuß darin, öffentlich zu reden, und verlor auch keine Gelegenheit, sich diese Genugthuung zu verschaffen; ja, es starb nicht einmal ein Theaterdiener, ohne daß Molière bei der nächsten Aufführung darüber eine Rede an das Publikum gehalten hätte."[1] So blieb Molière, was er war: fahrender Komöde.

Allein da alle Vergünstigungen, welche er bei seinen Theaterzügen im Süden so reichlich genossen, nur von der persönlichen Gunst und Willkür Conti's ausgingen, so mußte der verwöhnte Dichter auch doppelt den ganzen Unwillen der Provinzialstände fühlen, als er bei der nächsten Jahresversammlung (1656—1657) nach Béziers zog und dort nicht mehr von seinem fürstlichen Gönner beschützt wurde. Die Freibillete, welche er den Ständeabgeordneten zu der ersten Vorstellung in's Haus sandte, um deren Gunst und womöglich die frühere Subvention zu gewinnen, wurden ihm nicht einmal zurückgeschickt, sondern er erhielt kurzweg Befehl, sie zurückholen zu lassen. Wer in's Theater gehe, werde seinen Platz für sich und aus seiner Tasche bezahlen — auf eine Unterstützung aus der öffentlichen Kasse solle man nicht rechnen. Das war eine spartanisch spröde Antwort!

Trotzdem das neue, von Molière selbst für diese Gelegenheit verfaßte Repertoirestück „Dépit amoureux" großen Beifall erntete, glaubte die Truppe doch nicht so lange in Béziers bleiben zu sollen, als sie es sonst in Pézenas gethan hatte. Die kurzangebundene Art der Ständeversammlung schien ihr wenig gemüthlich.

Auf der Rückreise wurde noch in Avignon, Orange und anderen Städten ein kurzer Halt gemacht, und im Februar 1657 trat die Truppe wieder in Lyon auf. Während des Carnevals 1658 finden wir sie in Grenoble; von da aber ging's ziemlich geraden Weges ohne viel Aufenthalt nach Rouen, der Hauptstadt der Normandie. Schon in den Ostertagen gab Molière dort seine erste Vorstellung, und nun begann ein Wettstreit zwischen

---

[1] Vie de Molière a. a. O. S. 4. Zu all den Gründen, die Grimarest hier anführt, mag wohl, wie Aimé-Martin mit Recht bemerkt, als entscheidende Thatsache die Todesart des letzten Secretärs, des Dichters Sarrasin, hinzugekommen sein, die für den Nachfolger nicht eben rosige Aussichten bot. Sarrasin war — wie man sich geheim erzählte — an den Folgen einer Verletzung gestorben, welche ihm der Fürst in einem Zornesanfall beigebracht hatte. Es fehlte Conti nämlich häufig an Geld — und zu diesen Zeiten war es nicht angenehm und sicher, mit ihm umzugehen. Vgl. die betreffenden Anmerkungen zu Grimarest a. a. O.

ihm und einem zweiten Theaterunternehmer, Philibert Gassaud, Sieur du Croisy, aus dem Molière als Sieger hervorging. Die Gesellschaft Gassauds löste sich auf; die besten Mitglieder und ihr Director selbst gingen zu Molière über, und so glaubte dieser endlich sich stark genug, auch in der Hauptstadt noch einmal sein Glück versuchen zu können.

Von Rouen aus wurde der Pariser Boden untersucht; gute Freunde bei Hof, unter anderen Conti und der Maler Mignard, redeten ein Wort für den Dichter, und so wagte denn dieser den kühnen Schritt und traf im Herbste 1658 mit einer wohlgeschulten, vollbesetzten Truppe und einem eigenen Repertoire in der Hauptstadt ein.

Außer den beiden Brüdern und Madeleine Béjart hatte Molière bereits in Lyon zwei „berühmte" Frauen, die Du Parc und die Debrie, gewonnen; beide brachten ihre Männer mit. Ein verunglückter, halbverrückter Zuckerbäcker Rageneau und seine Tochter, Mademoiselle de la Grange, vervollständigten die Gesellschaft, bis sich später noch andere, minder „historische" Glieder und zuletzt die besseren Elemente der Gassaud'schen Truppe einstellten.

So sehr es uns widerstrebt, müssen wir doch zunächst auch einen Blick in die Häuslichkeit der Geschwister Béjart werfen. Wir thun es unter Führung der Lobredner Molière's.

„Molière hatte Madeleine mit der Zeit genau genug kennen gelernt, um in ihr nicht mehr das Ideal zu erblicken, das ihm vorgeschwebt hatte, als er sich entschloß, die geachtete Stellung eines wohlhabenden Bürgersohnes und jungen Gelehrten mit dem dornenvollen (?!) Loose eines wandernden Komödianten zu vertauschen; er hatte auch von den weniger angenehmen Eigenschaften dieser Frau nothgedrungen Kenntniß erlangt, hatte bemerken müssen, daß Madeleine einen sehr unverträglichen Charakter besaß, in ihrem Auftreten barsch und unfreundlich war und wegen ihrer unleidlichen Herrschsucht ihm allerorten Unannehmlichkeiten bereitete. Und Madeleine war inzwischen fünfunddreißig Jahre geworden. Gewiß (!) seufzte Molière's Herz darnach, sich aus den Fesseln, die es sich auferlegt hatte, zu befreien. Der Eintritt der beiden schönen jungen Frauen[1] in die kleine Künstlerrepublik brachte den wohl unabsichtlich (?) gehegten geheimen Gedanken zur That."[2] Zuerst also band er mit der Frau des Herrn Du Parc an. Diese ließ sich die Bewerbungen des einflußreichsten Truppengliedes und Rollenvertheilers Anfangs sehr gerne gefallen; später wandte sie dem jungen Narren „lächelnd den Rücken". „Molière besaß Elasticität (das Wort ist gut!) genug, um das ihm angethane Leid ... zu verschmerzen. Er fand eine Trösterin und Freundin."[3] Wir sind zu sehr an christlich-anständige Ausdrücke gewöhnt, um die Lobeserhebungen der Trösterin, Frau Debrie, hier alle aufzuzählen, wie ihr moderner Liebhaber Lindau sie in seiner Studie des Weiten und Breiten anführt. Der frivole Chapelle faßt die Sache von der „komischen Seite" auf und sagt, Molière habe unter den drei Schauspielerinnen eine

[1] Debrie und Du Parc.

[2] Lindau a. a. O. S. 13 f. [3] Ebendas.

ſchwierige Stellung gehabt, um deren „Eigenthümlichkeiten“ gerecht zu werden: „In Wahrheit großer Mann, Sie bedürfen Ihres ganzen Kopfes, um dieſe Köpfe zu leiten, und ich finde Sie vergleichbar dem gewaltigen Jupiter während des trojaniſchen Krieges.“

Lotheißen behandelt die Sache ſchon etwas moraliſcher. Nachdem er das „Schwanken“ Molière's zwiſchen ſeinen drei Polen erzählt hat, fährt er fort: „Andere vorübergehende Leidenſchaften, von welchen man in den verſchiedenen Städten zu flüſtern wußte, ſeien hier übergangen. Der Dichter, der ſpäter ſeinen ‚Don Juan‘ ſchrieb, mußte reiche Erfahrungen gemacht haben, und auch von ihm konnte man ſagen, was Sganarelle von ſeinem Herrn verräth... Es war doch ein wüſtes Leben, das dieſe wandernden Truppen führten.“[1]

Und der Kirche ſollte man einen Vorwurf machen ob der Strenge, mit welcher ſie ein ſolches Gewerbe behandelte?!

Wohl kurz nach Beginn der Wanderungen in der Provinz ſcheint Molière an die Spitze der Geſellſchaft als künſtleriſcher Director und Dramaturg getreten zu ſein, während Madeleine Béjart ſtandhaft als praktiſche Frau die Kaſſe führte und nach Kräften die Finanzen in Ordnung hielt.

Als Director hatte Molière das Repertoire ſeiner Truppe zu beſtimmen und meiſtens auch wohl erſt zu beſorgen, indem er ſchon beſtehende Stücke für die Kräfte der Geſellſchaft zurechtſchnitt oder gar neue paſſende zu ſchaffen verſuchte.

Das Hauptcontingent zu den Vorſtellungen mögen wohl Trauerſpiele und, im Geſchmacke der Zeit, Schäferdramen geſtellt haben. Aber Molière's ganze Anlage als Schauſpieler und Dichter drängte ihn zum Luſtſpiel oder, beſſer geſagt, zur Poſſe; denn um jene Zeit konnte in Frankreich wohl noch kaum von dem höheren Luſtſpiel, inſofern ein ſolches auf Kunſtwerth Anſpruch erheben darf, die Rede ſein. Wie das Drama aus den mittelalterlichen Myſterien hervorging, ſo ſollte ſich das Luſtſpiel aus den alten Farces entwickeln, in denen die Belehrung des Volkes mit ſeiner Beluſtigung Hand in Hand ging, daher ſie auch den Namen Farces oder Moralités gleichmäßig trugen. Verſchieden davon waren die Soties, d. h. Farces mit vorwiegend perſönlicher Satire. Das Privileg, Moralités aufzuführen, hatte von Alters her die Bazoche, während die Enfants sans souci, ein Verband eigentlicher Pariſer Jugend, das Monopol der Soties für ſich beanſpruchten. Zu welchen Auswüchſen der Roheit ein ſchon von Natur aus niedriges Genre darſtellender Kunſt unter der ausſchließlichen Leitung dieſer ſorgloſen Kinder herabſinken mußte, läßt ſich leicht denken. Während Italiener und Spanier bereits höhere Komödien neben den geiſtreichen Intriguenſpielen und gewöhnlichen Poſſen beſaßen, kannte man in Frankreich außer der Tragödie nur die plumpſte Art der Farce mit der ausgelaſſenſten Freiheit des Wortes und Spieles. „Die Luſtſpieldichter,“ ſo heißt es in einer Pariſer Chronik, „wollten der Langweile unſerer dramatiſchen Dichter durch ſchlechte, meiſt alberne

[1] Lotheißen a. a. O. S. 69.

Farcen voller Zweideutigkeiten abhelfen; aber nur die Hefe des Volkes und einige Lüstlinge hatten Freude an diesem lächerlichen, der französischen Bühne unwürdigen Schauspiel. Die Ausgelassenheit hatte einen solchen Grad erreicht, daß der Magistrat sich hineinmischen mußte."

Was bis auf Corneille und Molière's Anfänge an irgendwie beachtenswerthen komischen Stücken in Frankreich aufgeführt wurde, war entweder spanischen oder italienischen Ursprungs und wurde auch meistens von den Ausländern, hauptsächlich den Italienern, gespielt. Bei diesen beiden Nationalitäten mußte also auch Molière seine ersten Anleihen machen, da das von Corneille auf dem Gebiete der Komödie Geleistete für die Provinzen viel zu steif und hoch war.

Während sich nun in Spanien wie in den meisten andern Ländern auch die Komödie aus dem geistlichen Schauspiel des Mittelalters entwickelte, wie wir aus den Weihnachtsidyllen des Juan de la Encina ersehen, hatte sich in Italien der Einfluß des römischen Alterthums viel bemerklicher erhalten — sei es durch die Bestrebungen des Humanismus in der Commedia erudita, d. h. den aufgezeichneten, künstlerisch ausgearbeiteten Schauspielen, sei es durch eine Art unbewußter Tradition, die im Wesen des Italieners und seinem Talent für Improvisation zu liegen schien und besonders in der Commedia dell' arte, der Stegreifkomödie, zu Tage trat.

Da Molière unter dem Einfluß dieser beiden Arten italienischen Lustspiels aufwuchs und dichtete, so müssen wir etwas näher auf ihr Wesen eingehen. Der echt italienische, den altrömischen Saturnalien entsprungene Carneval begünstigte durch seine tolle Maskenwirthschaft die Fortsetzung der alten, grotesk-komischen und keineswegs schamhaften mimischen Tänze und Vorstellungen, aus denen dann, im Gegensatz zur gelehrten Komödie, die Volksposse hervorging. Meistens auf Improvisation in der Ausführung beruhend, hatte sie um so feststehendere Personen und Charaktere. Da war vor Allem der Doktor, auch Gratiano, ein steifer Pedant und gelehrter Schwätzer; dann Pantalone, der einfältige, gutmüthige Kaufmann und Vater, der von aller Welt hintergangen und seiner verliebten Anwandlungen wegen geschraubt wurde; ferner der Arlechino oder Pulcinello oder Scapino, der hanswurstige, spitzbübische Bediente des Pantalone, der stets bei der Hand ist, liederlichen Söhnen und Töchtern zum Ziele zu helfen; Scaramuzzo, der bramarbasirende Kapitän, der die Prügel erhält; Tartaglia, der Stotterer, der natürlich Wortverrenkungen und Mißverständnisse liefert; Colombina, Arlechino's Geliebte u. s. w. Ähnlich hatten ja auch die Atellanen ihren Spaßmacher Maccus, ihren geizigen, oft geprellten Pappus. Mit diesen stehenden Charakteren und Namen operirte nun die Phantasie der italienischen Schauspieler: Verwicklungen, Dialoge und Situation wurden im tollsten Übermuth erfunden, wie Züge auf einem Schachbrett oder zufällige Zusammenstellungen in einem Kaleidoskop; aber vor Allem gab der Improvisator seinem angeborenen Hang zu derbem Spaß, zur Zote und zur lachenden Satire ohne Zügel nach. Erst im 16. Jahrhundert kam, im Gegensatz zu dieser volksthümlichen Komödie, die sogenannte gelehrte Komödie (Commedia erudita) auf und wurde von

den humanistischen Autoren ebenso wohl wie die Tragödie den Regeln des Aristoteles unterworfen und nach den altrömischen Mustern Terenz und Plautus behandelt. Die classischen Muster waren den gelehrten Italienern lebendig geblieben durch zahlreiche Aufführungen in der Ursprache, welche an den kunstliebenden Höfen und Akademieen stattfanden. Der Stoff der neuen, den alten nachgedichteten Lustspiele war, wie J. Scherr sagt, „die Liebe, aber welche Liebe! Man darf dieses geweihte Wort kaum durch Anwendung auf die thierische Genußsucht mißbrauchen, welche den Angelpunkt der italischen Komödie abgibt. Der Knäuel von Schmach, Schande, zügelloser Frechheit, bodenloser Gemeinheit, raffinirter Lasterhaftigkeit, Betrug, Ehebruch, Verhöhnung und Mißbrauch alles dessen, was sonst den Menschen heilig zu sein pflegt, den diese Lustspiele abwickeln, findet nur in den furchtbarsten Schilderungen Juvenals ein Gegenbild“[1]. Zum Belege dafür, daß in dieser Schilderung nicht Alles übertrieben ist, genügt es, zwei „berühmte“ Namen zu nennen, Macchiavelli mit seiner Mandragola, und Pietro Aretino mit seiner Cortigiana, oder vielmehr mit all seinem gemein-obscönen Wuste.

Die Liebe zum Theater war den Italienern angeboren. Während das Volk seinem Pulcinello zuklatschte, durfte an den Höfen kein Fest gegeben werden, dessen Vollständigkeit nicht erst ein theatralisches Spiel ausgemacht hätte. Als nun im 16. und 17. Jahrhundert zwei italienische Prinzessinnen, Katharina und Maria, als Königinnen nach Frankreich kamen, hätten diese nicht zu dem kunstliebenden Hause der Medici gehören müssen, wenn sie die vaterländischen Bestrebungen und Geschmacksrichtung auf allen Gebieten der Kunst nicht auch mit über die Alpen genommen hätten. So glich denn auch der Hof der letzten Valois in manchen Punkten einem italienischen Fürstensitz. Ganze Schauspielertruppen zogen nach Paris und fanden um so freundlichere Aufnahme, als sie es ohne viele Mühe ihren französischen Rivalen zuvorthaten. Die Italiener brachten neben wirklich scenischer Ausstattung der Bühne ein reiches Repertoire und eine geschulte Mannschaft. Ein Hauptanziehungsmittel waren die „Damen“, welche hier zum ersten Mal auf der Bühne erschienen, um die Frauenrollen zu spielen. Kein Wunder, daß die „Italiener“ bald und für lange Zeit die beliebtesten und besuchtesten Vorstellungen gaben, während die französische Dramatik sich noch in den bescheidensten Verhältnissen befand. Etwas besser wurde es mit der letzteren, als das Privileg der Passionsbruderschaft aufgehoben wurde und die freie Concurrenz ein regeres Leben in den Dichtern und Darstellern weckte. Schon gleich im Beginn des 17. Jahrhunderts finden wir darum zwei feste französische Theater in Paris, neben denen freilich noch die Italiener unbehindert und erfolgreich spielen. Die Tragödie machte nun rasche Fortschritte, und 1636 erschien das erste Meisterwerk der französischen Classik: „Der Cid“, von Corneille. Wie bereits gesagt wurde, gab dieser Dichter auch den ersten Anstoß zur Veredlung des einheimischen Lustspiels oder vielmehr zur Schaffung eines solchen. Er schlug nicht bloß einen feineren Ton

[1] Allgemeine Geschichte der Literatur, I. S. 325.

des Dialogs an, und verzichtete auf die derben Späße des Hanswurstes und der stehenden Rollen, sondern er nahm einen nicht genug anzuerkennenden Anlauf, die Komödie aus dem tiefen Possenreißerthum, dem es einzig um Erregung der Lachmuskeln zu thun war, in die höhere Region der Kunst zu erheben, die sich Schilderung des wirklichen Lebens und ethisch-ästhetischen Genuß zum Ziele setzt. Freilich, sowohl die erste Komödie Corneille's, „Mélite" (1629), als das im gleichen Jahr mit dem „Cid" erschienene Lustspiel L'Illusion (1636) sind noch weit entfernt, für die Komödie das zu sein, was der „Cid" für die Tragödie war; aber es war ein Anfang, und sieben Jahre später gab dann auch wirklich der Dichter in seinem „Lügner" (1643—1644) das erste französische Muster des Charakterlustspiels. Wie im „Cid" suchte er auch im „Menteur" sein Vorbild und seine Quelle bei den Spaniern, trotzdem die Italiener ihm doch so nahe zu liegen schienen. Der „Menteur" blieb indeß für lange Jahre noch, wie Lotheißen sagt, „ein leuchtender Vorbote, der Morgenstern, der einsam am Himmel steht und den kommenden Tag verkündet, aber selbst noch kein helles Licht verbreitet". Corneille selbst wandte sich wieder der Tragödie zu, ja zog sich nach dem Mißerfolg seines „Pertharite" (1652) förmlich für einige Zeit in die Einsamkeit zurück. Der Bürgerkrieg der Fronde leitete das öffentliche Interesse auf andere Dinge, als auf das kaum entstandene Nationaltheater, und diejenigen, welchen es oblag, die Pariser zu erheitern, verfielen auf's Neue dem viel ergiebigeren und populäreren Repertoire der alten Posse.

Was indessen bei den Versuchen Corneille's in der Komödie nicht genug hervorgehoben werden kann und wodurch diese Versuche auch für Molière so wichtig wurden, ist das Streben des großen Tragikers, die französische Gesellschaft, Pariser aktuelle Zustände auf die Bühne zu bringen. Er war sich dieses Strebens wohl bewußt und bezeichnet als das Hauptverdienst seiner Lustspiele die Naivetät, also das Einfachere, Alltägliche, im Gegensatz zu dem Fremden und Hohen der classischen Tragödie[1]. So hoch also auch Molière die französische Komödie erhoben und ausgebaut haben mag, die Ehre des Beginnens, des ersten reformatorischen Schrittes gebührt dem Dichter des Cid.

Wie gesagt, war auch Molière für den Anfang auf die italienische Stegreifkomödie angewiesen, und es dauerte sogar ziemlich lange, ehe er sich

[1] Adolf Laun hat durchaus Unrecht, wenn er im Allgemeinen über Corneille's Komödien urtheilt: „Es fehlte der französischen Bühne an Franzosen, an nationaler Sittenschilderung, an einer Sprache, die, frei von ausländischen Pointen und Lazzis, die Gedanken und Empfindungen der damaligen Welt ausdrückte, an dem, was die Bühne zum Spiegel der Zeit, zur Schule des Lebens macht" (Molière's Charakter-Komödien, S. 22). Bereits in „Mélite" wird sehr deutlich die gespreizte Sprache der damaligen Pariser Stutzer verhöhnt, und das Lustspiel „Palais royal" bringt doch gewiß nicht bloß Franzosen, sondern auch alltägliche Scenen aus dem Leben der Hauptstadt. Freilich bis zur Popularität Molière's hat es Corneille in der Komödie nicht gebracht; aber ihm gebührt unbestritten das Verdienst, Molière die Wege gezeigt zu haben.

ſelbſt in dieſem niedrigen Genre ſelbſtändig zu bewegen wagte. Daß ſein erſtes Werk eine Tragödie, „La Thébaïde“, geweſen, die er 1649 in Bordeaux habe aufführen laſſen, beruht wohl auf einem Irrthum[1], wäre jedenfalls vom Dichter ſelbſt ein bedeutender Mißgriff geweſen.

Von einer ſchöpferiſchen Thätigkeit iſt zum erſten Male mit Sicherheit[2] Rede um das Jahr 1653 oder gar 1655, und zwar handelt es ſich um die erſte Faſſung des „Étourdi“. Drei, bezw. ein Jahr ſpäter tritt Molière ſchon kühner mit dem zweiten Stück, dem „Dépit amoureux“, vor die Ständeverſammlung, und wie er mit dem erſteren in Lyon zwei concurrirende Geſellſchaften aus dem Felde geſchlagen und deren beſte Kräfte für ſich gewonnen, ſo gewann er mit dem zweiten trotz der ihm ungünſtigen Stimmung der Stände einen durchſchlagenden Erfolg beim Publikum. Mit dieſen zwei Stücken zog er nach ſeinem Wanderleben in der Provinz nun auch hoffnungsfreudig in die Hauptſtadt ein. Sie bilden nicht bloß den Beginn, ſondern auch die erſte noch unvollkommene, niedrigere Art ſeines Schaffens; denn bereits das nächſte Stück gehört der höheren Gattung an und ſtammt aus dem Jahre 1659.

Im Gegenſatz zu Corneille ſchließt ſich Molière unmittelbar den Italienern an, und das iſt leicht begreiflich; der Dichter des „Cid“ war in erſter Reihe oder vielmehr ausſchließlich Dichter, dem es um das Ideal zu thun war; ſeine ganze Natur neigte zum tragiſchen Cothurn, und ſelbſt in den Comödien finden ſich ganze Reihen von Verſen, die an Adel und Erhabenheit der Sprache dem „Cid“ in nichts nachgeben; Molière ſtand als

---

[1] Vgl. Mangold, Molière's Wanderungen in der Provinz, a. a. O.

[2] Es iſt wohl leicht anzunehmen, daß Molière ſich auch früher ſchon in einzelnen Scenen, Entwürfen und Skizzen verſucht, daß er einzelne, beſonders zündende Witze und treffende Charakterzüge fremden Stücken eingeſchaltet habe. So ſind noch zwei kleine Poſſen erhalten: „La jalousie de Barbouillé“ und „Le médecin volant“, welche man Molière zuſchreibt und deßhalb in einigen Ausgaben des Dichters aufführt. Sie wurden ſpäter im „Mariage forcé“, im „Médecin malgré lui“ und „George Dandin“ benutzt. Selbſt ein zweites Drama „Mélisse“ ſucht man mitunter noch unter Molière's Namen zu bringen (vgl. Nouvelle Collection Molièresque, par le bibliophile Jacob. Paris, librairie des bibliophiles, 1879. t. II: „Mélisse“). In den Regiſtern La Grange's werden ebenfalls noch mehrere Titel aufgeführt, welche eine Molière'ſche Arbeit zu bezeichnen ſcheinen: „Les trois docteurs rivaux“, „Le docteur pédant“ oder „Le docteur amoureux“ und „Le maître d'école“. Die Titel laſſen noch vermuthen, daß dieſe Stücke erſte, ungeſchlachte Verſuche zu den ſpäteren ſo bekannten Komödien über die Ärzte und eben darum nachher in ihrer urſprünglichen Geſtalt nicht mehr zu finden waren, weil ſie ganz in die Umarbeitung aufgegangen waren. So iſt es wohl faſt mit Sicherheit anzunehmen von der Poſſe, die La Grange anführt: „Gorgibus dans le sac“, die ſpäter wahrſcheinlich in den „Fourberies de Scapin“ benutzt wurde (Act 3, Scene 2), und von „Le fagoteux“, der wohl den erſten Anſatz zum „Médecin malgré lui“ bildet. Indeſſen iſt über alle dieſe Verſuche und Titel etwas ganz Sicheres nicht feſtzuſtellen, und ſo heben denn mit Recht die meiſten Ausgaben Molière's mit dem „Étourdi“ an. Vgl. Grimareſt a. a. O., Note 2.

Schauſpieler mitten unter den Anforderungen des ſchauluſtigen Publikums, er mußte für den Tagesbedarf der Bühne auf die leichteſte und erfolgreichſte Weiſe ſorgen — und die Italiener lieferten in dieſer Hinſicht brauchbarere, d. h. leichter zu verarbeitende Vorbilder.

Dem „Étourdi“ liegt der „Inavvertito“ des Barbieri (1629) zu Grunde, dem „Dépit amoureux“ das Luſtſpiel „L'Interesse“ des Nicolo Secchi; jedoch iſt in der verſchiedenen Benutzung der Vorbilder auch ſchon in ſofern ein Fortſchritt zu gewahren, daß der Nachdichter dem zweiten derſelben in ſeinem „Dépit“ bereits ein kleines Charakterſpiel eigener Erfindung einſchaltet, ſich alſo ſchon mehr auf eigene Füße ſtellt.

Von dem „Étourdi“ ſagt P. Lindau: „Das Stück zeigt ein unverkennbares Talent, eine große Leichtigkeit in der Behandlung der poetiſchen Sprache, aber noch geringe Erfindung. Es iſt eigentlich nicht als Originalarbeit zu bezeichnen; es iſt eine knechtiſche (?) Bearbeitung, eine zum Theil faſt wortgetreue Überſetzung eines älteren italieniſchen Luſtſpiels. Das Stück bewegt ſich demgemäß auch ganz innerhalb der conventionellen Schranken der damaligen Komödie; Charaktere und Situationen ſind ſchablonenhaft: der thörichte Alte, der ſchlaue Bediente, der alle Fäden in der Hand hat, beſtändige Verwechſelungen und Verkleidungen bilden die komiſchen Elemente des Stückes, welches beſſer iſt, als viele andere Stücke aus der Zeit, aber den eigentlichen Molière'ſchen Geiſt nicht athmet und nicht einmal errathen läßt, daß ein außergewöhnliches Talent in dem Verfaſſer verborgen iſt.“ [1]

Es iſt wahr, der Grundgedanke des „Étourdi“ gehört ganz der Commedia dell' arte. Ein zerſtreuter, voreiliger, nicht beſonders witziger Stutzer will in den Beſitz ſeiner Geliebten kommen. Ein unbequemer Alter iſt das Hinderniß. Dieß wegzuräumen, erſinnt nun der witzige, gewiſſenloſe Diener hundert und einen Streich, lügt, betrügt, fälſcht, heuchelt, ſtiehlt — kurz Alles iſt ihm recht zu ſeinem Ziele. Der komiſche Conflict beſteht aber darin, daß das jedesmalige neue Mittel in dem Augenblicke, wo der Zweck erreicht ſcheint, durch die Dummheit, Voreiligkeit oder Ehrlichkeit des Stutzers vereitelt wird. Man ſieht, wie trefflich der Rahmen erfunden iſt, um je nach Bedürfniß zwanzig oder auch bloß zwei Abenteuer hineinzuweben. So iſt denn auch im Grund genommen der „Étourdi“ keine organiſch ausgebaute Komödie, ſondern ſo und ſo viel aneinandergereihte Spiele mit denſelben Figuren.

Die Hauptrolle des Stückes liegt auf den Schultern des witzigen Dieners, und Molière hat ſie ſich — um des Erfolges ſicherer zu ſein — ſelbſt „auf den Leib geſchrieben“. Durch dieſen Umſtand aber ſind einzelne Charaktereigenthümlichkeiten in die Rolle mit eingefloſſen, die nicht dem abſtracten Diener im Allgemeinen, ſondern dem Molière'ſchen Mascarille angehören. Er iſt nicht bloß der gewiſſenloſe, geriebene und ſpaßhafte Anſtifter aller dummen Streiche, ſondern auch in manchen kleinen, aber doch bemerkenswerthen Zügen ſchon der mit künſtleriſchem Humor, mit einer Doſis lächelnder Selbſtironie begabte Charakter, und inſofern ſchon die Schöpfung eines wirklichen Dichters.

---

[1] Molière u. ſ. w. S. 12.

Eine andere Bemerkung macht übrigens derjenige, welcher zuerst die reiferen Stücke, wie den „Avare“ oder den „George Dandin“ und andere der Art liest und dann zu dem „Étourdi“ zurückkehrt. Er wird staunen, wie bereits in diesem Erstlingsstück eine Menge Motive verwerthet sind, an denen Molière selbst in seiner Glanzperiode gezehrt hat, ja daß Lindau zum Trotz doch bereits im „Étourdi“ der ganze künftige Molière mit Ausnahme der drei oder vier Charakterkomödien sehr deutlich enthalten ist[1]. Die Wahrheit ist, daß Molière sich niemals vollständig von der Posse freigemacht hat und daß die Schwächen und Fehler der italienischen Stegreifkomödie nur in sehr wenigen Stücken des französischen Dichters nicht zu Tage treten. Zu diesen Hauptschwächen zählen wir vom moralisch-ästhetischen Standpunkt die Sitte, auf Kosten der betrogenen Redlichkeit, Autorität oder Tugend lachen zu lassen; ferner eine Abstumpfung des Gefühls für Wahrheit und Gerechtigkeit durch die Häufung loser und schlechter, aber witzig ausgeführter Streiche, die sich schließlich fast Selbstzweck werden. So z. B. richtet sich im „Étourdi“ der so oft von seinem Herrn in seinen Plänen gestörte Diener wieder zu neuen „Versuchen“, d. h. neuen Spitzbübereien dadurch auf, daß er eine Art Ehre darein setzt, das Ziel zu erreichen, nicht mehr aus Liebe zu seinem Herrn, sondern aus reiner Liebhaberei an den Streichen und besonders an dem lustigen Ziele selbst. Dadurch erhalten die Betrügereien u. s. w. eine gewisse Art von Idealität, und das eben gibt ihnen den echt Molière'schen Beigeschmack. Im Allgemeinen wäre es ja griesgrämiger Unverstand, wollte man dem komischen Dichter verbieten, geistreich ausgesonnene und durchgeführte Streiche und Listen auf die Bühne zu bringen. Allein Alles hat seine Grenzen. Der Betrogene, auf dessen Kosten gelacht wird, darf nicht die Redlichkeit und die Autorität sein. Nothwendig erfordert schon die ästhetische Gerechtigkeit, daß der Gegner durch anmaßende Dummheit, gleichgroße Geschicklichkeit oder sonst eine herausfordernde Eigenschaft die Betrugsversuche zu einem Art Wettkampf macht, dem dann der Zuschauer eben wegen des spannenden Kampfes und nicht um der Schlechtigkeit der Streiche willen seine Aufmerksamkeit und seinen Beifall schenkt. Das aber ist bei den Molière'schen Dienern, Mascarille, Scapin, Sganarelle u. s. w. fast nie der Fall[2]. — Daß sich in den Komödien ferner Alles um wer weiß was für eigenthümliche Liebschaften dreht, ist zu allbekannt und allgemein, um es bei Molière besonders hervorzuheben; man wundert sich im Gegentheil, wie in dem „Étourdi“ eigentlich Alles noch verhältnißmäßig so sauber hergeht, bis der letzte Vers des Stückes ganz unerwartet und grundlos jenen häßlichen Accord anschlägt, der später in ganzen „Lust“spielen breitgeschlagen werden soll.

Alles in Allem müssen wir den französischen Kritikern viel mehr als

---

[1] So ließe sich beispielshalber sehr leicht eine interessante Parallele zwischen „Étourdi“ und „Avare“ ziehen. „Trufaldin“ ist in manchen Punkten eine leichte Skizze des „Harpagon“. Die Anagnorisis Anselme's im „Geizigen“ hat die größte Ähnlichkeit mit jener des Andrès im „Étourdi“ u. s. w.

[2] Eine rühmliche Ausnahme bilden z. B. die „Précieuses ridicules“.

dem deutschen Lindau beistimmen und den „Étourdi“, wenn auch nicht als ein Meisterwerk, so doch als eine Molière'sche Arbeit mittlerer Güte anerkennen, die in vielen Stücken besser ist, als manche seiner späteren Kleinigkeiten. Freilich, ob die heutige Form der Verse in ihrer Glätte und Abgerundetheit schon die ursprüngliche war, ist mehr als zweifelhaft; dafür aber unterliegt es keinem Bedenken, daß von Anfang an dem Stücke der Charakter jener Lebendigkeit, Keckheit des Fortschreitens, Sicherheit der Exposition aufgedrückt war, der es heute noch als das Werk eines mit der Bühne praktisch vertrauten Mannes auf den ersten Blick verrathen muß.

Wendet man das letzte Blatt des „Étourdi“ und schaut nun die erste Scene des „Dépit amoureux“, so glaubt man fast an einen Irrthum: so identisch ist der Anfang der beiden Stücke. Wie in ersterem Lélie dem Diener Mascarille sein Liebesleid wegen des Rivalen auseinandersetzt, ganz so thut es beim Aufziehen des Vorhanges Eraste seinem Diener Gros-René. Und trotzdem zeigt sich bald genug der Unterschied in der poetischen Aufgabe beider Stücke. Eine wirklich komische Parallele zwischen dem idealistisch überspannten Eraste und seinem Liebeszwist mit der gleich heißblütigen Lucile einerseits und dem durchaus realistischen, etwas derben Gros-René in seinem Verhältniß zur Dienerin Lucile's, Marinette. Alle Kritiker sind einig, daß der Liebeszwist Eraste's die eigentliche Pointe des Stückes, und daß dieser Theil durchaus Molière'sches Eigenthum ist. Entkleiden wir ihn aber der Zufälligkeiten und Beithaten, so stellt er sich bereits als eine recht annehmbare Charakterstudie der Liebe und Eifersucht dar, die zu ihrer kunstgerechten Durchführung nicht bloß künstlerische und theatralische, sondern auch Lebens-Erfahrung in diesem Punkte erforderte. Daß es Molière an keinem dieser drei gemangelt, zeigt das Stück. Die Scenen, in welchen die Eifersucht zum Ausbruch kommt, in welchen dann die Liebe mit dem gekränkten Stolze kämpft, bis sie schließlich über alle falschen Rücksichten den Sieg davonträgt, sind so lebenswahr, so ewig jung, daß sie nur nach dem Leben und zwar aus eigenster Erfahrung geschrieben sein können. Und wahrlich, an Gelegenheit zu solcher Erfahrung fehlte es dem Dichter nicht. In dem Verhältniß, in dem er mit Madeleine Béjart lebte, und bei der Leidenschaft, die ihn zu den Füßen anderer Frauen führte, waren Eifersuchtsscenen nichts Ungewöhnliches für ihn. Wer aufmerksam liest, findet manches Wort, das Molière nur sagen konnte, weil er es von sich selbst zu sagen hatte. Übrigens ist auch die Kunst der Darstellung so wahr und echt, daß die betreffenden Scenen bis heutigen Tages sich auf den ersten Bühnen erhalten und die ursprünglichste Wirkung bewahrt haben. Man hat nämlich alles, was aus dem italienischen Vorbild an schwerfälligen und gehäuften Intriguen entlehnt war, aus den fünf Akten der Molière'schen Dichtung ausgeschieden und so ein Lustspiel in zwei Akten erzielt, „aber,“ wie Lindau mit Recht sagt, „diese zwei Akte sind als das wirkliche Debüt eines genialen Dichters zu betrachten“.

Auch die Sprache — ebenfalls Verse — hebt sich bereits durch die beliebten Sentenzen vortheilhaft und echt französisch vor jener des „Étourdi“ ab, so daß der Erfolg des „Dépit amoureux“ in der Provinz und später in

der Hauptstadt ein durchaus begreiflicher und verdienter war; verdient, in sofern wir uns auf den bloßen Standpunkt des großen Publikums stellen: anders freilich lautet — und das sei hier ein für allemal gesagt über die meisten Molière'schen Komödien — das Urtheil des Christen und Idealisten.

Daß man bei diesen Komödien lacht, daß sie durchschnittlich lustige Lustspiele sind, ist nicht zu läugnen. Von den meisten ist es auch erwiesen, daß sie einen Zweck verfolgen, sich eine bestimmte Aufgabe stellen; aber leider ist die Aufgabe nur allzu häufig schief gestellt oder schief gelöst. Auch die idealen Charaktere der Komödie, die Ariste's, sind im Durchschnitt nicht das, was sich ein Christ unter solchen Charakteren vorstellt.

Das „castiga ridendo mores" in seiner Anwendung auf die Komödie bedarf gar sehr der Einschränkung, insofern es sich um Molière und um wahre Sittlichkeit handelt. Hier lieben wir daher viel mehr die Consequenz jener[1], welche diesen Papierschild fortwerfen und offen bekennen, daß, wie die Kunst überhaupt, so vorzüglich die Komödie mit Moral und moralischen Zwecken nichts zu schaffen habe. Das ist wenigstens entschieden und klar und wehrt von ihrem Standpunkte einzig siegreich alle Streiche ab, die gegen Molière von Seiten der Moral geführt werden könnten. Leider ist jener Grundsatz aber ebenso falsch, als er folgerichtig — aus einem falschen Hauptdogma der Neuzeit abgeleitet ist. Zuerst soll ja die Moral nichts mehr mit der Religion — und dann die Kunst nichts mehr mit der Moral zu thun haben — die Kunst ist sich selbst Zweck und selbst die höchste Religion. — „Welche Summe von irdischem Glück, Genuß, Wohlbehagen, von idealer Erhebung, geistiger Läuterung verdanken wir nicht Homer, Dante, Shakespeare, Molière, Göthe, Schiller? Welche Nacht umgäbe uns ohne die erleuchtenden Strahlenradien, die von diesen ewig fortglühenden Sonnen ausgehen! — Wie sie denen, die zu ihnen schauen, ja selbst solchen, die sich ihrem Einfluß entziehen zu können glauben, eine stete Lichtquelle sind, so ist es auch Völkerpflicht, diesen Göttern, nicht Götzen, fortdauernd Weihrauch zu streuen, Altäre zu bauen, Opfer darzubringen."

Solchen Blödsinn (für Blasphemie ist das Geschreibe wirklich zu dumm) leistet sich die „wissenschaftliche" Zeitschrift des Molière-Museums![2] Glücklicherweise war Molière vernünftiger, als viele seiner heutigen Bewunderer!

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

[1] Selbstverständlich ohne ihre Meinung zu theilen.

[2] Heft 2, S. 98. Was sich diese Zeitschrift an Verworrenheit, Bombast und Vergötterung Molière's, an Wichtigthuerei mit Lappalien überhaupt erlauben darf, das übersteigt jegliches Maß des selbst Dilettanten Erlaubten. Leider hat der Herausgeber einige ernste und vernünftige Mitarbeiter und enthält auch der größte Gallimathias oft manche materiell wichtige Notiz, so daß der deutsche Molière-Forscher der Zeitschrift nicht gut entrathen kann, wenn er auch häufig genug sowohl über die Form als den Inhalt der Mittheilungen in Entrüstung und Trauer geräth. Auch dieses Molière-Museum mit seinem Genie-Cult ist ein Zeichen unserer gottarmen und gottbedürftigen Zeit!

Recenſionen.

Geſchichte der neueren Philoſophie von Baco und Carteſius bis zur Gegenwart. Von Dr. **Albert Stöckl**, Profeſſor der Philoſophie an der biſchöflichen Akademie zu Eichſtätt, Mitglied der römiſchen Akademie des hl. Thomas. Zwei Bände. 8°. 502 u. 643 S. Mainz, Kirchheim, 1883. Preis: *M.* 15.

Bei dem vielen Betrübenden, welches die Gegenwart den Katholiken Deutſchlands vor Augen führt, läßt man den Blick doppelt gern auf den erfreulichen Erſcheinungen ruhen, die dazwiſchen emportauchen. Dahin gehört der rege und erfolgreiche Eifer, mit dem katholiſcherſeits ſeit einiger Zeit auf den verſchiedenſten Gebieten der Wiſſenſchaft gearbeitet wird. Auch da, wo bis vor Kurzem die Nichtkatholiken das Feld beherrſchten, treten jetzt Katholiken mit achtunggebietenden Leiſtungen hervor. Es gilt das vor Allem auf dem Gebiete der Geſchichte, ſowohl der allgemeinen, als auch der beſonderen in ihren einzelnen Zweigen. Wir erinnern bloß an die Literaturgeſchichte; gerade hier haben ſchon jetzt die tüchtigen Arbeiten katholiſcher Gelehrten gezeigt, wie nothwendig es war, das Gängelband zu zerreißen, an welchem man unbeſorgt ſo lange Zeit ſich bewegt hatte. Noch mehr als die Literaturgeſchichte war die Geſchichte der Philoſophie die unbeſtrittene Domäne nichtkatholiſcher, ja großentheils glaubensfeindlicher Forſcher. Wer bedenkt, in wie engem Zuſammenhange Philoſophie und Religion zu einander ſtehen, kann nicht einen Augenblick darüber im Zweifel ſein, daß hier im Intereſſe der Religion ſowohl als der geſchichtlichen Wahrheit eine Emancipation ebenfalls dringend geboten war. Was hat ſich, um nur Eines zu erwähnen, die Scholaſtik nicht Alles von jenen Geſchichtſchreibern müſſen gefallen laſſen? Die meiſten wohl ſind mit Naſenrümpfen ob dem „Modergeruch", vornehm ignorirend an der „Entſeelten" vorübergegangen; andere — es genügt, den Namen Prantl zu nennen — haben ein Zerrbild von ihr entworfen, um dasſelbe zur Zielſcheibe ihres wohlfeilen Spottes zu machen; wieder andere begnügten ſich mit der Reproducirung der althergebrachten Vorurtheile und glaubten ihren guten Willen und ihre Unparteilichkeit übergenug bekundet zu haben, wenn ſie ein aufrichtig gemeintes Mitleid über die Sterilität des Geiſteslebens im Mittelalter zum Ausdruck gebracht; nur wenige drangen etwas tiefer ein — das volle Verſtändniß blieb auch dieſen verſchloſſen. Das hohe Verdienſt, eine Geſchichtſchreibung der Philoſophie vom katholiſchen Standpunkte aus in Angriff genommen zu haben, knüpft ſich an die Namen Werner und Stöckl.

Letzterer, bekanntlich wegen ſeiner großen Gelehrſamkeit und ſeiner ſegensreichen Wirkſamkeit auf dem Gebiete der Philoſophie vom Heiligen Vater Leo XIII. durch die Aufnahme in die römiſche Thomas-Akademie ausgezeichnet, hat die ganze Geſchichte der Philoſophie, von den altheidniſchen Syſtemen der Weltweisheit bis auf die Philoſophie unſerer Tage, vollſtändig durchgearbeitet und die Frucht dieſer ſeiner Studien in einer Reihe anſehnlicher Werke hinterlegt. Gern ergreifen wir die Gelegenheit, hier wenigſtens in Kürze auf dieſelben hinzuweiſen. Das „Lehrbuch der Geſchichte der Philoſophie", welches bereits in zweiter Auflage erſchienen iſt, entwirft durch eine gedrängte Darlegung der hauptſächlichſten philoſophiſchen Syſteme ein Bild des Entwicklungsganges der Philoſophie durch die ganze Vergangenheit. Auf eine tiefere Einführung in die geſchichtliche Kenntniß der Philoſophie ſind drei größere Werke berechnet, welche beſtimmte Zeitabſchnitte behandeln. Das erſte beſteht (bis jetzt) aus zwei Bänden, von denen der erſtere unter dem Titel: „Die ſpeculative Lehre vom Menſchen und ihre Geſchichte", außer den theoretiſchen Darlegungen die betreffende Geſchichte für die Zeit des Alterthums umfaßt, während der zweite ſein Programm erweitert und darum auch mit dem Separattitel: „Geſchichte der Philoſophie der patriſtiſchen Zeit mit beſonderer Hervorhebung der durch ſie bedingten ſpeculativen Anthropologie", ſich einführt. Die dreibändige „Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters" will nicht als eine eigentliche Fortſetzung des vorigen Werkes betrachtet werden, indem es die jenem gezogenen Schranken überſchreitet und allen Lehrpunkten der Philoſophie eine gleichmäßige Berückſichtigung angedeihen läßt. Denſelben allgemeineren Standpunkt wählt das dritte, zuletzt erſchienene Werk: „Geſchichte der neueren Philoſophie von Baco und Carteſius bis zur Gegenwart"; auch Anlage und Durchführung ſind in den beiden letztgenannten Werken für die verſchiedenen Zeiten ungefähr die gleichen. Wir beſitzen alſo in ihnen thatſächlich eine zuſammenhängende Geſchichte der Philoſophie für das Mittelalter und die Neuzeit. Dieſer Umſtand legt uns eine Bemerkung nahe, deren Äußerung an dieſer Stelle der hochw. Herr Verfaſſer uns gütigſt geſtatten möge. Wenn derſelbe nämlich (Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters, 1. Band, Vorrede) auch eine Weiterführung des an erſter Stelle genannten, die ſpeculative Anthropologie ſpeciell hervorhebenden Werkes in Ausſicht ſtellt, ſo glauben wir, noch erwünſchter werde den meiſten Freunden der Stöckl'ſchen Schriften jetzt, wo das Mittelalter und die Neuzeit in umfaſſenden Werken gleichmäßig bearbeitet vorliegen, eine Ergänzung gerade dieſer beiden Werke ſein. Durch eine ihnen entſprechende Geſchichte der Philoſophie des Alterthums und der Väterzeit würde eine große, einheitliche Geſammtgeſchichte der Philoſophie fertiggeſtellt werden — gewiß ein Werk, zu deſſen Vollendung das katholiſche Deutſchland dem Verfaſſer und ſich ſelbſt Glück wünſchen müßte.

Wenn wir jetzt die jüngſt erſchienene „Geſchichte der Philoſophie der Neuzeit" näher in's Auge faſſen, ſo dürfen wir an ihr zu unſerer Freude dieſelben formellen Vorzüge loben, welche auch ihre Vorgänger auszeichnet. Unter ihnen iſt rühmend hervorzuheben die Einfachheit und Klarheit der Sprache,

welche wesentlich dazu beiträgt, ein leichtes Verständniß überall dort zu erzielen, wo ein solches überhaupt erreichbar ist. Wo die philosophischen Systeme selbst sich so sehr in Dunkel hüllen, daß dasselbe zu verscheuchen auch den eigenen Urhebern nicht gelungen ist, da bleibt für den Geschichtschreiber allerdings nichts Anderes übrig, als die Dunkelheit mit in den Kauf zu nehmen — ein Fall, der bekanntlich in der Geschichte der modernen Philosophie nicht gerade so selten vorkommt.

Inhaltlich weisen die beiden Bände eine fast erdrückende Fülle von Stoff auf. Selbstverständlich konnten und durften nicht alle Systeme in gleicher Ausführlichkeit dargelegt werden; bei gar manchen mußte es genug sein, sie mit wenigen Strichen zu charakterisiren. Um dem Leser einen annähernden Begriff von der Reichhaltigkeit des Werkes zu geben und ihm zugleich einen kleinen Einblick in die innere Organisation desselben zu ermöglichen, genüge es, auf die folgenden Philosophen, die alle eine eingehende Berücksichtigung gefunden haben, in der vom Verfasser gewählten Gruppirung hinzuweisen.

Der erste Band, welcher sich mit der Zeit von Baco und Cartesius bis Kant beschäftigt, umfaßt nach des Verfassers Anordnung zwei Perioden. In der ersten, die als die Zeit der Begründung und ursprünglichen Gestaltung der neueren Philosophie bezeichnet wird, treten uns entgegen: Baco von Verulam, Herbert von Cherbury und Hobbes als Vertreter des Empirismus und Deismus; Descartes, Geulinx[1], Malebranche, Spinoza als Vertreter des Rationalismus, denen sich die Hauptvertreter der oppositionellen Strömungen (platonisirende Richtung, apologetisirende Richtung, Mystiker) anschließen. Für die zweite Periode, den Fortgang der neueren Philosophie seit der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, wird als oberstes Eintheilungsprincip die Verschiedenheit der Länder gewählt. Die Philosophie in England zeigt uns in ihrer Entfaltung den intellectuellen Empirismus Locke's, den ethischen Antonomismus des Grafen von Shaftesbury, den deistischen Naturalismus in seiner Entwicklung, welche er in Toland, Collins, Woolston, Tindal, Chubb und Bolingbroke nimmt, den Akosmismus Berkeley's und den Skepticismus Hume's, gegen den als Reaction die schottische Schule mit Thomas Reid an der Spitze auftrat. Der Philosophie in Frankreich gibt der Verfasser folgende Gruppirung: Anbahnung der naturalistischen Richtung durch Bayle; die Rechts- und Staatslehre Montesquieu's; der antichristliche Naturalismus in seiner vollen Gestalt bei Rousseau, Voltaire und Diderot; der Sensualismus Condillac's; der Materialismus bei Helvetius, de la Mettrie, von Holbach und dem Verfasser des Système de la nature. Die Philosophie in Deutschland und in den angrenzenden germanischen Ländern zeigt als Vertreter der Rechts- und Gesellschafts-Philosophie Grotius und Pufendorf, als Begründer eines

[1] Im vorliegenden Werke stets: Geulincs. Gleichfalls immer: Puffendorf, Rosenkrantz, Comté, Littrée statt Pufendorf, Rosenkranz, Comte, Littré.

ideal-philoſophiſchen Syſtems Leibniz und Wolff, als Anwälte der „deutſchen Aufklärung“ Reimarus, Leſſing und Herder. Die dritte Periode, welche die neueſte Philoſophie von Kant bis zur Gegenwart umfaßt, füllt den ganzen zweiten Band. Die erſte, größere Hälfte desſelben beſchäftigt ſich mit der Philoſophie in Deutſchland, während die andere der Philoſophie der übrigen Länder gewidmet iſt. Die Entwicklung der Philoſophie in Deutſchland weist folgende Phaſen bezw. nebeneinander laufende Richtungen auf: Idealismus und idealiſtiſcher Pantheismus (Kant, Fichte, Jacobi, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Krauſe, Schopenhauer); Verſuche zur Reform der Philoſophie in realiſtiſcher Richtung auf dem Unterbau der Naturwiſſenſchaft (Herbart, Beneke, Trendelenburg, Lotze, Fechner, Ulrici, auch Stahl); Verſuche zur „Verſöhnung“ des Chriſtenthums mit der modernen Philoſophie (Baader, Günther, Deutinger, Frohſchammer, Roſenkranz); Ausgang der bisherigen philoſophiſchen Entwicklung in Deutſchland als Materialismus (Büchner und Haeckel) und materialiſtiſcher Nihilismus (v. Hartmann). Für die neueſte Philoſophie in Frankreich und Belgien werden drei Hauptrichtungen namhaft gemacht: die antiſpiritualiſtiſche, welche den Senſualismus und Materialismus, den Phrenologismus (Gall), den Poſitivismus (Comte u. A.) und den Socialismus (St. Simon, Fourier u. A.) unter ſich begreift; die ſchottiſche und eklektiſche Philoſophie (Royer-Collard, Maine de Biran, Couſin); endlich die religiös-philoſophiſche Richtung mit dem Traditionalismus (de Bonald, de Lamennais, Bautain) und dem Ontologismus (Maret, Gratry, Ubaghs). Die neueſte Philoſophie Spaniens läßt Balmes in den Vordergrund treten, während die Englands die Namen Stuart Mill, Darwin und Bentham aufweist, und die Italiens in Rosmini und Gioberti, aber auch in Taparelli ihre Hauptvertreter hat. Bei den einzelnen Ländern werden außerdem jedesmal am Schluſſe die gegenwärtigen Beſtrebungen einer Rückkehr zur Philoſophie der chriſtlichen Vorzeit in einigen Zügen geſchildert.

Dieſer Überblick, der die große Zahl ſo verſchiedener, in ſo vielen Punkten ſich ſchnurſtracks zuwiderlaufender Syſteme vor Augen führt, zeigt genugſam, wie äußerſt ſchwierig die Aufgabe war, vor die der Herr Verfaſſer ſich ſtellte, als er es unternahm, aus dieſem Chaos mit ordnender Hand ein überſichtliches Bild zu geſtalten. Um ſo mehr Anerkennung verdient daher die Ausführung, welche im Großen und Ganzen als eine wohlgelungene bezeichnet werden darf. Durch die vom Verfaſſer hergeſtellte Reihenfolge und Gruppirung, die an den entſcheidenden Stellen auch jedesmal im Voraus angekündigt und kurz motivirt wird, iſt ein wahrer Ariadnefaden geſchaffen, welcher auch dem mit dieſem Gebiete minder Vertrauten ſeinen Dienſt nicht verſagt.

In einzelnen Fällen ließe ſich über den Ort der Einfügung einzelner Syſteme rechten: daß es nur in einzelnen Fällen geſchehen kann, iſt gewiß ein großes Lob. Noch ſeltener wohl kommt es vor, daß die Einordnung eines Philoſophen unter eine beſtimmte Richtung der Grund iſt, weßhalb die eine oder andere Seite ſeiner Eigenart und ſeiner philoſophiſchen Leiſtungen gar nicht oder doch nicht genügend hervortritt. Ein Beiſpiel. Johann Gottfried

Herders philoſophiſche Bedeutung liegt unſtreitig in ſeiner Geſchichtsphiloſophie. Hier haben ſeine Arbeiten leider erfolgreich gewirkt. Wiewohl er auf Baco, Hume und Shaftesbury, auf Montesquieu und Rouſſeau, auf Leibniz, und trotz ſeiner Polemik auch auf Spinoza einigermaßen fußte, war er doch hinwiederum der Erſte, welcher im Gegenſatze zur abſtract rationaliſtiſchen Auffaſſungsweiſe ſich in mehr realiſtiſcher Betrachtung dem Eigenthümlichen der verſchiedenen Lebens- und Denkarten aller Zeiten zuwandte, um auf dieſe Weiſe zu einem genetiſchen Begreifen vorzuſchreiten. Er ging dabei von einer Naturauffaſſung aus, die ihm die Erde mit all ihrem Leben nur als einen großen Entwicklungsproceß erſcheinen ließ, in welchem immer höheres individuelles Leben ſich bildet bis hinauf zum höchſten Naturproduct, dem Menſchen, welcher ſeinerſeits wieder eine neue, höhere Natur, die Humanität, verwirklichen ſoll. Mit Recht hat man in dieſer Auffaſſung die Vorläuferin ſowohl der Schelling'ſchen und Oken'ſchen Naturphiloſophie und der Hegel'ſchen Geſchichtsphiloſophie, als auch aller neuzeitlichen Deſcendenz- und Entwicklungstheorien zu finden geglaubt. Und wegen der vergleichenden Studien über das Völkerleben, die Herder zur Fruchtbarmachung ſeiner Ideen anſtellte, preist man ihn in neueſter Zeit beſonders gern als Vater der vergleichenden Sprach- und Religions-Wiſſenſchaften. Eine Geſchichte der Philoſophie muß darum dieſe Bedeutung des Mannes vor Allem in's rechte Licht ſetzen und demgemäß das Wichtigſte und Weſentlichſte ſeiner geſchichtsphiloſophiſchen Anſchauungen zur Darſtellung bringen, wie ſie in deſſen berühmteſtem Werke: „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte", ſich geltend machen. Herr Dr. Stöckl führt Herder als dritten Repräſentanten der „deutſchen Aufklärung" an und faßt, um dementſprechend deſſen Stellungnahme zur geoffenbarten Wahrheit zu erläutern, einzig die Schrift: „Vom Unterſchiede zwiſchen Religion und Lehrmeinungen", näher in's Auge, indem er aus ihr lange Auszüge beibringt. Auf Herders „Metakritik" kommt er an einer anderen Stelle, bei der Bekämpfung des Kantianismus, mit einigen Worten zu ſprechen. Aber Herders „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte" werden auch nicht einmal genannt. Das iſt eine bedauerliche Unterlaſſung, die ſich zwar nicht rechtfertigen, aber doch, wie vorhin ſchon angedeutet, dadurch in etwa entſchuldigen läßt, daß der bei der Gruppirung und Einreihung gewählte Standpunkt eine gewiſſe Einſeitigkeit der Betrachtungsweiſe zur nothwendigen Folge hatte. Allein dieſer Fall, wir wiederholen es, gehört zu den Seltenheiten; durchweg trägt die Gruppirung dazu bei, das verſchiedene Gepräge der einzelnen Geiſtes-Phyſiognomien nur um ſo wirkungsvoller hervortreten zu laſſen.

Die Art der Behandlung im Einzelnen iſt nicht ſchablonenhaft. Wohl aber ſchreitet die Darſtellung nach einer beſtimmten, wenn auch je nach den Umſtänden modificirten Ordnung voran. Für die einzelnen Perioden und größeren Abſchnitte finden wir außer den ſchon berührten Erläuterungen der Stoffgruppirung gewöhnlich auch eine kurze Charakteriſtik der betreffenden Zeit und ihrer Strömungen an die Spitze geſtellt. Gegebenen Falls werden auch Ereigniſſe aus der Zeitgeſchichte, inſofern ſie das Verſtändniß beſtimmter neu auftretender Richtungen erleichtern, zur Erklärung herangezogen, ſo vorzüglich

bei den engliſchen Philoſophen, beſonders glücklich bei Hobbes[1]. Der Darlegung der einzelnen philoſophiſchen Syſteme gehen gewöhnlich die nothwendigſten Notizen über das Leben und die Hauptſchriften der betreffenden Philoſophen voraus. Die Syſteme werden überſichtlich nach ihren Hauptbeſtandtheilen ſkizzirt. Wo die Darſtellung bei der Wichtigkeit eines Syſtemes eine größere Ausdehnung annimmt, iſt auch jedesmal neben der paſſenden Gliederung noch durch gute Überſchriften für die Erleichterung des Verſtändniſſes und des Überblickes geſorgt. Bei der Auseinanderſetzung der Syſteme iſt für gewöhnlich in den Anmerkungen nur auf die betreffenden Fundorte in den Werken der behandelten Philoſophen verwieſen. Zuweilen jedoch, z. B. bei Carteſius, Leibniz, Helvetius, dem Système de la nature, bringen die Anmerkungen auch eine Anzahl ganzer Stellen im Wortlaut. Wir müſſen geſtehen, der Grund für dieſe Ungleichheit des Verfahrens iſt uns nicht recht erſichtlich geworden. Eine kritiſche Würdigung des auseinandergeſetzten Syſtems bildet jedesmal den Abſchluß. Hier iſt es, wo der hochw. Herr Verfaſſer den katholiſchen Standpunkt wirkſam zur Geltung bringt, indem er die jeweiligen größeren oder geringeren Abweichungen des Syſtems vom „chriſtlichen Gedanken" klar und entſchieden aufweist, aber auch die Widerſprüche hervorhebt, in die das Syſtem ſich zu den geſunden philoſophiſchen Principien und häufig auch zu ſeinen eigenen ſtellt. Auf eine ausführliche und vollſtändige Widerlegung der einzelnen Syſteme iſt es dabei ſelbſtverſtändlich nicht abgeſehen. Nichtsdeſtoweniger enthalten jene kritiſchen Bemerkungen häufig eine Zuſammenſtellung der triftigſten Gründe, welche ſich überhaupt gegen das in Rede ſtehende Syſtem in's Feld führen laſſen. Gleich das gegen Baco Geſagte enthält manche treffende Bemerkung. Weiter ausgreifende Widerlegungen finden ſich z. B. bei Carteſius, Locke, Kant.

Gewiß muß dieſe kritiſche Beleuchtung, welche ſich durch das ganze Werk hinzieht und auf's Neue für die gründlichen philoſophiſchen und theologiſchen Kenntniſſe, wie für die ſcharfe Dialektik des Verfaſſers ein rühmliches Zeugniß ablegt, den katholiſchen Leſer in hohem Grade zum Dank verpflichten. Dennoch aber wird er dabei auf Eines nur ungern verzichten. Unwillkürlich frägt er ſich nämlich: Wie haben ſich denn die gleichzeitigen und nachfolgenden katholiſchen Philoſophen zu den verſchiedenen Syſtemen geſtellt? Was haben dieſe zu deren Widerlegung vorgebracht? Und da es ſich um eine ausführliche Geſchichte der Philoſophie vom katholiſchen Standpunkte handelt, kann die Berechtigung ſolcher Fragen wohl kaum beſtritten werden. Hier zeigt nun das Stöckl'ſche Werk — wir dürfen das nicht verſchweigen — unliebſame Lücken. Um es kurz zu ſagen, nur ſehr ſelten wird auf jene katholiſchen

[1] Wenn der Verfaſſer den großen Anklang, den Rouſſeau's „Emil" bei ſeinem Erſcheinen fand, einzig aus der „durch und durch corrumpirten Zeit" begreiflich machen will, ſo hat er einen anderen, wenigſtens ebenſo ſchwerwiegenden Erklärungsgrund außer Acht gelaſſen, nämlich das Bedürfniß jener Zeit, aus dem unnatürlichen Zuſtande der Hypercultur, der Ziererei und des Etiquettenweſens zur Hochſchätzung der Natur und des Natürlichen zurückzukehren. Rouſſeau's „Emil" war es, der die lang erwartete Parole: „Rückkehr zur Natur", ausgab.

Gegner verwiesen, und wo es geschieht, hat es fast stets bei dem einfachen Hinweis sein Bewenden, meistens sogar ohne Namhaftmachung der betreffenden Schriften, stets ohne ein näheres Eingehen auf diesen Zweig der katholischen Literatur. Gleich bei Cartesius z. B. werden die mit gerechtem Aufsehen aufgenommenen und aus dem Französischen auch in's Lateinische, Italienische und Englische übersetzten Schriften des Anti-Cartesianers Daniel nicht einmal dem Titel nach angeführt. Und ähnlich geht es weiter bis herunter auf den Philosophen des Unbewußten, bei dem selbst die Thatsache unerwähnt bleibt, daß eine Reihe katholischer Gelehrten, zuletzt noch Braig in der größeren Schrift: „Die Zukunftsreligion des Unbewußten und das Princip des Subjectivismus" (Freiburg, Herder, 1882), schätzenswerthe Beiträge zu seiner Widerlegung geliefert haben. Wir unterschätzen keineswegs die Größe der Schwierigkeiten, welche bei der Lückenhaftigkeit der hier verwendbaren Vorarbeiten sich für die Erzielung einer auch nur annähernden Vollständigkeit nach dieser Richtung hin hemmend in den Weg legen. Dennoch müssen wir es bedauern, daß bei einem im Übrigen so weitschichtig angelegten Werke nicht wenigstens ein erster Versuch zur Ausfüllung dieser Lücken gewagt wurde.

Ein anderer Wunsch steht mit dem eben geäußerten in enger Verbindung: er geht auf eine größere Berücksichtigung der katholischen Philosophen überhaupt. Unzweifelhaft stand es dem Herrn Verfasser frei, sich seinen Stoff zu beschränken und demgemäß für die Neuzeit etwa bloß die Entwicklungsgeschichte der von der kirchlichen Wissenschaft emancipirten Philosophie in Behandlung zu nehmen. Wenn aber eine solche Beschränkung nicht gewählt und die Darstellung der neueren Philosophie einfachhin in Angriff genommen wird, dann darf der katholische Leser auch mit Recht erwarten, daß neben den zahlreichen auf dem Boden des Protestantismus und des modernen Heidenthums emporsprießenden Systemen gleichfalls die wichtigsten Erscheinungen der katholischen Philosophie nach Gebühr gewürdigt werden. Es lag nun auch keineswegs in der Absicht des Verfassers, dieser Anforderung sich zu entziehen. Er ist vielmehr der Ansicht, daß sein neuestes Werk mit seiner „Geschichte der Philosophie des Mittelalters" sich zu einer vollständigen Darstellung der Philosophie, auch der auf katholischem Boden erwachsenen, ergänze. Der Verfasser selbst schreibt: „Es schließt sich das vorliegende Werk unmittelbar an den dritten Band meiner ‚Geschichte der Philosophie des Mittelalters' (Mainz, Kirchheim, 1866) an und soll in gewisser Beziehung die Fortsetzung des letzteren bilden. Von jenen Erscheinungen auf philosophischem Gebiete, welche auf der Grenzscheide der älteren und neueren Zeit liegen, habe ich daher in dem vorliegenden Werke jene, welche schon in dem genannten dritten Bande meiner Geschichte der Philosophie des Mittelalters zur Sprache gekommen sind, nicht mehr eigens behandelt; ich habe mich in dieser Beziehung damit begnügt, auf das letztgenannte Werk zu verweisen. Der Vollständigkeit der Darstellung im vorliegenden Buche wird aber dadurch kein Eintrag gethan" (Vorrede). Ist es nun schon mißlich, für das, was man in dem einen Werke zu suchen berechtigt zu sein glaubt, auf ein anderes verwiesen zu werden,

ſo iſt zudem auch das dort Gebotene wohl kaum ausreichend. Es wird nämlich daſelbſt nur ein „geſchichtlicher Überblick“ der nach der Reformationszeit wieder aufblühenden Scholaſtik mit der Namenangabe ihrer Hauptvertreter und ihrer hervorragendſten Werke auf wenigen Seiten vorgeführt und dann einzig das Syſtem des Suarez einläßlich dargelegt. Soll das wirklich genügen für das ganze ſechzehnte, ſiebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert, wo an zahlreichen Hochſchulen und an noch zahlreicheren Ordensſchulen die ſcholaſtiſche Philoſophie weiter gelehrt wurde[1] und die neuſcholaſtiſche Literatur ſo manche Bereicherung ſowohl an ſelbſtändigen Werken, wie an gediegenen Commentaren zu den Werken des Ariſtoteles und des hl. Thomas aufzuweiſen hat? Faßt man aber den Inhalt der zwei Bände, welche die neuere Zeit behandeln, allein in's Auge — und manche Leſer werden ja dabei ſtehen bleiben —, ſo empfängt man geradezu den Eindruck, als ſei während dieſes ganzen Zeitraumes von der katholiſchen Philoſophie überhaupt nichts Nennenswerthes zu Tage gefördert worden, als ſei bei ihr für dieſe Zeit eine völlige Stagnation eingetreten. Dieſer Eindruck wird noch verſtärkt durch einige wirklich mißverſtändliche Ausdrücke. So heißt es gleich in der Einleitung des erſten Bandes, nachdem darauf hingewieſen, daß im Mittelalter der philoſophiſche Gedanke einen continuirlichen Entwicklungsgang genommen: „Das änderte ſich nun aber im fünfzehnten Jahrhundert. Es wurde der Faden der bisherigen philoſophiſchen Tradition mit Einem Male abgeſchnitten, und damit der continuirliche Fortgang in der Entwicklnng des philoſophiſchen Gedankens abgebrochen.“ Dem entſprechend wird dann ſpäter im zweiten Bande, wo von der Wiederbelebung der Scholaſtik in unſerem Jahrhundert die Rede iſt, ausdrücklich geſagt, man habe dabei die Überzeugung von der Nothwendigkeit gehabt, „daß wieder an die altchriſtliche Philoſophie, wie ſie in den chriſtlichen Jahrhunderten vor der ‚Reformation‘ geblüht, angeknüpft, der ſeit dreihundert Jahren unterbrochene Faden der chriſtlich-philoſophiſchen Tradition wieder aufgenommen werde“. Solche Ausdrücke wären unmöglich gebraucht worden, wenn die Geiſtesfrüchte, welche bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts — wo thatſächlich der Faden der chriſtlich-philoſophiſchen Tradition abgebrochen wurde — von der katholiſchen Philoſophie gezeitigt waren, auch im Einzelnen verfolgt und aufgezeigt worden wären. Die vorzüglich in den letzten Decennien von katholiſcher Seite unternommenen Regenerationsbeſtrebungen der altchriſtlichen Philoſophie gelangen, wie bereits bemerkt, allerdings zur Darſtellung, aber doch nur in recht ſkizzenhafter Weiſe. Wir zweifeln nicht, daß die meiſten Leſer hier mit uns ein Mehr gewünſcht hätten. Oder iſt es ein

[1] Noch im Jahre 1735 konnte z. B. Loſſada den zweiten Band ſeiner Cursus philosophici mit den Worten beginnen: „Philosophia Peripatetica, quae longo saeculorum tractu pacifice regnavit in scholis, et, licet jam interturbata pace, regnat adhuc etc.“ — Eine wirkliche Beeinfluſſung erfuhr die Philoſophie der katholiſchen Schulen durch Chriſtian Wolff, nicht zwar in der Lehre, wohl aber in der Methode und Syſtematiſirung. Ein näheres Eingehen auf die Methode Wolffs, in welcher auch, abgeſehen von der eben berührten Thatſache, die Hauptbedeutung des Mannes liegt, vermiſſen wir bei Stöckl.

richtiges Verhältniß, wenn z. B. Günther mit 34, Deutinger mit 13, Frohſchammer mit 17, Roſenkranz mit 11 Seiten bedacht wird, dagegen über Kleutgen und „ſein claſſiſches Werk“ in ganzen fünf Zeilen gehandelt wird?

Faſt müſſen wir befürchten, daß durch die Äußerung unſerer Wünſche, welche wir eben nicht unmotivirt vorlegen durften, die hohen Vorzüge des Werkes, welche wir ja bei den gewaltigen Schwierigkeiten des Unternehmens mit doppelter Freude anerkannt haben, etwas in den Schatten gerückt ſeien. Es würde das ganz und gar unſerer Abſicht widerſprechen. Darum betonen wir hier nochmals: unſerer Überzeugung nach iſt das katholiſche Deutſchland dem gelehrten und verdienſtreichen Herrn Verfaſſer für ſeine neueſte Gabe zu großem Danke verpflichtet. Das Werk iſt auch in der vorliegenden Geſtalt bereits „eine großartige Apologie des poſitiven Chriſtenthums, der katholiſchen Kirche“. Als eine ſolche möge es in unſerer Zeit des Unglaubens recht viel Gutes ſtiften!

Aug. Langhorſt S. J.

De distinctione essentiae ab existentia theses quatuor. Disputatio scholastica, quam ad auditorum suorum usum emisit *Maximilianus Limbourg* S. J. Permissu Superiorum. 8°. p. 71. Ratisbonae, Pustet, 1883. Preis: 60 *Pf.*

Das Schriftchen behandelt die berühmte Frage, welcher Unterſchied in den geſchaffenen Dingen zwiſchen ihrem Daſein und ihrer Weſenheit beſtehe. Daß irgend ein Unterſchied obwalte, leuchtet ein: die exiſtirenden Dinge könnten ja auch nicht ſein; ihr Daſein liegt alſo nicht in ihrem Weſen. Ebenſo iſt es etwas Anderes wirklich ſein, und etwas Anderes möglich ſein. Die Frage ſpitzt ſich darauf zu: ob im wirklichen Dinge ſeine Weſenheit reell verſchieden ſei von ſeinem Daſein oder ſeiner Exiſtenz. Manche meinen, wie Gott die bewirkende Urſache von Leib und Seele iſt, die Seele aber als innere Formalurſache die Materie zum menſchlichen Körper macht, — ſo müſſe auch neben der Weſenheit noch eine beſondere Realität angenommen werden, welche gewiſſermaßen als innere Formalurſache der geſchaffenen Weſenheit das volle Wirklichſein verleihe und daher den beſonderen Namen Exiſtenz führe. Gegen dieſe Anſicht iſt vorliegende Schrift gerichtet. Gang und Anlage ſind vorwiegend polemiſch. Der hochw. Verfaſſer ſelbſt zeigt große Vertrautheit mit den ſcholaſtiſchen Ideen und volle Beherrſchung des Stoffes; mit großer Überzeugung und Sicherheit verficht er ſeine Theſe und verfolgt die gegneriſche Anſicht mit einer Schärfe und Conſequenz, welche die Schwierigkeiten eher aufſucht als umgeht.

Das ſcheint uns nun evident zu ſein, daß der virtuelle Unterſchied zur Wahrung des vollkommenen Abſtandes zwiſchen Gott und dem Geſchöpfe und zur vollen und ungetrübten Darlegung der Wahrheiten, die darauf ruhen, völlig hinreicht. Ja die Gründe des Verfaſſers überzeugten uns auch, daß nur ein virtueller Unterſchied vorhanden iſt. Bei manchen Gegengründen empfängt man den Eindruck, daß die Vertheidiger des reellen

Unterschiedes sich mehr von der Auctorität, als von inneren Gründen leiten ließen: es handelt sich hier nämlich um das Ansehen des hl. Thomas. Auch diese Schwierigkeit würdigt der Verfasser, und wir glauben, daß er die Alternative des Tiphanus siegreich zurückweist. Tiphanus meinte nämlich, die Behauptung, der englische Lehrer hätte nur einen virtuellen Unterschied gelehrt, beruhe entweder auf Unverschämtheit oder auf Unkenntniß der Doctrin des hl. Thomas (hominis est aut impudentis, aut in ejus doctrina peregrini).

Wie konnte aber überhaupt die genannte Lehre für einen Grundstein der Doctrin des englischen Lehrers erklärt werden? Allerdings, insofern von der Frage, ob ein bloß virtueller oder ein reeller Unterschied vorhanden sei, thatsächlich keine weiteren Grundbegriffe bedingt sind, so daß alle wichtigen metaphysischen Wahrheiten mit voller Klarheit und Sicherheit ohne dieselbe können behandelt werden, haben wir es mit einem bloßen Ausläufer des Systems zu thun, und es wäre darum gewiß verkehrt, die wichtigsten philosophischen Deductionen des hl. Thomas von ihr abhängig machen zu wollen. Doch verbleibt der Sache immerhin ihre Bedeutung. Der hl. Thomas soll Lehrer und Führer des christlichen Denkers sein — nicht bloß in dem Sinne, daß dieser nach jeweiligem Bedürfnisse nach diesen oder jenen Stellen greift, wo der heilige Lehrer klar und einfach diese oder jene Wahrheit vorträgt; nein, das Studium des hl. Thomas soll, so viel es angeht, den ganzen Denkproceß des großen Meisters in's Auge fassen, um in diesem Lichte die einzelnen sich folgenden und gegenseitig bedingenden Wahrheiten zum vollen Verständnisse zu bringen. Es ist nun klar, daß der Gedankengang des hl. Thomas, je nachdem die vorliegende Streitfrage gelöst wird, nicht unbedeutende Modificationen erfahren wird. Demnach wäre es gewiß eine verdienstvolle Arbeit und eine dankenswerthe Ergänzung der vorliegenden Schrift, wenn der Verfasser, etwa in der „Theol. Zeitschrift", die metaphysischen Begriffe, welche unsere Frage berühren, genau nach der Anschauung und Auffassung des englischen Lehrers mehr thetisch und stufenweise entwickelte, woraus sich dann die Lösung der Frage als einfache Folge ergeben würde. Dabei könnte die strenge Schulform mit einer freiern Darstellung vertauscht werden; doch müßte diese, wie uns scheint, immerhin lateinisch sein. — Im Citate aus Bannez (S. 20) muß es s i v e substantia heißen.

B. Felchlin S. J.

Dr. *Bukowski*, **Dzieje Reformacyi w Polsce.** I. Kraków 1883.
(Geschichte der Reformation in Polen. Band I. Krakau 1883.)

Das ganze Werk, von dem hier der erste Band vorliegt, soll in drei Bänden seine Vollendung finden. Band 1 führt uns die Geschichte der Einführung des Protestantismus und seiner Verbreitung bis zum Ende der Regierungszeit König August Sigmunds vor. Wohl haben auch Andere bereits vor Dr. Bukowski diese Periode polnischer Geschichte behandelt; indeß fast alle diejenigen, welche die Reformation in Polen zum besonderen Gegenstande ihrer literarischen Thätigkeit wählten, Węgierski, Lubiemicki, Friese, Krasinski,

Fiſcher, ſtellten dieſelbe vom proteſtantiſchen Standpunkte aus dar. War auch Lukaszewicz Katholik, ſo kennzeichnet doch der Umſtand ſeinen Standpunkt genügend, daß er von Vielen, die ihn nur aus ſeinen Werken kennen, als Proteſtant citirt wird. Andere katholiſche Schriftſteller beſchränkten ſich entweder auf den politiſchen Theil in der Reformation, wie Zakrzewski, oder gingen nicht tief genug auf die Sache ein, wie Bulinski, während Dziedu-ſzycki in ſeinem „Peter Skarga und ſein Zeitalter" nur einen ſpäteren Theil zur Darſtellung bringt.

Der Herr Verfaſſer hat die ihm zu Gebote ſtehenden Quellen, beſonders die gedruckten, gewiſſenhaft benutzt. War indeß ſein Verſuch, die Geſchichte der Reformation in Polen vom katholiſchen Standpunkte zu ſchreiben, der erſte in ſeiner Art, ſo iſt ſelbſtverſtändlich Manches in der Benutzung der Quellen und in der Darſtellung noch derart geblieben, daß es einen Fortſchritt zuläßt. Von ungedruckten Quellen ſind beſonders die Krakauer biſchöflichen und Conſiſtorial-Acten benützt worden. Wenn die Gneſener, Kulmer, Wloclaw'ſchen und Wilna'ſchen Archive auch unbenutzt geblieben, ſo haben wir doch im vorliegenden Werke ganz beſonders werthvolle Aufſchlüſſe über die Reformation in Klein-Polen, während die anderen Theile des ehemaligen Königreiches eine zweite Auflage abwarten müſſen, um in dem ihnen gebührenden Verhältniſſe Berückſichtigung zu finden. Auch die deutſchen Bezirke, welche unter polniſcher Oberhoheit ſtanden, wie Danzig, Thorn, ſind nur in zweiter Linie zur Beſprechung gekommen. Freilich würde es noch langjähriger Vorarbeiten bedürfen, hätte Verfaſſer ein nach allen Seiten gleichmäßig fallendes Licht über die Reformation verbreiten wollen, und ſo wäre vielleicht zum großen Schaden der Wiſſenſchaft das vorliegende Werk nie zum Abſchluß gekommen. Es gebührt dem Verfaſſer die höchſte Anerkennung und aufrichtiger Dank, daß er trotz aller Schwierigkeiten ein Werk geliefert, das die Reformation in Polen endlich einmal in ihrer wahren Geſtalt zeigt und deſſen kein künftiger Geſchichtsſchreiber dieſer Periode entrathen kann. Hat er nicht allen Anſprüchen genügen können, die man an ein ſolches Werk richten möchte, ſo liegt der Grund eben nicht am Verfaſſer, er liegt daran, daß Dr. Bukowski der erſte iſt, der es unternahm, ein ſo umfaſſendes Werk herauszugeben.

Die Reformation wurde in Polen durch verſchiedene Urſachen angebahnt und eingeleitet. Krakau, an der Grenze der weſtlichen Civiliſation gelegen, zog durch den Ruf ſeiner blühenden Univerſität die Humaniſten von fern und nah herbei. Der Ruf nach einer Reformation an Haupt und Gliedern hatte auch in Polen ſein Echo gefunden; Humanismus und Huſſitismus bereiteten das Terrain zu eigenmächtigen Thaten vor. Einzig der hohe Adel und die deutſche, handeltreibende Bevölkerung der Städte erklärte ſich im Anfang für die neue Lehre. Aus Abneigung gegen alles Deutſche verſchloß der hohe Adel ſich gegen das Lutherthum und nahm den Calvinismus, deſſen ſtrengere Lehre ihm mehr zuſagte, an. Die zügelloſe Sucht nach gänzlicher Unabhängigkeit, die ſelbſt den Schatten einer Beſchränkung als unerträgliches Joch verabſcheute, die fortwährenden Streitigkeiten mit den Geiſtlichen wegen der Grenzen der geiſtlichen Jurisdiction, der Heranziehung des Klerus zu

den Nationallaſten und des Zehnten machten ihm die neue Lehre angenehm. Herrſchte ein jeder größere Edelmann mit faſt unbeſchränkter Gewalt über ſeine Untergebenen, ſo wollte er auch durch einen Hofſtaat ſeine Würde kundgeben; und als die Prediger der neuen Lehre ſich an die Höfe der Edlen drängten, war es ein zu verlockender Gedanke für dieſe, die Herrſchaft über ihre Unterthanen, welche ſie bisher mit der Kirche getheilt, ganz an ſich zu reißen. Die deutſche Bevölkerung der Städte bildete ein von den übrigen Beſtandtheilen des Königreiches ſich ſcharf abgrenzendes Element. Hatten ſie Sprache und Recht des deutſchen Vaterlandes bewahrt und ſtanden ſie mit demſelben noch immer in fortwährendem Verkehr, ſo war nichts leichter, als daß ſie die neue Lehre, die in den Schweſterſtädten Deutſchlands ſo gute Aufnahme gefunden, als Religion ihrer Heimath nach Polen zurückbrachten. Wittenberg und Leipzig wurden die beiden Centren der Bewegung. Der Weltklerus war zum großen Theile höchſt ungebildet und vermochte nicht, den Kampf um die Wahrheit ſiegreich zu führen, während ſeine Sitten Gelegenheit zu leichten Angriffen boten. Der Ordensklerus war in traurigem Verfalle, mit Ausnahme der Dominicaner. Beſonders einige verirrte Söhne des hl. Franciscus gaben ſchweres Ärgerniß, indem ſie der Häreſie Vorſchub leiſteten. Die geſammte eben erſt in Polen erſtandene Preſſe war in den Händen der Proteſtanten, und es thaten den Anhängern der neuen Lehre die Werke der Katholiken, die wenig zahlreich und von geringer Bedeutung waren, ſo gut wie gar keinen Abbruch. Eines der Hauptmittel der Einführung des neuen Evangeliums in Polen waren die von den proteſtantiſchen Lehrern überall errichteten großen Schulen. Vergeblich widerſetzten ſich die Univerſitäten der Bewegung. In Krakau kam es zu einer Spaltung; 6000 Studenten verließen an einem Tage die Stadt. Wenn trotzdem von den 4000 Kirchen des geſammten Königreichs Polen nur 1200 in die Hände der Proteſtanten (in Groß-Polen etwa jede ſechste, in Klein-Polen jede zweite) kamen; wenn von den zahlreichen polniſchen Adeligen nur etwa 1000, wenngleich aus den erſten Geſchlechtern, die neue Lehre annahmen: ſo lag der Grund, in den erſten Jahren wenigſtens, keineswegs in dem Eifer der Biſchöfe, von denen einer apoſtaſirte, ſondern vielmehr darin, daß der maſoviſche Adel, unter den Piaſten an ſtrenges Regiment gewöhnt, treuer an den Traditionen ſeiner Vorfahren hing, als der ruthenische.

Es iſt uns unmöglich, dem Verfaſſer in alle Einzelheiten hier zu folgen. Beſchränken wir uns auf einige Bemerkungen, die nicht ſowohl beſtimmt ſind, dem Werke den ihm eigenen Werth zu verkürzen, als vielmehr anzudeuten, was bei einer zweiten Auflage auch bei der jetzigen Anlage als Ergänzung wünſchenswerth wäre. Die beiden Factoren, welche dem Proteſtantismus in Polen die Wege bereiteten, Huſſitismus und Humanismus, hätten wohl ausführlicher charakteriſirt werden ſollen. Auch wäre die eingehendere Beſprechung der Theilnahme der Biſchöfe an der Säculariſations-Erlaubniß, die Polen Albrecht von Preußen zugeſtand, eine intereſſante Aufgabe für eine Geſchichte der Reformation geworden. Hätte Verfaſſer die Acten anderer Diöceſen einſehen können, ſo wäre jedenfalls das Verfahren der Biſchöfe gegen die den

Bestand der Kirche bedrohende Häresie noch klarer und vollständiger dargestellt worden, und manche nun streitig gebliebene Frage hätte ihre Lösung gefunden. Das Gleiche gilt einigermaßen auch von der Ordens- und Weltgeistlichkeit.

Indeß auch so heißen wir sein Buch mit Freuden willkommen und hoffen bald den zweiten und dritten Band dieses werthvollen Erstlingswerkes über die Reformation in Polen begrüßen zu können.

A. Arndt S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das heilige Meßopfer, dogmatisch, liturgisch und ascetisch erklärt von Dr. Nikolaus Gihr, Spiritual am erzbischöflichen Priesterseminar zu St. Peter. Mit Approbation und Empfehlung des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Freiburg. Dritte, abermals vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8°. XVIII u. 767 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: *M.* 7.50.

Einer ausführlichen Besprechung wurde die erste Auflage des genannten Werkes in dieser Zeitschrift (Bd. XIV. S. 93 ff.) unterzogen. Wir wüßten für den angehenden Priester oder vielmehr den Candidaten der heiligen Weihen keine gediegenere Schrift, welche ihn einführen könnte in den Inhalt und das Verständniß der großen Opferfeier des Neuen Bundes und in den rechten priesterlichen Geist, diese nothwendige Unterlage für eine segensreiche Verwaltung der göttlichen Geheimnisse; noch auch könnten wir für den im Amte schon alt gewordenen Priester ein geeigneteres Buch, dessen Lesung und Erwägung den Erstlingsgeist wieder aufzuwecken im Stande wäre, als das vorliegende Werk Dr. Gihrs. Dogmatische Tiefe, liturgische Erudition und ascetische Salbung machen das Werk zu einer belehrenden und anregenden Lectüre, die man nach einmaliger Vollendung gerne von Neuem wieder beginnt, um stückweise die einzelnen Partien zu verkosten. Die in verhältnißmäßig kurzer Zeit vergriffenen zwei Auflagen sind eine Bekräftigung dieses unseres Urtheils. Der hochw. Herr Verfasser ist bemüht gewesen, immer noch die verbessernde Hand anzulegen und die unterdessen erschienenen literarischen Erzeugnisse einzusehen und zu benutzen. Eine besonders schätzenswerthe Zugabe ist das beigefügte sachliche Register, welches in den früheren Ausgaben leider vermißt wurde.

Theorie der Seelsorge. Von Dr. Ferdinand Probst, o. ö. Professor der Theologie an der Universität Breslau. Mit bischöflicher Approbation. Kl. 8°. 172 S. Breslau, G. P. Aderholz, 1883. Preis: *M.* 2.

Mit diesem Büchlein wird dem Priester eine Weiterführung des Stoffes geboten, welchen der gleiche Verfasser in der Bd. XXII. S. 435 dieser Zeitschrift besprochenen Schrift: „Verwaltung des hohenpriesterlichen Amtes", in Angriff genommen hatte.

Wurde dort mehr die instrumentale Thätigkeit des Priesters, welche derselbe bei der Feier der heiligen Geheimnisse und Spendung der Sacramente als Christi Werkzeug ausübt, nach ihrer verschiedenen Beziehung dargestellt: so bildet hier die eigentlich menschliche Thätigkeit oder vielmehr Mitwirkung, welche der Priester als Seelsorger für das ewige Wohl seiner Mitmenschen zu leisten hat, den Gegenstand der Erörterung. Mit vielem Geschick und Geschmack verstand der hochw. Herr Verfasser es auch hier, seinen Amtsbrüdern in jenen der Sorge und Verantwortlichkeit am meisten unterliegenden Amtspflichten in gedrängter Kürze Winke zu geben, die ihnen für eine gedeihliche Pastoration inner- und außerhalb des Beichtstuhles ein Wegweiser seien. Den so vielgestaltigen Lebenslagen, Menschenklassen und persönlichen Zuständen gegenüber, für welche der Seelsorger eine jeweilig passende Leitung finden muß, bedarf es wohl eines erfahrenen Wegweisers. Seine Absicht bezeichnet der Verfasser selbst mit den Worten: „Der vielbeschäftigte Seelsorger liebt kurze Resultate, und die sollte er hier finden." In der That versteht er es, in kurzen Sätzen die Stellung zu zeichnen, welche dem Beichtvater und Seelsorger eignet, je nach den Klassen, in welche seine Pflegebefohlenen durch die Verschiedenheit der sittlichen Zustände, der leiblich-geistigen Zustände, der Stände innerhalb der menschlichen Gesellschaft einzureihen sind: mit einem einzigen Ausdruck hebt er manchmal das hervor, worauf es bei der Seelenleitung für diesen oder jenen Zustand vor Allem ankommt. Wenn auch durch solch kurze Resultate ein eingehenderes Studium nicht ersetzt werden kann, so bieten sie doch ein treffliches Hilfsmittel zur raschen Orientirung. — Entgangen oder noch nicht zugänglich war wohl dem Verfasser (S. 122), daß das Decret vom 12. März 1855 über die mehrmalige Ablaßertheilung in der Todesstunde zu corrigiren ist, laut „Decreta authentica ... jussu Leonis XIII." (n. 362). Auch schreiben wir es einem Versehen zu, daß S. 130 noch die strengeren Strafbestimmungen der Decretalen betreffs des kirchlichen Begräbnisses von Excommunicirten statt der Milderung der Bulle „Apostolicae Sedis" erwähnt werden. — Bezüglich der Behandlung von „Rückfälligen" (S. 20) würden wir einige eingehendere und genauere Angaben wünschen; der These 60 Innocenz' XI. könnte nach dem Citat eine größere Tragweite beigelegt werden, als sie formell hat. — Die Geständnißpflicht eines Gefangenen wird wohl zu stark betont (S. 22). — Bei Nupturienten wird, so glauben wir, manchmal der Beichtvater selbst die Sache in die Hand nehmen müssen, statt sie an den Pfarrer zu verweisen (S. 146); daß die nach der Ehe erfolgte geistliche Verwandtschaft den Eheleuten ein Hinderniß bereite (S. 153), ist nach dem hl. Alphons nicht sicher. — Auch würden wir nicht so absolut ein Nichtabsolviren dürfen bei einem bis dahin unbußfertigen, aber jetzt bewußtlosen Sterbenden betonen (S. 119), so lange noch ein schwacher Grund für eine etwa eingetretene Sinnesänderung spräche; ebenso nicht für alle Fälle die bedingungsweise Absolution bei Akatholiken (S. 159) verwerfen, da ihnen ja dieselbe vielleicht noch von Nutzen sein könnte: im Übrigen aber empfehlen wir gerade besonders die §§ 53 und 54 über die Pastoration der Kranken und Sterbenden, weil sie sehr beachtenswerthe Winke enthalten.

La Santa Casa. Het heilig huis van Nazareth thans vereerd te Loreto, door F. Heynen S. J. Kl. 4°. 123 S. Herzogenbusch 1882.

In der heutigen Zeit hört man so viele Spötteleien über das heilige Haus zu Loreto, daß man sich über den Zuwachs solider Vertheidigungsschriften nur freuen kann. Schon im vorigen Hefte haben wir eine solche angezeigt. Dieser steht die Schrift des P. Heynen, welche ein Separatabdruck aus dem holländischen Prachtwerk „Maria's Heiligdommen" ist, in Bezug auf Gründlichkeit durchaus nicht nach, über-

trifft sie aber an schöner Ausstattung. Der gelehrte Verfasser, welcher im Oriente gewesen und seit vielen Jahren in Italien sich aufhält, war zur Abfassung der Schrift ganz besonders geeignet.

Thomas von Kempen, Vier Bücher von der Nachfolge Christi. Aus dem Nachlasse des sel. P. Haßlacher S. J. herausgegeben von J. Hertkens. 32°. 576 u. 192 S. Gladbach 1883.

Das apostolische Wirken des P. Haßlacher in Deutschland ist noch unvergessen; darum zweifeln wir nicht, daß wir den vielen Verehrern dieses Mannes einen Dienst erweisen, wenn wir sie auf vorstehende Schrift aufmerksam machen. Sie enthält nicht bloß eine Übersetzung des goldenen Büchleins von der Nachfolge Christi, sondern jedem Kapitel sind treffliche und bündige Erwägungen hinzugefügt. Eine fließende Übersetzung einiger schöner Gedichte des Thomas von Kempen schließt das Ganze.

Leben der ehrw. Dienerin Gottes Mutter Magdalena Sophia Barat und Gründung der Gesellschaft des heiligsten Herzens Jesu. Bearbeitet nach dem Französischen des Dr. L. P. J. Baunard. Zweite, verbesserte Auflage. LVI u. 736 S. Regensburg, Pustet, 1884.

Es freut uns, die vorliegende Geschichte einer so gottbegnadeten Seele der letzten Zeiten und ihres segensreichen Werkes zum zweiten Male nach so kurzer Frist den weitesten Kreisen empfehlen zu können. Wir haben früher (vgl. diese Zeitschrift, Bd. XIX. S. 109 ff.) ausführlich über Baunards mustergiltige Arbeit und die deutsche Wiedergabe derselben gesprochen. In der vorliegenden zweiten Auflage sind manche kleinere Mängel der ersten, besonders in sprachlicher Beziehung, beseitigt worden; jedoch hätte in sachlicher Hinsicht dem deutschen Leser noch etwas mehr Rechnung getragen werden dürfen. Es herrscht ein wesentlicher Unterschied in dem äußeren Umfang (nur ein Band) und dem billigeren Preis. Indeß, trotz dieser empfehlenden Änderungen dürfte sich eine eigentliche deutsche Bearbeitung mit durchgreifenden Kürzungen für das große Publikum noch immer als wünschenswerth darstellen, und vielleicht will sich auf diesen von Vielen getheilten Wunsch die Übersetzerin auch diesem verdienstlichen Werke noch unterziehen. Dann könnte die Geschichte der M. Barat ein wahres Volksbuch werden, wie jetzt das größere mit Recht in Frankreich als eine Musterbiographie betrachtet wird.

Sterne in der Nacht. Gedichte von Winrich an der Volt. 8°. 255 S. Graz, Styria.

Dem Titel wird der Dichter vorliegender Lieder und Sprüche insofern durchaus gerecht, als er mit hohem Ernst, tiefem Wissen und unverkennbarer Frömmigkeit einzig und allein die ewigen Wahrheiten der Vernunft und des Glaubens zum Gegenstand seiner Poesie nimmt. Dadurch wird das Büchlein dem gewöhnlichen Literaturkreise entzogen und stellt auch an den Kritiker eine andere Anforderung, als jede bloß poetische Sammlung. Es will nicht so sehr auf seine Form als auf seinen Gehalt geprüft werden. Der letztere aber ist durchaus reich und tief; wir gehen vielleicht nicht fehl, wenn wir annehmen, daß sich hinter dem Pseudonym ein bekannter und hochgeehrter Name der österreichischen Prälatur verbirgt. Das Gedicht auf den Ring (S. 168) läßt dieses ebenso durchblicken, als die vielen der höchsten dogmatischen und ascetischen Speculation angehörigen Motive, so gleich das herrliche: „Einer und Drei."

Der ganze Reichthum des Inhalts gruppirt sich in drei Abtheilungen: I. Schöpfer und Geschöpf; II. Heil und Heiligung; III. Sein und Sollen. Bei der Schwierigkeit des Stoffes ist es mehr zu bedauern als zu verwundern, daß die poetische Form nicht überall zu ihrem Rechte gekommen und daß sich unter der übergroßen Zahl des Gebotenen auch manches Minderwerthige findet. Wir werden gewiß nicht mit kleinlichen literarischen Ausstellungen kommen, wenn uns ein so reicher Geist, wie derjenige Winrichs an der Volt, die Leitgedanken seines langen Erdenlebens in poetischem Gewande zu unserer Erbauung vorträgt, sondern auch aus dem Gewölk minder anerkennenswerther Form den Lichtstern der Lebensweisheit uns strahlen lassen. Nur das Herausfordern der glaubenslosen Kritik (S. 254) hätten wir lieber ausgelassen gesehen.

Aus dem Leben St. Benedicts nach Gregor dem Großen. Fresken der Beuroner Schule. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 25.

Seit 50 Jahren ist auf die verschiedenste Weise versucht worden, die ernste und würdige Kunst der älteren Zeiten wieder zu beleben, und man hat zu diesem Ende bald diesen, bald jenen Weg eingeschlagen. Knüpften die Einen an altchristliche Vorbilder an, so begeisterten sich Andere für die strengen Linien des 13. Jahrhunderts, Andere für die sanftere Schönheit des 15., und wieder Andere fanden in den Vorläufern Raphaels ihre Meister und ihre Ideale. Das vorliegende Buch zeigt in 22 Photographien eine Anzahl von „Werken der Künstler der Beuroner Benedictiner-Congregation, welche zum Theil in den Kreuzgängen des Klosters Beuron und in einer nahegelegenen, dem hl. Maurus geweihten Kapelle, zum größten Theile aber im Erzkloster Monte Cassino in Süditalien al fresco ausgeführt sind". Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß der ruhmreiche Orden des hl. Benedict, der durch mehr als ein halbes Jahrtausend die christliche Kunst des Abendlandes beherrscht und getragen hat, sich seiner großen Traditionen erinnert, um sich abzuwenden von der modernen Kunst, die gewiß ihre Vorzüge hat, die jedoch schlecht paßt zum Ernst des alten Klosterlebens. Doppelt erfreulich ist es aber, wenn schon die ersten Versuche dieser erneuerten Kunstthätigkeit so hervorragende Leistungen bieten, wie diejenigen sind, die hier vorliegen. Man sieht es den photographischen Reproductionen an, wie ernst die Meister ihre Aufgabe genommen haben und wie gründlich und allseitig ihre vorbereitenden Studien gewesen sind. Sie haben sich nicht nur in die besten frühgothischen Bildwerke und in die innig frommen Gemälde eines Fra Angelico vertieft, sondern sind herabgegangen bis zu den Mosaiken der alten Basiliken und Kuppelbauten, ja bis zur Plastik der Griechen und zu den reichen Decorationsarbeiten der Ägypter, auf deren Malereien hier mit bemerkenswerther Vorliebe zurückgegriffen wird. Ohne Zweifel hat diese „Schule von Beuron" eine Zukunft vor sich, wenn sie sich weiterentwickelt auf dem von ihr betretenen Wege. Sie wird, das hoffen wir fest, in ihrer organischen Weiterentwicklung den Eklekticismus überwinden und die verschiedenartigen Vorbilder immer mehr zu einer einheitlichen Stilgattung harmonisch vereinen. Die strenge und feste Linienführung, der Ernst und die Klarheit der vorliegenden Zeichnungen sichert ihr Erfolg und entschiedenen Einfluß auf die Erneuerung der christlichen Malerei und auf das Wiedererblühen einer echt kirchlichen Kunst. Möchten die deutschen Katholiken den Bestrebungen der Benedictiner von Beuron allseitig entgegenkommen und ihren hier veröffentlichten Zeichnungen den Platz anweisen, den Andere den leichtfertigen Bildern heutiger Genremaler auf ihren Salontischen geben! Die Bilder, die wir auf das Wärmste empfehlen, adeln und bilden das Herz, während jene es verflachen und leider nur zu oft verderben.

Geilers von Kaisersberg ausgewählte Schriften u. s. w. Von Dr. Philipp de Lorenzi, Domcapitular. Mit Druckerlaubniß der heiligen Congregation des Index. Dritter und vierter Band. 8°. VI u. 392, VI u. 400 S. Trier, Ed. Groppe, 1883. Preis: *M.* 7.20.

Mit den vorliegenden beiden Bänden ist die Veröffentlichung der Geiler'schen Schriften, welche ursprünglich auf fünf Bände berechnet war, abgeschlossen. Die beigefügten Register (1. Bilder und Gleichnisse, 2. Sachregister) erhöhen die praktische Brauchbarkeit. Die Gründe, welche aus der Anfangs beabsichtigten Zahl der Geiler'schen Schriften einige von der Veröffentlichung ausscheiden ließen, nämlich die für den Geschmack der Gegenwart zu barocke Form und die sonst zu ausgedehnte Wiederholung von schon ausgeführten Gedanken, können nur Billigung finden. — Über die beiden jetzt vorliegenden Bände müssen wir wiederholen, was schon über Band I und II in dieser Zeitschrift (Bd. XXII. S. 563) gesagt ist. Wenn ein Unterschied gemacht werden soll, so kann dieser nur auf eine größere Empfehlenswürdigkeit der jetzt veröffentlichten Schriften hinausgehen. Es ist durchaus richtig, was der hochw. Herausgeber (Bd. IV. S. m) von dem dort mitgetheilten Geiler'schen Werke sagt: „Das Schiff des Heils' nimmt wegen des Reichthums der in demselben behandelten Wahrheiten, wegen der Tiefe der Auffassung, wegen der Gründlichkeit der Beweisführung und wegen der Schönheit der Darstellung ohne Frage die erste Stelle unter allen Schriften Geilers ein." Mehrere Kapitel sind wahrhaft classisch in ihrer praktischen Ausführung; ein reicher Schatz von originellen und packenden Gedanken kann aus ihnen gehoben werden. Abgesehen von einigen Wendungen und Vergleichen, welche dem Geschmacke der Zeit zugute gehalten werden müssen, kann der angehende Prediger neben den sachlichen Ausführungen auch die Art und Weise lernen, die dogmatischen Lehren und ergreifenden religiösen Wahrheiten in volksthümlicher und für den Zuhörer fruchtbarer Form zum Ausdruck zu bringen. — Den einen Wunsch können wir auch hier wiederum nicht unterdrücken, daß der hochw. Herausgeber ein wenig freigebiger hätte sein sollen mit kurzen, verbessernden Bemerkungen. Er beschränkt sich auf das Allernothwendigste und unterstellt einen theologisch gebildeten Leserkreis: sonst würden einige Mal Correcturen übertriebener und mißdeutungsfähiger Ausdrücke am Platze gewesen sein, z. B. bezüglich der Pflicht, Andere zu vertheidigen (III. S. 23), der Seltenheit wahrer Reue und Bekehrung in der Todesstunde (III. S. 89 ff.), über die Sündhaftigkeit der Ehrsucht und Eitelkeit bei geistlichen Verrichtungen (III. S. 251), über die Unzuverlässigkeit des Martyriums (IV. S. 126), bezüglich des Beichtens beim eigenen Pfarrer (IV. S. 70), der Sünde wider den heiligen Geist (IV. S. 130).

Die ältesten Schriften Geilers von Kaisersberg — XXI Artikel, Todtenbüchlein, Beichtspiegel, Seelenheil, Sendtbrief, Bilger —. Mit Erlaubniß der heiligen Congregation des Index herausgegeben von L. Dacheux, Priester der Diöcese Straßburg. Gr. 8°. CXXXXIII u. 319 S. nebst XXVI Taf. Freiburg, Herder. Preis: *M.* 10.

Während Dr. de Lorenzi sich das Ziel gesetzt hat, durch Überarbeitung die gediegensten Werke Geilers für die heutige Zeit unmittelbar gebrauchsfähig zu machen und so den berühmten deutschen Kanzelredner nach 400 Jahren wiederum predigen zu lassen, dient die Schrift von Dacheux dem literaturhistorischen Interesse. Sie gibt zunächst im einleitenden Theil ein möglichst vollständiges Verzeichniß der einzelnen Geiler'schen Werke und deren verschiedenen Ausgaben, d. h. nicht ein bloßes Register, sondern eine genaue Beschreibung, welche meist auf persönlicher Einsichtnahme der alten

Ausgaben oder auch der Manuscripte beruht. Dann folgen sieben der ältesten Schriften Geilers, genau in ihrer ursprünglichen Form wiedergegeben. Mit Ausnahme der XXI Artikel an die Straßburger Rathsherren und einiger Briefe, welche in lateinischer Sprache abgefaßt sind, tönen sie uns in der damaligen deutschen Mundart, für jeden Deutschen jedoch leicht verständlich, entgegen. Wer den beredten Prediger in seiner ganzen Volksthümlichkeit und in seinem Seeleneifer, wie er leibte und lebte, sich vor die Seele führen will, der findet dazu in gegenwärtigem Werke ein unverfälschtes Mittel. Zugleich bieten mehrere der abgedruckten Schriften auch noch ein gutes Stück Culturgeschichte der damaligen Zeit. Die getroffene Auswahl ist um so anerkennenswerther, als die weniger bekannten oder erst vor Kurzem wieder an's Tageslicht gekommenen Schriften zum Abdruck gelangt sind. Die vielen beigefügten Facsimile's des alten Druckes und der alten Holzschnitte erhöhen nicht unerheblich das Interesse. Als Verzeichniß der Geiler'schen Schriften wird Dacheux' Werk den Fachmännern unentbehrlich sein.

Garcia Moreno's Tod. Historisches Trauerspiel in fünf Acten von Adolf von Berlichingen S. J. Mit einem Titelbild. Kl. 8°. 207 S. Einsiedeln, Benziger, 1884. Preis: *M.* 2.40.

Für ein Trauerspiel dürfte sich selten ein Stoff in solchem Grade eignen, wie der Tod Garcia Moreno's. Auf der einen Seite die edle, lebensfrische, charaktervolle Gestalt des Helden, der ebenso hehr und bewunderungswerth durch das private Leben einherschritt, wie durch das öffentliche; dessen große, christlich geadelte, für alles Gute begeisterte Seele nicht müde wurde, durch kühnes, unerschrockenes Auftreten, durch schnelles, kräftiges Handeln, durch großmüthige, schwere Opfer dem Vaterlande und der Kirche bis in den Tod zu dienen — eine Seele, welche dem tief gesunkenen Freistaate Ecuador in kürzester Frist wieder gesundes Leben mittheilte und neue, frische Regsamkeit und volles, gesegnetes Wachsthum in die weitesten Kreise und verschiedensten Schichten der Bevölkerung hineintrug, ja über Ecuador hinaus bis nach Europa den kräftigen Pulsschlag verspüren ließ, welcher in dem schönen Lande unter dem Erdgleicher wieder zu schlagen begonnen hatte. Auf der anderen Seite der plötzliche, grausame, hochtragische Fall des Helden in dem Augenblicke, wo er die Hindernisse, die seinem Schaffen bisher entgegenstanden, siegreich niedergeworfen, wo er eben im Begriffe war, als neuerwählter Präsident das Werk, das er so glücklich grundgelegt, bis zum Giebelfirst mit wachsender Schnelligkeit auszubauen — ein Fall, der, wie es uns kurzsichtigen Menschen scheinen will, so leicht zu vermeiden gewesen, wenn der Held etwas weniger gottvertrauende Kühnheit und etwas mehr wachsame Vorsicht gezeigt hätte. Nur diesen letzten Abschnitt aus dem Leben Garcia Moreno's bringt der hochw. Verfasser zur Darstellung, nämlich die Zeit von der Wiederwahl bis zur Ermordung; bei passender Gelegenheit berichten uns aber die handelnden und sprechenden Personen auch über die sonstigen Lebensschicksale. Die Darstellung ist feierlich, ernst und ergreifend und lehnt sich möglichst enge an die geschichtlichen Thatsachen und localen Verhältnisse an. Der Charakter des Helden ist im Ganzen sehr richtig und treu gezeichnet; nur das eine oder andere Mal vermißten wir jene klare, schnelle Einsicht und Entschlossenheit, die alle Handlungen Garcia Moreno's auszeichneten. Auch die übrigen Personen, unter denen die wichtigeren alle historisch sind, werden gut durchgeführt, wenn auch bei ihnen die dramatische Rolle sich weniger mit der Wirklichkeit deckt. Vielleicht wäre es nicht bloß für die Aufführung, sondern auch für die Wirkung des Stückes vortheilhafter gewesen, wenn der Verfasser größere Kürze angestrebt hätte.

Don Gabriel Garcia Moreno, Präsident der Republik Ecuador. Ein Leben im Dienste des Vaterlandes und des Glaubens. Von Adolf von Berlichingen S. J. Mit einem Titelbild und einem Holzschnitt. Kl. 8°. 138 S. Einsiedeln, Benziger, 1884. Preis: *M.* 1.50.

Dieses meisterhaft abgefaßte Werkchen bildet eine sehr erwünschte Ergänzung zu dem vorigen. Ja, wir möchten dessen Nutzen noch höher anschlagen und sind dem Verfasser dafür dankbar, daß er seine mühsam gesammelten Documente dazu weiterverwerthete, ein übersichtliches, allseitiges, mehr in's Einzelne gehendes Lebensbild von dem außergewöhnlichen Manne zu entwerfen, auf welchen Pius IX. so große Stücke hielt und welcher gewiß verdient, in den weitesten Kreisen besser bekannt zu werden. Es ist ein Bild voll Frische und Leben und mit warmer Begeisterung entworfen. Es wollte uns selbst dünken, als ob gerade die hohe Verehrung den Verfasser verleitet hätte, einige Charaktereigenthümlichkeiten dieses Mannes von Stahl und Eisen, dieses Geistes voll Blitz und Feuer allzusehr abzuschwächen. Waren diese Charakterzüge an und für sich gewiß keine Fehler, so trugen sie doch in manche Handlungen und Maßregeln Garcia Moreno's eine gewisse Härte und ein gewisses Ungestüm, das auf solche oft abstoßend wirkte, die ihn nicht näher kannten. — Wer es weiß, wie schwierig es ist, über Zustände und Persönlichkeiten südamerikanischer Republiken sich genaue Informationen zu verschaffen, wird sich wundern über die Umständlichkeit und Genauigkeit, mit welcher der ecuadorianische Präsident in seinen wechselvollen und verwickelten Situationen geschildert wird. Referent wüßte kaum mehr über ihn zu berichten, obgleich er das Glück hatte, vier Jahre hindurch ihn aus der Nähe beobachten und öfters persönlich mit ihm verkehren zu können. Nur das eine oder andere Mal vermißten wir die Erwähnung eines bedeutenderen Umstandes oder Ereignisses. So spricht der Verfasser ausführlich von der Verehelichung mit der Señorita Maria Ana Alcázar, gedenkt aber nicht des wichtigen Umstandes, daß dieses die zweite Verehelichung gewesen, und sagt nichts von der ersten Ehe Garcia Moreno's mit der Tochter des Herrn Manuel de Ascásubi. Der Verfasser schrieb, wie er in der Vorrede bemerkt, das Trauerspiel sowohl als auch dieses Lebensbild für die katholischen Jünglinge; wir glauben indessen, daß beide Jedermann eine nützliche, erbauliche und in hohem Grade anregende Lectüre bieten.

Joseph von Führichs **Briefe aus Italien** an seine Eltern (1827—1829). 8°. VIII u. 164 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 2.

„O Rom, Rom! wer auch nur einige Wochen in deinem Schooße verweilte und aus deinem ernsten Mutterauge, aus den Monumenten deiner Geschichte nicht heiligen, unvertilgbaren Ernst getrunken, der gehe nach London und Paris, bewundere Maschinen und Fabriken, besuche Theater, Bälle und Assembleen und gehe, getragen von dem lecken Nachen moderner Cultur, gänzlich unter im Pfuhle seelenloser Gemeinheit. Ich und wir Alle aber wollen auch noch in der Erinnerung in Rom den letzten Ring der Kette erblicken, welcher die Erde mit dem Himmel verbindet." Das ist der große Accord, in dem diese Briefe ausklingen. Oft klagen sie in vertraulicher Herzlichkeit den Eltern die Leiden und Widerwärtigkeiten einer beginnenden Künstlerlaufbahn; oft erheben sie sich zu glanzvollen Schilderungen und streuen tiefe Gedanken ein in naive Herzensergüsse, in denen der junge Künstler seinem Vater seine Ideale darlegt, die er am 7. Dezember 1827 zusammenfaßt in die Worte: „Wie göttlich ist die Kunst im Gesetze des Glaubens." Die Briefe zeigen so schön,

wie die Denkmäler, die Feierlichkeiten und das Leben von Rom ein deutsches Gemüth immer mehr in die ernsten Linien classischer Kunst eingewöhnt, und werden so allen Kunstfreunden eine angenehme Lesung sein.

Admont im unteren Ennsthale und seine Umgebung. Von Friedrich August Kienast. Mit 12 Illustrationen. 8°. 48 S. Graz, Styria, 1883. Preis: 80 *Pf.*

Im Jahre 1865 zerstörte eine viertägige Feuersbrunst das 800 Jahre alte Stift Admont, so daß der Schaden sich auf 800 000 Gulden belief. In liebenswürdiger Weise beschreibt der Verfasser, was die Flammen verschonten (darunter den prachtvollen Bibliotheks-Saal), was die Thatkraft der Benedictinermönche neu herstellte, und wie schön die Gegend rings umher ist. Den Besuchern wird das Büchlein eine angenehme Erinnerung sein.

Miscellen.

Zu Gutenbergs Erfindung. Als im verflossenen Jahre die Leipziger Typographische Gesellschaft zu Ehren des deutschen Buchdrucker-Vereines eine Ausstellung veranstaltet, bei der eine Menge der bedeutendsten typographischen Seltenheiten in wundervoll erhaltenen Exemplaren ausgelegt waren, zog insbesondere eine Handschrift, die laut einer Inschrift im Jahre 1436 von dem Mönch Conrad Förster zu Nürnberg gebunden wurde, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Der Einband besteht, wie die „Zeitschrift für Kunst- und Antiquitäten-Sammler" berichtet, aus Holzdecken, die mit Schweinsleder überzogen und mit starken Messingbeschlägen verziert und geschützt sind. Die ganze Vorder- und Rückseite ist mit gepreßten Ornamenten verziert, die auf der ersten Seite von einer lateinischen, auf der andern von einer deutschen Inschrift umrahmt sind. Beide Inschriften sind mit einzelnen beweglichen Typen oder Stanzen in das Leder hineingedrückt; denn man bemerkt zwischen jedem Buchstaben eine erhöhte Linie, welche die kleinen Zwischenräume bezeichnet, die zwischen den einzelnen Typen bestanden. Daraus erhellt von Neuem, wie vor Gutenbergs glücklicher Ideencombination, die ihn zu seiner weltbewegenden Erfindung führte, bewegliche Metallbuchstaben in Deutschland in Gebrauch waren. Es lag somit Gutenbergs Erfindung damals sozusagen latent in der Luft.

Noch einmal die Reform der Gymnasien.

Die neuere Zeit hat auf dem Gebiete der Schule, wie auf so manchen anderen Gebieten, mit den alten Traditionen gründlich gebrochen. Sie hat die alte Mittelschule zerschlagen. Für diesen Bau war schon in vorchristlicher Zeit der Grund gelegt. Fast zwei Jahrtausende hindurch ward derselbe ausgebaut, erhalten, vervollkommnet. Man darf ihn die Geburtsstätte der europäischen höheren Bildung nennen. Vielfach war er angegriffen und erschüttert worden; da zerstörte ihn die französische Revolution. Statt seiner führte man ein neues, elegantes Gebäude auf, welches Manchen gefiel, während Andere über seine Unbrauchbarkeit klagten. Man hat darum geändert; aber die Klagen wollten nicht verstummen. Dieselben gehen nicht bloß von ultramontanen Verehrern der alten Zeit aus; sie rühren von Männern der verschiedensten Richtungen her. Auch gehören ihre Urheber nicht einer Menschenklasse an, sondern den verschiedensten Ständen, besonders denen, welche das Wohl der Kinder zunächst interessirt: Geistliche, Lehrer, Ärzte, Eltern. Schon Alexander von Humboldt eiferte gegen die „durchaus verderbliche, jetzt beliebte Richtung der geistigen Überfütterung", welche den Menschen geistig und körperlich zu Grunde richte, und ebenso geißelt Ritter von Bunsen „das verfluchte Vollstopfungssystem auf den Gymnasien". Was Wunder, daß sich die Sehnsucht nach dem alten Mutterhause wieder regt! „Die alte Schulmethode," sagt Humboldt, „mag auch ihre Fehler gehabt haben, aber sie war naturhafter, sie machte eine selbständige Entwicklung des Geistes möglich."

Wo schwere Schäden tief und allgemein empfunden werden, kommt es beim Beklagen derselben leicht zu Übertreibungen. Aber unrecht wäre es, darum die Schäden selbst ignoriren zu wollen. Wenn Jemand, von großem Schmerz bewegt, lauter aufschreit, als es nöthig ist, sollen wir deßhalb nichts auf sein Unglück geben? Oder wenn ein Anderer,

von der Größe eines allgemeinen Übels hingerissen, dasselbe etwas zu drastisch schildert, sollen wir darum seinen Hilferuf verachten?

Viele und hoch angesehene Ärzte haben beispielsweise die Überbürdung der Jugend auf den Gymnasien getadelt [1]. Wenn nun auch wirklich, wie man behauptet, constatirt worden, daß einer derselben übertrieben hätte, wäre dadurch das so einstimmig bezeugte Übel aus der Welt geschafft? Auch das ist zu beachten, daß allgemeine Schäden durch besonders günstige Umstände von einzelnen Personen oder Orten häufig abgewendet werden. Ein gut talentirter Knabe bewältigt leicht eine Aufgabe, welche die große Masse der Schüler erdrückt. An kleinen katholischen Gymnasien mögen Übelstände, welche anderswo bitter beklagt werden, weniger hervortreten. Das gibt den Betreffenden Grund zur Freude, aber kein Recht, Andere der Übertreibung zu beschuldigen. Was die modernen Gymnasien betrifft, so beweisen die Menge und die Dauer der Klagen, die Verschiedenheit und das Ansehen der Kläger, daß an denselben trotz aller Besserungen und Änderungen große Übelstände bestehen und eine gründliche Reform nothwendig ist. Hiervon haben in neuerer Zeit zwei Jesuiten, P. Kleutgen [2] und P. Pachtler [3], Anlaß genommen, die Rückkehr zur Methode der alten Schule zu befürworten. Beide sind alte, erprobte Schulmänner, welche die Unterrichtsanstalten verschiedener Länder, sowohl die nach der modernen als die nach der alten Studienordnung geleiteten, aus langjähriger Erfahrung kennen gelernt haben. Der Erstere wurde vom Heiligen Vater zur Reform der höheren Studien nach Rom berufen und dort mit der Leitung der größten Unterrichtsanstalt betraut; der Zweite hat schon vor mehr als 30 Jahren sein Staatsexamen für alle Gymnasialklassen gemacht. Beide haben auch, wie ihre Citate beweisen, sich nicht bloß auf ihre Erfahrung beschränkt, sondern die einschlägige Literatur durchstudirt. Daß sie von den besten Absichten geleitet wurden, müssen auch ihre Gegner zugeben. So ist denn auch ihren Arbeiten hohe Anerkennung gespendet worden. Doch erschienen gegen das Werk des P. Pachtler in jüngster Zeit zwei scharfe Angriffe. Daß geharnischte Kritiken überhaupt in die Öffentlichkeit treten,

---

[1] Siehe diese Zeitschrift, Bd. XXIV. S. 179 ff.

[2] Über die alten und die neuen Schulen. Von Joseph Kleutgen, Priester der Gesellschaft Jesu. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Münster, Theissing. 1869.

[3] Die Reform unserer Gymnasien. Von G. M. Pachtler S. J. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1883. Das Werk ist aus Artikeln dieser Zeitschrift entstanden.

ist an und für sich nicht zu bedauern. Wie die Einen das Recht haben, Heilmittel vorzuschlagen, so steht den Andern in gleicher Weise die Befugniß zu, solche zu prüfen, eventuell zurückzuweisen. Die Sache selbst kann durch eine gründliche Erörterung nur gewinnen. Aber leider haben sich beide Kritiken fast nur an die Form oder an Nebensachen gehalten; der Kernpunkt der Frage ist nicht erkannt, geschweige denn gehörig gewürdigt worden. Wir glauben darum, zur Beseitigung von Mißverständnissen, die Controverse, ohne uns auf die einzelnen Details einzulassen, auf den eigentlichen Fragepunkt zurückführen zu sollen.

Worin besteht der Unterschied zwischen beiden Gymnasialmethoden, der alten und der modernen, und worin stimmen sie überein?

Beide Studienordnungen harmoniren betreffs der Zeit, welche sie der Vorbereitungsschule zu den gelehrten akademischen Fachstudien einräumen. Beide bestimmen nämlich hierfür neun Jahre: die alte sechs Jahre für das Gymnasium im engeren Sinne und drei Jahre für das Lyceum; die moderne diese ganze Zeit für ihr Gymnasium, nach dessen Absolvirung man unmittelbar die Fachstudien auf einer Universität beginnen kann. Beide Studienordnungen harmoniren auch so ziemlich betreffs der Fächer, deren Erlernung für jene Vorbereitung als nothwendig erachtet wird: vorab das Studium der lateinischen und griechischen Sprache an der Hand der alten Classiker, auch Geschichte als Hilfsfach; ferner Philosophie, endlich Mathematik und Naturwissenschaften[1]. Besonders in Betreff der Philosophie waltet indeß ein Unterschied ob. Die moderne Studienordnung gibt dem Gymnasium die sogen. philosophische Propädeutik als ein bescheidenes Nebenfach der obersten Klasse, und erheischt dann außerdem die Anhörung philosophischer Vorlesungen auf der Universität. Damit ist indeß die Nothwendigkeit philosophischer Vorbildung für die gelehrten Stände grundsätzlich wenigstens anerkannt. Letzteres entspricht nun auch der alten Studienordnung; aber diese macht hier Ernst und will ein gründliches, dreijähriges Studium der Philosophie, das in ähnlicher Weise das Lyceum beherrscht, wie der Lateinunterricht das Gymnasium.

Doch da beide Studienordnungen, wie schon bemerkt, die Nothwendigkeit einer philosophischen Vorbildung anerkennen, so brauchen wir diesen Unterschied nicht schon hier zu betonen, und können sagen, im großen Ganzen weisen beide Studienordnungen weder betreffs der Studienzeit, noch betreffs der Unterrichtsfächer bedeutsame Abweichungen auf.

[1] Über den Unterricht in der Religion und in der Muttersprache werden wir weiter unten Einiges sagen.

Der Hauptunterschied kann also nur darin bestehen, daß dieselben Fächer während derselben Zeit in verschiedener Ordnung gelehrt werden. So ist es in der That. Die alte Methode verweist die Mathematik und die Naturwissenschaften in das Lyceum, die moderne aber bereits in die unteren Stufen des Gymnasiums. Hieraus ergibt sich der radical verschiedene Charakter beider Ordnungen: die Einheit in der alten Schule, die bunte Mannigfaltigkeit in der modernen; dort die pädagogische Stufenfolge, hier das gleichzeitige Durcheinander; dort die Richtung auf die Übung und Praxis, hier die Richtung auf Aneignung möglichst vieler Kenntnisse; dort die große Werthschätzung der Philosophie, hier deren Vernachlässigung. Wir werden an dieser Stelle beide Systeme nur kurz kennzeichnen; für das Weitere verweisen wir auf die Werke Kleutgens und Pachtlers.

Das erste charakteristische Merkmal der alten Schule ist die Einheit. Das alte Gymnasium ist wesentlich eine Lateinschule. Mit dem Unterricht im Lateinischen verbindet sich aber ganz harmonisch das Studium des Griechischen, als minder principales Fach, damit so das Verständniß und der Gebrauch der alten Classiker, der bis jetzt unerreichten Muster für den Stil, erschlossen und zugleich für spätere Berufsarbeiten das Studium der in beiden Sprachen geschriebenen Fachwerke ermöglicht werde. Diese beiden Sprachen sind der fast ausschließliche Lehrstoff auf den alten, sechsjährigen Gymnasien, insofern die Nebenfächer möglichst beseitigt werden oder doch bedeutend gegen die Hauptfächer zurücktreten. Eine solche Einheit des Unterrichtsgegenstandes macht es aber möglich, daß ein Klassenlehrer eine ganze Klasse führen kann, ohne daß andere Fachlehrer erfordert werden.

Auf dem Lyceum herrscht die Philosophie als Hauptlehrfach, doch so, daß sich auch mit ihr ein zweites, minder principales Studium naturgemäß verbindet: Mathematik und Naturwissenschaft. Die Logik harmonirt herrlich mit der Mathematik, welche ja nur die strengste Anwendung der logischen Gesetze enthält; im zweiten Jahre die specielle Metaphysik, besonders die Kosmologie, mit den Naturwissenschaften, da die Philosophie, um festen Boden unter den Füßen zu haben, vom Sinnlichen sich zur Erforschung des Übersinnlichen erhebt, und anderseits die Naturwissenschaften nicht vollkommen ohne die letzten, im Übersinnlichen liegenden und durch die Philosophie erschlossenen Gründe begriffen werden können; im dritten Jahre endlich die Theodicee mit der Ethik und dem Naturrecht, der Anwendung der göttlichen Ordnung auf den Menschen

und die menschliche Gesellschaft. So herrscht in dem alten Lehrplan die höchste Einheit und Harmonie.

Der einheitliche Charakter der alten Schule tritt noch mehr hervor, wenn wir damit die bunte Mannigfaltigkeit des modernen Gymnasiums vergleichen. Wie gesagt, man hat hier mit den alten Sprachen und der Geschichte die Mathematik und die Naturwissenschaften verbunden. So bilden Algebra und Geometrie, Naturgeschichte, sowohl Zoologie als Botanik und Mineralogie, Lehrgegenstände schon auf den unteren Stufen des Gymnasiums; auf den höheren kommt zu der Mathematik Chemie und Physik. Nachdem man so den alten, einheitlichen Lehrplan völlig durchbrochen und an dessen Stelle die Mannigfaltigkeit gesetzt hatte, schien man den Spruch: Variatio delectat, allmählich zur Maxime machen zu wollen und fügte auch noch Französisch und deutsche Grammatik, Literaturgeschichte, Zeichnen und Gesang hinzu.

Natürlich war es unmöglich, daß *ein* Lehrer in allen diesen Fächern unterrichtete. So wurden statt des alten Klassenlehrers Fachlehrer angestellt, die ein Fach auf verschiedenen Klassen lehrten und mit vier, fünf Collegen die Kinder *einer* Klasse unterwiesen. Damit trat die *Erziehung* völlig zurück, da dieselbe bei Einem Kinde von so Vielen, die stundenweise an- und abtreten, nicht gedeihlich unternommen werden kann. Man mußte sich auf den bloßen Unterricht in dem *einen* Fache beschränken und soviel als möglich dessen Erlernung betreiben. Dieses System mit den vielen Fächern und den vielen Fachlehrern führt naturgemäß zu jener „Überfütterung" und „Überbürdung", worüber so viel geklagt worden ist[1]. Ebenso erhellt, daß so Vielerlei zugleich nicht ordentlich gelernt werden kann. Die Schule ist nicht bloß für einzelne gute Talente da,

[1] Noch in der 49. Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 14. Februar d. J. sagte der Abgeordnete Dr. Perger u. A.: „Auf die Gefahr hin, auch des Leichtsinnes geziehen zu werden, will ich es aussprechen, daß nach meiner Überzeugung allerdings dadurch gefehlt wird, daß in einem zu frühen Alter unsere Knaben beschäftiget werden mit zu Vielem und beschäftiget werden von zu vielen Lehrern. Die Aufmerksamkeit der Unterrichtsverwaltung ist gewiß schon auf diesen Punkt gerichtet gewesen; dennoch muß ich bitten, sie noch einmal dahin richten zu dürfen. Ich sage also, unsere Jugend in dem Alter von neun, zehn und elf Jahren wird schon zu einer Art von encyklopädischem Vielwissen angeleitet; in denselben Jahren werden unserer Jugend nicht etwa ein oder zwei, sondern vier, fünf, sechs, auch sieben Lehrer gleichzeitig gegeben. Das drückt die Jugend zu sehr, das überbürdet sie und ist der Grund davon, daß doch vielfach geklagt wird, in den höheren Klassen fehle der frische Eifer" (Germania, Nr. 38).

sondern muß auf die große Masse der mittelmäßig Begabten Rücksicht nehmen.

Ein zweites charakteristisches Merkmal des alten Lehrplanes ist die pädagogische Stufenfolge. Eines nach dem Andern, und zwar zuerst das Leichtere und die Übung jener Fähigkeit, welche sich auch nach der natürlichen Ordnung zuerst entwickelt. In der Grammatik wird besonders das Gedächtniß in Anspruch genommen, in der Poetik und Rhetorik die Phantasie; in der Philosophie und Mathematik der Verstand. Wir sagen: besonders. Denn selbstverständlich wird auch schon auf den untersten Stufen die Thätigkeit des Verstandes mitgeübt, aber in einer dem kindlichen Alter angemessenen Weise. Während auf dem Gymnasium die analytische Methode, herrscht in den Lycealfächern die schwerere synthetische. So geht Alles stufenweise in naturgemäßer Entwicklung auf Einem Wege vorwärts, was in der modernen Schule unmöglich ist, da durch die gleichzeitige Häufung so vieler Fächer thatsächlich Alles durcheinander geworfen wird.

Das dritte charakteristische Merkmal der alten Schule ist die Richtung auf die Übung und Praxis. Auf dem modernen Gymnasium ist es für den Schüler unmöglich, die vielen zugleich gelehrten Fächer zu bemeistern und dadurch Fertigkeit in denselben zu erlangen. Er muß sich damit begnügen, möglichst viele Kenntnisse aus all den Fächern zu erwerben, oder, wie der unschöne Ausdruck lautet, für das Examen sich einzupauken. Diese zur Gewinnung des Maturitätszeugnisses eingepaukten Kenntnisse sind, um einen andern studentischen Ausdruck zu gebrauchen, großentheils sehr bald wieder verschwitzt und damit für das Leben verloren. Anders in der alten Schule. Eben wegen der Einheit ihres Lehrstoffes, der jahrelang Tag für Tag vorgenommen wird, kann eine große Fertigkeit in demselben erlangt werden. Darauf hat sie es denn auch vorzüglich abgesehen; sie will durch beständige Übung die Fähigkeiten ausbilden. Insbesondere wird die Beredsamkeit, welche leider auf dem modernen Gymnasium viel zu viel vernachlässigt wird, als das Ziel angesehen, auf das der gesammte humanistische Unterricht berechnet sein soll. Und mit Recht, nicht nur, weil eine große Anzahl der Studirenden in ihrem späteren Berufe der geistlichen und bürgerlichen Beredsamkeit bedarf, sondern auch ganz vorzüglich, weil dieß Verfahren der sicherste Weg zur formalen Geistesbildung ist. Denn, sagt Kleutgen (S. 45), „die Rede ist ohne Zweifel dasjenige Kunstwerk, zu dessen Gestaltung alle höheren Fähigkeiten des Menschen zusammenwirken müssen". Auf dieses Ziel

wurden stufenweise die unzähligen Stilübungen hingerichtet, wodurch der Schüler allmählich die in diesem Kunstwerk culminirende schöne, durchsichtige, kräftige Sprache erwerben sollte. Ebenso geht auch noch in der Philosophie Übung mit Unterricht Hand in Hand. Tag für Tag findet des Abends drei Jahre lang unter den Studirenden die eine Stunde währende Disputation statt, worin die in der Schule behandelte Materie discutirt wird. Einer wird aufgestellt als Vertheidiger, der zugleich eine Viertelstunde hindurch in freiem Vortrage den zu discutirenden Stoff darstellen soll; dann legen ihm zwei dazu bestellte Mitschüler Schwierigkeiten gegen seine These vor; endlich kann Jeder aus der Corona gegen ihn auftreten. Zu diesen täglichen Disputationen kommt jeden Samstag in der Schule die sogen. sabbatina, und jeden Monat vor der gesammten Facultät die disputatio menstrua. So wird der Schüler nicht nur tüchtig in der Logik praktisch geübt, da alle Disputationen nach den strengsten Regeln der Dialektik geführt werden, und zur Durchdringung und Beherrschung des in der Schule gehörten Stoffes in der wirksamsten Weise angeregt, sondern er erwirbt auch eine immer höhere Fertigkeit im freien Vortrag und eine große Schlagfertigkeit. Demgemäß zielt die alte Schule ganz und gar auf Übung und Praxis hin und bildet darum die Jugend auch ganz angemessen für die Bedürfnisse der Gegenwart, in welcher die Beredsamkeit eine so große Rolle spielt.

Das vierte charakteristische Merkmal des alten Lehrplans ist eine große Werthschätzung der Philosophie, „der Wissenschaft der Wissenschaften", ohne welche keine andere Wissenschaft, insbesondere nicht die Theologie, gründlich betrieben werden kann, welche zugleich die wirksamsten Mittel zur Aufdeckung der von den Gegnern der Religion und sittlichen Ordnung angewandten Sophismen bietet und den Menschen anleitet, bei der Naturforschung nicht in der Materie stecken zu bleiben, sondern zu der sie beherrschenden höheren Ordnung vorzudringen. Was ist aber aus der Philosophie in der modernen Schule geworden? Wie jämmerlich ist sie vernachlässigt! Und kein Wunder. Ihr gründliches Studium ist unmöglich, wenn sie nicht drei oder zum mindesten zwei Jahre lang als Hauptfach betrieben wird; das ist aber nach der modernen Studienordnung unmöglich, welche neun oder gar zehn Jahre dem Gymnasium und dann noch drei oder vier Jahre den akademischen Fachstudien zuweist. Wenn aber das Gymnasium nur sechs Jahre in Anspruch nimmt, dann ist Zeit da für ein dreijähriges philosophisches Studium, in dem ebenfalls die Naturwissenschaften gründlich betrieben werden

können. Wer darum, den Absichten des Heiligen Vaters entsprechend, auf eine Restauration der philosophischen Studien bedacht ist, kann nicht für den modernen Lehrplan schwärmen.

Bisher haben wir noch nicht von dem Platze, den die Religion in der alten Schule einnimmt, gesprochen; sie wird daselbst zwar auch als ein Unterrichtsfach, aber außerdem und vor Allem als die Seele des Ganzen angesehen; auch bei ihr wird besonders die Übung betont. Dahin ging auch die Ansicht Guizots, der in der französischen Kammer (Juni 1833) die schönen Worte sprach: „Der Unterricht in der Moral und Religion ist nicht ein Unterrichtsgegenstand wie das Rechnen, die Geometrie und die Orthographie, die zu einer dafür angesetzten Stunde vorübergehend gegeben werden, nach deren Ablauf einstweilen nicht mehr die Rede davon ist. Der wissenschaftliche Theil des Unterrichtes ist der geringste von allen in Beziehung auf die sittliche und religiöse Unterweisung. Unerläßlich ist die allgemeine sittliche und religiöse Atmosphäre der Schule."

Es handelt sich bei der Reform der Gymnasien nicht um eine confessionelle Sache. Die alte Schule ist nicht etwas specifisch Katholisches, geschweige Jesuitisches. Die schola Melanchthoniana stimmte wesentlich mit der katholischen Schule jener Zeit überein. Auch ist die ratio studiorum für den Jesuitenorden nicht mehr strenge verpflichtend; die deutschen Jesuiten-Gymnasien in Österreich mußten sich dem vom Staate vorgeschriebenen Lehrplan accommodiren. Einzig die großen, in den weitesten Kreisen beklagten Mißstände des modernen Unterrichtswesens selbst haben die beiden Patres Kleutgen und Pachtler bewogen, ihren Vorschlag zur Wiederaufnahme des alten Lehrplanes zu machen.

Ebenso wenig handelt es sich darum, daß „der ganze Unterricht wieder in die Hände der Orden gelegt werden *muß*", dagegen „das Laienelement aus der Schule" zu verweisen ist. P. Pachtler, dem dieß zugeschrieben wird, sagt das gerade Gegentheil. Unmittelbar nach dem Satze, worin er die Ordensleute die berufensten Lehrer an gelehrten Schulen nennt, erklärt er ausdrücklich: „Man mißverstehe uns nicht. *Wir denken nicht daran*, den Ordensleuten ein *Monopol* in den Schooß zu werfen", und in demselben Kapitel eifert er gegen jedes Unterrichtsmonopol, welches die Concurrenz und damit den Wetteifer aufhebe. Auch der später citirte „Jesuit Cathrein" spricht an der angeführten Stelle gar nicht von Gymnasien, sondern vom Staatsmonopol und Schulzwang in Elementarschulen, wenn sie der Staat in der Weise mißbraucht, daß er die Kinder mit Gewalt in die entchristlichten und

gottlosen Schulen zwingt. Was hat das in aller Welt mit der Frage zu thun, ob das Laienelement aus den Gymnasien zu verdrängen ist? Noch weniger handelt es sich um „eine gewaltsame Umwälzung" auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, was wiederum dem P. Pachtler mit Unrecht vorgeworfen wird. Und wenn in diesem Sinne vom Recensenten der ganz aus dem Contexte gerissene Satz des „Jesuiten Cathrein" angeführt und als „des Pudels Kern" bezeichnet wird, so sei nur bemerkt, daß gerade P. Cathrein in dem incriminirten Buche auf die ausdrücklichste Weise jede gewaltsame Neuerung sogar gegen unmoralische Gesetze verwirft: „Der Widerstand gegen Staatsgesetze, welche einem göttlichen Gebote entgegen sind, hat sich auf den sogen. passiven Widerstand zu beschränken ... Sich mit Gewalt der rechtmäßigen Obrigkeit widersetzen, hieße sich gegen dieselbe empören und ist in keinem Falle gestattet." Das ist „des Pudels Kern" in der Lehre der Jesuiten, und darum werden sie von allen Umsturzmännern mehr als der Tod gehaßt.

Es handelt sich in unserer Frage auch gar nicht um die Pflege oder die Vernachlässigung der deutschen Sprache und des deutschen Stiles. Auch die alte Schule will durchaus nicht eine Vernachlässigung der Muttersprache. Es fragt sich nur, auf welche Weise wir Vollkommenheit und Fertigkeit im Gebrauche derselben erzielen sollen. Die alte Schule weist für ihre Erfolge auf die größten Classiker (Tasso, Calderon, Molière und viele Andere) hin, welche sie gebildet. Auch unsere angesehensten Classiker sind nicht auf einem modernen Gymnasium erzogen. Schiller suchte noch im Mannesalter seinen Stil durch das Studium des Virgil zu vervollkommnen; eine Frucht des Studiums des classischen Alterthums besitzen wir auch in der hohen Schönheit und Formvollendung der „Iphigenie", einer der werthvollsten Schöpfungen Göthe's. Und um von neueren Theologen zu reden: verdanken nicht Möhler und Hettinger ihre schöne Sprache der Vertrautheit mit den alten Classikern?

In der März-Nummer der „Deutschen Rundschau" lesen wir eben einen Artikel Zellers, worin es heißt, daß „die Kinder gerade für die Grammatik der Muttersprache das geringste Interesse zu haben pflegen ... Der Bau und die Eigenthümlichkeit unserer eigenen Sprache wird uns nur durch die Vergleichung mit andern deutlich ... Die methodische Erlernung einer fremden Sprache leistet daher selbst für das grammatische Verständniß der Muttersprache mehr, als sich durch den Unterricht in der letzteren ohne den gleichzeitigen in einer fremden erreichen läßt".

Doch wozu alles dieses? An und für sich widerspricht der specielle Unterricht im Deutschen nicht dem Wesen der alten ratio studiorum. Wir wollten aber nur von den wesentlichen Unterschieden zwischen den beiden Studienordnungen reden.

Endlich handelt es sich in unserer Frage am allerwenigsten um Gefährdung der „nationalen Güter", des „Erbtheils unserer Väter", der „vaterländischen Gesinnung", um Vernachlässigung der „Großthaten unseres Volkes", der „Bildungsbedürfnisse" und des „Kulturlebens der Gegenwart", um gänzliche Loslösung der „Erziehung und Bildung vom nationalen Boden", um Zertretung der „kostbarsten Kleinodien unserer Gymnasien", um einen Angriff auf den „nationalen Geist" und das „patriotische Ehrgefühl". Wir bitten den Herrn Recensenten, welcher diese Worte im Munde führt, einmal einige Nummern der „Deutschen Vereins-Correspondenz" nachzulesen; und wenn er dann findet, daß dort armselige Streber durch diese und ähnliche Phrasen jeden treuen Katholiken zu verdächtigen suchten, so wird er wohl bereuen, daß er derselben Phrasen in dieser Sache sich bedient hat.

Wir sind freilich weit entfernt, ihn jener Absichten oder Gesinnungen zu beschuldigen; aber dennoch möge es uns gestattet sein, einen Augenblick bei diesem Punkte zu verweilen, da heutzutage der in unseren Schulen herrschende Geist dermaßen verdächtigt wird, daß selbst unsere Schüler in die über uns verhängte Acht verwickelt werden sollen. Novum crimen, C. Caesar, et ante hunc diem inauditum, daß man in Innsbruck, in Rom bei den Jesuiten studirt hat. Warum dieß? Offenbar wegen unserer angeblich unpatriotischen Gesinnung und Lehre. Da müssen wir doch, im Interesse so vieler unbescholtenen Priester und so vieler verwaisten Gemeinden, gegen eine solche Beschuldigung Protest erheben und die Thatsachen reden lassen. Als 1870 der Krieg losbrach, eilten alle deutschen Jesuiten, die abkommen konnten, zu den kranken und verwundeten Soldaten. So machte sich u. A. eine ganze Klasse der Rhetorik mit ihrem Professor zur Pflege der Soldaten auf. Wo geschah Ähnliches auf einer höhern Klasse irgend eines der Hunderte preußischer Gymnasien? Die Zahl der thätig gewesenen Ordensmitglieder war nach dem „Generalbericht der Centralstelle der Johanniter-Malteser-Genossenschaft in Rheinland-Westfalen" 109 + 50, die Zahl der Verpflegungstage 110, 317, die Durchschnittssumme der täglich verpflegten Soldaten 1813 (S. 62—65). In den bei der Abwesenheit so vieler Ordensleute leer gewordenen Räumen wurden Lazarethe für die Soldaten errichtet. Bei dieser Pflege starben

drei Jesuiten, theils an den schwarzen Pocken, theils am Typhus; andere wurden krank; 80 aber wurden vom Kaiser wegen „Treue im Kriege“ decorirt. So haben wir Patriotismus und Vaterlandsliebe thätig geübt, jedenfalls thätiger als manche Andere, die auf unsere Gesinnung und Lehre schimpfen und sie verdächtigen, ohne auch nur den mindesten Grund zu haben. Als im Reichstage das Scherbengericht gegen uns ausgeübt wurde, hat man auch nicht einem einzigen deutschen Jesuiten den Schatten eines Vergehens vorgeworfen, geschweige bewiesen. Nichtsdestoweniger werden wir wie die Pest angesehen. Nicht nur wir persönlich werden von jeder Wirksamkeit in preußischen Landen ausgeschlossen, sondern, wie jetzt verlautet, auch alle jene, die mit uns längere Zeit in Berührung gewesen. Jesuiten, welche deutsche Soldaten im Kriege verpflegt, wirken als Lehrer im Germanicum und sehen jetzt nicht nur sich selbst in der Verbannung, sondern auch ihre Schüler von der Seelsorge im Vaterlande ausgeschlossen!

Bei der Frage über die Reform der Gymnasien sind indessen alle politischen Rücksichten sorgfältig auszuscheiden. Ein Lehrer der alten Schule kann ebenso patriotisch oder unpatriotisch handeln, wie ein Professor des modernen Gymnasiums. Halten wir uns bei dieser wichtigen Frage an die Hauptsache, an das Wesen.

Wiederholt gelangten an die preußische Abgeordneten-Kammer Petitionen von einer großen Anzahl von Magistraten und Vereinen betreffs der Überbürdung der Jugend auf den Gymnasien. Das hohe Haus empfahl im Februar 1884 diese Petitionen der königlichen Regierung zur Berücksichtigung. Schon vorher hatte letztere die ständige wissenschaftliche Deputation für das Medicinalwesen mit der Untersuchung dieser Angelegenheit betraut. Das Gutachten derselben ging dahin: „Die Frage der Überbürdung ist nicht eine vereinzelte oder neben den übrigen bestehende, sondern nur ein besonderer Ausdruck der Frage nach der Zweckmäßigkeit der Lehreinrichtung und ihrer Ausführung überhaupt. Von dieser Überzeugung durchdrungen, glaubt die Unterrichtsverwaltung nur dadurch, daß sie gleichzeitig in allen wesentlichen Richtungen Reformen zur Ausführung zu bringen sucht, eine allmähliche Erledigung der Frage herbeiführen zu können und der Verpflichtung, deren sie sich bewußt ist, zu entsprechen.“ Solche Reformen geschehen aber am wirksamsten gerade durch die Rückkehr zu den Grundanschauungen der alten Schule, zu ihrem einheitlichen, die natürliche Stufenfolge einhaltenden, praktischen Lehrplan, welcher auch ein gründliches Studium philosophischer und naturwissenschaftlicher Fächer

als allgemeine Vorbildung für die gelehrten Stände möglich macht. Das mögen Alle reiflich erwägen, denen das Heil unserer Jugend und die Wohlfahrt des Vaterlandes am Herzen liegt.

G. Schneemann S. J.

Erinnerungen an Dr. Karl Johann Greith, Bischof von St. Gallen.

(Fortsetzung.)

3.

ΨΥΧΗΣ ΙΑΤΡΕΙΟΝ, „Heilmittel der Seele". Das ist die Inschrift, welche in großen Buchstaben über dem Rococoportal der St. Galler Stiftsbibliothek prangt, wie bekannt, einer noch viel berühmteren Büchersammlung des Alterthums entlehnt. Sie war für Greith kein leeres Wort. In der großen, kostbaren Büchersammlung des alten Klosters fand Greith seine liebste Erholung, stete Nahrung der Seele, Freude und frischen Muth, Anregung zu neuen Studien, zugleich aber auch einen Anknüpfungspunkt des Verkehrs mit Gelehrten der verschiedensten Länder und traulicher Freundschaft mit mehr als einem bedeutenden Mann. Wie kaum für einen Zweiten, war sie für ihn ein „Heilmittel der Seele".

Unter den Männern aber, mit welchen er als Bibliothekar schon im Anfang der dreißiger Jahre in intimeren Verkehr trat, nimmt der „Guardian von Eppishusen" keine geringe Stelle ein. So nannte sich scherzhafter Weise der Freiherr Joseph von Laßberg nach einer schönen Besitzung im Thurgau, die einst dem Kloster Muri gehörte, die er aber 1813 durch Kauf an sich gebracht. Er war ein origineller, höchst interessanter Mann.

Aus altem österreichischem Geschlecht entsprossen (10. April 1770), in seiner Jugend streng erzogen, war er schon mit 15 Jahren aus dem väterlichen Haus entwichen und in französischen Diensten Husar geworden, erst in dem vierten Husarenregiment, dann in dem neuformirten des Herzogs Philipp Egalité. Die späteren Marschälle Kellermann und

Klarke waren seine Kameraden. Ney trat in's Regiment, als Laßberg dessen jüngster Offizier war. Längere Zeit wohnte der jugendliche Offizier bei seiner Tante, Frau von Malsen, welche als Hofdame der Gräfin von Albany (geborene zu Stolberg), der Gemahlin Karl Eduards Stuart, auf dem Schloß Martinsburg bei Colmar lebte. Dort tummelte er sich auf den Prachtspferden des italienischen Dichters Alfieri herum und fing an, sich für Ökonomie und Forstfach zu interessiren. In den Jahren 1788 und 1789 studirte er zu Freiburg und Straßburg; noch 1789 ward er fürstlich fürstenbergischer Jagdjunker, um wohl dereinst seinem Vater im Amte eines fürstlichen Oberjägermeisters nachzufolgen. Als aber der Fürst Karl Aloys von Fürstenberg 1799 unter Erzherzog Karl im Kampfe gegen die Franzosen gefallen war, wurde Joseph von Laßberg, ohne es zu suchen, der einflußreichste Beamte und Berather der verwittweten Fürstin Elisabeth und in gewissem Sinne Vormund des noch minderjährigen Fürsten Karl Egon. Während er indessen in zwölfjähriger Administration des Fürstenthums eine ausgezeichnete Fachkunde und staatsmännische Energie entwickelte, wandte sich sein Geist einer schon früh gefaßten Neigung für deutsche Literatur und Geschichte zu. Zu Hause und auf Reisen suchte er beständig seine Kenntnisse zu vermehren, und brachte eine Sammlung seltener Bücher und Handschriften zusammen, wie sie kaum ein Privatmann jener Zeit besaß. Darunter war eine der wichtigsten Handschriften des Nibelungenliedes, die er später herausgab, und eine wichtige Liedersammlung, die er als „Liedersaal" in vier Bänden publicirte. Wie auf Handschriften und seltene Bücher, machte er auch auf Bilder, Glasgemälde und andere Kunstantiquitäten unaufhörlich Jagd. Sein Wohnzimmer wurde zu einer Art Museum, und er selbst nannte sich gern „Meister Sepp von Eppishusen" und lebte und webte mitten in der philiströsen Periode der Restauration in Geschichte und Ideen, Kunst und Poesie einer schöneren, herzensfrohen Zeit.

Für Greith mußte die Freundschaft mit dem gelehrten, feingebildeten und stets jovialen Mann ein wahres Labsal sein. In einer Zeit, wo der prosaische Parteikampf in St. Gallen ihn nahezu niederdrückte, hob sie ihn in eine ritterliche, herzensfreudige Sphäre der Poesie empor, nährte und unterstützte seine germanistischen Studien, brachte ihn mit der großen ausländischen Welt in Berührung und verhinderte ihn, seine Anschauungen, Ziele und Bestrebungen auf den engen Kreis eines schweizerischen Localpatriotismus zusammenschrumpfen zu lassen. Laßberg selbst stand im Verkehr mit den angesehensten Germanisten. Seine Frau, Maria

Anna von Droſte-Hülshoff, war die Schweſter der berühmten Dichterin dieſes Namens und mit Erzbiſchof Clemens Auguſt verwandt. Werner von Harthauſen, der 1832 Laßberg im Thurgau beſuchte, beſchäftigte ſich mit den höchſten Fragen der Politik; ſein Bruder Auguſt war mit Kaiſer Nikolaus von Rußland befreundet. In mannigfacher Weiſe erweiterte ſich da der Geſichtskreis, den Greith ſchon in München, Paris und Rom gewonnen hatte, und der um mehr als 30 Jahre ältere Freiherr förderte die Studien ſeines jungen prieſterlichen Freundes in liebevollſter Weiſe durch Rath und That. Greith zog ihn über ſeine literariſchen Projecte zu Rathe, und Laßberg antwortete, wie der folgende Brief zeigt, klar, praktiſch und in jenem heiteren Tone, in welchem der fröhliche Humor des Mittelalters wiederklingt:

„Hochwürdiger Vorſteher ἐπι των ψύχες ἰᾶτρεῖων![1]

Alten Leuten muß man Nichts übel nehmen! Ihre Lettres patentes habe ich erhalten, und würde das geſchriebene Heft längſt zurückgeſchickt haben, wenn ich nicht ſeit Anfang des Frühlings die angenehme Hoffnung gehegt hätte, es Ihnen in der Zelle des heiligen Gallus perſönlich zu überreichen; allein l'homme propose, Dieu dispose, und ich ſetze hinzu: et le diable y fait aussi quelque chose! Letzterer iſt in Geſtalt eines hartnäckigen Katers (καταῤῥους) mir auf oder in den Hals gekommen, ſo daß ich noch nicht ganz davon frei geworden bin. Was iſt zu machen? Dum subeunt morbi tristisque senectus? Man muß Geduld haben. Haben Sie alſo auch Geduld mit dem alten Guardian! Oder vielmehr verzeihen Sie ihm die Ungeduld, die er Ihnen verurſacht hat; beſonders da er Ihnen die wohlgemeinte Predigt des Pater R. Schaneldt, denn anders iſt es doch nichts, ohne weiteren Commentar zurückſendet. Es hat mir leid gethan, daß ich nicht all das Gute und Schöne darin habe finden können, was Ihnen erſchien; aber ich muß es für ein opus levioris notae halten, das wohl keine Edition verdient. Von ſolchen allegoriſchen Kanzelreden wimmelt die krankhafte Literatur des 15. Jahrhunderts; man wollte ja damals gar nichts Anderes mehr hören, aber wenn ſolche Sachen nicht ausgezeichnet ſcharfſinnig ſind, ſo werden ſie heutzutage nicht einmal in die Reihe der Reden meines Landsmannes des P. Abraham a Sancta Clara geſtellt und alſo auch nicht geleſen. Selbſt die Umarbeitung, oder beſſer zu ſagen, Spracherneuerung des Textes, dürfte demſelben zu keiner Empfehlung dienen; weil gerade die etwas alterthümliche Sprache dergleichen Producte anziehend macht. Dieſes ſind nun meine Anſichten. Alles, was der gute Ciſtercienſermönch über die Verderbniß ſeiner Zeiten und Vernachläſſigung der Religion ſagt, iſt vor und nach ihm viel

[1] Der geſtrenge Philologe breche über dieſe Accente u. ſ. f. nicht den Stab, ohne zuvor zwei Jahre als Huſar zu dienen und zwölf Jahre die ausgedehnte Finanzverwaltung eines ganzen Fürſtenthums zu übernehmen.

kräftiger und besser, mit gleichschlechtem Erfolg gesagt und geschrieben worden. Etwas Ausgezeichnetes ist seine Arbeit nicht, und nur etwas Ausgezeichnetes könnte Effect machen.

Mein Freund Werner Haxthausen trägt mir einen sehr freundlichen Gruß an Sie auf, mit dem Beisatze: wir sollen ihn doch in diesem Sommer besuchen. Was sagen Sie dazu, hochwürdiger Herr? und was soll ich ihm darauf antworten?

Sie hatten einst die Güte, sich der Unterhandlung um den von Arxischen literar. handschriftlichen Nachlaß unterziehen zu wollen und mir die Summe bekannt zu machen, für welche man mir denselben überlassen will. Sie würden mich verbinden, wenn Sie die Güte haben wollten, mir hierüber Auskunft zu verschaffen; besonders würde ich recht gerne das Manuscript der Geschichte von Ebringen, jetzt recht gerne lesen.

Ich sage noch einmal meine venia vor dem versammelten Capitel, nehme mir ernstlich vor mich zu bessern und geharre hochachtungsvoll

Dero gehorsamster Diener
Guardianus indignus
Fr. Josephus.

Eppishaus am 21. May MDCCCXXXIII."

Auch in ernsten Augenblicken dankte der joviale Guardian von Eppishausen sein humoristisches Amt nicht ab. Als am Gallustag 1833 Ildephons von Arx, der Geschichtschreiber des Klosters St. Gallen und der letzte seiner ehemaligen Capitulare, starb, beantwortete er die Todesnachricht mit einem Condolenzschreiben, in dessen wunderlicher Latinität Ernst und Scherz, tiefgefühlte Trauer und unerschütterlich froher Humor so treuherzig zusammenklingen, daß man an der Trauer nicht zweifeln kann und doch zuletzt mit dem naiv-gemüthlichen Tröster mitlächeln muß:

„Multis ille flebilis occidit, nulli flebilior quam mihi!

Quamquam mihi tristis ille morbus et nimium diuturnus clarissimi et charissimi illius viri Ildefonsi ab Arce, et familiare et literarium commercium, iam ultra triennium eripuerit; tamen alta mente reposita habui, et post fata semper habebo ipsius eruditionem profundissimam, et animi candidissimi amabilitatem, erga omnes paratissimum semper officium, in me autem nunquam denegatam amicitiam.

De meritis viri doctissimi in rem literariam doctorum virorum respublica judicabit, sepulcralem titulum eruditiores eloquentioresque erigant; mihi solum liceat absentiam ejus, cum quo mihi et studii et animi necessitas fuit, ex intimo cordis plangere et dolere.

Mirabilis paene casus, quod beatus noster eadem die, qua primus antiquissimi istius coenobii fundator, quasi ultimus ejusdem socius et inhabitator, agmen et januam claudens, vitam exivit. Sit illi terra levis, sitque aeterna requies, imperterrito Christi militi, quem dominus

tam longinquis probavit perpessionibus! maneat autem in cordibus nostris memoria viri, cujus studia nobis florentissima Sangallensium tempora: Keronis, Notkeri, Ysonis, Radperti, Ekkehardorum et aliorum, qui epocham in literis fecere, illustrium virorum tempora revocarunt.

Tu vero, reverende in Christo frater! quem charus noster defunctus singulariter amabat, cui provinciam peculiariter amatam post se regendam reliquit, pone modum lacrymis, nam vasto quidquid in orbe nascitur, invita mors rapit atra manu! Nunc demum omnem amorem, quo eum prosecutus es, Bibliothecae, tanquam haeredi et filiae suae impende, ut hujus (uti ibi inscriptum legitur) ψυχῆς ἰατρειου verus Κειμηλιαρχης sis.

Non omittam Tibi, vir reverende! pro nuntio quamquam luctuoso, gratias agere affectuosas, tamen scias literas tuas modo die depositionis domini Ildephonsi me accepisse, alioquin ad beati viri exequias certe venissem celebrandas.

Vale et guardiano consenescenti fave! Dabam in villa et coenobio Sti Epponis. XXII. Octobris 1833.

Frater Josephus Lassbergius pro tempore Guardianus."

So sehr identificirte sich in dem Geiste des bücherliebenden Guardians die alte Klosterbibliothek mit ihrem neuen Hüter, daß er sich ein paar Monate später kaum in den Gedanken finden konnte, daß Greith seiner Stelle wirklich entlassen sei. Als daran nicht mehr zu zweifeln war und Greith nach Rom ging, gab er ihm allerlei gelehrte Instructionen[1] mit, die mit der Bemerkung endigen:

---

[1] „Ad quaestionem I. Aus der Palatina sind zwar die deutschen Handschriften nach Heidelberg zurückgekommen, aber nicht alle; noch sind einige in der Vaticana, theils deutsche, theils solche, welche auf die deutsche Literatur Beziehung haben. Höchst wichtig sind dort in einer beinahe gleichzeitigen Handschrift die Beschlüsse (canones) der ersten deutschen, unter dem hl. Bonifaz gehaltenen Kirchenversammlungen (von 742—748). Man könnte sie vielleicht die ältesten deutschen Sprachurkunden nennen, indem sie ein langes Verzeichniß der verdammten und abgestellten altdeutschen abergläubischen Religionsgebräuche in deutscher Benennung enthalten. Holstenius hat seine Ausgabe durch äußerste Incorrectheit unbrauchbar gemacht, eine treue kritische Ausgabe wäre deßhalb zu wünschen.

Noch ist da eine vielleicht gleichzeitige Handschrift von Willeram († 1085) in derselben genauen Schreibart, wie die Notkerischen Sachen zu St. Gallen, mit Bezeichnung des Tones und der scharfen und langen Selbstlaute und Doppellaute. Da Hofmanns Ausgabe der Willeramischen Paraphrase nicht genügend ist, so müßte diese vaticanische Handschrift behufs einer vollständigen kritischen Ausgabe, besonders in dialectiologischer Hinsicht, genau und sorgfältig verglichen werden.

Ihnen kann vielleicht da bemerkenswerth sein eine Handschrift des zehnten bis elften Jahrhunderts, enthaltend die Reisen und Wunder des schottischen Heiligen Brandanus, eines Schülers und Gefährten des hl. Columba. — Ferner finden Sie da die Geschichte des irländischen Ritters Tundal (1144), welche der Abt Vero von

„Sonst möchte in der Vaticana Mancher noch Manches finden, wenn man ihn suchen ließe; aber daran ist nicht zu denken. Anfangs machen Einem die Monsignori die besten Hoffnungen, aber wenn man glaubt, die Thüre schon in der Hand zu haben, so heißt es immer wieder: Expectata seges fatuis delusit avenis!"

Wie schon erwähnt, fand Greith in Rom mehr Entgegenkommen, als ihm der „Guardian" in Aussicht stellte. Als das Spicilegium erschien, hielt es Laßberg eigentlich für seine Aufgabe, seinen jungen Freund der deutschen Gelehrtenwelt vorzuführen.

„Da die königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen," so schrieb er Greith am 3. Februar 1838, „mich an ihrem Jubiläum zu einem Mitgliede ausgerufen hat, so wäre es eigentlich an mir gewesen, bei Uebersendung eines Exemplars von dem Spicilegium nach Göttingen, eine Recension des Buches für die dortigen Gelehrten Anzeigen beizuschließen; allein ich mache keine Recensionen mehr; ich habe mir einmal, bei einer solchen über ein Thurgauisches Geschichtswerk, die Finger verbrannt und gebrannte Finger fürchten das Feuer."

Kein Geringerer als Jakob Grimm selbst übernahm die Recension.

„Übrigens," konnte Laßberg beifügen, „höre ich auch von andern Orten her, daß das Spicilegium überall sehr gut aufgenommen werde; besonders bezeigte mir Uhland ein großes Vergnügen über Gregors Erscheinen."

„Meine Frauen," fährt er dann fort, „sind noch immer sehr mißstimmt über die Begebenheiten des Vetters Erzbischof, und nun durch die nachherigen Declarationen der Bischöfe von Münster und Paderborn, wovon der letztere Geschwisterkind mit meiner Schwiegermutter ist, in neue Besorgniß versetzt. Nicht weniger unangenehm ist die Geschichte des königl. preuß. Gesandten in Brüssel, Grafen v. Galen, dessen Frau wieder mit der meinigen Geschwisterkind ist. Aber es scheint, daß der Erzbischof Droste als vir intemeratus aus seinem Gefängnisse hervorgehen werde: die Preußen werden ihm zwar

---

Reichenberg aus mündlicher Erzählung in Latein aufgeschrieben hat. — Eine lateinische Übersetzung der schon so frühe als deutsches Volksbuch vorkommenden sieben weisen Meister. — Eine lateinische, prosaische Übersetzung von des Bühelers deutschem Gedichte von der Königstochter von Frankreich (1306). — Eine in Deutschland gemachte Weltchronik, fortgesetzt von 1200 bis 1223, geschrieben im Kloster S. Trinitatis in Verona, ein Codex picturatus mit merkwürdigen Bildern. — Die lateinische Chronik des Helimandus, worin zuerst die Geschichte von dem Schwanenritter vorkommt."

(Ad quaestionem II bezieht sich auf die Frage, ob Karl der Große wirklich der Verfasser lateinischer Gedichte sei, was der Abt Angelus de Nuce in seiner Chronica Sacri Monasterii Cassinensis (Lut. Paris. 1668. p. 137) mit Anführung von etwa einem Dutzend Verse behaupte. Greith soll dafür in Monte Cassino die Codices No. CCLIII und CCLVII nachsehen.)

ſeinen alten Platz nicht wieder geben; aber der heilige Vater wird die ganze Geſchichte mit einem rothen Hut zudecken. Die Wunden, welche Preußen ſich in dieſer Sache durch ſein beiſpielloſes Verfahren geſchlagen hat, werden bei ſeinen katholiſchen Unterthanen in den nächſten 20 Jahren nicht vernarben; die öffentliche Meinung iſt auf lange Zeit verloren."

Einige Monate ſpäter (18. Mai) ſchrieb er über dieſelbe Angelegenheit an ſeinen Schweizer Freund:

„Paulus in der Epiſtel an die Epheſer ſprach: Eſſet und trinket, nur zerbrecht keine Gläſer; alſo ſagt auch die beiliegende Epiſtel: Schüttet das Kind nicht gar mit dem Bade aus! Sie berührt die preußiſche Cabinetsordre vom 21. November 1803, welche all die böſe Nachkommenſchaft, die jetzo die Katholiken im preußiſchen Staate bedauern, geboren hat. Hinc illae lachrimae! Denn wenn dieſer Brennenkönig nicht lutheriſcher als Luther und calviniſtiſcher als Calvin ſelbſt ſein wollte, wenn er nicht dieſe beiden Confeſſionen gezwungen hätte, unter dem Titel Evangeliſch eins zu ſein, ohne ſich dem Gemüthe nach zu vereinigen, wenn er ſie nicht durch die Bayonette (wie einſt Ludwig XIV. die Hugenotten durch ſeine Dragoner) bekehrt und vermocht hätte, ſeine neue Reichsagende anzunehmen, wenn er nicht ſeine katholiſche Gemahlin (Gräfin Harrach) gedrungen hätte, proteſtantiſch zu werden, und ſeine Schwiegertochter (gegen den Willen ihres Mannes des Kronprinzen) mit Zwang und Drang in die ſogenannte evangeliſche Kirche genöthigt hätte, ſo würden wir all den Spektakel in Köln, Poſen, Preußen und Schleſien nicht erlebt haben: es war alſo an der Zeit, die Frage an der Wurzel anzugreifen, aus welcher dieſe Monſtruoſitäten erwachſen ſind. Ob und wie es dem Verfaſſer gelungen ſei, mögen Sie, verehrter Freund, nun ſelbſt ſehen. Wie leid hat es mir gethan, daß Sie letzthin gerade zu uns kommen mußten, als wir ſammt und ſonders in der alten Meersburg waren! Hätte ich es nur früher gewußt, ſo würde ich die Reiſe verſchoben haben ... Mir wird es täglich leichter die Schweiz zu verlaſſen! Abermal iſt ein Stadium des Wahnſinnes über die größeren Kantone ausgebrochen. Bern, Luzern, Zürich, Schwyz, Glarus, St. Gallen raſen ſchon wieder in offenbarem Unſinn!!! Wer kann ſich enthalten, hierbei an die franzöſiſchen Revolutionsjahre von 1793 bis 1795 zu denken und an den alten Spruch: quos Deus vult perdere, dementat! Hat Luzern wegen dem Kriege der Horn- und Klauenmänner ein eidgenöſſiſches Aufſehen verordnet, ſo hätten die Nachbarn jenſeits des Jura und des Rheines nicht weniger Urſache dazu; denn, wohin ſoll es zuletzt kommen, wenn die erſten, wichtigſten und heiligſten Bedingniſſe des geſellſchaftlichen Vertrages: Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums, von den Regierungen ſelbſt ſo gewaltthätig aufgehoben werden? Das vorige Jahrhundert nannte man das philoſophiſche, das jetzige nennen wir das aufgeklärte! Gott bewahre mich! Man könnte es mit mehr Recht das närriſche, das wahnſinnige nennen. Nie, nie war mehr und ſchädlichere Thorheit bei den Menſchen, als jetzt. Ich ſchrieb am 26. Februar 1831 an einen Freund: Im Mittelalter erſcheint

selbst das Laster mit Geist und Kraft und hat durch That und Tüchtigkeit Werth behalten: die gegenwärtige Zeit erscheint dagegen als niederdrückend und vernichtend; man erblickt überall nichts als eine feige Kriecherei vor dem Volke oder vor den Fürsten, Sittenlosigkeit, Unverstand und eine wüthige Umwälzungssucht. Eben hierdurch wird unsere Zeit dem Manne von Kopf und Herz so schwer zu ertragen. Was den Vätern heilig war, wird jetzt herabgesetzt und verachtet; aber das Schlechte und Gemeine wird hinaufgehoben und oft wohl auf den Altar gestellt. Überall will man jetzt durch Angst und Schrecken und Gräuel die friedlichen Menschen aus ihren Verhältnissen und Gewohnheiten aufrütteln, verblüffen und ihren Verstand gefangen nehmen. — Ach! Werther Freund! ich kann im Jahre 1838 noch nichts Anderes schreiben als 1831. Indessen, was hilft dieß Alles, es bleibt wohl noch lange so! Et veterem in limo ranae cecinere querelam. Lassen Sie sich nicht abhalten, uns vor Pfingsten noch einmal zu besuchen; nachhero werde ich seltener zu Hause sein. Segel und Steuer stehen an meinem Schiffe nach dem schwäbischen Ufer des Bodensees gerichtet, et fugiunt fraeno non remorante dies."

Noch im Herbst 1838 siedelte der Freiherr, durch kleinliche Vexationen der Thurgauer Behörden seines Landgutes Eppishausen überdrüssig geworden, in die alte Meersburg über und richtete sich da ein freundliches Heim ein. Prachtvoll ragt diese alte Behausung der Bischöfe von Konstanz auf einer steilen Felsenkuppe am Bodensee empor. Von der Stadt trennt sie eine künstlich ausgehauene Schlucht. Ein alter Eckthurm rührt noch aus den Zeiten der Merovinger her. König Dagobert von Austrasien hat ihn gebaut. Von den hohen Sälen des Schlosses hat man den ganzen oberen Bodensee vor sich: eine herrliche Aussicht. Über dem Obstwald des Thurgau und den waldigen Hügeln des St. Gallischen Ufers thront majestätisch der Alpstein, meist bis in den Sommer hinein mit Schnee gekrönt. Die Höfe und Terrassen der altersgrauen Burg schmückte bald der schönste Blumenflor, die Säle und Zimmer eine auserlesene Sammlung von Gemälden, die Gänge und Corridore stattliche Hirschgeweihe, Hörner von Elken oder Auerochsen, mancherlei alte Waffen und Rüstungen. Im Dagobertthurm richtete sich der unermüdliche Sammler seine Bibliothek ein und freute sich seiner handschriftlichen Schätze. Er war ein schlichter, einfacher Mann. Das Frühstücken hatte er sich als Jägersmann abgewöhnt, dem Wein sprach er nur sehr mäßig zu, auch in seinen älteren Tagen. Meist trug er wie in jungen Jahren einen grünen, knapp anliegenden Rock, wie ein Förster oder Jäger. Ein wallendes weißes Lockenhaar umfloß die offene Stirne. Als freundlicher Hausgeist ihm zur Seite waltete in der gemüthlichen Burg seine edle,

feingebildete Gattin, eine ebenſo verſtändige als kunſtſinnige Frau. Von ihren beiden Töchtern Hildegard und Hildegund widmete ſich die eine mit Vorliebe der Malerei, die andere der Dichtkunſt. Mit der Mutter theilte ſich in die Erziehung der beiden munteren Burgfräulein der Mutter Schweſter, Deutſchlands gefeiertſte Dichterin, Annette von Droſte-Hülshoff. Viele ihrer ſchönſten Werke hat ſie hier vollendet. Den Geiſt, der den kleinen Familienkreis belebte, hat ſie allerliebſt in einigen Verszeilen an ihre Freundin Ludowina von Haxthauſen gezeichnet:

Was iſt mehr denn Schmuck und Kleid?
„Ein g'ſunder Leib, ſo's in Freuden treit."
Was iſt mehr denn Gold ſo werth?
„Ein frei Gemüth, ſo des nit entbehrt."
Was iſt mehr denn Kron und Grund?
„Ein klug Gemüth, ſo des brauchen kunnt."
Was iſt mehr denn glückſelig ſein?
„Ein fein Gemüth, ſo des werth allein."

Die benachbarte Schweizerlandſchaft aber hat ſie in dem folgenden begeiſterten Bilde beſungen:

Ich aber ſteh' und lauſche
Nach jedem Flöckchen, das vergoldet weht;
Iſt's nicht, als ob der Morgenwind ſchon rauſche?
Wie's drüben wogt und rollt und in ſich dreht!
Nun breitet ſich's, nun ſteht es über'm Schaume;
Was ſteigt dort auf? — Ein Bild aus kühnem Traume,
O Säntis, Säntis, deine Majeſtät!

Biſt du es, dem ringsum die Lüfte zittern,
Du weißes Haupt, mit deinem Klippenkranz?
Ich fühle deinen Blick die Bruſt erſchüttern,
Wie über'm Duft du rieſig ſtehſt im Glanz;
Ja gleich der Arche über'm Wogengrimmen
Seh' ich in weiter Wolkenfluth dich ſchwimmen,
Im weiten, weiten Meere einſam ganz.

— — — — — — — — — — —

Und immer ſinkt es, immer zahllos ſteigen
Ruinen, Schlöſſer, Städte an dem Strand;
Schon will der Bodenſee den Spiegel zeigen
Und wirft gedämpfte Strahlen über Land,
Und nun verrinnt die letzte Nebelwelle,
Da ſteht der Äther, goldenrein und helle,
Die Felſen möcht' man greifen mit der Hand.

So klar, ein ſtählern Band, die Thur ſich windet,
Und wie ich lauſchend ſpäh' von meiner Höh',
Ein einziger Blick mir zwölf Kantone bindet;

Wo drüben zitternd ruht der Bodensee,
Wo längs dem Strand die Wimpel lässig gleiten,
Vier Königreiche seh' ich dort sich breiten,
Erfüllt ist Alles, ohne Traum und Fee.

Auf der alten Meersburg, in dem hochsinnigen Familienkreise des alten Laßberg hat sich Greith oft von den Tracasserien erholt, mit welchen ihn helvetische liberale Cultur — weder gerade „frei", noch „klug", noch „fein" — in seinem priesterlichen und kirchenpolitischen Wirken behelligte. Schon 1837 war auch er an die anmuthigen Ufer des Bodensees gezogen. Etwa eine Stunde über Rorschach liegt das Dorf Mörschwil, unter einem freundlichen Obstwald versteckt, eine echt katholische Gemeinde, so päpstlich gesinnt, wie nur irgend ein westphälisches Dorf. Sie hatte selbst das Präsentationsrecht, d. h. das Recht, ihren Pfarrer zu wählen, und wählte den beim „Staate" übel angeschriebenen Greith. Die von kräftiger Hand geschriebene Ernennungs-Acte lautet:

„Zufolge der auf den 1. Februar 1837 zur Wiederbesetzung unserer vakanten Pfarrpfrund angeordneten und abgehaltenen Gemeind- und Pfarr-Genossenversammlung sind Sie Hochwürd. Hochgelehrten H. H. Karl Greith von Rapperschwyl, vermög dem der hiesigen Kirch-Gemeinde zustehenden Kollaturrecht und gemäß dem vollen Vertrauen der stimmgebenden Mehrheit für hierortige Pfarrey als würdigster Pfarrer und Seelsorger erwählt worden. Wir wünschen und bitten, daß der Allgütige Ihnen, für die neu anvertraute Heerde, den nöthigen Beystand und Aecht unverdrossenen Muth zu Eurem und unserem allgemeinen Besten beständig verleihen wolle.

Actum Mörschwil, den 1. Februar 1837.

Der Praesident des Verwaltungsrathes
Joseph Anton Mäder.
Im Namen der gesammten Kirch-Gemeinde Mörschwil
Der Schreiber des Verwaltungsraths
Joh. Baptist Hanimann."

Nur zwei Jahre blieb der gelehrte Pfarrer bei dem für ihn hochbegeisterten braven Landvolk. Doch auch da er wieder nach St. Gallen übersiedelte, dauerte die gemüthlich-nachbarliche Beziehung zu dem greisen Schloßherrn auf Meersburg fort. Sie besuchten und schrieben sich, trösteten sich gegenseitig über den Wirrwarr der prosaischen Zeit, machten auch wohl gemeinschaftlich antiquarische Streifzüge oder tauschten sich die Ergebnisse solcher Streifzüge aus und leisteten sich die mannigfachsten Freundschaftsdienste. Auch an den Schicksalen der katholischen Schweiz nahm Laßberg noch immer Antheil. Über den Sonderbund schrieb er seinem Freund am 15. Wintermonat 1847:

„Freiburg wird zuerst an den Tanz müssen und ich bin begierig, wie diese Leute sich benehmen werden. So viel Ehrgefühl traue ich ihnen auf alle Fälle zu, daß sie sich nicht ergeben, ehe ihre Mauern Löcher bekommen haben und bis dahin könnte wohl das Wetter sich ändern.... Dahin also hat es die Jacobinische Propaganda seit 1831 gebracht, daß sie nach so vielen gescheiterten Versuchen endlich in der Schweiz ein Heer von 100 000 Mann aufstellen konnte. Ein großer Erfolg!... Vertheidigt sich Freiburg tapfer und beharrlich, dann ist die katholische Schweiz gerettet; denn ein Mißlingen dieser ersten Unternehmung wird auf Freund und Feind einen ungeheuren Eindruck machen."

Als Greis von 82 Jahren, körperlich gebrochen, aber geistig noch frisch und munter, kam der Freiherr 1852 zum letzten Mal nach St. Gallen. Noch das Jahr darauf (im November) schrieb er an Greith mit deutlicher, wenn auch jetzt etwas zitternder Schrift. Es war wegen einer Handschrift, welche Greith benutzen wollte. Seine Sammlungen hatte der Greis damals schon durch einen Vertrag an den Fürsten von Fürstenberg übermacht. Als er nicht mehr schreiben konnte, setzte seine Gemahlin noch die Correspondenz mit Greith fort.

Den 15. März 1855 starb Laßberg, mit allen Tröstungen der Religion versehen, eines sanften, friedlichen Todes.

„Ein edler deutscher Ritter im Sinne der alten deutschen Vorzeit," so schildert ihn Greith, „von Gott mit hohen Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet, hat er durch die Hoheit seiner Gesinnung und den Glanz seines Charakters den Adel seiner Ahnen verherrlichet. Gott und seiner Kirche fromm ergeben, blieb er nicht minder ohne alle Wandelbarkeit treu seinem Fürsten und seinem Vaterlande. Keines Menschen Feind, bot er jederzeit großmüthige Hilfe, Schutz und Rath allen, die ihn suchten. Ein Mann ohne Falsch, dem ‚die Wahrheit über Alles ging', redete er, wie er dachte, und vollzog seine That, wie er redete. Der alten, ehrlichen und ruhmwürdigen Geschichten, Dichtungen und Sagen deutscher Vorzeit kundig wie Wenige, pflegte er an seiner lehrreichen Tafelrunde die Lieder, die Thaten und die Lehren der Alten, übte an seinen Freunden edle Gastfreundschaft und Treue, darum ist sein Name auch in allen deutschen Landen gepriesen und weit über deren Grenzmarken hinaus berühmt geworden.

Nu helfet min leid mir chlagen,
Der triuwe her ist tot,
Swaz er begie in sinen tagen,
Genedich si im got."

Die biographische Skizze, welche Greith dem Dahingeschiedenen in den „Histor.-polit. Blättern"[1] widmete, ist in ihrem Genre ein kleines

[1] 1864. LIII. 425—441. 505—522.

Meisterwerk. Plutarch wird darin nicht bloß eruditionis gratia citirt, Greith hatte ihn studirt und wußte ihn mit classischer Feinheit nachzuahmen.

4.

Von anderen Beziehungen, welche Greith mit dem katholischen Deutschland unterhielt, war jene mit den Gründern der „Histor.-polit. Blätter" wohl die wichtigste. Wenn man die älteren Bände dieser Zeitschrift durchgeht, kann man kaum bezweifeln, daß Greith sie öfter durch Mittheilungen über schweizerische Zustände und Ereignisse unterstützte. Wie weit das aber der Fall war, ob mehr direct oder indirect, ist schwer zu sagen. Briefe darüber liegen mir nicht vor. Doch hat Greith noch öfter seinen Freund und Lehrer Joseph von Görres in München besucht, und war bei ihm wie zu Hause. Guido berichtete ihm gelegentlich über alle Mitglieder der Familie, wie Einem, der mit dazu gehörte, und auch Ernst Lasaulx widmete wohl dem alten Jugendfreund noch ein Lebenszeichen.

„Von Ernst Lasaulx," schreibt Guido am 18. Februar 1833, „haben wir neulich Nachricht erhalten, Du wirst schwerlich errathen, woher. Er hat endlich seinen alten Wunsch, nach Griechenland zu gehen, auf unerwartete Weise erfüllt; mit König Otto hat er sich, dulci jubilo, auf dem „Madagaskar" eingeschifft. Das Frühjahr will er in Constantinopel sein, von da nach Palästina und ich weiß nicht wo noch Alles hingehen. Wahrscheinlich wird er aber wohl in Griechenland bleiben und dort mit an dem neuen Thron zimmern helfen; denn er kann nicht genug die freundliche und zuvorkommende Aufnahme rühmen und ich glaube, man wird ihn auch dort wohl brauchen können."

Fünf Jahre später (1. August 1838) schrieb Lasaulx von Würzburg aus selbst an Greith:

„Lieber Freund!

Ich benutze die Abreise Deines Landsmannes Herrn Jacob Forrer, um Dir meine und meiner Frau herzliche Grüße zu schicken. Wir sind nun fast drei Jahre verheirathet und haben seit December v. J. ein kleines Töchterchen, Anna Maria, die uns unendliche Freude macht; unser erstes Kind hat Gott eine Stunde nach der Geburt wieder zu sich genommen. Ich fühle mich jetzt post tot discrimina rerum im ruhigen Hafen angelangt, weiß was ich zu thun und zu lassen habe und bin so glücklich, als ein Mensch in dieser Zeit sein kann. Nur die Kölner Sache hat mir, wie Du aus dem Schriftchen ersehen, einen furchtbaren Ärger und Ingrimm erregt; nachdem es confiscirt worden, reut mich nur, es nicht ärger gemacht und alles, was ich auf dem

Herzen hatte, ausgeſprochen zu haben. Sich dem Feind gegenüber auf der Linie des ſtrengen Rechtes ſtrict zu halten, führt zu nichts anderem, als ſyſtematiſch zertreten zu werden; vim vi repellere licet, das Recht iſt hier nur der leidige Troſt derer, denen Unrecht geſchehen iſt. Meine wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſchreiten langſam, aber ſtetig voran, ich hoffe Dir in einigen Jahren eine Sammlung religiösphiloſophiſcher Abhandlungen, heidniſches und chriſtliches auf meine Weiſe in einander gearbeitet, zuſchicken zu können, bisher nahmen die pflichtmäßigen Arbeiten für meine Profeſſur der Philologie meine ganze Zeit in Anſpruch; nun ich anfange das Geleſene zum zweiten Mal vorzutragen, hoffe ich freier zu werden. Dein Spicilegium Vat. habe ich mit großem Intereſſe geleſen; gerne hätte ich Deinem Wunſche gemäß eine Recenſion davon geſchrieben, wenn dieß meine Kenntniß der Sache möglich gemacht hätte. Aber unmöglich kann ich da miturtheilen wollen, wo ich mir bewußt bin, bei weitem weniger von der Sache zu wiſſen, als der den ich beurtheilen ſoll. Übrigens iſt die Wichtigkeit Deiner Arbeit, wie ich zu meiner Freude ſehe, überall anerkannt und gerühmt worden. Auch Jacob Grimm, der mich vor einiger Zeit hier beſuchte, war damit ſehr zufrieden. Hoffmann wird Dir ſelbſt ſchreiben: wir wünſchen fortwährend, Dich hier zu haben. Freilich glaube ich, daß Du gerade jetzt nicht gerne Dein Heimathland verlaſſen willſt, ſollte es Dir aber doch noch einmal wünſchenswerth ſein, hier eine Profeſſur zu erlangen, ſo laſſe es mich wiſſen.

Siehſt Du Laßberg und ſeine Frau, ſo grüße ſie von mir.

Wie immer Dein getreuer Freund

Ernſt Laſſaulx."

Weniger herb, als Laſſaulx und Laßberg, betrachtete Hofrath Schloſſer die „Kölner Ereigniſſe". Er ſchrieb Greith darüber den 21. December 1837:

„An der Einfalt des erhabenen apoſtoliſchen Staatsgefangenen in Minden ſcheint die Berliner Intelligenz zur Thorheit werden zu wollen. Nicht Katholiken allein ſind es, welche das Ereigniß als Segen bringend für die deutſche Kirche betrachten. Auf allen Fall iſt aus der Sache ein Anderes geworden, als was die Erfinder beabſichtigen mochten. Gott wird Alles zum Heile leiten. Für den frommen edlen Greis wollen wir beten — mehr noch beten für den Heiligen Vater, daß Gott ihm Erleuchtung und Kraft ſchenken möge, unverworren und mit apoſtoliſcher Einfalt im Geiſte der großen, alten Päpſte, im Vertrauen auf die untrüglichen Verheißungen und den Beiſtand von Oben, das Rechte und nur das Rechte zu thun."

Dem Briefe liegt, von Schloſſers Hand geſchrieben, ein Hymnus bei, der das ſchöne Gebet an den hl. Petrus enthält:

Petre, tu praepotens coelorum claviger
Agnos cum ovibus pascens perenniter:
Cum bis sex tribuum sederis arbiter,

Parce fragilibus, judica leniter;
Pro successoribus, ut alto naviter
Fungantur munere, precare jugiter.

Als stellvertretender Rath im Hause Görres' erscheint in Greiths Correspondenz auch einmal der Dichter Clemens Brentano, welcher damals in München mit Dr. Haneberg zusammenwohnte[1]. Er empfiehlt den Convertiten P. Karl Brandes in folgender Weise:

„Hochwürdiger Herr und Freund!

Da Guido noch in Botzen bei Vater Görres ist, muß ich diese Zeilen an Sie richten, Pater Brandes aus dem volontairen Benedictiner Kloster Solesmes bei le Mans, der für seinen Abt die Bibliotheken bereist, an Sie dringend und herzlich zu empfehlen, er geht nach Einsiedeln. Er ist ein Braunschweiger. Lassen Sie sich erzählen, wie Gott ihn zur Kirche und zu den Benedictinern geführt; er ist ein frommer, bescheidener, sinnvoller Priester, und hat hier bei den Benedictinern von Metten, welche jetzt das Gymnasialconvict haben, mehrere Wochen geherbergt. Was Sie ihm als einem armen Mönche Liebes erweisen, ist gut angewendet, er ist durchaus vor Gott wandelnd. Er wird Ihnen Alles erzählen, was Sie von Ihren hiesigen Freunden interessiren kann. Ich wohne jetzt mit dem Professor Haneberg, Professor der orientalischen Sprachen, zusammen, Herzogspitalgasse Nr. 11. — Ich habe Sie in herzlicher Liebe und Verehrung und empfehle mich in Ihr Gebet.

Ihr ergebener

München, 4. November 1840. Clemens Brentano."

Der Gedanke, Greith als Professor an eine deutsche Universität zu ziehen, den Lassaulx so natürlich fand, scheint später nicht mehr aufgetaucht zu sein. Dagegen meldete sich am 17. März 1839 ganz plötzlich sein alter Freund Christian Brentano, damals von Preußen ausgewiesen, von Aschaffenburg aus bei ihm, schilderte ihm sein Familienleben und überraschte ihn dann mit folgenden Fragen:

„a. Wie es Ihnen dort ergeht und ob Sie zufrieden sind?

b. Ob Sie es in dem Grade sind, keine andere Anstellung zu wünschen?

c. Falls dieses nicht der Fall, ob Sie auf sonst so brillante Bedingungen hin, daß sie weder eine Pfarrei noch Professur regrettiren ließen, sich dazu verstehen könnten, die Erziehung eines erst neun bis zehn Jahre alten, gutbegabten, einzigen Sohnes einer reichen, hochadeligen Familie zu übernehmen?

d. Ob, falls letzteres nicht der Fall ist, Sie mir einen andern nicht gar zu jungen, kenntnißreichen, schon lebenserfahrenen, feinsittigen Geistlichen nennen könnten, der sich für so etwas eignen möchte, unter Umständen, wo man beabsichtigt, zugleich auf die Mutter des Knaben, welche mit demselben

[1] Diel-Kreiten, Brentano, II. 534.

von ihrem Gemahl getrennt lebt, wohlthätigen Einfluß ausgeübt zu ſehen, wofür ſie disponirt ſcheint?"

Näheren Aufſchluß über dieſe myſteriöſen Fragen brachte ein weiterer Brief vom 13. Mai:

„Die Perſonen, um die es ſich handelt, ſind der Graf Hatzfeld in Düſſeldorf, ſeine Frau und ihr Sohn. Dieſe letzteren waren, da ich Ihnen das letzte Mal ſchrieb, in Baden-Baden. Wenn Sie die Zeitungen geleſen, ſo werden Sie vielleicht einen zwiſchen dieſen Allen ſtattgehabten Vorgang vernommen haben: wie nämlich der Sohn auf Veranſtaltung des Vaters ſeiner Mutter quaſi entführt, von dieſer dann wieder ereilt worden. Nach dieſem hat zwiſchen dem Grafen und der Gräfin eine Übereinkunft ſtattgehabt, wonach der Knabe bei der Mutter bleiben, der Vater aber ihm einen Gouverneur nach ſeinem Ermeſſen wählen und beigeben ſoll. Der Graf iſt ein wohlgeſinnter Mann, der ſeine verirrte, aber dem Guten und Religiöſen keineswegs unzugänglich entfremdete Frau zu ihrem Heile reſipisciren ſehen möchte, wenn auch nie wieder eine Vereinigung zwiſchen ihnen ſtattfinden ſollte, was allerdings ſchwerlich je ſtatthaben kann, und, wie ich glaube, zur Zeit ganz gegen ſeine Abſicht iſt. Die Frau ſoll ſehr noble Eigenſchaften haben und lebte mit ihrem Gemahl geraume Zeit im beſten Vernehmen. Wie man ſagt, iſt dieſes zuvörderſt durch eine Königl. Hoheit geſtört worden und hat ſich ſeither nicht wieder geſtalten wollen. Doch kann ich hierin nichts verbürgen, und iſt auch nicht nöthig, das Nähere hier zu erörtern."

Falls aus dieſer Anſtellung nichts werden und Greith doch in den Fall kommen ſollte, von St. Gallen „abzuziehen", rieth ihm Brentano, ſich um eine Anſtellung „in der Diöceſe des Grafen Reiſach oder in der Speyer'ſchen, wo der Biſchof, mir bekannt, wie ich nicht zweifle, Sie gern placiren würde", umzuſehen. Keiner dieſer Fälle ſollte ſich indeß verwirklichen.

5.

Den 9. Januar 1839 wurde Greith, 32 Jahre alt, von dem katholiſchen Adminiſtrationsrath als zweiter Pfarrer nach St. Gallen berufen, den 16. gab die Regierung ihm das hoheitliche Placet. Noch im Juni wurde er auch in den katholiſchen Erziehungsrath gewählt. Er nahm die Ernennung an und brachte von da an, einige Reiſen abgerechnet, die übrigen 43 Jahre ſeines Lebens in St. Gallen zu.

In einem Hochthal zwiſchen zwei freundlichen Hügelzügen gelegen, iſt St. Gallen die höchſtgelegene Stadt der Schweiz, im Sommer recht anmuthig, im Winter ziemlich rauh. Die gewerbſame und wohlhabende Bürgerſchaft iſt ſeit der Reformation vollſtändig proteſtantiſch und hat, mehr als es in anderen Schweizerſtädten der Fall war, bis in die neueſte

Zeit herab eine zähe Unduldsamkeit gegen die katholische Kirche bewahrt. Die Mehrheit der sonstigen Kantonsbevölkerung ist dagegen katholisch. Hart an das Stadtgebiet, dessen Mauern längst gefallen sind, grenzen die Gebäude der alten Abtei, zum Theil umgebaut und verändert, eine kleine Stadt für sich. Den ansehnlichen äußeren Klosterhof begrenzt nach der Stadt hin das große katholische Primarschulgebäude und die Schutzengelkapelle — dann jenseits der Straße das kantonale Arsenal. An dieses stößt im rechten Winkel die sogenannte alte Pfalz, d. h. das Regierungsgebäude der einstigen Fürstäbte, ein palastartiger Bau mit großem Pavillon in der Mitte. Von der Pfalz geht wieder unter rechtem Winkel ein langer, ehemaliger Klosterflügel aus, der früher dem Abt zur Wohnung diente und der das älteste Heiligthum des Landes, die Kapelle des hl. Gallus, enthält. An diesen Flügel reiht sich die ehemalige Klosterkirche, ein großer Renaissancebau mit zwei stattlichen Thürmen. An der anderen Seite der Kirche umschließen hohe, drei- bis vierstöckige Flügel zwei geräumige Höfe, während kleine Nebengebäude noch einen weiteren Complex von Höfen begrenzen.

In diesem höchst unregelmäßigen Labyrinth wohnten Staat und Kirche von St. Gallen, stets mit einander hadernd und doch immer auf einander angewiesen, wie recht unglückliche Eheleute, seit Gründung des Kantons beisammen. In dem hohen Saale der Pfalz tagte alle Jahre der Große Rath, 150 Mitglieder stark, das legislative Parlament des Kantons. In den anstoßenden Zimmern und Sälen war der Kleine Rath oder die Regierung untergebracht, die höchste executive Behörde mit ihren Sitzungszimmern und Bureaux, Kantons- und Stiftsarchiv. Zwischen den Amtswohnungen der Regierung und der Klosterkirche residirte der Apostolische Vikar, in den anstoßenden Flügeln die Stadtpfarrer und Vikare, der Administrationsrath, welcher die katholischen Fundationen verwaltete, und der Erziehungsrath, welcher das katholische Schulwesen leitete und regierte. An diese Wohnungen und Sitzungssäle reihte sich im anderen Flügel die katholische Kantonsschule, ein Gymnasium mit etwa 200 Schülern — und endlich die berühmte Stiftsbibliothek. In den Nebenbauten befand sich das Criminalgefängniß, unmittelbar daneben das alte Stadttheater, einst fürstäbtlicher Pferdestall; in anderen waren Ökonomieräume, Küster- und Privatwohnungen.

Während in den inneren Höfen zu gewissen Stunden Geistliche, Regierungsräthe, Schreiber, Kassirer, Küster und Pedellen, Professoren und Studenten in bunter Gesellschaft durcheinanderliefen, spielten auf den

äußeren die Schulkinder und putzten die Artilleriſten die Kanonen des Zeughauſes, die noch nie in einem Krieg geweſen waren. Es war keine Annehmlichkeit, 40 Jahre lang, ohne eigenen Grund und Boden, ohne Garten und freie Ausſicht, in dieſem ſtaatskirchlichen, pädagogiſch-militäriſchen Bienenſtock zu wohnen. Von den ſieben Regierungsräthen, welche als Miniſter des Innern, des Äußern, der Polizei u. ſ. w. den Kanton regierten, mußten immer drei Proteſtanten ſein, und nach dieſem Verhältniß richteten ſich die anderen Beamten. Da unter dieſen, oft auch unter den katholiſchen Regierungsräthen und Beamten, viele waren, welche ihre Lebensaufgabe in die Bekämpfung der katholiſchen Kirche ſetzten, ſo war die Nachbarſchaft eine höchſt ungemüthliche.

Einen Troſt fand jedoch Greith in dieſer ſonderbaren Behauſung, einen Troſt, der ſein hochſinniges Gemüth für Vieles entſchädigte. Er wohnte am Grabe des hl. Gallus, an der Stiftskirche der ehrwürdigen Abtei, die durch Jahrhunderte eine Leuchte chriſtlicher Bildung geweſen, neben der Bibliothek, die noch von den Zeiten der älteſten Glaubensboten und karolingiſcher Herrſchaft Zeugniß gab. Das ehrwürdige Kloſter war vernichtet, ſeine Schule zerſtört, ſeine weltliche Herrſchaft an Laien übergegangen. Die letzten Mönche waren geſtorben, und Niemand trat mehr für ihre Rechte ein. Aber die Ideen, deren Träger ſie geweſen, die große ſittliche Aufgabe, die ſie erfüllt, waren mit ihnen nicht erloſchen. Das katholiſche Volk, das ihnen unterthan geweſen, verlangte nach kirchlicher Leitung und Seelſorge. Die Schule, die an Stelle der alten Kloſterſchule getreten, konnte der Kirche erhalten werden. Die Fundation, die noch vorhanden, konnte ſich bei beſſerer Organiſation zu einem mächtigen Hilfsmittel für religiöſe und charitative Zwecke geſtalten. Die Wiſſenſchaft, die ſie ſo treu gepflegt, konnte wenigſtens durch den Eifer einzelner Männer erhalten und gemehrt werden. Die Schätze, welche ſie in der Bibliothek hinterlaſſen, konnten durch treue Benützung der Wiſſenſchaft und der Religion zu gute kommen.

In dieſem geiſtigen Sinne konnte von einem Wiedererſtehen des Kloſters, d. h. ſeiner kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, die Rede ſein, und dieſes geiſtige Wiedererſtehen des alten St. Gallen hat Greith ſich zum Lebensziele geſetzt. Dieſen Gedanken hat er mit der frohen Begeiſterung des Jünglings aufgefaßt, mit unbeſieglicher Manneskraft zu verwirklichen geſucht, unter den entmuthigendſten Schwierigkeiten feſtgehalten und bis zum Tode bewahrt.

Die Paſtoration, welche Greith zunächſt oblag, war eine müh- und

opfervolle. Ansehnliche Landgemeinden gehörten zu der ausgedehnten Stadtpfarre und kamen in die Stiftskirche zum Gottesdienst. Die meist ärmeren Katholiken, welche in der protestantischen Stadt zerstreut lebten, bereiteten durch ihre Lage vielfache Schwierigkeit. Klugheit, Liebe, Eifer, Muth des Seelsorgers wurden beständig auf die Probe gestellt. Von den angesehenern Katholiken hielten manche zu den Protestanten und befeindeten die Kirche unaufhörlich, obwohl sie den Gottesdienst besuchten und noch Katholiken sein wollten. Sie stützten sich auf Geistliche Wessenbergischen Schlages, deren noch viele im Kanton herum wohnten und großen Einfluß besaßen. Einer der einflußreichsten, Federer, leitete die katholische Kantonsschule und war der geistliche Rath der liberalen Parteiführer in ecclesiasticis und spiritualibus. Als Domcustos hatte Greith hauptsächlich die Sorge für Arme und Kranke, als Pfarrrector die Gesammtleitung der ausgedehnten Pfarrei. Da er das Predigtamt für eine heilighohe Aufgabe hielt, und es sich vor Allem zum Ziele setzte, durch dogmatisch-apologetische Kanzelreden den katholischen Anschauungen Eingang und Ansehen zu verschaffen, so that sich schon auf der Domkanzel ein Arbeitsfeld auf, das seinen Mann vollständig hätte beschäftigen können. Doch auch auf der Bibliothek konnte man seines Rathes und seiner Hilfe nicht entbehren; er war da besser zu Hause, als irgend ein Anderer.

Auf den benachbarten Bureaux des Erziehungs- und Administrationsrathes richtete man bald den Blick auf ihn, als auf den Mann, der das katholische Erziehungswesen in bessere Bahnen leiten könnte. Im Großrathsaal hatte er als Redner schon seit seiner Rückkehr von Rom die politische Vertheidigung der Kirche übernommen. Er überflügelte die katholischen Laien an Talent, Wissen und Energie, und sah sich, ohne es zu beabsichtigen, an die Spitze der katholischen Volkspartei gestellt, eine Aufgabe, die auch in der Presse seine fortwährende Bethätigung nöthig machte. Im Juni 1839 wählte ihn das katholische Großraths-Collegium zu seinem Präsidenten; im November 1840 trat er an die Spitze des katholischen Erziehungsrathes.

Die bedeutendsten Erfolge gewann er in letzterer Stellung — auf dem Gebiete des Erziehungswesens. An die katholische Kantonsschule waren nämlich im Anfang der dreißiger Jahre mehrere Professoren gezogen worden, welche sich zwar durch Talent und Kenntnisse auszeichneten, aber, selbst rationalistisch oder liberal, den religiösen Charakter der Anstalt entschieden gefährdeten. Hauptsächlich dem Einflusse Greiths gelang es, diese Elemente — zuletzt 1844 auch ihren Chef und Meister, den

Rector Federer — von der Schule zu entfernen und derselben ihren religiösen Charakter zurückzugeben. Das setzte vielen Lärm ab. Greith wurde wie früher des kohlenpechrabenschwarzesten Obscurantismus bezichtigt; doch er ließ sich nicht einschüchtern. Die religiöse Bildung galt ihm mehr, als das Phantom einer fortschrittlichen Scheingelehrtheit, welche einem möglichst ausgebreiteten Realwissen die eigentliche Perle des Erziehungswerkes, Glauben und Gottesfurcht, zum Opfer brachte.

Gegen die Säcularisation des Klosters Pfäffers, das durch innere Zersetzung seinen eigenen Untergang heraufbeschworen hatte, kämpfte Greith vergebens an. Wirkungslos verhallten auch seine redegewaltigen Proteste gegen die Aufhebung der Klöster in Aargau und Thurgau. Auch für die Errichtung eines St. Gallischen Bisthums schien er mehrere Jahre vergeblich zu ringen. Noch 1839 faßte Baumgartner die dagegen allgemein verbreiteten Vorurtheile in das Wort zusammen: „Ein St. Gallischer Bischof kann nur entweder eine Null oder ein Friedensstörer sein. Das Erstere ist nicht zu wünschen, das Andere ist nicht zu dulden."

Unbestechlicher Rechtssinn, tiefer Ernst und eine trotz aller Vorurtheile männlich religiöse Gesinnung führten indeß, im Verein mit äußern Fügungen und Ereignissen, nach und nach diesen Mann selbst, den eifrigsten Gegner des Bisthums, zum Bruch mit der liberalen Partei, deren Leiter er bis dahin gewesen. Denn in offenen Rechtsverletzungen verlangte dieselbe ein „Opfer des Verstandes", das er zu bringen sich nicht im Stande fühlte. Es empörte ihn[1]. Schon im Jahre 1841 trat er mit Greith für das gute Recht der Aargauischen Klöster ein, wurde durch die leidenschaftlichen Angriffe seiner bisherigen Partei immer mehr dazu gedrängt, die Unhaltbarkeit der liberalen Theorien in anderer, unabhängiger Beleuchtung zu sehen, und zögerte, nachdem er sich über seine bisherigen Irrthümer klar geworden, nicht, dieselben auch in der Bisthumsfrage 1844 offen zu bekämpfen. In einer Präsidialrede „Die St. Gallischen Katholiken, wer sie sind und was sie wollen" stellte er für die gesammte innere Politik 1845 ein entschieden katholisches Programm auf und übernahm die Leitung der katholischen Volkspartei, deren geistiger Führer bis dahin Greith gewesen.

Die Unterhandlungen über ein Bisthumsconcordat in Rom führte

[1] Darnach ist zu corrigiren, was Wartmann (Allgemeine deutsche Biographie. Leipzig 1875. II. 165 ff.) über ihn sagt. Die Angabe, daß er aus verletztem Ehrgeiz zur katholischen Partei übergetreten sei, ist nur eine schnöde Anklage seiner Gegner.

der Präsident des Administrationsrathes Leonhard Gmür, ein guter Jurist, voll Leben, Humor und Witz, Kunstfreund und Ästhetiker. Seine Aufgabe war nicht leicht, da Rom volle Garantie kirchlicher Freiheit verlangte, die St. Gallischen Katholiken aber mit den Postulaten der conservativen Protestanten und andern häuslichen Schwierigkeiten zu rechnen hatten, um nicht an neuer Gegenbewegung alle bisherigen Anstrengungen scheitern zu lassen. Nur unter unsäglichen Schwierigkeiten gelang es endlich den vereinten Anstrengungen Greiths, Baumgartners und Gmürs, eine Vereinbarung zu treffen, welche beide Paciscenten befriedigte. Am 7. November 1845 zeichnete der Nuntius d'Andrea im Namen des Papstes, Baumgartner und Gmür im Namen der Staatsbehörde das Concordat, am 21. December ward es in St. Gallen definitiv angenommen, am 12. April 1847 erließ Pius IX. die Circumscriptionsbulle und am Peter- und Paulstage dieses Jahres wurde Dr. Jos. Peter Mirer, ein Graubündner, vom Nuntius Macciotti in der Cathedralkirche zum ersten Bischof von St. Gallen consecrirt.

Der Erfolg, zu dem Greiths vermittelnde Klugheit nicht wenig beitrug, war von höchster Bedeutung. Eine geringe Verzögerung hätte Alles auf's Spiel gesetzt und die kirchlichen Zustände in ein unentwirrbares Chaos zurückgeworfen. Nur wenige Monate später entschied ein St. Gallischer Wahlbezirk (hauptsächlich durch den Einfluß einiger liberaler Geistlicher) das Schicksal der ganzen Schweiz, indem St. Gallen eine liberale Regierung erhielt, sich auf der Tagsatzung gegen die katholischen Kantone erklärte und die gewaltsame Unterdrückung ihrer guten Rechte herbeiführen half.

Nachdem das Bisthum einmal da war, konnte es die liberale Partei so leichten Kaufes nicht wieder aus der Welt schaffen. Sie hätte sich selbst blamirt. Ihr Streben war deßhalb für die nächste Folgezeit darauf beschränkt, die freie Bewegung des Bischofs möglichst zu hindern, die Gymnasialbildung der katholischen Leitung völlig zu entziehen und zu säculariſiren, die katholischen Fundationen — den nervus rerum — ihren religiösen Zwecken zu entfremden und durch eine josephinistische Gesetzgebung Ansehen und Einfluß der Kirche zu paralysiren. Zeitweilig begnügte man sich mit einem kleinlichen Guerillakrieg, zeitweilig wurde mit Hochdruck aus Leibeskräften „Cultur" gekämpft.

Greith stand im Kampfe für Recht und Freiheit nicht allein, und es wäre eitel Lobrednerei, ihm ausschließlich die weitere Entwicklung der Diöceſe zuschreiben zu wollen. Allerdings stand er dem ersten Bischof

von St. Gallen sechzehn Jahre lang mit Rath und That zur Seite, ein unermüdlicher Arbeiter auf dem Gebiete pastoraler Administration, ein erfahrener Rathgeber in schwierigen Conflicten, ein ausgezeichneter Organisator im Schul- und Erziehungsfach, ein beredter und gewandter Apologet der Kirche nach jeder Richtung hin. Doch war der Bischof selbst, Joh. Peter Mirer, Doctor juris utriusque, ein durchaus kirchlich gesinnter, hochbegabter und kenntnißreicher Mann, durch seine persönliche Würde, Herzensgüte und Sanftmuth allgemein beliebt, den Gegnern der Kirche weniger persona ingrata und darum oft im Stand, Einfluß auszuüben, wo Greith nur auf Mißtrauen und Schwierigkeiten gestoßen wäre. Einen tüchtigen Mitarbeiter im Erziehungsfach und in der katholischen Administration fand Greith an L. Gmür[1]; auch in der Presse nahm sich dieser geistvolle und lebensfrohe Mann der katholischen Angelegenheiten auf's Nachdrücklichste und Wirksamste an. Wie Cicero von den Sicilianern sagt, ging ihm in den schlimmsten Zeiten nie der gute Humor aus.

Einen viel ernster gearteten, thatkräftigen und unbeugsamen Vertreter ihrer guten Rechte im Großen Rath sowohl wie zeitweilig auch in der schweizerischen Bundesversammlung fanden die St. Gallischen Katholiken an Baumgartner, der nach dem Urtheil Bernhards von Meyer[2] der befähigtste schweizerische Staatsmann jener Zeit war. Während er nicht leicht mit dem Gegner pactirte, sondern scharf und unnachsichtlich auf's Ziel losging, leistete der tüchtige Advocat J. J. Müller durch seinen mehr conciliatorischen Charakter der katholischen Sache in mancher Situation die wichtigsten Dienste. Bei den Gegnern war Baumgartner entschieden der mißbeliebteste; sie konnten ihm seine „Apostasie", wie sie es nannten, nie verzeihen.

Greith hat vor ihm und den genannten Männern das hohe Verdienst voraus, lange vor ihnen das katholische Programm aufgestellt und zu

[1] S. Präsident Leonhard Gmür. Lebensskizze. St. Gallen, Moosbrugger, 1878.

[2] Erlebnisse des Bernhard Ritter von Meyer. Wien und Pest, Sartori, 1875. I. 143 ff. „Baumgartner war unstreitig die größte Capacität damals in der Schweiz, bewandert in allen Fächern der Administration, ein eminentes Rednertalent, ein Staatsmann, wie seither keiner mehr in der Schweiz zum Vorschein gekommen. Er war früher in seinem Kantone und in der Schweiz einer der Hauptanführer der gemäßigt liberalen Partei; sein klarer Blick aber und die Redlichkeit seines Herzens durchschauten bald die Gefahren, in welche die auf dem vom Liberalismus umgepflügten Boden emporwuchernde radicale oder Revolutionspartei nothwendig die schweizerische Eidgenossenschaft stürzen mußte. Er fing an zurückzuhalten, zu warnen, und verfiel dadurch der Vehme seiner früheren Freunde."

einer Zeit verfochten zu haben, wo man es als hoffnungslos betrachtete. Zunächst während und nach der Sonderbunds-Katastrophe war er als Domdekan mit der praktischen Organisation des neuen Bisthums beschäftigt und widmete sich, um für die Zukunft Boden zu gewinnen, mit der opferwilligsten Hingebung dem Erziehungs- und Schulwesen. Es war ihm hier nicht genug, bloß seinen officiellen Pflichten zu genügen. Seinem Scharfblick war es nicht entgangen, daß der schweizerische Liberalismus und Unglaube seine eigentliche Pflanzstätte an den deutschen Universitäten habe, wo die katholischen Theologen, Juristen und Mediciner, in Ermangelung einer höhern katholischen Lehranstalt, ihre höhere Fachbildung zu holen sich genöthigt sahen. Alles, was die katholische Gymnasialbildung Gutes zu Stande gebracht, wurde dort wieder verdorben. Das naturgemäße Gegenmittel wäre die Gründung einer freien katholischen Hochschule gewesen; doch dazu waren weder Geld noch Kräfte vorhanden, dieses naturgemäßeste aller Projecte ist nie aufgetaucht. Um wenigstens zu thun, was in seinen Kräften war, gründete Greith 1849 ein katholisches Lyceum in St. Gallen, um die studirende Jugend durch eine tüchtige philosophische Schulung gegen die verderblichen Einflüsse der ungläubigen Wissenschaft zu waffnen. Fundation war keine da. Er übernahm selbst gratis den Lehrstuhl der Philosophie, Gmür den der Ästhetik, andere Professoren die übrigen Fächer. Gleichzeitig wurde ein katholisches Seminar in's Leben gerufen, um die Candidaten des Priesterthums schon während ihrer Gymnasialstudien sorglicher zu erziehen und nach den Universitätsstudien zum Empfang des Priesterthums vorzubereiten.

Doch alle diese Anstrengungen und Mühen wurden schon 1855 durch den Terrorismus der liberalen Partei wieder vereitelt. Durch demagogische Künste zur Herrschaft gelangt, hob sie das neue Lyceum auf, verschleuderte einen großen Theil der katholischen Fundation und schweißte die katholische Kantonsschule mit dem protestantischen Stadtgymnasium zu einer staatlichen Mischanstalt zusammen, um die höhere Erziehung einfür allemal jedem kirchlichen Einfluß zu entziehen. Alle Anstrengungen der Katholiken scheiterten an dem hohnlachenden Machtgebot der Majorität, die mehr als je das Wirken der kirchlichen Behörde durch josephinistische Maßregeln einzuschränken bemüht war. Ein vollständiges Bild aller dieser Vergewaltigungen, nebst einer ausgezeichneten historischen und kanonistischen Kritik derselben gibt die von Greith im Auftrage des Bischofs verfaßte Denkschrift: „Die Lage der katholischen Kirche unter der Herrschaft des Staatskirchenrechts in St. Gallen. 1858."

Unterstützt von der Beredsamkeit, Preßthätigkeit und parlamentarischen Action der übrigen politischen Führer, wirkte sie tief und gewaltig. Das katholische Volk raffte sich 1859 und 1860 energisch auf, um das Joch der liberalen Gewissenstyrannei zu brechen. Es wurde eine Verfassungsrevision im katholischen Sinne durchgesetzt. Das placetum regium fiel und mit ihm die drückendsten Fesseln des Staates. Doch nun bot der Liberalismus mit verzweifelter Wuth alle, auch die schmählichsten Mittel der Agitation auf, drohte mit Gewaltthat und Bürgerkrieg, warf die neue Verfassung über den Haufen und führte in triumphirendem Übermuthe das frühere Staatskirchenrecht wieder ein. Müller starb mitten im Kampfe, der Bischof Mirer überlebte die Katastrophe nur um ein paar Jahre, der greise Baumgartner ward aus der Regierung verdrängt, Gmür streckte in hoffnungsloser Transaction die Waffen, um, wie er meinte, zu retten, was zu retten war. Ein tiefes Gefühl der Vereinsamung beschlich Greith, als er 1869 Baumgartner zur letzten Ruhestätte begleitete. In dem unermüdlichen, unbeugsamen Mann, der bis zum Tode noch gegen die liberale Gewaltherrschaft kämpfte und protestirte, ja bei den Gegnern noch für schlimmer, d. h. für „päpstlicher", „ultramontaner" und „jesuitischer" als der Bischof galt, sank die kräftigste Stütze der katholischen Volkspartei zu Grabe. Wie Greith einst der Erste auf dem Kampfplatz war, so sollte er ihn auch als der Letzte verlassen.

So tragisch indeß der Tod jener Männer erscheinen mochte, die alle ihre persönlichen Interessen gleichsam fruchtlos, ohne politischen Erfolg, für die Sache der Kirche in die Schanze geschlagen hatten, sie hatten doch nicht umsonst gekämpft. Das Bisthum, das sie gründeten und vertheidigten, hielt Stand, und das katholische Glaubensleben gelangte in allen Theilen des Kantons zu neuer Blüthe. Von dem alten Wessenbergischen Sauerteig ward das Land in jenen Kämpfen und Stürmen gründlich gesäubert. Schon als Bischof Mirer starb, sah sich die kirchenfeindliche Coterie umsonst nach Geistlichen um, die man den „ultramontanen" gegenüberstellen könnte. Unter den sogen. „gebildeten" Laien war, wie allüberall, eine kleine Schaar, welche mehr an das illusorische Recht glaubte, Geistliche zu maßregeln, als an die wirkliche Pflicht, der Kirche zu gehorchen. Aber die Schaar war klein und hatte Niemand im Klerus für sich. Der Klerus wußte wieder, wo Rom war, und als später die „deutsche Wissenschaft" zur Gründung des Altkatholicismus sich nach den Tausenden ihrer Anhänger umsah, hat sie im St. Gallischen Klerus keinen Handlanger ge-

funden. Das ganze innere Leben der Kirche war aus dem paralytischen Schlummer der Aufklärungsperiode neu erstanden. Diese innere Neubelebung war hauptsächlich Greiths Verdienst.

(Schluß folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Zur Geschichte des elektrischen Lichtes.

(Schluß.)

II.

Kaum waren die ersten Versuche mit Gramme's Lichtmaschine zur vollsten Befriedigung ausgefallen und weiter bekannt geworden, als auch die Überzeugung Platz griff, daß wenigstens von Seite der Elektricitätsquelle für eine elektrische Beleuchtung im Großen keine Schwierigkeit mehr vorliege. Allerorts wandte sich deßhalb Genie und Technik mit Eifer den elektrischen Lampen zu. Denn hier waren noch Schwierigkeiten zu überwinden, von deren Lösung jetzt Alles abhing.

Sollte nämlich die elektrische Beleuchtung billig werden, so mußten die Lichtmaschinen starke Ströme liefern, so daß durch eine einzige Maschine viele Lampen zugleich gespeist werden konnten, ähnlich wie durch einen Gasometer Tausende von Gasbrennern unterhalten werden. Nun war es aber bis dahin nicht gelungen, mit nur einem Strome mehr als eine Lampe zu speisen[1], so daß bisher nur eine doppelte Möglichkeit vorlag: entweder stets ein einziges sehr helles Licht, was für die meisten Zwecke unpraktisch oder auch unmöglich wäre, oder aber für jedes kleinere Licht je eine eigene Dynamo-Maschine, was sich auch nicht rentiren konnte. Also mit einem kräftigen Strome anstatt eines einzigen Bogenlichtes von 10 000 Kerzen 10 kleinere à 1000, oder 20 à 500, oder 1000 à 10 Kerzen zu erzeugen, kurz, die Theilung des elektrischen Lichtes war das erst zu lösende Problem.

[1] Aus diesem Grunde werden die alten elektrischen Lampen (Regulatoren) auch Einzellichtlampen genannt.

So ruhig und ſchön das elektriſche Licht einer Lampe ſich ausnahm, ebenſo unruhig, unſicher und unangenehm wurde es, ſobald derſelbe Strom noch eine zweite oder dritte Lampe beſorgen mußte. Schon in den fünfziger Jahren ſuchte man dieſe Schwierigkeit zu heben durch Stromverzweigung, indem man die Lampen nicht hinter einander, ſondern neben einander (parallel) ſchaltete. Zu dieſem Zweck wurde der Strom an einer Stelle in ſo viele Zweige getheilt, als Lampen eingeſchaltet werden ſollten, z. B. in drei Zweige für drei Lampen. Von da an, wo der Hauptdraht ſich verzweigt, bis dorthin, wo die Drähte ſich wieder vereinigen, hat demnach der Strom ſo viele Wege, als Zweige ſind. Sind die drei Zweige gleich lang und von gleichem Querſchnitt, ſo fließt — das beweist die Ablenkung der Magnetnadel — durch jeden der Zweige ein Drittel des Geſammtſtromes. Wird jetzt in jeden der Zweige eine Lampe eingeſchaltet, ſo gibt das drei kleinere elektriſche Lichter an Stelle des einen großen, welches durch den Hauptſtrom erzeugt würde. Obgleich auf dieſe Weiſe durch das zufällige Verſagen einer Lampe das gleichzeitige Auslöſchen aller andern verhindert wird, ſo gelang es trotzdem nicht, auch nur drei Lampen länger als fünf Minuten ohne gegenſeitige Störung zu halten. Alle Verſuche mußten mißlingen, gleichviel, ob die Lampen hinter einander in denſelben Draht oder neben einander in Zweigdrähte eingeſchaltet wurden. Der Grund liegt darin, daß Davy's Flammenbogen dem elektriſchen Strom einen großen Widerſtand bieten. So kommt es, daß geringe Änderungen in der ohnehin ſchon unbedeutenden Länge desſelben auf den Widerſtand, mithin auf die Geſammtintenſität des Stromes von weſentlichem Einfluß iſt. Geringe Störungen in einer Lampe werden größere in der zweiten nach ſich ziehen; die zweite wirkt verſtärkt ſtörend weiter u. ſ. f. Der Verſuch einer Theilung des Lichtes durch bloße Stromverzweigung mußte als mißlungen betrachtet werden.

Später ſuchte man ein Mittel in der vollſtändigen Stromtheilung. So wurden von Gramme, Lontin u. A. Lichtmaſchinen gebaut, welche mehrere von einander unabhängige Ströme (Partialſtröme) lieferten, von denen jeder nur eine Lampe ſpeiſen ſollte. Mit den Strömen waren natürlich auch die Lampen von einander unabhängig, ſo daß ſie ſich gegenſeitig nicht ſtören konnten. Aber auch dieſe Theilung des Lichtes erwies ſich als unzureichend. Denn erſtens war mit der Maſchine auch die Grenze der Theilbarkeit gegeben. Eine Maſchine mit vier oder zwölf Partialſtrömen konnte eben nur vier oder zwölf Lichter geben, nicht mehr.

Außerdem mußte für jede Lampe eine eigene Leitung bis zur Maſchine hergeſtellt werden, ein ſehr umſtändliches Verfahren.

So waren alle Verſuche einer Theilung des Lichtes geſcheitert, bis Jablochkoff (1877) den glücklichen Gedanken hatte, die elektriſche Lampe und ihr complicirtes Regulirwerk mit der höchſt einfachen elektriſchen Kerze zu vertauſchen. Jablochkoffs Kerze wurde überall mit Enthuſiasmus begrüßt, als der erſte befriedigende Verſuch zu einer Theilung des Lichtes. Sie beſteht aus zwei parallel nebeneinanderſtehenden Kohlenſtäbchen, welche durch einen kleinen Zwiſchenraum getrennt ſind. Zur Ausfüllung des Zwiſchenraumes dient ein ſchwer ſchmelzbarer und Elektricität nicht leitender Stoff, z. B. Gyps, Kaolin u. ſ. w. Oben ſind die Kohlenſpitzen durch einen dünnen Kohlenſtreifen wie durch eine kleine Brücke verbunden. Sobald der elektriſche Strom durch die beiden Kohlenſtäbe geleitet wird, glüht und verbrennt die dünne Kohlenbrücke, und es bildet ſich zwiſchen den Kohlenſpitzen das elektriſche Bogenlicht, deſſen Leuchtkraft dadurch noch erhöht wird, daß mit den Kohlenſpitzen auch der zwiſchen denſelben befindliche Gyps weißglühend ſich verflüchtigt.

Zur Speiſung der elektriſchen Kerze iſt offenbar eine Wechſelſtrom-Maſchine erforderlich. Denn bei Anwendung eines gleichgerichteten Stromes verbrennt die poſitive Kohle doppelt ſo ſchnell als die negative, wie bei den Haupteigenſchaften des Bogenlichtes hervorgehoben wurde. Der Lichtbogen würde daher immer länger, und nach wenigen Minuten wäre die Kerze ausgelöſcht. Wird dagegen ein Wechſelſtrom benützt, ſo tritt in dieſelbe Kohlenſpitze bald der poſitive, bald der negative Strom. Auf ſolche Weiſe unterſcheiden ſich die Kohlen nicht mehr durch die ungleiche Wirkung des poſitiven und negativen Stromes; ſie brennen deßhalb gleich ſchnell ab, was zur Folge hat, daß der Lichtbogen immer gleich lang bleibt, nämlich gleich dem Abſtand der beiden Kohlen oder der Dicke der ſie trennenden Schichte. Mit der Länge des Lichtbogens bleibt der Widerſtand, mithin die Stromſtärke dieſelbe, ſo daß ſich mehrere Lampen in denſelben Stromkreis einſchalten laſſen.

Die elektriſche Kerze hat eine große Verbreitung gefunden, beſonders in Frankreich. Im Jahre 1878 wurden 420 000, 1879 ſchon 980 000 Kerzen angefertigt. Die Länge der jährlich verbrauchten Kohlenſtäbe beträgt jetzt mehr denn 3000 Kilometer.

Zur Kategorie der elektriſchen Kerzen gehört auch die „Lampe Soleil“, eine höchſt einfache Hängelampe, welche viel geprieſen wurde; auf der Wiener Ausſtellung hat ſie jedoch ſowohl wegen unruhigen

Brennens als auch wegen des eigenthümlichen Farbentones wenig befriedigt.

Abgeſehen von andern Mängeln, iſt auch die Theilung des elektriſchen Lichtes, der Hauptvorzug von Jablochkoffs Kerzen, noch durchaus keine vollkommene; denn es laſſen ſich kaum mehr als ſechs Kerzen ohne gegenſeitige Störung durch denſelben Strom ſpeiſen, ſo daß für eine größere Zahl von Kerzen die oben erwähnte Theilung des Lichtes durch Partialſtröme zu Hilfe genommen werden muß. Deßhalb wurde unabläſſig weiter gearbeitet, die alten Einzellichtlampen oder Regulatoren für weitergehende Theilung des elektriſchen Lichtes brauchbar zu machen. Die Arbeit wurde endlich mit Erfolg gekrönt, indem 1878 die erſten Theillichtlampen entſtanden. Unter der faſt zahlloſen Schaar von Theillichtlampen, welche in den nächſten Jahren patentirt wurden, haben die ſogenannten Differentiallampen wohl die meiſte Verbreitung gefunden. Mit wenigen Ausnahmen iſt allen Theillichtlampen das gemeinſam, daß der Strom innerhalb der Lampe ſich verzweigt; ein Theil, wir nennen ihn den Hauptſtrom der Lampe, geht durch eine Rolle (Hauptrolle) aus kurzem und dickem Draht und von da durch die Kohlen, der andere Theil dagegen, der Nebenſtrom, nur durch eine Nebenrolle aus ſehr vielen Windungen dünnen Drahtes. Der Hauptſtrom gibt das Licht, während beide Ströme, bezw. ihre magnetiſchen Kräfte, — in verſchiedenen Lampen auf ſehr verſchiedene Art — dazu benützt werden, den Abſtand der Kohlenſpitzen zu reguliren. In der Differentiallampe von Hefner-Altenek (1879) — nach der Firma auch Siemens-Lampe genannt — ſteht die Nebenrolle genau lothrecht über der Hauptrolle. Ein Eiſenſtab, welcher lothrecht am einen Ende eines horizontalen zweiarmigen Hebels befeſtigt iſt, ſchwebt innerhalb der Höhlung beider Rollen auf und ab. Die Kohlen, welche das Licht geben, ſind hier, wie in faſt allen Lampen, lothrecht übereinandergeſtellt, die untere feſt, die obere dagegen in verticaler Richtung beweglich, weil am anderen Ende des Hebels befeſtigt und ſo gezwungen, den Bewegungen des Eiſenſtabes zu folgen. Setzen wir nun voraus, daß die Kohlen ſich berühren, ſo nimmt der Strom offenbar den leichteren Weg durch die Hauptrolle, welche wenig Widerſtand bietet, und durch die Kohlen, welche dadurch in's Glühen kommen. Im ſelben Augenblick wirkt der Strom der Hauptrolle magnetiſirend auf den Eiſenſtab und zieht ihn nach unten, was zur Folge hat, daß die obere Kohle ſich hebt und von der unteren ſich entfernt unter Bildung des elektriſchen Bogenlichtes. Aber mit der Entfernung der

Kohlen wird der Widerstand im Hauptstrom größer. Ein merklicher Theil desselben nimmt jetzt den Weg durch die Nebenrolle; diese zieht den Eisenstab nach oben und bewirkt eine Annäherung der Kohlen. Man begreift leicht, daß bei einer bestimmten Länge des Lichtbogens die entgegengesetzten Wirkungen der beiden Zweigströme sich das Gleichgewicht halten müssen. Die Differentiallampen werden demnach nicht wie die Einzellichtlampen durch den ganzen Strom regulirt, sondern nur durch die Differenz der Theilströme in den entgegengesetzt wirkenden Rollen, in Folge dessen die Regulirung langsamer und ruhiger vor sich geht, als wenn der volle Strom sie zu besorgen hätte. Solche Lampen sind daher unabhängig von den Schwankungen des elektrischen Stromes, so daß viele Lampen, bis an 30, in denselben Stromkreis gelegt werden können, ohne daß die eine durch die andere merklich gestört wird. In den Differentiallampen beherrschen die beiden Theilströme gleichzeitig das Regulirwerk der Lampe, und zwar mit der Differenz ihrer Kräfte — daher der Name —, während bei den andern Theillichtlampen (Nebenschlußlampen) die beiden Theilströme nicht gleichzeitig, sondern nach einander mit Hilfe von Rädern, Federn, Hemmungen, magnetischen Ankern u. s. w. den Abstand der Kohlenspitzen reguliren.

Eine vorzügliche und wohl die einfachste Differentiallampe ist die Lampe von Krizik und Piette (Pilsner Lampe), welche durch die eigenthümliche, doppelt konische Form des Eisenstabes jedes weitere Hebel- und Regulirwerk entbehrlich macht. Die größte Lampe der Wiener Ausstellung, hoch oben in der Kuppel der Rotunde, war eine Krizik-Lampe, welche ein Licht von mehr als 20 000 Kerzen ausstrahlte. Von anderen viel gebrauchten Bogenlampen seien noch genannt die von Brush, Bürgin, Crompton, Schuckert, Weston. Auf die sehr originelle Art, in welcher das Problem der Theilung des Lichtes durch die Lampe von Gülcher gelöst ist, ohne daß in derselben eine Stromtheilung stattfindet, können wir hier nicht eingehen [1].

---

[1] Noch zwei andere Eintheilungen der Bogenlampen mögen der Vollständigkeit wegen hier erwähnt werden. Man unterscheidet erstens Bogenlampen für Gleichstrom und solche für Wechselstrom. In ersteren verbrennt die positive Kohle doppelt so schnell, als die negative; in letzteren verbrennen beide Kohlen gleich schnell; man vergleiche, was oben über Jablochkoffs Kerze gesagt wurde. Der Mechanismus, welcher den Abstand der Kohlen regulirt, kann daher in den Wechselstrom-Lampen bedeutend einfacher werden, als in jenen für Gleichstrom. — Zweitens spricht man von Bogenlampen mit festem und solchen mit veränderlichem Lichtherd. Bei letzteren ist die untere Kohle fest und nur die obere beweglich; da nun beide Kohlen

So war denn nach rastlosem Ringen eines halben Jahrhunderts das elektrische Bogenlicht mit Eigenschaften ausgerüstet, welche es geeignet machten, den Kampf mit dem Gaslicht, besonders dort, wo es sich um Beleuchtung großer Räume handelte, erfolgreich aufzunehmen. Die lichtgebende Quelle war gewaltig und doch einfach und billig; andererseits machte die Theilung des Lichtes es möglich, die ungeheure Lichtmenge möglichst zu vertheilen und auszunützen. Feld um Feld wurde erobert. Vor dem Bogenlicht wich das Gas vielerorts von öffentlichen Plätzen, Hallen und Bahnhöfen, aus Theatern, großen Fabriksräumen, Werkstätten und Waarenlagern. Eine große Zahl von Firmen aller Länder ist beschäftigt mit der Fabrikation der verschiedensten Arten von Lichtmaschinen, ebenso viele mit Herstellung elektrischer Bogenlampen, von der kleinsten Sorte bis zur größten, von 150—40 000 Kerzen Lichtstärke. Die größten Erfolge hat das Bogenlicht in Amerika zu verzeichnen. Alle Berichte lauten dahin, daß die elektrische Beleuchtung und zwar vornehmlich die durch Bogenlicht dort bereits eine kolossale Verbreitung gewonnen hat, und daß nicht nur New-York, sondern auch kleine, angehende Städte und diese dann ausschließlich und in Menge mit elektrischem Bogenlicht erleuchtet sind.

Aber so sehr das elektrische Bogenlicht zur Beleuchtung großer Räume, Plätze und Straßen sich eignet, ebenso unbrauchbar wird es für die kleineren Verhältnisse des Privat- und Familienlebens. Hier konnte eine Concurrenz mit Gas oder Öl nie aufkommen. Denn ein kleines Bogenlicht läßt sich zu praktischen Zwecken überhaupt nicht darstellen. Ferner hat jedes Bogenlicht, selbst das schwächste, einen grellweißen Farbenton; auch wirft es, weil in einem Punkt concentrirt, sehr scharfe Schatten. Diese nachtheiligen Wirkungen können allerdings durch geeignete Glasglocken beseitigt werden. Aber wozu das Geld für ein Licht von 100 Kerzen ausgeben, wenn eine Gasflamme von acht Kerzen vollständig ausreicht? Wo es sich ferner um so viele Lampen in Zimmern und

---

abbrennen, so rückt auch das Licht, der Lichtherd, allmählich nach unten, bis die untere Kohle ganz aufgezehrt ist, ähnlich wie es bei jeder Kerze der Fall ist. Bogenlampen mit festem Lichtherd sind meist nur für Leuchtthürme oder für physikalische Versuche nöthig, wo das Licht im Brennpunkte eines Hohlspiegels oder einer Linse bleiben soll. Hier muß offenbar auch die untere Kohle beweglich sein. Aufgabe des Regulir-Mechanismus ist es, sie stets um so viel nach oben zu schieben, als sie nach unten abbrennt, und dadurch das Licht auf demselben Punkt des Raumes zu erhalten, wie es bei jedem Öl- oder Gaslicht der Fall ist.

Gängen handelt, dürfen die Kosten der complicirten Bogenlampen nicht übersehen, darf die so oft sich wiederholende Arbeit des Einsetzens neuer Kohlenstäbe nicht vergessen werden.

Eine so weitgehende Theilung des elektrischen Lichtes wie jene des Gaslichtes war durch die Natur des Bogenlichtes ausgeschlossen. Hierin lag die zweite Hauptschwierigkeit, welche einer weiteren Verbreitung des elektrischen Lichtes im Wege stand.

Nach ganz anderen Principien mußte eine einfache elektrische Lampe hergestellt werden, deren Licht die so angenehme Helle der Zimmergasflamme zu ersetzen im Stande war. Das war das Ziel, welches Edison sich setzte, der Gedanke, welcher bei allen Arbeiten ihm vorschwebte, bis endlich 1878 in der nach ihm benannten Glühlampe das Ziel erreicht, die Idee realisirt war.

Den Glühlampen liegt ein sehr einfacher, längst bekannter Versuch zu Grunde. Leitet man einen elektrischen Strom durch einen kurzen und sehr dünnen Eisen- oder Platindraht, so wird dieser der ganzen Länge nach erst roth-, dann weißglühend; das Licht, welches er in diesem Zustand ausstrahlt, heißt Glühlicht oder Incandescenz-Licht. Zum Zweck einer Beleuchtung kann sich höchstens Platin- oder Iridiumdraht empfehlen, weil andere Metalle entweder schmelzen, oder in der Hitze sich mit der Luft verbinden und verbrennen. Schon 1841 suchte man das Glühlicht praktisch zu verwerthen, allein ohne Erfolg; denn selbst Platin wurde zu bald unbrauchbar. Wenige Jahre später (1845) ersetzten die Amerikaner Starr und King die Platindrähte durch dünne Kohlenstäbe, die man in luftleeren Glasglocken glühen ließ, da sie an der Luft augenblicklich verbrannt wären. Selbst das führte zu keinem befriedigenden Resultat. Denn mit den damaligen Mitteln ließ sich die Luft durchaus nicht in jenem Grade verdünnen, wie es hier erforderlich ist; auch konnten die Kohlenstäbe oder Kohlenfäden nicht zweckmäßig genug hergestellt werden. Das hatte zur Folge, daß von jedem weiteren Versuche Abstand genommen wurde. Erst später kamen die Franzosen Jobard und de Changy (1858), die Russen Buliguine (1872) und Lodiguine (1875) abwechselnd auf Platindrähte, Kohlenstäbe und Kohlenfäden zurück. Ohne uns auf heikle Prioritätsfragen einzulassen, wollen wir hier nur hervorheben, daß 1877 auch Edison die Versuche mit dem Glühlicht aufnahm, und zwar mit dem klaren Ziele und der festen Hoffnung, dieses Licht für elektrische Kleinbeleuchtung brauchbar zu machen. Nach vielem vergeblichen Experimentiren mit Platindraht, verkohlten Papierstreifchen und

Bambusfaſern konnte Ediſon 1878 die erſte praktiſch verwerthbare Glühlampe patentiren laſſen.

Ediſons Lampe — andere Glühlampen unterſcheiden ſich von ihr nicht weſentlich — beſteht aus einem vollkommen ausgepumpten, birnförmigen Glasgefäß, in welches zwei Platindrähte luftdicht eingelaſſen ſind, deren innere Enden durch einen dünnen hufeiſenförmigen Kohlenfaden verbunden werden. Die Verbindung der Kohle mit dem Platin geſchieht durch einen galvanoplaſtiſchen Kupferniederſchlag. Zur Herſtellung des Kohlenfadens nimmt Ediſon Bambusfaſern, die er bei vollſtändigem Luftabſchluß ausglühen und verkohlen läßt. In ähnlicher Weiſe benützt Swan einen Baumwollenfaden, Maxim einen dünnen Kartenſtreifen, Lane-Fox feine Reiswurzeln. In der Swan-Lampe bildet der Kohlenfaden eine Schlinge; Maxim gibt ihm die Form eines lateiniſchen M. Der eigentliche Unterſchied der verſchiedenen Glühlampen beſteht in der Fabrikation des Kohlenbügels, ſowie in der Art und Weiſe, die beiden Platindrähte luftdicht in das Glas einzulaſſen. Lampen auch desſelben Syſtems unterſcheiden ſich ferner noch durch größere oder geringere Leuchtkraft. Von den Ediſon-Lampen ſind hauptſächlich zwei Arten im Handel, die A-Lampe (in der Stärke von 16 Kerzen) entſprechend einer Straßengasflamme, und die B-Lampe (acht Kerzen) entſprechend einer Zimmergasflamme.

Auf der Wiener Ausſtellung hat eine neue Lampe von Bernſtein in Boſton, auch Boſton-Lampe genannt, Aufſehen erregt. Bernſtein verwendet als Material für Kohlenbügel äußerſt dünnwandige, aus feinſten ſeidenen Coconfäden gewobene Röhrchen, welche, in Graphitpulver eingebettet, verkohlt werden. Mit großem Widerſtand für den Strom, in Folge deſſen möglichſt viel Elektricität in Licht umgeſetzt wird, verbinden dieſe Kohlenbügel eine größere leuchtende Oberfläche. Auch zeichnen ſie ſich aus durch Dauerhaftigkeit gegenüber zu ſtarken Strömen. So konnte z. B. eine Lampe von 50 Kerzen durch ſtärkere Ströme bis 300 Kerzen geſteigert werden.

Die Glühlampe von Gérard in Paris mit 70 bis 500 Kerzen Leuchtkraft iſt durch die Wiener Ausſtellung auch in Deutſchland mehr bekannt geworden. An Stelle des Kohlenfadens hat ſie zwei dünne Kohlen (Coaks-)Stäbchen, welche unten an die Platindrähte befeſtigt, oben aber durch Kohlenteig mit einander verkittet ſind. Gérard's Lampe ſtrahlt ein Licht von 80—120 Kerzen aus, welches durch Anwendung mehrerer Kohlenſtäbchen auf 300—500 Kerzen geſteigert werden kann. Trotzdem behält die Lampe den milden, goldgelben Farbenton der Ediſon-

oder Maxim-Lampen; das Licht iſt intenſiv, ohne zu blenden. Da Gérard's Lampe nur bei hoher Leuchtkraft ſich zu rentiren ſcheint, ſo wird ſie ſich weniger für Haus- als vielmehr für Theater-, Hallen- und Straßenbeleuchtung empfehlen. In Wien diente ſie zur Beleuchtung des Haviland-Theaters.

Mit der Zeit wird aber in den Glühlampen der Kohlenfaden unbrauchbar, theils wegen des wenn auch noch ſo geringen Rückſtandes von Luft, theils in Folge des Zerſtäubens der Kohle durch die Hitze. Im Mittel garantiren die Glühlampen eine Brennzeit von nahe 1000 Stunden, oder ein Jahr mit täglich drei Stunden Brennzeit. Nach dieſer Zeit muß der weſentliche Theil der Lampe, das luftleere Glas mit Platindraht und Kohlenbügel — im Werth von fünf Mark — erneuert werden. Als Curioſum ſei hier erwähnt, daß eine Ediſon-Lampe auf dem Bahnhof zu Straßburg es zu einer Brennzeit von 5800 Stunden gebracht hat. Es wurden mit dieſer Lampe eine Reihe von Verſuchen angeſtellt, welche Fachkreiſen mitgetheilt werden ſollen. Eine Copie dieſes Rapportes, ſowie die Lampe ſelbſt, gedenkt die Straßburger Direction dem Herrn Ediſon zuzuſenden.

Das elektriſche Glühlicht zeichnet ſich aus durch ſeine außerordentliche Ruhe und Milde, ſowie durch ſeine dem Auge ſo wohlthuende Farbe. Überall fand es ungetheilten Beifall, allenthalben in großem Maßſtab Verwendung: außer in Straßen, Bahnhöfen, Theatern, Parlamentsgebäuden auch in Bibliotheken, Muſeen, Reſtaurationen, Kaufläden, Schiffen, Pullmann'ſchen Schlafwagen und gewöhnlichen Eiſenbahnwaggons u. ſ. w. Den Reigen eröffneten New-York und andere Städte Nordamerika's; ihnen folgten in der letzten Zeit auch europäiſche Städte, z. B. Mailand, Amſterdam, Rotterdam, Berlin, Paris, Brüſſel u. ſ. w.

Im ganzen Nobelviertel von New-York iſt die Gasbeleuchtung verſchwunden, um der Beleuchtung mit Ediſon-Lampen Platz zu machen. Es befinden ſich dort in der ſogenannten Centralſtation zwölf Dampfmaſchinen zu je 150 Pferdekraft, um eine Menge von Dynamo-Maſchinen in Bewegung zu ſetzen und dementſprechende elektriſche Ströme zu erzeugen. Jede der Dampfmaſchinen vermag an 2500 B-Lampen (à acht Kerzen) zu ſpeiſen, ſo daß gegen 30 000 B-Lampen von einer ſolchen Station aus unterhalten werden können. Von der Dynamo-Maſchine aus gehen in einer unterirdiſchen Röhre zwei dicke Kupferdrähte, überall von einander wohl iſolirt, durch die Straße, deren Häuſer elektriſch beleuchtet werden ſollen. Wünſcht man nun in einem Hauſe elektriſche Beleuchtung,

ſo wird an der nächſten bequemen Stelle von jedem der beiden Hauptdrähte ein dünnerer Draht abgezweigt, in das Haus geleitet und durch die Lampen verbunden. War vorher Gasbeleuchtung im Hauſe, ſo werden die Gasröhren ſelbſt benützt zum Weiterführen der elektriſchen Drähte. An Stelle der Gasbrenner werden die leichten Glühlämpchen aufgeſchraubt. Jedes derſelben iſt mit einem Hahne verſehen, durch deſſen Drehung die Lampe entzündet oder ausgelöſcht, bezw. der elektriſche Strom geſchloſſen oder geöffnet wird. Eine ähnliche Einrichtung beim Eintritt des Drahtes in das Haus macht es möglich, alle Lampen des Hauſes zugleich auszulöſchen. Die Lampen eines jeden Hauſes ſind ſo in den Stromkreis eingeſchaltet, daß durch Auslöſchen einer Lampe der Strom in den anderen Lampen nicht unterbrochen wird, wozu meiſt Parallelſchaltung durch die ſchon früher erwähnte Stromverzweigung angewendet wird. Und da in der Hauptleitung der Straße keine Lampe ſich befindet, ſo laſſen ſich beliebig viele Lampen in den verſchiedenen Häuſern auslöſchen, ohne daß die anderen merklich geſtört würden, obwohl die Stärke des Stromes ſich in Folge deſſen etwas ändert. Aber dieſe Änderung kündet ſich ſofort an einem der bei der Dynamo-Maſchine befindlichen Apparat an, wodurch es ermöglicht wird, daß ſogleich durch einen Beamten der Strom wieder auf die richtige Stärke gebracht wird. Wie früher ein Gasmeſſer, ſo iſt jetzt in jedem Hauſe ein Elektricitätsmeſſer angebracht, welcher an der Menge des durch den Strom niedergeſchlagenen Kupfers direct abzuleſen geſtattet, wie viel Elektricität innerhalb einer gewiſſen Zeit verbraucht wurde. Es würde zu weit führen, dieſe und alle anderen Einrichtungen Ediſons zum Schutz der Lampen, zur Regulirung der Stromſtärke u. ſ. w. genauer zu beſchreiben. Seine Dynamo-Maſchine ſelbſt, im Weſentlichen nach der von Wheatſtone angegebenen Dispoſition arrangirt, zeichnet ſich nicht gerade durch Eleganz der Form aus, um ſo mehr aber durch innere Vorzüge.

Wahrlich, es wäre nicht nöthig geweſen, die Erfindungen Ediſons mit Übertreibung und auf Koſten Anderer faſt bis zum Überdruß anzupreiſen. Seine Patente auf dem Gebiete der Telegraphie, ſein Phonograph, ſein Elektro-Hydro-Telephon, ſein vollſtändiges Beleuchtungsſyſtem für Glühlicht werden ſeinen Namen in den Annalen der Phyſik und Elektrotechnik unſterblich machen. Aber ein eigenthümliches Geſchick will es, daß Ehre und Verdienſt gerade der großartigſten und folgenreichſten Entdeckungen kaum je an einen einzigen Namen geknüpft ſind. Newtons Gravitationsgeſetz hatte ſeine Vorgänger und Rivalen in Hooke's

und Huygens' Gesetzen über die Bewegung um Centralkörper. Wie viele Namen sind mit der Geschichte der Telegraphie, des Telephons, Mikrophons, der Magneto- und Dynamo-Maschinen, der elektrischen Lampen auf's Engste verwachsen! Wie manche Streitigkeiten, selbst öffentliche Processe sind geführt worden um das Recht der Vaterschaft der berühmtesten Erfindungen der letzten Zeit! Und wie oft würde die Meinung zu Gunsten Anderer umschlagen, wenn man wüßte, wie viele Mittel der Erziehung, Bildung und wissenschaftlichen Materials dem Einen, wie wenige dem Anderen zur Verfügung standen, wenn sich nachweisen ließe, wer den Gedanken zuerst klar gefaßt und verwerthet, nicht wer ihn als solchen zu veröffentlichen zuerst Gelegenheit hatte! Kurz, wo immer allseitiges geschichtliches Material vorliegt, wird eine von gewissen Sympathien gleicher Tendenz oder Abstammung freie Kritik zu dem Schlusse gelangen, daß kaum je das ausschließliche und ganze Recht bedeutender Erfindungen Einem allein gebührt. Diese Erscheinung ist begründet theils in der begrenzten Begabung jedes einzelnen Menschen, theils aber auch in einem gewissen Drang, von dem nicht selten Viele zugleich und scheinbar ganz unabhängig von einander ergriffen werden, um Ideen und Pläne zum Durchbruch zu bringen, welche durch die objective Entwicklung der Wissenschaft und Cultur gewissermaßen vorgezeichnet sind. Niemand wird Edison ein erfindungsreiches und fruchtbares Talent absprechen. Und wenn ihm, wie überhaupt den Amerikanern — mit Recht oder Unrecht — vorgeworfen wird, daß sie, was Kenntniß auf dem Gebiete der feineren Elektrotechnik angeht, nicht ganz auf der Höhe der Zeit ständen, so wäre das jedenfalls ein Grund mehr für die Originalität ihrer Leistungen. Betreffs der Glühlampen steht wenigstens dieses Eine fest: Auf der Pariser Ausstellung (1881) war Edisons Beleuchtungssystem das einzige, welches sich nach allen Richtungen hin als vollständig durchdacht und den praktischen Verhältnissen in allweg angepaßt erwies. Soviel über das Glühlicht.

Fast gleichzeitig wurde auf ganz andere Weise versucht, eine elektrische Kleinlampe herzustellen, nämlich mit Hilfe des Contactlichtes, d. h. jenes Lichtes, welches sich an der Berührungsstelle zweier Kohlenstäbe bildet, bevor durch Abbrennen der Kohlen der elektrische Flammenbogen sich bilden kann. Es ist dieses Licht bedeutend ruhiger, als das Bogenlicht; auch kann es beliebig schwach, je nach der Stärke des Stromes, dargestellt werden. In den Contactlampen wird es also darauf ankommen, die eine, bewegliche und spitze Kohle etwa durch Feder-

kraft ſtets gegen die andere, feſte und dicke Kohle, welche in verſchiedenen Lampen verſchiedene Formen hat, ſo heranzubewegen, daß wohl die Kohlenſpitze hell glühen, daß aber nie ein Bogenlicht ſich bilden kann. Solche Lampen ſind conſtruirt von Reynier, Werdermann, Marcus u. A. Da ſie aber noch keine praktiſche Bedeutung erlangt haben, welche mit jener des Bogen- oder Glühlichtes in Vergleich kommen könnte, ſo möge es genügen, ſie hier erwähnt zu haben.

So ſind denn nach jahrelangem Ringen und Streben auch die faſt unüberwindlich ſcheinenden Schwierigkeiten von Seiten des elektriſchen Lichtes ſelbſt in ſehr befriedigender Weiſe gelöst. Jablochkoffs Kerzen in Verbindung mit Partialſtrömen, beſonders aber die Stromtheilung in den Theillicht- und Differential-Lampen geſtatten eine verhältnißmäßig weitgehende Theilung des lichtſtarken Bogenlichtes. Beſonders für ſchwächere Beleuchtung und kleinere Verhältniſſe tritt an die Stelle des Gaslichtes das farbenreine, milde Licht der Glühlampen. Die Theilung des Glühlichtes iſt in der Natur desſelben von ſelbſt gegeben. Ob der Strom ſtärker oder ſchwächer wird, bewirkt wohl einen Unterſchied in der Helligkeit des glühenden Kohlenbügels, aber keine Unterbrechung des Stromes. Und wenn die Lampen nicht hinter einander in denſelben Draht, ſondern neben einander in Zweigdrähte eingeſchaltet werden, ſo hat auch das Auslöſchen einer oder mehrerer Lampen keinen ſtörenden Einfluß auf die anderen, weil ja dem elektriſchen Strome ſo viele verſchiedene Wege bleiben, als Zweigdrähte, d. h. Lampen vorhanden ſind. Endlich iſt nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte die Hoffnung, auf neuen Wegen eine noch weitergehende Theilung des elektriſchen Lichtes zu erreichen, durchaus nicht in das Reich der Unmöglichkeit zu verweiſen.

* * *

Wir waren wiederholt im Verlaufe unſerer Darlegungen veranlaßt, dem bereits weit vorgeſchrittenen Kampfe des elektriſchen Lichtes gegen das Gaslicht unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Wollen wir über den muthmaßlichen Ausgang dieſes Kampfes uns ein Urtheil bilden, ſo dürfen wir einem genaueren Vergleiche der beiden Combattanten nicht aus dem Wege gehen. Thatſache iſt, daß das Gas bereits vielfach aus ſeinen alten Poſitionen verdrängt worden iſt. Welches ſind alſo ſeine Schwächen? Als Nachtheile des Gaslichtes, welche beim elektriſchen Licht gar nicht oder nur in ſehr geringem Grade ſich bemerkbar machen, müſſen beſonders folgende hervorgehoben werden.

1. Erwärmung des beleuchteten Locals. Verschiedene Versuche, z. B. im Münchener Theater, haben constatirt, daß die Zunahme der Temperatur bei Gasbeleuchtung bedeutend größer ist, als bei Beleuchtung mit Glühlicht, und zwar bei vollem Haus im Parket dreimal, im III. Rang nahezu zweimal größer, bei leerem Haus im Parket viermal, im III. Rang zehnmal größer. Es war z. B. bei vollem Haus im III. Rang die Temperatur bei Gaslicht um 6° Celsius höher als bei Glühlicht. Eine solche Erwärmung in einem dicht gefüllten Local ist aber nicht nur sehr lästig, sondern auch höchst nachtheilig für die Gesundheit. Daß bei Anwendung von Bogenlicht, wo eine einzige Lampe mehr als 50 Glühlichter ersetzt, die Temperaturzunahme noch weit geringer ausfällt, als bei Glühlicht, ist leicht begreiflich.

2. Großer Verbrauch an Luft, welcher bei Glühlicht ganz wegfällt und bei Bogenlicht im Vergleich mit Gaslicht sehr gering ist. Im Louvre-Magazin z. B. verzehrten die 1110 Gasbrenner stündlich an 2900 cbm Luft, während die an ihre Stelle getretenen 150 Jablochkoff-Kerzen, vier Regulatoren und 60 Edison-Lampen in derselben Zeit nur acht cbm Luft zur Verbrennung der Kohlenstäbe erfordern. Mit dem Verbrauch an Luft steht in Verbindung die Überfüllung des Locals mit den Verbrennungsproducten des Gases, nicht nur mit Kohlensäure und Wasser, sondern auch mit Spuren von schwefliger Säure und Schwefelsäure, welche einen sehr schädlichen Einfluß auf farbige Stoffe, glänzende Metalle, Pflanzen u. dgl. mehr ausüben, wie in Bibliotheken und Museen nachgewiesen ist.

3. Gaslicht übt nach dem Urtheile der Sachverständigen sehr nachtheilige Wirkungen auf das Auge aus; denn erstens haben die gebräuchlichen Gasflammen etwas Zuckendes und Flackerndes, und zweitens hat die dem Gaslicht entströmende Hitze Austrocknung der Augen, Hitze im Kopfe, Blutandrang zur Folge. Auch hier ist das elektrische Licht dem Gaslicht weit überlegen. Das Glühlicht zeichnet sich ja gerade aus durch seine Ruhe und Milde, sowie durch geringere Wärmestrahlung. Bringt man ein berußtes Thermometer im Abstand von 10 cm vor eine Gasflamme von 20 Kerzen, und ein gleiches Thermometer ebenso nahe vor eine gleich starke Glühlampe, so steigt bei einer Zimmertemperatur von 14° nach zehn Minuten das Thermometer vor dem Glühlicht um 12,8°, jenes vor dem Gaslicht aber um 23,5°.

4. Was die Farbe des Lichtes angeht, gebührt dem elektrischen Licht weitaus der Vorzug. Die Helligkeit der rothen Strahlen, denen

ſo oft die Bezeichnung „brennend, ſchreiend“ beigelegt wird, iſt im Glühlicht $1^1/_2$-, im Bogenlicht zwei-, im Gaslicht aber viermal ſo ſtark als die der gelben Strahlen. In den übrigen Farben unterſcheidet ſich das Glühlicht nur wenig vom Gaslicht, indem bei beiden die Helligkeit der Strahlen um ſo mehr abnimmt, je mehr ſie dem Violett nahe kommen. Im Bogenlicht ſind alle Farben von Gelb bis zum äußerſten Violett faſt gleich ſtark vertreten, weßhalb ſeine Farbe als entſchieden weiß bezeichnet werden muß. Der reiche Gehalt an Strahlen im äußerſten Violett macht das Bogenlicht ſehr geeignet, bei photographiſchen Aufnahmen die Stelle der Sonne zu vertreten, gibt der Beleuchtung aber auch einen gewiſſen geiſterhaften Ton. — Bei hellem Bogenlicht betrachtet, erſcheint eine Gasflamme ſchmutzig gelbroth, ein Glühlicht dagegen rein, ſchön gelb, Ediſon- und Maxim-Licht faſt goldgelb. Man kann wohl ſagen, daß dem Bogenlicht jener warme Farbenton abgeht, welcher das Gaslicht, beſonders aber das Glühlicht auszeichnet, ſo daß für Theaterbeleuchtung, Kunſthallen u. ſ. w. Glühlicht dem Bogenlicht vorzuziehen iſt.

5. Das größte Hinderniß, welches ſeiner Zeit der Einführung des Gaslichtes lange im Wege ſtand, iſt ſeine Feuergefährlichkeit. Dieſe hat ihren Grund theils in den meiſt ungeſchützten Gasflammen, theils in den Exploſionen, welche durch Gasausſtrömungen, ſei es aus beſchädigten Röhren, ſei es in Folge von Unvorſichtigkeit beim Anzünden oder Auslöſchen, verurſacht werden können. — Ohne Zweifel werden die ſchrecklichen Theaterbrände, wie wir ſie in den letzten Jahren erlebten, erſt dann ein Ende nehmen, wenn die elektriſche Beleuchtung die ausſchließliche geworden iſt. Gewiß, auch das elektriſche Licht iſt Licht, verbunden mit Wärme, und deßhalb nie ohne alle Gefahr. Aber die Gefahr iſt beſonders bei Glühlicht verſchwindend klein im Vergleich mit jener des Gaslichtes, von dem wir im Gegenſatz zum elektriſchen Licht ſagen müſſen, daß es Wärme in Verbindung mit Licht iſt. Beim elektriſchen Lichte finden wir einen mannigfachen Schutz vor Feuersgefahr. Das Bogenlicht trägt eine ſchützende Hülle in den es ganz umſchließenden ſtarken Milchglaskugeln, welche dazu dienen, die ſcharfen Schatten und das blendende Licht zu dämpfen. Beim Glühlicht beſteht der Schutz ſchon in dem luftleeren Glaſe, in welchem der Kohlenbügel gegen alle Luft hermetiſch abgeſchloſſen ſein muß. Ferner erwärmen ſich die Glühlampen ſo wenig, daß man ſie nach mehreren Stunden Brennzeit mit voller Hand anfaſſen, ja ſogar in Waſſer eintauchen kann, ohne daß ſie zerſpringen, ein Umſtand, welcher die Sicherheit gegen Feuersgefahr außerordentlich erhöht. Sollte aber

eine Lampe zerbrechen, so verbrennt im selben Augenblick in Folge des Luftzutrittes der weißglühende Kohlenbügel; dadurch ist der elektrische Strom dieser Lampe unterbrochen und alle Gefahr beseitigt. Ein Entzünden in unmittelbarer Nähe befindlicher feuergefährlicher Stoffe tritt selbst in diesem Falle nicht ein; eigens zu diesem Zweck angestellte Versuche haben das bewiesen. Denn Zerbrechen der Lampe und vollständiges Verbrennen des feinen Kohlenfadens ist das Werk ein und desselben Augenblicks.

Aber was, wenn in einem Hause Feuer ausbricht? In solchem Falle muß bei Gasbeleuchtung sofort der Haupthahn geschlossen werden. Welches Unheil aber diese nöthige Vorsicht bringen kann, wenn durch das plötzliche Erlöschen sämmtlicher Flammen alle rettenden Treppen, Ausgänge und Zufluchtsorte unsicher geworden, liegt auf der Hand und ist durch die traurigsten Erfahrungen bestätigt. Eine elektrische Beleuchtung bedarf dieser Vorsichtsmaßregel nicht. Die elektrischen Drähte und Lampen bieten ja kein Brennmaterial; in demselben Maße, als das Feuer um sich greift, werden Lampen und Leitungen zerstört; weitere Folgen hat das, wie vorhin erwähnt, nicht. Es ist kein Grund vorhanden, auch nur eine Lampe auszulöschen.

Mehr Gefahr könnte entstehen durch Erhitzen und Glühendwerden der leitenden Drähte in Folge eines zu starken elektrischen Stromes. Aber auch diese Gefahr verschwindet, wenn die Leitungen von bewährten Firmen ausgeführt, an sicheren Stellen angebracht und wohl isolirt sind. Befinden sich die elektrischen Drähte, wie es vielfach der Fall sein wird, in den Röhren der früheren Gasleitung des Hauses, so kann ein Glühendwerden der Drähte wohl die elektrische Leitung zerstören, aber nie Gefahr eines Brandes bringen. Um aber alle Gefahr gegen Glühendwerden der Leitungen fernzuhalten, bringt Edison in jedem Hause, selbst an jeder bedeutenderen Drahtverzweigung, einen kurzen Bleidraht in die Leitung. Wird der Strom zu stark, so daß die Drähte in's Glühen kommen könnten, so wird eher der Bleidraht abschmelzen; der Strom ist dann freilich unterbrochen, alle oder einige Lampen ausgelöscht, aber auch alle Gefahr beseitigt.

Gegenüber den bis jetzt erwähnten ausgezeichneten Eigenschaften des elektrischen Lichtes dürfen wesentliche Vorzüge der Gasbeleuchtung nicht verschwiegen werden. Für's Erste ist es dem Gas eigenthümlich, daß es nicht nur als Leucht-, sondern auch als Brennmaterial zum Heizen und Kochen, ja selbst als Ersatz des Dampfes in Motoren verwendet werden

kann[1]. Ferner läßt sich Größe und Intensität der Gasflamme durch bloßes Drehen des Gashahnes beliebig verändern — ein Umstand, der nicht nur je nach Zweck und Verhältnissen große Bequemlichkeit bietet, sondern auch, wo es auf's Sparen ankommt, den Verbrauch an Gas auf ein Minimum zu reduciren gestattet. Endlich hat Gasfabrikation und Gaslicht bereits eine lange Erfahrung auf seiner Seite, wodurch es möglich wurde, seine Feuergefährlichkeit wenigstens für gewöhnliche Verhältnisse zu vermindern und die Kosten der Gasbeleuchtung bedeutend herabzusetzen.

Wenn nichtsdestoweniger das elektrische Licht schon jetzt so vielfache und ausgedehnte Verwendung findet, und zwar an Stelle des seit Jahrzehnten eingebürgerten und deßhalb liebgewordenen Gaslichtes, so muß das ohne Zweifel als ein Beweis innerer Vorzüge und als Anfang einer großen Zukunft der elektrischen Beleuchtung angesehen werden. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn von Seiten der Gas-Interessenten Alles aufgeboten wurde, um die öffentliche Meinung zu Ungunsten einer elektrischen Beleuchtung zu bearbeiten. Zuerst wurde die Feuergefährlichkeit hervorgehoben, welche in dem zufälligen Erglühen der elektrischen Leitungen liege; allein der oben ausgeführte Vergleich mit der Feuergefährlichkeit des Gases ist entschieden zum Nachtheil des letzteren ausgefallen. — Dann wurden mit Vorliebe die Fälle aufgeführt, wo durch Berührung von Drahtleitungen augenblicklicher Tod oder Lähmung die Folge war. Aber für's Erste ereigneten sich solche Tödtungen fast ausschließlich dort, wo elektrisches Licht durch Brush-Wechselstrom-Maschinen erzeugt wird. Das wäre also zum höchsten ein Grund gegen Wechselstrom-Maschinen von so hoher Spannung, wie die von Brush es sind. Ferner läßt sich selbst diese Maschine unschädlich machen, wenn die Leitungen möglichst isolirt und verborgen sind, und wenn nur solche Bedienstete für Maschinen und Lampen zugelassen werden, welche die nöthige Erfahrung und den nöthigen Ernst besitzen. Freilich, wer muthwillig, gegen die Mahnung Anderer, wie es in mehreren der aufgezählten Fälle geschehen, die elektrischen Drähte anfaßt, der hat auch die Folgen zu tragen. Man vergesse doch nicht die schrecklichen Gefahren, die bei Gasbeleuchtung durch Mangel an Vorsicht beim Anzünden und Auslöschen der Flamme, ferner durch Fehler in den Leitungen u. s. w. entstehen können. — Noch

[1] Daß es übrigens nicht unmöglich ist, Elektricität mit Nutzen selbst in Wärme umzusetzen, haben die in Thätigkeit gesetzten elektrischen Koch-Apparate der Wiener Ausstellung bewiesen.

eine andere Möglichkeit, nämlich das Versagen der Dynamo-Maschine, wurde gegen die elektrische Beleuchtung in's Feld geführt. Es wurden in grellen Farben die Folgen vor Augen gestellt, welche das plötzliche Auslöschen aller Flammen in Straßen, Theatern u. s. w. mit sich bringen müsse. Aber eine ähnliche Möglichkeit ist ja auch bei Gas nicht ausgeschlossen, wie durch Fälle aus früheren Zeiten augenscheinlich dargethan wird. Deßhalb sind für eine solche Möglichkeit z. B. in Theatern eigene Vorkehrungen getroffen. Würde aber ein solcher Fall vorkommen, so wäre die Gefahr trauriger Folgen bei Gasbeleuchtung jedenfalls unvergleichlich größer, als bei Beleuchtung durch Elektricität. Endlich ist auch bei elektrischem Licht für solche Fälle Vorsorge getroffen, indem die elektrischen Lampen durch mehrere Dynamo-Maschinen gespeist werden können. Übrigens wird eine Erfahrung von nur wenigen Jahren jede Gefahr eines Versagens der Maschinen ausschließen.

Fast könnte es scheinen, als wollten wir bei unserem Vergleiche zwischen Gas-, Bogen- und Glühlicht einen eminent praktischen Gesichtspunkt ganz außer Acht lassen — den nervus rerum, die Geldfrage. Wir haben diesen Punkt aber nur bis zum Ende verschoben, weil wir hier, um bestimmt antworten zu können, zwischen Bogen- und Glühlicht genau unterscheiden müssen. Verwendet man Bogenlicht für große Räume, so kommt dasselbe, Installation, Zinsen, Amortisation und Ausnutzung eingerechnet, etwa doppelt so billig, als Gas (abgesehen von den Regenerativbrennern), und noch viel billiger, wenn Wasserkräfte zur Verfügung stehen oder wenn große Dampfmaschinen gewissermaßen nur als Nebenarbeit auch Dynamo-Maschinen zu besorgen haben. Im South-Kensington-Museum beträgt die Ersparniß durch Bogenlicht 42 %. Im Verkaufs-Magazin des Seidengeschäftes von Henneberg (Zürich) kamen 50 bis 60 Gasflammen per Stunde auf 2,40 bis 2,88 Mark, während jetzt für 7 Krizik-Lampen 1,44 bis 1,60 Mark gezahlt wird. Der schlesische Bahnhof in Berlin berechnet die Ersparniß seit Einführung des Bogenlichtes auf wenigstens 50 %. Der Eisengießerei von Heilmann in Mühlhausen kosten 4 elektrische Lampen à 2240 Kerzen (15 % Amortisation mit eingerechnet) 5,51 Mark per Stunde; vordem wurden die 442 Gasflammen mit 12,04 Mark bezahlt. Ja, es kommt viel billiger, Gas als Kraft in den Gasmotoren zu verwenden und durch diese erst Elektricität und Licht zu erzeugen, als dasselbe direct zur Beleuchtung zu verwenden. Es ist das begreiflich, weil beim Verbrennen von Gas viel Wärme, aber wenig Licht entsteht. Das elektrische Licht des Münchener Bahnhofs hat

Gasmotoren als Kraftquelle; gleichwohl kommt es 1,88mal billiger als Gas, so daß eine der großen Lampen stündlich auf nur 0,78 Mark zu stehen kommt.

Viel brennender ist die Frage nach den Kosten des Glühlichtes, welches allein für Privatwohnungen und kleinere Verhältnisse sich eignet. Jedenfalls ist Glühlicht viel theurer, als Bogenlicht. Denn erstens findet beim Bogenlicht ein Verbrennen der Kohle statt, wodurch die Leuchtkraft bedeutend gesteigert wird. Zweitens ist der Widerstand des fadendünnen Kohlenbügels bei weitem größer, als der des Flammenbogens. Drittens müssen die Hauptleitungsdrähte für Glühlicht-Beleuchtung viel dicker sein, als für Bogenlicht. Endlich wird der elektrische Strom in Hunderte, ja Tausende von Glühlampen vertheilt; auch Bogenlicht wird je um so theurer, je mehr Lampen durch denselben Strom gespeist werden. Setzt man z. B. an Stelle einer Bogenlampe von 1200 Kerzen 8 Lampen à 150 Kerzen, so kommen per Stunde 100 Kerzen im ersten Fall auf 5,39 Pfennig, im zweiten auf 12,29 Pfennig. — Rechnungen und Angaben über Kosten des Glühlichtes gehen bisher vielfach weit auseinander. Im Allgemeinen kann man aber sagen, daß Glühlicht bis jetzt wenigstens noch höher kommt, als Gaslicht, wobei jedoch von der Vollkommenheit der Farbe, von der Reinlichkeit und Gefahrlosigkeit des Glühlichtes gegenüber dem Gaslicht ganz abgesehen ist, deßgleichen von der Bequemlichkeit, welche darin liegt, daß nicht nur zum Auslöschen, sondern auch zum Anzünden einer elektrischen Lampe kein Feuerzeug erforderlich ist, sondern das Drehen eines Hahnes genügt. Es ist auch ganz gewiß, daß wie beim Gas, so auch bei der Elektricität in Folge allgemeiner Verwendung und längerer Erfahrung die Preise der stromgebenden Maschinen, elektrischen Leitungsanlagen und Lampen bedeutend sinken werden.

Es läßt sich nicht läugnen, auch die Glühlicht-Beleuchtung dehnt sich bereits mehr und mehr aus. Die Centralstelle von Edison in New-York, Pearl Street, wurde am 1. October 1882 mit 1284 Lampen eröffnet; sie versorgte am 1. Januar 1883 bereits 3477, am 1. Juli 7429, am 1. October 1883 8573 und am 27. October sogar 10 194 Lampen, so daß sich schon bei einem Betriebe von 14 Monaten die Vergrößerung der Anlage als erforderlich erwies. Die verschiedenen Edison-Gesellschaften allein unterhalten in den Vereinigten Staaten 61 366 Lampen, in Europa (ausschließlich England) 31 339 Lampen, zusammen an 100 000 Lampen, und das bloß Edison-Lampen. Dazu kommen noch die zahlreichen Gesellschaften, welche nach den Systemen Swan, Maxim, Lane-

For, Siemens, Müller, Bernſtein u. ſ. w. elektriſche Beleuchtungs-Anlagen mit Glühlicht übernehmen und unterhalten. Die meiſte Verwendung hat das Glühlicht bis jetzt in öffentlichen Gebäuden und Fabriken, beſonders in Theatern gefunden. Hier haben die großen Theaterbrände der letzten Jahre, welche nach ſtatiſtiſchem Ausweis meiſtens durch offenes oder ſchlecht geſchütztes Licht oder durch Gaserploſionen entſtanden ſind, der elektriſchen Glühlicht-Beleuchtung die Wege geebnet und zu einer allgemeineren Einführung derſelben gleichſam gezwungen. Durch Errichtung von Centralſtellen wird jetzt auch auf dem Continent eine Beleuchtung von Privatwohnungen mit Glühlicht angebahnt. Aber wenn ſchon das Leuchtgas nur langſam und allmählich in die conſervative Familie eindringen konnte, um Stearin und Öl zu verdrängen, ſo wird es dem Glühlicht gewiß noch weit ſchwerer werden gegenüber einem viel bedeutenderen Concurrenten, wie das Gaslicht es iſt. Und wie Stearin, Öl und Gas noch jetzt neben einander beſtehen, ſo wird auch Gas durch Elektricität nie ganz verdrängt werden, ſondern beide werden mit einander fortbeſtehen.

Sicher wird das elektriſche Licht, ſpeciell das Bogenlicht, fortfahren, ſich der Straßen, Plätze und öffentlichen Gebäude zu bemächtigen. Das Gas aber wird in dem Maße, als es aufhört, als Leuchtmaterial zu dienen, dazu verwerthet werden, wozu es eigentlich ſeiner Natur nach beſtimmt iſt: zum Wärmen und Heizen, oder in Folge ſeiner explodirenden Eigenſchaft an Stelle des Dampfes als bewegende Kraft in den Gasmotoren, welche mehr und mehr ſich vervollkommnen und immer weiterer Verbreitung ſich erfreuen. Dieſe Andeutungen dürften ein annähernd richtiges Bild geben von dem Einfluß, den das elektriſche Licht in der nächſten Zukunft ausüben wird.

F. X. Rüf S. J.

Das Kunſtwerk der Zukunft und ſein Meiſter.

3. Der Ausbau.

(Fortſetzung.)

Späteſtens im Januar 1851 war „Oper und Drama“ vollendet. Noch im November dieſes Jahres folgte die „Mittheilung an meine Freunde“. Sie ſollte eigentlich das Vorwort zur Veröffentlichung ſeiner drei bisherigen Operndichtungen bilden, war aber dem Meiſter unter den Händen zu einem Buche angeſchwollen, wie Herr Glaſenapp berichtet (I, 333). Derſelbe nennt ſie „die letzte größere ſchriftſtelleriſche Arbeit Wagners, in der er auch noch den Reſt deſſen, was er ſeinen Freunden gegenüber auf dem Herzen hatte, ausſprach“. Noch höher greift ein anderer Wagnerenthuſiaſt [1]. Ihm iſt die Mittheilung eine Seelenbiographie ſonder Gleichen, die den ganzen Menſchen in Wagner enthüllt. Am Schluſſe der „angeſchwollenen“ Mittheilung eröffnet der Meiſter ſeinen Getreuen einen Ausblick auf ſein neu zu beginnendes Kunſtſchaffen und die weitgehenden Pläne, welche dieſem zur Seite gingen. Es gilt dieß der Nibelungendichtung. „Ich beabſichtige meinen Mythos in drei vollſtändigen Dramen vorzuführen, denen ein großes Vorſpiel vorauszugehen hat.“ „An einem eigens dazu beſtimmten Feſte gedenke ich dereinſt im Laufe dreier Tage mit einem Vorabende jene drei Dramen nebſt dem Vorſpiele aufzuführen.“ „Bei dieſem Unternehmen habe ich mit unſerem heutigen Theater nichts mehr zu thun.“ — Wahrlich, man muß ſtaunen über das Selbſtbewußtſein und die ungebeugte Willenskraft, welche in dieſem Manne wohnten und ihn ſolche Worte ſchreiben ließen in einer Zeit, wo kaum ein ſchwacher Hoffnungsſchimmer für die Verwirklichung ſolcher Abſichten — Träume möchten wir ſie nennen — vorhanden war. „Nur mit meinem Werke ſeht ihr mich wieder!“ ruft er ſchließlich ſeinen Freunden zu. Sie haben ihn wirklich damit geſehen und ſogar auf einer Höhe des Ruhmes und in einem Glanze des Erfolges, wie ſie wohl nie gehofft und erwartet hatten.

[1] Univerſal-Biographie. Muſiker-Biographien. 5. Bd.: Wagner, von Ludwig Nohl. Leipzig bei Ph. Reclam jun.

Sehen auch wir ihn jetzt mit ſeinen Werken. Freilich legte er nun die Feder des Literaten nicht für immer aus der Hand. Einem Manne wie er, der überall mitſprechen mußte und ſeine Ideen mit einer gewiſſen Gewaltthätigkeit aufzudrängen ſuchte, war das geſchriebene Wort ein unentbehrliches Mittel und Bedürfniß geworden. Für unſern Zweck aber kommt nur noch das letzte ſeiner literariſchen Erzeugniſſe: „Religion und Kunſt", vorzüglich in Betracht. Doch davon ſpäter. Hier möchten wir nur vorübergehend eine Schrift des Meiſters ſtreifen, die ihm viele Feinde erweckt und ſeinem Rittergeſipp ſaure Arbeit für Beſchönigung und Rechtfertigung gebracht hat. Unter dem Pſeudonym „K. Freigedank" hatte er zur Zeit, als er noch an „Oper und Drama" arbeitete, in der „N. Zeitſchrift für Muſik" einen Artikel über „das Judenthum in der Muſik" erſcheinen laſſen[1]. Die Sache machte böſes Blut und argen Verdruß, da man den richtigen Namen des Autors bald errieth. Die Zeit ließ freilich auch hier in der Folge das Schlimmſte vergeſſen. Doch achtzehn Jahre ſpäter entſprang dem Meiſter — wie Glaſenapp bemerkt — „aus einem Losſagungsbedürfniſſe vom handwerksmäßigen Geiſte des öffentlichen Theaterlebens" der Gedanke einer Erneuerung ſeiner Schrift als Aufklärung über „das Judenthum in der Muſik". Es iſt recht heiter, die Schilderung des dadurch hervorgerufenen literariſchen Rumors zu leſen, wie ſie der ebengenannte Wagnerbiograph in farbenſatter Übermalung liefert. Da heißt es z. B.[2]: „Unbeſchreiblich war der Aufruhr, den dieſe Signatur der deutſchen muſikaliſchen Zuſtände im ganzen Europa, ja bis jenſeits des Oceans hervorrief . . . Von der unterſten Hefe der einfachen, ſcandalfrohen literariſchen Canaille bis zum Feuilletonſchaum der Wiener ‚Neuen Freien Preſſe' wogte Alles wild und aufgeregt durcheinander." Selbſt vom „Zetergeſchrei armer Israeliten" iſt die ſchaurige Rede, „die ſich von den flammenden Holzſtößen des Mittelalters bedroht glaubten", weil ſie die wirkliche Bedeutung der Wagner'ſchen Schrift nicht ahnen konnten. Dagegen erklärte Ad. Horawitz zu großer Genugthuung des Herrn Glaſenapp: „Das war eine — nationale That." Ein junger Wiener Literat fand das Charakteriſtiſche der Schrift ſogar in ihrer „contemplativen" Eigenthümlichkeit. Wenn wir unſerem Wagnerbiographen glauben dürften, ſo wäre das einzige Motiv zu dieſer literariſchen That, „ohne welches kein Wort und keine

[1] Geſammelte Werke. 5. Band.

[2] II. S. 244—249. „Ein Sammler brachte die Zahl der Gegenſchriften bis auf hundertundſiebenzig."

That Wagners verstanden werden kann", welches aber „dem Blicke der Beschränktheit und Bosheit verborgen blieb" — „die Liebe zur Wahrheit und zu seinem Volke gewesen" (II, 248). Das lautet recht contemplativ. Wir können uns aber doch nicht des Gedankens erwehren, daß auch Unbehaglichkeit über persönliche Lage und eine etwas kleinliche Rancune gegen Meyerbeer und Mendelssohn mit unterliefen. So hat man die Sache gleich von Anfang an aufgefaßt, was nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht die eigenen Worte Wagners dazu veranlaßt hätten. Es mußten die sonstigen, ziemlich leidenschaftlichen Äußerungen des Meisters und vorab jener gereizte Ton, womit in „Oper und Drama" gegen Meyerbeer polemisirt wird[1], in dieser Auffassung bestärken.

Der Kern löst sich ziemlich einfach aus der Schale. Wagner steht durch seine hohe und ernste Auffassung der Aufgaben seiner Kunst mit dem Kunsthandwerke des modernen Theaters in hellem und grellem Widerspruche. Bei ihm muß aber Alles Gestalt gewinnen. Meyerbeer mit seiner Ausstattungsoper erscheint als der Träger dieser auf puren Geldinteressen beruhenden (d. h. jüdischen) Opernmache. Meyerbeer ist aber seiner Abstammung nach ein Jude. Also ist er das Judenthum in der Musik. Mendelssohn hat mit Meyerbeer die jüdische Abstammung gemein. Also gehört er auch zum Judenthum in der Musik. Glasenapp findet den Grundgedanken der famosen Judenschrift in der echt Wagnerschen Stelle: „Was die Heroen der Künste dem kunstfeindlichen Dämon zweier unseliger Jahrtausende mit unerhörter, Lust und Leben verzehrender Anstrengung abrangen, setzt heute der Jude in Kunstwaarenwechsel

[1] Auch Mendelssohn bekommt seinen Theil von den Hieben des Meisters. Er ist doch wohl „der Melodiker der neuen Zeit", welcher „Lieder ohne Worte" „zum bequemen Handgebrauche für unsere Kunst-Commisvoyageurs componirte" (S. 232). Leidenschaft macht blind. So übersah auch der Ästhetiker der Zukunftsmusik, daß Mendelssohns allgemein beliebte „Lieder ohne Worte" aus demselben Princip von musikalischer Ausdrucksfähigkeit entstanden sind, welches Wagner für die Ahnungssprache seines Orchesters ausgiebigst in Anspruch nimmt. Nur ist Mendelssohn gegen Wagner insoweit im Vortheil, als das „Lied ohne Worte" mit der natürlichen Ausdrucksfähigkeit der Musik in seinen Schranken sich begnügt, während Wagner in den Leitmotiven ein willkürliches Ausdrucksmittel einführt. Die „Lieder ohne Worte" bleiben bei dem, was die Musik aus sich vermag — Wagners Orchester steigert die Musik über ihr natürliches Vermögen. Übrigens hätte Wagner von Mendelssohn Eines lernen können: edles, vornehmes Maßhalten. Aber wahrscheinlich war es gerade dieser Charakterzug Mendelssohn'scher Musik, was dem gewaltthätigen Manne zuwider war. Wie manches wahrhaft Schöne müßte man nicht in das Meer der Vergessenheit werfen, wenn man blindlings dem kategorischen Imperativ des Zukunftsmusikers folgen wollte!

um: wer ſieht es den manierlichen Kunſtſtückchen an, daß ſie mit dem heiligen Nothſchweiße der Genies zweier Jahrtauſende geleimt ſind?“ Aus dem Wortſchwall leuchtet gewiß Wahrheit heraus. Doch wir wollen ſie nicht weiter verfolgen. Wie immer, trifft auch in dieſer Schrift Wagner mehr als einmal den Nagel auf den Kopf[1].

Herr Glaſenapp verſichert nun am Ende ſeiner Sturmepiſode, daß die Erſchütterungen, die ſich an das abermalige Erſcheinen des „Judenthums in der Muſik“ knüpften, wenig rückwirkende Macht auf die Gemüthsverfaſſung geäußert hätten, „in welcher der Meiſter während all dieſer Emotionen friedlich an ſeinem ‚Siegfried‘ weiterarbeitete“. So weit war nämlich damals (1869) das Nibelungenwerk in ſeiner Ausführung ſchon gediehen, welches eben um die Zeit des erſten Erſcheinens jenes Judenmuſik-Artikels in Brendels Zeitſchrift der ſchöpferiſchen Phantaſie des Meiſters mit Gewalt ſich aufgedrängt und ſie nicht ruhen gelaſſen hatte, bis er ſeine geſtaltende Kraft zum ganzen Werke einſetzte. Die Dichtung von „Siegfrieds Tod“ (Götterdämmerung) hatte er noch in Dresden in Angriff genommen und im Herbſt 1848 bereits vollendet. Aus ihr erſchloß ſich ihm während ſeines Züricher Aufenthaltes die Idee zur Dichtung des eigentlichen „Siegfried“. Der Auftrag zum Werke kam von keinem Geringeren, denn Liszt ſelbſt, und „Jung Siegfried“ ſollte es heißen. Siegfrieds Schwertſchmieden, den Drachenkampf und Brautgewinn ſollte es vorſtellen. Aber auch jetzt ſchien dem Meiſter die Sache nur halb. Brünnhilde's Schuld und Strafe ſollte die „Walküre“ vorführen und „Rheingold“ den tragenden Grund des Ganzen bilden.

Schon im Frühjahr 1853 war die Geſammtdichtung vollendet und zunächſt nur für Wagners Freunde im Drucke herausgegeben. Die Com-

[1] Ganz ähnlich, wie Wagner, ließ ſich ſpäterhin Liszt über die Leiſtungen der Juden in der Muſik aus. Hanslick, der berufene muſikaliſche Reporter der großen Wiener Judenpreſſe, notirte darüber: das erkläre ſich nur aus der „ſchrankenlos ſchweifenden Redſeligkeit“ des gefeierten Mannes, „die die Lectüre ſeiner Bücher zu einer aufreibenden Mühſal mache“. Hanslick wußte auch nicht zu entſcheiden, ob dieſe Anſchauungen Liszt's herrührten „von dem Einfluß R. Wagners, des großen Judenfeindes, oder von Liszt's geiſtlicher Umgebung in Rom“. Dann hieß es weiter: „In der That macht die neueſte Phaſe des alten Herrn einen zu pathologiſchen Eindruck, als daß man ſich ſo recht con amore über ihn luſtig machen könnte.“ So fein wird die Sprache ſelbſt über einen Hochmeiſter der Kunſt, ſobald er ſich über die Kinder Israels mißfällig äußert. Es mag wohl auch als „ein Beitrag zur Reviſion der Äſthetik der Tonkunſt“ gelten. Wir läugnen jedoch nicht, daß uns Sätze, wie: „Mendelsſohn hat nur das gethan, was Händel vor ihm that, allerdings mit neueren, den Gewohnheiten unſerer Zuhörer angepaßten Mitteln“ — eines Liszt nicht ganz würdig und werth erſcheinen.

poſition des „Rheingold“ begann Wagner Ende desſelben Jahres[1] und beendete ſie im Mai des folgenden. Schon im nächſten Juni wurde die „Walküre“ in Angriff genommen, die ihm als „beſeligende Arbeit“ erſchien. Dieſelbe mußte aber für einige Monate unterbrochen werden, da die „philharmoniſche Geſellſchaft“ in London den Meiſter der Zukunftsmuſik zur Leitung von acht Concerten eingeladen hatte[2]. In die Schweiz zurückgekehrt, vollendete er auch alsbald den zweiten Theil ſeines Rieſenwerkes, wobei ein Aufenthalt in Seelisberg durch die Schönheit der Natur für ihn beſonders anregend wurde. Die Reihe kam jetzt an „Siegfried“. Allein ſchon während der Arbeit an der „Walküre“ waren ihm zwei neue dramatiſche Stoffe aufgetaucht, deren er ſich, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, nur ſchwer erwehren konnte. Zudem war ſeine Kraft am Nibelungenwerke umſomehr erlahmt, als die Frage, mit welchen Mitteln das Werk herzuſtellen ſei, noch gänzlich unbeantwortet blieb. Noch ſchuf er im Sommer 1857 den zweiten Act des „Siegfried“. Dann aber legte er das Nibelungenwerk bei Seite und dichtete und componirte „Triſtan“. Die Dichtung war bald vollendet, ſo daß noch im Herbſt und Winter der erſte Act componirt und inſtrumentirt werden konnte. Nachdem im folgenden Sommer die muſikaliſche Skizze des zweiten Actes noch in Zürich zu Ende geführt worden war, ſiedelte der Dichtercomponiſt nach Venedig über, wo er ſich mit vollem „Wohlgefühl“ an die Inſtrumentirung machte. Wieder in die Schweiz zurückgekehrt, ſchuf er die

[1] Er hatte im Sommer einen Ausflug nach Italien gemacht. Er erzählt von dieſer Reiſe: „Sei es ein Dämon oder ein Genius, der uns oft in entſcheidungsvollen Stunden beherrſcht — genug: ſchlaflos in einem Gaſthofe von La Spezzia ausgeſtreckt, kam mir die Eingebung meiner Muſik zum ‚Rheingold‘ an; und ſofort kehrte ich in die trübſelige Heimath zurück, um an die Ausführung meines übergroßen Werkes zu gehen.“ — Da ging es ja dem Meiſter faſt wie dem Züricher Reformator mit ſeinem divinatoriſchen Traum, wo es ihm auch nicht klar werden wollte, ob der Helfer weiß oder ſchwarz, Dämon oder Genius war.

[2] Die Aufnahme Wagners in England war nicht die freundlichſte. Beſonders hatte die „Times“ ihn als „den Läſterer der größten Componiſten um ihres Judenthums willen“ denuncirt. Wagner ſelbſt meinte, daß dieſe Anklage bei den Engländern von beſonderem Gewicht ſein müßte; „einerſeits der großen Verehrung wegen, welche Mendelsſohn gerade dort genießt; andererſeits aber auch wegen des eigenthümlichen Charakters der engliſchen Religion, welche Kennern mehr auf dem alten als auf dem neuen Teſtamente zu fußen ſcheint“. — Auch Herr Glaſenapp machte eine Fußnote über „jüdiſche Bigotterie“ der Engländer zurecht. — Nohl meint, ganz wie der Meiſter ſelbſt: „Der jüdiſche Geiſt ihrer Kirche machte ihnen den ‚Judenverfolger‘ geradezu verdächtig.“ Doch erinnert er auch, daß die Engländer zu ſehr an die „ruſchliche“ Vortragsweiſe Mendelsſohns gewöhnt waren, um ſich mit Wagner ſchnell zurechtfinden zu können.

Muſik des dritten Actes. Ende Auguſt 1859 war Alles vollendet. „Triſtan“ war fertig. Es folgt das „tiefzerſtreuende Lebensjahr“ in Paris und die ärgerliche Tannhäuſeraffaire[1].

Im Winter 1861 nahm der Dichtercomponiſt wieder ſeine ſchöpferiſche Thätigkeit auf und vollendete in kurzer Zeit die Dichtung der „Meiſterſinger“. Zu Biebrich am Rhein begann er im Februar des folgenden Jahres die Compoſition. Bis in den Spätſommer blieb er an der Arbeit. Im Leipziger Gewandhausſaale wurde am 1. November das prächtige Vorſpiel zum erſtenmale aufgeführt[2]. Jetzt wurde auch zur allgemeinen Veröffentlichung die Dichtung des Nibelungenringes in den Druck gegeben, und Bruchſtücke aus den ſchon vollendeten Theilen fanden in Concerten zu Wien, Prag, Petersburg und Moskau begeiſterte Aufnahme. Während aber der Prager Enthuſiasmus ſich mit roth-ſchwarz-gold bebänderten Lorbeerkränzen behalf, brachte es der Meiſter bei den Ruſſen „auch zu einer wirklichen materiellen Entſchädigung“ (Gl. II. 99). Nicht mehr in cadente domo ſtand ſein Stern. Es wächst aber der Menſch nicht nur mit ſeinen höheren Zwecken, ſondern auch, und oft noch mehr, mit ſeinen größeren Erfolgen.

Das im April 1863 von Wien aus gegebene Vorwort zur Dichtung: „Der Ring des Nibelungen“, iſt in der That viel lebenskräftiger und ſchaffensfroher geſtimmt, als die dem Inhalte nach im Allgemeinen faſt gleiche „Mittheilung an meine Freunde“ vom Jahre 1851. Wollen wir es auch nicht gleich Herrn Glaſenapp mit dem hochfahrenden Namen eines kunſtgeſchichtlichen Documentes bezeichnen, ſo bleibt dieſes Vorwort doch durch ſeine Hinweiſe auf conſtructive Momente des Theaters, auf Vereinigung ausgezeichneter künſtleriſcher Kräfte und ihrer Leiſtungen zu

---

[1] „In dieſe Zeit traf es, daß dem Meiſter von Deutſchland aus das ihm inzwiſchen endlich erwirkte Amneſtie-Decret zugeſtellt wurde. Uns fehlt jeder Anhalt zur Schilderung des Gemüthszuſtandes, in welchen dieſer erfreuliche Act den lange Verſtoßenen verſetzen mochte“ (Glaſenapp, Bd. II. S. 39). Sachſen blieb indeſſen noch immer unterſagt. Erſt im März 1862 wurde ihm dorthin „ſtraffreie“ Rückkehr geſtattet. Wer ſich gegen die Amneſtirung Wagners am meiſten und längſten geſperrt hatte, war kein Geringerer geweſen, als der Miniſter Beuſt. L. Nohl ſucht den Grund darin, daß Beuſt als „dilettirender Selbſtcomponiſt von dem Dichtercomponiſten wenig hielt“. Das wäre jedenfalls ein hochpolitiſcher Grund geweſen. Man ſieht, die Wagner-Biographen wiſſen auch Staatsmänner zu charakteriſiren. Es ſcheint, beim Meiſter lernte man Alles.

[2] „wozu der ſelige Mendelsſohn bedenklich und verwundert genug aus ſeinem Relief-Medaillon über dem Orcheſter herabgeſchaut haben mag!“, bemerkt hierzu — geiſtvoll, wie immer — Herr Glaſenapp (Bd. II. S. 87).

einem ſtilgerechten Zuſammenwirken ein ſprechendes Zeugniß der reifen, in die beſtimmteſten Umriſſe gefaßten, geſtaltungsmächtigen Vorſtellungen und Beſtrebungen dieſes außerordentlichen Mannes. Freilich ſchweifen ſeine Abſichten weit über das ſachliche, faſt möchten wir ſagen, vernünftige Ziel hinaus. So wahr ſeine Maxime iſt, daß einer nationalen Kunſt das originelle Kunſtſchaffen vorausgehen müſſe, ſo überſpannt iſt ſein Begriff von nationaler Kunſt und ihrer Bedeutung.

Wir wollen es Wagner gewiß nicht verargen, wenn er, im berechtigten Gefühle ſeiner Rieſenkräfte, glaubte, daß der eigentlich künſtleriſche Theil des Werkes von ſeiner Hand ſicher zum Gelingen geführt würde. Aber die Forderungen, welche für das wirthſchaftliche Element des Unternehmens von ihm einfach ſo hingeworfen werden, laſſen ſich doch nur daraus erklären, daß er, gänzlich befangen in den Ideen ſeiner ſchon beſprochenen Kunſtſchriften, das Wohl und Heil, die Erlöſung der Menſchheit in ſein Zukunftskunſtwerk ſetzte. Nur Eines war ihm unterdeſſen klar zur Einſicht gekommen, daß nämlich nicht der Barrikadenmann und rohe Gewalt, ſondern nur der Fürſt und hohe Gunſt ihm zum Gelingen helfen könne. „Wird dieſer Fürſt ſich finden?“ — Herr Glaſenapp wird bei dieſer Frage des Zukunftsmuſikers elegiſch und ſchreibt: „Tief ergreifend iſt dieſe ſchmerzliche Frage.“ Wir konnten uns nicht der Frage erwehren, ob Wagner etwa wußte, daß Kräfte thätig ſeien, ein ſommerliches Reich der königlichen Gnade für ihn zu ſuchen. Es müſſen ja doch hin und wieder geheime und hochmögende Kräfte für ihn thätig geweſen ſein. Das allein vermag den einen oder anderen faſt plötzlichen Scenenwechſel in ſeinem Leben zu erklären. Eines verwunderte uns in der uns ziemlich reichlich vorliegenden Wagnerliteratur ſehr. An Redſeligkeit fehlt es ihr wahrlich nicht, und doch iſt uns kein Sätzchen aufgeſtoßen, das uns klar und wahr die Frage beantwortet hätte: Wie ſtand Wagner zur Loge? Ihre Beantwortung würde vielleicht Einiges erklären, Anderes wenigſtens vermuthen laſſen. Uns iſt es kaum erklärlich, daß die Loge einen Mann, der ihr ſo vertraute Zwecke mit Rieſenkraft und Rieſenſchritt verfolgte, habe unbeachtet und unbenützt ſeiner Wege ziehen laſſen. Allerdings läßt uns das laut Herrn Glaſenapp „erſchütternde, offene Bekenntniß“ in den Schlußworten eine „tiefe Reſignation“ des Meiſters errathen. Allein bei Wagner iſt Vieles möglich. Ihm mußte eine Hoffnung, ſollte ſie ihm gelten, plötzlich ſich erfüllen. Einfach zu harren in Geduld, war dem Meiſter nicht gegeben.

Thatſächlich wendete ſich Wagner bei Wiederaufnahme ſeines Schaf-

fens nicht den Nibelungen zu. Er wollte erst die „Meistersinger" weiterführen. Ihre Vollendung zog sich aber noch vier Jahre hinaus, und erst im October 1867 lag die Partitur des ganzen Werkes fix und fertig vor.

Da die erste Anregung zu diesem Werke schon während seines Aufenthaltes in Marienbad 1845 erfolgte, so waren 22 Jahre bis zur Vollendung verflossen. Eine lange Zeit. Doch glauben wir nicht, daß sie zum Schaden des Werkes war, welches uns das frischeste und lebensvollste aller Wagner'schen Werke zu sein scheint. Es dünkt uns geradezu staunenswerth, wie derselbe Mann, während er die musikalischen Ideen des Nibelungenringes mit sich herumträgt, zwei so gewaltig verschiedene Objecte bewältigen kann, wie „Tristan und Isolde" und die „Meistersinger von Nürnberg". Beide haben allerdings einen gemeinschaftlichen Entstehungsgrund. Der Meister verhehlte sich die Schwierigkeiten nicht, welche der Aufführung von Kunstschöpfungen, wie die „Nibelungen" es werden sollten, fast überall entgegentreten mußten. Er wollte also seine ästhetischen Ideale an Werken verwirklichen, welche zwar nach denselben Formen, aber im verkleinerten Maßstabe gebildet und gefügt, für die Aufführung sich leichter darstellten. Er erreichte dabei auch den andern Vortheil, daß durch das Kleinere dem künftigen Größeren der Weg gebahnt wurde. Er hatte genügend erfahren, wie seinen Werken der Mangel an entsprechendem Verständniß für den Anfang immer hinderlich war. Er wollte sich also sein Publikum auf zugänglicherem Boden erst schulen. Solche Absichten dürfen uns bei dem Charakter Wagners und seinen Ideen von den segensreichen Wirkungen seiner Musikdramen für das Wohl der Menschheit nicht befremden. Er hatte zwar seinen Freunden am Schlusse seiner „Mittheilung" mit einem gewissen Prophetenton zugerufen: „Nun denn, ich gebe euch Zeit und Muße, darüber nachzudenken: — denn nur mit meinem Werke seht ihr mich wieder!" Allein während die Wagnerianer in beschaulicher Versunkenheit des Meisters mit seinen vier Riesenbänden von Partituren harrten, konnten die übrigen Menschenkinder möglicherweise ihn ganz vergessen. Wagner war aber nicht der Mann, der noch im Leben schon zu den Todten geworfen werden wollte. Er beschloß also, sich von seinem harten Worte des Nimmerwiedersehens vorläufig zu entbinden und, wenn auch nicht mit Göttern, Riesen und Nornen, so doch mit dem wilden nordischen Jäger und den biedern Nürnberger Spießbürgern sein Glück zu versuchen. — Ist das nun der gemeinschaftliche Beweggrund für die Schöpfung des „Tristan"

und der „Meiſterſinger", ſo hat jedes der Werke doch auch ſeine eigenen Exiſtenzmotive.

Es war unmittelbar nach Vollendung des „Tannhäuſer", daß im Meiſter, während er in der Sommerfriſche weilte und dort ſeinen guten Humor glücklich wiederfand, „mit faſt willkürlicher Abſichtlichkeit", wie Herr Glaſenapp ſich ausdrückt (I. S. 195), der Entſchluß rege wurde, einmal eine komiſche Oper zu ſchreiben. Der „wohlgemeinte Rath guter Freunde" trug auch das Seinige dazu bei. Eine Oper leichteren Genres ſollte den Zutritt zu den deutſchen Theatern für die Wagner'ſchen Werke eröffnen. Das waren allerdings Beweggründe. Sie ſchließen aber das weitere Motiv nicht aus, das die Biographen Wagners durchaus nicht eintreten laſſen wollen, das aber doch dem Charakter und der Gedankenwelt des Meiſters gar nicht ſo ferne lag. „Die Meiſterſinger von Nürnberg" können sub rosa als eine recht hübſche Perſiflage auf die Gegner des „Tannhäuſer" und der Beſtrebungen ſeines Meiſters bezeichnet werden. Der herrlich gegebene Hans Sachs iſt des Meiſters verkörperte Idee von Oper und Opernmuſik, und der jugendfriſche, ſangesreiche, ritterliche Walther von Stolzing iſt des Meiſters ſchaffende That. Wer durch Beckmeſſer und Standesgenoſſen ſymboliſirt wird, iſt dann leicht zu errathen. Es ſind eben die Anhänger der alten Oper, z. B. Reiſſiger, mit ihrer ſpießbürgerlichen Zähigkeit für die alten, geſchloſſenen Formen damit gemeint und mehr oder minder gut getroffen. So läßt ſich auch erklären, wie ſich die Wagner'ſche Komik durch das Beſtreben, lächerlich zu machen, wiederholt und raſch in das eigentlich Poſſenhafte verliert. Beckmeſſers Benehmen bei dem Ständchen und auf der Feſtwieſe beim Preisſingen iſt niedrig komiſch und nicht mehr drollig, ſondern dumm. Das Maßhalten wurde eben dem Meiſter immer ſchwer. Die Prügelſcene und ihr draſtiſcher Abſchluß möchte in der eigentlichen Poſſe vielleicht noch Platz finden können; allein in der komiſchen Oper, deren ganzes Terrain durch die Muſik ſchon höher gehoben iſt, paßt ſie nicht mehr. Das Rohe der Handlung wird durch die verfeinerte muſikaliſche Einfaſſung oder Staffage widerlich herausgekehrt. Der komiſchen Oper, in welche naturgemäß Contraſte eintreten müſſen, iſt allerdings mehr geſtattet, als ihrer ernſteren Schweſter. Aber auch ſie darf nicht in die Arena einer ſtilgerechten Straßenkeilerei ſich verlieren. Übrigens muß Wagners Muſik an dieſer Stelle zum förmlichen Lärm und Spectakel werden. Es iſt wirklich ein Mißbrauch der Kunſt, wenn ein ſo außerordentlich künſtleriſches Harmoniegefüge, wie dieſe Stelle es zeigt, zur

muſikaliſchen Illuſtration und Folie einer rohen Gaſſenſchlägerei herabgewürdigt wird.

Man hat die „Meiſterſinger“ einen Berg von Albernheit und Plattheit genannt. Das iſt die Stimme einer gereizten Leidenſchaft und nicht eines beſonnenen äſthetiſchen Urtheils. Nach Bergeshöhen und Meilenmaßen dürfen Werke eines unläugbar künſtleriſch begabten Mannes überhaupt nicht gemeſſen werden. Allein auch ruhig und objectiv urtheilend, wird man doch zugeſtehen müſſen, daß das Eine und das Andere in den „Meiſterſingern“ vom Eindruck des Gemeinen, Platten und Poſſenhaften nicht wird freigemacht werden können. Wir nehmen hier freilich die Muſik als ſolche aus. Jedoch gerade dieſer Umſtand ſpricht gegen den Meiſter. Komik und Muſik im hohen Stil ſind immer unverträgliche Dinge. Wagners Muſik iſt aber ſchon aus rein formellen Gründen in den Kreis des höheren Stiles gebannt. Er hat ſich Formen geſchaffen, worein das Komiſche und Poſſenhafte ſich nicht mehr gießen laſſen. Die wahre Komik iſt weſentlich objectiv, Wagners Muſik iſt überaus ſubjectiv. Wir erinnern nur an die Leitmotive. Nicht aus ſich ſelbſt, ſondern durch die Wahl des Componiſten, haben ſie ihre Bedeutung. Das Streben nach Ausdruck im Sinne Wagners iſt ebenfalls dem Weſen der Komik entgegen. Das Komiſche gründet und gipfelt im Ungeſuchten, Abſichtsloſen; bei Wagner hingegen iſt Alles „dichteriſche Abſicht“. Auch die unendliche Melodie eignet ſich naturgemäß zur Darſtellung des Komiſchen in ſehr geringem Grade. Sie iſt weſentlich weit und breit und groß, daher von packender Wirkung in hochtragiſchen, weit ausgeſponnenen Situationen. Die Komik verlangt dagegen eine gewiſſe Bündigkeit und Kürze. Sie muß allererſt raſch wirkend und ſchlagfertig erſcheinen. Die Muſik, welche ihr entſprechende Effecte erzielen will, muß deßhalb etwas leicht Faßliches, fertig in's Ohr Fallendes mit ſich bringen. Man darf die Conturen nicht erſt ſuchen müſſen, ſondern ſie müſſen ſich von ſelbſt hervorheben. Wagners Muſik zu wirklich komiſchen Momenten macht bisweilen den Eindruck, welchen ein artiges Genre-Sujet hervorrufen würde, wenn es der Maler im großen Stile der hiſtoriſchen Malerei ausführen wollte. Das freie, ungebundene Weſen der endloſen Melodie bekommt, wo die Haltung des Gedankens es nicht bannt und bindet, wie von ſelbſt den Anflug des Burſchikoſen, Burlesken, was zur Haltung und Stimmung des muſikaliſchen Stiles eines Wagner ſich nicht reimen läßt. Hin und wieder muß gerade aus dieſem Grunde eine unbeabſichtigte, äſthetiſch-komiſche Wirkung ſich zeigen: da nämlich,

wo die aufgebotenen musikalischen Mittel im Verhältniß zu den scenisch-poetischen einen auffallenden Contrast des Großen zum Kleinen bilden. Wir werden dann zum Lachen aus demselben Grunde gestimmt, welcher uns aus vollem Vergnügen auflachen macht, wenn wir plötzlich einen kleinen Mann unter einem großen Hute und in riesigen Stiefeln einherschreiten sehen. Der unerwartete, grelle Contrast bedingt stets die mächtigste komische Wirkung.

Viel besser eignet sich Wagners Art und Weise zu einem Tone, den wir *jovial*, *aufgeräumt* nennen. Der Humor ist etwas Subjectives und schon deßhalb im Wagner'schen Stile, der überall das subjective Sinnen und Fühlen vordrängt, viel leichter auszusprechen. Thatsächlich müssen Stellen dieser Art als die gelungensten nicht nur der „Meistersinger" selbst, sondern der Wagner'schen Tondichtungen überhaupt betrachtet werden. So ist Sachsens Schusterlied wirklich ein Meistergesang[1]. Überhaupt ist der alte Hans Sachs eine dichterisch und musikalisch überaus glücklich und verständig eingeführte dramatische Gestalt, um welche sich das hübsch und frisch gezeichnete, bisweilen freilich etwas zu derbe und lärmende Culturbild des Nürnberger Stadt- und Volkslebens in alter, schöner Zeit recht sinnig und artig herumgruppirt. Der Zuschauer muß sich unwillkürlich mitten in dieses rege, bunte, spießbürgerlich gemüthliche Treiben zurückversetzt fühlen und lebt ein paar Stunden behaglich ein Stück alten Städtelebens. Insofern sind die „Meistersinger" eine echt *deutsche* That des Meisters, für die ihm stets der Deutschen Dank gebührt und auch nicht fehlen wird. „Die Meistersinger von Nürnberg" werden mit den Minnesängern auf der Wartburg ohne Zweifel von ihrem Meister dem deutschen Volke viel länger hold und lieb vorsingen, als Nornen und Rheintöchter, Blumenmädchen und Knabenchöre in der Kuppel des gemalten Gralstempels. Sie haben etwas unverwüstlich Frisches, welches auch von dem Wagner'schen Sirocco seiner sinnlich-sinnigen Musik nicht lästig und störend angeweht wird[2]. Es

---

[1] Eine unästhetisch wirkende Übertreibung scheint uns die Markirung der Hammerschläge des künstlichen Schusters zu sein. Ein Schuster-Klopfstein wird doch nicht als musikalisches Ausdrucksmittel in's Kunstarsenal der Zukunftsmusik aufgenommen werden müssen.

[2] Die Gegner der Zukunftsmusik haben jedoch gerade gegen die „Meistersinger" die heftigsten Angriffe gerichtet. Es war dieses Strategie. „Als musikalischer Alter-Weiber-Sommer erscheinen die ‚Meistersinger', verglichen mit dem Mozart'schen Töne-Frühling: ‚Figaro's Hochzeit'." Der Vergleich ist blendend, trifft aber schlecht die Sache. Einen Mozart'schen Töne-Frühling zauberte Wagner in seiner Oper freilich

ſcheint faſt, als ob der Gluthhauch der Zukunftsmuſik in den Stürmen von „Triſtan und Iſolde“ zeitweilig ſich ausgetobt und erſchöpft habe, da er nur das eine oder das andere Mal, und zwar im ſchwachen, verdeckten Zuge, in die „Meiſterſinger“ eindringt.

„Triſtan und Iſolde.“ Wir haben auch dieſes Werk des Meiſters noch zu beſprechen. Wir möchten zwar gern an demſelben einfach vorübergehen, wie noch im vorigen Jahre die bedeutſamen und trefflichen Beſprechungen Wagner'ſcher Werke in einem ſüddeutſchen größeren Journale katholiſcher Richtung es thaten. Allein unſere Aufgabe erlaubt dieſes um ſo weniger, als der Meiſter ſelbſt ſeinen „Triſtan“ als die Frucht „der vollkommenſten Unbedenklichkeit beim Produciren“ bezeichnet. Wir zweifeln keinen Augenblick an der Wahrheit dieſes Selbſtbekenntniſſes. Denn das ſtärkſte Bedenken, das auch den größten Künſtler binden muß, ſcheint den Meiſter im Genuſſe ſeines „größten Wohlgefühls“ nicht geſtört zu haben. Dr. Norrenberg ſchreibt im erſten Bande ſeiner „Allgemeinen Literaturgeſchichte“ [1] (S. 426) von Meiſter Gottfried von Straßburg und ſeinem „Triſtan“: „Die Frivolität des ſinnlichen Lebens umgab Gottfried im ‚Triſtan‘, der mit der ſeinem Onkel Marke vermählten Iſolde in unerlaubtem Umgange lebt, mit allem Zauber einer verlockenden, einſchmeichelnden Darſtellung.“ „Es iſt kein Bild des Kampfes zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft, ſondern ein Bild ſorgloſen, üppigen Genuſſes; es iſt ein ſüßes, um Gott und Welt unbekümmertes Behagen, in welches er uns einhüllt und in dem er uns, gleichſam in einer lauen Badefluth, ſüß und wonnig ſchwimmen

---

nicht hervor. Das konnte er nicht, aber das wollte er auch nicht. Solche Angriffe ſind ebenſo unbillig, wie die Überſchwenglichkeiten der Wagnerianer herausfordernd. Das Menſchenmöglichſte leiſten auch hier wiederum die „Beiträge“ des Herrn Edmund v. Hagen. In den „Zwei Kleinigkeiten“ (S. 69) leſen wir: „In der vierten Scene des zweiten Actes entgegnet die auf dem Steinſitze bei dem Fenſter des Hans Sachs ſitzende Eva, als Sachs die Worte: ‚Ein Junker, Kind, gar unbelehrt‘, geſprochen: ‚Ein Junker? Mein, ſagt!‘ — Wie entzückend wirkt hier das Wort: ‚Mein‘! Ich läugne nicht, daß es mich bis zu Thränen gerührt hat. Solche höchſte, urſprünglichſte Schönheit läßt uns weinen, wenn wir auch längſt alles Weinen verlernt zu haben glauben. Dieſes ſo alltägliche Wort: ‚Mein‘, wie herrlich neu nimmt es ſich aus im Munde Wagners!“ — S. 72 wird zum Gruße der Eva: ‚Gut'n Abend, Meiſter!‘, bemerkt: „Wie ſchelmiſch vorbedeutend klingt Evchens: ‚Gut'n Abend!‘, wenn man bedenkt, daß gerade dieſer Abend mit einer großen Prügel-Scene endet!“ Zu Sachſens Frage: ‚Ei, Kind! Lieb' Evchen? Noch ſo ſpät?‘, heißt es: „Ja ſogar das Fragezeichen hinter Evchen hat tiefere Bedeutung, zumal wenn es bald darauf, wie bei der Wiederholung dieſer Worte, wegfällt.“

[1] Münſter, Ruſſels Verlag, 1882.

läßt.“ [1] Und dieſen „Triſtan“, möchten wir mutatis mutandis mit den Worten Vilmars ſagen, hat nun Wagner aufgegriffen — „die ſchmählichſte Verhöhnung der Gattentreue, ſo ſchmählich, wie ſie der Sache nach nur in irgend einer der frivolſten Schilderungen der franzöſiſchen Neuzeit vorkommen kann“ (S. 149). „Jeder abſtracte Zweifel,“ declamirt Herr Glaſenapp (I. S. 387), „war ihm entnommen; mit voller Zuverſicht verſenkte er ſich hier nur noch in die Tiefen der inneren Seelenvorgänge und geſtaltete zaglos aus dieſem innerſten Centrum der Welt ihre äußere Form.“ „Was im ‚Siegfried‘ ein Augenblick entſcheidender Heftigkeit iſt,“ erklärt Ludwig Nohl (Wagners Biographie, S. 58), „wird dort (im ‚Triſtan‘) zu einem unendlich mannigfaltigen pſychologiſchen Vorgange, in den Wagner ſogar das ganze tragiſche Weſen unſeres Daſeins hineingewebt hat.“ Der Dichter hatte in einer gewiſſen natürlichen Feinfühligkeit des Genies den belogenen und betrogenen König Marke in eine Paſſivität hineingedrängt, die zwar dramatiſch unbedingt verfehlt iſt, aber immerhin durch eine Art moraliſcher Verſchämtheit ſich rechtfertigt. Ein Herr Moritz Wirth ſchrieb nun eine eigene Broſchüre, um zu erweiſen, daß der alte König „keineswegs eine Nebenperſon, ſondern vielmehr in gewiſſem Sinne die Hauptperſon iſt“.

Scheinbar gemeſſener und in einer Art fürſorglicher Abwehr beſpricht die Vogl'ſche Biographie die „Handlung: Triſtan und Iſolde“: „Bei Wagner übt König Marke ein überchriſtliches Verzeihen aus, im ſeligen Liebestod vereinigen ſich auf ewig Triſtan und Iſolde. Was immer in die Dichtung unnützerweiſe (sic!) von Manchen hineinphiloſophirt worden, was immer für Studien man über König Marke und über den Liebestrank geſchrieben hat: das Alles vergißt der Hörer beim Anhören dieſer Muſik, in welcher das mächtige Fluthen einer unbezähm-

[1] So aus Vilmars „Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur“ (16. Aufl., S. 148—153). Andere Bearbeiter der deutſchen Literaturgeſchichte haben allerdings für dieſe Seite von Gottfrieds Dichtung kein derartiges Urtheil übrig. Für ſie iſt es viel ergötzlicher und bedeutungsvoller, auszukundſchaften, daß Meiſter Gottfried müſſe ein Geiſtlicher geweſen ſein. Eine Andeutung will man finden in der Strophe des Einganges:

Trib' ich die zit vergebene hin,
so zitec ich ze lebene bin,
sone våre ich in der werlt sus hin
niht sô gewerldet, alse ich bin.

Das iſt gerade ſo, wie wenn man aus der berühmten Geſchichte vom Ei des Columbus erweiſen wollte, daß der Entdecker Amerika's in ſeinen jüngeren Tagen müſſe einen Eierhandel betrieben haben.

baren Liebesneigung all unſer Sein und Sinnen in ſeinen Strudel zieht" (S. 77). — Richard Pohl nennt den „Triſtan" ein Meiſterwerk von Einheit und Ausdrucksfähigkeit des Stiles, von Gewalt der Leidenſchaft und Größe der muſikaliſchen Charakteriſtik. „Er war eine Apotheoſe der Liebe, die Alles beſiegt, ihre Erlöſung aber nur durch die Vereinigung im Tode findet" (S. 182).

Wir halten es für überflüſſig, noch einen Commentar zu geben. Man maskirt die moraliſche Häßlichkeit mit einem, freilich nicht unbeſtrittenen, äſthetiſchen fait accompli, und erklärt „die ſchmählichſte Verhöhnung der Gattentreue" als eine „Apotheoſe der Liebe". Wenn König Marke über Sünde, Schuld und Schande ſeines Weibes *ſegnend*[1] die Hand breitet, dann übt er im Sinne und in der Redeweiſe der Wagnerianer ein „überchriſtliches Verzeihen". Welche „entrückende" Gewalt muß nicht in den Wagner'ſchen Kunſtwirkungen liegen, wenn man, wie es thatſächlich geſchieht, ſich ſo weit davon blenden läßt, daß man glaubt, vor Moral und Gewiſſen ſolchen Hohn auf Sitte und Religion rechtfertigen zu können durch den Hinweis, Triſtan und Iſolde handelten unbewußt und genöthigt durch die Zauberkraft des unheilvollen Trankes! Das iſt Selbſttäuſchung. So lange es noch zehn Gebote Gottes gibt, iſt im ſechsten von ihnen das Urtheil über „Triſtan" ſchon geſprochen. Nur der von Kants Autonomie der Vernunft her eingeſchmuggelte, unſer ganzes modernes Kunſtſchaffen beherrſchende Grundſatz: die Kunſt iſt ſich Selbſtzweck; nur Schopenhauer'ſcher Cynismus erklären, wie das Kunſtwerk der Zukunft eine „Handlung" auf unſere Bühne bringen und auf ihr erhalten kann, wie „Triſtan und Iſolde" von Richard Wagner ſie vorführt.

Urſprünglich entnommen aus den der Scham und Sitte, der Treue und Ehre *unbewußten* Erzählungen der alten keltiſchen Stämme, bereichert in ihrer Art durch *franzöſiſche* Frivolität und Lüſternheit, in gleißendes Gewand deutſcher Dichtung gekleidet von einem Manne, dem Widerwille und Unwille gegen den ſittlichen Ernſt ſeiner Zeitgenoſſen den Genius beſchwingten — iſt dieſe „Handlung" eingetaucht in die Gluth einer Wort- und Tondichtung, welche, angefacht an der „ſchweifenden Lohe" der „Walküre", gefeit durch den Peſſimismus Schopenhauers, den Feuerzauber der Sinnlichkeit zu einem wahren Flammenmeere entfeſſeln

[1] Die Regie-Note zum Schluſſe des „Triſtan" lautet: „Iſolde ſinkt, wie verklärt, in Brangäne's Armen ſanft auf Triſtans Leiche. Große Rührung und Entrücktheit unter den Umſtehenden. Marke ſegnet die Leichen."

ſoll. Und wenn ein ernſterer Mann „dieſes fieberglühende Stück", dieſe „in Muſik geſetzte Blöße" zu tadeln wagt, dann wird jede Silbe ſeiner Worte als Schimpf auf den Meiſter in Acht und Aberacht erklärt. Dafür aber wird das Meiſterwort: „Ich kann den Geiſt der Muſik nicht anders faſſen, als in der Liebe!" mit folgenden Zeilen commentirt: „Die Muſik war die Tochter der Kirche; ſie hat den Geiſt der Religion in ſeiner vollen Reinheit in ſich aufgenommen und läßt ihn nun beſeligend und erneuend wieder auf die Nation und die Menſchheit zurückſtrahlen." [1] Iſt das Wahn oder Hohn?

Bei einer ſolchen Vergewaltigung und Verzerrung der ethiſchen Momente des Kunſtwerkes iſt es ſchon von vornherein unmöglich, daß ſein äſthetiſches Moment nicht Schaden gelitten habe, beſonders bei einem Meiſter, deſſen Anſchauungen ſo raſch und unvermerkt ſich auszuwechſeln pflegten. Wir läugnen nicht, daß Wagners Genie, und vorab deſſen großartige, geſtaltende Kraft ſich auch im „Triſtan" zeigen. Stellen, wie jene Marke's:

Todt denn Alles!
Alles todt?

finden nur in Shakeſpeare's Tragödien ihre Seitenſtücke. Dazu kommt nun im „Triſtan" noch die grauenhafte Plaſtik Wagner'ſcher Muſik. Von eigenthümlicher Kraft und charakteriſtiſcher Haltung in Wort und Muſik iſt auch die eine oder die andere Stelle aus der Partie des Kurwenal. Geradezu hervorſtechend präſentirt ſich ſein Schluß der zweiten Scene im Beſcheid an Brangäne:

Das ſage ſie
der Frau Iſolde'. —
Wer Kornwalls Kron'
und Englands Erd'
an Irlands Maid vermacht,
der kann der Magd
nicht eigen ſein,
die ſelbſt dem Ohm er ſchenkt.
Ein Herr der Welt
Triſtan der Held!
Ich ruf's: du ſag's, und grollten
mir tauſend Frau Iſolden. —
„Herr Morold zog
zu Meere her,

[1] Richard Wagners Bedeutung für die nationale Kunſt. Gekrönte Preisſchrift L. Nohls. — Der Preis war ausgeſchrieben von dem Vereine deutſcher Schriftſteller und Künſtler in Böhmen: „Concordia".

in Kornwall Zins zu haben;
ein Eiland ſchwimmt
auf ödem Meer,
da liegt er nun begraben!
Sein Haupt doch hängt
im Iren-Land
als Zins gezahlt
von Engeland.
Hei! unſer Held Triſtan!
Wie der Zins zahlen kann!"

Die ganze Wucht des Ausdruckes Wagner'ſcher Kunſt ſammelt ſich auch in Kurwenals Rede an den eintretenden König:

Hier wüthet der Tod.
Nichts and're, König,
iſt hier zu holen.

Aber durch ſolche Glanzpunkte dürfen wir uns nicht beſtechen laſſen, dem Ganzen die Vorzüge des Einzelnen zuzuſprechen. Wagner forderte übrigens die Kritik dereinſt ſelbſt heraus, indem er ſich alſo vernehmen ließ: „An dieſes Werk erlaube ich mir die ſtrengſten, aus meinen theoretiſchen Behauptungen fließenden Anforderungen zu ſtellen, nicht weil ich es nach meinem Syſtem geformt hätte, denn alle Theorie war vollſtändig von mir vergeſſen; ſondern weil ich hier mit der vollſten Freiheit und gänzlichſten Rückſichtsloſigkeit gegen jedes theoretiſche Bedenken in einer Weiſe mich bewegte, daß ich während der Ausführung ſelbſt inne ward, wie ich mein Syſtem weit überflügelte." Alſo Wagner über ſich ſelbſt hinaus und das Zukunftswerk größer, als des Meiſters Plan es vorgezeichnet hat! Und doch ſuchen wir vergebens nach muſikaliſchen Formen, welche die Muſik nicht ewig wird entbehren können und wollen. Da iſt kein großer Chorſatz, da ſind keine mehrſtimmigen Sätze der Hauptpartien. Nur Triſtan und Iſolde ſchlagen bisweilen harmoniſch vereint ihre muſikaliſchen Pfade ein. Allſogleich bewegt ſich aber dann ihr Geſang wieder allein auf ſeinen endloſen Bahnen, umſpielt und gedeutet von den kommenden und fliehenden, drängenden und zwängenden Leitmotiven des Orcheſters, das den ganzen Apparat ſeiner Tonfülle und Klangunterſchiede unabläſſig zur Erregung des nöthigen Sinnenreizes aufwendet. Wagner will nicht mehr nur gefallen, er will aufregen. Es iſt, als ſolle der Hörer durch das unabläſſige Hin- und Herfluthen, Auf- und Abwogen dieſer beſtrickenden und betäubenden Inſtrumentenklänge und ihrer immer neuen, reizvollen Ton- und Klangverbindungen mit ver-

führeriſcher Gewalt in den wilden Strudel der Leidenſchaft hineingeriſſen werden, welche auf der Bühne entfeſſelt rast.

Die Muſik hat in ihrem weiten, wunderlichen Reiche wohl Weniges oder Nichts, was ſich mit der zweiten Scene des zweiten Actes aus „Triſtan und Iſolde“ meſſen kann. Sie iſt ein Rieſenſpielzeug, gerade recht, ſeinen Meiſter zu ergötzen, gewöhnliche Menſchenkinder zu erdrücken, für ſich ſelbſt zu gewaltig und gigantiſch, um noch ſchön zu ſein.

Meiſter Richard hat mit ſeinem „Triſtan“ den Meiſter Gottfried gewiß nicht in geſchmackvoller, kryſtallheller Darſtellung übertroffen, wohl aber in der „gänzlichſten Rückſichtsloſigkeit gegen jedes theoretiſche Bedenken“. Maßloſigkeit iſt der Hauptfehler der Wagner'ſchen Werke; aber in dem Grade, wie im zweiten Acte des „Triſtan“, waltet ſie nirgends. Da iſt ſie in „vollſter Freiheit“. Von Gottfried wird das künſtleriſche Darſtellungsmittel zur glatten und glänzenden Hülle gewoben, um Sünde und Laſter zu umkleiden, damit ihre Häßlichkeit nicht ſchrecke und vom Werke verſcheuche. Wagner nimmt die Ungeheure ohne jene Hülle, ſchärft noch durch Schopenhauer'ſchen Jargon die häßlichen Conturen, und miſcht dann den Taumelbecher ſeiner Muſik, voll bis zum Rande. Trunken von dieſem Zaubermeth, ſoll ſein Publikum vergeſſen, daß, was hier „gehandelt“ wird, unter nüchternen Leuten Scham und Schande erregt. Wenn Alles im Wahne der Sinnenluſt aufgeht, dann iſt freilich

ertrinken —
verſinken —
unbewußt —
höchſte Luſt!

Wagner braucht ſich wirklich nicht zu verwundern, als habe er ſein eigenes Syſtem überflügelt. Wenn er mit ſeinem Materialismus und Peſſimismus Moral und Ideal der Kunſt vergiftet hat, dann bleibt ihm für ſein Kunſtwerk ſelbſt allerdings nur noch König Marke's Wort übrig:

Die Ernte mehrt' ich dem Tod:
der Wahn häufte die Noth!

Es iſt ein heller Widerſpruch, wenn Wagner einerſeits behauptet, „Triſtan“ entſpreche den ſtrengſten, aus ſeinen Theorien fließenden Behauptungen, und gleich darauf erklärt, dieſes finde gerade deßhalb ſtatt, weil er, alle Theorie vollſtändig vergeſſend, nicht nach ſeinem Syſtem geformt habe. Nur in *einem* Punkte hat er ſein Syſtem vollſtändig vergeſſen oder verlaſſen — nämlich in Bezug auf den ſinnig-ſinnlichen Stabreim. Herr Rohl erklärt die Sache ſo: „Der furchtbar energiſch

vordringende Stabreim konnte nach seiner Reinheit nur in der Welt der gewaltigen Götter-, Riesen- und Heldengeschlechter walten. Der nach Innen gekehrte, das innere Welträthsel schmerzlich sinnend ergrübelnde Tristan kann den Stabreim nur gemäßigt verwenden" (S. 67). Das ist tiefsinnig, trifft aber den Nagel kaum auf den Kopf. Wagner hatte eben in seiner Tristan-Quelle den Stabreim nicht vorgefunden, wie in jener des Nibelungenringes. Möglicherweise war er auch zu der Überzeugung gekommen, daß diese Form für den Gesang nicht sonderlich tauge.

Ambros erklärte den Text des „Tristan" für eine Todsünde gegen den Genius der deutschen Sprache. Wir halten dieses Urtheil, in seiner Allgemeinheit genommen, für zu hart. Allein in einer anderen, höheren Sache möchten wir es nochmals und entschieden aussprechen: wir halten „Tristan" für eine Todsünde gegen Gottes Gebot.

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Schmid S. J.

Molière.

Biographisch-kritische Studie.

(Fortsetzung.)

III. Die Hauptstadt (1658—1661).

Die Freunde, welche Molière gerathen hatten, nach Paris zu kommen, hielten ihm getreulich Wort und thaten ihr Möglichstes, ihm bei Hofe irgend eine Stellung oder wenigstens einen hohen Gönner zu erwerben. Ohne diese vornehmen Sachwalter wäre es dem Dichter auch wohl auf lange Zeit noch unmöglich gewesen, nicht bloß irgendwie durchzudringen, sondern sich auch nur nothdürftig zu halten.

Das Pariser Publikum jener Zeit war nicht sehr schaulustig, wenigstens nicht der zahlreiche Bürgerstand, und für die verhältnißmäßig wenigen Theaterhabitués war mehr als ausreichend durch zwei stehende Bühnen gesorgt. Die erste und angesehenste, welche man heute wohl als Hoftheater bezeichnen würde, und deren Mitglieder auch wirklich einen geringen Zuschuß aus der königlichen Kasse bezogen und das Recht hatten, sich troupe royale zu nennen, war das Theater des Hôtel de Bourgogne. Diesem stand aber schon seit einigen Jahren das Marais-Theater gefährlich

gegenüber; denn wenn das Hofinstitut von dem Einfluß seiner Beschützer und Gönner einen ihm allein eigenen Glanz erborgte, so strahlte das andere durch ein Repertoire von Neuheiten, wie kein zweites französisches Theater sie damals aufweisen konnte, indem die beiden Corneille ihm ihre Stücke zur Aufführung überließen. Sei es nun der Einfluß der Jansenisten [1], oder vielmehr eine gewisse vorsichtige Nachgiebigkeit der Königin-Wittwe gegen diese politisch wie religiös gefährliche Sekte, oder sei es die ganze, auf gespreizte Vornehmheit gehende Zeitrichtung oder das Übergewicht der Corneille'schen Tragik über seine Komödien, oder sei es endlich das seltsame, selbst fast tragische Ende der letzten berühmten Komiker [2], kurz die Komödie und Posse waren in den beiden Haupttheatern sozusagen in Vergessenheit oder wenigstens in eine Art von Mißachtung gerathen, so daß nur ein ernstes Repertoire und tragische Darsteller sich einigen Erfolg versprechen konnten. Abgesehen von der vornehmen Concurrenz und dem geringen Bedürfniß der Bevölkerung, lag also auch darin eine große Schwierigkeit für Molière's Emporkommen, daß er im ernsten Schauspiel und in der Tragödie nur ein sehr unbedeutendes Talent besaß und auch seine Truppe es bis dahin nur in den Possen zu einiger Meisterschaft gebracht hatte.

Die Freunde vertrauten aber gerade auf diese Meisterschaft und glaubten

---

[1] Auf die Gegnerschaft der Jansenisten gegen die Komödie werden wir im Verlaufe dieser Studie noch ausführlicher zurückkommen müssen, da sie für die Schöpfungen Molière's und deren Geschick von der größten Wichtigkeit war. Über die Beschränkung der Komödie durch Anna von Österreich wegen der jansenistischen Scrupel vgl. Mémoires de Me de Motteville.

[2] Das Schicksal dieser Komiker ist um so interessanter, als ihre Namen zu allgemeinen Bezeichnungen in der späteren Komödie wurden. Unter den gewöhnlichen Possenreißern zeichneten sich drei Männer durch ihr lustiges Spiel und durch ihre enge Freundschaft aus. Sie hießen: Gauthier-Garguille, Turlupin und Gros-Guillaume. Sie genossen beim Pariser Volk eines solchen Ruhmes, daß ihr Name selbst dem Cardinal Richelieu zu Ohren kam und der Minister seine Neugier nicht mehr bewältigen konnte. Im Publikum verborgen, hörte er ihnen zu, lachte mit dem Volk und ließ nach der Vorstellung die königlichen Schauspieler zu sich kommen, um ihnen zu befehlen, die drei Possenreißer als Komiker in ihre Truppe aufzunehmen, damit man künftig nicht mehr so trauerselig das königliche Theater verlasse und auch dort einmal lachen könne. Zwei oder drei Jahre spielten die drei Brüder auch wirklich auf der königlichen Bühne, da geschah im Jahre 1634 etwas, was man nicht erwartet hätte. Gros-Guillaume war besonders stark im Nachahmen von persönlichen Eigenheiten und in Grimassen, und so ließ er sich um jene Zeit hinreißen, irgend eine hohe Magistratsperson nachzuäffen, die sofort erkannt wurde. Jene Person erließ aber auch sofort einen Haftbefehl nicht bloß gegen den Schuldigen, sondern auch gegen seine beiden Freunde, die sich nur durch eine schleunige Flucht zu retten vermochten. Gros-Guillaume wurde verhaftet, in den Kerker geführt und starb bald darauf vor Schrecken. Als Gauthier-Garguille und Turlupin dieß vernahmen, starben auch sie bald darauf vor lauter Leid um den Verlust des Freundes. Die drei Schauspieler wollten niemals mit Frauen spielen; denn diese, sagten sie, würden nur dazu dienen, ihr Freundschaftsbündniß zu zerstören. Vgl. Grimareſt, a. a. O. S. 1, Anm. 2.

Alles gewonnen, wenn der junge König der neuen Theatergesellschaft gewogen würde. So benutzten sie denn die Mode, wonach es für hohe Herren Pflicht war, sich für das Theater zu interessiren oder gar eine eigene Truppe zur Verschönerung ihrer Festlichkeiten in Dienst zu nehmen, und machten den Herzog von Orléans, Ludwigs jüngeren Bruder, auf Molière und seine Gesellschaft aufmerksam. Der Herzog ging auf die Vorschläge ein und ließ im alten Louvre, im „Salle des gardes" eine Probevorstellung ansagen. Zu dieser wurde nun auch der König eingeladen, und Ludwig sagte für den 24. October 1658 sein Erscheinen huldvollst zu. Alles wäre vortrefflich gewesen, wenn den hohen Herrschaften dem guten Geschmack gemäß nur nicht mit einem ernsten Stücke hätte aufgewartet werden müssen.

Molière wählte den „Nicomède" von Corneille und schärfte seinen Genossen die ganze Wichtigkeit dieses ersten Auftretens ein. Der entscheidende Tag erschien und mit ihm die erste Begegnung Ludwigs XIV. und Molière's. Man braucht nicht gerade ein Molièriſt zu sein, um die Tragweite dieser Begegnung für die französische Literatur vollauf zu würdigen. In einem Lande und Zeitalter, wo der König Alles und ohne den König Niemand Etwas war, hing wahrscheinlich Molière's ganze Zukunft an dem Lächeln oder der Langweile, welche der Eindruck dieses ersten Auftretens sein würde. Wir werden im Verlaufe dieser Studie noch oft genug zu verzeichnen haben, welch großen Einfluß Ludwigs Autorität und Interesse auf die Entwicklung des Dichters und seiner Schöpfungen hatten, ja wie sich schließlich der König zum Mitarbeiter des Komikers machte, sobald die „Kunst" des Dichters die Politik des Herrschers unterstützen sollte.

Die Tragödie spielte sich ohne Unfall, aber auch ohne besonderen Beifall ab; „die Schauspielerinnen fand man gut", sagt Grimarest. „Aber Molière fühlte, daß er im ernsten Spiele es niemals dem Theater des Hôtel de Bourgogne zuvorthun würde, und so trat er denn nach der letzten Scene des Nicomède an die Rampe, und nachdem er Sr. Majestät in sehr bescheidenen Ausdrücken für die Güte gedankt hatte, mit welcher Hoch=Sie seine und seiner Gesellschaft Fehler geduldet, fügte er hinzu, daß die Begierde, welche sie Alle beseelte, der Ehre würdig zu sein, *den größten König der Welt* zu erheitern, sie habe vergessen lassen, daß Seine Majestät ausgezeichnete Spieler, deren schwache Nachahmer sie nur seien, zu ihrem Dienste habe; weil aber Se. Majestät sich gewürdigt habe, ihre Provinzialart zu dulden, so bäte er Sie sehr demüthig um die huldvolle Erlaubniß, Ihr nun noch eines jener kleinen Erheiterungsspiele vorführen zu dürfen, welche ihm einigen Ruf erworben und womit er die Provinzen zu ergötzen pflege. Der König schien zufrieden mit dem Complimente Molière's [1], welches dieser auch mit besonde=

[1] Es war aber auch danach angethan, dem jungen, von sich eingenommenen Monarchen zu gefallen. Ihn, den kaum Zwanzigjährigen, nicht einmal zu einer ganz selbständigen Regierung Gelangten, einfachhin „den größten König der Welt" nennen, war doch genug, und man sieht, wie man schließlich, als Ludwig wirklich etwas geleistet, ihn nicht mehr anders als *einen Gott* nennen konnte, wie Molière es bekanntlich gethan hat, *und zwar in Prosa*. Ludwig allein ist also nicht Schuld

rer Sorgfalt ausgearbeitet hatte, und Se. Majestät geruhte das erste der drei Stücke sehen zu wollen, welche Molière aufgezählt hatte.“ [1]

Das Stück („Le docteur amoureux“) und das Spiel gefielen um so mehr, als die Gattung der tollen Posse für den vornehmen Hof fast wieder eine neue Art des Genusses bildete. Ludwig war zufrieden, der Herzog „lachte hellauf“ — und damit war vorderhand Alles gewonnen. Molière erhielt für seine Gesellschaft einen Titel: „Troupe de Monsieur“, ein Theater und eine nominelle [2] jährliche Unterstützung von 300 Livres. Wichtiger für den Augenblick als die Geldzulage war die Einräumung des Theatersaales im Petit-Bourbon für die vier Tage der Woche, an denen die dasselbe Local benutzende italienische Gesellschaft nicht spielte. Indeß mußte Molière dem Italiener als Pacht- und Einrichtungsentschädigung die Summe von 1500 Livres ausbezahlen. So konnte er denn endlich unter möglichst günstigen Bedingungen sein Glück in demselben Paris versuchen, das ihm vor seinen Wanderungen nur Unglück gebracht hatte. Und auch jetzt schien der alte Unstern nicht weichen zu wollen. Im „Élomire“ erzählt Molière, wie es ihm in der Provinz ergangen, und wie er sich nach zehn Jahren entschlossen, mit seiner geschulten Truppe nach Paris zu ziehen, indem er mit Grund zu hoffen meinte:

„Mit Glanz die alte Scharte auszuwetzen.
So kehrten wir zurück und träumten Wunder.
Auswendig wußten beide Corneille [3] wir,
Und meines Namens bloßer Ruf vermochte,
Daß man uns gleich den Bourbon-Saal anbot.
Heraklius [4] war unser Erstlingsstück,
Und Alles hofft' ich nur so zu bezaubern — —
Mein Gott! Wer hätt's geglaubt? Statt zu gefallen,
Erregten wir nur bares Mißvergnügen.
Der ich gemeint, den Meisterschuß zu thun,
Ich wagte kaum, mich auch nur seh'n zu lassen. . . .
Doch faßt' ich Muth; mit siegesheit'rem Antlitz
Sag' neues Spiel ich an und sprech' zur Menge —
Doch ganz umsonst versuch' ich stets das Glück.
Man pfeift bei Rodogune, wie man gepfiffen
Erst bei Heraklius; dann pfiff man Cinna
Und selbst den schönen Cid aus und Pompejus —
Und tausendmal in all dem Mißgeschick
War ich versucht, mich gleich nur aufzuhängen [5]. . . .“

---

daran, daß er sich für etwas Besseres hielt, als alle Anderen um ihn — man hatte es ihm von Jugend auf in so viel Tonarten vorgesungen, daß er ein Heiliger hätte sein müssen, um es nicht endlich selbst zu glauben.

[1] Grimarest, a. a. O. S. 5.

[2] In der That wurde diese Summe niemals ausbezahlt.

[3] Die Brüder Pierre und Thomas.

[4] Ein Irrthum, es war Nicomède.

[5] Vgl. Élomire hypocondre: Divorce Comique, Sc. II.

Man ſieht — immer dasſelbe „Mißgeſchick“ der Pfeife — aber auch immer derſelbe Mißgriff Molière's, im Drama oder in der Tragödie mimiſche Kränze erringen zu wollen. Außerdem, daß der Dichter für Darſtellung ernſter Rollen anerkanntermaßen nur wenig Talent beſaß, mußte ihm ſogar ein wirklicher Vorzug ſeines und ſeiner Genoſſen Spieles in den Augen des großen Publikums ſchaden. Durch die Aufführung improviſirter Poſſen und durch das Tragiren vor der ländlichen oder kleinſtädtiſchen Bevölkerung, wahrſcheinlich aber zumeiſt durch ein echt künſtleriſches Gefühl hatte Molière bei ſich und ſeiner Truppe im Vortrag eine große Natürlichkeit und lebenswahre Betonung errungen, die jedoch im Gegenſatze zu dem traditionellen Declamationston der königlichen Schauſpieler ſtand und darum als bäueriſch und unkünſtleriſch verachtet wurde. Daß aber dieſer vermeintliche Fehler bei ernſten Stücken noch mehr hervortrat als bei luſtigen Poſſen, liegt auf der Hand.

Allein auch das Genie braucht ſeine Zeit, ſich zu finden und ſich finden zu laſſen.

Als Molière ſo Alles gegen ſeine Erwartung mißlingen ſah, that er, wie es im Élomire heißt, „einen verwegenen Sprung — und wo er ſchon dachte, ſein volles Verderben zu finden, da fand er den Hafen“.

Molière ließ nämlich in der Verzweiflung, aber zu ſeinem Glück, die tragiſchen Lorbeeren fahren und begnügte ſich damit — er ſelbſt zu ſein. Er überließ die beiden Corneille dem Hôtel de Bourgogne und gab dafür Molière, und zwar begann er mit dem Étourdi, und ſiehe:

„Kaum hörte man mein komiſch Kauderwelſch — —
Da hatt' ich Aller Herzen auch gewonnen. . . .
Und vom Parterre zur Bühne, aus den Logen
Rauſcht hundertfältig uns der Beifall zu,
Und mit demſelben Beifall fordert man
Drei ganze Monde lang das gleiche Spiel.“ [1]

Dem „älteren Bruder“ folgte dann mit demſelben Erfolge das „Dépit amoureux“. Beſonders wird auch des komiſchen Spieles rühmend Erwähnung gethan, denn hier — das fühlten ſelbſt die Pariſer — war die Natürlichkeit am Platze und ſo ſchrie denn Alles:

„Bravo! Das iſt's! So macht und ſpielt man Stücke!“ [2]

Ein ſolcher ebenfalls unerwarteter Erfolg ermuthigte Molière, ſeinen Vorrath an eigenen Stücken komiſcher Art zu vermehren. Und bei dem erſten Griff, den er in dieſer Abſicht in das bunte Menſchenleben um ſich that, beweiſt er, daß er ein wahrer Dichter und berufener Erneuerer der Komödie war. Er ſtellte ſich diesmal ſchon inſofern auf eigene Füße, als er von dem Intriguen-Canevas und den ſtehenden Rollen der italieniſchen Stegreifpoſſe vollſtändig abließ und ein actuelles Thema mit kühnen, wenn auch noch etwas derben Zügen als Charakterbild behandelte, und am 18. November 1659 dem erſtaunten Paris ſeine „Précieuses ridicules“ vorführte.

[1] Ebendaſ. [2] Ebendaſ.

Das Thema lag sozusagen in der Pariser Luft. Molière war sogar nicht der Erste, der es zum Vorwurf der Satire wählte. Bereits Desmarets hatte auf Richelieu's Wunsch in seinen „Visionnaires" die Schwärmerei und Schöngeisterei der Damen lächerlich gemacht. Dann hatte auch Saint-Evremond seine scharfe Lauge über die Precièsen wie über die Pedanten ergossen. Drei Jahre vor Molière endlich wurde im Marais-Theater ein dreiactiges Lustspiel aufgeführt: „L'académie des femmes", welches denselben Gegenstand behandelte. Ja noch mehr. Aus einem satirischen Romane des Abbé de Pure: „La précieuse", hatte die italienische Gesellschaft, welche mit Molière dasselbe Theaterlocal benutzte, einen Lustspiel-Canevas sich zurechtgemacht, den sie noch zu Molière's Zeiten häufig durch ihre Improvisationen ausfüllten. Die Benutzung einiger Punkte dieses Canevas durch Molière ist ziemlich sicher. So besteht, um nur Eines hier anzuführen, auch bei den Italienern die Pointe darin, daß sich zwei Diener in den Kleidern ihrer Herren bei Precièsen einführen, ähnlich wie bei Molière.

Wenn man also auch zugeben muß, daß Molière seinen Stoff nicht allein nicht *erfunden*, sondern nicht einmal *gefunden* hat, daß er durch seine ganze Umgebung sogar sehr energisch darauf hingewiesen wurde, ja daß ihm selbst der Rahmen seines Charakterbildes von fremder Hand geboten war, so bleibt doch Eines ohne Widerspruch: von allen Vorgängern und Zeitgenossen hat keiner wie Molière dem Stoffe sein Gepräge aufgedrückt, und keine Arbeit hat, wie die seinige, Zeit und Mode überdauert.

Es war um das Precièsenthum etwas ganz Eigenthümliches, und man würde ihm Unrecht thun, wollte man es bloß in dem komischen Hohlspiegel Molière'scher Komik sehen. Molière selbst glaubt in der Vorrede zu seinem Stücke darauf ausdrücklich hinweisen zu sollen, daß es nach seiner Meinung auch *nicht* lächerliche Precièsen gebe, „daß die *besten* Dinge der Gefahr ausgesetzt seien, von schlechten Affen nachgeahmt zu werden, die dann die Geißel verdienen, und daß diese fehlerhaften Nachahmungen dessen, *was an sich sehr vollkommen war*, von jeher den Stoff der Komödien abgegeben haben u. s. w." Auf die *gute* Seite und die *nicht lächerlichen* Precièsen wird gewöhnlich nicht genug von den Biographen und Erklärern Molière's hingewiesen[1], und doch hatten diese Precièsen eine sehr glückliche Aufgabe im Kampf gegen die Verwilderung der Sitten und Sprache erfüllt. Wenn sich im Anfang des 17. Jahrhunderts der Geschmack in Frankreich in mancher Beziehung läuterte, die Sprache ein feierlicheres, vornehmeres Gepräge und festere Rundung erhielt, so ist dieß nicht zum Geringsten das Verdienst jener belletristischen Frauen, und viele der glücklichsten Ausdrücke und Wendungen der classischen Sprache des 17. Jahrhunderts verdanken den Precièsen ihre Entstehung[2].

[1] Vgl. z. B. das seichte Urtheil P. Lindau's in seinem „Molière", S. 23 f. Auch Adolph Laun in der Vorrede zu den „Gelehrten Frauen" in „Molière's Charakter-Komödien" schildert einseitig die Lächerlichkeiten der späteren Auswüchse, und scheint damit die guten und vernünftigen Anfänge zu verwechseln.

[2] Vgl. Victor Cousin, La société française au XVIIe siècle etc. Paris,

Da nun in sehr vielen Komödien Molière's entweder ausschließlich oder doch im Vorübergehen und anspielungsweise von den Preciösen die Rede ist, so müssen wir nothwendig über diese Gesellschaftserscheinung etwas weiter ausholen.

In seiner Trauerrede auf Madame de Montausier sagt der berühmte Fléchier mit Hinweis auf die ideale Seite des Preciösenthums: „Erinnert euch an jene Zusammenkünfte[1], deren man heute noch mit so vieler Ehrfurcht gedenkt, wo der Geist sich läuterte, die Tugend verehrt wurde unter dem Namen der unvergleichlichen Arthénice, an denen so viel Personen von Rang und Verdienst theilnahmen, und dadurch gleichsam einen auserwählten Hofstaat bildeten, der zahlreich war, aber ohne Durcheinander, bescheiden, aber ohne Zwang, gelehrt, aber ohne Stolz, höflich, aber ohne Gespreiztheit."

Die hier gelobte Arthénice ist Niemand anders als die erste Precieuse, die von Allen einstimmig gefeierte Marquise Cathérine de Rambouillet, geborene de Vivonne (1588); 1600 bereits mit dem Marquis und späteren Feldmarschall d'Angennes vermählt. In Rom und von einer römischen Mutter geboren, hatte sie eine feine Erziehung empfangen und konnte sich später an dem Hofe Heinrichs IV. durchaus nicht heimisch finden, weil dort nur zu vorwiegend die Sitten des Lagers und der Soldatenton sich mit dem Bearner selbst eingebürgert hatten. Die Marquise entschuldigte sich daher mit der Sorge für ihre Kinder, dann auch mit Kränklichkeit und Schwäche, und mied das Hofleben immer mehr, ja gewann eine förmliche Abneigung dagegen. Dafür bildete sie selbst den Mittelpunkt eines kleinen Hofstaates, in dem Alles vertreten war, was Paris an Adel der Geburt und des Geistes aufzuweisen hatte. Bürger wie Prinzen von Geblüt waren ihr willkommen, wenn nur irgend eine Eigenschaft des Geistes und edle Gesinnung sie empfahl. Die Damen waren ebensowenig ausgeschlossen als die Herren, neben Condé und Conti erschienen Corneille und der junge Bossuet; der Cardinal Retz ebensowohl als der damalige Bischof Richelieu; Voiture und Chapelain neben Malherbe und Ménage, kurz in dem „Hôtel Rambouillet" vereinigte sich ein Kreis von Männern und Frauen, die zu den Besten ihres Landes gehörten und die Zierde eines jeden Jahrhunderts sein würden.

Jeden Mittwoch war großer Empfang in dem vielbeschriebenen „blauen Saal" des alten Palais Pisani, und auch weniger Vertraute hatten dann Zutritt. Die eigentlichen „Cabinets"[2] aber hielten sie nur unter Zulassung der vertrauteren Freunde an den übrigen Tagen ab. Mitten im Zimmer stand das große Bett, welches damals noch Sopha und Langstuhl vertrat und auf welchem die vornehmen Damen in voller Gesellschaftskleidung liegend ihre Gäste zu empfangen pflegten, deren Bedienung aber meist

---

Didier, 1858. 2 vols. — Ferner: Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert, von F. Lotheißen. Wien, Gerold, 1878. Bd. I. S. 153—164 und passim.

[1] Im Französischen steht cabinets.

[2] Cabinet zum Unterschied von Salon, also kleine Gesellschaft im Gegensatz zu den großen.

hohen Herren überließen; minder vornehme dagegen saßen später neben demselben und walteten selbst der Ehre ihres Hauses. Die besuchenden Damen reihten ihre Sessel um diesen Bettthron, während die Herren stehend hinter ihnen Platz nahmen, oder wenn sie recht fein und galant waren, ihre Mäntel auf dem Boden ausbreiteten und sich zu Füßen der Frauen niederließen [1].

Das Gespräch solcher vertrauteren Zusammenkünfte war ungezwungen und berührte alle Stoffe, welche eben die jedesmalige Versammlung interessirten. Man fing vielleicht mit einer Tagesneuigkeit an, um mit einer philosophischen Discussion zu enden. Man konnte ebenso lebhaft und ernst einer politischen oder literarischen Frage auf den Grund gehen, als heiter und lachend über eine geistreiche Dummheit scherzen. Die Vorlesung eines neuen Gedichtes, eines Romankapitels oder einer gelehrten Abhandlung wechselte wie natürlich mit einem Gesellschaftsspiel oder einem Tanze; kurz man verbrachte die Zeit auf eine Art, wie es der Mehrzahl der jedesmal Versammelten eben am besten schien — nur Eines war verbannt — Tact- und Geschmacklosigkeiten. Die Marquise erstrebte nämlich nichts Anderes, als im Gesellschaftston und täglichen Verkehr dasjenige zu erreichen, was Malherbe für die Reinheit, Nüchternheit und den gesunden Geschmack in der geschriebenen Sprache zu erlangen sich vorgesetzt und zum Theil auch erzielt hat. Allein was bei einem Schriftsteller in einem Buche leicht und natürlich erscheint, das wird bei gemischten Gesellschaften in gemüthlicher Unterhaltung nur zu gern einseitig, gesucht und gemacht; die Pflege des Schönen, des Geistes und Geschmackes führte zu Schöngeisterei und Geschmacklosigkeiten.

Die Marquise vermochte durch ihren persönlichen Tact und ihre italienisch feine Bildung, vor Allem aber durch ihren außerordentlichen Geist volle 25 Jahre das Scepter ihrer Gesellschaft mit Kraft und Maß zu führen (1620—1645); als dieses Scepter aber immer mehr in die Hand ihrer Tochter Angelika überging, da schlich sich auch das Gespenst der Coterie in den Salon des Hôtel Rambouillet, und wenn diese Coterie auch von allen ähnlichen damals bestehenden und entstehenden die am wenigsten lächerliche und abgeschmackte war, so war und blieb sie doch eine schöngeistige Clique. Die äußere, erlernbare Form vertrat bald genug den mangelnden Geist, die Eitelkeit führte statt des Verdienstes das große Wort, das allgemeine Wohl trat hinter den Interessen des Kreises zurück, die Sucht nach Besonderem verleitete zu Absonderlichkeiten, und was früher bloß ein Abstreifen von Rohheiten gewesen, wurde jetzt zum „Schinden der Natur", was früher Spielerei zwischen ernster Beschäftigung, leichte Arabeske um eine werthvolle Zeichnung gewesen, das trat jetzt als Hauptgesetz und seiner selbst wegen schwerfällig und lächerlich in den Vordergrund.

Doch es war, wie gesagt, ein Unterschied zwischen den einzelnen Coterien, ein Mehr oder Weniger der Lächerlichkeit und des Verfalles. Die beste und

[1] Diese Sitte war übrigens alt und allgemein. Vgl. auch im „Hamlet" den jungen Hamlet während des Theaterspiels zu Füßen Ophelia's sitzend.

vernünftigſte blieb nach wie vor diejenige des Hôtel Rambouillet. Die demſelben angehörenden Damen hießen, wie die der andern, Précieuses, hatten aber zum Unterſchied von den andern noch den Beinamen: „les Spirituelles“ [1]. Beide Bezeichnungen waren urſprünglich durchaus keine Spottnamen; die Damen ſelbſt hatten ſich dieſelben beigelegt oder doch mit Freuden geduldet, daß die Herren ihnen dieſelben gaben. Im ſchroffſten Gegenſatz zu den Spirituelles ſtanden die Précieuses galantes, die Begründerinnen der ſpäter ſo frivol werdenden feinen Salons, die erſten Vertreterinnen der epikuräiſchen Lebensphiloſophie, an deren Spitze die bewunderte Ninon de l'Enclos mit ihrem Freunde Saint-Evremond ſtand, und aus denen ſpäter die philoſophiſchen Väter der Revolution und als letzter Sprößling Voltaire hervorging. Während bei den Spirituelles Moral, Philoſophie und Äſthetik, ja ſogar Religion die Hauptthemata blieben, handelte es ſich bei den Galantes beſonders um Geiſt, Witz, Anmuth, Lebensgewandtheit und vorzüglich um Alles, was der Franzoſe mit dem Worte Galanterie bezeichnet. Als dritte Klaſſe galten die Savantes, zu denen die Dacier, Deshouillères und Andere gehörten, und die ſich mit den eigentlichen Wiſſenſchaften befaßten, auf dem Laufenden der neueſten Entdeckungen und Syſteme hielten und auch wohl ſelbſt redend und ſchreibend in die öffentliche Discuſſion miſchten.

Natürlich hatte der Geiſt jener Salons auch eine Rückwirkung auf die Literatur. Die Talente erſten Ranges freilich gingen trotz ihrer Verbindung mit den Preciöſen ihre eigenen Wege, die Schriftſteller und Dichter untergeordneter Art aber ſchwammen auch bei ihren Hervorbringungen in dem falſchen Fahrwaſſer ihrer Coterie. So erhalten wir z. B. die Sonette Voiture's, vor Allem natürlich die Romane der Scudéry und der La Fayette. Dieſe Romane aber wurden ihrerſeits wieder das Regelbuch der Unterhaltung, des guten Tons und ſogar der Sitten. So geſchah es, daß ſich nach und nach eine eigene Sprache ausbildete, welche für den nicht Eingeweihten förmlich unverſtändlich war und das Bedürfniß nach einem eigenen Wörterbuch hervorrief [2]. Wer hätte z. B. errathen können, daß: tracer des chiffres d'amour tanzen — le conseiller des grâces einen Spiegel — la commodité de la conversation einen Stuhl bezeichnen ſolle? Wie die Sprache, ſo wurde auch die „Liebe“ nach den Romanen geordnet. Zu größerer Klarheit hatte man ſogar Sorge getragen, das ganze Verfahren von der erſten Bekanntſchaft der jungen Leute bis zur Verehelichung durch eine Landkarte zu verſinnbildlichen. Dieſe Generalſtabskarte der Liebe, die ſogenannte „große Karte des Reiches der Liebe“, war von der Madame de Scudéry [3] erfunden und ſtellte eine förmliche Gegend mit Städten, Bergen, Flüſſen, Seen u. ſ. w. dar, und ein Weg verband die einzelnen Punkte, welche der Liebhaber auf

[1] Spirituelles hier in dem Sinne von geiſtlich, religiös, klerikal, wie wir heute ſagen würden.

[2] Grand Dictionnaire historique des Précieuses, ou la clef de la langue des ruelles, par M. Somaize. Paris, chez Ribou, 1661.

[3] Im erſten Bande der Clélie. Der officielle, auch von Molière gebrauchte Name iſt: „Carte de Tendre“.

seiner Reise zu berühren hatte. Über die Ortschaften „Jolis vers“ und „Épîtres galantes“ hat er sich nach dem Städtchen „Complaisance“ zu wenden; von da geht es nach „Petits soins“ und „Assiduités“; so gelangt er nach der Stadt „Tendre“ am Fluß „Estime“; hier hat er sich länger aufzuhalten, um endlich die Hauptstadt des Landes „Tendre“ am Fluß „Neigung“ zu erreichen und dadurch seine Bestrebungen mit Erfolg gekrönt zu sehen. Daß die Karte durch spätere Zusätze noch ergänzt wurde, ist klar, aber in einer oder der andern Form war sie verpflichtend für Alle, welche auf eine Preciöse Anspruch erheben wollten.

Auch die Etiquette bei den Vereinigungen ward auf das Kleinlichste geregelt. Die Taufnamen hatten einem griechischen, römischen, orientalischen oder sonst erfundenen Namen Platz zu machen, und von dieser Kinderei ist selbst die Marquise de Rambouillet nicht freizusprechen, da sie ihren christlichen Namen Cathérine in Arthénice permutiren ließ[1]. Wie hätte man auch in einem Roman à la Cyrus christliche Personennamen brauchen können, und das galt als erster Grundsatz: „Alles hat im Leben der Preciösen so zu sein und zu geschehen, daß es ohne weitere Idealisirung in einen Roman paßt.“ Also auch der Ton der Unterhaltung. Titel waren verpönt. Man hieß kurz: „ma chère“. Als Einladung wurden Charaden oder Rondeaux geschickt. Zur Empfangsstunde war der Alkoven der Hausfrau phantastisch verziert, das Bett etwas in die Mitte gerückt, so daß von allen Seiten schmale Räume gebildet waren, die sogenannten ruelles, weßhalb denn überhaupt der Versammlungsort und die Versammlung mit diesem seltsamen Titel (les ruelles de Me X.) geziert war. Um zu den Herrlichkeiten der ruelles zugelassen zu werden, mußte man durch einflußreiche Eingeweihte, welche grands introducteurs des ruelles hießen und unter welchen sich die Schöngeister Bellebat und Dubuisson auszeichneten, eingeführt werden, und zuvor bewiesen haben, daß man das berühmte „le fin“ — „le vrai fin“ und „le fin du fin“ verstand, d. h. sowohl die Sprache als die Etiquette der Preciösen im höchsten Grade inne hatte. Die Unterhaltung wurde von der Dame des Hauses vom Bett aus geleitet; für das, was sie wegen ihrer Lage nicht konnte, hatte sie einen besonderen chevalier servant. Unter einem halben Dutzend Poeten und Literaten durften keine ruelles aufweisen, und hatte man keine wirklichen Dichter zur Verfügung, so wurden eben die ersten besten Schöngeister dazu hinaufgeschraubt, und ihre Machwerke um so höher gepriesen, je weniger sie dem Verständniß zugänglich waren. Es ist also leicht glaublich, wenn behauptet wird, daß sich die Chères oft ganze Stunden unterhielten, ohne sich selbst genau zu verstehen. Was schließlich die moralische Seite dieser gesellschaftlichen Krankheit anbelangt, so ist auf das Hôtel Rambouillet nie auch nur der Schatten eines Tadels selbst von strengen Richtern geworfen worden. Auch bei manchen anderen der ruelles fand die damalige Zeit nichts Anstößiges, und es mag auch eben wegen der

[1] Wir sahen eben, daß selbst Fléchier diesen Namen in seiner Trauerrede brauchte.

kleinlichen und ängstlichen Etiquette weniger Gefahr gewesen sein; wie es aber in anderen aussah, geht genugsam aus den Namen der sie Besuchenden hervor. Je mehr aber das Preciösenthum aus den vornehmsten Kreisen in das Bürgerthum hinuntersickerte, mußte es nicht bloß um so reicher an Lächerlichkeit werden, je mehr es an wahrer Bildung fehlte, sondern als eine andere schlimme Folge mußte sich auch die Vernachlässigung der Hausgeschäfte und nicht selten die Störung des Hausfriedens herausstellen.

Vor Allem aber — und das ist nicht genugsam zu betonen — hatte der Jansenismus in den Ruelles die günstigsten Hinterhalte für seine geheimen Umtriebe, wahre Brutstätten seiner Nichtsnutzigkeiten gefunden. Und das war die gefährlichste Seite der Sache!

Bis zu diesem Stadium war also das Preciösenthum zu Molière's Zeiten gediehen, und hier setzte der Dichter ein, um dem Übel ein Ende zu machen.

Er nimmt zwei reiche Bauernmädchen, die eben mit ihrem Vater resp. Onkel vom Lande nach Paris gekommen und gleich von dem Preciösenthum wie berauscht die gesunde Vernunft auf den Kopf stellen. Zwei redliche Freier halten um ihre Hand an — werden aber schmachvoll entlassen, weil sie keine Idee vom fin, vrai fin und fin du fin haben, ja sogar unverzeihlicherweise eine carte de Tendre in ihrem Leben nicht unter Augen gehabt zu haben scheinen. Die Freier ziehen ab und beschließen, sich zu rächen. Sie schicken ihre Diener in vornehmer Kleidung und mit dem Auftrag, die Preciösen[1] zu spielen, zu den beiden Mädchen, um dann, wenn die Komödie auf's Weiteste getrieben, als Diener entlarvt zu werden, wodurch natürlich die beiden Landgänse in eine unaussprechlich lächerliche Stellung gerathen müßten. Man sieht, wie glücklich der Plan ist, um alle Absurditäten der ruelles auf das Greifbarste vorzuführen. In dem Munde der sonst ungebildeten Landmädchen und später der Diener nehmen sich alle Phrasen der Scudéry u. s. w. noch einmal so lächerlich aus, und jeder Zuschauer, wäre er selbst bis dahin ein Anhänger des falschen Geschmackes gewesen, weil er ihn für fein hielt, muß jetzt das Gespreizte, Unvernünftige und Lächerliche mit Händen greifen. Es ist daher eine mit sehr glücklicher Wahrscheinlichkeit erfundene Anekdote, welche Grimarest von Ménage erzählt, welcher der ersten Aufführung der Précieuses ridicules beiwohnte. „Das Stück, so soll er gesagt haben, wurde mit allgemeinem Beifall gespielt, und ich besonders war davon so hingerissen, daß ich schon damals die glücklichen Erfolge desselben voraussah. ‚Mein Herr,' sagte ich zu H. Chapelain beim Hinausgehen aus dem Theater, ‚Sie und ich haben bisher alle Dummheiten gutgeheißen, welche man hier so

[1] Selbstredend hießen die männlichen Besucher und Nachahmer der Précieuses les Précieux, und ihrer waren wahrlich nicht weniger als der Frauen. Wir werden übrigens später den Conversationsten der Junker und Marquis kennen lernen, die nicht Précieux waren, und daraus ersehen, wie nothwendig die Preciösen gewesen sind.

fein und mit ſo viel Vernunft an den Pranger geſtellt hat; aber glauben Sie mir, wir werden verbrennen müſſen, was wir angebetet haben, und anbeten, was wir verbrannt haben.' Und es geſchah, wie ich's vorhergeſagt; ſeit jener erſten Aufführung kam man immer mehr von dem Gallimathias und dem verſchrobenen Stil zurück." [1]

Der Erfolg des Stückes war ein über Erwarten glücklicher; vierundvierzig Vorſtellungen folgten auf einander. Nach der Berechnung von Sachverſtändigen wären aber dieſe vierundvierzig Vorſtellungen für jene Zeit ſo viel, wie dreihundert für ein heutiges Zugſtück. Nach der erſten Aufführung war der Zulauf des Volkes ſo groß, daß Molière ſogar die Eintrittspreiſe erhöhen konnte.

Neben dem Erfolg aber fehlte es auch nicht an verſchiedenen Anfeindungen. Die Getroffenen, welche bis in die höchſten Kreiſe gehörten, glaubten durch Unterdrückung des Stückes die furchtbare Laſt der Lächerlichkeit von ſich abwälzen zu können, und ein Verbot unterſagte wirklich für einige Zeit die weiteren Aufführungen des Schwankes [2]. Molière benutzte die unfreiwillige Unterbrechung, um das Stück einer genaueren Feile zu unterziehen, vielleicht auch wirklich beleidigende Anzüglichkeiten daraus zu entfernen. Dann erlangte er — wohl durch perſönliches Dazwiſchentreten des jungen Königs — die Aufhebung des Verbotes, und ein neuer Jubel begrüßte den „Freigegebenen". Man erzählt, daß nicht bloß Paris die neue Komödie ſehen wollte, ſondern man auch aus der Provinz zu den Aufführungen meilenweit herbeiſtrömte.

Unter ſolchen Umſtänden konnte der Dichter leicht die kritiſchen Angriffe der Coterie auf ſich ſitzen laſſen. Man warf ihm nicht bloß ein Plagiat an den Italienern vor, ſondern rechnete es ihm beſonders zur Schuld an, daß er in ſeiner Komödie nicht genugſam zwiſchen den wahren und falſchen, den nicht lächerlichen und lächerlichen Preciöſen unterſchieden habe. Dieſer Vorwurf wird ihm ſogar bis auf die heutige Stunde gemacht. Allein es iſt wohl zu beachten, daß zu Molière's Zeit, d. h. 1659, nur mehr die Nachblüthe und der Verfall des Preciöſenthums herrſchte, und dieſes in ſeinen damaligen Auswüchſen wohl kaum einer genaueren Unterſcheidung zwiſchen mehr oder weniger lächerlich werth war, ſondern am beſten je eher je lieber ganz von der Bildfläche verſchwinden durfte. Sodann ſind die Auswüchſe, welche der Dichter dem Gelächter preisgibt, nur ſolcher Art, daß ſie immer und überall lächerlich und verwerflich ſind, und darum ſelbſt bei den beſten Preciöſen nicht geduldet werden konnten, wenn ſelbſt dieſe ſie an ſich gehabt. Darin eben beſteht ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen den „gelehrten Frauen"

[1] A. a. O. S. 6. Thatſache iſt, daß Ménage und Chapelain zu den Preciöſen gehörten, ja als Häupter derſelben angeſehen wurden. Von einer Bekehrung aber iſt bei Ménage ebenſo wenig die Rede, als bei Chapelain.

[2] Wenn man bedenkt, wie ein ſpäteres Stück des Dichters volle fünf Jahre verfolgt und unterdrückt wurde, und wie jenes Stück ſich gleichfalls, nur in wuchtigerer Weiſe, gegen den Janſenismus kehrte, ſo zeigen ſich die anſcheinend bloß von literarhiſtoriſchem Intereſſe getragenen Précieuses in einem ganz anderen Lichte. Es iſt das erſte Plänklergefecht zu der großen Schlacht des Tartüff!

— welche ja bekanntlich dasſelbe Thema wie die Précieuses ridicules behandeln — und dem „Miſanthropen“ und mehr noch dem „Tartüff“.

Was Molière zum Gegenſtand ſeiner Komödie macht, iſt eine wahre geſellſchaftliche Krankheit, der einzig durch Lächerlichmachung beizukommen war. Le ridicule tue, und die Waffe der Satire in Action war hier dem Dichter vom geſunden Menſchenverſtand in die Hand gegeben. Es war zudem eine zufällige Verirrung des Geſchmackes, wie es zu allen Zeiten die Moden ſind, und eben darum war ſie gleichſam das natürliche Opfer der Komödie, weil dieſe allein den Zauber der conventionellen Hochachtung vor der Verirrung durch ein geſundes Lachen brechen konnte. Nichts Anderes ſtand in Gefahr bei dieſem Lachen. Dieß Lachen war alſo keine zerſetzende Säure, die von dem verroſteten Kunſtwerk nicht bloß den Schmutz oder die Verunſtaltungen wegfrißt, ſondern auch oft gegen den Willen des Meiſters das Gold und die zarten Formen des Werkes ſelbſt angreift. Der gute Ton, der geſunde Geſchmack und ſelbſt die feinſte Lebensart kommen keinen Augenblick in Frage, ſelbſt wenn Alles, was in den Précieuses ridicules belacht wird, vollſtändig verſchwände.

Anders verhält ſich die Sache in den ebengenannten weiteren Charakterkomödien.

Gleich bei der erſten Skizze eines eigentlich Molière'ſchen höheren Luſtſpiels ſtehen wir ſomit vor einer principiellen Erörterung, die für alles Folgende von größter Wichtigkeit iſt, und das iſt die Frage nach Molière's Begriff, wenigſtens praktiſchem Begriff vom Komiſchen. In der Einleitung zu dem Druck der Précieuses ridicules ſagt er freilich nur wie im Vorübergehen, aber nicht ohne den Nachdruck perſönlicher Überzeugung: „que ces vicieuses imitations de ce qu'il y a de plus parfait, ont été de tout temps la matière de la comédie“. Alſo die fehlerhafte Nachahmung des Beſten ſoll den Stoff der Komödie abgeben.

So erhalten wir denn wirklich Tartüff als imitation vicieuse der Frömmigkeit und Alceſte als — nun, als falſche Nachahmung der richtigen Wahrheitsliebe. Indeſſen ſind beide „Nachahmungen des Beſten“ durchaus nicht komiſch. Der „Menſchenhaſſer“ wirkt in ſeinem Hauptcharakter durchaus tragiſch; das fühlte und ſprach auch Goethe aus. Der Tartüff aber kann als Charakter und ſeinem innerſten Weſen nach nur Abſcheu erregen. Nur was im Leben lächerlich, das kann in der Kunſt komiſch ſein. So oft alſo Molière eine lächerliche Übertreibung auf ſeinem Wege findet, hat er außerordentliches Glück, aber von ſeinen drei großen Charakterkomödien hat nur die eine der „gelehrten Frauen“ dieſes Glück. Auch der Charakter des eingebildeten Kranken, der ja in der zweiten Hälfte der Molière'ſchen Komödien ſeine Rolle ſpielt, wie der Cocu in der erſten, könnte hierhin gerechnet werden. Aber auch in dieſen beiden Charakteren, wie groß der Unterſchied! Nehmen wir Sganarelle im gleichnamigen Stücke aus, ſo wird Niemand behaupten, daß die Beſorgniß, ein betrogener Ehemann zu werden, z. B. in der École des maris oder des femmes u. ſ. w., komiſch ſei, und mit Recht merkt man an, wie die erſten Grundzüge des Miſan-

thropen gerade in diesen „Komödien" liegen. Es ist wahr, jede übertriebene Ängstlichkeit ist lächerlich, aber der Zuschauer muß sehen, wo die Übertreibung anfängt Übertreibung zu sein, und das ist nicht immer leicht und klar. Es gibt sogar Fälle, wo die Taxirung, ob etwas Übertreibung oder geordnete Sorge sei, sehr verschieden ist, je nach dem Charakter des Dichters oder des Zuschauers. Das trifft z. B. bei Sganarelle in der École des maris und mehr noch bei Alceste im Misanthropen zu. In diesen Stücken ist also die Komik nicht rein und allgemein. Der große Haufe wird vielleicht Alles belachen, der Edlere im Gegentheil das betrauern, was dieses Lachen verhöhnt. So im Misanthrop — so im Tartüff. Beim Heuchler ist zudem der Boden, auf welchem die Blume des Lächerlichen erwächst, so voll moralischer Fäulniß — der Verbindung nämlich heiliger Formen und teuflischer Gesinnung, daß man über einzelne Scherze und Situationen wohl unwillkürlich lachen muß, über das Ganze aber kein Lächeln seinen Humors und edlerer Freude auf die Lippen kommt. Wir werden natürlich bei den einzelnen Hauptstücken des Weiteren auf ihren komischen Gehalt eingehen müssen; hier wollten und mußten wir nur durch eine allgemeine Skizzirung der berühmtesten Charakterlustspiele darauf hinweisen, wie sich der Molière'sche Begriff des Komischen nicht vollständig mit demjenigen deckt, was sonst mit Recht als komisch bezeichnet wird, und wie sich aus dem eigenthümlichen Begriff auch die manchen Eigenthümlichkeiten der Stücke Molière's selbst erklären.

Es ist eben nicht jede „fehlerhafte Nachahmung des Besten" komisch, und noch weniger darf jede fehlerhafte Nachahmung des Besten dem Gelächter in einer Komödie preisgegeben werden. Wo mit der „fehlerhaften Nachahmung" zugleich „das Beste" in Gefahr kommt, mit dem Fluch der Lächerlichkeit belegt zu werden, oder wo „das Beste" selbst in der „fehlerhaften Nachahmung" auf der Bühne erscheinen muß, da darf sich die Komödie nicht mehr anmaßen, heilen zu wollen, weil das einzige Heilmittel, welches sie anwenden kann, eben das zweischneidige Schwert der Lächerlichkeit ist. Ist ferner die „fehlerhafte Nachahmung des Besten" nicht an sich lächerlich, so soll sich ebenfalls die Komödie nicht zur Sittenverbesserin aufwerfen, eben weil dann die Unsitte nicht mehr zu ihrem natürlichen Gebiet — der Komik — gehört. Das sind anscheinend selbstverständliche Sätze; aber weder Molière noch viele seiner Bewunderer haben dieselben genugsam beachtet. So sehen wir denn auch andererseits, daß der Dichter mit einem Theil seiner Komödien kulturhistorisch gewirkt, durch andere dagegen nur eine sehr zweifelhafte Sittlichkeitsentrüstung hervorgerufen hat. Die Preciösen sind verschwunden, weil er sie lächerlich gemacht und sie getödtet hat; die Heuchler gehen vor wie nach in der Gesellschaft um, und werden umgehen, so lange die Lüge und die Sünde umgeht; die Thorheit stirbt vom Lachen, die Bosheit bedarf eines anderen Siegers; und so ist alles, was bloß Thorheit ist, das natürliche Wild und Opfer der Komödie; die Bosheit aber soll sie andern Verfolgern überlassen. Nach diesem Satze muß man auch das castigat ridendo mores verstehen; nicht moralische Sitten, sondern

conventionelle, zufällige Modesitten, nicht das moralisch Böse, sondern das unvernünftig Thörichte kann und soll die Komödie bessern. Das ist ein hinreichend großes Feld und ein sattsam erhabener Beruf; für das Andere ist die Kanzel und das Leben da. Sehr tief und leider oft nur zu richtig ist das Wort de Bonald's über die Wirkung des Theaters: „Le théâtre corrige les manières et corrompt les moeurs."

So groß auch der Erfolg der Preciösen sein mochte, Molière mußte für Abwechslung sorgen, und so erschien denn am 28. März[1] 1660 zum ersten Mal die einactige, in Versen geschriebene Posse des „Sganarelle".

Sehen wir hier selbst von dem Stoffe oder vielmehr von den Hintergedanken ab, welche der Stoff beständig wachruft, so ist auch gleich die ganze Verwicklung und Sprache dieses Stückes gegen die Preciösen ein Rückschritt, — ein Zurückgreifen auf die früheren Intriguenpossen. Und doch ist nicht zu läugnen, daß das Wesen der Komik in diesem Stücke besser zur Geltung kommt, als in manchen besseren Stücken. Die „Moral" des Stückes und dessen poetischer Gedanke, wie sie in den letzten vier Versen zum Ausdruck gelangen, sind durchaus nicht ohne Verdienst und komischen Werth. Hätten die handelnden Personen, Sganarelle und seine Frau ebensowohl als die beiden Liebenden, sich auch nur ein wenig Ruhe und Nachdenken gegönnt, so wären sie vor dem ganzen über sie gekommenen Trubel, den grundlosen Befürchtungen und lächerlichen Zornesausbrüchen verschont geblieben. Die Leichtigkeit, mit welcher sie Alle auf das nichtssagendste Anzeichen hin gleich das Allerschlimmste befürchten, ist in der That lächerlich; die Strafe, zu welcher sie sich selbst dadurch verdammen, würde selbst dann noch komisch wirken, wenn auch Molière den Charakter des Sganarelle nicht in der grotesken Weise überladen hätte. Gewiß, wie bei Possen überhaupt, so darf man es auch in diesem Stücke mit Wahrscheinlichkeit und Natürlichkeit des Verlaufs, der Voraussetzungen u. s. w. nicht so genau nehmen; der Dichter erfindet und verknüpft eben, wie es ihm zu irgend einer beabsichtigten Verwechslung oder Situation gerade am besten paßt. In Stoff und Sprache freilich huldigt dießmal Molière viel zu stark dem derben Geschmack der Zuschauer im Parterre. Er scheint gerade für „die Gründlinge" auch einmal ein Zugstück haben schreiben wollen, und erreichte diesen Zweck vielleicht noch vollkommener als bei den „Preciösen", denn während letztere nach einiger Zeit förmlich vom Repertoire verschwanden, wurde Sganarelle bis zu des Dichters Tod und noch später jedes Jahr mehrmals wiederholt.

Trotz des häßlichen Untertitels und der durch beständige Wiederholung dieses in guter Gesellschaft verpönten Wortes hervorgerufenen und wachgehaltenen häßlichen Hintergedanken ist das Stück nicht im Entferntesten unsittlich oder gefährlich, wenn auch nicht gerade ein Meisterwerk der Kunst und des guten Tones. Dieselbe „Moral" auf einen anderen Gegenstand angewendet, wäre ein lohnenswerthes komisches Unternehmen. Was übrigens an diesem Stück Molière's eigener Erfindung zuzuschreiben ist, wurde bislang

[1] Oder 28. Mai?

nicht festgestellt — vielleicht gehört ihm wie in den Preciösen auch hier nur die letzte definitive Fassung eines all- und altbekannten Stoffes, worauf nicht bloß die ganze Anlage des Stückes, sondern auch die allgemeine Stimme der damaligen Kritik hinzuweisen scheint[1].

Zwei solcher Erfolge, wie es die Preciösen und der Sganarelle unverkennbar waren, mußten nothwendig die Eifersucht der anderen Theatergesellschaften herausfordern. Es war nicht zu läugnen, Molière war der Mann der Hauptstadt und der fröhlichen Gesellschaft geworden. War es aber wirklich ein Ausfluß der Mißgunst und des gemeinen Neides der königlichen Truppe, wenn plötzlich dem Dichter das bisherige Theaterlocal gekündigt wurde? So wahrscheinlich man auch die Sache zu machen sucht, erwiesen ist sie nicht.

La Grange erzählt in seinem Register[2] einfach: „Montag den 11. October (1660) begann man unter den Befehlen des Herrn de Ratabon, Oberintendanten der königlichen Paläste, mit der Niederlegung des ‚Kleinen Bourbon', ohne daß man vorher die Truppe davon verständigt hätte, so daß diese nicht wenig überrascht war, sich ohne Theater zu sehen. Man ging sich beim König beklagen; doch diesem sagte Herr von Ratabon, der Platz des Saales sei nöthig für den Bau des Louvre, und da die innere Einrichtung für die Ballette des Königs beschafft und daher dessen Eigenthum sei, so habe er geglaubt, wegen einer Rücksicht auf die Komödie den geplanten Bau des Louvre nicht verzögern zu sollen. Die böse Absicht des Herrn de Ratabon war augenscheinlich. Da indeß die Truppe das Glück hatte, dem König zu gefallen, und der Bruder des Königs Seine Majestät bat, Sie möge das Unrecht, welches man seinen Schauspielern zugefügt, wieder gut machen, so gab der König dem Herrn de Ratabon ausdrücklichen

---

[1] Vgl. Grimarest, a. a. O. S. 6.

[2] Das „Régistre" des Lagrange oder La Grange dürfte wohl für lange Zeit, vielleicht für immer, das ergiebigste und sicherste Quellenwerk der Molière-Literatur bleiben. „Charles Varlet de la Grange war bei Molière's Lebzeiten dessen Factotum, Adlatus, Oberregisseur, Lieblingsschauspieler und Theaterredner, später succedirte er ihm in der Bühnenleitung, publicirte eine biographische Notiz über den Hingeschiedenen, wie die erste vollständige Ausgabe der Werke desselben. ... Indem La Grange den materiellen Ertrag jeder Vorstellung auf's Bündigste mit simplen Zahlen in eine Art von Register eintrug, und diese bei außerordentlichen Ereignissen mit ebenso schlichten Worten illustrirte, ist er nicht nur Molière's Registrator, sondern auch der Chronist seines Hauses, seines Theaters geworden." Das Register geht von Ostern 1658 bis September 1685. Es wurde vor ungefähr 60 Jahren wieder aufgefunden und mit einem wahren Cult von Seiten der Molière-Schwärmer umgeben. Es besteht eine kleine Special-Literatur eigens über dieses Register, und für Herstellung eines facsimilaren Abdruckes desselben gaben Enthusiasten 20 000 Francs. Was uns mehr interessirt, ist die bis auf diesen Tag als unbestreitbar gebliebene Wahrhaftigkeit und Genauigkeit des Registers, so daß es unbeanstandet als Quelle gelten kann. Vgl. Molière-Museum, I. S. LXXIII ff., und einen theilweisen Abdruck ebendas., 4. Heft, S. 100 ff.

Befehl, die gröbsten Reparaturen des alten Saales im Palais-Royal zu besorgen."

Weitere Quellen über diesen für Molière so harten Schlag besitzen wir nicht. Selbst also zugegeben — was nicht erwiesen ist —, daß die böse Absicht des Herrn von Ratabon augenscheinlich war, so folgt daraus noch nicht, daß dieser von den anderen Theatergesellschaften aufgestachelt war. Das Beste vorderhand war, daß die Gnade des Königs sich der theaterlosen Gesellschaft so rasch erbarmte und ihr den alten Saal des Palais-Royal zuwies. Dieser Raum war bereits ruhmvoll bekannt in der Geschichte der französischen Dramaturgie; denn ihn hatte einst Cardinal Richelieu sich in seinem Hotel herrichten lassen und in ihm seine prunkvollsten Feste mit scenischen Spielen gegeben. Freilich war Richelieu längst todt und seine Feste verrauscht; der Saal war vernachlässigt und befand sich in einem argen Verfall. Die Decke war halb heruntergebrochen, das Gebälk verfault. Daher der Befehl des Königs, wenigstens die baulichen Reparaturen auf seine Kosten vorzunehmen. Allein auch so erforderte die innere Einrichtung noch immer schwere Auslagen für die Molière'sche Gesellschaftskasse, die um so empfindlicher getroffen wurde, je weniger man auf einen solchen Fall gespart hatte. Zudem stand Molière allein; die Italiener kamen erst ein Jahr später wieder nach Paris. So mußte man sich mit den nöthigsten Einrichtungen und einer provisorischen Installirung begnügen. Eine blaue, von Stricken gehaltene Leinwanddecke vertrat den Plafond. Die Logen wurden aus dem alten Theater mit herübergenommen; aber die schönen Decorationen und Maschinerien gehörten den Italienern, und Molière mußte auch hier für die nöthigsten Neubeschaffungen eintreten. Alles in Allem verschlang die Neueinrichtung des Palais-Royal die Summe von 4000 Livres, von denen freilich später ungefähr die Hälfte von den Italienern, denen Molière die Mitbenutzung des Saales gestatten mußte, zurückgezahlt wurde.

Es war überhaupt eine schwere und gefährliche Zeit für Molière gekommen. Denn während er einerseits mit dem neuen Theater viele Auslagen und Sorgen hatte, suchten ihm anderseits seine Feinde auch noch die besten Schauspieler abwendig zu machen. Man glaubte nämlich durch günstige Angebote die einzelnen Mitglieder einer gleichsam auf die Straße gesetzten Truppe leicht bewegen zu können, ihren Director zu verlassen und zu anderen Theatern überzugehen. Allein darin täuschte man sich, und es ist kein schwaches Zeugniß für die Liebe und Anhänglichkeit, welche Molière bei den Seinen genoß, daß auch nicht ein Einziger abtrünnig wurde. „Alle Schauspieler liebten den Sieur de Molière, ihren Führer, der mit einem außerordentlichen Verdienst und Talent eine große Ehrlichkeit und gewinnende Umgangsart verband, welche Alle bewog, ihm zu schwören, daß sie seinem Glücksstern folgen und ihn nimmer verlassen wollten, welche Angebote man ihnen auch machen würde und welche Vortheile sie anderswo auch finden könnten." [1]

[1] La Grange, Register. Molière-Museum, 4. Heft, S. 102.

Während das neue Theater eingerichtet wurde, war Molière darauf angewiesen, durch Vorstellungen bei Hof, bei den Prinzen und sonst bei der hohen Geburts- oder Geldaristokratie sowohl die Mittel zum Unterhalt der Gesellschaft als auch die Kosten der Einrichtung des neuen Saales zu erwerben. Diese Art Privatvorstellungen, welche man Visiten hieß, war damals sehr gebräuchlich; ja dieselben gehörten eigentlich zu jedem größeren Feste, und man suchte sich förmlich gegenseitig darin zu überbieten. Der Ertrag dieser Gastspiele war nicht gering; La Grange beziffert die Einnahme während jener dreimonatlichen Frist (11. October bis 21. Januar) auf 5115 Livres, wovon für das neue Theater ausgegeben wurden 2163 Livres. Sechsmal ließ der König die Gesellschaft zu Hof befehlen, und dieses königliche Beispiel wirkte natürlich sehr günstig bei dem Adel und der Finanz.

Endlich am 21. Januar 1661, nach etwas mehr als dreimonatlicher Unterbrechung, konnten die öffentlichen Vorstellungen in dem neuen Theater wieder aufgenommen werden. Damit aber war der Unstern jener Tage noch immer nicht gewichen. Auch als *Künstler* sollte Molière einen empfindlichen Schlag erleiden. Er hatte für die Gelegenheit der Eröffnung des neuen Hauses eine Novität vorbereitet, die dann auch einige Tage später aufgeführt wurde und — durchfiel. Wie Molière nach all seinem Mißgeschick mit der Tragödie und dem ernsteren Drama doch immer wieder auch auf diesem Gebiete Lorbeeren brechen wollte, kann nur dadurch erklärt werden, daß er selbst fühlen mochte, wie selbst die beste Komödie nicht das Höchste der Kunst sei, und daß der edlere Theil seiner Natur immer und immer wieder Versuche machte, aus der Niedrigkeit der damaligen Possen- und Komödienwelt sich zu den lichteren Höhen des Drama's zu erschwingen. Der tieftragische Zug, wie er kaum bei den besten Dramatikern, Corneille und Racine, *packender* zu finden ist, lag eben in der innersten Natur Molière's und macht sich in so vielen seiner Lustspiele um so nachdrücklicher Luft, als er gewaltsam zurückgehalten wurde. Es war eben nicht die Tragik, welche Molière mangelte, sondern seine auf das Subjective gerichtete Natur konnte den Rahmen damaliger Mustertragödien nicht ausfüllen. Ihr fehlte eben das Pathos.

„Dom Garcie de Navarre oder der eifersüchtige Prinz" ist eine im Ganzen ziemlich langweilige, auf Stelzen einhergehende, redselige Tragikomödie, ein romantisches Schauspiel ohne viel Handlung und Interesse, das zudem in einer sehr gespreizten, bisweilen fast räthelhaft vertrackten Sprache geschrieben ist. Das Stück bildet eben nur eine freie Bearbeitung des italienischen „Le gelosie fortunate del principe Rodrigo" des Florentiners Cicognini und enthält nur zwei oder drei etwas über das Maß des Allergewöhnlichsten hinausgehende Situationen. Die Lösung ist äußerst schwach, oder vielmehr sie ist gar keine innere Lösung. Die Eifersucht Dom Garcia's lodert in der letzten Scene noch eben so heftig und unverbesserlich als am Anfang, und man sieht durchaus nicht ein, warum das Stück schon zu Ende ist, es wäre denn, daß Donna Elvira den Eifersüchtigen wirklich heirathet — wodurch selbstredend der Eifersucht selbst *kein Ende* gemacht wird.

Sieht man genau zu, so ist der Hauptgedanke des Dom Garcia derselbe wie derjenige des Sganarelle. In diesem werden die Folgen ungegründeten Verdachtes und grundloser Eifersucht bis zu den äußersten und komischen Wirkungen durchgeführt; in jenem hingegen die Grundlosigkeit und Falschheit selbst des bis zum anscheinend evidenten Thatbefunde gesteigerten Verdachtes durch mehrere eclatante Fälle dargethan, so besonders durch das zerrissene Billet und die als Mann verkleidete Donna Ines. Aber hier wie dort ist es die Eifersucht, welcher der Dichter im Scherz wie im Ernste zu Leibe gehen möchte. Diese Parallele ist unseres Wissens noch von keinem Kritiker gezogen worden, und doch liegt sie so nahe. „Quand vous verriez tout, ne croyez jamais rien", lautet der letzte Vers des Sganarelle, und Garcia glaubt eben in dem folgenden Stück oft „Alles gesehen" zu haben, während doch Molière beweist, daß es trotz Allem nichts war. Aber der Gedanke verläßt den Dichter nicht; Sganarelle ist bekehrt, Dom Garcia verheirathet — Molière nimmt in dem folgenden Lustspiel den fatalen Spleen der Eifersucht wieder auf, um ihn noch für lange weder in der Dichtung — noch im Leben fallen zu lassen. Die Eifersucht tritt eben in der Dichtung nur darum so anhaltend und nachdrücklich zu Tage, weil sie um jene Zeit das Leben des Dichters verbitterte. Und so ständen wir denn vor einem der dunkelsten Blätter jenes Buches, das ein neuer Biograph den „Roman Molière's", d. h. sein Leben genannt hat: der Ehe.

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

Recenſionen.

Die Bildung und Erziehung der Geiſtlichen nach katholiſchen Grundſätzen und nach den Maigeſetzen. Von **Irenäus Themiſtor.** XIV u. 256 S. Köln, Bachem, 1884. Preis: *M.* 4.

Der Rechtsumſturz von oben, den wir „Culturkampf" nennen, umfaßt nach den Ausführungen des Leipziger Profeſſors Friedberg ſechs Gebiete: 1. Der Kirche wurde die Aufſicht über die Schule entzogen; 2. der Bildungsgang der Geiſtlichen ſollte überwacht werden; 3. die Geiſtlichen können erſt nach einer missio civilis ihr prieſterliches Amt ausüben; 4. jeder Mißbrauch der geiſtlichen Gewalt wird von einem oberſten Staatsgerichtshof abgeurtheilt; 5. die Jeſuiten und verwandte Orden wurden verbannt, die krankenpflegenden Genoſſenſchaften unter Polizeiaufſicht geſtellt; 6. das kirchliche Vermögen wurde der ſtaatlichen Verwaltung unterworfen. — Der Regierung liegt nun Alles daran, daß die Katholiken Deutſchlands ſich allmählich an dieſen „Rechts"-Zuſtand gewöhnen, alſo der Culturkampf verſumpfe. Daß ſie ſich täuſche, konnte ſie bisher wahrnehmen; aber auch von katholiſcher Seite muß unausgeſetzt das alte „non possumus" betont werden.

Die vorliegende Schrift des „Irenäus Themiſtor", hinter welchem Pſeudonym ſich eine allverehrte Perſönlichkeit verbirgt, behandelt den oben unter Nr. 2 angeführten Rechtsumſturz, das „Geſetz" vom 11. Mai 1873 über die Bildung und Erziehung der Geiſtlichen, oder, wie die amtliche Sprache will, über die „Vorbildung" derſelben. Nach einer kurzen Schilderung der ſchreienden Nothlage der preußiſchen Katholiken (S. 1—5) entwickelt der Herr Verfaſſer das Ziel, zu welchem der künftige Prieſter herangebildet werden muß: Glaube, Liebe zu Chriſtus und ſeiner Kirche, ſittliche Feſtigkeit, Geiſt des Gebetes, wiſſenſchaftliche und ſociale Bildung (S. 5—21). Hierauf werden die Mittel zur Erreichung jenes Zieles an der Hand der Geſchichte dargelegt und zugleich bewieſen, wie in der alten Zeit, an den Univerſitäten des Mittelalters und in der neueren Zeit, beſonders durch die Vorſchriften des Tridentinums, ſtets die Kirche das unbeſtrittene Recht auf Heranbildung ihrer Kleriker ausgeübt habe, und wie jedesmal ein Einbruch in dieſes Recht von Seiten des Staates oder eine etwaige Sorgloſigkeit der Biſchöfe von den unheilvollſten Folgen für die Geſellſchaft geweſen ſei. Die Generalſeminarien Joſeph' II. von Öſterreich und ähnliche Verſuche in Bayern und in einigen proteſtantiſchen Staaten des ſüdlichen Deutſchlands ſind ja eine immerwährende Warnung für alle, welche Vernunft annehmen wollen (S. 21—99). Es folgt nun eine vernichtende Kritik der „maigeſetzlichen Bildung

der Geiſtlichen“ (S. 100—140), im Gegenſatze zu welcher die Vorzüge der tridentiniſchen Seminarien (S. 141—187) in's hellſte Licht treten, zugleich unter Widerlegung der landläufigen Einwürfe gegen die Seminarbildung, die vom Abgeordneten Kieſer eben wieder im März 1884 in der Karlsruher Kammer herabgeleiert wurden. Der ſechste Abſchnitt weist nach (S. 188—195), wie der Staat ſelbſt ſein Intereſſe bei einer wahrhaft kirchlichen Prieſterheranbildung findet; der ſiebente: „Die kirchliche Vorbildung des Klerus und die Rechtsfrage“ (S. 196 bis Schluß), wie das allgemein-menſchliche Recht auf Gewiſſensfreiheit, wie eine Reihe von poſitiven Rechtstiteln den Biſchöfen die Befugniß zur Heranbildung ihrer künftigen Geiſtlichen zuſprechen: die Biſchöfe ſtehen auf dem Boden des Rechtes, das berüchtigte Maigeſetz auf dem des Rechtsumſturzes. Den letzteren Ausdruck gebraucht jedoch der Herr Verfaſſer nicht. Sechs Anhänge (S. 236—256) ſchließen das Werkchen.

Wir haben allerdings hiermit bloß ein allzu mageres Gerippe der ausgezeichneten Schrift gegeben, die eben im richtigen Augenblick erſchienen, vom Lichte der Wahrheit erhellt, mit der Wärme der kirchlichen Überzeugung geſchrieben und vom unbeugſamen Recht in allen Beziehungen ſo unterſtützt iſt, daß nur der gewollte, alſo ſchuldhafte Irrthum ihr widerſtehen kann. Schon bei der zweiten Berathung der Maigeſetze hatte der proteſtantiſche Abgeordnete Holtz erklärt: „Das Geſetz über die Vorbildung der Geiſtlichen iſt eine ſchmerzliche Ausnahme-Maßregel für die Theologie-Studirenden; und wir ſind der Meinung, daß dieſe Ausnahme-Maßregel die Quantität ſowohl wie Qualität der Theologen in ſehr bedenklichem Grade vermindern wird. Wo werden ſich künftig ſelbſtändige und energiſche Charaktere finden, die ſich einem Studium widmen, in dem ſie bei Beginn ihrer wiſſenſchaftlichen Laufbahn ſchon darauf Bedacht nehmen müſſen, bei ihrem ſpäteren Examen zweien Herren zu dienen?“ — Dieß war keine Prophezeiung, ſondern ſofort als unvermeidliche Folge augenſcheinlich. So gehen, was die „Quantität“ betrifft, von den fünf vollſtändigen Gymnaſien des Bisthums Trier ſtatt früherer 25—35, jetzt nur noch 2 oder 4 und höchſtens 6 Jünglinge jährlich zum Studium der Theologie über. Der ſchlechten „Qualität“ entgingen wir Katholiken dadurch, daß unſere Biſchöfe ihre Seminarien lieber ſchloſſen, als corrumpiren ließen.

Dem Maigeſetze über die „Vorbildung der Geiſtlichen“ lag nicht allein das Beſtreben nach Erweiterung der Beamten-Allmacht, ſondern auch vielfach das Phantom zu Grunde, die Katholiken in raſcherem Tempo zu proteſtantiſiren und ſo die nationale Einheit feſter zu ſchließen. Preußen aber hat das Gegentheil des Erſtrebten erreicht und die Katholiken vielleicht auf immer abgeſtoßen. Man ſieht, wie unklar ſeine Regierung das Ziel der Erziehung zum Prieſterthum aufgefaßt hatte; ſie kann es jetzt genauer aus „Themiſtor“ kennen lernen, wird jedoch dann zur Erkenntniß kommen, daß nur die Kirche zu dieſem Ziele hinzuleiten vermag.

Was die Schrift insbeſondere von der wiſſenſchaftlichen Bildung der Theologen bemerkt, iſt der allſeitigſten Aufmerkſamkeit zu empfehlen, da-

mit auch die theologiſchen Facultäten wieder multum, nicht multa leiſten. Der Herr Verfaſſer verlangt als Grundlage „eine gründliche und umfaſſende Vorbildung in der Philoſophie", und zwar in der kirchlichen Philoſophie, die man allerdings an unſeren Staatsanſtalten nicht ſuchen muß; ſodann in der Theologie, nicht in jenen vielen Nebenfächern, welche der moderne akademiſche Induſtrialismus ausgeheckt hat, nicht in jenem Ballaſte von Detailkenntniſſen, über welchen die Hauptſache mißachtet wird, ſondern in der Dogmatik, der Königin der Theologie, in der Moral, dem Kirchenrechte, der Exegeſe, an welche ſich die Hilfsfächer Kirchengeſchichte und Paſtoral anſchließen.

Noch ungleich wichtiger iſt aber die ſittliche und ascetiſche Erziehung zu einem wahrhaft prieſterlichen Leben und Wirken.

In dieſem Punkte hat das Tridentinum (S. 23. cap. 18) für alle Zukunft Anordnung getroffen durch das Verlangen, daß in allen Bisthümern seminaria puerorum eingerichtet werden ſollen, in welchen die Jünglinge a teneris annis bis zum Prieſterthum und zum Antritt eines geiſtlichen Amtes in Tugend und Wiſſenſchaft herangebildet würden.

Wenn je in einer Zeit, ſo erkannte man damals die unabweisliche Nothwendigkeit ſolcher Anſtalten, wenn nicht die ganze chriſtliche Geſellſchaft verkommen ſollte. Denn der Niedergang des Klerus im 15. und noch mehr im 16. Jahrhundert, der große Abfall ſo vieler Prieſter von der wahren Kirche zur Neuerung ſchrieb ſich von dem Aufhören oder der Corruption der früheren Burſen und Collegien her; unſittliche Studenten werden in den meiſten Fällen ſchlechte Prieſter, dieſe aber ſind zu Allem fähig; dagegen iſt eine unentweihte Jugend die ſchönſte Vorbereitung zum Dienſte des Altars. Und damit dieſe ſchönſte, aber auch gefährlichſte Lebenszeit von der ſittlichen Fäulniß des Gymnaſial- und Univerſitätslebens nicht angeſteckt werde, muß ſie in ſtrenger Zucht, eifrigen Studien, unſchuldigen Freuden und unter bewährter väterlicher Leitung hinfließen.

Nicht einmal die „Reformatoren" verſchloſſen ſich dieſer Erkenntniß. Melanchthon, ein Zeitgenoſſe des Tridentinums, ſagt: „Weil an vielen Orten Mangel an Seelenhirten iſt, muß man aus öffentlichen Mitteln ärmere Studenten unterſtützen, welche nachher, wenn ſie in der chriſtlichen Lehre wohl unterrichtet ſind, als Seelſorger den einzelnen Kirchen vorgeſetzt werden können. Das iſt die alte und wahre Überlieferung der Kirche." Dann fordert er die Fürſten auf, mit allem Eifer dahin zu wirken, „daß dieſe Inſtitute wieder hergeſtellt und beibehalten werden, ſo zwar, daß darin die Schulen aufblühen, die Heilslehre verkündet, und die Studirenden unterrichtet, erzogen und vorbereitet werden, welche ſpäter den Kirchen vorſtehen ſollen". In Betreff der Hochſchulen forderte Melanchthon eine Umgeſtaltung ihrer Lehre und ihrer Disciplin, und ſagte von letzterer: „Es iſt nothwendig, daß die Sitten mit größerer Strenge beaufſichtigt und geleitet werden, und daß die Jugend in geſchloſſener Behauſung zurückgehalten und zu Übungen der Frömmigkeit angehalten werde" ꝛc. (S. 57).

Noch andere proteſtantiſche Zeugniſſe für die vom Tridentinum gewünſchte

Erziehungsweiſe der künftigen Theologen werden citirt; ſie ſind ebenſo viele Verurtheilungen des beklagenswerthen Maigeſetzes.

Übrigens ſind die tridentiniſchen Anordnungen über Knabenſeminarien nichts Anderes, als eine Rückkehr zur altchriſtlichen Erziehung des Klerus, wie ſie ſchon in den Tagen des heiligen Apoſtelſchülers Polykarp geübt wurde. Bald waren die biſchöflichen Wohnungen zugleich Seminarien, bald beſtanden eigene Convictorien und biſchöfliche Schulen zu dieſem Zwecke. An der Spitze von allen ſtand das Patriarchēum(ium) im Lateran zu Rom, deſſen Gänge durch de Roſſi mit den merkwürdigen Inſchriften aus den Katakomben, gleichſam einer lebendigen Dogmatik, ausgeſchmückt worden ſind. Alle dieſe Anſtalten ſtanden, wie ſchon ihr Name „Episcopia“ beweist, unter unmittelbarer und ausſchließlicher Aufſicht des Biſchofs; überhaupt war es vor Kaiſer Joſeph II. keiner Staatsregierung eingefallen, ſich in die Heranbildung der Kleriker einzumiſchen (S. 21 ff.).

Namentlich kleinere proteſtantiſche Staaten Deutſchlands verdrehten, als ſie nach Napoleon' I. Sturze die katholiſchen Kirchenverhältniſſe neu ordnen wollten, den Begriff der tridentiniſchen Seminaria puerorum zu einem bloßen Prieſterſeminare, in welchem die Alumnen erſt nach ihren Fachſtudien an der Univerſität noch wenige Monate auf das Prieſterthum vorbereitet werden ſollten. Mit gutem Rechte proteſtirte Rom gegen eine ſolche Corruption des Tridentinums, das ja von teneris annis, von Knaben ſpricht, die, ſchon mit dem zwölften Jahr aufgenommen, im Falle der Armuth umſonſt unterhalten und unterrichtet werden, die, je nach dem Alter in Klaſſen abgeſondert, bis zur Prieſterweihe zu ihrem Stande herangebildet und vom Weltverderbniſſe bewahrt werden ſollen (S. 227). Ein „Prieſterſeminar“ iſt kein Seminarium puerorum im Sinne des Tridentinums.

So erweckt die Schrift, welcher wir die denkbar weiteſte Verbreitung wünſchen, im Leſer die volle Überzeugung, daß der „Staat“, d. h. die preußiſche Regierung mit ihrem unglücklichen „Vorbildungsgeſetze“ einen ſchmerzlichen Eingriff in ein ihr ganz fernliegendes Gebiet und in ein faſt 2000jähriges Recht der Kirche gewagt hat, alſo einfach ein Schriftſtück zerreißen muß, deſſen Entſtehung in eine Zeit wildeſter Leidenſchaft gefallen war, ein Geſetz ab irato.

Das Unglücksgeſetz vom 11. Mai 1873 hat allerdings unſere blühenden Knaben- und Prieſterſeminarien in Ruinen gelegt, und wohl nirgends fühlt man den Schlag mehr, als in Trier, das vielleicht die ſchönſten Anſtalten dieſer Art aufwies. Während der Nachwuchs von Klerikern gehemmt iſt, ringen die verwaisten Pfarrkinder draußen auf dem flachen Lande ſchmerzlich die Hände nach prieſterlicher Hilfe. Aber trotzdem iſt man auf katholiſcher Seite zum Ausharren auch in Sachen der klerikalen Erziehung entſchloſſen. Unſer Recht muß uns einmal wieder werden; und die vorliegende Schrift trägt, ſo hoffen wir zu Gott, weſentlich in den weiteſten Kreiſen dazu bei, daß das Unrecht erkannt und die Gerechtigkeit geübt werde.

M. Pachtler S. J.

Die Theologie des heiligen Paulus. Überſichtlich dargeſtellt von Dr. **Hub. Theophil Simar**, Profeſſor der katholiſchen Theologie an der Univerſität zu Bonn. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbiſchofs von Freiburg. Gr. 8°. XII u. 284 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 3.40.

Man muß dem Herrn Verfaſſer Dank wiſſen, daß er ſeine überſichtliche und gediegene Darſtellung des Lehrinhaltes der pauliniſchen Briefe in zweiter und erweiterter Auflage hat ausgehen laſſen. Die Erweiterung iſt äußerlich gerechnet 284 Seiten gegen 242 der vorigen Auflage; ſie betrifft hauptſächlich die Heranziehung und Verwerthung einiger in der erſten Auflage kaum oder nur flüchtig berührten Stellen, ſodann eine größere Ausführlichkeit in der Exegeſe einzelner Abſchnitte mit reichlichen Citaten aus älteren und neueren Exegeten der paulin. Briefe (z. B. hl. Thomas, Eſtius, Toletus, Salmeron, Calmet, Beelen, Windiſchmann, Reithmayr, Zill), ſchließlich die häufigere Mittheilung anſprechender Väterſtellen. Durch dieſe Erweiterung hat das Buch an Werth und praktiſchem Nutzen gewonnen und bietet der Abſicht des Herrn Verf. entſprechend den Candidaten des geiſtlichen Standes und allen Theologen ein recht anregendes und brauchbares Hilfsmittel zum Studium der ebenſo wichtigen als oft ſchwierigen Briefe des Völkerapoſtels. Werthvoll iſt das beigegebene Sachregiſter, das für raſche Orientirung ſehr dienlich iſt (aber in der erſten Auflage fehlte); auch das „Verzeichniß der erklärten Schriftſtellen" hat an Umfang bedeutend gewonnen. In der Eintheilung und Anordnung des Stoffes iſt keine Änderung vorgenommen worden. Weil wir die erſte Auflage des Buches in dieſer Zeitſchrift nicht beſprochen haben, gehen wir noch etwas näher auf den Inhalt ein.

Die Einleitung gibt nach kurzer Beſprechung des Begriffes, der Aufgabe und Berechtigung der bibliſchen Theologie die Urſachen an, aus denen die Lehrdarſtellungen der einzelnen Apoſtel in deren Schriften ein beſonderes Gepräge und eine verſchiedene Geſtaltung erhalten mußten, und geht dann auf den Grundgedanken und apologetiſchen Charakter der pauliniſchen Lehrdarſtellung über.

Der erſte Theil behandelt die Lehre von der Sünde und vom Geſetz — aus beiden ſetzt ſich die Erlöſungsbedürftigkeit aller Menſchen zuſammen. Der zweite Theil führt uns das Werk und die Perſon des Erlöſers vor; der dritte die Aneignung der Erlöſungsgnade (Rechtfertigung — Gemeinſchaft der Erlöſten, Kirche); der vierte die Vollendung der Dinge.

Der Herr Verf. erledigt ſich ſeiner Aufgabe mit ebenſoviel Fleiß als Geſchick. Der eigentliche Text gibt kurz und bündig die Lehrdarſtellung; zahlreiche und oft umfangreiche Anmerkungen bieten dazu die nähere Ausführung und Begründung, oder verweiſen auf das einſchlägige dogmatiſche und exegetiſche Material. In den weitaus meiſten Fällen wird man dem Urtheile des Herrn Verf. beipflichten und die gegebene Auffaſſung als die richtige bezeichnen müſſen. Hie und da dürfte aber eine abweichende Erklärung im Rechte ſein. So ſcheint, um Einiges anzuführen, es kaum richtig zu ſein, daß

die Judaiſten in Galatien das Ceremonialgeſetz als unerläßliche Mitbedingung zur Theilnahme am meſſianiſchen Heile forderten. Eine ſolche unverſchleierte Forderung iſt nach dem Apoſtelconcil (Act. 15) ſchwer verſtändlich; hätten die Judaiſten nach demſelben in der gleichen offenen und derben Weiſe die Satzung aufgeſtellt: nisi circumcidamini, non potestis salvari, ſo müßte man faſt annehmen, das Concil ſei nahezu ein Schlag in's Waſſer geweſen. Oder man würde einer ſolchen judaiſtiſchen Forderung gegenüber wirklich erwarten, daß der Apoſtel den Entſcheid des Concils förmlich in's Feld führte. Sollte nicht eher Gal. 3, 3: sic stulti estis, ut cum spiritu coeperitis, nunc carne consummemini, der eigentliche Fragepunkt fixirt ſein? Die Häreſie iſt gar ſehr proteusartig. Die ſchroffe Form: non potestis salvari, war im Apoſtelconcil tödlich getroffen. Die Judaiſten ändern die Formel: zur Vollkommenheit, zur vollen Ebenbürtigkeit mit dem auserwählten Abraham u. dgl. ſei die Beſchneidung nothwendig. Und eine ſolche Form der judaiſtiſchen Bemühungen ſcheinen die Beweisführungen des Apoſtels im 3. und 4. Kap. vorzugsweiſe zu treffen. Eine nähere Begründung kann hier nicht gegeben werden.

Zu der Stelle Gal. 3, 20, dieſer crux interpretum, und der S. 109. 110 gegebenen Darlegung iſt zu bemerken, daß das semen Abrahae, dem die Verheißung zu Theil wird, nach Gal. 3, 29 offenbar ein Collectivbegriff iſt. Derſelbe Collectivbegriff iſt aber dann auch in 3, 16 enthalten, wie ſchon der hl. Auguſtin klar und bündig es ausſpricht. Wenn aber das, dann iſt die Bezeichnung Deus nicht mehr anwendbar, und die Erklärung, die Verheißung ſei von Gott an Gott gegeben worden, dürfte aufzugeben ſein. Vielleicht eröffnet ſich eher ein Ausweg, wenn man, die Verheißung tibi dabo ... in's Auge faſſend, darauf das Hauptgewicht legt, daß der Verſprechende ſelber als die Erfüllung bewerkſtelligend auftreten muß. Durch des Mittlers Moſes Thätigkeit konnte das nicht geſchehen, weil die Verheißung ſo lautet, daß der Verheißende ſelbſt als erfüllend und thätig erſcheinen muß. In dieſer Hinſicht iſt alſo für einen Mittler kein Platz. Und in der That iſt es im N. T. eben Gott, der ſeinen Sohn ſendet, der dieſem das Hochzeitsmahl bereitet, die Jünger beruft, kurz der das meſſianiſche Reich, die wahre Verheißung in's Leben einführt. Jetzt iſt völlig wahr tibi dabo: Gott ſelbſt nimmt das Werk in die Hand in einer Weiſe, wie es durch einen menſchlichen Mittler nie und nimmer geſchehen konnte. Die Verheißung in ihrem Wortlaute weist auf keinen Mittler hin; alſo iſt das Auftreten des Mittlers Moſes zugleich der Beweis, daß deſſen Thätigkeit jenes tibi dabo u. ſ. f. nicht in's Werk ſetzte.

Wenn man unter himmliſchem Opfer das verſteht, was der heilige Thomas und Eſtius zu Hebr. 7, 25; 9, 25 bemerken, ſo iſt keine Einwendung zu machen. Aber der Herr Verf. ſcheint S. 172 f. etwas mehr zu wollen und mit manchen Andern eine eigentliche fortdauernde Opferhandlung Chriſti im Himmel zu fordern. Will man den Opferbegriff nicht ungebührlich abſchwächen, ſo iſt das unzuläſſig. Für dieſe Theorie des himmliſchen Opfers beruft man ſich mit Unrecht auf Hebr. 8, 3. Denn der Sinn der Stelle iſt

kein anderer als der, daß Chriſtus Prieſter iſt des himmliſchen, nicht des irdiſchen Heiligthums, d. h. daß er die wahren himmliſchen Güter uns durch ſeine prieſterliche Thätigkeit vermittelt, daß er nicht, wie die aaronitiſchen Prieſter, am irdiſchen und vorbildlichen Heiligthum thätig iſt. Die lokale Auffaſſung, als ob Chriſtus Prieſter wäre im Himmel und nicht auf Erden, iſt unmöglich, und 8, 4 kann auch nicht ſo verſtanden werden, einfach ſchon deßwegen, weil Chriſtus eben auf Erden ſein Opfer dargebracht hat. Nicht Erde und Himmel als Aufenthaltsorte ſetzt der Apoſtel zunächſt einander gegenüber, ſondern, wie er das im ganzen Briefe vor Augen hat, das Prieſterſein in Betreff der irdiſchen und vorbildlichen Dinge und der himmliſchen, wahren Güter; in dieſer Weiſe ſpricht er von einem Prieſterſein am irdiſchen und himmliſchen Heiligthum. (Man vergleiche exemplari et umbrae deservire 8, 4; Christus Pontifex futurorum bonorum 9, 11 — Chriſtus hat eine beſſere λειτουργία, er iſt τῶν ἁγίων λειτουργός, weil und indem er Mittler eines beſſeren Bundes iſt; das iſt er aber durch ſeinen Tod hier auf Erden (cf. 7, 27; 9, 26. 28; 10, 10; 8, 6; 9, 15; 12, 22).

In ähnlicher Weiſe iſt Hebr. 12, 22 eine nicht zunächſt lokale, ſondern ethiſche Beziehung ausgeſprochen, wie der Herr Verf. S. 232 ſchön ausführt.

Zu S. 207 möchte ich doch den Zweifel ausſprechen, ob Deut. 30, 11 bis 14 ſich auf das „moſaiſche Geſetz" beziehe. Die Rabbiner zählen bekanntlich 248 Gebote und 365 Verbote im Pentateuch, alſo im Ganzen 613 Vorſchriften. Man braucht für die Genauigkeiten dieſer Zahlen ſich nicht zu engagiren, um doch die Behauptung aufſtellen zu können: unmöglich kann Moſes von einer ſolchen Geſetzesmaſſe einfachhin ſagen: mandatum hoc non est supra te, neque procul positum ... sed iuxta te est sermo valde, in ore tuo et in corde tuo. Moſes ſpricht an der beregten Stelle von dem Geiſte des Geſetzes, von jenem Einen Hauptgeſetz der Liebe zu Gott (vgl. 30, 6. 16. 20); was ſteht im Wege, daß wir mandatum hoc ... von eben dieſem Geſetz der Liebe verſtehen, welches den ganzen Dekalog tragen ſoll? Dann paßt die von Moſes entworfene Charakteriſtik beſtens, und die Ausführung bei Paulus (Röm. 10, 8) iſt ihrem Grundgedanken nach nicht bloß eine redneriſche Anwendung.

In Betreff der Erklärung des κατέχων, 2 Theſſ. 2, 7, hat der Herr Verf. eine bedeutende Schwenkung vollzogen. In der erſten Auflage iſt es Gott oder Chriſtus (S. 236); in der zweiten (S. 273) iſt es der Antichriſt ſelber. Aber es wäre doch ſonderbar (abgeſehen von anderen Bedenken), wenn der hl. Paulus in dem kurzen Abſchnitte ein und dieſelbe Perſönlichkeit mit ſo verſchiedenen und ſtets neuen Namen belegte; und wie ſoll dann V. 8 zu V. 7 gefaßt werden? Und ſoll der Antichriſt jener ſein, der, weil er noch nicht auftritt, die Ankunft Chriſti hinhält, alſo der Hinhaltende einfachhin?

Ich möchte mich gegen den Herrn Verf. S. 251 auf Seite derjenigen ſtellen, welche in Hebr. 9, 27 nicht das beſondere, ſondern das allgemeine Gericht erblicken (mit dem hl. Thomas, Eſtius u. A.). Denn der Vergleich und Beweis des Apoſtels iſt offenbar dieſer: der auferſtandene Chriſtus

ſtirbt nicht ein zweites Mal; denn auch der Menſch ſtirbt nur einmal; gleichwie der Menſch nach dem einen Tode nicht ein zweites Mal ſtirbt, ſondern vom Tode erſtehend nur das Gericht zu gewärtigen hat, ſo ſtarb auch Chriſtus einmal, und dem Auferſtandenen ſteht nicht ein anderer Tod, ſondern nur noch die Abhaltung des Gerichtes bevor. Es ſoll ein Convenienzgrund angegeben werden, warum vom Heiland kein zweiter Opfertod zu verlangen iſt. Der liegt aber nur darin, daß auch von der erſtandenen Menſchheit kein zweiter Tod verlangt wird, ſondern das Erſcheinen zum Gericht; denn daß vom geſtorbenen Menſchen kein zweiter Tod erwartet wird, das gibt keinen Vergleichungspunkt ab zur Erhärtung, daß der erſtandene Heiland nicht einen nochmaligen Tod über ſich ergehen laſſe. Die Parallele kann nur gezogen werden mit Hinblick auf den erſtandenen Heiland und die erſtehende Menſchheit.

Es iſt wahr, die Redeweiſe des Apoſtels ruft mehrmals unwillkürlich den Eindruck hervor, als erwarte er die zweite Ankunft Chriſti in nicht gar ferner Zeit. Den Zeitpunkt der Paruſie wußten die Apoſtel ebenſo wenig als wir. Sie reden von derſelben, wie der göttliche Heiland, der allen eſchatologiſchen Reden nach die Gemüther ſeiner Jünger durch die Erwartung ſeiner Ankunft ſtärken, mahnen, tröſten wollte. Er ſpricht ja zu ſeinen Jüngern, wenn auch mit Rückſicht auf die Jünger der ſpäteren Zeiten: **ita et vos cum videritis haec omnia, scitote quia prope est in januis ... vigilate ergo, quia nescitis qua hora Dominus vester venturus sit** (Matth. 24, 33. 42) — **ideo et vos estote parati** (V. 44); vgl. Matth. 25, 13. Marc. 13, 28—37. Luc. 21, 28—36. Der Vergleich mit dieſen Äußerungen Chriſti mag uns manche Redewendung in den apoſtoliſchen Briefen minder auffällig machen. — S. 229 hat ſich der Druckfehler Mich. 1, 2 ſtatt Malach. 1, 2 aus der erſten Auflage in die zweite herübergerettet.

Mögen dieſe paar Bemerkungen das Intereſſe bekunden, mit dem Referent das ſchöne und reichhaltige Buch des geehrten Herrn Verf. geleſen hat. Er empfiehlt es allen, die ſich eingehender mit den pauliniſchen Briefen und mit den zahlreichen darin niedergelegten dogmatiſchen Sätzen zu beſchäftigen haben, auf das Angelegentlichſte als ein recht nützliches Hilfsmittel. Die Polemik gegen außerkirchliche Darſtellungen iſt ſehr maßvoll, kurz, aber bündig und treffend. Für die Lektüre wirkt es etwas ſtörend, daß durch die veränderte Druckeinrichtung der Text und die dazu gehörenden Anmerkungen oft auf verſchiedenen Seiten ſich finden. Überſichtlicher war die in der erſten Auflage getroffene Anordnung, die freilich wegen des erweiterten Umfanges vieler Anmerkungen kaum mehr beibehalten werden konnte.

J. Knabenbauer S. J.

Synopsis Philosophiae moralis seu **Institutiones Ethicae et Juris naturae** secundum principia Philosophiae scholasticae, praesertim s. Thomae, Suarez et de Lugo methodo scholastica

elucubratae a *Julio Costa-Rossetti* S. J. Gr. 8°. XXIX u. 820 S.

Das vorliegende Werk iſt aus Vorleſungen hervorgegangen, die der Verfaſſer, gegenwärtig Profeſſor der Philoſophie in Preßburg (Ungarn), an verſchiedenen philoſophiſchen Lehranſtalten gehalten hat, und bringt uns eine gründliche Abhandlung über die geſammte Sitten- und Rechtslehre vom Standpunkte der natürlichen Vernunft. Wir können es nur billigen, daß der Verfaſſer von der gewöhnlichen Zweitheilung der Moralphiloſophie in Ethik und Naturrecht abgegangen iſt, um ſo ſchon von vornherein dem ſeit Thomaſius aufgekommenen Irrthum vorzubeugen, als ob das Recht etwas rein Äußerliches ſei und ein von der Sittlichkeit getrenntes und unabhängiges Gebiet einnehme. Dagegen glauben wir, daß die fünf Theile, in die er ſein Werk zerlegt (I. Allgemeine Sittenlehre; II. Allgemeine Theorie des Rechts und der Geſellſchaft; III. Familie; IV. Staat; V. Völkerrecht), ſich wohl noch unter eine nähere Einheit hätten bringen laſſen.

Wir können aus dem reichen, gründlich durchgearbeiteten Material, das uns die vorliegende Philosophia moralis bietet, hier nur Weniges herausheben, um die Aufmerkſamkeit der Leſer darauf zu lenken.

Im erſten Theile (Allgemeine Principien der moraliſchen Ordnung, S. 1—193) nimmt P. Coſta-Roſſetti zur Grundlage ſeiner Ausführungen die Wahrheit, daß Gott wie der Anfang, ſo auch das Endziel aller Dinge iſt. Der Verfaſſer zieht hier die Wahrheiten über das letzte Ziel der Schöpfung, die ſonſt in der Theodicee behandelt zu werden pflegen, in die Ethik, um dadurch eine ſolidere Grundlage zu gewinnen. Es läßt ſich nicht läugnen, daß die einheitliche und zuſammenhängende Behandlung aller auf das Ziel der Schöpfung und insbeſondere des Menſchen ſich beziehenden Fragen mehr Klarheit über dieſelben verbreitet und uns viel deutlicher die erhabene, gewiſſermaßen hoheprieſterliche Stellung des Menſchen im geſammten Weltplane erkennen läßt. Zudem hat der Verfaſſer dieſe Fragen mit ſichtlicher Vorliebe und ebenſo großer Gründlichkeit behandelt. In der Streitfrage, ob in der rein natürlichen Ordnung die Auferſtehung des Leibes ſtattgefunden hätte, entſcheidet er ſich für die bejahende Anſicht, die er im höchſten Grade wahrſcheinlich nennt.

Von der Behandlung des letzten Zieles wendet er ſich zur Norm der Sittlichkeit. Vorerſt wird feſtgeſtellt, daß es eine von der phyſiſchen verſchiedene ſittliche Weltordnung gebe, und dann das Weſen der Sittlichkeit unterſucht. Sittlichkeit iſt die „Beziehung des freien Actes auf eine Norm“ oder ſie beſteht, wie er ſich anderwärts näher und vielleicht beſſer erklärt, in der Doppelbeziehung (der Abhängigkeit) der Handlung auf den frei ſich bethätigenden Willen und auf die Norm des ſittlichen Handelns. Die Gründe, mit denen (S. 57 u. 805) bewieſen werden ſoll, die Sittlichkeit ſei etwas reell von dem phyſiſchen Sein des Actes Verſchiedenes, wollten uns nicht recht überzeugen und ſcheinen uns ſchon von Suarez (De actib. hum. disp. I. sect. II. n. 4 sqq.) im Weſentlichen berückſichtigt.

Mit dem hl.-Thomas bezeichnet der Verfaſſer Gott ſelbſt als die letzte Norm der ſittlichen Ordnung, als die nächſte hingegen die vernünftige Natur des Menſchen (natura rationalis hominis adaequate spectata). Letztere Anſicht iſt die übereinſtimmende der älteren Theologen. Ausführlich wird ſodann das Weſen des ſittlich Guten und Böſen erörtert.

Auf Grund dieſer poſitiven Darlegungen iſt es dem Verfaſſer ein Leichtes, die Haltloſigkeit der entgegenſtehenden irrigen Theorien über Grund und Weſen der Sittlichkeit (Hedonismus, Utilitarismus, Kant'ſchen Rationalismus u. ſ. w.) bloßzulegen. Gerne hätten wir hier noch die neueſten Verſuche der Herſtellung einer ſittlichen Weltordnung auf darwiniſtiſcher Grundlage, wie ſie Herbert Spencer und ſeine zahlreichen deutſchen Nachbeter ſeit vielen Jahren anſtellen, einer kurzen Kritik unterzogen geſehen.

An die Lehre von der Norm und dem Weſen der Sittlichkeit reiht ſich die eingehende Beſprechung des natürlichen Sittengeſetzes, des Gewiſſens, der Imputabilität, der Tugenden und Laſter. Eine überſichtliche Darſtellung der Haupttugenden und ihrer Unterabtheilungen geben uns mehrere Tabellen im Anhange.

Gegenſtand des zweiten Theiles (S. 194—397) iſt das Recht und die Geſellſchaft im Allgemeinen. Auch hier geht P. Coſta-Roſſetti zunächſt poſitiv aufbauend voran, indem er den Begriff des Rechts und der Rechtsordnung eingehend entwickelt, die wahre Bedeutung des Naturrechts, die innige Beziehung des Rechts zur Sittlichkeit und zum Willen des ewigen Geſetzgebers klarlegt, um dann von dieſem gewonnenen ſicheren Standpunkte aus die modernen Rechtstheorien, beſonders diejenige des Königsberger Philoſophen und der hiſtoriſchen Schule, zu beleuchten. Die hiſtoriſche Schule ſtellt uns gewiſſermaßen die Reaction edler Geiſter gegen das umſtürzende Treiben revolutionärer Doctrinäre dar, die auf Grund willkürlich erſonnener Menſchenrechte die geſammte beſtehende Geſellſchaftsordnung mit Schwert und Hammer zertrümmerten. Leider konnte dieſe in mancher Beziehung berechtigte Gegenbewegung die richtige Mitte nicht finden, weil man von den Grundſätzen der großen „hiſtoriſchen Schule", d. h. der Lehrtradition der chriſtlichen Vergangenheit, abgegangen war. Es gibt vielleicht in der Geſchichte der philoſophiſchen Syſteme wenige ſo lehrreiche Abirrungen, wie diejenige der „hiſtoriſchen Schule", deren Anhänger von ſo reinem Streben nach Recht und Wahrheit beſeelt waren.

Dem Recht entſpricht als correlativer Begriff die Pflicht. Daher behandelt der Verfaſſer im Anſchluß an das Recht die Pflicht, zunächſt im Allgemeinen, dann im Beſonderen die Pflichten des Menſchen gegen Gott, gegen ſich ſelbſt und gegen den Nächſten. Darauf folgt die Beſprechung der hauptſächlichſten Rechte, die dem einzelnen Menſchen zukommen, vorzüglich des Eigenthums-, Vertrags- und Teſtirrechts. Letzteres iſt, wie der Verfaſſer gründlich nachweist, ein natürliches Recht [1]. Beſonders angeſprochen und befriedigt hat

[1] Die gegentheilige Anſicht vertritt Dr. C. Gutberlet in ſeinem ſonſt recht empfehlenswerthen und handlichen Leitfaden: „Ethik und Naturrecht" (Münſter, Theiſſing, 1883), S. 125 u. 135.

uns die eingehende Untersuchung über das Wesen der ausgleichenden Gerechtigkeit (S. 281 ff.). Unter den vielen gelungenen Partien des ganzen Werkes gehört diese zu den allerbesten.

Die Lehre über die Gesellschaft im Allgemeinen, mit welcher der zweite Theil abschließt, bildet einen natürlichen Übergang zur Lehre von der Familie (S. 398—468) und dem Staat (S. 469—791), die im dritten und vierten Theile zur Sprache kommen. Beide natürlichen Gesellschaften werden nach allen Beziehungen: Ursprung, Wesen, Bestandtheilen, Zweck und Aufgaben, untersucht. Besonderes Interesse weckt die umfangreiche historische und theoretische Beleuchtung der Sklaverei. In der Lehre vom öffentlichen Recht entscheidet sich P. Costa-Rossetti für den allerdings im Allgemeinen naturnothwendigen Ursprung des Staates durch stillschweigende oder ausdrückliche Übereinkunft (per consensum), wenn er auch die künstliche Vertragsform, wie sie Grotius und namentlich Pufendorf zuerst entwickelt haben, verwirft. Ebenso entschieden vertheidigt er in der Frage von der ursprünglichen Bezeichnung des Trägers der Staatsgewalt die sogenannte Übertragungstheorie. Mit großer Belesenheit zeigt er, daß die von ihm vertretene Ansicht lange Zeit die ganz allgemeine unter den Theologen gewesen sei. Gegen fünfzig Auctoren werden, zum großen Theil mit Angabe ihrer eigenen Worte vorgeführt. Auch an inneren Beweisen läßt er es nicht fehlen. Und doch, sollen wir es gestehen? wir haben zwar den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Verfassers bewundert, aber unsere Bedenken sind keineswegs alle gehoben. Der Raum gestattet uns nicht, hier auf diese schwierige Controverse einzugehen. Nur eine Bemerkung möchten wir uns erlauben. Der Ausdruck der These 160: „Errant, qui doctrinam scholasticorum de origine societatis civ. per consensum rejiciunt", ist zu hart. Denn die Zahl der geachteten Schriftsteller, die in neuerer Zeit von der älteren Ansicht abgegangen, ist nicht gering. Sodann darf die Übereinstimmung der Scholastiker in der Übertragungstheorie doch nicht zu hoch angeschlagen werden. Nur sehr Wenige haben diese Frage eingehend erörtert. Zudem erklären sie ausdrücklich (Suarez, Defensio fid. l. III. c. 2. n. 4), es handle sich um eine rein philosophische Frage, die sich aus den Glaubensquellen nicht entscheiden lasse. Wollte übrigens der Verfasser diese Auctorität zu hoch anschlagen, so ließe sich dieselbe als argumentum ad hominem gegen ihn verwerthen.

Das geben wir dem Verfasser gerne zu, daß sich aus den bekannten Worten der Encyklika Leo' XIII.: „Diuturnum illud" („Quo sane delectu designatur princeps, non conferuntur jura principatus, neque mandatur imperium, sed statuitur a quo sit gerendum"), kein sicherer Beweis hernehmen läßt. Denn es ist schwer glaublich, der Heilige Vater habe beabsichtigt, ohne irgend einen Schein nächster äußerer Veranlassung eine einst allgemeine Ansicht der Theologen zu verwerfen.

Aus den weiteren Ausführungen des Verfassers über das öffentliche Recht sei noch besonders hervorgehoben die klare und gründliche Abhandlung über die Aufgaben der Staatsgewalt und deren Umfang. Wir freuen uns,

daß die hier vorgetragenen Anſichten in allem Weſentlichen mit denen übereinſtimmen, welche wir ſelbſt im 21. Ergänzungsheft dieſer Zeitſchrift entwickelt haben. P. Coſta-Roſſetti unterſcheidet eine zweifache Aufgabe der Staatsgewalt. Die erſte und hauptſächlichſte beſteht darin, daß ſie die ſchon im Naturgeſetz enthaltene Rechtsordnung ſchütze, ſoweit nothwendig ergänze, auf die jeweiligen concreten Verhältniſſe anwende; die zweite und ſecundäre aber darin, daß ſie innerhalb der angegebenen Rechtsſchranken das Streben nach der öffentlichen Wohlfahrt fördere, bezw. der Geſammtheit die zum irdiſchen, dem letzten Ziele des Menſchen untergeordneten Glücke erforderlichen Hilfsmittel anbiete. Hieraus folgert er dann, daß die directe Beſorgung der Privatwohlfahrt ſowohl der einzelnen Individuen als der Familien nicht zur Aufgabe der Staatsgewalt gehört, obwohl dieſe Wohlfahrt indirect von ihr gefördert werden ſoll. Im Einzelnen werden hierauf die Aufgaben der Staatsgewalt zuerſt auf dem geiſtigen, dann auf dem materiellen Gebiete weiter ausgeführt. Das Verhältniß der Staatsgewalt zur Schule, zur Religion und Kirche kommt hier zur Sprache. Ebenſo werden die Principien der Volkswirthſchaft über Production, Circulation und Conſumtion der materiellen Güter auseinandergeſetzt und die hierauf bezüglichen Aufgaben der Staatsgewalt nach Inhalt und Umfang näher ſkizzirt. Keine der heute ſo brennenden ſocialen Tagesfragen, wie z. B. das Geld- und Creditweſen, Zins und Wucher, die Lohnfrage u. ſ. w., iſt übergangen.

Den Schluß des Werkes bildet das Völkerrecht (S. 792—802), das allerdings etwas ſtiefmütterlich bedacht wurde. Freilich konnte ſich der Verfaſſer in dieſem Theile auf Weniges beſchränken, weil er nur die früher dargelegten Principien auf die internationalen Beziehungen der Völker unter einander anzuwenden brauchte.

Dieſe kurzen Andeutungen mögen genügen, um dem Leſer eine Idee von dem reichen Inhalt dieſer neuen „Moralphiloſophie" zu geben. Sollen wir unſer Urtheil zum Schluß zuſammenfaſſen, ſo möchten wir das Werk als eine Frucht langjähriger und gründlicher Geiſtesarbeit bezeichnen, welche als ein wirklicher Fortſchritt und eine wahre Vertiefung auf dem Gebiete der natürlichen Sitten- und Rechtslehre anzuſehen iſt. Vortrefflich iſt es dem Verfaſſer gelungen, viele Fragen lichtvoller und gründlicher zu behandeln, als dieß gewöhnlich in ähnlichen Handbüchern der Moralphiloſophie der Fall iſt. Zum Theil verdankt er dieſes glückliche Reſultat ſeinem fleißigen Zurückgehen auf die Lehre der Theologen und Philoſophen der Vergangenheit. Er hat ſich die harte Mühe nicht verdrießen laſſen, die Foliobände, in denen die großen Denker der Scholaſtik die Reſultate ihrer Forſchungen niederlegten, mit Bienenfleiß zu durchſtöbern und die auf dieſe Weiſe klargelegten Principien in ſelbſtändiger Verarbeitung auf die heutigen Verhältniſſe anzuwenden. So iſt denn dieſes ſchöne und gründliche Werk ganz im Geiſte der bekannten Encyklika Leo' XIII. geſchrieben.

Victor Cathrein S. J.

Der Kampf um die katholiſche Religion im Bisthum Münſter nach Vertreibung der Wiedertäufer (1535—1585). Actenſtücke und Erläuterungen, zuſammengeſtellt von **Auguſtin Hüſing.** 8°. XVI u. 238 S. Münſter, Regensberg, 1883.

Die vorſtehende Schrift liefert werthvolle Ergänzungen und Berichtigungen zu dem neunten Bande der Publicationen aus dem königlich preußiſchen Staatsarchive: „Die Gegenreformation in Weſtphalen und am Niederrhein. Actenſtücke und Erläuterungen, zuſammengeſtellt von Ludwig Keller. Erſter Theil (1555—1585). Leipzig 1881." Nach der Darſtellung Kellers „muß man zur Anſicht kommen, daß damals (um 1570) die Diöceſe Münſter faſt ganz vom katholiſchen Glauben abgefallen ſei. Dem iſt aber in Wahrheit nicht ſo. Denn die Viſitations-Protocolle belehren uns, daß unter den 225 Geiſtlichen der Diöceſe, außerhalb der Stadt Münſter und außer den Collegiatkirchen, die ſich zur Viſitation ſtellten, 17 ſich vorfanden, welche der Glaubensneuerung verfallen erkannt wurden, und 31, welche die heilige Communion unter beiden Geſtalten ſpendeten. . . . Für das Oberſtift führt Keller zum Beweiſe namentlich 15 Pfarreien an, die abgefallen wären, ſechs, die dem Abfall nahe geweſen, zwei, woſelbſt das Abendmahl sub utraque specie ausgetheilt, und drei, wo der lutheriſche Katechismus gebraucht worden wäre. Das iſt in Anbetracht der damals exiſtirenden Pfarren des Oberſtifts (circa 150) eine große Minderheit. Dieſes wäre auch hervorgetreten, wenn Keller auf dieſes Verhältniß aufmerkſam gemacht hätte. Dadurch aber, daß ſolches nicht geſchehen, und ferner nur die Schatten-, nicht aber auch die Lichtſeiten gezeichnet ſind, anſtatt, wie es recht und billig, die allgemeinen Reſultate der Viſitation wirklich und wenigſtens im Auszuge vollſtändig mitzutheilen, dadurch liegt die Wahrheit für Den verhüllt, der die Sachlage nicht näher unterſucht hat". Für die Stadt Münſter fügen wir noch eine Stelle bei aus dem vom Verfaſſer nicht benutzten Werke von Loſſen: „Der Kölniſche Krieg", welche die obige Auffaſſung beſtätigt. „Dagegen herrſchte in der Stadt Münſter," ſagt Loſſen, „ſeit der Niederwerfung der Wiedertäufer die römiſch-katholiſche Kirche unbeſtritten. In den Pfarrkirchen entſprach Alles genau den römiſchen Vorſchriften. Die Erinnerung an die Greuel der Wiedertäufer verſchloß allen religiöſen Reform-Ideen die Thore der Stadt. Selbſt vom Laienkelch wollte man hier nichts wiſſen. Daß unter den Münſter'ſchen Geiſtlichen eifrige und gelehrte Vertheidiger der römiſchen Kirche damals nicht fehlten — ſo der Domprediger und Dominicaner Nikolaus Steinlage, die Pfarrer von Lamberti und Servatii, Kaſpar Oldius und Johann Kridt, letzterer zugleich Weihbiſchof —, gibt ſelbſt der hämiſche, mit den Münſter'ſchen Dingen übrigens wohlbekannte Hammelmann zu."

Im Folgenden betont Loſſen die ſittliche Verkommenheit der Geiſtlichen. Dieſe läugnet auch Hüſing nicht, er bringt im Gegentheil die eingehendſten Nachweiſe über die ſchreienden Mißſtände unter den Geiſtlichen in Stadt und Land. Von den 225 Pfarrgeiſtlichen, die ſich außerhalb Münſter den Viſitatoren ſtellten, waren 48 illegitim Geborene, 12 apoſtaſirte Mönche und

115 Concubinarii. Es verdient bemerkt zu werden, daß unter den 30 illegitimi, bei denen das Alter angegeben iſt, 23 erſt nach 1525 geboren ſind. Bei ſolchen Zuſtänden hätte es freilich nicht viel gebraucht, der kirchlichen Revolution auch in Münſter zu dauerndem Siege zu verhelfen, zumal wenn man bedenkt, in welchem Zuſtande der Unfreiheit die Kirche ſich befand. Es war ja dem Adel gelungen, die wichtigſten Kirchenämter zu einem „Spital" für nachgeborene Söhne zu machen. Bei der Vergebung der verantwortungsvollſten Kirchenämter wurde wenig gefragt nach Tugend und Gelehrſamkeit des Candidaten; Alles aber entſchied die Frage: „Hat der Bewerber 16 Ahnen ritterlichen Geſchlechtes, oder nicht?" Wie viel Gewicht ſolchen Ahnenfragen beigelegt wurde, zeigt der damals ſo vielbeſprochene, langwierige Schenking'ſche Proceß. Im Jahre 1557 hatte nämlich Papſt Paul IV. dem Augsburger Kanonikus Dr. Johann Schenking, einem geborenen Münſteraner aus dem alten Patriziat der Erbmänner, eine in einem päpſtlichen Monat erledigte Münſter'ſche Dompräbende verliehen, auf ſeine Verſicherung hin, daß er von Adel ſei. Als Schenking bald darauf von der Pfründe Beſitz ergreifen wollte, widerſetzte ſich das Kapitel, weil er, wie die Münſter'ſchen Erbmänner überhaupt, nicht zu dem rittermäßigen Adel gehöre. Nun begann der wechſelreiche Proceß.

Waren aber einmal die wichtigſten kirchlichen Ämter weſentlich an adelige Geburtstitel geknüpft, dann braucht man ſich nicht mehr zu verwundern, wenn bei dem Mangel einer ſorgfältigen Erziehung dieſer Ämterberechtigten die Einkünfte und nicht die Erfüllung der Pflichten den Gegenſtand der Sehnſucht bildeten; wenn es zu den ſeltenſten Ausnahmen gehörte, daß ein adeliger Domherr ſich die Prieſterweihe ertheilen ließ; wenn die Inhaber der Pfründen ihre Einkünfte in Trägheit verzehrten und den kirchlichen Dienſt für ein kleines Stück Geld durch feile Miethlinge verſehen ließen, die zuweilen nicht einmal ihre Oſtern hielten, oft aber durch ihr ärgerliches Leben dem armen Volke zum großen Ärgerniß gereichten. Wir wiſſen freilich recht wohl, wie gerade der Umſtand, daß mächtige Adelsgeſchlechter die Domcapitel und andere Pfründen als ihre Domäne betrachteten, in manchen Fällen ein mächtiges Hinderniß für die Proteſtantiſirung und ſomit für die Verſtaatlichung katholiſcher Stifter war; aber dieß ſchwächt die gemachten Bemerkungen nicht ab. Die Kirche war unfrei, und wir betonen dieß, weil wir die Weiſe mancher Hiſtoriker für unehrlich halten, die alle dieſe Gebrechen an den Kirchendienern der Kirche ſelbſt zur Laſt legen. Wir fragen: Iſt es ehrlich, einen Menſchen zuerſt zu binden und zu knebeln und demſelben dann die an ihm verübten Miſſethaten als eigene, perſönliche Verbrechen mit ſpöttiſcher Schadenfreude ohne Aufhören vorzuhalten? Iſt es ehrlich, die Knebelung und Knechtung der Kirche zu loben und die derſelben in dieſem Zuſtand aufgedrungenen laſterhaften Diener als die natürliche Frucht kirchlicher Beſtrebungen zu einem höhnenden Vorwurf zu machen? Daß die Kirche trotz vielfacher Behinderung und Unfreiheit durch die Sendung von Nuntien und Ordensgenoſſenſchaften, durch die Hebung des Unterrichts und der Erziehung trotz der vielerorts grauenhaften Zuſtände des 16. Jahrhunderts ein wahr-

haft religiöſes und ſomit auch ſittliches Leben in weiten Länderſtrecken wiederum zu erzielen wußte, das iſt freilich eine That, wie ſie nur die von ihrem göttlichen Stifter unterſtützte Kirche zu vollbringen vermochte. Für die vorliegende Periode ſei nur an die unabläſſigen Bemühungen Pius' V. und Gregor' XIII. erinnert. Wir ſtimmen vollſtändig der Bemerkung des Herrn Verfaſſers bei, wenn er ſagt:

„Überhaupt wird eine unbefangene Prüfung lehren, daß der Apoſtoliſche Stuhl, getreu ſeinen auf unabänderlichen Grundſätzen beruhenden Traditionen, auch zu den religiöſen Wirren im Bisthum Münſter nicht anders ſich hat ſtellen können, wie er es factiſch gethan hat, und daß derſelbe eigentlich das Bisthum für die katholiſche Kirche gerettet hat. Solches gilt für die Zeit bis zum Tode Johanns von Hoya, wie auch während des nachfolgenden zehnjährigen Wahlſtreites." Die Bemühungen des Heiligen Stuhles errangen in dieſem langen Wahlſtreite den Sieg durch die Wahl des Herzogs Ernſt von Bayern, die am 18. Mai 1585 erfolgte.

„Für die Neubelebung des kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Geiſtes, die alle Einſichtsvollen als ein dringendes Bedürfniß erkannten, berief er die Jeſuiten nach Münſter. Durch verſchiedene Anordnungen endlich ſuchte er den kirchlichen Gottesdienſt zu heben, den Lebenswandel der Geiſtlichen zu regeln und eine ſtrengere Ordnung in den Klöſtern zu bewirken." Mit dieſen Worten ſchließt Herr Hüſing ſeine verdienſtvolle Arbeit. Wir können nur dem aufrichtigen Wunſche Ausdruck verleihen, der hochw. Herr Verfaſſer möge auch in Zukunft durch ähnliche Arbeiten ſich neue Verdienſte um die Geſchichtsforſchung erwerben.

B. D.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das Leben der allerſeligſten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Von Dr. Paulus Melchers, Erzbiſchof. Mit Titelbild in Stahlſtich. Dritte Auflage. 12°. 198 S. Köln, Bachem, 1884. Preis: broſchirt 60 *Pf.*; geb. 75 *Pf.*

An die vorigjährige Unterweiſung über das Gebet des Herrn ſchließt der hochverehrte Oberhirt in dieſem Jahre eine Erbauungsſchrift an, welche zur Belebung der Andacht beim Engliſchen Gruße förderlich ſein ſoll. Das Leben und die Tugenden Mariens, ihre Auserwählung und ihre Gnadenvorzüge, ihre Verdienſte und ihre Verherrlichung werden in einfacher, herzlicher Darſtellung dem Geiſte des Leſers vorgeführt, um ſeine Andacht zur Gottesmutter zu beleben, ſein Vertrauen auf ihre allesvermögende Fürſprache zu ſtärken. Der hochwürdigſte Herr Verfaſſer ſagt: „Ich habe mich bei der Ausarbeitung der gegenwärtigen Lebensgeſchichte auf den Inhalt der heiligen Schrift und ſolche Überlieferungen beſchränkt, welche als die am meiſten glaubwürdigen gelten." Er ſpricht dann die Hoffnung aus: „Da das Leben der heiligſten

Jungfrau ein unübertreffliches Beispiel zur Nachfolge für alle Christen ist und zugleich die reichste Fülle der merkwürdigsten und wunderbarsten Ereignisse und Geheimnisse in sich faßt, die für jeden Gläubigen das größte Interesse haben und überaus lehrreich sind, so wird die vorliegende Schrift vielleicht auch als Leitfaden und Gegenstand der Betrachtung und des inneren Gebetes dienen können." Gerade einen solchen Gebrauch wünschen wir der vortrefflichen Schrift in ausgiebigstem Maße. Insbesondere für die bevorstehende Maiandacht möge sie im ganzen deutschen Vaterlande die weiteste Verbreitung finden!

Betrachtungen auf alle Tage des Jahres für Priester und Laien. Von Joh. Bapt. Lohmann S. J. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage des Handbuches der wahren Frömmigkeit von Br. Vercruysse S. J. Zwei Bände. 8°. 728 u. 938 S. Paderborn, Junfermann, 1884. Preis: *M.* 8.

Sehr richtig hebt der Titel eine gänzliche Umarbeitung des Vercruysse'schen Werkes hervor. Dieselbe ist in der Weise geschehen, daß dem Leser nicht bloß ein vorzügliches Hilfsmittel bei täglicher Betrachtung geboten wird, sondern daß der Priester zumal auch einen reichen Stoff für homiletische Predigt und Erklärung der biblischen Geschichte finden kann. Daß der Verfasser in dieser Weise seine Betrachtungen einrichtete, kann dem Werke nur zur Empfehlung gereichen. — Ein gutes Betrachtungsbuch zu schreiben, ist eben nichts Leichtes; es den Bedürfnissen und dem Geschmack Aller anzupassen, wäre eine unmögliche Aufgabe. Ein unerreichtes Vorbild ausführlicher Betrachtungen mit einer in's Detail gehenden Ausführung der verschiedenen Seelenaffecte werden wohl noch lange die Betrachtungen des ehrw. Ludwig de Ponte bleiben; doch sind dieselben zu umfangreich. — Ein auf weitere Kreise berechnetes Betrachtungsbuch darf nur den Stoff liefern und zugleich Winke geben zur persönlichen Anpassung des Stoffes. Kein Stoff ist natürlich zu verschiedenartigster persönlicher Anpassung geeigneter, als das Leben und Leiden des Erlösers. Dieses soll in seinen einzelnen Phasen möglichst klar dargelegt werden; die Winke für praktische Anwendung sollen theologisch genau und ascetisch durchdacht sein. Alles dieß hat der Verfasser des hier genannten Werkes vortrefflich geleistet. Er bekundet sich als gründlichen Kenner der Exegese, speciell der der Evangelien, nicht minder aber als einen gewiegten Theologen sowohl nach der dogmatischen als nach der ascetischen Seite hin. Wir zweifeln nicht, daß das Buch in weite Kreise hin seinen Weg finden und zur Beförderung des geistlichen Lebens erheblich beitragen werde. Für den Selbstgebrauch sollte keinenfalls die kurze — vielleicht gar zu kurze — Anleitung zur Betrachtung S. 17 u. 18 übersehen werden.

La riforma Gregoriana del Calendario. Discorso scientifico tenuto dal P. Gaspare Stanislao Ferrari d. C. d. G. nella basilica di S. Lorenzo in Damaso alla riunione delle tre Accademie pontificie I nuovi Lincei, L'Arcadia, La Tiberina il 7 Giugno 1883. Roma, tipografia Befani, 1883. (Die Gregorianische Kalender-Reform. Ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten von P. Caspar Ferrari S. J.)

Bekanntlich waren mit dem Ende des Jahres 1882 drei Jahrhunderte seit der Kalenderreform durch Papst Gregor XIII. verflossen. In einer Zeit, die so für wissenschaftlichen Fortschritt schwärmt und die keine Gelegenheit vorübergehen läßt, durch Feier von Centenarien die Leistungen früherer Zeiten in dankbarer Erinnerung

wieder aufzufrischen, hätte man eine allseitigere Betheiligung an der Säcularfeier erwarten können, als sie sich in der That gezeigt hat. Allein es handelt sich eben um eine Großthat Roms, und das ist für gar Viele genug, alle sonstige Begeisterung in kleinliche Engherzigkeit umzukehren, den sonst so weiten Blick auf einen ungemein beschränkten Horizont einzuengen. Selbst das Zarncke'sche „Literarische Centralblatt", das doch gewiß nicht unter der Höhe der Zeit stehen will, hebt mit Genugthuung die neuesten Leistungen eines Stieve und Schubring hervor (1884, S. 207), wonach weder für das öffentliche Leben noch für die Wissenschaft ein Bedürfniß irgend einer Kalenderreform vorlag. Wir sollen vielmehr diesen Herren glauben, daß es sich im Grunde einzig darum gehandelt habe, ein Umdrucken der Breviere und Meßbücher zu verhüten. Dem gegenüber wollen wir hier nur die Worte unseres großen Kepler anführen, den als Protestanten gewiß Brevier und Meßbuch wenig kümmerten. Sein gerader Charakter verabscheute das thörichte Sträuben so vieler engherzigen Glaubensgenossen, selbst seines alten Lehrers Möstlin, so sehr, daß er an letzteren entrüstet schrieb: „Was treibt das halbe Deutschland? ... Schon seit 150 Jahren fordert die Astronomie die Verbesserung der Zeitrechnung. Worauf wollen wir warten? Bis etwa ein Deus ex machina die evangelischen Magistrate erleuchtet? ... Es ist eine Schande für Deutschland, wenn es allein diejenigen Verbesserungen, welche die Wissenschaften verlangen, entbehrt." — Je mehr man feindlicherseits die Verdienste des Römischen Stuhles in dieser Frage herabzudrücken suchte, um so mehr war man in Rom selbst, so weit die gegenwärtige Lage es gestattet, darauf bedacht, das Jubelfest würdig zu begehen. Am 7. Juni 1883 ward in der prächtig restaurirten Basilica S. Lorenzo in Damaso eine glänzende Feier veranstaltet. Die drei päpstlichen Akademien I nuovi Lincei, L'Arcadia und La Tiberina hatten sich versammelt. Die erste Festrede hielt Se. Eminenz Cardinal Alimonda, welcher in beredter Weise den Triumph und die Vortheile der Reform schilderte. Darauf setzte der Astronom P. Ferrari S. J., Schüler und Nachfolger P. Secchi's, in der hier angezeigten Rede den wissenschaftlichen Werth der gregorianischen Kalenderverbesserung, vor Allem deren Irreformabilität auseinander. Gestützt auf die Ausführungen seines französischen Ordensgenossen P. Escoffier [1] und mit Hinweis auf seine eigene, kurz vorher über die Kalenderreform veröffentlichte Schrift [2] weist P. Ferrari nach, wie die Fortschritte der Wissenschaft, weit entfernt, eine Verbesserung des gregorianischen Kalenders zu erheischen, vielmehr über Erwarten das Wort Gregor' XIII. bewahrheiten, der von dem wissenschaftlichen Auctor der Reform sagt: „Sic restitui posse ostendit, ut Kalendarium ipsum nulli unquam mutationi expositum esse videatur."

Die Haider und Salzburger Thesen über die Handwerkerfrage, Arbeiterfrage und Agrarfrage. Ein nachträglicher Commentar von einem deutschen Mitgliede des Comités katholischer Socialpolitiker. 8°. 68 S. Frankfurt a. M., A. Föſſer Nachfolger, 1884. Preis: *M.* 1.20.

Schon bald nach Veröffentlichung der Haider Thesen wurde in dieser Zeitschrift die Vermuthung ausgesprochen, daß die in der Presse vielfach zu Tage tretende Animosität gegen jene Thesen zu nicht geringem Theile auf Mißverständnissen beruhe;

---

[1] Calendrier perpétuel développé sous forme de calendrier ordinaire. Perigueux 1880.

[2] Il Calendario Gregoriano pel P. Gasp. Stanisl. Ferrari. Roma (Monaldi) 1882.

das erhält durch vorliegende Broschüre seine volle Bestätigung. Der extreme Sinn, welchen man in einigen Thesen finden zu müssen glaubte, war nach Ausweis dieses Commentars vom socialpolitischen Comité nie bezweckt. Der anonyme Verfasser weiß in juristisch sehr gewandter Weise und scharfer — stellenweise nur zu scharfer — Form sowohl die in den Thesen gewählten Ausdrücke zu vertheidigen, als auch die Mängel der erfolgten Interpretationen schonungslos aufzudecken. Discussionen über verschiedene Punkte anzubahnen, ist dem Verfasser augenscheinlich lieb, und diese werden auch schwerlich ausbleiben. Vollständig — das gestehen wir offen — decken sich auch unsere Ansichten mit den seinigen nicht. Weitere Erörterungen von verschiedener Seite her können der Klärung der in Rede stehenden Fragen nur dienlich sein. Das wesentlichste Verdienst dieser Broschüre besteht darin, daß dieselbe nicht geringes Licht verbreitet über die drei im Titel aufgezählten Fragen und über die Art und Weise, wie das Comité sich die zu beschaffende Hilfe dachte. Beachtenswerth sind besonders die Worte über die Organisation des Arbeiterstandes (S. 54) — zur Abwehr einer Verstaatlichung aller gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Worte haben eine größere Tragweite, als ihr nächster, formeller Sinn besagt; sie lauten: „Die Organisation muß wachsen, aus dem Stande selbst heraus wachsen. Dann erst kann der Staat kommen ... die erwachsene Organisation zu schützen" — ein sehr richtiges, der Staatsomnipotenz und dem Staatssocialismus diametral entgegengesetztes Princip.

Der Schnaps. Eine Schrift für's Volk. Herausgegeben von einer Commission des Verbandes „Arbeiterwohl". Köln, Bachem, 1884. Preis: 20 *Pf.*

Der Verein „Arbeiterwohl" hatte „zur Beherzigung für alle Arbeiterfreunde" schon früher die Broschüre: „Der Branntwein und die arbeitenden Klassen", erscheinen lassen (s. diese Zeitschrift, Bd. XXV. S. 331). Die vorliegende Schrift: „Der Schnaps", wendet sich nun an die breitesten Schichten selbst und weist ihnen die Entbehrlichkeit und Schädlichkeit des Schnapses nach allen Beziehungen in einer volksthümlichen, überzeugenden und zum Herzen dringenden Sprache nach. Es wäre für Seelsorgspriester, Fabrikherren, Arbeiteraufseher und für alle Menschenfreunde wirklich ein Werk des Seeleneifers, sich an der Massenverbreitung der handlichen, bloß 48 Seiten kl. 8° umfassenden Schrift zu betheiligen, die beim Bezuge von 100 Exemplaren auf die Hälfte des Einzelpreises zu stehen kommt. Wer die leiblichen und sittlichen Verheerungen des Schnapses in so manchen Arbeiterfamilien kennt, wird uns verstehen und gern ein kleines Opfer bringen, um das Schriftchen in näherstehenden Kreisen zu verschenken. Allerdings etwas muß der Mann der Arbeit haben: statt des verheerenden Schnapses ein gutes und billiges Bier! Möge daher unsere Gesetzgebung mithelfen, das Bier möglichst wenig oder gar nicht, dagegen den Schnaps desto empfindlicher zu besteuern. Vielleicht trägt das Schriftchen, das wir von Herzen empfehlen, dazu bei, auch nach oben die Geister zu klären.

Martha, oder: Die Fabrikarbeiterin. Von Madame Bourdon. Frei aus dem Französischen übersetzt von M. Hoffmann. Kl. 8°. VIII u. 161 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 1.40.

Die auch in Deutschland bereits rühmlichst bekannte Verfasserin[1] sagt: „Im Aufblicke zum Kreuze wurde dieses Büchlein verfaßt. Wir bieten es den jungen Fa-

[1] Von der vortrefflichen Schrift: „Das Leben wie es ist", erschien vor Kurzem schon die zweite Auflage (Freiburg, Herder, 1883).

brikarbeiterinnen dar als einen schlichten, aber treuen Rathgeber, als einen Freund, dem daran liegt, ihr geistiges und leibliches Wohl zu befördern." Das Büchlein ist also geschrieben in der richtigen Überzeugung, daß die Lösung der socialen Frage in ihrem tiefsten Grunde herauswachsen muß aus der praktischen Erfassung der ewigen Wahrheiten, welche der Welterlöser der Menschheit zum Verständniß gebracht hat. Ohne das praktische Verständniß der Lehre von der christlichen Geduld und Entsagung ist eine materielle Verbesserung des arbeitenden Standes weder erreichbar noch gedeihlich; durch jenes praktische Verständniß jedoch ist jedenfalls Ein bedeutendes Hinderniß auch des zeitlichen Glückes weggeräumt, und zudem wenigstens der innere Herzensfrieden auch dort vermittelt, wo einem nicht christlich gefestigten Sinne durch zeitweilige herbe Noth, welche wegen der beklagenswerthen wirthschaftlichen Verhältnisse unserer Tage nur zu oft bei so Manchen Einkehr hält, das Leben zur Qual und zum Anlaß der Verzweiflung wird: das sind die Ideen, welche in diesem Schriftchen an der Heldin der Erzählung Leib und Leben gewinnen. Es ist in der That eine höchst anziehende und erbauliche Lectüre, wenn die heldenmüthige Aufopferung, die unbesiegliche Geduld in so manchen Wechselfällen und schwindenden Hoffnungen, die zarte Pietät, die Entschiedenheit in der Abkehr von Versuchungen und Versuchern, unter den schlichtesten und einfachsten, ganz aus dem Leben gegriffenen Verhältnissen dem Leser vor die Seele geführt werden: ein noch unverdorbenes Gemüth kann das nur zur Nachahmung stählen, ein verdorbenes zur Umkehr ermuthigen. — Von der Hand einer Frau für ihr Geschlecht geschrieben, bietet das Buch in Ausführung der männlichen Charaktere einige Schwächen; selbst die nach der guten Richtung hin gezeichneten Züge tragen zu sehr das Gepräge bloß natürlicher Festigkeit und Tugend, als ob nicht auch da erst die Verchristlichung der Grundsätze und Motive die wahre Tugend bildeten. Allein die Charakterzeichnung der weiblichen Tugenden ist so trefflich und so ungezwungen, daß das Büchlein wirklich als Leitstern denen in die Hand gegeben zu werden verdient, welche, wie es heutzutage bei einer so großen Anzahl der Fall ist, von Jugend auf in das nicht beneidenswerthe Loos des Fabriklebens hineingeworfen werden.

Die Reformation im Herzogthum Jülich. Von Heinrich Hubert Koch, Divisionspfarrer. Frankfurt a. M., Vereinsdruckerei, 1883.

Der Verfasser hat vorstehende Schrift seiner „Geschichte der Stadt Eschweiler" als „Nachtrag" folgen lassen. Dieselbe beruht auf Quellenstudien und zeigt aus den bis jetzt noch nicht veröffentlichten Acten des Düsseldorfer Stadtarchives, wie unbedeutend die Zahl der Protestanten und die Anfänge ihrer Gemeinden während des 16. und 17. Jahrhunderts im Herzogthum Jülich gewesen. Bisher war die Reformationsgeschichte des Niederrheins nur von Protestanten geschrieben, welche ihre Gemeinden, wie die Adeligen ihre Stammbäume, in möglichst frühe Zeit zu datiren suchten. Wir freuen uns, daß die Local-Kirchengeschichte der Kölner Erzdiöcese auf Anregung des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Paulus mit neuem Eifer aufgenommen ist. Sie wird noch manche protestantischen Übertreibungen in ihr Nichts auflösen.

Dramatische Possen für gesellige Vereine. Von einem Freunde derselben. 12°. VIII u. 118 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 1.40.

Der Inhalt der drei Stücke würde sich wohl besser für das eigentliche Figurentheater eignen, als für eine Darstellung durch lebende Personen; doch werden dieselben auch in dieser Bearbeitung bei einer Aufführung auf kleineren Vereinsbühnen ein

dankbares Publikum finden und vielfach Gelegenheit zu einem fröhlichen Abend geben. „Ein Scherz in Ehren — wer will's verwehren?" sagen auch wir mit dem alten Hebel und wollen die Anforderungen der Kritik nicht gar zu hoch stellen. Nur eine Änderung möchten wir für eine zweite Auflage beantragen: der Kapuziner sollte aus „Rübezahl in Hirschberg" wegbleiben. Ein Ordensmann ist eine unpassende Figur in einer Posse, welche Rolle er auch spielen mag. Auch wir fragen mit P. Felix (S. 83): „Was wird dann der Guardian dazu sagen — meinen geweihten Habit zu solcher Schelmerei herzugeben?", glauben aber durchaus nicht mit Rübezahl antworten zu dürfen: „Der wird sich nachher vor Lachen den Bauch heben (!)". Sonst sind manche recht gelungene Scenen zu loben.

Dichter-Spenden. Gesammelt von Joseph Metzner. Zum Besten des St.-Heinrichs-Vereins für katholische Lehrlinge in Bamberg. 8°. 160 S. Bamberg, Commission Franz Züberlein, 1883.

Dreiundzwanzig Dichter oder doch recht geschickte Dilettanten der Dichtkunst haben sich hier vereinigt, uns einen Blüthenstrauß von etwa 70 Gedichten zu bieten und mit diesem um ein Almosen für den so hochnützlichen St.-Heinrichs-Verein in Bamberg zu betteln. Wenn so, wie es in einem der Gedichte heißt, „die Liebe im Sängerkleide" geht, so wird man es gewiß mit dem genauen Sitzen und Passen dieses Kleides nicht so streng nehmen; zudem ist die Anzahl der Beitragenden zu groß, ihre Begabung zu verschieden, um ein allgemeines Urtheil über das Büchlein zu ermöglichen. Die reichste Spende lieferte der Herausgeber selbst, die reichste nicht bloß an Zahl, sondern auch an innerem Gehalt. Dann haben uns neben den schlichten Weisen der Malerin Freifräulein von Oer noch die humoristischen und vorzüglich die Dialektdichtungen Dr. Haupts und von Hartungs als charakteristisch angesprochen. Freilich einmal illustrirt Dr. Haupt nur zu drastisch, daß der Bamberger (S. 121) „an eigner Schlog von Menschen und net fei" sei. Sehr glücklich war der Gedanke, außer dem Localdialekt auch die Localsagen zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Vielleicht wird die eine oder andere derselben zu wiederholter Bearbeitung anregen. Wir wünschen dem Büchlein nicht bloß in Bamberg, sondern auch sonst im Reich viele Abnehmer und dadurch dem Heinrichs-Vereine reiche Unterstützung.

Miscellen.

Eine protestantische Kritik in Versen über Janssens Geschichtswerk. Unter dem Motto: „Die stets nur freiheitbegehrende, aber niemals noch freiheitgewährende römisch-katholische Kirche hat zu allen Zeiten den unterdrückten, mißhandelten Menschengeist zum Kampfe der Nothwehr herausgefordert", sind im vorigen Jahre „Epigramme, Lieder und Jamben zur Geschichte der Menschheit" von Wilhelm Sehring erschienen. „Nicht eine Zeile" des über

400 Seiten ſtarken Bandes hat nach den Worten des Verfaſſers „einen anderen Urſprung, als die Empörung über die Angriffe, welche aus der Geſellſchaft, von den Kanzeln, durch die Preſſe der Ultramontanen und vor Allem auch durch das Janſſen'ſche Geſchichtswerk immer von Neuem direct und indirect gegen den Proteſtantismus gerichtet wurden".

Jedweden Fehl aus Luthers Lebenstagen
Erſchaut dein Blick voll heißer Kampfbegier.
Wie Jäger heimwärts ihre Beute tragen,
Ward er zur Beute, zur willkomm'nen, dir.
So laß auch mich den gleichen Preis erjagen,
Die Römlingskirche ſei *mein* Jagdrevier.
Hör' von der Mordſucht ihrer Wolluſtpfaffen
Mein Zornesbuch. *Du* boteſt ihm die Waffen;
Durch dich nur ward's geweckt erſt und geſchaffen.

Man ſollt' es kaum für möglich halten; aber trotz dieſer Berſerkerwuth widmet der zürnende Verſifex dem „ultramontanen Hiſtoriker Janſſen" im 80. Abſchnitt ſeiner Überſchwemmung folgenden Hymnus:

Janſſens Ruhm und Bedeutung.

Zuerſt den Lorbeerkranz auf deine Stirne,
Bevor mit Diſteln ich ſie kränzen muß;
Zuerſt geweiht dir meinen Preisgeſang
Und dann mein Lied, das Ruhm und Preis dir weigert.

Der Beſten einer jener Kliosboten,
Die, Thaten kündend, Thaten ſelbſt vollbringen,
Haſt du geführt den Griffel der Geſchichte
Mit kunſtgeübter, feſter Meiſterhand.
Du haſt ein Bild vor unſern Blick gezaubert,
So lebensfriſch, ſo farbenreich, ſo gluthvoll,
Daß jedes Herz ſich d'ran erlaben muß.
Du haſt's erkannt, wie nicht das Schlachtentoben,
Wie nicht der Waffen Ruhm und Heldengröße
Ziel ſei und Krone alles Völkerringens,
Wie der Geſchichte höchſter Lichtberuf
Nur im Culturdienſt voll ſich offenbare.
Die Poeſie, ob ſie als Dichtung walte,
Ob ſie der Tonkunſt Harmonien geſchaffen,
Ob ſie des Pinſels Farbenwelt entfaltet,
Ob ſie des Meißels Bildnerwerk vollendet,
Ob ſie gethürmt die Dome, die Paläſte,
Verherrlicht laut in eig'ner Schönheitsfülle
Voll Gotteweihe all dein Vorzeitbuch.

Der Beſten einer jener Deutſchlandsſtreiter,
Die uns erheben zu der Geiſteshöhe,
Die uns verſenken in die Herzenstiefe
Des Heldenvolks, das Herz und Geiſt vereinet,

Haſt du gerungen ſelbſt mit Römlingswaffen
Für deutſche Ehre, deutſche Macht und Größe.
Du haſt ſo kundig uns das Reich erſchloſſen,
D'rin einſt gewurzelt Habsburgs Herrſchermacht,
Du haſt ſo rüſtig uns von Jahr zu Jahr,
Von Gau zu Gau, von Stadt zu Stadt geführt.
— — — — — — — — — —

Der Beſten einer jener Menſchheitslehrer,
Die ſich als Bürger unſ'rer Welt empfinden,
Die Zwietracht nicht und Trennung der Nationen,
Die Einheit ſuchen und Verbrüderung,
Haſt du begehrt, wie's Dante einſt begehrte,
Das Kaiſerreich, dem Rom die Krone bot,
Haſt du erſchaut, wie's Dante einſt erſchaute,
Die ganze Welt als wahres Vaterland.
Und ob auch wir ein Chriſtenthum begehren,
Und ob auch wir ein Menſchenthum erſchau'n,
Das einer andern, lichtern Zeit entſproſſen,
Ein Chriſtenthum, das jeden Glauben ehret,
Ein Menſchenthum, das freie Völker eint —
Wir lauſchen dennoch gern dem Chriſtengruß,
Der wie ein Hall aus Dante's Geiſterchören
Herüberſchallt zu deinem Menſchheitsbuch.

Ja, die Sehring'ſche Muſe geht noch weiter und anerkennt in ihrer jambiſchen Recenſionsproſa ſogar, daß Janſſen die proteſtantiſchen Reformations-Legenden entſchieden entlarvt habe:

Du haſt entdeckt ſo manche Sündenſchuld,
Du haſt entlarvt ſo manchen Heuchlertrug,
Du haſt geſtraft ſo manche Frevelthat,
Die unſ'rer Kirche Väter auch verübten.
Der Bilder viele, die bewund'rungsvoll
Wir einſt geprieſen, lehrteſt du erſchau'n
Als Farbenklexe und als Pfuſchermachwerk;
Und mancher Bau, der uns ein Prachtpalaſt,
Ein lichterfüllter Gotteştempel dünkte,
Er ſchrumpfte ein zur dunklen Krämerbude.
Die ganze Vorwelt unſ'res Glaubensringens —
Wir dürfen nimmer läugnen es und bergen —
Seh'n wir durchwogt vom Strom auch der Verderbniß,
Seit du geſchwungen deines Forſchens Leuchte.

Das wäre nun nahezu zum „Katholiſchwerden". Sehrings Muſe macht darum ſchnell eine halbe Wendung und ſagt:

Die halbe Wahrheit iſt Betrug und Lüge,
Die halbe Klarheit Fälſchung und Umnachtung,
Und alſo hat gelogen und betrogen,
Gefälſcht, umnachtet ſtets dein Römlingsbuch.

Gewonnenes Spiel! Die Muſe vergißt Alles, was ſie vorher geſagt, fängt zu fauchen und zu deliriren an und erhebt ſich u. A. zu der folgenden Apoſtrophe:

Du Sklave Roms, du Trugprophet der Nacht,
Aus deren Dunkel nur ein Licht entflammte:
Das Licht des Gluthmeers ihrer Scheiterhaufen;
Durch deren Schweigen nur ein Ruf erſcholl:
Der Schmerzensruf von ihren Folterbänken -
Du klagſt, du jammerſt, weil der Lutherbann
So ſchlaffe Boten und Verbreiter fand;
Du heulſt, du winſelſt, weil das Lutherwort
Verbrannt nicht wurde bis zum letzten Blatt. . . .

Du Sklave Roms, du Nachtprophet des Truges,
Der zu verleumden nur, zu fälſchen weiß —
Jedweden Splitter in des Bruders Auge
Haſt du erſpäht und liſtig doch verſchwiegen,
Daß er geſchnitzt aus eurem Holze war. . . .
Und wagſt zu ſchmähen, weil ein Peſthauch noch
Aus eurer Welt zu uns herüberdrang!

Das wäre wirklich erheiternd, wenn es nicht traurig wäre! Aber es iſt traurig. Denn Sehrings Jamben deuten ziemlich klar den pſychologiſchen Proceß an, durch welchen viele Proteſtanten den Eindruck des Janſſen'ſchen Geſchichtswerkes von ſich abzuweiſen ſuchen. Sie ſehen klar genug, daß es aus echt deutſchem Geiſte hervorgegangen, daß es mit deutſcher Gründlichkeit und Redlichkeit geſchrieben iſt. Sie ſehen, daß es der proteſtantiſchen Geſchichtsbaumeiſterei ihre morſchen Legendenbuden zuſammenreißt. Aber — aber — nun wird es zum „Katholiſchwerden"; das geht nicht. Alſo rechtsum kehrt! Allgemeine Menſchlichkeit! Allgemeines Chriſtenthum! Janſſen ſagt die Wahrheit nur halb! Janſſen iſt ein Lügner! Auf, gegen Rom!

Die pſychologiſchen Etappen ſind ſehr intereſſant, obwohl auch ſchon dagewesen; aber traurig iſt es, daß Viele ſich ſo um die Klarheit und Wahrheit ſelbſt beſchwindeln, anſtatt ehrlich und herzhaft die Legitimation der katholiſchen Kirche zu erforſchen, die mit ihrem unveränderlichen, beſeligenden Gottesauftrag an ihr Herz pocht.

Verfassungsmäßige Garantien für die Interessen einer confessionellen Minorität.

Der Antrag des Centrums auf Wiederherstellung der unterdrückten preußischen Verfassungsartikel wurde bekanntlich von dem Abgeordnetenhause am 19. Januar dieses Jahres abgelehnt. Dennoch ist der Antrag nicht vergeblich gestellt worden. Die Discussion desselben hat zur Klärung der Sachlage viel beigetragen. Es ward offenbar, daß Niemand mehr den Culturkampf in Schutz zu nehmen wagte; selbst die verbissensten Culturpauker schwiegen. Der Fortschritt erklärte, daß der Kampf in der Weise, wie er bislang geführt worden, nicht weiter fortdauern dürfe. Die Conservativen zeigten die Bereitwilligkeit für Erlaß von Gesetzen, welche die jetzigen traurigen Zustände beendigen würden.

Die Klärung nach einer anderen Seite hin mußte freilich die Katholiken minder angenehm berühren. Es zeigte sich nämlich, daß für ihre Forderung ein eigentliches Verständniß in den Reihen der Nicht-Katholiken auch jetzt noch nicht vorhanden sei. Diesen schien der Antrag des Centrums vielmehr so unannehmbar, daß sie, mit Ausnahme einiger Fortschrittler, ihn nicht einmal einer Commissions-Berathung für werth erachteten. Es wird sich deßhalb der Mühe lohnen, aus der eigenen Geschichte der deutschen Protestanten zu zeigen, wie billig, ja wie nothwendig jene Forderung des Centrums ist.

Nicht immer bildeten die Katholiken die Minorität im deutschen Reiche. Vor 1866 und noch mehr vor 1803 hatten sie die Majorität. Welche Garantien hat nun in jener Zeit die protestantische Minorität für ihre Interessen zu erlangen gewußt?

In dem Instrumente des westphälischen Friedens war die Bestimmung getroffen, daß in allen Dingen, welche die Religion betreffen, nicht die Majorität der Stimmen entscheiden solle. Sehr lehrreich sind die Verhandlungen, welche zu dieser Vereinbarung führten.

Nachdem 1645 die Deputirten der katholischen und der protestantischen Stände sammt den Gesandten des Kaisers, Frankreichs und Schwedens in Münster und Osnabrück zusammengekommen, faßten die protestantischen Stände gegen Ende des Jahres ihre Klagen und Forderungen zusammen und legten diese ihre „Gravamina" den Katholiken vor. Für unsere Frage interessirt uns besonders der siebente Punkt: daß nämlich in Sachen der Religion, der Steuern und in anderen Dingen, in denen es sich um einzelne Stände handelte oder die Protestanten die eine und die Katholiken die andere Partei bildeten, die Stimmenmehrheit auf dem Reichstage künftighin nicht gelten sollte[1]. Darauf antworteten die Katholiken: wie anderswo, so sei auch auf dem Reichstage Stimmenmehrheit das einzige Mittel, Streitigkeiten zu schlichten; dieses allgemeine Gesetz habe Geltung, wo keine Ausnahme festgesetzt sei; die Confessionisten (Anhänger der Augsburger Confession) dehnten diese Ausnahme aber so weit aus, daß eine chaotische Verwirrung entstehen müsse[2]. Man sieht, die Katholiken sind gegen eine Ausnahme nicht abgeneigt; nur sträuben sie sich gegen die Ausdehnung derselben. In der That, die Thätigkeit des Reiches wäre völlig gelähmt worden, wenn der Reichstag nicht einmal über Steuern durch Stimmenmehrheit hätte Beschlüsse fassen können. Geraume Zeit bestanden aber beide Theile auf ihren Forderungen; auch eine Conferenz in Osnabrück über die „Gravamina" hatte keinen Erfolg. Insbesondere wollten die Protestanten, wie von anderen unbilligen Forderungen, so auch von der Verwerfung des Reservatum eccl. durchaus nicht abstehen. Wenn ein Bischof von seinem Glauben und Treu-Eid, unter deren Voraussetzung er einzig und allein seine Würde erhalten hatte, abfiele, so sollte er zum Lohne für diesen Abfall die mit seiner Würde verbundene Landesherrlichkeit als erbliches Fürstenthum behalten. Die Franzosen und die Schweden hetzten die protestantischen Stände zu solch unbilligen Forderungen, da sie bei der Fortsetzung des mörderischen Zwiespaltes möglichst viel Land von Deutschland wegzunehmen hofften. Insbesondere war das Benehmen der französischen Gesandten verwerflich, die jede der beiden Parteien reizten, auf ihren Forderungen zu bestehen[3]. Als so die Verhandlungen nicht weiter voranschritten, wandten sich die Katholiken an die kaiserlichen Gesandten, um deren Meinung über die „Gravamina" zu erhalten. Diese antwor-

[1] Adami, Relatio historica de pacificatione Westph. Francofurti 1707. p. 110.

[2] Adami p. 129. [3] Adami p. 207.

teten in Bezug auf den fraglichen Punkt: auf die Stimmenmehrheit sei in politischen und Steuer-Angelegenheiten zu sehen, aber nicht in Religionssachen zu bestehen. Die katholischen Stände gingen hierauf sofort ein, obwohl sie die kaiserlichen Gesandten in einigen anderen Punkten für zu nachgiebig hielten[1]. Mit diesem Zugeständniß der Katholiken hätten — das werden wohl auch unsere Gegner zugeben — die protestantischen Stände sich schon bescheiden können; denn damit war unabänderlich für immer eine Majorisirung der Protestanten in Religionssachen ausgeschlossen. Dennoch bestanden diese auf weiteren Forderungen. Nach langem Hin- und Herdisputiren wurden endlich in den Westphälischen Frieden folgende Bestimmungen (V, § 52. Instrum. pacis Caes.-Suec.) über den Schutz der protestantischen Minorität aufgenommen: „In den Sachen der Religion und allen andern Angelegenheiten, wo die Stände nicht als eine Körperschaft betrachtet werden können, sowie auch wenn die katholischen Stände und die der Augsburgischen Confession in zwei Parteien auseinandergehen, soll nur gütliche Beilegung die Streitigkeiten schlichten, ohne Rücksicht auf Stimmenmehrheit. Was die Stimmenmehrheit bezüglich der Steuern betrifft, so soll diese Sache ... bis zum nächsten Reichstag verschoben werden." Außerdem wurde festgesetzt, daß für die außerordentlichen und gewöhnlichen Reichsdeputationen, sowie für die von den Ständen zu dem Reichskammergericht zu ernennenden Präsidenten und Assessoren die gleiche Zahl aus Katholiken und Protestanten genommen werde. So ward durch das vorzüglichste Grundgesetz des Reiches die protestantische Minorität gegen alle Majorisirung in der wirksamsten Weise geschützt, ohne daß der Kaiser oder die katholischen Stände irgendwie daran hätten ändern können.

Wir kommen nun auf Sachsen. Dort herrschte freilich keine katholische Majorität, aber ein katholisches Fürstenhaus, von dem sich die Protestanten die bündigsten Garantien zum Schutz ihrer Religion und deren Ausübung geben ließen. Denn so heißt es in der Verfassung vom 4. September 1831, § 57: „Insbesondere wird die landesherrliche Kirchengewalt (jus episcopale) über die evangelischen Glaubensgenossen, so lange der König einer andern Religion zugethan ist, von der § 41 bezeichneten Ministerialbehörde ferner in dem zeitherigen Maße ausgeübt." In dem angezogenen § 41 heißt es aber: „Auf den Vorstand des Ministerii des Cultus, welcher stets der evangelischen Confession zugethan sein muß, in

[1] Adami p. 189. 190.

Gemeinschaft mit wenigstens zwei andern Mitgliedern des Gesammtministerii derselben Confession, geht der bisherige Auftrag in Evangelicis über."

Über die Entstehung dieser Bestimmungen wollen wir einen unverdächtigen Zeugen, den Director des Hauptstaatsarchives v. Witzleben[1], reden lassen. Nachdem er erzählt, daß bereits im Theilungsvertrage Johann Georgs II. mit seinen Brüdern festgesetzt worden, den Fürsten käme für den Fall einer Conversion „einiges jus reformandi" nicht zu und die Stände dürften dem Aufdringen einer andern Religion sich widersetzen, fährt er also fort:

„Sehr entschiedene Schritte der Stände hatte der Übertritt des Kurfürsten Friedrich August I. zur römisch-katholischen Kirche zur Folge. Was seit vielen Jahren nicht geschehen war, erfolgte: der Landtag trat ohne landesherrliche Berufung aus eigener Machtvollkommenheit am 27. Juli 1697 in Dresden zusammen und verblieb daselbst bis zum 29. September versammelt. Der von Dresden abwesende Kurfürst, inzwischen zum König von Polen erwählt, hatte auf die Kunde von dieser willkürlichen Zusammenkunft von Loboskowa aus unterm 7. August 1697 eine Erklärung erlassen, in welcher er den Landständen die Versicherung gab, daß seine Religionsveränderung ein rein persönliches Werk sei, und daß er seine Unterthanen dessen ungeachtet ‚bei der Augsburgischen Confession, hergebrachten Gewissensfreiheit, Kirchen, Gottesdienst, Ceremonien, Universitäten, Schulen und allen anderen Gerechtigkeiten, wie sie dieselben jetzt besitzen, kräftigst erhalten und handhaben, auch Niemanden zur katholischen Religion zwingen, sondern jedem sein Gewissen hierin lassen wolle'. Damit gaben sich aber die Stände keineswegs zufrieden, sondern knüpften an die Verwilligung eines Donativs von 100 000 Thlr. das Begehren einer bündigeren Versicherung. Diese erging denn auch in einem aus Krakau vom 29. Sept. 1697 datirten Decret, worin es heißt: ‚Gleichwie nun höchstgedachte Se. Königl. Majestät die zu Dero Königl. Dignität allerunterthänigst abgelegte Gratulation und dabey offerirtes freywilliges Praesent allergnädigst annehmen: Also versichern Sie hingegen bei Dero Königl. und Chur-Fürstl. Wort, Dero getreue Landschaft von Ritterschaft und Städten, auch alle Dero Unterthanen, und Inwohnern insgesammt und insonders in Ecclesiasticis et Politicis, und vornehmlich bey der einmahl erkannten und bekannten Evangelischen Religion, und in der ungeänderten Augspurgischen Confession, auch Libris Symbolicis enthaltenen Bekenntniß wiederholeten Lehre und dem bisher alldar üblich gewesenen Gottesdienste, Lehre und Gewissensfreyheit, ohne allen Eintrag, Hinderniß oder Beschwerden zu lassen, wegen verbothenen Exercitii fremder Lehre, Religionen und Gottesdienstes, sie bey dem, Einer getreuen Landschaft Ihres Chur-Fürstenthums Sachsen, in dem Anno 1695 den 31. Mart. publicirten Landtags-Abschiede, auch ausgestellten Reversalien von selbigen datis, gethanenen

[1] Die Entstehung der constitutionellen Verfassung des Königreichs Sachsen. Leipzig 1881. S. 77 u. 113.

Versprechen geruhig verbleiben zu lassen, und zu schützen, auch ein wiedriges nicht zu verhängen.' Den in diesem Actenstücke enthaltenen Zusagen ist von landesherrlicher Seite jederzeit auf das Gewissenhafteste Folge gegeben worden ....."

„In der Organisation der obersten kirchlichen Behörden brachte der Regierungsantritt des Kurfürsten-Königs Friedrich August' II. eine bedeutsame Neuerung zu Wege. Der genannte Fürst hatte bei dieser Gelegenheit eine besondere Religionsversicherung gegeben, in welcher ‚der Status der Augsburgischen Confession sammt allen dahin gehörigen Kirchen, Gottesdienst, Ceremonien, Gebräuchen, Universitäten, Land- und andern Schulen, Beneficien, Einkünften und Nutzungen, piis causis, Gerechtigkeiten, Freiheiten, wie solche alle zeither wohl hergebracht, innegehabt und genossen werden, auf das kräftigste und in Beziehung auf den 5. Artikel des westphälischen Friedens, jedoch unbeschadet der persönlichen Religionsübung des Kurfürsten, nach Maaß, Art und Weise, wie es in dem westphälischen Friedensschluß gegründet und in dem Römischen Reiche Herkommens sei', bestätigt wurde. Der Landtag nahm zwar diese Zusage in der Präliminarschrift vom 31. Juli 1734 mit unterthänigstem Danke an, bat aber noch um eine Ertheilung eines Auftrages in Religionssachen an die evangelischen Geheimen Räthe, wie ihn dieselben unter seinem Vorgänger in der Regierung empfangen hätten. Friedrich August II. gab darauf (19. August 1734) die Erklärung ab, daß er dem Geheimen Consilium durch eine Instruction alle diejenigen Sachen auch in Zukunft übertragen habe, welche die Religion, das Directorium beim evangelischen Reichskörper, Kirchen, Universitäten, Schulen, die Einsetzung von Superintendenten, Pfarrern und Schulbedienten, die Erhaltung der Kirchendisciplin, die Ausschreibung der Fast-, Buß- und Bettage, sowie alle zum Geschäftskreise des Kirchenraths und Oberconsistoriums gehörigen Angelegenheiten beträfen. Dieser sogenannte ‚Auftrag in evangelicis' ist seitdem bei dem Geheimen Rath bis 1831 verblieben und nach Einführung der constitutionellen Verfassung auf die in evangelicis beauftragten Staatsminister übergegangen."

So weit der Geschichtschreiber der sächsischen Constitution. Nach ihm waren die Protestanten mit ihren bloßen Rechten nicht zufrieden; sie wollten Zusicherungen, daß der Fürst dieselben nicht antasten werde. Aber auch einfache Zusicherungen genügten ihnen nicht; es wurden feierliche verlangt, ja ein „Auftrag", wodurch der Fürst sich jeder Leitung kirchlicher Angelegenheiten begab und sie auf Protestanten übertrug, schließlich die Besiegelung alles dieses durch die Constitution.

Auch in Bayern sind die Rechte der Protestanten durch die Verfassung, nämlich das zur Verfassung gehörige Religionsedict, garantirt. Dasselbe soll die Verhältnisse beider Religionsgemeinschaften ordnen, ist aber im protestantischen Geiste verfaßt, während es die katholischen An-

gelegenheiten vielfach im geraden Gegensatz zum Concordat und zum kanonischen Rechte regelt.

Wie in Bayern und Sachsen, sind auch in der österreichischen Monarchie[1] die Rechte der Protestanten verfassungsmäßig garantirt. Hier kommt zuerst das Kaiserliche Patent vom 4. März 1849 (§ 1 u. 2) in Betracht:

„Die volle Glaubensfreiheit und das Recht der häuslichen Ausübung des Religionsbekenntnisses ist Jedermann gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte ist von dem Religionsbekenntnisse unabhängig; doch darf den staatsbürgerlichen Pflichten durch das Religionsbekenntniß kein Abbruch geschehen.

Jede gesetzlich anerkannte Kirche und Religionsgesellschaft [also auch die der Augsburgischen und der Helvetischen Confession] hat das Recht der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt im Besitze und Genusse der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonde, ist aber, wie jede Gesellschaft, den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen."

Als jenes Patent aufgehoben wurde, setzte nichtsdestoweniger das Kaiserliche Patent vom 31. December 1851 fest, daß die Aufhebung sich nicht auf Garantie der Rechte der gesetzlich anerkannten Religionsgesellschaften beziehe:

„Wir sehen uns bestimmt, das Patent vom 4. März 1849 und die darin für die bezeichneten Kronländer verkündeten Grundrechte hiermit außer Kraft und gesetzliche Wirksamkeit zu setzen. Wir erklären jedoch durch gegenwärtiges Patent ausdrücklich, daß wir jede in den Eingangs erwähnten Kronländern gesetzlich anerkannte Kirche und Religionsgesellschaft in dem Rechte der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung, dann in der selbständigen Verwaltung ihrer Angelegenheiten, ferner im Besitze und Genusse der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonde erhalten und schützen wollen, wobei dieselben den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen bleiben."

Auch im October-Diplom vom 20. October 1860 wurde wiederum „die Allen verbürgte freie Religionsübung" betont. Endlich ward nach dem Staatsgrundgesetz vom 21. December 1867 unter Gewährleistung der vollen Glaubens- und Gewissensfreiheit jeder anerkannten Confessionsgemeinschaft die selbständige Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten überlassen.

---

[1] Wir entnehmen die nun folgenden Bestimmungen der Sammlung „Staatsgrundgesetze der österreichischen Monarchie" (Wien 1861).

So wurde in Österreich bei dem Schiffbruch der Verfassungen die verfassungsmäßige Garantie der Religionsgesellschaften gerettet, während in Preußen dieser Pfeiler aus der bestehenden Verfassung gebrochen wurde.

Übrigens hatte in Österreich schon vor dem October-Diplom ein anderes zur Reichsverfassung erlassenes Gesetz, das sogen. Protestanten-Patent, in freisinnigster Weise ausdrücklich die Rechte der protestantischen Confessionen anerkannt. Wir theilen hier auszüglich einige Paragraphen mit, um zu zeigen, wie das Concordats-Österreich, ohne irgend welche Verpflichtungen zu haben, seine wenigen protestantischen Unterthanen ganz anders behandelt hat, als Preußen seine zahlreichen Katholiken, deren Rechte durch so viele internationale Verträge garantirt waren.

Protestanten-Gesetz.

„Wir Franz Joseph I. ... finden in der Absicht, um Unseren evangelischen Unterthanen des augsburgischen und helvetischen Bekenntnisses ... [in den cisleithanischen Ländern mit Ausnahme Venetiens und Dalmatiens] die ihnen bereits vordem, insbesondere durch Unsere Entschließung vom 26. December 1848, sowie in Unserm Patente vom 31. December 1851 zuerkannte und in Unserm Diplom vom 20. October 1860 neuerdings zugesicherte principielle Gleichheit vor dem Gesetze auch hinsichtlich der Beziehungen ihrer Kirche zum Staate in unzweifelhafter Weise zu gewährleisten, und um den Grundsatz der Gleichberechtigung aller anerkannten Confessionen nach sämmtlichen Richtungen des bürgerlichen und politischen Lebens bei Unsern protestantischen Unterthanen ... zur thatsächlichen vollen Geltung zu bringen, nach Anhörung Unseres Ministerrathes zu verordnen, wie folgt:

§ 1. Die Evangelischen des augsburgischen und helvetischen Bekenntnisses sind berechtigt, ihre kirchlichen Angelegenheiten selbständig zu ordnen, zu verwalten und zu leiten.

§ 2. Die volle Freiheit des evangelischen Glaubensbekenntnisses, sowie das Recht der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung ist ihnen für immerwährende Zeiten von Uns zugesichert. . . . . .

§ 5. Jede kirchliche Gemeinde (die der Pfarre, des Seniorats und der Superintendenz, wie die Gesammtgemeinde) ordnet und verwaltet ihre besonderen Kirchen-, Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Angelegenheiten und die dazu bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonde durch ihre gesetzmäßigen Vertreter, insoferne dadurch nicht den allgemeinen Vorschriften oder den gesetzmäßigen Anordnungen der ihr vorgesetzten Behörden entgegengehandelt wird.

§ 6. Die Evangelischen beider Bekenntnisse sind berechtigt, ihre Seelsorger, Senioren und Superintendenten, dann ihre Kirchencuratoren jeder Kategorie unter Beobachtung der näher festzustellenden Modalitäten frei zu wählen.

§ 11. Es steht den Evangelischen beider Bekenntnisse frei, auf gesetzlich zulässige Weise an jedem Orte nach eigenem Ermessen Schulen zu errichten, an dieselben mit Beachtung der gesetzlichen Vorschriften Lehrer und Professoren zu berufen und den Umfang und die Methode des Religionsunterrichtes selbst zu bestimmen. . . . . .

Für den Schul- und Kirchendienst können mit Genehmigung Unseres zuständigen Ministeriums Ausländer, insbesondere Angehörige der deutschen Bundesstaaten, berufen werden.

§ 14. Für die Evangelischen beider Bekenntnisse sind bei der Regelung und Handhabung ihrer kirchlichen Angelegenheiten ohne Ausnahme lediglich und ausschließend die Grundsätze ihrer eigenen Kirche maßgebend. . . . . .

§ 15. Geistliche unterstehen in Disciplinar-Angelegenheiten den kirchlichen Gerichtsbehörden. . . . . .

§ 16. Unser landesfürstliches Oberaufsichts- und Verwahrungsrecht über die evangelische Kirche wird — die Unserer eigenen Beschlußnahme vorbehaltenen Fälle ausgenommen — in höchster Instanz durch Unser Ministerium, in welchem für die evangelischen Unterrichts- und Cultus-Angelegenheiten eine eigene, aus evangelischen Glaubensgenossen gebildete Abtheilung fortbestehen wird, nach den in diesem Patente festgestellten Grundsätzen ausgeübt werden.

Die Leitung der evangelischen Schulen und die Ausübung der obersten staatlichen Aufsicht über dieselben kann nur Männern anvertraut werden, die dem einen oder dem anderen evangelischen Glaubensbekenntnisse zugethan sind.

§ 17. Die Verschiedenheit des christlichen Glaubensbekenntnisses kann in jenen Ländern, für welche dieses Patent erlassen ist, keinen Unterschied in dem Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen. . . . . .

§ 18. Die evangelischen Kirchengemeinden (Pfarren, Seniorate und Superintendenzen) sind berechtigt, Eigenthum auf jede gesetzliche Weise zu erwerben.

§ 19. Der Besitz und Genuß der für ihre Kirchen-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonde ist ihnen gewährleistet.

Stiftungen für evangelische Kirchen-, Schul- und Wohlthätigkeits-Anstalten dürfen nur ihrer Bestimmung gemäß verwendet werden.

Streitigkeiten über die Bestimmung und Verwendung von Kirchen-, Schul- und Stiftungsvermögen werden von den kirchlichen Gerichtsbehörden entschieden.

§ 20. Die Evangelischen beider Bekenntnisse werden zur Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse, abgesehen von demjenigen, was bisher schon aus Staatsmitteln für evangelische Unterrichts- und Cultuszwecke geleistet worden ist, jährliche Beiträge aus dem Staatsschatze erhalten, wie Wir dieß bereits mit Unserer Entschließung vom 11. Mai 1860 ausgesprochen haben.

§ 21. An evangelischen Lehranstalten, welche aus Staatsmitteln errichtet wurden, und gemäß Unserer Absicht künftig errichtet werden sollen,

können nur Angehörige des einen oder des anderen evangelischen Bekenntnisses angestellt werden.

§ 22. Evangelischen ist es gestattet, Lehranstalten des evangelischen Auslandes unter Beobachtung der allgemeinen gesetzlichen Vorschriften frei und ungehindert zu besuchen.

§ 23. Zur Förderung ihrer kirchlichen und Unterrichtszwecke können die Evangelischen, mit Beachtung der gesetzlichen Bestimmungen, im Inlande Vereine bilden und mit gleichartigen evangelischen Vereinen des Auslandes in Verbindung treten.

§ 24. Alle in diesem Patente nicht ausdrücklich hervorgehobenen, die staatsrechtliche Stellung der Evangelischen des augsburgischen und helvetischen Bekenntnisses in den Eingangs benannten Ländern berührenden Angelegenheiten sind nach dem Grundsatze der allen gesetzlich anerkannten Kirchen- und Religions-Gesellschaften zugesicherten Selbständigkeit in Ordnung und Verwaltung ihrer confessionellen Angelegenheiten zu beurtheilen und zu behandeln, und sind alle Verordnungen und Vorschriften, welche mit diesem Grundsatze und mit den vorangelassenen Bestimmungen nicht im Einklange stehen, und deren Beschaffenheit nicht von der Art ist, daß die Möglichkeit ihrer Beseitigung erst von der Festsetzung neuer, sofort im zuständigen Wege einzuleitender Bestimmungen abhängig ist, als ohne Weiteres entfallen und aufgehoben zu betrachten."

Für die transleithanischen Kronländer sind den protestantischen Religionsgesellschaften die feierlichsten Garantien gewährt. Um ältere Grundgesetze und Verträge zu übergehen, wollen wir hier die Artikel des Landtages von 1790/91 anführen.

XXVI. Gesetzartikel des Landtages vom Jahre 1790/91.

Von den Religions-Angelegenheiten.

„Nachdem die Stände es für gerecht anerkannt haben, daß zur Begründung ewiger Eintracht und Harmonie unter ihnen die Religions-Angelegenheit bloß inner den Grenzen von Ungarn auf den gesetzlichen Stand der Jahre 1608 und 1647 zurückgebracht werde, und somit, daß in Bezug jener Landesbewohner, die zur evangelischen, sei es der Augsburger, sei es der helvetischen, Confession gehören, als ewige Basis ihrer wiedereingeführten freien Religionsübung, der Inhalt des 1. Artikels des Wiener Friedens vor der Krönung 1608, und ebenso der 5. Artikel des Linzer Friedens erneuert werde, wird mit gnädiger Zustimmung Ihrer Majestät (nachdem die Protestation des Klerus und einiger katholischer Herren nicht nur nicht entgegensteht, sondern für ewige Zeit unkräftig erklärt wird) beschlossen:

§ 1. Ohne Berücksichtigung der späteren Befehle, Gesetze, Ausnahmen, königlichen Bescheide und Erklärungen ist von jetzt an die Ausübung des Glaubensbekenntnisses, die Benützung der Kirchen, Thürme, Glocken, Schulen, Friedhöfe und Beerdigung frei, sowohl den Reichsbaronen, als den Magnaten

und Edelleuten, königlichen Freistädten und allen Ständen des Landes, in ihren sowohl als den Fiscalgütern, in Marktflecken und Dörfern. Es gibt Niemand, weß Standes und Condition er auch sei, der in der freien Benützung und Ausübung dieses Gesetzes, unter was immer für einem Titel, durch Seine Majestät oder was immer für einen andern Grundherrn, wie immer gestört werden darf. Ebenso dürfen auch die Bauern, sie mögen nun in Marktflecken oder in Dörfern wohnen, weder in adeligen noch in Fiscalgütern, der Ruhe und des Friedens des Landes wegen in der freien Ausübung ihrer Religion weder durch Seine Majestät noch die Diener Derselben, oder durch ihre Grundherrn auf was immer für Weise, oder unter was immer für einem Titel beunruhigt oder gestört werden.

§ 2. Zur mehreren Erkräftigung der auf erwähnte Weise ausgesprochenen freien Religionsübung wird ferner erklärt: Von nun an gibt es keine Privatausübung des Glaubensbekenntnisses mehr, sondern bloß öffentlichen Gottesdienst; somit hört der Unterschied zwischen Privat- und öffentlichem Gottesdienst ganz auf; es ist daher den Evangelischen erlaubt, in später zu beschreibender Weise auch in jenen Orten, wo bis jetzt Filialen gewesen, und überhaupt in allen Orten, wo sie es für nöthig finden, evangelische Seelsorger einzuführen, Kirchen mit oder ohne Thürme, Predigerwohnungen und Schulen, und ebenso ohne Unterschied in jenen Orten, wo die freie Religionsausübung schon stattfand, ohne weiteres Ansuchen zu bauen oder zu repariren. ...

§ 4. Die Evangelischen beider Confessionen hängen in Glaubenssachen bloß von den Vorstehern ihrer Confession ab. ...

§ 5. Sie können nicht nur die Schulen, die sie jetzt haben, und zwar sowohl die Trivial- als auch Grammatikalschulen behalten, sondern nach früher eingeholter königlicher Zustimmung, und wo es ihnen gut dünkt, neue und höhere Schulen errichten, und Schullehrer, Professoren, Leiter, Untervorsteher dahin berufen, entlassen, ihre Zahl vermehren oder vermindern; sie können was immer für Schulinspectoren aus den Individuen ihrer Confession wählen, und zwar sowohl die Localinspectoren als auch die oberen und obersten Inspectoren. Den Unterricht und die Lehrmethode, Vorschrift und Ordnung (mit Aufrechthaltung der schon erwähnten königlichen Oberinspection jedoch, die Seine Majestät in Bezug auf diese Schulen durch die gesetzlichen Behörden ausüben lassen wird) können die Evangelischen beider Confessionen selbst anordnen; der wissenschaftliche Unterricht ist in diesen Schulen nach dem Vorschlag der Stände durch Seine Majestät zu bestimmen. Hierbei sind jedoch die Glaubensgegenstände nicht verstanden, die jeder Confession eigen bleiben. Den evangelischen Studenten ist es ferner gestattet, nicht nur ihre Wohlthäter um Gaben und Beförderung ihrer Strebnisse anzusprechen, sondern auch die ausländischen Akademien ohne Hinderniß zu besuchen, und die ihnen daselbst bestimmten Stipendien zu empfangen. ...

§ 10. Die Stiftungen der Evangelischen für ihre Kirchen, die Diener der Kirche, Versorgungs- und Waisenanstalten, Armen, oder die Jugend der Augsburger und helvetischen Confession, sowohl die gegenwärtigen als künftigen Beiträge, dürfen ihnen auf keine Weise weggenommen werden. — Die

Verwaltungen dieser Stiftungen bleiben unverletzt und unangetastet Jenen aus ihrer Mitte, denen selbe nach der Ordnung zustehen. Diejenigen Stiftungen aber, die den beiden Confessionen von der vorigen Regierung vielleicht weggenommen worden, sollen ihnen zurückgegeben werden. Die königliche Oberaufsicht aber, daß diese Stiftungen nach dem Zwecke ihrer Stifter verwaltet und verwendet werden, wird auch auf diese Stiftungen ausgedehnt.

§ 12. Nachdem die beiden evangelischen Confessionen durch diese auf ewige Zeiten giltige Weise in der freien Religionsausübung gesichert sind, wird in Bezug auf ihre Kirchen, Schulen, Wohnhäuser der Geistlichen, sowie auch ihre Stiftungen, zur ferneren Erkräftigung des Friedens und der Eintracht zwischen ihnen und den römisch-katholischen Bewohnern des Landes beschlossen, daß hinsichtlich der erwähnten Kirchen, Schulen, Wohnhäuser der Geistlichen und Stiftungen (mit Ausnahme der Szirmai'schen und Hrabovszky'schen Stiftungen, die von den Evangelischen auch ferner angesprochen werden können, insofern sie ihre Ansprüche mit Gründen zu unterstützen vermögen) der gegenwärtige Besitzstand von beiden Seiten als Richtschnur genommen werden wird, so daß katholische Stiftungen für Katholische, evangelische Stiftungen für Evangelische zu verwenden sind."

Schon früher waren wiederholt ähnliche Zusicherungen gegeben worden; aber alle diese Garantien wurden damals wiederum erneuert und besiegelt, als es sich darum handelte, den durch die unzeitigen Reformen Joseph' II. gestörten Frieden in Ungarn wieder herzustellen. Und doch hatte Joseph nichts weniger als die Rechte der protestantischen Confessionen verletzt; auch Maria Theresia hatte, wie sogar Liberale anerkennend bezeugen, die Protestanten Ungarns begünstigt. Trotzdem wurden, als es sich um Wiedergutmachung der Josephinischen Gewaltmaßregeln handelte, vor Allem die Rechte der Protestanten wiederum garantirt.

Was in Ungarn, dasselbe geschah in Siebenbürgen. Das Erste, worum die großentheils protestantischen Nationen Siebenbürgens durch ihren Abgesandten Nikolaus von Bethlen den Kaiser Leopold I. 1691 gebeten hatten, war die Bestätigung des Diploms vom 28. Juni 1686 „in Betreff der dort herrschenden Religionen"; und demgemäß suchte der Kaiser sie „durch die nachstehenden Artikel [des Staatsgrundgesetzes] mit Unserem königlichen Worte und Unserer feierlichen Zustimmung" zufrieden zu stellen:

„Erstens: In Betreff der dort recipirten Religionen, Kirchen, Schulen, Pfarreien, oder der Einführung irgend eines andern Klerus und anderer geistlicher Personen, als welche sich gegenwärtig dort befinden, soll nichts geändert werden, und es soll kein Widerspruch von geistlicher oder von weltlicher Seite jemals dagegen Geltung erlangen.

Zweitens bestätigen Wir Unseren getreuen Ständen alle ihnen von den Königen von Ungarn, wie auch, nach der Trennung Siebenbürgens von Ungarn, von den Fürsten dieses Landes verliehenen Schenkungen, Vergabungen, Privilegien, Adelsverleihungen, Titel, Ämter, Würden, Zehenten und andere Benefizien und Güter, mögen sie Privaten oder Städten, Gemeinden und Körperschaften, oder einer Kirche, Pfarrei oder Schule von was immer für einer der recipirten Religionen, in Siebenbürgen selbst, oder in Theilen von Ungarn, im Szeklerlande und in Debreczin ertheilt und verliehen worden sein, wenn sie auch ehemals zu einer andern Kirche, einem Convente oder Kapitel gehört haben mögen, so daß aus diesem Anlasse Niemand in seinem Besitze weder durch Uns, noch durch sonst Jemanden, geistlichen oder weltlichen Standes, durch Anforderungen oder im Klagewege gestört werde, sondern Jeder das, was er jetzt besitzt und inne hat, auch in Hinkunft besitze und inne habe, nach Inhalt der von den gedachten Königen und Fürsten herrührenden Schenkungen, mit Ausnahme jener, welche von diesen Fürsten selbst widerrufen worden wären."

Nachtrags-Diplom in Betreff der Religions-Angelegenheiten vom 9. April 1693.

„Wir Leopold I. ꝛc. ꝛc.

Thun hiermit kund und zu wissen, Allen und Jedem, dem es zu wissen nöthig: Es ist zwar Unser Wunsch gewesen, daß nach Inhalt des III. Artikels des von Uns am 4. December 1691 den Ständen allergnädigst verliehenen Diploms Streitigkeiten in Betreff der Religionsübung und der kirchlichen Güter zwischen Katholiken und den Anhängern eines andern in Siebenbürgen anerkannten Religionsbekenntnisses im friedlichen Wege beigelegt werden mögen. Da Wir aber aus dem unterm 22. Juli v. J. erstatteten Berichte Unseres siebenbürgischen Guberniums entnommen haben, daß die darüber eingeleiteten Verhandlungen zu keinem Resultate geführt haben, sondern von beiden Theilen Unsere kaiserliche Entscheidung in Anspruch genommen wurde, so haben Wir in Erwägung dessen, was dießfalls geltend gemacht und was Uns von dem Gubernium beantragt wurde, diese Angelegenheit in nachstehender Weise zu beendigen befunden:

1. Die vier in Siebenbürgen anerkannten Religionen sollen in der freien Ausübung ihres Bekenntnisses, in ihren Rechten, Gütern und Besitzthümern, in deren Genuß sie sich gegenwärtig befinden, ohne irgend welche Störung in Ruhe und Frieden erhalten werden. . . ."

Wir haben so der Reihe nach alle zu Deutschland oder einer deutschen Monarchie gehörigen Länder durchgangen, in denen Protestanten unter katholischen Fürsten stehen. Überall sind die Rechte ihrer Religionsgesellschaften verfassungsmäßig oder grundrechtlich garantirt. Die preußischen Katholiken verlangen also nichts Abnormes, wenn sie entschieden fordern, daß die Rechte ihrer Kirche gleichfalls verfassungsmäßig garantirt werden. Sie können dieß um so mehr beanspruchen, als ja ihre

Rechte durch internationale Verträge, bevor oder als sie in den preußischen Staatsverband eintraten, bereits feierlich garantirt wurden. Sie verdienen ferner eine größere Beachtung, weil sie eine größere Minderheit bilden, als die Protestanten in Bayern und Österreich. Denn wenn nach der neuesten Zählung der Procentsatz der preußischen Katholiken 33,7 beträgt, so ist der Procentsatz der Protestanten in Bayern nur 28, in Transleithanien (auch die Unitarier eingerechnet) 20,5, in Cisleithanien nur 1,8. Einem so großen, über neun Millionen zählenden Theile der Bevölkerung kann auf die Dauer ein gerechtes, wegen der großen Mischung der Confessionen für Preußen unabweisbares Verlangen gar nicht abgeschlagen werden. Denn für jeden Staat kommen Zeiten der Noth, in denen er sich der eifrigen Mithilfe vieler Millionen loyaler Mitbürger nicht entschlagen kann und ihre große Erbitterung auf jegliche Weise heilen muß. Aber steht nicht zu befürchten, daß es dann zu spät ist? Die Sorge für die magern Jahre darf man nicht erst auf diese selbst verschieben. Groll und Erbitterung, welche sich in Folge von lange erlittenen oder vermeintlichen Kränkungen der heiligsten Rechte tief in den Herzen eingewurzelt haben, werden nicht durch späte, aus Noth gewährte Concessionen geheilt.

Staaten bedürfen durchaus des inneren Friedens. Ein jedes Reich, das in sich getheilt ist, geht zu Grunde, und auch Preußen wird nicht der Staat sein, der diesen Ausspruch der göttlichen Wahrheit als falsch erweisen wird. Es gereicht ihm zum Verderben, wenn die religiöse Zwietracht länger sein Inneres zerreißt, länger alle politischen Verhältnisse vergällt und vergiftet, wenn der Culturkampf länger gegen seine treuesten Unterthanen, gegen sein eigenes Fleisch wüthet. Friede ist aber nicht bloß das Aufhören des Kampfes, das Niederlegen der Waffen, um sie bei erster Gelegenheit wieder aufzuheben. Das wäre nicht einmal ein Waffenstillstand. Friede ist nach den tiefsinnigen Worten des größten Denkers die Ruhe der Ordnung; er setzt eine feste, gesicherte Ordnung voraus, da nur aus festen, gesicherten und geregelten Zuständen die Ruhe hervorgehen kann. Darum greift man stets und überall bei Friedensschlüssen zu feierlichen Versprechen oder gar zu Eidschwüren, wodurch die Angelegenheiten definitiv geordnet werden. Darum ist es aber auch nothwendig, daß, wenn man Frieden mit den Katholiken schließen will, ähnliche feierliche Garantien gegeben, mit andern Worten, daß die Freiheiten und Rechte der katholischen Kirche wiederum in die Verfassung aufgenommen werden.

Die neueren Zeitverhältnisse machen das noch nothwendiger. Immer mehr macht sich in der Wissenschaft und den gesetzgebenden Körpern die Ansicht geltend, daß die Souveränität vor keinem historischen Rechte stillzustehen habe, wenigstens, wenn dasselbe die eigenen Unterthanen betrifft, und daß vorzüglich die Abmachungen mit der Kirche für den Staat nicht bindend seien. Dazu kommt der furor legislativus unserer modernen Zeit. Es werden jetzt bisweilen in einem Jahre mehr Gesetze gemacht, als früher in einem ganzen Jahrhundert. So arbeitet die parlamentarische Gesetzmaschine mit der größten Rücksichtslosigkeit, mit der größten Hast. Ihr zweischneidiges Schwert bedroht jedes Recht, jede Freiheit. Unter diesem Schwerte ist keine Sicherheit, keine Ruhe möglich. Da bietet die feierlich beschworene Verfassung, wenn auch nicht vollkommen, doch wenigstens einigermaßen Garantie, da sie den Gesetzgebern als Norm gesetzt ist. In der That haben auch die beregten Artikel der preußischen Verfassung 25 Jahre lang — ein großer Zeitraum in der beweglichen Jetztzeit — Regierung und Kammern abgehalten, gegen die Freiheit der Kirche etwas zu unternehmen. Würden sie wieder hergestellt, hätte man freilich Hoffnung auf einen noch längeren Zeitraum. Darum verlangt das katholische Volk, eben weil es einen Frieden will, eine verfassungsmäßige Garantie für die Rechte und die Selbständigkeit der Kirche.

Wenn in den Marschgegenden eine Hochfluth die Dämme niedergerissen hat, so geben sich die Bewohner nicht damit zufrieden, daß das Wasser nach seinem Zerstörungswerke wieder ablaufe; sie ruhen nicht eher, bis die Dämme, selbst mit den größten Kosten, wieder hergestellt werden. Sonst wären ja die reichen Gefilde immer wieder der Gefahr einer Überschwemmung ausgesetzt. Und wie würden die Anwohner grollen, wenn die Regierung die Herstellung der Dämme hinderte? Wie wäre es der Regierung auch nur möglich, das auf die Dauer durchzusetzen? Nun, eine Hochfluth von Gesetzen hat die schützende Wehr der Verfassung durchbrochen und sich auf die blühende Kirche Preußens gestürzt, überall Zerstörung der herrlichsten Anstalten hinter sich lassend und die Reihen des Klerus lichtend, überall die Herzen unzähliger Unterthanen mit dem tiefsten Schmerze und Unmuth erfüllend. Das katholische Volk kann sich gleichfalls nicht damit zufrieden geben, daß diese Gesetze einfachhin derogirt oder gar bloß nicht ausgeführt werden; es muß fordern, daß man den solcher Unheilsfluth wehrenden Damm der Verfassung wieder herstelle. Und es muß dieses um so mehr fordern, als die geistigen Güter, welche jene Wehr schützen soll, unendlich höher stehen,

als die Wiesen einer Marschgegend. Die Forderung ist um so gewaltiger, als neun Millionen Menschen sie einmüthig erheben, und sie erheben, getrieben durch die hehrsten, unaufgebbaren Interessen, durch den brennenden Schmerz über die erlittenen Kränkungen und Verluste, durch die Macht ihrer heiligen Religion, von der sie niemals ablassen wollen, niemals ablassen können. Gott und mein gutes Recht, so denkt das katholische Volk, werden meiner Forderung zum Siege verhelfen. Aber weder der Dynastie noch dem Staate gereicht es zum Vortheile, wenn sie dieses Zugeständniß nicht schon jetzt machen, sondern dasselbe sich erst durch die Noth abringen lassen.

G. Schneemann S. J.

Erinnerungen an Dr. Karl Johann Greith, Bischof von St. Gallen.

(Schluß.)

6.

Bei Freund und Feind hat Greith allezeit für einen höchst achtungswürdigen Priester, für einen unbescholtenen Mann und unermüdlichen Arbeiter gegolten. Er machte keine großen Ansprüche, lebte höchst einfach und bescheiden, zog sich Abends früh zurück, um noch für Studium und Arbeit Zeit zu erübrigen, war immer früh auf, um seinen priesterlichen Andachtsübungen und seinen vielen Arbeiten entsprechen zu können. Er war ernst, pünktlich, ordnungsliebend, im Verkehr äußerst liebevoll und gemüthlich. In den höchsten Kreisen des Lebens, bei Fürsten wie Gelehrten, wußte er sich mit Würde und Leichtigkeit zu bewegen; für den schlichtesten Bauer hatte er ein freundliches, herzliches Wort. So lange sein Gehör es erlaubte, widmete er sich, wie seine Collegen, mit Geduld und Eifer dem schweren Amte des Beichtstuhls; als geistlicher Redner war er unermüdlich eifrig, und für Kranke und Nothleidende hatte er ein väterliches Herz.

Ein schöner Zug von Pietät ist es, daß er schon als junger Prie-

ſter, trotz karger Beſoldung, für ſeine Eltern und ſich eine beſtändige Meſſe ſtiftete. Mir hat er einſt vertraulich geſtanden, daß er es für eine hohe Gnade halte, ſchon von Jugend auf zu einer herzlichen Andacht zur allerſeligſten Jungfrau angeleitet worden zu ſein. Als kleiner Knabe habe er ſchon zu Hauſe von einer alten Magd den Roſenkranz beten gelernt und dieſe Übung ſtets hochgehalten. Seine Erfahrung ſei immer geweſen, daß Prieſter, welche Maria verehrten, eines beſondern Segens genöſſen; jene, welche dieſe Andacht verſchmähten, ein übles Ende genommen hätten. Das allerheiligſte Altarsſacrament verehrte er auf's Innigſte, machte aber nicht viel Aufſehen damit, beſuchte es, wenn er allein zu ſein erwartete, mied überhaupt jede Art von pietiſtiſcher Oſtentation. Dem Breviergebet war er ſo zugethan, daß ſelbſt das ſchmerzlichſte Augenleiden in ſeinen letzten Jahren ihn nicht vermochte, ſich eine Dispenſation oder auch nur eine Erleichterung zu verſchaffen. Für Alles, was den Gottesdienſt betraf, hatte er den größten Eifer. Da war ihm nichts zu viel. Die dem Gelehrten ſonſt ſo koſtbare Zeit widmete er mit wahrer Freude dem Altare. Da liebte er Pracht, Zier und Feſtlichkeit, opferte gern Bequemlichkeit und Ruhe, und bot Alles auf, dem an ſich ſo ſchönen Cultus die größtmögliche Weihe zu verleihen. Die „Huldigung der Künſte" war für ihn kein bloßer poetiſcher Traum, ſondern eine Aufgabe, an der man praktiſch arbeiten mußte.

Seine Liebe zur frommen altdeutſchen Kunſt war freilich in St. Gallen vor das Unmögliche geſtellt. Die Stiftskirche war noch im vorigen Jahrhundert mit großen Koſten neu gebaut worden; ſie war geräumig, hell, in ihrem Genre nicht ohne Geſchmack, mit weniger Überladung als die zu Einſiedeln, aber eben im Rococoſtil jener Zeit, mit Verſchwendung von Gipsornamentik und Stuccatur, nachgemachtem Marmorſchmuck, barockem Zierrat, fliegenden Engeln und flatternden Heiligengewändern. Das Volk liebte dieſe Pracht. Niemand dachte an eine Änderung. Greith ſah ſich alſo darauf beſchränkt, Schmuck und Zier des Gotteshauſes in den einmal gegebenen Grundformen ſo edel und würdig zu halten, als es möglich war. Die jahrelange Sorgfalt, welche er darauf verwendete, ward ſchließlich mit einer vollſtändigen Reſtauration der Kathedrale gekrönt.

Was Kirchenmuſik betrifft, hat er längſt vor der reformatoriſchen Bewegung unſerer Tage auf die mittelalterliche Sängerſchule von St. Gallen zurückgegriffen und durch Herausgabe des Cantuarium Sancti Galli ſchon 1845 dieſelbe zu Ehren gebracht. Zu Gewaltmaßregeln auf dieſem

Gebiete neigte er allerdings nicht. Es lag das nicht in seinem milden Charakter, welcher der Freiheit und dem Geschmacke Anderer stets die schonendste Rechnung trug. Doch hegte er persönlich tiefe Verehrung für jene Formen des Kirchengesangs, welche, in ihrem klösterlichen Ursprung selbst auf's Innigste mit der Liturgie verschmolzen, gleichsam aus ihr selbst hervorgesproßt, ernst, würdig und feierlich den Sinn und Geist der kirchlichen Gebete zum Ausdruck brachten.

Als Kanzelredner[1] hat Greith bei hervorragenden Theoretikern der geistlichen Beredsamkeit, wie P. Schleiniger, hohe Anerkennung gefunden. Er zählt ihn den tüchtigsten deutschen Predigern der Neuzeit bei. Sein Vortrag war zwar nicht angenehm. Seine Stimme hatte, wenn er sie kräftiger erhob, etwas Kreischendes; wenn er sie senkte, verfiel sie leicht in Eintönigkeit. Hinreißendes, erschütterndes Pathos entwickelte er seltener[2]; auch waren seine Predigten nicht, wie diejenigen Bourdaloue's, geharnischte, demosthenische Phalangen, scharf berechnet dem Zuhörer zu Leibe rückend. Doch haben ihn liberale Blätter selbst mitunter den schweizerischen Bossuet genannt und damit einigermaßen sein großes Talent wie seinen oratorischen Charakter bezeichnet. Er liebte das Große, Erhabene, Grandiose — die königliche Majestät Gottes, wie sie sich in den Rathschlüssen der Erlösung, im Wesen und Wirken der Kirche zeigt. Das erfüllte und begeisterte seine Seele. Die Neigung dafür war eine angeborene; der Umgang mit Görres und der römische Aufenthalt hatten sie mächtig entwickelt. Die Weltaufgabe der katholischen Kirche, ihre Centralstellung in Geschichte und Wissenschaft, Civilisation und Kunst: das ist ein Gedanke, auf den er zahllose Male zurückkommt. Die Kleinlichkeit der Lebensanschauungen, mit der er allent-

[1] Apologien in Kanzelreden über katholische Glaubenswahrheiten. Schaffhausen, Hurter, 1847—1852. 3 Bde. Vgl. darüber den Aufsatz: „Eine Stimme für Freiheit der Kirche aus dem Lande der Knechtschaft der Kirche" (Histor.-polit. Bl., Bd. XXVI. S. 150).

[2] Es geschah z. B. in der Rede, welche er 1843 bei der Hinrichtung des Mörders Peter Waßer in Gams hielt, vor einer Menge von etwa 10 000 Menschen. Durch die Lesung von Büchern des Christusläugners Strauß war jener Unglückliche, nach seinem eigenen Geständniß, um den Glauben gekommen, hatte aus Geiz seiner Tochter gerathen, einen kränklichen Mann zu heirathen, den sie nicht liebte, und dann, als diese in ehebrecherischem Verhältniß den Tod ihres Mannes nicht abwarten wollte, den Schwiegersohn auf ihre Bitten umgebracht. An das Geständniß des Mörders: „Der Strauß hat mich zu Grunde gerichtet!" knüpfte Greith eine hinreißende Mahnung gegen die Irreligiösität, welche durch Strauß sich damals in der Schweiz einzunisten begonnen hatte. Vgl. Histor.-polit. Bl., XX. 310 ff.

halben zu ringen hatte, drängte ihn unwillkürlich immer von Neuem von seiner Kanzel weg auf die Höhen des Vatican, um die Welt von da aus anzusehen. Dann wurde er dichterisch begeistert, und die Rede floß in zündender Fülle. Priesterthum, Sacramente, Gebet, Dogmen, allgemeine Pflichten und besondere Pflichten, Alles rückt er in jene Höhen empor, von denen sie jedem ideal angelegten Geiste groß und liebenswürdig erscheinen müssen. Mit exegetischen Spitzfindigkeiten gab er sich nicht gerne ab. Wie ihm dagegen die Bibel ein unerschöpflicher Quell der Begeisterung war, so hatte er eine tiefe Verehrung für die kirchliche Tradition, für den geschichtlichen Zusammenhang der Gegenwart mit den vorausgegangenen Jahrhunderten, von Geschlecht zu Geschlecht, bis zu den ersten alemannischen Glaubensboten, von diesen hinauf zur irischen und römischen Kirche und von da zu den Aposteln und zu Christus selbst.

Man hat dieser historischen Richtung in der Theologie viel Böses nachgesagt, und wohin ihre Ausartung führen kann, zeigen „Papstfabeln" und „Janus". Doch wie Greith dieser Richtung huldigte, war sie so katholisch, wie sie nur sein konnte. Sie verkörperte die katholische Anschauungsweise in ihrem schärfsten Gegensatz zum Protestantismus. Nur etliche hundert Schritte von Greiths Kanzel construirten protestantische Prediger in der Laurentiuskirche drüben das Christenthum aus dem „reinen Wort" und a priori. Er trat ihnen nicht mit scholastischen Syllogismen oder Bellarmin'schen Controversen entgegen. Er griff sie überhaupt nicht an; aber unaufhörlich constatirte er nach allen Seiten hin, daß nur die katholische Kirche in ununterbrochener Lebensverbindung mit den Aposteln stand.

In seinem Munde hatte diese Art von Apologetik eine gewaltige Kraft. Er galt als der gelehrteste Mann in St. Gallen. Niemand im Lande war mit den Urkunden der Vergangenheit so vertraut, wie er. Von Männern wie den beiden Grimm, Böhmer, Pertz, Wuttke, Franz Pfeiffer, Laßberg, kurz von den ersten Germanisten Deutschlands als tüchtiger Geschichtskenner anerkannt, konnte er reden tanquam potestatem habens. Er brachte nicht aus dem ersten besten Handbuch einen consensus patrum auf die Kanzel; er hatte die kirchliche Tradition, soweit sie St. Gallen berührte, soweit er konnte, in ihren Quellenurkunden selbst studirt und seine freudige Glaubensgewißheit darin wissenschaftlich bestärkt gefunden. Je länger er studirte, desto mehr wuchs seine Pietät für die Heiligen und Gründer von St. Gallen, desto freudiger umfing er die Lehre, die sie zuerst in diesem Lande verkündigt hatten.

7.

Greiths priesterliche Thätigkeit beschränkte sich aber nicht auf seine engere Heimath St. Gallen. Vor Allem ist er treulich für den Bestand der schweizerischen Klöster eingestanden. Die Vertheidigungsschrift, welche er 1838 für die thurgauischen Klöster erscheinen ließ, bezeichnete Böhmer als ein „Meisterstück, zugleich populär und doch ernst und gründlich, voll tiefen Rechtsgefühls gegen die unwürdigste Verletzung und doch nicht beleidigend, alle Verhältnisse nicht zu viel, aber hinreichend berührend, und daher vollkommen übersichtlich und klar". Als Hurter, noch protestantischer Antistes von Schaffhausen, 1841 zur Vertheidigung der aargauischen Klöster das Wort ergreifen wollte, wandte er sich zunächst an Greith und fand an ihm den bereitwilligsten und tüchtigsten Bundesgenossen. Als aber alle Hoffnung, jene älteren religiösen Institute zu retten, dahinschwand, legte er gemeinsam mit Bischof Mirer sofort Hand an, wenigstens in der Nachbarschaft der Schweiz einen Ersatz zu schaffen. Der Versuch, ein Pensionat der Ordensfrauen vom Heiligsten Herzen 1852 in St. Gallen selbst zu gründen, scheiterte an der zelotischen Unduldsamkeit der dortigen Protestanten, welche von Drohungen gegen die wehrlosen Frauen bis zu rohen Thätlichkeiten schritt. Greith unterhandelte deßhalb 1853 mit Mone in Karlsruhe und dem Stadtpfarrer Müller in Überlingen, um den vertriebenen Ordensfrauen eine Niederlassung am Bodensee gründen zu helfen, die denn auch, zwar nicht in Überlingen oder Mainau, sondern in Riedenburg am Bodensee, zu Stande kam. Als dieselbe 1854 eröffnet wurde, hielt er die Festrede, in welcher er den segensvollen Einfluß des Ordenslebens auf die weibliche Erziehung begeistert anempfahl[1]. Er war es auch, der den Cistercienser-Abt des aufgehobenen Klosters Muri, Leopold Höchle, ermuthigte, in der Nähe von Bregenz das zerstörte Kloster neu aufleben zu lassen. Er reiste selbst nach Wien und erlangte dort, durch edelmüthige Freunde empfohlen und unterstützt, die nöthige Dotation zur Gründung des neuen Klosters und Gymnasiums Mehrerau.

Als die katholische Kantonsschule in St. Gallen zerstört wurde, sorgte Greith, daß die jungen St. Galler sich nach Einsiedeln, Schwyz

[1] Baunard, Leben der ehrw. Mutter Magdalena Sophia Barat. 2. Aufl. Regensburg, Pustet, 1884. S. 561, 591 ff. Dieses treffliche Werk gibt die interessanten Aufschlüsse über das Aufblühen des Katholicismus in den verschiedensten Ländern.

und andern katholischen Anstalten wandten. Den unternehmenden Kapuziner Theodosius Florentini unterstützte er in seinem charitativen Wirken, und als das von ihm gegründete Collegium zu Schwyz bei seinem Tode gefährdet schien, half er dasselbe mit andern hochgestellten Männern neu organisiren, so daß es bald eine der blühendsten katholischen Studienanstalten ward. Durch St. Gallische Theologie-Studirende, die nach München und Tübingen gingen, blieb er in freundlichem Verkehr mit diesen beiden Universitäten; als München anfing, mehr ein Herd preußischer Lehrweisheit als katholischer Wissenschaft zu sein, zog er es vor, die Theologie-Candidaten an das Seminar in Mainz zu schicken, mit dessen gelehrten Professoren er in bester Beziehung stand.

Bereits 1850 dachte er daran, durch die Missionsvereine in Deutschland Hilfe für arme Missionsgemeinden in der Schweiz zu erlangen. Guido Görres, an den er sich zunächst wandte, wies ihn an den Bonifacius-Verein. Als später der Pius-Verein die „innere Mission" in der Schweiz organisirte, nahm er an dessen Entwicklung regen Antheil und half selbst mehrere neue Gemeinden begründen. Überhaupt gab es in der Schweiz kaum ein katholisches Institut oder Unternehmen, bei dem er sich nicht irgendwie rathend, fördernd, unterstützend betheiligt hätte. Vereinsleben und Presse, Wissenschaft und Kunst, Ordensleben und Schule, die öffentliche Politik wie die Werke der christlichen Charitas und der Gottesdienst selbst, kurz alle Interessen der katholischen Schweiz beschäftigten seinen unermüdlichen Geist, und der kirchlichen Entwicklung im Auslande folgte er stets mit liebevollster Aufmerksamkeit.

Das Ansehen, das er bei hohen Familien des Auslandes: Solms, Radziwill, Fürstenberg u. A., genoß, benützte er nur dazu, um Werke der Frömmigkeit und christlichen Liebe sei es anzuregen, sei es zu fördern. In demselben Geiste erwies er der herzoglichen Familie von Parma, als sich dieselbe in seiner Nachbarschaft am Bodensee niederließ, die ihrem Range zukommende Aufmerksamkeit und Ehre. Die entthronte Herzogin Marie Louise, ihr Sohn Herzog Robert und die Töchter Alix und Margarita erwiederten dieselbe mit der religiösen Ehrfurcht und Freundlichkeit einer echt katholischen Fürstenfamilie, und als Bischof Greith der Herzogin Mutter nach ihrem Tode einen besonderen Trauergottesdienst abhielt und in schöner Trauerrede ihrer Tugenden und Verdienste gedachte, sprach ihm auch der Graf von Chambord in ungesuchter Herzlichkeit seinen Dank aus. Der ehrerbietige Ton des französischen Thronerben und Prätendenten steht in sonderbarem Contraste zu der bäuerlichen

Ungewaschenheit, mit welcher die radicalen Zeitungsschreiber von ihrem Bischof zu reden pflegten [1].

8.

Nur nebenher, d. h. nur in den freien Stunden, welche ihm sein Pfarramt, später das bischöfliche Officialat, Seelsorge, Predigt, verschiedene kirchliche und politische Ämter und Sorgen übrig ließen, konnte er sich demjenigen widmen, wozu er die glänzendsten Anlagen besaß, nämlich der Wissenschaft. Auch hier nöthigten ihn noch die äußeren Umstände zur Zersplitterung der Kräfte. War er auch nicht selbst Bibliothekar, so wollten die katholischen Behörden die Bibliothek wenigstens unter seiner Oberaufsicht wissen. Ausländische, besonders deutsche Gelehrte, welche die St. Galler Bibliothek benützen wollten, wandten sich meist an ihn, und er unterstützte sie, oft mit großen Opfern an Zeit und Mühe, in ausgiebiger, dienstfertiger Weise. Kamen hohe Besucher: Fürsten, kirchliche Würdenträger, berühmte Gelehrte, so mußte er das Amt eines Cicerone übernehmen. So hat er auch den deutschen Kronprinzen und den Prinzen von Wales kennen gelernt. Der Philosophie-Kurs, den er zu gründen sich genöthigt sah, durchkreuzte seine historischen Studien, ohne ihm die nöthige Muße zu gewähren, auf diesem Gebiete ein abgeschlossenes, größeres Werk zu vollenden. Seinen jahrelangen germanistischen und historischen Studien, seinem eigentlichen Hauptfach von Jugend auf, entsproßten, unter so mannigfachen Störungen und Unterbrechungen, nur zwei größere Werke: „Die deutsche Mystik im Predigerorden" und die „Geschichte der altirischen Kirche". Nur einem so hochbegabten und fleißigen Manne konnte es gelingen, ohne ruhige Muße, unter beständiger

[1] Venise, le 29 mars 1864. — Monsieur l'Evêque, j'ai reçu par le Mis Malaspina votre lettre et l'oraison funèbre dont elle accompagnait l'envoi, et j'en ai été vivement touché. Je vous remercie de l'hommage public que vous avez voulu rendre aux vertus, au caractère élevé, à la noble conduite de cette soeur chérie, dont la perte laisse un vide immense dans mon coeur et dans ma vie. Continuez à prier pour cette âme privilégiée, bien que je sois convaincu que Dieu l'aura déjà accueillie dans sa miséricorde. Priez également pour ces pauvres orphelins, priez pour nous si éprouvés, si malheureux, afin que le Seigneur nous donne force et lumière pour remplir les nouveaux devoirs de père et de mère auprès de ceux qui n'en ont plus. — Combien de fois ma soeur ne m'a-t-elle pas parlé de vous, du bonheur, qu'elle avait éprouvé quand elle avait su que le diocèse de St-Gall était confié à vos pieuses mains. Je n'ai pas oublié la visite que vous êtes venu lui faire à Wartensee pendant que je m'y trouvais. — Recevez, Monsieur l'Evêque, l'assurance de ma gratitude et de ma sincère affection. Henri.

äußerer Amtsthätigkeit, eine Erudition zu erwerben, wie ſie dieſe beiden Werke bekunden.

Eine ehrenvolle Anerkennung ward ihm bereits im Februar 1837 dadurch zu Theil, daß ihn „die Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde mit dem Erſuchen, zur Herausgabe der Monumenta Germaniae Medii Aevi mitwirken zu wollen", zu ihrem Mitgliede ernannte. Der Ernennungsact iſt von Böhmer gezeichnet. Im folgenden Jahre nahm ihn die Schweizeriſche Geſchichtsforſchende Geſellſchaft in die Zahl ihrer Mitglieder auf. Von da ab erweiterte ſich der Kreis ſeines wiſſenſchaftlichen Verkehrs Jahr für Jahr und wurde nicht ſelten auch Anknüpfungspunkt zu freundſchaftlichen Beziehungen. Des Münchener Kreiſes iſt ſchon gedacht. Bei Görres, Laſſaulx, Phillips, Döllinger, Höfler war er ein alter Bekannter. Auch Lord Acton kannte ihn von München her. Mit Pertz und Böhmer kam er durch die Monumenta in nähere Verbindung. Bei Laßberg lernte er Uhland und andere Freunde mittelalterlicher Dichtkunſt perſönlich kennen, bei Hofrath Schloſſer auf Stift Neuburg Gelehrte der verſchiedenſten Fächer. Der Präſident der Schweizeriſchen Geſchichts-Geſellſchaft, der Berner Patricier Zerleder, ſchloß ſich ſehr vertraulich an ihn an. Seine alten Luzerner Freunde vergaß er nicht; P. Gall Morel und P. Karl Brandes in Einſiedeln waren ihm wie der Abt Heinrich Schmid ſehr zugethan.

An wie vielen gelehrten Publicationen Greith durch freundliche Dienſtleiſtungen betheiligt war, iſt ſchwer feſtzuſtellen, da die Bibliothek Jahr für Jahr von vielen Gelehrten beſucht ward und eine Menge nützlicher Aufſchlüſſe mündlich gegeben wurden. Im Ganzen ſcheint er es nicht geliebt zu haben, koſtbare Codices in's Ausland zu leihen, bot ſich aber um ſo dienſtwilliger an, auch umfangreiche Collationen ſelbſt vorzunehmen. Für die Monumenta Germaniae collationirte er 1838 im Auftrage von Pertz den Andreas presbyter mit einer auf der Stadtbibliothek in St. Gallen befindlichen Handſchrift und lieferte für den kritiſchen Neudruck die nöthigen Correcturen. Pertz dankte ihm dafür am 13. October als für einen „ſehr erfreulichen Dienſt". Nach einem Brief von Böhmer ſandte Greith auch das Necrologium fuldense ein, das aber nicht ſofort zum Druck gelangte. Noch 1852 wurde er von Pertz abermals in Anſpruch genommen und erhielt dabei die Verſicherung, daß ſein Verzeichniß (das Spicilegium Vaticanum) dem Dr. Bethmann in Rom bei ſeinen Studien in der Vaticana „ſehr förderlich geweſen" ſei. An der Herausgabe des griechiſchen Geographen Äthicus Iſter, welche Wuttke 1854 veranſtaltete, hatte er nach deſſen dankbarem Geſtändniß nicht geringen Antheil. Scotus Erigena ſetzte ihn mit den Profeſſoren Floß[1] und Schlüter in Berührung, andere bibliographiſche Angelegenheiten mit dem Bibliothekar Schmeller und dem Archivar Roth in München, mit Nepomuk Keller und Brüggemann in Berlin. Mone in Karlsruhe und Hofrath Schloſſer unterſtützte er in ihren hymnologiſchen Arbeiten, Prof. Weſtwood in Oxford u. A. in palä-

[1] Siehe Hiſtor.-polit. Bl., XXXIII. 1017.

graphischen Studien. Großes Verdienst erwarb er sich um die kritischen Forschungen des Iren Dr. Reeves, welcher im Auftrag der Irish Archaeological Society und unter Mitwirkung des Banatyne-Club in Edinburg die Vita S. Columbae neu herausgab. Die Correspondenz ging anfänglich durch den Oberbibliothekar Dr. Horner in Zürich, später direct. Zum Danke schickte ihm Dr. Laing, Bibliothekar der Signet Library in Edinburgh, das Werk des Dr. Reeves zu. Viele Jahre später consultirte ihn Dr. Alexander Forbes, Bischof von Dundee, über den hl. Columbanus, über welchen er ein englisches Werk schreiben wollte [1].

Während es Greith umsonst versuchte, die Excerpte und Manuscripte, die er in Rom für das englische Board of Records ausgearbeitet hatte, aus den Schreinen des Londoner Archivs zurückzuerhalten, gelang es ihm dagegen, für die Stiftsbibliothek eine kleine Compensation zu bekommen. Auf seine Bitte (7. April 1855) wandte sich der ihm persönlich befreundete G. W. Gordon, englischer Bevollmächtigter in Bern, an Sir Francis Palgrave und Lord Clarendon und erwirkte der Bibliothek die Schenkung von etwa 40 Bänden aus den archivalischen Publicationen (Record Publications), welche die Regierung hatte veranstalten lassen.

Eine strict theologische Fachschrift hat Greith nicht verfaßt; doch bekunden seine Predigten, Hirtenbriefe und sonstigen Schriften ein so ausgebreitetes Wissen auf dem Gebiete der Theologie, besonders der positiven, daß die theologische Facultät in Tübingen es sich wirklich zur Ehre rechnen konnte, ihm die Doctorwürde der heiligen Wissenschaft zu verleihen. In der Philosophie ist er der Zahl jener Männer beizuzählen, welche, noch unter dem übermächtigen Einfluß des deutschen Idealismus herangebildet, das Joch desselben abzuschütteln und diesem wichtigen Bildungszweig durch Rückkehr zur christlichen Philosophie seine Bedeutung zurückzuerobern suchten, aber, von Vorurtheilen gegen die Scholastik und ihre strengere Methode eingenommen, nicht herzhaft zur Philosophie der Vorzeit zurückzukehren wagten. Carteſius und Leibnitz schätzte er übermäßig hoch; die Nachzügler der deutschen Pantheisten, Krause, Baader, den jüngern Fichte u. A., beurtheilte er viel zu nachsichtig. Mehr eklektisch die Geschichte der Philosophie als deren Fragen selbst behandelnd, gelangte er übrigens nicht zu einem abgeschlossenen System und hat auch von seinem Handbuch nur jene Partien vollendet, welche eine selbständige, feste Stellungnahme noch umgehen ließen. Dennoch hat er in seinem kleinen Kreise als Philosophie-Professor günstig gewirkt und jener Re-

[1] In which, I hope, sagte er, to avail myself of some of the information contained in your learned work ‚Geschichte der Altirischen Kirche'.

generation der Philosophie einigermaßen vorarbeiten helfen, welche sich seitdem im katholischen Deutschland vollzogen hat.

Während seine Bemühungen auf philosophischem Gebiete längst überholt sind, hat er sich dagegen als Erforscher und Kenner mittelalterlicher Mystik ein bleibendes Verdienst erworben. Franz Pfeiffer betrachtete ihn auf diesem Felde als ebenbürtigen Mitarbeiter, und P. Denifle hat ihm seine Erstlingsarbeit gewidmet.

Pfeiffer hatte den ersten Band seiner „Mystiker" noch nicht vollendet, als er sich 1844 an Greith wandte, um durch seine Vermittlung eine Anstellung als Bibliothekar in St. Gallen zu finden. Es kam nicht hierzu; doch blieb Pfeiffer mit Greith fortan in freundschaftlicher Beziehung, vermittelte gelehrte Anfragen Uhlands und stellte selbst solche und suchte Greith auch persönlich in St. Gallen auf. „Die Abende," schrieb er ihm den 8. Aug. 1852, „welche ich vor bald vier Jahren in Ihrer Gesellschaft zubringen durfte, habe ich noch nicht vergessen und werden stets eine der angenehmsten Erinnerungen für mich bleiben." Er wollte damals eben den II. Band seiner Mystik des 14. Jahrhunderts in den Druck geben, als ihn Uhland auf drei Handschriften aufmerksam machte, die Greith erworben hätte und die ihm für seine Sammlung dienen könnten. „Meine Sammlung," sagte er, „für die sich auch der Fürstbischof Cardinal von Diepenbrock in Breslau und Prof. Lassaulx in München ganz besonders lebhaft interessiren, hat einen edeln und hohen Zweck: der in Unglauben und Materialismus versunkenen Gegenwart zu zeigen, wie hoch das verschrieene und verachtete Mittelalter, das deutsche namentlich, nicht nur an Innigkeit des Glaubens, sondern auch an Tiefe des Gedankens und an Adel der Gesinnung stand."

Daß Greith seine Forschungen bereitwilligst unterstützte, geht aus einem Dankbrief vom 25. April 1853 hervor.

„Seit Weihnachten," schreibt Pfeiffer, „bin ich krank und leidend, so daß ich mit größter Mühe kaum meinen Berufspflichten nachkommen kann und zu jeder andern ernsteren und anstrengenderen Arbeit fast untauglich bin. Selbst die Correspondenz mit Freunden, sonst die angenehmste Erholung für mich, kostet mich Anstrengung und mußte ich deßhalb lange Zeit ganz unterlassen. Dieß ist der Grund, warum auch der liebevolle freundliche Brief, womit Sie mich zu Anfang dieses Jahres erfreut haben, bis jetzt unbeantwortet blieb; halten Sie mich deßhalb für keinen Undankbaren; es wäre mir dieß überaus schmerzlich. Für das altdeutsche Gebetbuch, auf das ich mich recht freue, weil mir diese Idee eben so neu als glücklich scheint, bin ich nicht unmüßig gewesen, und habe mir aus den zahlreichen Handschriften, die unsere k. öffentliche Bibliothek in diesem Gebiet besitzt, Vieles angemerkt, das ich Ihnen später, wenn sich, so Gott will, meine Gesundheit wieder kräftigt, in treuen Abschriften zusenden werde: so unter Anderm zwei Litaneien, die eine aus dem 12., die andere aus dem 14. Jahrhundert, die beide sehr schön sind. Aus den altdeutschen Handschriften läßt sich überhaupt ein Gebetbuch herstellen, viel-

seitiger, reichhaltiger und tiefer als alle neuen, und ich unterzeichne mit vollem Herzen Ihren Ausspruch, daß wir Deutschen nicht mehr beten können, wie unsere Väter gebetet haben. ... Die Predigten des Liutpriesters von Stanz und des Joh. von Mülberg sind mir gänzlich unbekannt und ich höre ihre Namen durch Sie zuerst. ... Kürzlich war Prof. Dr. Uhland von Tübingen aus hier und läßt Sie unter herzlichen Grüßen durch mich fragen, ob Sie nicht die auf beiliegendem Blatte verzeichneten Verse des Rolandsliedes von Stricker mit dem MS. vergleichen wollten, das sich auf der St. Galler Bibliothek befindet, zusammen mit dem Parzival, Nibelungenlied ꝛc. in Einem Band?"

So fleißig, pünktlich und genau aber auch Greith als historischer Forscher und Kritiker war, so war es ihm doch nicht verliehen, in Arbeiten solcher Art volle Befriedigung zu finden. Er hätte es nicht ausgehalten, wie Pertz und Böhmer, mit der hingebendsten Liebe das ganze katholische Mittelalter zu durchforschen und dann protestantisch zu bleiben. Wie Hurter und Gfrörer verlangte er von der Wissenschaft noch zu seinen Lebzeiten praktische Resultate. Darin ist wohl der Grund zu suchen, daß er selbst keine Arbeiten mehr im Genre des Spicilegium unternahm, sondern seine reichen historischen Kenntnisse religiösen Gesichtspunkten unterordnete. Der Protestantismus hatte Glauben, Wissen und Leben skeptisch auseinander gerissen. Ohne viel theoretisches Federlesen schritt er praktisch in's Mittelalter zurück und verband die getrennten Elemente wieder in gemüthlichster Weise.

Seine „Deutsche Mystik im Predigerorden" hat zum Theil den Werth von kritischen Quellenstudien, enthält aber zugleich werthvolle Beiträge zur schweizerischen Localgeschichte, zur Geschichte der Mystik, zur deutschen Literaturgeschichte[1]. Sie beweist, daß arme Nönnchen lange vor Luther eine ganz allerliebste, klare, herzliche, ungesucht schöne deutsche Prosa schrieben. Philosophische Partien zeigen, daß die deutsche Sprache auch für abstracte Ideen manches zutreffende Wort besitzt, welches ein gestrenger Scholastiker für einen Monopol-Artikel des Lateinischen erachten würde. In dem Leben der Ordensfrauen von Töß finden sich die rührendsten erbaulichen Züge. Überhaupt läßt sich das Buch in keine der landläufigen Schablonen bringen. Theologie und Philosophie, Geschichtliches und Literarisches, Ascese und gelehrte Erudition berühren sich darin in jener Gemüthlichkeit, welche im Mittelalter Glauben, Leben und Wissen vereinigte.

---

[1] Histor.-polit. Bl., XLIX. 211 ff.

Gerade durch seine Eigenart hat indeß Greiths Buch bereits schöne Früchte getragen. Aus vielen stillen Klosterzellen wurde ihm der herzlichste Dank zu Theil, und Franz Pfeiffer drückte ihm die Anerkennung der Wissenschaft in den Worten aus: „Ihr schönes und reichhaltiges Buch hat mich mächtig angeregt und angesprochen.“ Im Anschluß an ihn hat P. Denifle einen unvergleichlich schönen Blüthenstrauß aus der deutschen Mystik gesammelt und dann Seuse's Werke wieder in Umlauf gesetzt. Fast gleichzeitig wurde auch von anderer Seite die schöne ascetische und religiöse Literatur des ausgehenden Mittelalters wieder in die lebendige Erinnerung zurückgerufen, und wird hoffentlich zum Ansatzpunkt einer ascetischen Literatur werden, welche die ewig fruchtbaren Wahrheiten des Heiles in der schlichten, treuherzigen Sprache des deutschen Volkes, mit der vollen Innigkeit seines Gemüthes und mit der Kraft und Tiefe seines Geistes von Herz zu Herzen reden läßt.

Viel schärfer tritt Greiths Eigenart in seinem Hauptwerk, der Geschichte der altirischen Kirche, zu Tage. Es ist in mancher Hinsicht eine Fortsetzung seiner vaticanischen Bibliothekstudien, weitergeführt durch 30 Jahre, mit jenem Fleiß, der geduldig Manuscripte vergleicht, Lesarten untersucht, unleserliche Stellen zu entziffern sucht, mühsam von den mittelbaren Angaben zu den Quellen emporsteigt, das Gewonnene verbindet und das noch Räthselhafte durch Conjectur aufzuhellen sich bemüht. Aber der Bibliophile ist nicht Herr und Meister, er hat zu Gunsten der Theologie und Apologetik abgedankt. Wie die Philosophie, so ist bei ihm auch die Geschichte nur die ancilla der Theologie. Greith stand an der Schwelle des Greisenalters, als sich das umfangreiche Material zu einem nicht sehr großen Band gestaltet hatte. Da ernannte ihn Papst Pius IX. zum Bischof von St. Gallen, und das Buch, der Abriß seiner historischen Studien, sein literarisches Testament und Glaubensbekenntniß, ward zugleich zum bedeutsamen bischöflichen Manifest an den Klerus seiner Diöcese.

„Ehrwürdige Brüder!“ so heißt es in der ergreifenden Einleitung des Werkes. „Die heiligen und weisen Männer einer längst entschwundenen Vergangenheit werden in diesen Blättern durch ihre eigenen Lehren und Thaten zu Ihnen reden, welche, von der Liebe Gottes erglüht, die Kirche Christi in Irland, im gallischen Frankreich und in unserer alemannischen Heimath einst gegründet und verherrlicht haben; die lautsprechenden Zeugnisse, die sie ablegen, bilden die goldene Kette einer großartigen, historischen Beweisführung für das Alterthum, die Wahrheit und den unveränderlichen Charakter unserer heiligen Religion, einen Catach oder Kämpfer der besten Art, der überall und

immer siegreich sich bewährt, wenn er, Angriffe abwehrend, Priestern zur Seite steht, welche, wie die alte Ritterregel fordert, ein reines Gewissen besitzen, ihr Leben in aller Ehre bewahren und ihres Berufes würdig sind. Tief in den Schachten der christlichen Vorzeit werden wir die letzten Wurzelausgänge jenes heilbringenden Baumes finden, der, vom hl. Gallus in diesem Lande einst gepflanzt, unserem Volke schon so viele Jahrhunderte die Früchte des zeitlichen Segens und ewiger Beseligung bot, und wie sie die Belege für die Thatsache liefern, daß die Kirche des hl. Gallus ein Zweig der irischen des hl. Patricius, diese aber eine Tochter der römischen Kirche, der Mutter und Lehrerin aller Kirchen der Welt ist, so liegt in diesen Belegen zugleich der unwidersprechliche Nachweis, daß unsere Kirche von ihrem ersten Ursprunge an mit den ältesten Kirchen und mit der apostolischen Kirche Roms übereinstimmt, und darum, um mit Tertullian zu sprechen, ‚die wahre Glaubenslehre bewahrt, weil, was von frühester Zeit an gelehrt und überliefert worden, von Christus gegeben und wahr ist, fremdartig und irrig aber Alles ist, was erst später entstanden und von den Menschen ersonnen worden'. Wie der Rheinstrom nach der Sage über den verborgenen Hort der Nibelungen seine Fluthen schon so lang dahin gewälzt, ohne ihn je wegzuspülen oder fortzuwälzen in's Meer, weil er unerreichbar für die Wogen, in seinem alten Steinbett liegt, so waren in Wahrheit die Wellenschläge der Zeit nicht im Stande, den kostbaren Schatz der Überlieferung aus der Kirche des hl. Gallus wegzuschwemmen; denn er ruht wohlgefestet und bewahrt in der Lade ihrer geschichtlichen Denkmäler und im Herzen des St. Gallischen Volkes. Ich denke, ehrwürdige Brüder, auch wir werden ihn um so entschiedener festhalten, je armseliger die neue Waare aussieht, welche die Schule der Verneinung uns dafür anbietet. Bei ihm finden wir Stärkung in dieser schweren Zeit und immer neue Lebensfrische, wenn der Muth uns sinken will."

Der amerikanische Convertit Dr. Preuß gestand, daß er diesem Werke Greiths die erste Anregung zum Studium der katholischen Kirche, also zu seiner Bekehrung, verdankte. Ein berühmter Kirchenhistoriker Deutschlands schrieb dem Verfasser: „Das ist ja ein äußerst gediegenes und werthvolles Geschenk, das Sie der religiösen Welt mit Ihrem neuen Werke gemacht haben; eine wahre Bereicherung unserer theologischen Literatur. Da ist einmal der rechte Stoff in die rechte Hand gekommen."

9.

Am 8. Mai 1863 wurde Dr. Karl Johann Greith in der Kathedrale von St. Gallen feierlich zum Bischof consecrirt. Die Weihe ertheilte ihm sein lieber und gelehrter Grenznachbar Dr. Feßler, Weihbischof von Feldkirch, später Bischof von St. Pölten und Secretär des Vaticanischen Concils. Als Assistenten fungirten ebenfalls zwei alte, treue Freunde, der Benedictiner-Abt Heinrich von Einsiedeln und der Cister-

cienser-Abt Leopold von Mehrerau. Es war ein froher Tag für die ganze Diöceſe. Die St. Galliſchen Katholiken ſahen in der neuen Würde ihres hochverehrten Vorkämpfers nur den verdienten Lohn für 30 Jahre voll Mühe, Arbeit und Leiden. Dem neuen Oberhirten zumeiſt verdankte das Bisthum, daß es überhaupt beſtand. Einen wahrhaft komiſchen Eindruck machte es, als der Vertreter des Staates beim Feſt-Diner, durch faſt 30 Jahre Greiths beſtändiger Widerſacher, Landammann Hungerbühler, ſeinem officiellen Glückwunſch die Erinnerung an die Bartholomäusnacht anknüpfte und den neuen Oberhirten zur Toleranz ermahnte. Greith antwortete dem taktloſen Toleranzprediger mit einer feinen Erinnerung an den heiligen Graal, das poetiſche Symbol des myſtiſchen Opfers und Prieſterthums, und ſagte dann:

„Der hl. Graal iſt noch immer zu finden in jenem Staate, wo unter der Sonne der bürgerlichen Freiheit auch die Kirche für ihre weltbeglückende Miſſion in ihrem ſelbſteigenen Gebiete der vollſten Freiheit ſich erfreut, und die beiden Gewalten, in ihren ausgeſchiedenen Kreiſen ihre Rechte gegenſeitig gewiſſenhaft achtend, durch die Bande des Wohlwollens zuſammengehalten, mit vereinten Kräften die Wohlfahrt des Volkes fördern."

Die nächſten Jahre verfloſſen ziemlich friedlich und gönnten Greith Zeit und Muße, die ganze Diöceſe, die er längſt kannte, mit ſeiner perſönlichen Gegenwart zu erfreuen und überall ſeines Hirtenamtes zu walten. Zu ſeiner Diöceſe erhielt er noch die proviſoriſche Verwaltung des Kantons Appenzell Inner- und Außer-Rhoden, die nach Auflöſung des Bisthums Konſtanz bis dahin von Chur aus geführt worden war. 1865 reiste er zum erſten Mal ad limina apostolorum und brachte Pius IX., den er zärtlich liebte und verehrte, und bei dem er hinwieder in hoher Achtung ſtand, ſeine Huldigung. Schon 1867 machte er eine zweite Romfahrt, und zwei Jahre ſpäter rief ihn das Vaticaniſche Concil abermals in die ewige Stadt. Seine innige Begeiſterung für Kirche, Papſt und Papſtthum drückt ſich in den ſchönen Hirtenbriefen dieſer Zeit aus: Mahnruf der Kirche an ihre Gläubigen in jetziger Zeit, 1865. — Die Leiden der Kirche, 1866. — Papſt Pius IX. und der offene Krieg gegen die katholiſche Kirche, 1867. — Der Triumph des Stuhles Petri, 1867. In dem letzten ſagt er u. A.:

„Zahlloſe Gebäude menſchlicher Lehrweisheit und politiſcher Verfaſſungen wurden im Laufe ſo vieler Jahrhunderte errichtet und fielen wieder in den Staub zuſammen, aus dem ſie hervorgegangen, nur der Lehrſtuhl Petri ſteht noch in ſeiner ungeſchwächten Kraft, und obwohl umtoſet wie von der Brandung des aufgeregten Meeres, von der Cyklopenſchaar aller Schreier

und Läugner und aller feindlichen Mächte der Welt, verkündet von ihm herab der oberste Lehrer der Kirche den Königen und Völkern heute noch dieselbe Lehre der ewigen Weisheit und dieselbe Regel des göttlichen Rechts, welche einst der hl. Petrus in seinen Tagen verkündete, und während sonst Alles auf Erden ändert und altert, ist unter der Wache und Obhut der römischen Päpste der katholische Glaube bis auf diesen Tag, immer alt und ewig jung, geblieben."

„Die Aufgabe, die Kirche Christi unter den Völkern auszubreiten und sie in der Wahrheit bis an's Ende der Tage zu erhalten," sagt er weiter, „hat der ewige Sohn des Vaters, Christus unser Herr, einfach dadurch gelöst, daß er den hl. Petrus und seine Nachfolger mit der Obergewalt über die ganze Kirche betraute. Dadurch hat er ihr einen sichtbaren Mittelpunkt für immer in den Bischöfen von Rom verliehen, für die er in der Person des hl. Petrus einst zum Vater flehte: daß ihr Glaube niemals wanke und sie, von ihm besonders gestärkt, im Stande wären, auch ihre Brüder im Glauben immerdar zu stärken." Endlich citirt er aus Vincenz von Lerin: „Über die Autorität aller andern Bischöfe im Morgen- und Abendlande ragt aber jene der Bischöfe der Stadt Rom hervor, die den apostolischen Stuhl Petri inne haben, und ihr oberster Ausspruch ist in Sachen des Glaubens von einem ganz entscheidenden und überwiegenden Gewicht."

Obwohl Bischof Greith hiermit weit über die Ansicht hinausging, die dem Papst eine bloße Präsidentschaft oder einen Ehrenprimat in der Kirche zuschreibt; obwohl er ihn deutlich genug als den obersten Lehrer und Hüter des Glaubens, als entscheidenden Richter in Glaubenssachen bezeichnete — eine lehramtliche Stellung, die ohne Unfehlbarkeit nicht denkbar ist: so wurde er doch am Vorabend des Vaticanischen Concils von den Gegnern der Infallibilität inner- und außerhalb der Schweiz als einer der Bischöfe angesehen, auf den man seine Hoffnung zu richten habe. Er war mit Döllinger und Dupanloup persönlich befreundet, wie jener ein bedeutender Kirchenhistoriker und deutscher Gelehrter, wie dieser ein gewandter Politiker und Diplomat. Ohne ihm nahezutreten, darf man behaupten, daß er in historischen Fragen besser bewandert war, als in strict dogmatischen, gegen die scholastische Richtung in der Theologie nicht ganz frei von Voreingenommenheit war und von seinen Studienjahren her stets die Concilien als Träger des unfehlbaren kirchlichen Lehramtes betont und hervorgehoben hatte, ohne dabei die päpstliche Unfehlbarkeit zu behaupten oder zu verneinen. Obwohl die sogen. „wissenschaftliche" Befehdung der Infallibilitäts-Lehre von München aus sich von Anfang an so schonungslos, ehrfurchtslos und anmaßend gegen Papst und Papstthum selbst richtete, daß ein so kirchlich gesinnter Mann, wie er, sich dadurch abgestoßen fühlen mußte, stand Greith doch durch

seinen Bildungsgang, seine Ansichten, seine ganze Anschauungsweise und auch durch persönliche Beziehungen den Repräsentanten der „deutschen Wissenschaft" bei weitem näher, als jener Richtung in der Theologie, welche die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht nur als möglich, sondern sogar als opportun und wünschenswerth betrachtete[1].

Jedenfalls hielt er die Widerlegung der historischen Einwürfe gegen jene Lehre für schwierig und complicirt, die öffentliche und allgemeine Debatte darüber für eine Klippe, an der manche Schwache Schiffbruch leiden könnten, die Definition selbst für eine gefahrvolle Kriegserklärung an die gesammte moderne Welt. Die Drohungen der europäischen Diplomatie schreckten ihn. Er befürchtete allen Ernstes, daß, wenn das Concil, im Sinne des Syllabus, scharf und energisch allen Lieblings-Irrthümern der Zeit entgegenträte, der moderne Staat seine ganze materielle Macht entfalten werde, um sich an der Kirche zu rächen. Eine furchtbare, unabsehbare Katastrophe — Schisma, unsägliche Verwirrung, allgemeine Katholikenverfolgung mußte die Folge sein. Das mag genügen, um die Haltung Greiths beim Vaticanischen Concil erklärlich zu machen.

Während Greith in Rom war, wurde er von der Schweiz aus von einer Menge von Leuten, Geistlichen wie Laien, mitunter in fast komisch-naiver Form mit der Zumuthung bedrängt, die Definition des verhängnißvollen Dogmas zu verhindern.

„Unserm jetzigen Vater der Christenheit," schrieb man ihm, „wird ohne Dogma und ohne Zwang Gehorsam geleistet und bei jedem würdigen Papst der Zukunft wird das Gleiche der Fall sein. Wenn aber früher oder später ein Unwürdiger den päpstlichen Stuhl einnähme, mit dieser Infallibilitätsmacht bekleidet?! — — Ich muß gestehen, daß der intelligente und ich glaube der wahrhaft gläubige Theil Ihrer Diöcesanangehörigen von einer Gewissensangst befreit würde, wenn die Frage der päpstlichen Infallibilität im bisherigen Bestande belassen, d. h. dem Gewissen der Gläubigen anheimgestellt würde."

Das katholische Volk empfand solche Gewissensbedenken nicht; von den „Intelligenten" dagegen vereinten sich Einige sogar zu dem wunderlich-demokratischen Unterfangen, das Votum des Bischofs in der Kirchenversammlung durch eine Adresse unterstützen zu wollen:

---

[1] Vgl. den Nekrolog Greiths im Luzerner „Vaterland", V. Nr. 121, 26. Mai 1882, wo indeß der Gegensatz „deutscher Wissenschaft" gegen nichtdeutsche etwas sonderbar betont ist, in einer Schroffheit, wie sie der verstorbene Bischof nach dem Vaticanum gewiß nicht gebilligt hätte.

„Die Unterzeichneten — Wenige zwar, aber der Übereinstimmung mit einer sehr großen Zahl unserer Confessionsgenossen versichert — können es sich nicht versagen, ihre Freude darüber auszusprechen, daß bei der wichtigsten Frage, welche die Kirchenversammlung beschäftigt (betreffend die Unfehlbarkeit des Papstes) der schweizerische Episkopat gerade durch Ihren allverehrten Namen in der Reihe derjenigen erleuchteten Väter vertreten ist, welche — gewissen, ohne Zweifel gutgemeinten, aber in ihren Folgen verhängnißvollen Bestrebungen gegenüber — mit Freimuth und Festigkeit dem alten Glauben Zeugniß geben und, indem sie die Freiheit des Gewissens Tausender von aufrichtigen Katholiken wahren, zugleich eine schwere Krisis für die innere Einheit der katholischen Kirche, sowie für die äußere Stellung derselben nordwärts der Alpen abzuwenden bemüht sind."

Der Bischof von St. Gallen wies diese Adresse zurück, welche der Infallibilität des Papstes gewissermaßen jene der „intelligenten" Gewissen substituirte. Dagegen schloß er sich der conciliarischen Minorität an und zeichnete mehrere Actenstücke, welche dieselbe dem Concil vorlegte. Die erste Rede, welche er am 17. Mai gegen die Opportunität der Dogmatisirung hielt, ließ über seinen entschieden kirchlichen Standpunkt nicht den mindesten Zweifel übrig. Er sagte darin:

„Wie ich mich allzeit verhalten habe, wo es sich um Vertheidigung der Rechte des Apostolischen Stuhles handelte, das bezeugen seit mehr als 40 Jahren nicht bloß Worte und Schriften, sondern auch Thaten. Die zahlreichen Mühen, häufige Gefahren, jahrelanges Exil, die härtesten Prüfungen waren der Kampfeslohn, der mir in meinem Kriegsdienste unter dem Banner des Apostolischen Stuhles in den großen Kämpfen der verflossenen Zeit zu Theil ward: und, mit Hilfe Gottes, wird der Veteran jenes glorreiche Banner bis zum Tode festhalten, und, an Jahren und Wunden reicher geworden, dem Glauben der Väter und der heiligen Sache niemals abtrünnig werden!" [1]

Den 7. Juli sprach er noch einmal; bald darauf erbat er sich wegen seines leidenden Zustandes die Erlaubniß, abzureisen, und kehrte, nachdem er dieselbe erhalten, noch vor der entscheidenden Sitzung in die Schweiz zurück. „Quirinus" bedauerte seine Abreise, sah sich aber bei ihm, wie bei dem ganzen Episkopat der katholischen Welt, in der Erwartung ge-

[1] „Quis ego semper fuerim, ubi de tuendis iuribus Apostolicae Sedis actum est, per quadraginta amplius annos, non solum verba et scripta, sed facta quoque testantur. Labores plurimi, pericula frequentius, exsilium per annos, asperrima quaeque totidem stipendia sunt, quae militanti mihi sub signo Apostolicae Sedis in transacto magno rerum temporumque discrimine contigerunt: atque miles ille veteranus gloriosum hoc vexillum, auxiliante Domino, usque ad mortem tenebit, nec, dum annis et vulneribus auctus est, avitam fidem sanctamque causam unquam deseret."

täuscht, daß auch nur ein Bischof um den Schein wissenschaftlicher Erudition oder aus Furcht vor zeitlicher Verfolgung am Glauben irre werden würde. Das große Schisma, das man erwartet hatte, trat nicht ein. Ein kleines Häuflein liberaler Katholiken, längst innerlich mit der Kirche zerfallen, sonderte sich als „Altkatholiken" von der allgemeinen Gemeinschaft der Gläubigen aus. Döllinger, der sie vergeblich gemahnt hatte, in der Kirche zu bleiben, zog sich unmuthig von dem Kampfplatz zurück, auf dem er als „Janus" und „Quirinus" nur von den Protestanten und Ungläubigen sich Lorbeeren erworben hatte.

„Wie seit Jahr und Tag," so schrieb Bischof Greith im Juli 1871 im Namen des gesammten schweizerischen Episkopats, „das Ansehen dieses heiligen Concils durch leidenschaftliche Berichte und böswillige Entstellungen angegriffen und herabgewürdigt worden, so ward insbesondere die Lehre von der Unfehlbarkeit der obersten Lehrautorität des Oberhauptes der Kirche irrig aufgefaßt und von Vielen absichtlich mißdeutet, um sie im gehässigsten Lichte darzustellen und die Welt gegen sie aufzuregen. Wer ruhig den Verlauf dieser Befehdung und die treibenden Geister in demselben beobachtete, mußte alsbald die Überzeugung gewinnen, daß es gerade die Widersacher der katholischen Kirche sind, welche diesen willkommenen Anlaß für ihre Zwecke zu verwerthen und auszubeuten suchen, um die arglosen Gläubigen zu verwirren, den göttlich gesetzten Mittelpunkt zu brechen, den obersten Hirten derselben zu schlagen, um die ganze Heerde zu zerstreuen."

Während Greith sich in diesem Hirtenbriefe begnügte, die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit klar, bestimmt und faßlich darzulegen und gegen die landläufigen Einwürfe zu vertheidigen, hat er später bei Gelegenheit des Papstjubiläums 1877 die providentielle Sendung Pius' IX. und des Concils in wahrhaft erhabener Weise dargestellt:

„Beim Beginn des großen Kampfes, der gegenwärtig die Welt erschüttert, getraute sich noch Niemand, den Abfall vom katholischen Glauben offen zu predigen; man sprach lediglich von einem ‚reinen' Christenthum und von ‚geläuterten' Religionsbegriffen. Man hütete sich wohl, den Umsturz der katholischen Kirche ungescheut zu betreiben, statt dessen wurden falsche und irrige Lehren über die Kirche in Umlauf gesetzt. Eben so wenig wagte man es damals, den Katholiken die Lostrennung vom Papstthum zuzumuthen; wohl aber wurden die wesentlichsten Rechte und Befugnisse desselben bestritten, Rechte und Befugnisse, ohne welche es dem Oberhaupt der Kirche unmöglich gemacht wäre, nach Christi Auftrag die Kirche auf Erden in der Wahrheit der göttlichen Lehre zu erhalten und die Gläubigen auf dem Wege des Heiles zu leiten. Das treueste Kriegsheer, mag es noch so wohl geordnet und tapfer sein, kann durch Verwirrung auseinander getrieben und kampfunfähig gemacht werden. Das Gleiche sollte gegen die katholische Kirche erzielt werden. Die

unveränderliche Glaubenslehre sollte nach den veränderlichen Grundsätzen des Zeitgeistes umgestaltet, in religiösen Dingen Wahres und Falsches durcheinander gemengt, menschliche Irrthümer unter schimmerndem Wortgepränge mit den göttlichen Lehren vermischt werden. Es galt für besondere Weisheit, das Licht mit der Finsterniß zu verquicken, das Recht mit dem Unrecht zu vereinigen, Christus mit Belial auszugleichen. So fand die unselige Verblendung immer größere Verbreitung, welche meinte: erst wenn die Gegensätze in der Welt beseitigt, die christlichen Confessionen zusammengeworfen, Geistliches und Weltliches, kirchliche und staatliche Gewalt in Eins vermischt und vereinigt seien, werde der allgemeine Weltfriede, werden Gleichheit und Brüderlichkeit unter den Menschen verwirklicht sein. Allein welcher Verständige sucht in der Vermischung unvereinbarer Elemente die Einheit und Eintracht für das Leben? Ein Blick auf die allgemeine Verwirrung der jetzigen Welt, auf die enormen Abirrungen des Unglaubens und der Zuchtlosigkeit, auf das steigende Elend der Menschen genügt, um den Trug und Fehl dieser falschen Berechnung aufzudecken. Nicht der Friede, sondern die Fäulniß, nicht die lautere Wahrheit, sondern die charakterlose Zweideutigkeit, nicht die Eintracht, sondern der Krieg ist aus dieser Vermischung hervorgegangen.

Da erschien wie einer der alten Propheten von Gott gesandt Pius der Neunte und ließ von dem obersten Lehrstuhl der Kirche aus in das verworrene Chaos der Zeit das Wort ertönen: Es scheide sich das Licht von der Finsterniß und der Tag von der Nacht; es leuchte die Sonne der Wahrheit und Gerechtigkeit ungetrübt am Firmament auf die Erde herab, damit die Geschöpfe nach ihren besondern Arten in ihren ausgeschiedenen Lebenskreisen wachsen und gedeihen. Aufgelöst sei das falsche Bündniß zwischen Wahrheit und Irrthum, das schon so lange der Kirche und ihren Gläubigen Schaden gebracht; statt des faulen Friedens werde der Kampf für das Christenthum gegen den Unglauben der Welt aufgenommen! Ausgeschieden werde von der Kirche Alles, was mit ihr nicht vereinigt werden kann, ohne sie in sich selber aufzulösen! Wer der katholischen Kirche angehören will, muß ganz und gar und ohne Rückhalt ihr angehören; er muß in Sachen der Religion Alles glauben, was ihr unfehlbares Lehramt lehrt, Alles verwerfen, was es verwirft; er muß die religiösen Pflichten getreu befolgen, die es ihm auferlegt! Das war der Ruf zur Sammlung und zur Scheidung, den Pius der Neunte an alle Gläubigen erließ. Sein Wort hat wie ein Erdbeben die betroffene Welt erschüttert, und es erfolgte die Scheidung. Die längst verdorrten Zweige lösten sich vom Baume der Kirche ab und fielen zu Boden; der gute Weizen blieb in der Tenne, die leichte Spreu wurde hinausgeweht."

10.

Die Leiden, welche dieser Scheidungsproceß für die treuen Katholiken mit sich bringen mußte und welchen Greith nicht ohne Bangigkeit entgegengesehen, nahm er, als sie wirklich eintrafen, mit unbesieglichem

Starkmuth auf sich. Von der Zeit des Concils an bis zu seinem Tode war ihm keine Zeit der Rast und des Friedens mehr beschieden. Die liberalen schweizerischen Staatsregierungen hielten es wirklich für ihre Aufgabe, Staat und Menschheit an der katholischen Kirche zu rächen. Jahr für Jahr war Bischof Greith genöthigt, als Wortführer des schweizerischen Episkopats seine Stimme gegen neue Bedrückungen und Verfolgungen zu erheben. 1871 schilderte er in einer an die Bundesversammlung gerichteten Denkschrift „die Lage der katholischen Kirche und das öffentliche Recht in der Schweiz", 1872 „die Unterdrückung der katholischen Religion und Kirche durch die Staatsbehörde im Kanton Aargau", 1873 „die Kirchenverfolgung in der Schweiz, insbesondere in Genf und im Bisthum Basel". Man könnte die darin enthaltenen Schilderungen unter dem Titel zusammenfassen: „Russische Zustände in der freien Schweiz." Im Jahre 1874 dehnte sich die Verfolgung auch in höherem Maße auf St. Gallen aus; Bischof Greith wurde der Verletzung des Bisthums-Concordats und seines Eides auf die Verfassung angeklagt, und sah sich genöthigt, eine Vertheidigungsschrift seiner eigenen bischöflichen Pflichtstellung zu schreiben. Zu seiner Absetzung, die in liberalen Cliquen förmlich geplant und berathen wurde, kam es nicht; aber das bischöfliche Knabenseminar, das er gegründet und unter unsäglichen Opfern an Zeit, Geld und Mühe erhalten hatte, wurde noch 1874 unbarmherzig aufgehoben [1], bald darauf durch Bundesgesetz die Civilehe eingeführt und die Jugenderziehung durch Einführung religionsloser Schulbücher und gewaltsamer Simultanisirung bedroht. Dem officiellen legislatorischen Culturkampf gesellten sich unausgesetzte kleinliche Plackereien und eine Verfolgung durch die Presse, die mit hembärmliger Nationalgrobheit die Wuth und Giftigkeit eines Pariser Winkelblattes zu verbinden wußte. Sein Wohnzimmer, wo früher die Äbte von St. Gallen gewohnt, pflegte Greith in dieser Zeit die Camera de' Sospiri zu nennen [2].

Selbst an dem schönen Festtage seines 50jährigen Priesterjubiläums, der mehrere Prälaten und zahlreiche andere Freunde in dem alten Kloster versammelte, vermochte er sich der Betrübniß nicht völlig zu entschlagen,

---

[1] Siehe F. X. Wetzel, Er ist nicht gestorben! Gedenkblatt. Einsiedeln, Benziger, 1882. S. 17. Kaum ein Schlag hat ihn so hart getroffen, als da er sich genöthigt sah, die 54 Schüler seines Seminars zu entlassen.

[2] So erzählt der ihm damals nahestehende Dr. O. Zardetti in der „Columbia" von Milwaukee, Nr. 23, 1. Juni 1882.

in welche ihn die bedrängte Lage der Kirche in der Schweiz versetzte. Er klagte über den „modernen Staat, jenen König Pharao, welcher, der eingebrochenen Landplagen unerachtet, das auserwählte Volk nicht ziehen lassen will aus harter Knechtschaft, daß es frei Gott dienen könne nach der Weise und im Lande der Väter".

„Wir wandeln unter Ruinen," fuhr er fort, „wenn wir die Stätten besuchen, wo vor Jahren noch der philosophische Kurs und das bischöfliche Knabenseminar gestanden, wo die katholische Kantonsschule und das Lehrerseminar einst blühten. Die Mischung der Schulen wurde trotz der alten Landfriedensverträge und der bestehenden Verfassung mancherorts ausgeführt; Verordnungen und Gesetze wurden erlassen, welche die freie Wirksamkeit der katholischen Landeskirche und darum auch ihren Fortbestand gefährden. Das ist ein Zustand, den, wie bei uns, so auch in der übrigen Welt die Gewalt geschaffen; aber Gott wird sich zur rechten Zeit erheben, um die Werke der menschlichen Gewalt in Trümmer zu werfen und der Kirche jene Freiheit wiederzugeben, deren sie bedarf. Die Wiederherstellung der christlichen Weltordnung wird kommen, novus rerum ordo descendet ab alto. Bis dahin heißt es für uns Alle beten, arbeiten und kämpfen."

Das hat Bischof Greith treu bis zum letzten Augenblick gethan. Noch im Herbst 1881 erhob er mit den übrigen schweizerischen Bischöfen seine Stimme gegen die schmachvollen Beleidigungen, welche den Überresten Pius' IX. in Rom widerfahren waren, nahm, wie immer, an der jährlichen Bischofs-Conferenz in Schwyz Theil, besuchte die in seiner Diöcese noch erhaltenen Klöster, vollzog die feierliche Weihe von Kirchen und Altären, suchte seine Erholung nur darin, Gutes zu thun. Durch peinliche Schwerhörigkeit sowohl in Geschäften als Unterhaltung verhindert, ertrug er dieses Leiden mit geduldigem Frohmuth und wandte um so mehr Zeit schriftlichen Arbeiten, der Lectüre und dem Studium zu. Als ein schweres Augenleiden ihm auch diesen Trost zu entziehen drohte, gönnte er sich kaum die unerläßlichste Schonung. Selbst als am 30. Januar ein Schlaganfall ihn ernstlich bedrohte, willigte er nur widerstrebend ein, seine gewohnte Thätigkeit einzuschränken. In seinem Fastenhirtenbrief 1882 gemahnte er die Gläubigen in ergreifendster Weise, wie vom Rande des Grabes aus, an die Hinfälligkeit alles irdischen Strebens: „O wie rasch eilen die Jahre vorüber, wie schnell welken die Geschlechter dahin, wie unaufhaltsam naht für Alle das Ende! Aufwärts darum die Herzen! Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit!"

Nur unter langen, schweren Leiden brach seine kräftige, starke Natur

zusammen. Er trug sie mit großer Geduld und Ergebung und gab bis zum Tode die schönsten Beweise seiner innigen Frömmigkeit. Er starb am 17. Mai 1882, bald nach Mittag, betrauert von den Katholiken St. Gallens und der ganzen Schweiz, schmerzlich vermißt von seinen bischöflichen Amtsbrüdern, auch von den Gegnern der Kirche im Tode geachtet.

In den 75 Jahren, die er gelebt, hatte sich in den kirchlichen Zuständen St. Gallens eine vollständige Umgestaltung zugetragen. Anstatt eines verworrenen Provisoriums war ein wohlorganisirtes Bisthum da, statt eines in Wessenbergischen Ideen aufgewachsenen Klerus eine echt kirchliche, Papst und Bischof treu ergebene Geistlichkeit, statt der traurigsten religiösen Verschwommenheit im Volke Klarheit, religiöser Eifer, thätige Liebe und Opferwilligkeit. An politischen Rechten und Einfluß hatten die Katholiken in den langen Kämpfen dieser Jahre viel eingebüßt; aber das innere, religiöse Leben hatte unzweifelhaft zugenommen. Es waren nur wenige Kirchen oder Kapellen, die nicht neu gebaut oder schöner wieder hergestellt worden wären[1]. Mit Ausnahme des Klosters Pfäffers, das an eigener Zersetzung zu Grunde ging, blieben der Diöcese alle ihre Klöster erhalten. Der von Greith selbst herangebildete Klerus stand in den schwierigsten Krisen zu ihm, wie ein Mann. Als schmählicher Parteihaß die katholischen Erziehungsanstalten zerstörte, nahm das Volk die größten Opfer willig auf sich, um wenigstens für Heranbildung junger Priester im Auslande zu sorgen. Die praktische Übung des Glaubens, der Besuch der Sacramente, die Betheiligung an allen Werken der Nächstenliebe nahm auf's Erfreulichste zu. Keine Uneinigkeit zersplitterte beim Tode des Bischofs das Domcapitel; in völligstem Einmuth ward ihm sein treuer Generalvikar Augustinus Egger zum Nachfolger gegeben. Als das katholische Großraths-Collegium sich aber am 25. Mai 1882 zu der ihm concordatsmäßig zustehenden Ausübung der Exclusive versammelte, erklärte sein Vorsitzender, Landammann J. Keel:

„Der lendenlahm gewordene Josephinismus, dessen consequenter und ausdauernder Gegner der Selige war — nichts war ihm widerlicher als die wuchernde Maßlosigkeit der modernen Staatsomnipotenz — stirbt ab, und seine letzt gezeitigten Früchte stehen in unsern St. Gallischen Gesetzbüchern hoffentlich bald als absonderliche Antiquitäten.

Doch genug! Gehen wir zur Ausübung jener Rechte, die uns hierher-

[1] Von 112 etwa 80. Vgl. die treffliche, von Pfarrer Fr. Rothenflue geschriebene Lebensskizze Greiths in den Histor.-polit. Bl., XC. 522.

gerufen. Wir üben sie im Sinn und Geiste des Katholiken, der weiß, daß es keinen katholischen Bischof ohne Rom und keine katholische Kirche ohne den heiligen Stuhl gibt; wir üben sie heute am Geburtstage des Verewigten und nehmen dieß als ein Zeichen, daß im Heimgang des Einen die Erweckung seines Nachfolgers liegt; daß wohl der Einzelne stirbt, daß aber über den Episkopat mit dem römischen Papstthum, daß über die katholische Kirche der Segensgruß der Unvergänglichkeit gesprochen ist."

A. Baumgartner S. J.

Die moderne Forschung unter dem Joche der scholastischen Philosophie?

(Schluß.)

In unseren bisherigen Auseinandersetzungen sahen wir uns wiederholt veranlaßt, darauf hinzuweisen, wie verkehrt es sei, die Verdienste des Aristoteles oder überhaupt eines älteren Forschers nach dem heutigen Stande der exacten Wissenschaften bemessen zu wollen. Sofern bei wissenschaftlichen Leistungen nicht der absolute wissenschaftliche Werth, sondern nur ihre Bedeutung für die continuirliche Culturentwicklung und das rein persönliche Eingreifen in dieselbe von Seiten des jedesmaligen Forschers in Betracht kommt, kann von einem allgemein giltigen, gleichbleibenden Maßstabe keine Rede sein. Die Leistungen dürfen dann nur mit denjenigen Maßen gemessen werden, welche gerade in den betreffenden Zeiten Geltung hatten, und welche mit den wachsenden Vorarbeiten sowie mit den sich mehrenden Forschungsmitteln andere Werthe annahmen. Eine ganz ähnliche Verkehrtheit wäre es nun aber auch, wollte man das Verhältniß zwischen Philosophie und Empirie, nur so wie es uns in Aristoteles verkörpert entgegentritt und wie es für ihn und seine Zeit von den besten Folgen war, als maßgebend und mustergiltig für alle Zeiten hinstellen. Wohl liefert dasselbe einen durchschlagenden, allzeit giltigen Beweis dafür, daß kein principieller Widerstreit beide Wissenschaften trenne. Es läßt auch unschwer erkennen, daß beide zu jeder Zeit irgendwie und innerhalb irgendwelcher Grenzen gegenseitig sich

werden fördern können. Dieſes „wie" und dieſes „wie weit" jedoch ändert ſich gleichfalls mit der Zeit oder beſſer mit dem Ausbildungsgrade, welchen die exacte Forſchung und die Speculation in fortſchreitender oder rückgängiger Bewegung gerade erreicht hat. Wiewohl wir alſo die beſondere Form, in welcher der Stagirite empiriſche Forſchung und ſpeculative Philoſophie mit einander zu verſchmelzen bemüht war, für die Zeit vor 2000 Jahren als eine überaus glückliche bezeichneten [1], ſo ſind wir doch weit davon entfernt, gerade dieſe beſondere Form der Verſchmelzung den heutigen Naturforſchern zur Nachahmung anzuempfehlen. Wir würden im Gegentheil einen ſolchen Rath für einen groben Anachronismus anſehen und für faſt ebenſo komiſch halten, wie wenn ein Stratege allen Ernſtes aufforderte, unſere heutigen Feſtungen mit den Sturmböcken und Katapulten des claſſiſchen Alterthums zu nehmen oder unſere Panzerſchiffe mit römiſchen Brandpfeilen und Feuertöpfen in den Grund zu bohren. — — Naturforſchung und Philoſophie ſtehen ſich heute ganz anders gegenüber als im grauen Alterthume. Daraus folgt aber nur das Eine, daß die Förderung, die ſie ſich gegenſeitig angedeihen laſſen können, heute andere Formen angenommen, nicht aber, daß ſie aufgehört habe oder gar in's Gegentheil umgeſchlagen ſei. Verſuchen wir dieſes jetzt nachzuweiſen.

Wir können das Verhältniß zwiſchen Philoſophie und Naturforſchung als eine complexe Größe auffaſſen. Der eine Theil der Größe iſt conſtant, der andere veränderlich. Conſtant iſt das fragliche Verhältniß inſoweit, als es aus der Natur beider Wiſſenſchaften erwächst, veränderlich aber, inſofern es bedingt wird von dem jeweiligen Entwicklungszuſtande beider Wiſſensgebiete und von den jedesmaligen, durch die beſonderen Zeitverhältniſſe an ſie geſtellten Anforderungen. Wir wollen im Nachſtehenden bloß den conſtanten Verhältnißwerth beſtimmen, indem wir die Ermittlung des veränderlichen Werthes einer beſonderen Arbeit vorbehalten.

Die Naturforſchung iſt ihrem Weſen und Begriffe nach die wiſſenſchaftliche Prüfung und Erklärung der Naturerſcheinungen. Ihr Gegenſtand iſt ſomit Alles, was in der Körperwelt mit Sinnen wahrnehmbar iſt, und zwar inſofern und inſoweit etwas zum Bereiche des

[1] Wir verweiſen hier den Leſer nachträglich auf die intereſſante Arbeit: „La zoologie d'Aristote, d'après de récens travaux" des Herrn Ludovic Carrau, welche ſoeben das Maiheft der „Revue des Deux-Mondes" (p. 183—198) veröffentlicht. Dieſelbe beſtätigt vollſtändig unſere Ausführungen im letzten Artikel.

ſinnlich Wahrnehmbaren gehört. Als Wiſſenſchaft kann ſie ſich indeſſen nicht darauf beſchränken, die Erſcheinungen einzeln genommen und in gegenſeitiger Verknüpfung, im Ganzen und in ihren Theilen möglichſt genau kennen zu lernen und zu beſchreiben, zu vergleichen und in naturgemäßer Ordnung zuſammenzuſtellen, ſondern ſie muß ihr Hauptaugenmerk vielmehr einer möglichſt einfachen, tiefen und allſeitigen Erklärung der Naturerſcheinungen zuwenden. Zu dem Ende zerlegt ſie die Erſcheinungen — in den allermeiſten Fällen ſehr gemiſchte Vorgänge — in alle ihre einzelnen heterogenen Elemente und ſucht jedes auf die ihm entſprechende beſondere Wirkurſache oder veranlaſſende Kraft zurückzuführen, ſowie auch den Träger der letzteren im Allgemeinen feſtzuſtellen. Indem ſie dann die verſchiedenen Äußerungen jeder einzelnen Kraft zuſammenfaßt und einer vergleichenden Prüfung unterzieht, eröffnet ſie ſich mehr und mehr den Einblick in die wechſelnde Wirkungsweiſe derſelben unter den verſchiedenſten Bedingungen. Planmäßig unternommene Experimente müſſen dieſen Einblick dann ergänzen, nach allen Richtungen hin erweitern und ſo viel als möglich vertiefen. Hierbei zwiſchen Urſache und Wirkung überall genau unterſcheidend, das Verhältniß beider mit mathematiſcher Genauigkeit berechnend, gelangt ſie dazu, die den verſchiedenſten Kraftäußerungen gleichmäßig zu Grunde liegenden und dieſelben beherrſchenden Geſetze zu enthüllen, und vermittelſt derſelben das Weſentliche in Urſache und Wirkung vom Zufälligen abzuſondern und beides in immer ſchärferen Umriſſen aus dem verworrenen Dunkel der groben ſinnlichen Erſcheinungsformen heraustreten zu laſſen. Iſt auf dieſe Weiſe einmal der Boden für die Theorie gelichtet und geebnet, ſo ſucht jetzt dieſe alle Einzelvorgänge einer und derſelben Klaſſe auf einen einzigen Grundvorgang zurückzuführen und ihm unterzuordnen, ſowie für dieſen Grundvorgang den einfachſten, allumfaſſenden, mathematiſch präciſirten Ausdruck zu gewinnen, der in ſeinen conſtanten und variabeln Werthen alle möglichen Einzelfälle zum Voraus ſcharf und bündig darſtellt. An dieſem Punkte angelangt, ändert die vorandringende Forſchung ihr Verfahren. Die bisherige inductive Methode macht der deductiven Platz. Die eine hellleuchtende Grundvorſtellung einigt, leitet, befruchtet von nun an die fernere Arbeit, bringt Syſtem und Ordnung in das weitere Vordringen, eröffnet neue Geſichtspunkte und bisher noch ungeahnte Geſetze. Hinkte früher die verſtändige Einſicht der mühſamen Erfahrungserweiterung langſam nach, ſo eilt ſie ihr jetzt in leichtem Geiſtesfluge voraus und fordert dieſelbe auf, dasjenige, was ſie in dem einen Grundgedanken

mit einemmale längst erfaßt, nachträglich durch das Experiment jedes im Einzelnen nach und nach zu bestätigen.

Ist es der exacten Forschung so einmal gelungen, all die Erscheinungen in der sichtbaren Natur als Combinationen und Modificationen von einigen einfachen Grundvorgängen darzustellen, so wird damit ihre Erklärung der Erscheinungswelt noch keineswegs zum Abschluß gebracht. Es erübrigt noch die letzte und schwerste Arbeit. Der stets nach höchster Einheit der Auffassung ringende Menschengeist steht dann vor der großen Frage: Welches ist wieder das einigende Band zwischen diesen einfachen Grundvorgängen? In welchem Verhältnisse stehen sie zu einander? Sind nicht auch sie wieder alle einem einzigen letzten Grundvorgange unterzuordnen, sei es nun, daß dieses nur bezüglich des Kraftelementes gelte, sei es, daß Kraft und Stoff bei möglichster Vertiefung der Erklärung schließlich überall als gleich sich erweisen? Je nachdem das Endergebniß dieser letzten naturwissenschaftlichen Sondirung ausfällt, werden auch die hieraus abzuleitenden fundamentalsten Beziehungen, welche die große bunte Erscheinungswelt zu einem harmonischen Ganzen verweben, eine andere Gestalt annehmen. Erst wenn die Naturforschung auch diese tiefsten Fäden aufgegriffen und ihren Verlauf in einfachster, exactester Weise bestimmt hat, steht sie am Ende ihrer Ziele.

Mit den sinnlichen Erscheinungen hat es nun allerdings auch die Philosophie und zwar nach verschiedenen Seiten hin zu thun. Dieselben bilden jedoch ein höchst untergeordnetes, wenn auch wesentliches Element im Kreise ihrer Forschung; sie werden zudem von ihr ganz anders an- und aufgefaßt als von den empirischen Wissenschaften. Aus den höchsten Höhen geistiger Intuition herab die sichtbare Welt betrachtend, umspannt ihr geistiger Adlerblick die Gesammtheit der Dinge, Alles, was da ist und was da sein kann, das Sichtbare und Unsichtbare, das Veränderliche und Bleibende, das Begrenzte und Unbegrenzte, das Gegenwärtige, Vergangene und Zukünftige, das Zeitliche und Ewige. Sie erkennt außerdem die Dinge nicht, inwiefern sie sinnlich erscheinen, sondern inwiefern sie sind; nicht ihrer Erscheinung nach, sondern in ihrem Sein und Wesen. Am kürzesten und schärfsten dürfte demnach der Unterschied zwischen Naturwissenschaft und Philosophie hinsichtlich ihres Gegenstandes bezeichnet werden, wenn man jene für die Wissenschaft der sinnlichen Erscheinungen, diese hingegen für die Wissenschaft des Seienden erklärt, das mit dem absoluten und allen bedingten Wesen, oder mit dem Schöpfer und allem Geschaffenen, mit dem Geistigen

und der gesammten Körperwelt, mit dem Belebten und Unbelebten, mit all dem substanziellen und accidentellen Sein, ja auch die sinnlichen Erscheinungen mit einbegreift.

Gehen wir auf diesen Unterschied, dessen Verständniß allerdings einige Schwierigkeit bietet, etwas näher ein.

Als Erfahrungswissenschaft hat die Naturforschung nur das zum Gegenstande, was in die Sinne fällt, und nur soweit, als es in die Sinne fällt; die geistige Speculation der Philosophie dagegen alles dasjenige, was der menschliche Geist auf Grund der sinnlichen Erfahrung erkennen kann. Jede wahre Philosophie muß nämlich nach des Aristoteles Vorgang und Muster bei den sinnlichen Erfahrungen, als dem Ersten und Sichersten, was wir überhaupt erkennen, ansetzen. Während nun aber die Naturforschung von Anfang bis zu Ende im Kreise der sinnenfälligen Erscheinungen festgebannt bleibt, hat für die Philosophie die Wahrnehmung des Sinnenfälligen nur die Bedeutung eines unumgänglichen Eintrittsthores zu ihrem eigentlichen Forschungsgebiete, welches hinter und unter den sinnlichen Erfahrungsthatsachen verborgen liegt, die Bedeutung eines nothwendigen Durchgangspunktes zum *Wesen der Dinge*, das, obgleich selbst nicht sinnlich wahrnehmbar, unserem Geiste nicht anders als durch die sinnliche Erscheinung offenbar wird. Während sodann die Naturforschung das Sinnenfällige durch Principien, die wieder dem Bereiche des Sinnenfälligen entnommen sind, zu erklären trachtet, während sie die Schranken von Raum und Zeit überall in ihre Berechnung mit hineinträgt und schließlich in höchster Instanz alle Naturvorgänge nur *mechanisch* zu deuten, d. i. der Grundanschauung von räumlicher Bewegung unterzuordnen im Stande ist: vermag die geistige Betrachtung die sinnlichen Erfahrungsthatsachen ihrer Sinnlichkeit gewissermaßen zu entkleiden und geistige Fassung annehmen zu lassen. Dem geistigen Blicke gelingt es, aus den an Zeit und Raum gebundenen Erscheinungen den Wesensgrund frei und ledig von diesen beengenden Schranken, das den sinnlichen Erscheinungen zu Grund liegende Sein, und zwar nicht etwa bloß inwiefern es *jetzt und hier erscheint*, auch nicht bloß inwiefern es *jetzt und hier* ist, sondern *inwiefern es überhaupt ist*, zu ergreifen und gesondert aus der Erscheinung herauszulösen. Mit anderen Worten, der Geist allein vermag von der besondern sinnlichen Erscheinung der Dinge aus zu ihrer *Idee*, d. h. zum *geistigen, allgemeinen Begriffe* dessen vorzudringen, was erscheint.

Diese Geistesbegriffe sind ebenso reale Vorstellungen wie die sinn-

lichen. Sie sind also nicht rein subjective Geistesgebilde, denen kein objectiver wirklicher Inhalt entspricht. Sie sind auch nicht etwa bloß negative Vorstellungen bestimmter Gegenstände, ähnlich wie die Löcher in der Schablone des Malers oder die Höhlungen in den Gußmodellen. Nein, auch die geistigen Begriffe stellen das Reale außerhalb des Geistes dar, wenn auch auf eine andere, tiefergreifende und umfassendere Art als die sinnliche Wahrnehmung. Gerade weil sie das Reale und Wirkliche viel umfassender darstellen, als es für die sinnliche Vorstellung möglich ist, sind sie auch viel inhaltsreicher als diese. Ähnlich wie der starre Eisenblock, so lange er seine gewöhnliche Härte und Festigkeit bewahrt, nicht in die Gestalt von Bildsäulen und nützlichen Werkzeugen sich bringen läßt, wohl aber, nachdem die Gluth des Feuers seine Masse durchdrungen und ihr das ungefüge Wesen benommen hat; so vermag auch das Sinnenfällige nie und nimmer das tieferliegende Wesen der Dinge darzustellen oder die Vielheit der Dinge unter allgemeinen Begriffen zusammenzufassen, so lange die Kraft des Geistes die harte, ungelenke Schale der Sinnlichkeit nicht gebrochen und den darunter liegenden Kern losgelegt hat. Ebenso wenig aber auch, als die Substanz des Eisens sich ändert, wenn es geschmolzen und in andere Formen gegossen wird, erleidet die Realität der Erkenntniß eine Einbuße bei der Bildung des geistigen Begriffes aus dem Rohmaterial, welches die sinnlichen Wahrnehmungen darbieten.

Diese gänzlich verschiedene Auffassungsweise, durch welche der Philosoph sich aus dem Reiche der eingeengten Erscheinungswelt in das endlose Gebiet der geistigen Begriffe zu erschwingen weiß, ist die Ursache, weßhalb er nicht bloß die Grenzmarken seines Forschungsgebietes weit über dasjenige der empirischen Wissenschaft hinaus verlegt, sondern weßhalb er selbst auch dann, wenn er über dieselben Dinge, wie jene, nachdenkt und forscht, in ganz anderen Regionen sich bewegt und viel weiter und tiefer in sie eindringen kann, als jene.

Dem Philosophen sind die geistigen Begriffe die ersten ihm eigenthümlichen festen Operationspunkte und Operationsmittel; sie sind die Eck- und Bausteine seines wissenschaftlichen Gebäudes. Sie in schärfster und einfachster Fassung ihren Grundelementen nach herauszuarbeiten und durch sie das Wesen der Dinge in ihrem tiefsten und einfachsten *inneren* Grunde zu erfassen und, gleichsam wie im Keime, eines jeden Dinges ganzes Sein, Wirken und Erscheinen zu umfassen, *das* bildet für den Philosophen die *erste* und *fundamentalste Aufgabe*, gerade wie

für den Forscher die genaue Feststellung der einzelnen sinnlichen Beobachtungselemente.

Durch das Mittel rein *logischer Schlußfolgerung*, welche ihrer Natur nach nicht minder große Garantie für die Richtigkeit der Resultate gewährt, als die inductiven und deductiven Methoden des Naturforschers, sucht sich dann der Philosoph von der Vergleichung der Begriffe zur Erkenntniß allgemeiner Wahrheiten und Erklärungsprincipien emporzuschwingen und vermittelst dieser endlich nach und nach die Gesammtheit des Seienden in sich und in allen seinen Wechselbeziehungen zu durchschauen, ganz besonders aber den tiefsten Grund des „Seins" und „So-Seins" der Dinge zu erforschen. Bezüglich der letzteren Aufgabe beschränkt er sich nicht wie der Naturforscher auf die Angabe der nächsten concreten Wirkursachen; nein, er faßt Grund und Ursache der ganzen Breite und Tiefe ihres Begriffes nach in's Auge. Während er die viel umständlichere und mühsamere mathematisch-mechanische Ergründung der materiellen Wirkungen, die sich in den sinnenfälligen Erscheinungen offenbaren, heute ruhig und vertrauensvoll der exacten Forschung überläßt, wendet er sich ausschließlich und mit ganzer Kraft der tiefer liegenden Untersuchung *alles* dessen zu, wodurch die Dinge einzeln und insgesammt in ihrem Sein und So-Sein, in ihrem Wesen und in allen ihren Eigenschaften irgendwie, mittelbar oder unmittelbar, bestimmt werden.

Wie in der begrifflichen Erfassung der Dinge, so nimmt der menschliche Geist auch in ihrer idealen Erklärung seinen Flug vom Sinnlichen aus sofort zu den obersten Höhen der Abstraction, hinauf zu den allgemeinsten Erkenntnissen und Erklärungsgründen. Diese sind ihrer Tragweite nach zwar die umfassendsten; hinsichtlich ihrer inneren Ausprägung und der scharfen Darstellung ihres Gegenstandes stehen sie dagegen auf der untersten, unvollkommensten Stufe des geistigen Erkennens. Sie sind den Fernsichten zu vergleichen von dem Gipfel eines hohen Berges herab, oder noch besser der Aussicht aus dem Schifflein eines hochschwebenden Luftballons. Je erhabener der Aussichtspunkt, um so größer das Gesichtsfeld, um so verschwommener aber auch die Gegenstände innerhalb desselben, um so mehr fließt alles Einzelne und Getrennte in ein gleichmäßiges, ununterschiedenes Ganze zusammen. — Um den inhaltlichen Werth und Reichthum dieser allgemeinsten Wahrheiten mehr und mehr herauszuarbeiten und bloßzulegen, um jedes Einzelne, was sie enthalten und umfassen, gesondert und klar hervortreten zu lassen und in schärfster Prägung darzustellen, muß der Geist aus den Regionen höchster Abstrac-

tion immer wieder in die Niederungen des sinnlich Wahrnehmbaren hinabsteigen und die obersten allgemeinen Erkenntnisse mit den sinnlichen Erfahrungsthatsachen in Vergleich ziehen. Das Besondere der Erfahrung dem Allgemeinen der Speculation mehr und mehr unterordnend und mit dem Lichte der Speculation durchleuchtend, gelangt so auch der Philosoph, was die philosophische Erklärung der sichtbaren Welt betrifft, wieder hinab in's Gebiet der speciellen Beobachtungsthatsachen, bei denen seine Speculation ihren Ausgang genommen. Er trifft hier zum zweitenmal mit dem Naturforscher zusammen. Dieselben Beobachtungsthatsachen, welche der wissenschaftlichen Erklärung des Naturforschers nicht nur Ausgangs-, sondern auch alleiniger Stütz- und Ruhepunkt, ihr „Eins und Alles" sind, sucht nun auch der Philosoph auf seine Weise wissenschaftlich zu verarbeiten. Für letzteren kommen sie jedoch nur als die nächsten unmittelbaren Offenbarungen des Seienden in Betracht. Sie bilden deßhalb einerseits nur einen Bruchtheil seines Forschungsfeldes und sind andererseits, als besondere Erscheinungen, das Letzte, was seine Erklärung herausfordert. Nachdem nämlich seine Speculation zu den tiefsten Grundlagen alles und jeden Seienden vorgedrungen, hat er nicht bloß den Zusammenhang und die Beziehungen zu ermitteln, die zwischen den Dingen, ihrem Sein und Wesen nach obwalten. Weil er aus der Dinge Wesen, wie aus einem Samenkorne, deren Wirken und sinnliches Erscheinen von selbst herauswachsen sieht, wird er veranlaßt, auch die Beziehungen zwischen dem Wesen der Dinge und ihrem Wirken und Erscheinen klarzulegen und so letzterem seine tiefste und universalste Erklärung angedeihen zu lassen.

Wenn nun auch Naturforscher und Philosoph von entgegengesetzten Richtungen her der beiderseitigen Grenzlinie sich nähern, um bei demselben Gegenstande zusammenzustoßen, so werden sie sich doch nicht anders als freundschaftlich die Hand bieten können, vorausgesetzt, daß jeder seinen natürlich geraden Sinn während seiner wissenschaftlichen Wanderung durch falsche Vorspiegelungen sich nicht hat verdrehen lassen. Freilich, wenn das Letztere zugetroffen, dann kann allerdings der eine mit „Wasser", der andere mit „Feuer" an der Grenze anlangen, in der Absicht, sich gegenseitig das Endergebniß ihrer Forschung zu zerstören. — Das Endergebniß beider muß, wenn sie richtig geforscht, der Sache nach nothwendig übereinstimmend lauten, mag auch Sprache und Mundart, in welcher jeder es ausdrückt, noch so verschieden klingen. Hat beispielsweise der Philosoph mit seinen Principien klar herausgefunden, daß weder der Mensch vom

Thiere, noch dieses von der Pflanze, noch endlich dieses von der leblosen Materie durch spontane Zeugung abstamme, so wird es dem Naturforscher in alle Ewigkeit nicht gelingen, aus seinen Principien das Gegentheil zu beweisen. Die Wahrheit kann ja nie sich widersprechen. Wenn nun aber Naturforscher und Philosoph die Beobachtungsthatsachen jeder auf seine Weise deutet, was thun sie da anders, als eine und dieselbe Wahrheit klarstellen? Der Umstand, daß der eine sie aus dem Wesen der Dinge herleitet, der andere aus allgemeinen Erfahrungsgrundsätzen, kann wohl eine totale Verschiedenheit in der Form der Erklärung bedingen, nicht aber in der Sache. Wenn der bezopfte Chinese den pythagoräischen Lehrsatz in seinem näselnden Singsang vorträgt, so hört sich dieses auch ganz anders an, als wenn ein Schweizer in seiner Weise es thut, und doch bringen beide genau dieselbe mathematische Wahrheit zum Ausdruck. Es ist eine und dieselbe Nothwendigkeit der Denkgesetze, die schließlich sowohl dem Naturforscher die Richtigkeit seiner Erklärungen verbürgt, zu welchen ihn die Discussion der Einzelbeobachtungen hingeführt, als auch dem Philosophen die objective Gewißheit der Schlußfolgerungen bezeugt, die er aus seinen Begriffen ableitet. Sollte sie in dem einen Falle sich als unzuverlässig erweisen können, so würde damit auch ihre Zuverlässigkeit in dem anderen Falle hinfällig.

Diese kurze Gegenüberstellung der Naturforschung und Philosophie wird uns eine ausreichende Unterlage geben zur Feststellung des richtigen Verhältnisses beider, insofern dieses aus ihrer Natur entspringt. Dieselbe weist einerseits jeder der beiden Wissenschaften ihr eigenes, im großen Ganzen völlig getrenntes Arbeitsfeld an: der einen das Phänomenale, der anderen das durch das Phänomenale erfaßte Ideale. Sie verlangt für jede derselben auch eine besondere, durchaus verschiedene Arbeitsweise: für jene die genaue experimentelle Ermittlung aller einzelnen Erscheinungselemente, sowie deren mathematisch-mechanische Erklärung und Verallgemeinerung, beides getragen durch gesunde Verstandesoperationen; für diese die wohlumgrenzte, krystallhelle Begriffsbildung, sowie die Verwerthung der Begriffe zur Entdeckung der gesammten, dem Menschengeiste zugänglichen idealen Wahrheit, auch hier wieder beides auf Grund folgerichtiger Logik. Exacte Forschung und Philosophie arbeiten somit innerhalb ihres Gebietes frei und selbständig, jede geht ihre eigenen Wege. Mit Philosophie lassen sich ebenso wenig Probleme der Experimentalforschung lösen, als durch diese philosophische Fragen endgiltig entscheiden. — Trotz dieser scharfen Scheidung beeinflußt doch

wieder naturgemäß die Arbeit der einen diejenige der anderen. Es iſt zunächſt die Philoſophie berufen, einen mächtigen heilſamen Einfluß nach verſchiedenen Richtungen hin auf die Naturforſchung auszuüben.

Wie wohl Jeder dem früher Geſagten ſchon genugſam entnommen haben wird, iſt die Philoſophie in ihrer Spannweite ſowohl als auch in ihrer Auffaſſungsweiſe die *univerſalſte aller Wiſſenſchaften*, und indem ſie bis zum letzten Grunde alles und jeden Seins hinabdringt, *reichen ihre Fundamente hinab unter diejenigen aller anderen Wiſſenſchaften*. Wo dieſe ihre Grenzen finden, da ſetzt *ſie* deren Arbeit fort, um dieſelbe nicht eher enden zu laſſen, als wo das Erkennbare überhaupt aufhört. Hierdurch wird ſie zur Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften und ſteht als Wiſſenſchaft über allen anderen, alſo auch über der Naturwiſſenſchaft. Auf ſie, die Univerſal-Wiſſenſchaft, ſind die anderen als Specialwiſſenſchaften angewieſen, ſobald ſie über die Gegenſtände ihres Bereiches tiefere Belehrung wünſchen.

Ein ſolches Verlangen nach tieferer Belehrung hat die Natur ſelbſt in die Bruſt eines jeden Specialforſchers gelegt. Auch der Specialforſcher beſitzt den jedem Menſchen angeborenen Wiſſenstrieb. In jedem Menſchen aber regt ſich mächtig die Begierde nach einer tieferen Erkenntniß der Welt, als alle Empirie ſie geben kann; ihr Antrieb wird um ſo kräftiger pochen, je mehr der Geiſt und die Vernunft in ihm die Oberhand haben. Als „animal rationale“ iſt ja jeder Sterbliche von Natur aus mehr oder minder Philoſoph und ſtrebt nach Erkenntniß der Dinge aus ihren *letzten* Urſachen. Sein Geiſt findet keine Ruhe, bevor er nicht zur Urſache der Urſachen vorgedrungen. Dieſes Streben, die letzten überſinnlichen Urſachen zu ergründen, iſt im Allgemeinen ſogar mächtiger und wirkſamer, als der Drang nach Ermittlung der nächſten ſinnlichen Urſachen. Die Fragen: „*Was iſt das?*“ „*Warum iſt das?*“ „*Wozu iſt das?*“ liegen uns viel näher als die Fragen: „Was bewirkt dieſe und jene ſinnliche Erſcheinung?“ „Auf welche Grundelemente iſt dieſe und jene ſinnliche Erſcheinung zurückzuführen?“ Die Beobachtung der ſpontanen Regungen des menſchlichen Geiſtes läßt hierüber keinen Zweifel. Schon frühzeitig erwacht im heranwachſenden Kinde jenes Forſchen nach den letzten überſinnlichen Urſachen; es offenbart ſich auch bei den ungebildetſten Wilden. Gerade durch dieſen Grundtrieb im Geiſte des Menſchen wollte der Schöpfer das vorzüglichſte Gebilde ſeiner Hände mit ſich als ſeinem Endziel ſicher in Berührung bringen und dasſelbe in die richtigen Wechſelbeziehungen zu ſich und der umgebenden Welt verſetzen. Daher

kommt es denn auch, daß wir thatsächlich jeden Gelehrten oder allgemeiner jeden Menschen, der hinreichende Anregung und Gelegenheit zur geistigen Entwicklung findet, von selbst und manchmal unbewußt eine bestimmte und umfassende philosophische Weltanschauung sich bilden sehen, nach welcher er das Einzelne zu beurtheilen pflegt.

Lange währende einseitige Beschäftigung, verkehrte geistige Erziehung, elende Knechtung und Verblendung von Seiten der auf das Niedere hinzielenden Leidenschaften sind allerdings im Stande, dieses erhabene Merkmal der geistigen Spannkraft des Menschen bedeutend zurückzudrängen und zu verwischen. Doch nichts kann dasselbe ganz vertilgen, so lange der Mensch überhaupt noch den Gebrauch seiner Vernunft bewahrt. Wie nun aber der einzelne Specialforscher der philosophischen Belehrung sich nicht ganz entschlagen kann, wenn er ein menschenwürdiges Wissen anstrebt, wie die tendenziös exclusive Specialforschung seiner menschlichen Natur zuwiderläuft, wie sie, wenn consequent fortbetrieben, eine wachsende Disharmonie in das geistige Schaffen hineinträgt, und anstatt den Menschen im wahren Sinne des Wortes zu veredeln, ihn durch diese gesteigerte Einseitigkeit mehr und mehr monströs verkümmern läßt — ähnlich einer Mißgestalt, bei welcher der Kopf fortwährend zusammenschrumpft, indeß der Rumpf in anormal gesteigertem Wachsthume weit über den Umfang des gewöhnlichen Maßes auseinanderginge —: ebenso muß es auch für die Culturentwicklung der menschlichen Gesellschaft höchst beklagenswerthe Mißstände zur Folge haben, wenn die exclusive Specialforschung neben völliger Verachtung der Philosophie dieselbe während längerer Zeit und weithin beherrscht. Wer wüßte aber nicht, daß gerade dieses einen Charakterzug unserer und der ihr vorausgegangenen Zeit bildet? Welchem tiefer Blickenden sollte es verborgen geblieben sein, daß viele der Übelstände nicht allein auf rein wissenschaftlichem Gebiete, sondern auch auf socialem, an welchen unsere Generation krankt, gerade wieder dem Überwuchern der einseitigen Specialforschung beizumessen sind, welcher die naturgemäße Ergänzung durch höhere ideale Bestrebungen abgeht? Überall gewahrt man heillose Unsicherheit und Verwirrung der Begriffe und in Folge hiervon mehr oder weniger innere Zerfahrenheit im Wollen und Handeln, fieberhaft erregtes planloses Voranstürzen in's Ungewisse und Unklare unter dem unverstandenen, um nicht zu sagen, unsinnigen Feldgeschrei: „Freier, unbegrenzter Fortschritt der Cultur.“ — Gleichen heute die einzelnen Forschergruppen nicht stattlichen, schön gebauten, herrlich ausgerüsteten Seeschiffen, die den Compaß verloren?

Nicht wissend, wo sie auf dem wildwogenden Meere liegen, wohin sie ihren Kiel zu richten haben, sehen sie sich dem Spiele des wetterwendischen Windes überantwortet. Das eine treibt dahin, das andere dorthin; jedes bildet eine abgeschlossene Welt für sich, in seinem Inneren voll kunterbunten Regens und wirren Durcheinanderlaufens, heute so, morgen anders. Und dennoch sollten alle zusammen nur eine wohlgeordnete Flotte ausmachen, wohlgeeint und in gegenseitiger Fühlung unter der Ägide des Admiralschiffes der Philosophie einem Ziele planmäßig zusteuern, nämlich der harmonischen Fortentwicklung der menschlichen Cultur, gerade so, wie in jedem einzelnen Menschen alle Fähigkeiten und Bestrebungen, sich gegenseitig stützend und helfend, unter die Oberleitung des Verstandes einheitlich und harmonisch sich unterordnen sollen.

„Überspannte Utopien, leere Phantasien, oder doch zum mindesten nicht zu verwirklichende Wünsche", höre ich da einwenden. Heute, wo die einzelnen Wissenschaften zu so hoher Selbständigkeit sich hinaufgearbeitet, wo jede derselben dem Umfange wie dem Inhalte nach eine von dem einzelnen Menschen kaum zu bewältigende Größe gewonnen, kann Niemand mehr daran denken, Alles zusammen zu treiben. Der beschränkte Mensch muß sich damit zufrieden geben, einem Theile sich zuzuwenden und, falls er wirklich etwas Solides leisten will, diesem sich ganz und ausschließlich hinzugeben. — An diesen Bemerkungen ist allerdings etwas Wahres; sie verschlagen aber doch nicht gegen unsere obigen Aufstellungen. Da wir auf diesen Punkt bei einer anderen Gelegenheit zurückzukommen gedenken, erwiedern wir hier nur kurz, daß es etwas Anderes ist, in allen oder mehreren Wissenschaften gleichzeitig als Fachmann an ihrer fachmännischen Fortentwicklung mitarbeiten wollen, und etwas Anderes, so einer Wissenschaft sich hinzugeben, daß man darüber nicht vergißt, nur einem untergeordneten Zweig des menschlichen Forschens obzuliegen, und daß man, des Verhältnisses seiner Specialwissenschaft zum übrigen menschlichen Wissen wohl bewußt, darnach in seiner Forschung sich einrichte und daraus für sie Nutzen schöpfe. Das Erstere wäre heute auch einem Genie und einer Thatkraft eines Aristoteles unmöglich, ein überspanntes Unterfangen, das den Unternehmer bald zur Verzweiflung bringen müßte. Das Letztere hingegen, das wir oben allein im Auge hatten, ist nicht bloß nicht unmöglich, sondern selbst leicht zu erreichen und bildet die einzig richtige Grundlage für den gedeihlichen Fortschritt der gesammten geistigen Cultur. Allein schon dadurch, daß man sich dazu entschlösse, zur alten Schul-

bildung zurückkehrend, dem besonderen Fachstudium eine gesunde, allgemeine philosophische Durchbildung vorangehen zu lassen, würde wie von selbst jene Zusammenordnung allmählich in die wissenschaftlichen Bestrebungen kommen, die oben als naturgemäß bezeichnet wurde. In den philosophischen Grundwahrheiten würde in diesem Falle jedem Forscher eine allgemeine Orientirung mit auf den Weg gegeben, sowohl bezüglich seines besonderen Faches als auch hinsichtlich der Beziehungen, in welchen dieses zu den anderen Wissensgebieten steht. Es würden ihm zum Voraus eine Menge fester Punkte bezeichnet, die wie unverrückbare Markpfähle seinem späteren Forschen sichere Anhaltspunkte bieten und manche Verirrungen fernhalten könnten. Nachdem einmal aber lebensfrische Keime der Philosophie in dem jugendlichen Geiste Wurzel gefaßt, würden sie nach jener Seite hin, nach der sein Fachstudium sich richtet, von selbst sich weiterentwickeln, auswachsen und mehr in's Einzelne sich ausgestalten, auch ohne daß er die philosophische Forschung als besondere Lebensaufgabe selbständig weiter betriebe. Die universale Philosophie würde so nothwendig ein einigendes Band um die getrennten Forscherkreise schlingen und die sonst unvermeidliche, aber stets unheilvolle Forscher-Einseitigkeit, die endlose Zersplitterung der Forscher-Arbeit, das ziel- und planlose, aber leider so oft auch nutzlose Einsetzen der besten Forscherkräfte verhindern. Sie würde endlich auch durch ihren Hinweis auf die hohen ethischen Ziele des Menschen die Versumpfung in der Materie und im materiellen Genuß fernhalten, zu welcher die gesteigerte Empirie, wie die Erfahrung bezeugt, so leicht verleitet.

Selbstverständlich vermag nur die wahre Philosophie diesen Nutzen zu schaffen, jene Philosophie, welche nur die objective lautere Wahrheit zum Gegenstande hat und die wie die Wahrheit selbst nur eine sein kann, die wie die Wahrheit selbst nie sich ändert. Für diese eine wahre Philosophie halten wir aber nur jene, welche dereinst der Stagirite erfolgreich begründet und in ihren ersten groben Umrissen entworfen und welche später im Mittelalter eine an die Offenbarungswahrheiten sich anlehnende Speculation mit nicht minderem Glücke allseitig vertieft, weiter ausgebaut und in ihren inneren Theilen der Vollendung näher gebracht hat [1]. Nie und nimmer aber sind es jene wechselvollen Aus-

[1] Es bedarf wohl keiner weiteren Erklärung, daß wir hiermit zunächst nur der gesammten philosophischen Richtung und ihren leitenden Grundprincipien das Wort reden, nicht aber jeder einzelnen Behauptung, welche die scholastischen Philosophen aufgestellt haben.

geburten eines anmaßenden Subjectivismus, die als ebenſoviele „Philoſophie-Syſteme“ [1] ſeit mehr als einem Jahrhundert beſonders in Deutſchland Schlag auf Schlag ſich folgten und, gegenſeitig ſich verſchlingend, um die Palme der Philoſophie zu ringen wähnten, während die wirkliche Philoſophie ihrer gerade ſo ſpottet, wie ſie der wahren alten Philoſophie; jene Afterphiloſophien, die, anſtatt einfach den Sachverhalt der realen Welt klarzulegen, ſich darin gefielen, ſelbſteigene, auf vage Machtſprüche geſtützte Geiſtesmachwerke an die Stelle der zu erklärenden, außer ihnen liegenden Wirklichkeit zu ſetzen und ſo, Alles mehr und mehr verhüllend und verwirrend, die geſammte Mitwelt in den Veitstanz ihres verirrten Geiſtes hineinzuwirbeln drohten. Die allen Menſchen gemeinſame Philoſophie kann ihr eigenthümliches Gepräge nicht von dieſer oder jener Perſönlichkeit erhalten, der es beliebt, ſich für einen Philoſophen zu halten; es muß vielmehr jeder Philoſoph der einen wahren Philoſophie ſich unterordnen, und er verdient nur inſoweit den Namen eines Philoſophen, als er dieſes thut. Jede echte Wiſſenſchaft kennzeichnet ſich durch volle Objectivität. Das Hineintragen rein ſubjectiver Elemente, das Vordrängen der Perſönlichkeiten gegenüber der Sache dagegen hat den Verfall und Ruin der Wiſſenſchaft zur Folge oder zeigt ihn ſchon an. Dieß bezeugt uns die Geſchichte der Wiſſenſchaften. Gerade weil die modernen „Philoſophen“, von den Strömungen eines unbändigen Zeitgeiſtes unterſtützt, ihre Afterweisheit als echte Waare in Umlauf zu ſetzen vermochten, haben ſie die Philoſophie um all ihr Anſehen und ihren Einfluß gebracht. Die betrogene Welt übertrug, wie das zu geſchehen pflegt, ihren gerechten Unmuth und ihr Mißtrauen gegen die falſche Münze auch auf die vollgiltige gute. Wenn indeſſen die Zeichen nicht trügen, beginnt in unſeren Tagen eine beſſere Einſicht Platz zu greifen. Nicht bloß auf kirchlichem Boden können wir ein neues Aufblühen der alten, wahren Philoſophie begrüßen, auch in außerkirchlichen und ſelbſt in naturforſchenden Kreiſen werden Stimmen laut, welche dieſelbe befürworten [2].

Wie wenig die exacte Forſchung trotz allen Sträubens der Philoſophie als ihrer naturgemäßen Ergänzung entrathen könne, das beweist

[1] Wir ſagen Philoſophie-Syſteme und nicht philoſophiſche Syſteme. Denn verſchiedene philoſophiſche Syſteme, d. h. gleichzeitige verſchiedene Erklärungsverſuche über einen und denſelben Gegenſtand, der ſeiner Dunkelheit wegen eine letzte endgiltige Erklärung noch nicht geſtattet, ſind natürlich auch vom Bereiche der einen wahren Philoſophie nicht ausgeſchloſſen.

[2] Vgl. A. Trendelenburg, Logiſche Unterſuchungen. 2. Aufl. Vorwort S. IX. E. F. W. Pflüger, Die teleologiſche Mechanik. 2. Aufl. 1877. S. 12.

schlagend die frühere wie jüngste Vergangenheit. Auf den verschiedensten Gebieten der Naturforschung begegnen wir allenthalben mißglückten Anstrengungen, die Ergebnisse der Forschung *speculativ* weiterzuspinnen, um so der empirischen Erklärung einen tieferen Unterbau zu geben. Ja, gerade die begabtesten Forscher pflegen es zu sein, welche zu diesen Excursen vorzugsweise sich gedrängt fühlen. Eigenthümliches Verhängniß: während die Naturforscher einerseits bemüht sind, die Philosophie als nutzloses Geistesbrüten weit von sich zu weisen, ziehen ihre hervorragendsten Vertreter dieselbe thatsächlich, wenn auch vielleicht unbewußt, mit beiden Händen in die Forschung hinein. Viele der heutigen Forscher rühmen sich des Darwinismus als einer ihrer glänzendsten Errungenschaften; sie bemerken aber nicht, daß derselbe in Wirklichkeit nur ein seltsames Flickwerk aus exacter Forschung und verunglückter philosophischer Speculation ist, daß die Grundgedanken viel mehr philosophisch angelegte Deductionen sind, als Forschungsergebnisse. Ist der Häckelismus etwas Anderes als eine philosophische Verirrung, die ihr Urheber dadurch cursfähig zu machen suchte, daß er sie mit bunten Lappen aus der exacten Forschung nothdürftig behängte? Der Materialismus wie der Dynamismus, welche die Naturforschung groß gezogen, sind wieder nur Irrgänge auf philosophischem Gebiete, zu welchen der über die Erscheinungswelt mächtig hinausdrängende Geist sich verleiten ließ. Gilt nicht ein Gleiches von all den Ausfällen, die scheinbar unter Schild und Deckung der exacten Forschung gegen die Lehren des Offenbarungs-Glaubens und gegen wohlverbürgte, althergebrachte Sätze der Philosophie gemacht worden sind und noch gemacht werden? Man lese aufmerksam die vor größeren Auditorien gehaltenen Vorträge unserer gefeiertsten Naturforscher, eines Du Bois-Reymond, eines von Helmholtz, von Nägeli, Pflüger, Tyndall, und man wird sich überzeugen, wie leicht und oft sie vom Gebiete der exacten Empirie abspringen, um auf dem der Philosophie, freilich meist recht ungeschickt und unkundig, sich zu ergehen und durch mißrathenes speculatives Beiwerk ihren naturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen den höheren Schwung des Geistreichen und Genialen zu geben. — Gewiß, Niemand wehrt es dem Naturforscher, auch von philosophischen Gesichtspunkten aus die ihn berührenden Fragen zu betrachten. Wir halten dieses nach dem früher Gesagten sogar für wünschenswerth. Nur möge er sich dann davor hüten, solche Excurse für Ergebnisse exacter Forschung auszugeben, und er höre auf, die Philosophie fernerhin für eitlen Geistesstand und für unvereinbar mit exacter Forschung zu erklären.

Nicht mehr als recht und billig iſt es dann aber auch, wenn man von ihm verlangt, er ſolle, bevor er über philoſophiſche Fragen aburtheilen will, über ihre philoſophiſche Bedeutung ſich ausreichende Rechenſchaft geben. Wie wird er aber dieſes vermögen, ohne mit den Principien und Grundwahrheiten der Philoſophie ſich wohl vertraut gemacht zu haben? Ohne vorausgehende gründliche Bekanntſchaft mit den Elementen der Philoſophie philoſophiſche Fragen entſcheiden wollen, dürfte denn doch für den Naturforſcher ebenſo anmaßend ſein, als es dieſes für den Philoſophen wäre, wenn er ohne genaue Kenntniß des experimentalen Sachverhaltes die aus dieſem abgeleiteten naturwiſſenſchaftlichen Endergebniſſe leichter Hand zu verurtheilen ſich herausnähme. Wohl ſagten wir oben, jeder Menſch ſei ſeiner Naturanlage nach mehr oder weniger Philoſoph; jedoch dieſe Anlage allein gibt ihm keineswegs auch ſchon die Befähigung, in allen einzelnen philoſophiſchen Fragen ohne beſondere Schulung ſich zurechtzufinden. Wie viele Verirrungen wären den Naturforſchern und ihren Zeitgenoſſen erſpart geblieben, wenn ſie entweder von jeder philoſophiſchen Discuſſion ſich ferngehalten, oder aber, da dieſe ſich nicht wohl vermeiden läßt, wenn ſie eine geſunde philoſophiſche Vorbildung zu ihrem Fachſtudium mitgebracht hätten!

Die allgemeine Orientirung über das menſchliche Wiſſen und die tiefere Belehrung über beſondere, ſein Gebiet berührende ſpeculative Fragen iſt ohne Zweifel ein ſchätzenswerther Vortheil, den die Philoſophie dem Naturforſcher zu bieten berufen iſt. Viel eindringlicher noch dürfte er die Mahnung verſpüren, von ihr Aufklärung über Dinge ſich geben zu laſſen, welche ſeinen Geiſt tagtäglich beſchäftigen. Oder wie, er ſollte den ſinnlichen Erſcheinungen fortwährend ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſchenken können, ohne je das Bedürfniß zu fühlen nach einem tieferen Verſtändniß vom Weſen der ſinnlichen Erſcheinung und vom Verhältniß der Erſcheinung zur Subſtanz, die erſcheint? Beſtändig Wirkung und Urſache ermittelnd, Qualitäten und Quantitäten meſſend, Bewegung und Ruhe, Kraft und Bewegungsmittheilung, Trägheit und Widerſtand der Materie, Raum- und Zeitverhältniſſe, Ausdehnung und Dauer, Änderung und Fortbeſtehen, Werden und Vergehen, Geſetz und Zufall, natürliche Harmonie und Disharmonie und hundert ähnliche Grunderſcheinungsformen in der materiellen Welt in den Kreis ſeiner Betrachtungen ziehend, ſollte er niemals Veranlaſſung haben, über die begriffliche Tragweite derſelben ſich Rechenſchaft zu geben? Wir haben vom geiſtigen Niveau unſerer heutigen Naturforſcher eine beſſere Meinung, als daß

wir annehmen könnten, sie seien gegen eine solche Vertiefung ihrer Forschung ebenso gleichgiltig, wie Herr Bokorny dieses zu sein scheint. Wäre eine solche Gleichgiltigkeit aber nicht auch ein trauriges Zeichen von Geistesverflachung und Gedankenschwäche? Soll das Nachdenken des Naturforschers über die Erfahrungsthatsachen einen vernunftwürdigen Abschluß finden, so wird es in tausend Fällen in das Gebiet der philosophischen Speculation hinüberzuschreiten unwillkürlich sich angetrieben fühlen.

Die Naturforschung stützt sich endlich in jeder besonderen Untersuchung wie in ihrer gesammten Fortentwicklung Schritt vor Schritt auf die Philosophie. Ist ihre Forschungsweise auch eine selbständige und eigenthümliche, so hindert dieses doch nicht, daß sie, soweit auch sie Geistesarbeit ist, die Philosophie selbst innerhalb ihres Wirkungskreises zur naturnothwendigen Voraussetzung hat. Bestände die ganze exacte Forschung nur im Messen und Beobachten, im blinden Probiren und Experimentiren, dann würde sie freilich der Philosophie als Unterlage nicht benöthigen; sie würde dann aber auch ihres Anrechtes auf den Titel einer Wissenschaft bar und ledig sein. Diesen verdient sie nicht durch Hand- und Sinnenarbeit, nicht durch bloße Naturbeschreibung, wohl aber durch ihre wahre Geistesarbeit, welche eine umfassende Naturerklärung aus einfachen, allgemeinen Principien anstrebt. Zu dieser bedarf sie jedoch einer sicheren, gewandten Logik, in die einzuführen und einzuweihen wieder Aufgabe der Philosophie ist. Mit dem Besitz des göttlichen Funkens der Vernunft hat zwar jeder Mensch auch das Vermögen erhalten, sie recht zu gebrauchen und so bald mehr bald weniger gesunde Logik von Natur aus mit auf seine Wanderschaft bekommen. Diese natürliche Logik kann auch — wer wollte das läugnen — nicht bloß für die Entscheidungen des gewöhnlichen Lebens, sondern auch zur Lösung wissenschaftlicher Fragen oft genug ausreichen. Trotz alledem wird eine aufmerksame Prüfung des Entwicklungsganges der Fachwissenschaften überall bedauernswerthe Schwächen und Mißgriffe entdecken, die eine gründliche, schulgerechte Durchbildung in der Logik hätte verhindern können. Die Forschung keucht nicht allein oft gar schwerfällig und unbeholfen vorwärts — das wäre ja so schlimm nicht —, sie irrt auch nicht selten in fehlerhaftem Zickzack hin und her und nimmt zur Abwechslung mitunter den Krebsgang, sie verliert sogar, ihr Ziel völlig aus dem Auge lassend, wohl auch ganz den Weg. Anstatt mit der theoretischen Bearbeitung ihres Gebietes planmäßig und mit System,

einheitlich und in geſchloſſener Ordnung vorzugehen, gleichen die Forſcher nur zu oft einem aufgerührten Ameiſenhaufen. Jeder ſtürzt auf eigene Fauſt in jäher Haſt voran, allein getrieben von dem Gedanken, auch etwas Neues zu finden. Anſtatt an der einen das ganze Gebiet beherrſchenden Theorie nach feſten leitenden Ideen fortzubauen, nach einem klaren Entwurfe das Einzelne Stück um Stück nach und nach feſtzuſtellen, auszuarbeiten, zu einem Ganzen zuſammenzuſchweißen und zu verſchmelzen, zieht man es meiſtens vor, von einer Theorie in die andere zu taumeln, gleich übermüthigen Kindern beim luſtigen Spiele. Freilich, wenn man erwägt, wie leichtfertig ſo manche Theorien geſchmiedet werden, ſo wird man über ein ſolches Theorienſpiel weniger ſich wundern; man wird begreifen, wie angeſehene Forſcher ſoweit kommen konnten, die Theorien überhaupt mit „Stiefelknechten" zu vergleichen, deren man ſich bedient, wenn ſie zum Stiefel paſſen, ſonſt aber als unnützes Möbel unter das Bett wirft. Wo bleibt da die nüchterne, geſunde Logik? wo das logiſch conſequente Vordringen zu dem einen, jedem Fachſtudium vorgeſteckten Endziel?

Concrete Belege für das Geſagte bietet jede Fachwiſſenſchaft. In der Geologie z. B. mußte erſt der extreme Vulkanismus des James Hutton ſeinem Widerſpiele, dem extremen Neptunismus Werners, weichen. Kaum hatten etwas ſpäter D'Aubiſſon, A. v. Humboldt und L. v. Buch, lauter Schüler Werners, den Vulkanismus abermals über Waſſer gebracht, als auch N. v. Fuchs, G. Biſchof, Volger u. a. ſchon wieder ſich abmühten, ihn wiederum zu ſtürzen und für immer in den Fluthen Neptuns zu begraben. Heute aber ſtehen alle dieſe Arten von Waſſer- und Feuertheorien ſo ziemlich außer Curs; Horizontalſchub der Erdkruſte und mechaniſche Tiefenkräfte beherrſchen ſtatt ihrer das Feld. Bei näherem Zuſehen finden wir an allen dieſen Erklärungsverſuchen irgend etwas Gutes; alle fehlen aber auch durch einſeitige Übertreibung. Als Erklärung einer einzelnen Erſcheinung war jede in ihrem Rechte. In voreiliger Überſtürzung dehnte man ſie aber ſofort auch auf Dinge aus, für die ſie nicht paßte, und als ſie für dieſe dann als falſch ſich erwies, wollte man ebenſo vorſchnell von ihr überhaupt nichts mehr wiſſen.

In der Chemie ging es nicht beſſer. Nachdem Dalton der Chemie einen theoretiſchen Boden gegeben, hatte Berzelius ſeinem „elektro-chemiſchen Dualismus" eben allgemeine Anerkennung verſchafft; da ziehen auch ſchon „die chemiſchen Typen", voran die einfachen, hinterher die ge-

mischten, alle unter der Fahne des strengsten Unitarismus, einher, um Berzelius aus dem Felde zu schlagen. Weil Berzelius' Theorie für manche Thatsachen nicht ausreicht, wird sie allsogleich mit Sack und Pack aus dem Laboratorium hinausgeworfen, ungeachtet der Berechtigung, die sie als Partialerklärung hatte und unseres Erachtens auch heute noch hat. Diesen fadenscheinigen Typen konnte man es zwar auf den ersten Blick ansehen, daß sie die chemischen Erscheinungen nur höchst oberflächlich berührten und schließlich zu leerem Formelwesen führen mußten. Nichtsdestoweniger sieht man jahrelang Alles in Typen aufgehen. Als ihre Unzulänglichkeit nachgerade schreiend wurde, schob man sie kurzweg als verschlissene Waare unter die Bank und huldigte eiligst mit ganzer Seele der „chemischen Structur". Und wenn man heute die Schriften der Chemiker liest, sollte man glauben, das höchste Ziel der wissenschaftlichen Chemie bestehe einzig darin, recht viele Stoffe zu analysiren und in eine passende „Structurformel" zu stecken. Wie wenige unter den vielen Chemikern, die doch ihre Wissenschaft weiter zu fördern angelegentlichst bestrebt sind, dürften eine klare Antwort auf die Fragen in Bereitschaft haben: Welchem Endziel hat die theoretische Chemie denn eigentlich zuzusteuern? Welche theoretischen Resultate können heute als gesichert angesehen werden, welche bedürfen weiterer Bestätigung und Klärung, und wie ist diese zu erreichen? Welche besonderen Punkte müssen bei dem heutigen Entwicklungszustande zunächst in Arbeit genommen werden? Müßte aber nicht ein Jeder gerade diese und ähnliche Fragen vor Allem sich klar machen, nicht nur um logisch voranzugehen, sondern auch um möglichst erfolgreich in die Weiterbildung der wissenschaftlichen Chemie einzugreifen? Die Chemie, wie jede andere Specialwissenschaft, könnte heute, so scheint uns, solidere Fortschritte in ihrem theoretischen Theile aufweisen, wenn eine passende Vorbildung in der Philosophie die Forscher an eine besonnene, scharfe Logik, sowie an die Regeln einer richtigen Verallgemeinerung gewöhnt hätte.

Damit man nicht glaube, wir hätten die Dinge zu schwarz geschildert, verweisen wir die Leser auf Prof. H. Kolbe's Kritik[1] der Rectoratsrede, welche Prof. A. Kekulé 1878 in der Universitäts-Aula zu Bonn gehalten. Er konnte es wagen, dieselbe kurzweg als eine „Collection grober Stil- und Gedankenfehler" zu bezeichnen. Wir ver-

[1] Siehe „Journal für praktische Chemie", Bd. XVII und Separat-Abdruck. Leipzig 1878.

weisen ihn besonders auf die Schriften des Chemikers A. Rau[1], welche sich der wenig dankenswerthen Aufgabe widmen, den wissenschaftlichen Entwicklungsgang der Chemie einer strengen Kritik zu unterziehen und eine nicht unerhebliche Menge arger logischer Schnitzer in den Arbeiten unserer gefeiertsten Forscher unbarmherzig aufzudecken. Es lag uns in obiger Auseinandersetzung nichts ferner, als die Errungenschaften der modernen Naturforschung in der Achtung der Leser herabsetzen zu wollen. Die großen Erfolge, welche sie in den letzten Jahrzehnten erzielt, sind eine offenkundige Thatsache, die zu klar und zu laut für sich selbst spricht, als daß sie verkannt werden könnte. Was wir behaupten, ist nur das Eine, daß die Erfolge im Hinblick auf die so stattliche Zahl der Arbeitskräfte, über welche die exacte Forschung seit einem Jahrhundert verfügt, auf den regen Eifer, welchen diese allenthalben entfalten, auf die reichen Hilfsmittel, über welche sie verfügen, auf die allseitige Communication, welche alle einzelnen Kräfte durch allgemeine und besondere Vereine, durch regelmäßige, locale, nationale und internationale Versammlungen und ganz besonders durch eine Unzahl von periodischen Fachschriften äußerlich auf's Engste verbindet, noch größere sein würden, wenn die Naturforschung der Philosophie in oben erwähntem Sinne einen Einfluß hätte gestatten wollen.

Aber wie kommt es dann, frägt man da mit Recht, daß während des Mittelalters, in welchem mit der Philosophie doch gewiß auch die Logik blühte, so wenig in der Naturforschung geleistet wurde, indeß die exacte Forschung heute, nachdem sie die Philosophie als lästigen Ballast über Bord geworfen, unläugbar Vieles und Großes erreicht hat? Beweist dieses nicht greifbar das gerade Gegentheil? Keineswegs. Im Mittelalter verlegte man sich überhaupt nicht auf die Fortbildung der Naturwissenschaft, aus guten Gründen, die wir bei anderer Gelegenheit eingehend besprechen werden; es hatte somit selbstverständlich die Philosophie damals auch nicht die Möglichkeit, ihren günstigen Einfluß nach dieser Seite hin zu äußeren. Was nun aber die berührten vielen und großen Fortschritte der Neuzeit anbetrifft, so ist wohl zu beachten, daß dieselben viel weniger auf der wissenschaftlichen Seite der Forschung liegen, als auf der praktischen, daß sie viel mehr in nützlichen, dem Verkehr und der Industrie dienenden Entdeckungen sich bekunden, als in der Auf-

[1] Die Grundlage der modernen Chemie. Braunschweig 1877. Die Entwicklung der modernen Chemie. 1. Abth. 1879. 2. Abth. 1884.

findung weithin leuchtender Erklärungsmomente der Naturerscheinungen, daß sie weit mehr auf die massenhafte Anhäufung schätzenswerthen Beobachtungsmaterials hingerichtet sind, als auf wissenschaftliche Vertiefung der Erklärung. Nur auf letztere aber, auf die exacte Forschung als Wissenschaft, bezogen sich unsere Behauptungen. Fragen wir einmal die Geologie, um wie Vieles sie das wissenschaftliche Verständniß der vorzüglichsten Erdbildungsprocesse in den letzten 50 Jahren weiter gefördert hat, und wir werden erfahren, daß der Fortschritt nach dieser Richtung hin in Anbetracht der gemachten Anstrengungen ein großer nicht genannt werden kann. Fragen wir die Chemie, um wie Vieles sie das tiefere Verständniß des inneren Mechanismus der chemischen Vorgänge vorwärts gebracht, so wird sie den gesammten Fortschritt seit Berzelius, dem Vater der wissenschaftlichen Chemie, in auffallend wenig Worte zusammenfassen können. Auf den anderen Gebieten der Forschung liegen die Sachen nicht viel anders. Die neuesten Erfolge der Elektrotechnik z. B. erwecken heute bei Jedermann gerechtes Staunen. Verlangen wir indessen vom Physiker eine bestimmte Erklärung der Elektricität selbst, ihres Strömens und ihrer Influenz auf andere Körper, so weiß er wenig mehr zu sagen, als dereinst Faraday und Ampère schon vor mehreren Decennien.

Soviel über den Einfluß der Philosophie auf die Naturforschung, wie er naturgemäß und deßhalb für alle Zeiten und unter allen Umständen bestehen soll.

Daß auch umgekehrt der Philosophie aus der Naturforschung hochwichtige Vortheile erwachsen, ist aus dem Früheren unschwer abzuleiten. Aus denselben Gründen, derentwegen schon Aristoteles seiner philosophischen Speculation die Naturforschung dienstbar machte, hat die Philosophie zu allen Zeiten den Fortschritten der exacten Forschung mit wachsamem Auge zu folgen und mittelst derselben die Resultate ihrer Speculation zu erweitern und schärfer durchzubilden. Seit Jahren sind die Philosophen allerdings der mühevollen und zeitraubenden Arbeit überhoben, selbst der exacten Forschung obzuliegen, da Andere aus freien Stücken und in überreichem Maße dieselbe übernommen haben. Die zum Zwecke intensiverer Production weiter und weiter greifende Arbeitstheilung hat schon längst eine viel schärfere Trennung zwischen beiden Forschungsgebieten verwirklicht, als sie für die Zeiten des Aristoteles möglich und wünschenswerth war. Dessenungeachtet muß auch heute noch der philosophische Forscher soweit mit den Arbeiten der exacten Forscher Fühlung behalten, daß er deren Ergebnisse ihrem ganzen Umfang und Inhalte

nach richtig verstehen, deren Werth oder Unwerth zutreffend beurtheilen kann. Eine Arbeit, die nicht so einfach und leicht ist, als manche sich denken, und die von manchen Philosophen wohl auch bisher nicht mit jenem Ernste angestrebt worden sein dürfte, wie eine gedeihliche Fortentwicklung des philosophischen Wissens es erheischt. Doch hierauf wollen wir nicht näher eingehen.

Wir hoffen, daß die bisherigen Erklärungen den Ärger des Herrn Bokorny über die versuchte „Einspannung der Naturforschung unter das Joch der Philosophie" beschwichtigt haben. Sollte er in demselben dennoch verharren wollen, so ist das *seine* Sache und ohne allen Einfluß auf das Ergebniß unserer Discussion. Es kann jedenfalls von einer Art Sklavendienst hier gar nicht die Rede sein. Das naturgemäße Verhältniß der Naturforschung zur Philosophie ist ja nur ehrenvoll für erstere, und es kann nur in den Augen derjenigen als ein unwürdiges erscheinen, welche von der Bedeutung der Philosophie keinen oder doch keinen richtigen Begriff haben. Die Naturforschung bleibt dabei völlig selbständig, frei und ungehindert. Ihre Resultate, in Aller Meinung ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft, stehen der Philosophie für ihre Speculation doch ebenso gut zu Diensten, wie dem Mechaniker für seine Maschinen-Constructionen. Ebenso wie die Verwerthung in letzterer Richtung ihren Werth steigert, so thut es auch die Benützung in ersterer. Herr Bokorny wird doch nicht die Naturforscher bewegen wollen, mit den ägyptischen Priestern und den sauberen Alchymisten den Schleier des Geheimnisses fürder über ihre Wissenschaft zu ziehen? Gerade wie ihm die Philosophie ihre Hallen weit öffnet und ihn einladet, Vortheil daraus zu gewinnen, so möge er es auch den Philosophen nicht länger verargen, wenn sie für sein Gebiet sich interessiren und davon Kenntniß nehmen. Hindern kann er dieses ja doch nicht.

Wie der Leser Eingangs (S. 53) vernommen, hat Professor Heller die aristotelische Forschung mit einer stolzen tausendjährigen Eiche verglichen. Dieses Bild ist treffend gewählt. Dasselbe scheint uns auch das Verhältniß, welches zwischen exacter und philosophischer Forschung allezeit bestehen sollte, richtig zu veranschaulichen. Philosophie und Empirie, durch harmonische Wechselwirkung verbunden, gleichen in der That einem stattlichen Baumriesen, in dessen Schatten die Cultur des Menschengeschlechtes herrlich gedeihen muß. Die Wurzel, deren Verästelungen das Erdreich weiter und weiter durchsetzen, ist die empirische Forschung. Die philosophische Speculation aber wird versinnbildet durch des Baumes

Krone auf kräftigem Stamm. Indem die Wurzel aus dem Boden den groben, rohen Nährſaft ſammelt und zubereitet und den übrigen Theilen des Baumes ihn zufließen läßt, wird ſie zur fundamentalen Vorbedingung für alle Verrichtungen des Lebens im ganzen Baume. Würde dagegen der grobe Saft in den grünen Blättern des Laubdaches vermittelſt der Lichtſtrahlen des Alles verklärenden Tagesgeſtirnes nicht veredelt und wirklich belebend gemacht werden, ſo könnte die Arbeit der Wurzel nicht nur der Krone nichts nützen, ſondern es würde auch die Wurzel ſelbſt nicht lebendig ſich erhalten können. In gleicher Weiſe gibt es auch keine Philoſophie ohne Empirie, und es wird jede Empirie ohne den veredelnden Einfluß einer geiſtig verklärten, idealen Speculation als Wiſſenſchaft nach und nach einem langſamen Siechthum anheimfallen und dann ſtatt gedeihlicher Anregung vielmehr Modergeruch in die menſchliche Cultur hineintragen. Wie die Krone von der Wurzel lebt und die Wurzel von der Krone, wie gleichzeitig mit der Erweiterung und Vertiefung des Wurzelgeäſtes auch das grünende Laubdach nach oben und rings in die Runde ſich ausweitet, ſo ſollen ganz beſonders die Fortſchritte der Empirie anregend auf die Philoſophie wirken, und die Erweiterung der philoſophiſchen Forſchung wieder der Empirie neuen Antrieb verleihen. Wer ſollte ſich alſo ernſtlich darüber freuen können, wenn „kühne Axtſchwinger“ die Verbindung zwiſchen Wipfel und Wurzel zerſtörten? Freilich wenn Prof. Heller mit der „Fällung der ſtolzen Eiche“ nur das Eine hätte andeuten wollen, daß die fortſchreitende menſchliche Cultur heute jene Bevormundung der Naturforſchung durch die Philoſophie unnöthig gemacht habe, deren ſie in ihrer Kindheit, zu des Stagiriten Zeiten, ſehr wohl bedurfte, dann würden wir ſo weit davon entfernt ſein, ihm ſeinen Jubel über die Niederlegung der Eiche zu verargen, daß wir vielmehr ſeine gerechte Freude über das erfolgreiche Voranſtreben des menſchlichen Geiſtes auch zur unſrigen machten.

L. Dreſſel S. J.

Die Handwerkerfrage und der ſtaatliche Schutz.

(Schluß.)

II.

Als wir im Februarhefte dieſer Zeitſchrift die beiden Broſchüren von Fr. Hitze und Fr. Droſte über die Handwerkerfrage zur Sprache brachten, gedachten wir, in einem Schlußartikel uns auf ein kurzes Referat der hauptſächlichſten praktiſchen Vorſchläge zu beſchränken, wie ſie in dieſen beiden Schriften zu Tage treten.

Unterdeſſen iſt noch eine andere, höchſt beachtenswerthe Broſchüre über dasſelbe Thema erſchienen von der ſo kundigen Feder des Albertus: „Über die Nothlage des Handwerks und die Mittel zu ſeiner Hebung" (Paderborn, Bonifacius-Druckerei). Wenn auch der geringe Umfang von 37 Seiten ein tieferes Eingehen in alle Einzelfragen ausſchließt, ſo haben doch gerade die hauptſächlichſten Punkte und die Grundfragen des Themas einen ſehr durchdachten und klaren Ausdruck gefunden, und die principiellen Erörterungen zeigen ſofort den weiten und klaren Blick des Verfaſſers in unſerer Frage. — Zudem iſt ein „Nachträglicher Commentar der Haiber und Salzburger Theſen von einem deutſchen Mitgliede des Comité" veröffentlicht worden; ein Theil dieſer Theſen und dieſes Commentars behandelt eben auch die Handwerkerfrage und die etwaigen Mittel zur Abhilfe der ſich ſteigernden Noth.

Weder von der einen noch von der andern Broſchüre kann Abſtand genommen werden, wenn verſucht werden ſoll, einigermaßen über die Forderungen oder Vorſchläge der katholiſchen Socialpolitiker zu orientiren, welche dieſe zum Schutz und zur Hebung des Handwerks als erforderlich oder erſprießlich erachten. Wir wollen daher verſuchen, ein vergleichendes Referat der Hauptpunkte zu geben und entweder Übereinſtimmung oder Modification oder aber Gegenſatz in den Anſichten der verſchiedenen Socialpolitiker zu verzeichnen. Es iſt uns ſomit weniger um Kritik der einzelnen Anſichten zu thun, als um eine kurze Darlegung des objectiven Befundes. Dazu ſchien es uns aber am geeignetſten, die „Haiber

Theſen", gerade weil ſie die Vorſchläge auf die kürzeſte Faſſung einer Theſe gebracht haben, als Grundlage zu nehmen und, ihre Reihenfolge innehaltend, zu conſtatiren, ob und inwiefern ſich die in ihnen ausgeſprochenen Forderungen mit denen der drei obengenannten katholiſchen Socialpolitiker, Hitze, Droſte und Albertus, decken.

Theſe I der Haider Beſchlüſſe lautet:

„1. Handwerk, Großinduſtrie und Hausinduſtrie müſſen getrennt behandelt werden.

2. Der Handwerkerſtand bildet nach demjenigen der Landwirthe den wichtigſten und zahlreichſten Productivſtand. Seine Fortexiſtenz iſt eine ſociale Nothwendigkeit, er muß deßhalb exiſtenzfähig erhalten und gefördert werden.

3. Der Verfall des Handwerks iſt durch Desorganiſation, die abſolute Gewerbefreiheit, Vernachläſſigung der berechtigten ſtaatlichen Fürſorge, die zerſtörenden Einflüſſe ſtaatlicher Maßnahmen, durch das Uberhandnehmen der materialiſtiſchen Anſchauungen und Entfremdung von Religion, ſowie durch andere ungünſtige Einflüſſe herbeigeführt worden.

4. Das Handwerk bedarf zu ſeiner gedeihlichen Fortexiſtenz und Entwicklung der Organiſation in obligatoriſchen Innungen; zu ſeiner erſprießlichen Ausgeſtaltung gehören nothwendigerweiſe die Errichtung von eigenen Handwerkskammern und Handwerksgerichten mit genau umſchriebenem Wirkungskreiſe. Der Innung haben ſowohl alle Meiſter als die Geſellen der betreffenden Handwerke mit verſchieden normirten Rechten und Pflichten anzugehören. Die Lehrlinge ſind nur als unſelbſtändige Zugehörige zu betrachten."

Der Schwerpunkt der Theſe liegt in Nr. 4. Denn die andern Nummern führen vornehmlich als vorbereitende Grundlage der praktiſchen Forderungen entweder allgemeine Thatſachen an, oder geben der allmählich zur allgemeinen Anerkennung gelangten Überzeugung Ausdruck: 1. daß der Niedergang der Sittlichkeit und Religiöſität auch den Niedergang des wirthſchaftlichen Wohlergehens in den breiten Schichten des Volkes zur Folge habe; 2. daß der Staat nicht nur durch Unterlaſſungsſünden an der Nothlage auch des Handwerkerſtandes ſchuld ſei, ſondern daß er auch, in ſeinen Anordnungen dem Liberalismus huldigend, unbeſonnener Weiſe recht viel den Ruin der Mittelſtände befördert habe.

Wie Hitze ſowohl als Droſte, erſterer jedoch beſonders ausführlich, dieſe beiden Quellen des wirthſchaftlichen Nothſtandes hervorheben, iſt ſchon früher hinlänglich geſagt worden. Albertus betont das Gleiche nicht minder; ja den Grundquell des Übels findet er eben in der Entchriſtlichung des Staates, durch die allein auch jene wirthſchaftlichen

Mißgriffe ermöglicht worden ſeien. Es genügt, wenigſtens ein paar ſeiner Ausdrücke hier wiederzugeben. S. 15 ff. ſagt er:

„In dem Vorſtehenden haben wir uns bemüht, diejenigen Beſchädigungen, welche die liberale Geſetzgebung und die Praxis der Behörden unter den durch die neuen Erfindungen herbeigeführten Umſtänden dem Handwerk ſpeciell zufügten, anzuführen und zu begründen. Aber das Handwerk hat auch in beſonderer Weiſe unter dem allgemeinen Drucke der Verhältniſſe zu leiden, unter dem die heutige Geſellſchaft überhaupt ſeufzt. ... Wir haben vorhin geſagt und wiederholen es nochmals nachdrücklich: Jedes Individuum und jede Geſellſchaft verliert in dem Maße den inneren Halt und die Lebensfähigkeit, als ſie vom Baume des Lebens, der katholiſchen Kirche, getrennt wird. Die Trennungen, welche im Mittelalter durch Schisma und Irrlehre herbeigeführt wurden, waren niemals principielle. ... Aber das Princip der freien Forſchung hatte ſeine Conſequenzen, die ſich allmählich zu einem Schlußreſultat ausgeſtalten mußten, und dieſes konnte kein anderes ſein, als das moderne Heidenthum. ... Der moderne Rationalismus, indem er die Begründung des Staates durch Gott in der Familie läugnet, ſtellt die Menſchen iſolirt neben einander ...; für den Rationaliſten gibt es conſequenter Weiſe kein anderes Ziel ſeines Strebens mehr, als dasjenige, welches ihm die Selbſtſucht dictirt. ... Die Losſagung der Geſellſchaft von Gott iſt der wahre innere Grund dieſer Auflöſung der ſocialen Ordnung und hat jene Iſolirung des Individuums nothwendig herbeigeführt, welche den Einzelnen ohne Schutz den rückſichtsloſen Forderungen des Kapitals gegenüberſtellt.“

Doch gehen wir zum eigentlichen Schwerpunkt der Theſe I über, zunächſt zu den obligatoriſchen Innungen. Wird dieſes Wort in ſeinem ganz allgemeinen Sinne genommen, ohne näher zu beſtimmen, auf wie enger oder breiter Grundlage die Innungen ſich ausgeſtalten ſollen, wie feſt oder wie loſe der Zwang zum Innungsanſchluß gedacht werde, ob nicht gar ſchließlich ein indirecter und moraliſcher Zwang genüge, indem die Innung ſo ſehr mit Privilegien ausgeſtattet werde, daß thatſächlich den Handwerker ſein Intereſſe zum Beitritt nöthige (Hitze S. 14): ſo dürften Alle in voller Einmüthigkeit darüber ſein, daß Zwangs-Innungen in irgend einer Weiſe das Ziel ſein müßten, worauf die wirthſchaftliche Reform des Handwerkerſtandes losſteure. Wie Hitze ſowohl als Droſte ſich darüber äußern, iſt ſchon in unſerem vorigen Artikel geſagt worden; bekannt iſt, wie auch von anderer, einflußreicher Seite dieß als Ziel der Reformbeſtrebungen bezeichnet wurde. Albertus enthält ſich freilich, die obligatoriſchen Innungen in den Vordergrund zu rücken, ja er ſagt S. 24 über die von ihm aufgeſtellten Mittel zur Hilfe des Handwerks ausdrücklich:

„Ob freie oder obligatoriſche Innung — dieſe Frage hat mit den vorliegenden Maßregeln gar nichts zu ſchaffen.“

Doch die Grundlinien für einen nur nicht zu ausgedehnten Zwang zu Aſſociationen oder Innungen finden ſich auch in ſeinen Vorſchlägen. Im Einklang mit den andern Socialpolitikern findet er, daß die Gewerbefreiheit und der Mangel an ſtaatlichem Schutz den Handwerkerſtand ſchließlich dem Untergang entgegenführe, daß deßhalb „die Gewerbefreiheit und Freizügigkeit durch (beſtimmte) geſetzliche Beſtimmungen zu beſchränken bezw. aufzuheben ſei“ (S. 22); im Einklang mit den andern Socialpolitikern betont er das Aſſociationsprincip als das allein geeignete und ſomit nothwendige Mittel, um die Handwerker concurrenzfähig zu machen oder zu erhalten:

„Wirthſchaftlich gibt es gegen dieſen Zuſtand natürlich nur ein Hilfsmittel, das ſich übrigens zu allen Zeiten erprobt hat und worauf alle katholiſchen Socialpolitiker von Anfang an als den Rettungsanker der Geſellſchaft hingewieſen haben; es iſt eben das Gegentheil der Auflöſung, nämlich die Aſſociation“ (S. 17).

Im Einklang mit Andern verlangt auch Albertus Geſellen- und Meiſterprüfung, Abgrenzung des Handwerks, Regelung des Fabrikweſens, ſpeciell S. 22:

„Vor Allem ſind die handwerksmäßigen Gewerbe durch Geſetz zu beſtimmen. Sodann iſt gleichfalls durch das Geſetz in Bezug auf dieſe Gewerbe der Begriff der fabrikmäßigen Erzeugung feſtzuſtellen. ... Das eigentliche Handwerk darf nur betrieben werden von Meiſtern, Geſellen und Lehrlingen. Um als Meiſter ein Handwerk ſelbſtändig zu betreiben, muß man ... ſich durch Prüfung als befähigt ausweiſen. ... Die Lehrjahre können nur bei einem ſelbſtändigen Meiſter überſtanden werden.“

Hiermit allein ſchon wären die Grundbeſtimmungen gegeben, welche irgend eine Zwangs-Innung nach ihrer loſeſten Form enthalten oder doch zu ihr führen, wenn man nicht etwa lieber ſtatt Zwangs-Innung den Zwang zur Innung oder zur Aſſociation ſagen will; auch damit dürfte ſchließlich das Weſentliche der Forderungen der Gelehrten und der Handwerker erreicht ſein, welche obligatoriſche Innung auf ihre Fahne ſchreiben.

Doch dürfen wir's nicht verſchweigen, daß Albertus in wohlbewußter und berechneter Weiſe das Wort „obligatoriſche Innungen“ im Sinne von Zwangsvereinen mit ausgebildeter Organiſation in ſeinen Forderungen vermeidet. Er thut dieß, um eine Überzeugung um ſo ausgeprägter zum Ausdruck zu bringen, mit welcher im Grunde genommen

ſowohl die beiden andern ſocialpolitiſchen Schriftſteller im Einklang ſind, als auch die Haider Theſen ſich kaum unſympathiſch berühren. Es iſt dieß der beachtenswerthe Satz, daß bezüglich der zunächſt praktiſch zu verwirklichenden Forderungen vor Einführung ſolcher Innungen noch eher und noch dringlicher der Schwerpunkt der Forderungen in der Arbeitsordnung, d. h. in der Wiedereinführung der geſetzlich zu regelnden Meiſterprüfung und in der Abgrenzung des Handwerks gegen die Fabrik, eventuell in Beſchränkung letzterer liege. Die weſentliche Vorbedingung für eine gedeihliche Exiſtenz eines ſo tief in's geſellſchaftliche Leben eingreifenden Inſtituts iſt eben vor Schaffung des Inſtituts ſelbſt zu verwirklichen. Albertus ſtellt darum (S. 22 u. 23) ſeine Vorſchläge zur Erleichterung der Nothlage des Handwerkerſtandes auf, indem er von der Frage „ob freie oder obligatoriſche Innungen" Abſtand nimmt und nur bemerkt:

„Die Löſung der Frage im Sinne der obligatoriſchen Innungen würde aber offenbar durch die vorhergehende Ausführung dieſer Maßregeln (d. h. der von ihm vorgeſchlagenen Maßregeln der Arbeitsordnung durch Geſellen- und Meiſterprüfung und Regelung des Fabrik- und Magazinenweſens) weſentlich erleichtert."

Die Haider Theſen behandeln dieſe Punkte in den folgenden Sätzen und ſtellen ihre Dringlichkeit zugleich mit den Innungen auf die Tagesordnung; dadurch braucht natürlich nicht ausgeſchloſſen zu ſein, daß in der praktiſchen Verwirklichung ihnen die Priorität zukomme, und daß man ſchließlich gar mit deren praktiſchen Verwirklichung den Anfang machen könne, um nachher zur vollen Organiſation der Innungen überzugehen.

Hitze, der, wie kaum ein Anderer, die Frage „ob freie oder obligatoriſche Innung" als Lebensfrage und Kernpunkt der Sache erklärt (S. 16) und in dieſer Anſchauung von Albertus desavouirt wird, ſcheint dennoch, nach anderen Stellen zu ſchließen, durchaus nicht ſo weit von der Anſchauung des Albertus ſich zu entfernen. S. 17 ſeiner Broſchüre wenigſtens ſagt er mit aller nur wünſchenswerthen Klarheit:

„Dieſe Thatſache (nämlich das Bedrohtſein des Handwerks durch die Großinduſtrie) legt nun aber klar, daß ſelbſt die obligatoriſche Innung allein zur Erhaltung unſeres heutigen ſelbſtändigen Handwerks ungenügend iſt; ja, wir möchten ſogar beifügen, daß die Ordnung der Innung ohne gleichzeitigen Schutz gegen die concurrirende Großinduſtrie, reſp. ohne gleichzeitige Einſchränkung dieſer, den in Frage kommenden Handwerkern die Concurrenz noch erſchwert. . . . Das Handwerk binden und dem concurrirenden Großbetrieb

freie Hand lassen, heißt den Ruin des Handwerks noch beschleunigen. ... Kurz und gut, erst oder wenigstens gleichzeitig gebe man dem Handwerk wieder einen sichern, festen Boden, entziehe dasselbe dem wilden Strome der Concurrenz, die ihm den Untergang bringen muß; dann erst kann man an seine innere Festigung denken."

Wenn daher derselbe Verfasser S. 131 sagt: „Also nur einmal frisch begonnen. ... Alles braucht nicht auf einmal zu geschehen. ... Der erste bedeutende Schritt muß die obligatorische Innung wenigstens für die Haupthandwerke sein; dann geht es an den innern Ausbau derselben": so will er keinenfalls das früher Gesagte widerrufen, sondern versteht jedenfalls die obligatorischen Innungen in ihrem wesentlichen Gefüge und mit ihrer nothwendigen Vorbedingung oder Grundlage im Gegensatz zu einer weiteren Ausgestaltung und Entwicklung, etwa einer Übernahme der bloß facultativen Aufgaben. — Praktisch jedoch finden wir darin einen Gegensatz zwischen Hitze und Albertus, insofern letzterer durchaus mahnt, bedächtiger und vorsichtiger an die volle Verwirklichung der obligatorischen Innungen zu gehen. Hitze schlägt etwaige Fehler oder Mißgriffe in den Statuten der Innungen nicht so hoch an, daß man nicht mit einer Correctur, die sich schon einstellen würde, zufrieden sein könnte. Albertus hingegen hält die Verständigung über die Grundrechte, welche bei Bildung der Innungen dem Handwerkerstande zugewiesen würden, und über die Normalstatuten für so wichtig, daß er wegen der möglichen Verschiedenheit, in welcher die gesetzgebenden Mächte die Frage lösten, nur bedingungsweise der obligatorischen Innung das Wort redet:

„Nur durch Association ihrer Kräfte können die Handwerker den Kampf gegen das Kapital bestehen. Die allgemeine obligatorische Innung aber kann in dieser Beziehung die Association unmöglich machen, wenn ihre Statuten eine engere Verbindung gleichartiger Elemente und deren freie wirthschaftliche Bewegung hindern. ... Ob wir zu den obligatorischen Innungen rathen können, hängt wesentlich von den Normalstatuten ab, ohne deren Aufstellung Niemand zum Beitritt wird gezwungen werden können" (S. 36).

Die Stellung Droste's zu der hier uns beschäftigenden Frage ist zweifelsohne auch die, daß er der gesetzlichen Abgrenzung und Regelung des Handwerks den Vorrang einräumt. Die ganze Anlage seiner Schrift ist darauf gerichtet, mit Vorschlägen nach dieser Richtung hervorzutreten, die Vorschläge Anderer zu untersuchen, über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit sich auszusprechen: die Innung auf breitester Grundlage ist ihm dann die natürliche Folge und das nothwendige Ergebniß aus den gesetz-

lichen Beſtimmungen über Ausbildung, Prüfung, Abgrenzung und Ausſchlußrecht des Handwerks. In dieſem Sinne ſagt er S. 131:

„Die nach Handwerken territorial abgegrenzten Handwerkerkreiſe mag man Innungen nennen. Es liegt aber wohl auf der Hand, daß kein Handwerker, welcher ein Handwerk gewerbsmäßig betreibt ..., den um ihn gezogenen Kreis ignoriren darf, daß er ... der Innung nothwendig angehören muß."

Ein anderer Punkt, welcher in Nr. 4 der I. Theſe der Haider Beſchlüſſe berührt wird, nämlich die Errichtung von Handwerkskammern und Handwerksgerichten, iſt nur eine nothwendige Folgerung der ſtändiſchen Organiſation des Handwerks. Iſt das Handwerk ſtändiſch organiſirt, ſo muß ihm auch eine ſtändiſche Vertretung und eine genügende Selbſtverwaltung geſichert ſein. Solches geſchieht durch Handwerkskammern und Handwerksgerichte. Natürlich muß bei deren Creirung und der Abgrenzung ihrer Rechte ſowohl der Schutz des Handwerks als auch der Schutz der Kunden des Handwerks in's Auge gefaßt werden. Droſte handelt über dieſen Gegenſtand S. 68 und S. 101 ff.; Hitze S. 43 und S. 146 in ſeinen „Grundgedanken".

Von Theſe II an führen die Haider Beſchlüſſe die Vorſchläge weiter durch näheres Eingehen in die organiſchen Beſtandtheile des Handwerkerkreiſes, zunächſt bezüglich der Meiſter.

Theſe II lautet:

„Das Meiſterrecht kann nur nach erbrachtem Befähigungs-Nachweiſe erlangt werden."

Dieſer Form und Faſſung ſtimmen, wie aus dem ſchon Geſagten erhellt, Alle bei, weil Alle als Grundbedingung des Schutzes gegen die zügelloſe Concurrenz die Meiſterprüfung hinſtellen.

Wie und in welcher Art dieſe Prüfung oder dieſer Nachweis erbracht werden ſoll; ob und inwiefern Verſchiedenheit der Meinungen betreffs der Einzelbeſtimmungen vorliegen: wird ſich bei der Erörterung der folgenden Theſen III und IV über Geſellen und Lehrlinge auseinanderſetzen laſſen.

Alſo Theſe III und IV ſagt:

(III.) „Die Geſellen ſollen:

a) zu einer möglichſt vielſeitigen handwerksmäßigen Ausbildung angeleitet,

b) vor den mit dem Wandern verbundenen Gefahren durch die vom Handwerke zu errichtenden Zunftſtuben und durch andere Vorkehrungen bewahrt,

c) zur Hochhaltung des Standesbewußtſeins aufgemuntert und zur Wahrung der Standesehre angehalten,

d) zu einem religiöſen Leben angeleitet und ermahnt werden;

e) die Geſellen ſind gehalten, Arbeitsbücher bei ſich zu führen, welche Zeugniß über die abgelegte Geſellenprüfung, die Namen ihrer früheren Meiſter und Aufenthaltsorte, ſowie das Datum des jeweiligen Arbeits-An- und Austrittes enthalten. Dieſe Arbeitsbücher unterliegen der Controle des Handwerks.

(IV.) Der Lehrling muß:

a) durch das Handwerk aufgenommen,

b) techniſch und geiſtig ausgebildet, in ſeiner körperlichen und geiſtigen Entwicklung überwacht, zur Erfüllung ſeiner religiöſen Pflichten angehalten werden;

c) das Innungsſtatut ſoll die Bedingungen über die Aufnahme, Zahl, Entlaſſung der Lehrlinge, die Folgen des Contractbruches, die Grenze der Zuläſſigkeit der Verwendung von Lehrlingen zu häuslichen Arbeiten, ſowie die Normen einer etwaigen Probezeit und des Lehrlings-Vertrages enthalten;

d) der Lehrling muß nach überſtandener Lehrzeit und nach erbrachtem Nachweiſe über genügende Fertigkeit im Handwerke losgeſprochen werden."

In dieſen Theſen wird die Richtung angegeben, nach welcher hin man ſich zu bewegen hat behufs techniſcher und ſittlicher Bildung der Lehrlinge und Geſellen. Unmöglich konnten hier bei Aufſtellung kurzgefaßter Grundſätze die Einzelheiten eingehender behandelt werden: die thatſächlichen Einrichtungen werden je nach Ort und Zeit immer ihre Verſchiedenheiten aufzuweiſen haben. Keine der von uns angezogenen Broſchüren tritt daher in Widerſpruch zu den hier aufgeſtellten Sätzen; eine Meinungsverſchiedenheit iſt eben erſt bei der in's Einzelne eingreifenden Verwirklichung möglich. Wo ein Anſatz dazu vorliegt, das wollen wir der weitern Verſtändigung halber bemerken. Der eine Detailpunkt über die Arbeitsbücher (Theſe III e) iſt weder bei Hitze noch Droſte oder Albertus zur Sprache gebracht worden; er enthält aber freilich das natürlichſte Mittel zur Informirung über einen unbekannten Handwerksgeſellen, der ſich zur Arbeit vorſtellt und anbietet. Doch dürfte dieſe Frage hier als eine untergeordnete angeſehen werden.

Von weit hervorragenderer Bedeutung iſt die Frage über die ſittliche Erziehung und den ſittlichen Schutz der jungen Handwerker, ob und inwieweit der Innung bezw. den Meiſtern nach dieſer Hinſicht Befugniſſe einzuräumen ſeien. Die Haider Theſe ſpricht ſich des Näheren hierüber nicht aus. Hitze meint dießbezüglich S. 61 ff.:

„Auch hier fehlt es den Meiſtern nicht an dem guten Willen, ſondern an der Macht. Das müßte doch ein, ich will nicht ſagen, für ſeine Pflicht, ſondern für ſein eigenes Intereſſe blinder Meiſter ſein, der nicht lieber einen religiöſen und gut geſitteten Lehrling und Geſellen hätte, als einen frivolen und ausſchweifenden. ... Auch das glauben wir ..., daß kein Meiſter aus Übermuth oder religiöſem Indifferentismus Sonntags arbeitet mit ſeinen Geſellen. ..."

Wir müſſen nun geſtehen, daß wir dieſe Argumentation nicht für richtig halten. Jede Gottloſigkeit und jede Pflichtverletzung iſt ſchließlich gegen das eigene Intereſſe — an dieſer Katechismus-Wahrheit läßt ſich nicht rütteln; aber dennoch ſehen wir die Gottloſigkeit und Pflichtvergeſſenheit in den verſchiedenſten Kreiſen der menſchlichen Geſellſchaft nur zu üppig aufwachſen. Daß keine übermüthigen, religiös indifferenten Handwerksmeiſter ſich fänden, iſt eine Annahme, welche freilich von der beſten und argloſeſten Geſinnung deſſen zeugt, der das meint, welche aber der Wahrheit leider nicht entſprechen dürfte. Albertus blickt denn auch bei dieſer Sache trüber in die Zukunft. Seine Anſchauung S. 29, welche er zwar formell über Öſterreich ausſpricht, wird auch für anderwärts nicht ſo völlig außerhalb der Wahrheit liegen, beſonders wenn man auf alle Confeſſionen Rückſicht nimmt.

„Herr Hitze," heißt es, „nimmt zwar an, daß trotz der langjährigen Wirkſamkeit der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit in Preußen noch der bei weitem größere Theil der Handwerker tüchtige, fleißige, religiöſe Leute ſeien. Wir wollen nicht entſcheiden, wie es mit dem moraliſchen Charakter der im Handwerk beſchäftigten Arbeiter in Öſterreich ausſieht. Aber ſo weit wir die Verhältniſſe kennen gelernt haben, müſſen wir ſtarke Zweifel an dem religiös-ſittlichen Weſen der Mehrzahl hegen. Wir beurtheilen dieß in katholiſchen Ländern nach der Theilnahme am kirchlichen Leben. ... Daß der Einfluß der Regierung, welche die Normalſtatuten (der Innungen) zu entwerfen hat, für die Hebung der Standesehre nicht auf chriſtlich-moraliſchem Boden ſich bewegen wird, dafür dürfte die Erfahrung ſprechen, nachdem ſogar aus der Schule das Crucifix verbannt iſt. ..."

Wir deuten daher die ferneren Ausführungen des Albertus S. 31 wohl kaum unrichtig, wenn wir glauben, er ſei aus praktiſchen Gründen nicht dafür, daß die Erziehung und Pflege der Religiöſität für Lehrlinge und Geſellen mit der Innung, die ja doch confeſſionslos ſein wird, in Verbindung geſetzt werde, ſondern er ſtelle dieſe Fürſorge eher in die Reihe derjenigen Gegenſtände, welche das Haider Programm in Theſe VII zur Sprache bringt. Dort wird ſich daher auch Gelegenheit bieten, noch mehr über dieſen Gegenſtand zu ſagen.

Wir könnten unsere Andeutungen über These III und IV abschließen, wenn nicht noch bezüglich Eines Punktes ein gewisses Dunkel bliebe, ob und inwieweit es da bei den verschiedenen Schriftstellern zur Meinungsverschiedenheit gekommen sei, nämlich betreffs der vorschriftsmäßigen Lehrlingszeit. Droste spricht, wie auch Hitze und Albertus und der Haider Satz IV c, von einer gesetzlich festzusetzenden Lehrlingszeit. Ersterer jedoch macht S. 63 seiner Schrift eine Ausnahme geltend:

„Es darf jedoch nicht als unerläßliche Bedingung hingestellt werden, daß die Bewerber um das Handwerksrecht ihre Vorbildung ausschließlich in den gewöhnlichen Handwerkerstätten genossen haben müssen. ... Es muß vom Gesetze aus andererseits auch gestattet sein, daß er (der Lehrling) statt dessen geeignete Fachschulen besuchen und die praktischen Handgriffe in Lehrwerkstätten oder nach vollendeter theoretischer Ausbildung in kürzerer Zeit bei einem qualificirten Meister erlernen dürfe."

Keiner der Andern spricht sich über eine Alternative aus; ob eine solche damit verworfen werden soll, ist nicht recht ersichtlich.

Deutlicher ist die Meinungsverschiedenheit bezüglich einer festzusetzenden Zahl der aufzunehmenden Lehrlinge. Hitze tritt für eine solche gesetzliche Beschränkung mit aller Entschiedenheit ein (S. 42):

„Wie tief wir im Banne des Manchesterthums stecken," meint er, „wie sehr der Liberalismus, die Partei der ‚Freiheit und Gleichheit', die öffentliche Meinung terrorisirt, eine wahre Schreckensherrschaft führt, beleuchtet die eine Thatsache, daß bis heute unseres Wissens noch Keiner die Forderung einer Einschränkung der Zahl der Lehrlinge und Gesellen auszusprechen gewagt hat, wiewohl sie doch der mittelalterlichen Zunftordnung wesentlich war."

Der Haider Satz scheint mit Hitze, einigermaßen wenigstens, für eine solche Einschränkung zu sein. Die Frage hängt mit einer andern auf's Innigste zusammen, oder vielmehr sie ist nur eine andere Form derjenigen Frage, ob für einen bestimmten Kreis nur eine geschlossene Zahl von Meistern die Berechtigung zum Handwerksbetrieb haben soll, oder ob hier eine freie Concurrenz zu gestatten sei. Droste ist durchaus letzterer Ansicht. Nachdem er S. 75 ff. die andere Forderung einer Kritik unterzogen hat, schließt er S. 81:

„Wir gelangen somit zu dem Resultate, daß die Beseitigung der Gewerbefreiheit in der Weise, daß an derselben wieder ein ausschließliches Arbeitsrecht statuirt würde, welches Bewerber nur nach Maßgabe des Bedürfnisses zum Handwerksbetriebe zuließe, heute höchst unzweckmäßig und eventuell auch gar nicht möglich wäre."

Albertus beſpricht dieſen Punkt nicht ausdrücklich; allein die von Hitze befürwortete Einſchränkung iſt nicht in den Rahmen der von Albertus gemachten Vorſchläge eingefügt (S. 22 ff.); und da er zudem S. 34 eine weit größere Freiheit der Concurrenz, als jener, gewahrt wiſſen will, ſo irren wir ſchwerlich, wenn wir Albertus zu denjenigen zählen, welche in dieſem Punkte, wenigſtens betreffs der in nächſter Zukunft zu verwirklichenden Forderungen, von der Anſicht Hitze's Umgang nehmen.

Während Theſe III und IV die innere Organiſation der Innungen zum Gegenſtande haben, wendet ſich Theſe V zu den Aufgaben, welche den Innungen zugewieſen werden ſollen, und Theſe VI zu den Schutzbeſtimmungen, welche das ſtaatliche Geſetz gegen Schädigungen des Handwerks durch Hauſiren, Wanderlager, Magazine u. ſ. w. zu erlaſſen habe. Wir betreten hier ein Gebiet, welches die nach der wirthſchaftlichen Seite hin wichtigſten Vorſchläge zur Sprache bringt und in welchem begreiflicherweiſe auch unter katholiſchen Socialpolitikern die Meinungsverſchiedenheit am meiſten zu Tage tritt. Über die Befugniſſe und Aufgaben der Innungen ſpricht ſich Theſe V alſo aus:

„1. Pflichtmäßige Aufgabe der Innung iſt: die Hebung des Standesbewußtſeins, Obſorge für die Solidität der von Innungsmeiſtern erzeugten Producte, Regelung der Beziehungen der Lehrlinge, Geſellen und Meiſter unter einander und zur Innung, Fürſorge für die eigenen Nothleidenden, Errichtung von gewerblichen Fachſchulen, eventuell Mitwirkung hierbei, und die Aufſicht oder Mitaufſicht über die beſtehenden Fachſchulen.

2. Der freien Vereinsthätigkeit innerhalb der Innung ſoll, eventuell unter Staatshilfe, Errichtung von gemeinſamen Betriebswerkſtätten, gemeinſamer Beſchaffung von Maſchinen und Rohproducten, Errichtung von Magazinen, Regelung des Creditweſens unter möglichſter Beſchränkung der Solidarhaft überlaſſen ſein."

In dieſer Faſſung ſind extreme Forderungen nach der einen wie nach der andern Richtung vermieden: einer Erweiterung oder engeren Begrenzung der Freiheit der Handwerker bleibt nach manchen Seiten hin der Platz offen; es muß das geſchehen, wenn nicht den zeitlich und örtlich verſchiedenen Bedürfniſſen präjudicirt werden ſoll.

Bezüglich der Fachſchulen wird über Zwang oder freigeſtellten Beſuch ein Urtheil nicht abgegeben. Hitze und Droſte, welche ſich darüber poſitiv ausdrücken, ſind beide nicht für eigentlichen Zwang. Droſte ſagt S. 118 ſeiner Schrift ausdrücklich: „Der Beſuch der Fachſchulen darf nicht obligatoriſch gemacht werden." Hitze will S. 138 ſeiner

Broschüre den Befürchtungen bezüglich des obligatorischen Besuches jener Schulen wenigstens insofern Rechnung getragen wissen, daß er den schließlichen Entscheid den Eltern des Lehrlings oder Gesellen, auch etwa unter Beistimmung des Pfarrers, anheimgeben möchte. Eine wesentliche Meinungsverschiedenheit ist also hier nicht zu verzeichnen.

Weit tiefgehender wird die Differenz, wenn wir uns zu den in Nr. 2 der V. Haiber These ausgedrückten gemeinschaftlichen Aufgaben der Handwerkerkreise wenden. Da ist die Frage: Sollen Errichtung von gemeinsamen Magazinen und Betriebswerkstätten zu den eigentlichen Aufgaben der Zwangs-Innungen gehören, ihnen wenigstens nach Majoritätsbeschluß zugewiesen werden können, oder sollen derartige gemeinsame Zwecke freien Associationen innerhalb der Innungen zugewiesen werden?

Hitze befürwortet mit aller Kraft die erstere Idee. S. 130 sagt er ausdrücklich:

„Die Innung soll alle Associationen in sich aufnehmen, insofern sie in Beziehung zum Handwerke stehen; das ganze sociale Leben des Handwerks soll sich in der Innung concentriren."

Das ist augenscheinlich mehr gefordert, als die Haiber These will, welche all den gemeinsamen Betrieb und die gemeinsame Production der freien Vereinsthätigkeit innerhalb der Innung zuschreibt.

Albertus will entschieden, auch bei Einführung der obligatorischen Innungen, denen er, wie gesagt, nur bedingungsweise zuneigt, jene Zwecke der „freien Association" gewahrt sehen. Er hält die Überweisung derselben an die obligatorische Innung unter Umständen für „eine Fesselung des Handwerks, welche dasselbe des einzigen Mittels, nämlich der Association, förmlich berauben würde, um die Concurrenz gegen das Kapital zu bestehen". Er fährt dann fort:

„Zweckmäßiger aber halten wir es offenbar, wenn in den Normalstatuten für eine obligatorische Innung die Verpflichtung aller Innungsgenossen zur Theilnahme an gemeinschaftlichen Unternehmungen nicht ausgesprochen und die Regierungsgenehmigung für die Specialbestimmungen betreffs solcher Unternehmungen nicht beansprucht wird."

Droste ist bekanntlich gerade in diesem Punkte am schärfsten gegen die Auffassung Hitze's. Jene Genossenschaften dürfen nach ihm nicht einmal zu den facultativen Aufgaben der Innung zählen. Er läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, wenn er S. 148 ff. seine dießbezügliche Ansicht entwickelt:

„Die Zwangs-Innungen als ſolche dürfen, wie wir ſchon früher bemerkt haben ..., keine Erwerbs- und Wirthſchafts-Genoſſenſchaften bilden. ... Andererſeits darf aber auch der freiwilligen Bildung der gedachten Vereinigungen keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt werden, vielmehr iſt die Bildung derſelben durch die Geſetzgebung in jeder Weiſe zu erleichtern, wofern unter dieſen Einrichtungen nicht auch die Solidität leidet. Mit den Innungen dürfen ſie aber nicht zuſammengeworfen werden, ſelbſt dann nicht, wenn eine Innung das einſtimmig beſchließen ſollte."

Das Wörtchen des Haider Satzes: „eventuell unter Staatshilfe", berührt einen weder von Droſte noch von Albertus hervorgekehrten Punkt. Hitze iſt ſelbſtverſtändlich für eine ſolche Staatshilfe, und er wird bei ſeiner Auffaſſung auch mit entſchiedener Nothwendigkeit dahin gedrängt. Doch einer zeitweiligen, auf Amortiſation geſtellten ſtaatlichen Unterſtützung für den Fall der Noth — was allein mit jenem Ausdruck bezweckt wird — können auch die andern ſocialpolitiſchen Schriftſteller, ihren Grundſätzen gemäß, die Zuſtimmung nicht verſagen.

Wir gehen zur VI. Theſe der Haider Beſchlüſſe über:

„Aufgabe des Staates iſt: Förderung des Handwerks durch Obſorge für gewerblichen Unterricht, durch Einführung der obligatoriſchen Sonn- und Feiertagsruhe, Erlaß eines Markenſchutz-Geſetzes und Verpflichtung zur Markenführung, durch geſetzliche Regelung des Submiſſionsweſens, des Hauſirhandels, der Wanderlager und Bazars, ſowie der Gefängnißarbeit derart, daß ſie dem Handwerk nicht ſchaden können, und endlich durch Regelung der Abſatzverhältniſſe in der Art, daß nach Ablauf einer beſtimmten Übergangszeit nach Conſolidirung der Innung geſetzmäßig nur die Innung, bezw. die derſelben angehörigen Meiſter, Producte der Innungsthätigkeit verkaufen können."

Ein für die Beurtheilung der Geſammtrichtung unweſentlicher, als Detailfrage jedoch wichtiger Punkt iſt durch die Erwähnung des Markenſchutz-Geſetzes und der Markenführung berührt. Nur Hitze bringt dieſen zur Sprache; er hält ihn aber für ſo wichtig, daß er ihm auf den paar Schlußſeiten der „Grundgedanken" ein eigenes Kapitel widmet. Für uns möge es genügen, dieß erwähnt zu haben.

Im Übrigen ſind die geſetzgebenden Aufgaben des Staates, wenigſtens dem Hauptinhalte nach, verzeichnet und damit zugleich die Schäden aufgezählt, durch welche das Handwerk dem Ruin zugeführt wird. Bei den meiſten Punkten iſt die Art und Weiſe der geſetzlichen Hilfe und Regelung nicht näher beſtimmt, wohl in der richtigen Erkenntniß, daß auch hier die letzte Faſſung und genauere Angabe nicht für überall eine gleichförmige ſein kann. Es iſt kaum erforderlich, die einzelnen hier dem

Staate zugeschriebenen Aufgaben zur Besprechung zu ziehen; es genügt, über die eine oder die andere einige Worte zu sagen. Denn Keiner läugnet, daß von all den hier angegebenen Seiten her dem Handwerk Gefahren drohen oder Schäden bereitet werden, daß somit der Staat nach all diesen Seiten hin ein wachsames Auge haben, bezw. Vorsorge treffen müsse, wenn sich auch bei den praktisch erwünschten oder erreichbaren Vorschlägen die Ansichten noch so sehr spalten und bald einer allseitigen Beschränkung, bald einer Freilassung der Concurrenz das Wort reden. Droste geht wohl nach letzterer Richtung hin am weitesten; Hitze jedoch reicht nach der andern Richtung hin über die Forderungen der Haider Thesen hinaus.

In dem Schlußsatze der vorliegenden These wird der kaufmännische Zwischenhandel zur Sprache gebracht und die Forderung auf Verbot desselben gestellt. In dem kaufmännischen Zwischenhandel liegt nach Hitze einer der wundesten Flecken des Handwerks, der einen großen Theil seines Lebenssaftes aufzehre. Albertus stimmt zu, daß hier die heilende Hand der staatlichen Gesetzgebung eingreifen müsse; als einen wesentlichen Punkt führt er S. 23 an:

„Absolut verboten ist das Halten der fraglichen Magazine solchen Unternehmern von Handelsgeschäften, welche, ohne Meister zu sein, den bloßen Zwischenhändler machen wollen."

Wenn Droste daher meint, dadurch, daß ein Zwischenhändler die Waaren von selbständigen, geprüften Meistern kaufen müsse, sei der Handwerker hinlänglich geschützt; eine größere Beschränkung des Zwischenhandels könne sich als zweischneidiges Schwert gegen die Handwerker selbst kehren: so müssen wir gestehen, daß hier ein Differenzpunkt vorliegt, der von der einschneidendsten Bedeutung ist.

Ein anderer Punkt von tiefgehender Bedeutung, in welchem aber Droste und Albertus gegen Hitze sich zusammentreffen zu Gunsten größerer Freiheitsbelassung, ist die Ordnung des Fabrikwesens dem Handwerk gegenüber. Dieser Punkt fehlt in den Haider Thesen. Einschränkung der Fabrik hält Hitze für eine Lebensbedingung des Handwerks. Wie er darauf ausgeht, die Fabriken den zünftigen Handwerkern gegenüber mit der Zeit lahm zu legen, ist schon in unserem früheren Artikel berührt worden. Droste nicht nur, sondern auch Albertus sind hier anderer Ansicht. Der Eine läßt sich des Näheren darüber aus in dem Kapitel: „Zu weit gehende Reaction gegen die Gewerbefreiheit" (Handwerkerfrage, S. 71 ff.). Der Andere, Albertus, glaubt, auch hinsichtlich der Con-

currenz mit den ſogen. zunftfähigen Handwerkern ſei „Fabrik und Magazin als eine nothwendige Forderung der Zeit anzuerkennen“ (S. 12); doch will er beſtimmte Schranken zum Schutze des Handwerks, vor Allem Feſtſetzung eines genügenden Minimallohnes für Fabrikarbeiter (S. 28). Im Übrigen faßt er ſeine Anſicht über das Fabrikweſen S. 34 folgendermaßen zuſammen:

„Wir aber erkennen die Berechtigung des fabrikmäßigen Betriebes nur in ſoweit an, als damit erhebliche Productionsvortheile vom volkswirthſchaftlichen Standpunkte verbunden ſind; und dieſe laſſen ſich nur erzielen, wenn 1. das Syſtem der Arbeitstheilung pure durchgeführt und 2. die Production in einer gewiſſen Ausdehnung betrieben wird. Darum ſchlagen wir vor: 1. vollſtändig freie Bewegung des Fabrikbetriebes, d. h. frei von der Geſetzgebung für das Handwerk; aber 2. Beſchränkung des Begriffes der Fabrik auf die Beſchäftigung von mindeſtens 40 Arbeitern nach dem Syſtem der Arbeitstheilung.“

Wir kommen zur Schluß-Theſe VII des Haider Programms, in welcher die Anſtalten und Vereine empfohlen werden, die neben der Innung zur geiſtigen und religiöſen Hebung des Handwerkerſtandes ihre Thätigkeit zu entfalten hätten. Sie lautet:

„Die Gründung, Erhaltung und Förderung der Lehrlings-, Geſellen- und Meiſter-Vereine, die Errichtung von Lehrlings-Anſtalten und Geſellen-Hoſpizen und insbeſondere alle charitativen Anſtalten, welche den Lehrlingen und Geſellen möglichſt das Elternhaus erſetzen und die religiöſe, geiſtige und techniſche Entwicklung der Innungs-Angehörigen fördern, werden angelegentlichſt empfohlen.“

Hiermit greifen wir zurück auf einen Gegenſtand, welcher bei Theſe III und IV berührt wurde. Die Frage ſpitzt ſich ſchließlich dahin zu: Soll den Innungen, bezw. den Meiſtern, ſtatutenmäßig ein ſpecielles Recht und ein Eingreifen in die religiöſe Erziehung und Haltung der jüngeren Handwerker eingeräumt werden, oder ſoll dieß möglichſt frei den Eltern und den kirchlichen Anſtalten verbleiben, ſo daß der betreffende Meiſter nur unter beſtändiger Abhängigkeit und Controle jener eine erziehliche Thätigkeit zu entfalten habe? Letzteres glauben wir abſolut fordern und gerade darum den Einfluß der Innungen nach dieſer Seite hin möglichſt zurückdrängen zu müſſen. Der glorreich regierende Papſt Leo XIII. betont in ſeinem letzten Sendſchreiben „Humanum genus“ die Bildung von Innungen unter kirchlicher Leitung. Wenn das für uns nicht erreichbar iſt, ſo muß wenigſtens dasjenige, was ſeiner Natur nach die kirchliche Aufſicht fordert, die Erziehung und religiöſe Bildung,

der Kirche und dem Individuum voll und ganz gewahrt bleiben. Einer nicht-kirchlichen, nicht-confessionellen Innung darf daher von dieser Aufgabe nichts überwiesen werden, damit andern Vereinen neben solcher Innung freie Hand bleibe. Hitze sagt S. 57 ff. seiner Schrift sehr gut:

„Daß stets die Quelle der Sittlichkeit die Religion ist und bleiben wird; daß die Lehrerin der Religion einzig die Kirche sein kann; daß nur die freie Kirche ihre Mission erfüllen kann; daß ohne Christenthum und freie Kirche unsere ganze Sitte und Cultur bedroht ist, und nur von der Kirche in diesem Sinne eine Lösung der socialen Frage ausgehen kann: ist selbstverständlich."

Ja, bei den thatsächlich obwaltenden Verhältnissen liegt die Gefahr nahe, daß die andern Worte desselben Verfassers: „Wir wissen sehr gut, daß eine Organisation ebenso gut dem Bösen als dem Guten dienen kann", gerade auch nach ihrer schlimmen Seite hin bei der Organisation des Handwerkerstandes eine traurige Verwirklichung erfahren könnten, wenn keine Vorkehr getroffen wird. Dieser Gefahr also, welche aus dem confessionslosen Charakter der Innungen, aus der Lostrennung der socialen Organisationen vom Lebenselement der Kirche nothwendigerweise entspringt, muß schon bei der Bildung der Handwerker-Vereine selbst begegnet, wenigstens muß die thunlichst weite Möglichkeit, ihr aus dem Wege zu gehen, den Einzelnen gelassen werden. Wir wollen uns deutlicher erklären. Bei den Innungen, wie sie nach Lage der Dinge in unserem Vaterlande allein in's Werk gesetzt werden können, ist ein vielseitiger Contact zwischen Katholiken und Nichtkatholiken, zwischen Christen und Nichtchristen, zwischen Gläubigen und Ungläubigen, zwischen sittlich Unverdorbenen und sittlich Verkommenen unvermeidlich. Geht dieser Contact über das geschäftliche und wirthschaftliche Gebiet hinaus, wird er ein inniges, zutrauliches, geselliges Verhältniß: dann reißt gerade dadurch das Sittenverderbniß auf breiteren Bahnen das Gute mit sich fort. Wir sehen kein anderes Mittel, als daß wenigstens Jedem, der guten Willens ist, die volle Freiheit gewahrt bleibe, sich jenem verderblichen Einfluß leicht entziehen zu können. Droste spricht S. 170 ff. von Bildungs-Vereinen, geselligen Vereinen, welche der Innung nicht zuzuweisen seien. Wir sind entschieden der Ansicht, daß solche durchaus von der Innung als solcher ausgeschlossen werden müßten; sollte auch nur irgend ein moralischer Zwang vorliegen, jenen Zwecken innerhalb des Rahmens der Innungen nachgehen zu müssen, so würden wir das einem Todeskeim gleich erachten, der in die Innungen hineingelegt würde.

Auch bezüglich des Lehrlings- und Geſellenweſens iſt es gewiß an ſich der richtige Grundſatz, daß, wie Hitze S. 63 hervorhebt, der natürliche Platz des Lehrlings und Geſellen im Hauſe und in der Familie des Meiſters iſt. Vollkommen richtig iſt es auch, daß das heutige Koſtgängerweſen die größten ſittlichen Gefahren in ſich berge. Und doch können wir das Bedenken nicht unterdrücken, ob es in der That zuträglich wäre, die volle und ausſchließliche Autorität dem Meiſter zurückzugeben, welche er zur Zeit der früheren Zünfte beſaß. Wäre gegen die Ausſchreitungen und den Mißbrauch dieſer Gewalt, wie er leider vorkommen kann und vorkommt, dasſelbe Heilmittel wie früher anwendbar, dann würden wir keinen Einſpruch erheben. Dieſes lag damals in der Macht der Kirche und in der Handhabung der Macht von Seiten eines chriſtlichen Staates: gegen religiöſe und gewiſſenbedrängende Vergewaltigung ſtand leicht der Weg offen. Heutzutage iſt das leider anders. Sind doch die Fälle keineswegs ſelten, daß von Seiten eines unkirchlichen Meiſters der Lehrling grundſätzlich an der Ausübung ſeiner religiöſen Pflichten gehindert wird: wie würde es erſt ſein, wenn die Autorität des Erſteren noch verſtärkt würde? Das Gewiſſen mancher Jünglinge und Kinder würde in eine unerträgliche Zwangslage verſetzt. Freilich wird man ſagen, die Eltern haben dafür zu ſorgen, daß ſie bei der Wahl des Meiſters, dem ſie ihr Kind anvertrauen, dieſe möglichen Vorkommniſſe in's Auge faſſen. Bei aller Vorſicht werden dieſelben thatſächlich nicht immer vermieden; noch weniger bei dem Leichtſinn, der nun manchmal in Wirklichkeit herrſcht. Auch eine geſetzlich oder ſtatutenmäßig gegebene Garantie hilft oft ſehr wenig, zumal wenn der unchriſtliche Staat der chriſtlichen Religion unſympathiſch gegenüberſteht. Da bleibt als letzter Nothanker kaum etwas Anderes übrig, als eine möglichſt große Freiheit, welche den Einzelnen von vornherein gewahrt werde. Ein abſoluter Zwang, daß die Lehrlinge unter der Zucht des Meiſters ſtehen müßten, könnte daher ſeine Bedenken haben. Es dürfte jedenfalls in Erwägung zu ziehen ſein, ob es nicht den Eltern oder der kirchlichen Behörde überlaſſen bleiben ſollte, ſtatt beim Meiſter auch bei einer andern Familie, die das Vertrauen der Eltern oder Pfleger hat, den Lehrling während der Lehrjahre unterzubringen und dieſer die Sorge anheimzugeben, ſowohl über das ſittliche und religiöſe Benehmen des Pflegebefohlenen zu wachen, als auch darauf zu ſehen, daß der Ausübung der religiöſen Pflichten, welche geſetzlich und ſtatutenmäßig garantirt ſein muß, von Seiten des Meiſters kein Hinderniß in den Weg gelegt werde. — Es mag ſolch eine größere

Freiheit unter Umſtänden größere ſittliche Gefahren in ſich bergen: ſie birgt dieſe aber doch nur in ſich nach dem freien Willen und der freien Wahl derer, welche in der Gefahr umkommen. Die Gefahr aber, welche bei größerem Gebundenſein des Lehrlings entſteht, liegt vor gegen den guten Willen des Gefährdeten. Daß auch dem Staat eine Fürſorge für die ſittliche Hebung der Jugend und des ganzen Volkes obliege, iſt gewiß ſehr wahr und ſchön; aber ſo lange er von Gott, ja von Chriſtus abgefallen bleibt, iſt und bleibt er unfähig, an einer ernſtlichen ſittlichen Wiedergeburt der Geſellſchaft oder einzelner Klaſſen derſelben mitzuarbeiten, geſchweige dieſelbe in ſeine Hand zu nehmen. Das Augenmerk des wahren chriſtlichen Socialpolitikers muß nach dieſer Seite hin nur darauf gerichtet ſein, trotz des Staates jenes Ziel ſittlicher Hebung des Volkes zu erreichen.

Ein ähnliches Bedenken würde uns hindern, für eine Hineinzwängung der Geſellen in die Innungs-Herberge, die nun einmal in ihrer Grundlage interconfeſſional, d. h. confeſſionslos ſein wird, uns zu begeiſtern. Laſſe man für die Fälle, wo der Aufenthalt oder die zeitweilige Wohnung in derſelben für Jemanden ſittliche Gefahren mit ſich bringen ſollte (und ſolche Fälle werden zweifelsohne vorkommen), doch die Freiheit nicht ſo behindert ſein, daß Jemand mit Gewalt in die Gefahr feſtgebannt wird. Jener Zwang war ſo lange annehmbar, als zu der kirchlichen Autorität und einer wahrhaft chriſtlichen Obrigkeit im Nothfall der Weg offen ſtand — ohne ſolche beſſere Zuſtände iſt er es nicht. Suche man alſo lieber innerhalb des Rahmens der Innungen oder neben ihnen jenen kirchlichen Einrichtungen Unterſtützung zuzuwenden oder wenigſtens freie Hand zu laſſen, welche ſich als Mittel zur Hebung der Sittlichkeit ſo trefflich bewährt haben; mit andern Worten: ſuche man den Ausbau der Innungen ſo zu treffen, daß jene kirchlichen Inſtitute ihre Lebenskraft ferner noch entfalten können. — Daß auch bei den für die fachmänniſche Ausbildung der Handwerker befürworteten Fachſchulen Vorſicht nach der religiöſen Seite hin am Platze iſt, braucht kaum beſonders hervorgehoben zu werden.

Wir ſchließen hiermit ab. Schon dieſe dürftigen Angaben dürften klarſtellen: eine Neuordnung und Wiederbelebung des Handwerkerſtandes iſt praktiſch nicht ausführbar, wenn nicht zugleich eine Neuordnung des Fabrikweſens und des Arbeiterſtandes in Angriff genommen wird. Die verſchiedenen Intereſſen greifen ſo in einander, daß alles Bemühen nur Stückwerk und ein bloßes Taſten und Fühlen an den wirthſchaftlichen Schäden

der menschlichen Gesellschaft bleiben wird, falls man, ohne an die andern Stände zu rühren, dem Handwerke allein etwas zur Abhilfe bieten will oder vielmehr bieten zu wollen scheint. Eine wesenhafte Abhilfe kann dadurch nicht geleistet werden. Will der Staat in der That helfen, wie es ja seine Pflicht ist zu helfen, dann muß er, d. h. die Staatslenker, sich bewußt werden, daß der Staat nicht die Quelle alles Rechtes ist, sondern daß er der Schutz und Hort der Rechte und der Gerechtigkeit ist; dann muß er sich bewußt werden, daß er nicht alles und jedes gesellschaftliche Leben in die einzelnen Abzweigungen der menschlichen Gesellschaft einzugießen hat, sondern daß er zur Organisation und Gliederung naturgemäßer Vereine den Anstoß geben, sie unterstützen und verfestigen, aber sie selbständig sich entwickeln und sich bethätigen lassen soll; dann muß er sich bewußt werden, daß zur wirthschaftlichen Genesung der menschlichen Gesellschaft noch ein anderer Factor nöthig ist, als gottvergessene oder gottfeindliche Gesetzesparagraphen, — daß nur das religiöse Element der Kirche Christi dasjenige ausbilden und zur Segensfrucht heranzeitigen kann, wozu der Staat den natürlichen Keim in den Boden senkt.

A. Lehmkuhl S. J.

Die Schutzfärbungen der Insektenwelt.

(Schluß.)

II. Schutzfärbung durch täuschende Ähnlichkeit mit geschützten Thieren fremder Art.

Durch jene Färbungen, welche den Insekten eine schützende Ähnlichkeit mit ihrem Aufenthaltsorte oder mit Gegenständen ihrer Umgebung verleihen, ist der Reichthum an Schutzfärbungen in der Insektenwelt noch keineswegs erschöpft. Viele Insekten besitzen nämlich durch ihre Farbe und Zeichnung eine täuschende Ähnlichkeit mit ihren Feinden selbst oder mit solchen Thieren, die von den Feinden wehrloser Insekten gefürchtet oder wenigstens gleichgiltig in Ruhe gelassen werden. Diese Klasse von Schutzfärbungen wurde von den Darwinisten mit Vorliebe ausgebeutet. Hier ist das eigentliche Reich ihrer Schutzmasken; zahl-

reiche hilflose Insekten entzogen sich dadurch immer erfolgreicher den Nachstellungen ihrer Feinde, daß sie immer treuer die Farbe und Zeichnung geschützter Thiere nachahmten; die minder glücklich gefärbten Stammformen und Übergangsglieder fielen den Insektenfressern zum Opfer, während ihre vom Schicksal begünstigten Verwandten schließlich zu einem ganz fremden Kleide gelangt waren und unter der geborgten Maske sich eines gefahrlosen Daseins erfreuten. Dieß sind die Annalen ihrer darwinistischen Stammesgeschichte.

Allerdings — so erwiderten viele Gegner der Mimikry, unter ihnen auch Eduard v. Hartmann in seinem von den Darwinisten vielgerühmten anonymen Buche[1] — allerdings wird die Nachahmung eines geschützten Vorbildes den wehrlosen Insekten nützen; aber *erst dann, wenn das Nachbild dem Vorbilde bereits so weit ähnlich geworden ist, daß es die äußerst scharfsichtigen Vögel zu täuschen vermag.* Also sind *die ersten Anfangsstadien* des langen Umbildungsprocesses nutzlos, und die natürliche Zuchtwahl konnte deßhalb einer *schutzlosen* Form niemals die *erste schützende* Maske verleihen. Diese von einigen Darwinisten selbst als sehr erheblich anerkannte Schwierigkeit wächst noch durch den Umstand, daß die Vorbilder nicht selten in lebhaften Trutzfarben prangen und mit dem grellen Colorite auch noch eine ausgeprägte Zeichnung verbinden, so daß eine Verwechslung mit anderen Insekten nicht leicht möglich ist.

Wir wollen es unseren Gegnern selbst überlassen, diese Schwierigkeit zu entkräften. Nur eine im „Kosmos" (7. Jahrg., 1. Heft, S. 80) versuchte Lösung dürfen wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Der Verfasser jenes Artikels stellt die Vermuthung auf, die Vögel hätten früher schlechtere Augen gehabt als heute; deßhalb hätte schon eine oberflächliche Ähnlichkeit der Beute genügt, um den Verfolger über ihre wahre Natur zu täuschen. Dabei übersah er leider, daß in dieser Voraussetzung die Vögel eben wegen ihren blöden Augen sich an den angehenden Schutzfärbungen eben so gut vergreifen mußten, wie an den schutzlosen Ausgangsformen; denn die ersten Glieder der Nachahmungsreihe hatten auf jeden Fall eine unvergleichlich größere Ähnlichkeit mit den schutzlosen Formen hinter ihnen, als mit der zu erreichenden geschützten Endform, und die Täuschung mußte deßhalb vorzugsweise nach

[1] Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenz-Theorie. 2. Aufl. S. 27.

der ersteren Seite sich wenden. „Erst mit dem scharfen Gesichte der Vögel," so heißt es weiter, „begannen auch die mannigfaltigen Versuche der hilflosen Beutethiere dem drohenden Verderben zu entrinnen, und vor Allem der Lepidopteren (Schmetterlinge), deren schwerfällige und verlockende Larven ganz besonders den vermehrten Angriffen ausgesetzt waren: die einen erwarben ein dichtes, sogar oft giftiges Haarkleid, andere eine immer schützendere Ähnlichkeit mit der Pflanze und den Pflanzentheilen, auf denen sie lebten, noch andere einen ekelhaften Geruch und Geschmack, und dazu kam noch Nachahmung der letzteren durch andere wohlschmeckende. Endlich aber, als die Vögel selbst im Fluge ihre leichtbeschwingte Beute erhaschen lernten (!), mußte auch der Schmetterling solche schützende Mittel anwenden, um das zur Erhaltung der Art nöthige Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage aufrecht zu erhalten." Wie man sieht, stellt sich der Verfasser dieser Schutzschrift den Bildungsproceß der Insektenwelt so kindlich einfach vor, als ob jede Raupe stets einen Topf mit Bartsalbe und mit Schminke bei sich getragen hätte, um sich bei drohender Gefahr je nach Bedürfniß einen Schutzpelz oder eine Schutzfarbe anzuschaffen; endlich kaufte sie sich noch eine Flugmaschine, um gegenüber den neuerdings beschwingten Vögeln das zur Erhaltung der Art nöthige Gleichgewicht herzustellen; wer das nicht that, wurde aufgefressen.

Wir glauben kaum, daß tiefer denkende Darwinisten diesem Mitarbeiter des Kosmos und seiner allzu phantastischen Apologie beistimmen werden. Gehen wir deßhalb zur Revision der Thatsachen über, die als Steine zum Bau des Mimikrytheaters dienen mußten.

1. An erster Stelle begegnen uns jene harmlosen Insektenarten, die in Farbe und Zeichnung ihrer Oberseite den wehrhaften Wespen, Bienen und anderen stacheltragenden Hautflüglern täuschend nahe kommen. Gustav Jäger war der erste, der diese farbigen Ähnlichkeiten als „Wespenfarbe" für die Mimikry verwerthete. Betrachten wir, unabhängig von allen darwinistischen Referaten, die wespenfarbigen Insekten der einheimischen Fauna, und es wird uns nicht schwer sein, diese darwinistischen Schutzfärbungen zu entlarven.

Unter den Schmetterlingen hat die Familie der Sesien und die Gattung Macroglossa wegen ihrer Neigung zur Mimikry eine gerechte Berühmtheit erlangt. Letztere Gattung zählt zwei Hummelschwärmer, aber auch einen Kolibrischwärmer und ein Karpfenschwänzchen; unter den Sesien finden sich Bienenschwärmer, Hornissenschwärmer, Dolchwespenschwärmer, Mordwespen-

schwärmer, Goldwespenschwärmer, Erdbienenschwärmer; aber neben ihnen existiren als Glieder derselben natürlichen Familie zarte Schlupfwespenschwärmer, Ameisenschwärmer, mehrere Fliegenschwärmer und Mückenschwärmer. Es ist wohl zu berücksichtigen, daß die mörderischen Wespennamen nur wenigen der größeren Arten gebühren; in ihrer nächsten Verwandtschaft, durch die Übereinstimmung des organischen Baues innig mit ihnen verbunden, stehen kleine, zartgestaltete, blaßgefärbte Wesen, denen vom Wespencharakter nicht viel mehr als der Name geblieben ist. Ihr dünner, lang spindelförmiger Körper trägt feine, gelbe und schwarze Zeichnungen, die nur in der nächsten Nähe sichtbar werden und der Mückengestalt des zierlichen Schmetterlings auch nicht den geringsten Schutz gegen die Vögel zu gewähren vermögen. Dadurch, daß diese Mückenschwärmer neben den großen Wespenschwärmern noch bis auf den heutigen Tag ihr Dasein gefristet haben, ist die Jäger'sche Erklärung der Wespenfarbe gründlich widerlegt; wer da noch behauptet, die wahrhaft wespenähnlichen Schmetterlinge seien dadurch zu ihrer Gestalt und Färbung gelangt, daß ihre schutzlosen Verwandten von den Vögeln weggefressen wurden, muß den Thatsachen in's Angesicht schlagen; denn nach darwinistischen Begriffen kann es keine größere Schutzlosigkeit geben, als Mückengestalt und Mückenfärbung. Wir fragen deßhalb: Hat Gustav Jäger die *wirklichen* Färbungsgesetze der Sesien nicht gekannt, oder hat er sie zufällig verschwiegen?

In der Neigung der Sesien, die Gestalt und Färbung anderer Insekten-Ordnungen, nämlich der Hautflügler und Zweiflügler, nachzubilden, müssen wir an erster Stelle ein jener Familie *eigenthümliches inneres Bildungsgesetz* anerkennen. Dieses organische Bildungsgesetz bezweckt in allen Fällen die Schönheit und Zierde des Schmetterlings und der ihn umgebenden Natur; es gibt kaum ein anziehenderes Geschöpfchen in der verwandten Insektenwelt, als diese kleinen, zart gebauten Gestalten mit ihren durchsichtigen, dunkel gesäumten Glasflügeln und ihrem schlanken, ebenso zart gelb und schwarz oder röthlich geringelten Körper. Durch die Ähnlichkeit mit den Wespen und Mückenformen entfernter Insekten-Ordnungen hat der Schöpfer den Sesien ein deutliches Siegel seiner *einen* Künstlerhand aufgeprägt, welche nach einheitlichem Plane die verschiedensten Gestalten in's Leben rief, damit sie den Menschen als lebendige Zeugen die Weisheit und Macht des göttlichen Meisters verkünden sollten. Die Einheit des organischen Bildungsgesetzes, welches die Sesien sowie auch die Gattung **Macroglossa** zur Nachahmung fremder Insekten besonders veranlagt, ist allen Arten gemeinsam; nur einigen gereicht diese Nachahmung überdieß zum Schutze; deßhalb ist auch die Erklärung der „Wespenfarbe" dieser Schmetterlinge nicht von der letztgenannten Ausnahme-Erscheinung, sondern von dem gemeinschaftlichen Bildungs- und Färbungsgesetze aller Arten herzuleiten.

Weniger überraschend, als bei diesen Schmetterlingen, ist die Wespenfarbe bei wehrlosen Mitgliedern der großen Wespenordnung selber; die nähere Prüfung dieser Parallelfärbungen gehört jedoch zu den interessantesten Stu-

dien über die darwinistische Schutzmasken-Theorie[1]. Bei vielen stachellosen Blattwespen[2], bei den Holzwespen-Gattungen Sirex und Anechthroplex finden sich die treuen Nachbilder der gelb und schwarz geringelten deutschen Wespe (Vespa germanica), der Horniſſe (Vespa crabro) und vieler kleiner und großer Glieder der ausgedehnten Vespidenfamilie. Andere Blattwespen[3] zogen es vor, die gestachelten Pompiliden (Wegwespen) zu ihren Vorbildern zu wählen; deßhalb tragen sie ihren Hinterleib roth bis rothgelb mit schwarzen Querbinden. Daß diese Parallelfärbungen den wehrlosen Hautflügeln vielfach zum Schutze gereichen, läßt sich kaum bezweifeln; aber es wäre sehr voreilig, ihre Entstehung deßhalb schon der echten Mimikry auf Rechnung zu setzen. Erstens sind nämlich nicht selten bloß die Männchen oder bloß die Weibchen einer „nachahmenden" Art im Besitze der betreffenden Nachahmungsfarbe. So finden wir beispielsweise bei den Gattungen Cimbex und Clavellaria nur die Weibchen gelb und schwarz gezeichnet, die Männchen eintönig dunkel. Bei Tenthredo sind unter den nächstverwandten Arten die auffallendsten Farbendifferenzen vertreten: bei vielen derselben sind die Männchen vorwiegend oder ausschließlich durch die Nachahmung einer lebhaften Wehrfarbe gedeckt; bei einigen sind beide Geschlechter wehrhaft gefärbt, bei anderen keines von beiden. Allein schon aus dem Umstande, daß die Nachahmungsfarbe nicht selten auf das eine Geschlecht beschränkt ist, geht zur Genüge hervor, daß sie durch innere Färbungsgesetze, nicht durch den Kampf um's Dasein bestimmt wurde. Denn beide Geschlechter dieser Blattwespen sind den Nachstellungen der Vögel gleich ausgesetzt; wenn sich also das Männchen bis auf den heutigen Tag ohne Wespenfarbe durch das Leben geschlagen hat, weßhalb sollen denn seine ebenso gefärbten Weibchen sämmtlich aufgefressen worden sein? Die Wespenfarbe der letzteren muß also einen anderen Grund haben, als das bloße Schutzbedürfniß. Zu demselben Schlusse führt uns zweitens die nähere Betrachtung der specifischen Farbenvertheilung. Schutzlose und geschützte Formen der verschiedensten Färbung stehen in der nächsten Verwandtschaft des organischen Baues neben einander, gleichberechtigt im Existenzkampfe. Lyda reticulata kam sogar auf den sonderbaren Einfall, rauchbraune, von nackten Adern und Querflecken durchschnittene Flügel sich wachsen zu lassen und einen kleinen Nachtschmetterling nachzuahmen; dadurch wird sie aber nicht besser vor den Nachstellungen ihrer scharfsichtigen Feinde geschützt, als durch die farblosen Flügel ihrer Verwandten. Nicht der Existenzkampf, sondern einzig innere eigenartige Färbungsgesetze konnten diese specifische Farbenvertheilung schaffen. Endlich finden wir drittens auffallende

---

[1] Das Material zu den folgenden kurzen Andeutungen, die wir an einem anderen Orte weiter auszuführen gedenken, befindet sich in der Hymenopteren-Sammlung des Herrn Professor Dr. A. Förster in Aachen.

[2] Aus den Gattungen Cimbex, Clavellaria, Lophyrus, Caenosynapsis, Cuphosemus, Stenischia, Allantus, Tenthredo, Tarpa, Phylloecus und Cephus.

[3] Aus den Gattungen Dolerus, Taxonus, Strongylogaster, Tenthredolopsis, Tenthredo u. s. w.

Parallelfärbungen ebenso gut zwischen *geschützten* Arten, Gattungen und Familien, wie zwischen *geschützten und ungeschützten*. So sind die Vespiden, Bembiciden, Crabroniden und viele echte Ichneumoniden unter einander, sowohl im Allgemeinen als in der Detailzeichnung einzelner Arten, täuschend ähnlich[1]. Welchen Vortheil ziehen diese Hautflügler aus der Übereinstimmung ihrer gelb-schwarzen Ringelfärbung? Alle Glieder der Parallelreihen sind durch einen wehrhaften Stachel geschützt; selbst die großen, echten Ichneumonen können sich nach Gravenhorst mit ihrem Legestachel empfindlich und erfolgreich vertheidigen, um so mehr die mit einem echten Giftstachel bewaffneten Schwestern. Somit lag kein Schutzbedürfniß als Triebfeder der gegenseitigen Nachahmung vor. Die Wiederkehr derselben Farbenbilder bei den genannten Hautflüglern muß also tiefer begründet sein; und dieser tiefere Grund, der ebenso gut für die Ähnlichkeit schutzloser mit geschützten Formen, wie geschützter Arten unter einander anwendbar ist, dieser eigentlich bestimmende Grund der Parallelfärbungen in der Insektenwelt liegt in den *inneren Färbungsgesetzen* der Organismen, die von einer höheren Weisheit ebenso mannigfaltig wie einheitlich geplant wurden.

Auch bei unschuldigen Fliegen und Mücken finden sich drohende Wespenfarben, die jedoch ebensowenig von Herrn Jäger's Farbenpalette herstammen. Die gelb und schwarz gefleckten Schwebfliegen (Syrphus), Hornfliegen (Ceria), Dickkopffliegen (Conops); die Bienenfliegen der Gattung Microdon und die so lästig brummenden Schlammfliegen (Eristalis); die großen gelbgeringelten Wiesenschnaken (Tipula crocata und mehrere Verwandte) sind nur wenige der bekanntesten Beispiele. Unter den Raubfliegen ist die große Asilus crabroniformis durch ihre Hornißfärbung ausgezeichnet; wir zweifeln jedoch, ob dieselbe als Schutzfarbe große Bedeutung habe. Denn der schnelle Flug, die Stärke und verwegene Mordlust des Zweiflüglers lassen ihn eines solchen Schutzes nicht nur nicht bedürftig erscheinen, sondern seine Hornißfärbung sollte ihm nach darwinistischen Grundsätzen eher hinderlich sein; als Wolf im Schafspelze könnte er seinem Opfer sich viel unbemerkter nahen, als in diesem grellen, allbekannten und weitberüchtigten Räubergewande. Die Schlammfliege ist noch weniger geneigt, nach den Noten Gustav Jägers zu summen; denn Professor Altum hat nachgewiesen (Der Vogel und sein Leben, 5. Aufl., S. 215), daß die Blaukehlchen nicht nur eine Schlammfliege (Eristalis tenax) von einer Biene, sondern sogar eine stachellose Drohne von einer Arbeitsbiene trefflich zu unterscheiden wissen. Also dient den Schlammfliegen ihre Ähnlichkeit mit den Pelzbienen (Anthophora) keineswegs zu sicherem Schutze gegen die insektenfressenden Vögel. Dadurch ist aber der darwinistischen Erklärung dieser „Wespenfarben" eine neue gefährliche Wunde geschlagen, welche durch die Fortschritte der Wissenschaft immer weiter aufgerissen werden wird. Nach unserer festen Über-

[1] Nur eine der letztgenannten Reihen sei hier erwähnt: Symmorphus murarius (Vespid.), Elis quinquecincta (Bembecid.), Thyreopus cribrarius (Crabronid.), Ichneumon xanthorius (Ichneumonid.), Cidaphurus pictus (Campoplegid.) etc.

zeugung wird eine aufmerksame Prüfung der Instinkte insektenfressender Vögel das von Altum beobachtete Beispiel zu einem allgemeineren Gesetze erheben. Die darwinistische Auffassung der „Wespenfarbe" umschließt nämlich ein gutes Quantum „specifisch-menschlicher Hirngespinnste", welche ohne weiteres Nachdenken auf die Vogelwelt ausgedehnt wurden. Weil *wir* eine Schlammfliege und eine Pelzbiene schwer unterscheiden können, deßhalb sollen *die Vögel demselben* Irrthum unterworfen sein! Ist dieser Schluß richtig? Zahlreiche von Altum erbrachte Beweise für den erstaunlich scharfen Instinkt, den die Vögel in Kenntniß ihrer Nahrung, ihrer Feinde u. s. w. bekunden, machen dieß *mehr als zweifelhaft*.

Aus diesen Erörterungen folgt, daß der ideale Charakter der sogenannten Wespenfarbe ihren mechanischen Nutzen bedeutend überwiegt; in den meisten Fällen sind zwar beide Gesichtspunkte berechtigt; der erstere ist jedoch höherer Natur, von allgemeiner Bedeutung und stets zutreffend. Dieß bestätigen uns auch die „Wespenböcke" der Gattung Clythus unter den Bockkäfern. Von schlankem Körperbaue, schwarz oder braun, mit gelben Binden gezeichnet, sitzen sie im Sonnenscheine auf den Blüthen; so Clythus arcuatus, arietis, arvicola, capra und noch manche ihrer gehörnten Brüder. Neben ihnen finden sich jedoch, dieselbe Lebensweise führend, von denselben Feinden bedroht, mit denselben Vertheidigungsmitteln ausgerüstet, die traurig und dunkel gefärbten Clythus mysticus und plebejus, während andere ihrer Gattungsverwandten wiederum lebhafte bunte Kolorite aufweisen, die aber keiner Wespenfarbe gleichen; merkwürdiger Weise sind einige der *nicht* wespenfarbigen Clythus die mit den zahlreichsten Individuen gesegneten Arten ihrer Gattung. Ähnliche Verhältnisse ließen sich auch für die Gattungen Strangalia und Pachyta unter den Blumenböcken nachweisen und für noch viele andere Bockkäfer. Auch bei ihnen zeigen sich die bei einigen Arten vorkommenden wespenähnlichen Farben nicht als einen glücklichen Rest aus dem Kampfe um's Dasein, der ihre nicht wespenähnlichen Brüder verschlang, sondern vielmehr als eine jener typischen Färbungen, die bei bestimmten Gattungen und Arten nach eigenthümlichen Gesetzen aus der innern Entwicklung des Organismus entspringen. Auch die wespenfarbigen Vertreter jener schlanken Raubkäferfamilie, die sich die Kurzflügler nennt, sind hiermit einverstanden. Der mit goldgelbem Haarpelze bindenartig geschmückte Emus hirtus sieht, wenn er fliegt, einer kleinen Hornisse ziemlich ähnlich; auch der kleinere Staphylinus Caesareus läßt sich im Fluge leicht mit einer Wespe verwechseln; denn die Ringe seines Hinterleibes und sein Halsschild sind mit einer goldglänzenden Haarbinde gesäumt. Menschen werden durch die Wespenähnlichkeit dieser Kurzflügler leicht getäuscht; vielleicht auch darwinistisch angehauchte Vögel. Wir glauben, daß der Geruch, den diese Käfer bei Gefahren von sich geben, ein viel besseres und wichtigeres Schutzmittel gegen die Angriffe der scharfsichtigen Verfolger biete, als ihre schmucke Wespenfarbe. Soviel ist sicher, daß dem Emus der schwarze, graugefleckte Creophilus maxillosus, dem Staphylinus der blauglänzende Ocypus cyaneus zur Seite steht, fliegt und läuft, und beide erheben Einsprache dagegen, daß sie oder

ihre Verwandten wegen Mangels einer Schutz- oder Trutzfarbe schon aufgefressen seien.

Die letzte und vielleicht die sonderbarste Wespenfarbe finden wir bei den brasilianischen Heuschrecken der Gattung Scaphura. Der Engländer Bates berichtet in seinen „Mittheilungen aus der Insektenfauna des Amazonenthales", es gebe dort einige große Mordwespenarten (Pepsis und Pompilius) mit stahlblauen und gelben Flügeln; ihre Hauptnahrung besteht in Heuschrecken. Eine Heuschreckenart (Scaphura) entgeht nun gerade dadurch der Verfolgung und dem Tode, daß sie den erwähnten Mordwespen wunderbar gleicht. Dr. Gerstäcker fügt hinzu: „Vergleiche ich die drei ausgezeichnetsten Scaphura-Arten, nämlich Scaphura Vigorsii, nitida und ferruginea mit den gleichfalls in Brasilien einheimischen Pepsis- und Pompilius-Arten, so finde ich unter letzteren mit Bestimmtheit die Vorbilder der ersteren heraus, und begreife ohne Weiteres, daß die Skaphuren im Leben und ganz besonders im Fluge ebensowohl den Sammler als die Raubwespen zu täuschen im Stande sind."[1] Die Wespenähnlichkeit dieser Heuschrecken ist eine sehr interessante Entdeckung; sie gereicht nach den obigen Berichten zu wirklichem Schutze. Den Darwinisten zu Folge waren somit in diesem Falle zwar nicht die Vögel, wohl aber die Wespen als Insektenmaler thätig; sollte vielleicht den Wespen ihre Aufgabe besser gelungen sein?

2. Die Wespenfarbe Gustav Jägers ließe sich im darwinistischen Sinne füglich als Furchtfarbe bezeichnen; denn die Vögel fürchten es, einen Angriff auf die stacheltragenden Hautflügler zu wagen. Dagegen muß eine andere Art von schützender Trutzfarbe, die vorzüglich in der Schmetterlingsfauna der Tropen vertreten ist, mit dem Namen „Ekelfarbe" beehrt werden. Im heißen Südamerika sind es namentlich die Familien der Danaiden, Akraiden und Helikoniden, unter denen Bates, Wallace, Fritz Müller und andere namhafte Forscher zahlreiche Ekelfarben entdeckten. Es sind dieß meist brennende oder bunte Colorite von sonnenliebenden Schmetterlingen, die einen mehr oder minder starken Geruch und einen für Insektenfresser widerlichen Geschmack besitzen; die lebhafte, eigenthümlich grelle Färbung dieser Thierchen gibt ihren scharfsichtigen Feinden schon von ferne zu verstehen, daß sie hier keinen wohlschmeckenden Bissen finden, und sie lassen den schönen Wanderer unbehelligt seine luftigen Pfade ziehen. Wir haben bereits im Obigen (I. 2 u. I. 3) bei dem knallfarbigen Bärenspinner, Callimorpha hera oder die spanische Fahne genannt, des Weiteren nachgewiesen, daß diese Art von Trutzfarbe eine sehr weise Einrichtung des Schöpfers sei, welche durch die darwinistische Insektenmalerei unmöglich entstanden sein könne.

---

[1] Vgl. Bach, Wunder der Insektenwelt. 2. Aufl. S. 52.

Deßhalb beschränken wir uns hier darauf, die Nachahmung von Ekelfarben durch schutzlose Insekten einer näheren Prüfung zu unterwerfen; in den Copien ekelfarbiger Originale glaubt nämlich der Darwinismus abermals eine Fülle von Beispielen echter Mimikry zu erblicken. Während wir die „Wespenfarbe" an einheimischen Beispielen kritisch prüfen konnten, müssen wir nunmehr in die Tropen uns begeben; die darwinistische Zeitschrift „Kosmos" möge uns die Wege weisen.

Am Amazonenstrome fliegt neben mehreren bunten und grellen Arten der Gattung Ithomia auch eine ganz ähnlich gefärbte Pieride, Leptalis Astynome mit Namen. Während die ersteren wegen ihres widerlichen Geruches und Geschmackes den Vögeln ein Greuel sind, bieten die Schmetterlinge der letzteren Art ihren Feinden einen schmackhaften Leckerbissen; ihre einzige Rettung besteht darin, daß sie unter der großen Schaar der ähnlichen Ithomien dem Auge der Vögel sich entziehen; wie eine verfolgte Gemse unter eine Heerde von Ziegen sich drängt und dadurch der Verfolgung des Jägers entgeht, so verschwindet unsere Leptalis unter der hundertfach oder tausendfach größeren Zahl der ekelfarbigen Helikoniden. — Dieses Beispiel echter Mimikry hat bereits seine Geschichte. Die beobachtete Ähnlichkeit zwischen Leptalis und Ithomia wurde die Grundlage der ganzen Theorie von den nachäffenden Arten (mocking species, disguised by nature), wie der Entdecker Bates sie nannte. Darwin erwähnte sie rühmend in seiner vierten Auflage der „Entstehung der Arten" (S. 506) als „vortreffliches Beispiel zur Erläuterung der Naturauslese"; ebenso in der zweiten englischen Auflage seiner „Abstammung des Menschen" (S. 323). Nach diesen ersten sonnigen Tagen des Ruhmes wurde die arme Leptalis von Ed. v. Hartmann „mit besonderer Klugheit und Schärfe", wie Fritz Müller meint, angegriffen und schonungslos zerzaust (Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie, 2. Aufl., S. 9—11); hierauf nahm Fritz Müller des verfolgten Schmetterlings sich an und vertheidigte ihn (Kosmos, V. 10, S. 257 ff.) des Langen und Breiten, aber nicht mit besonderer Klugheit und Schärfe. Dieß ist die tragische Geschichte von Leptalis Astynome; ihr folgt das wissenschaftliche Schicksal ihrer Verwandten.

Während Leptalis Astynome und Protogonius Hipponia auch von Wallace als Beispiele echter Mimikry anerkannt wurden, da ja beide Schmetterlinge „wohlschmeckend" und somit nicht im Besitze einer selbständigen Trutzfarbe seien, glaubte der große Forscher der tropischen Insektenwelt noch nicht vor langer Zeit in einem Vortrage, den er als Vorsitzender der biologischen Abtheilung der British Association zu Glasgow hielt und später in seinen Abhandlungen über die Tropenwelt veröffentlichte, die Ansicht aussprechen zu müssen, daß es in den drei Unterfamilien der Danainen, Akrainen und Heliconiinen eine große Anzahl farbiger Ähnlichkeiten gebe, die nicht durch die Nachäffungstheorie erklärlich seien; Bates stimmte ihm hierin bei. Die unter sich ähnlichen Schmetterlinge sind sämmtlich durch widrigen Ge-

schmack geschützt; somit liegt kein Grund zur Nachäffung vor, die ja einzig in dem Schutzbedürfnisse der nachahmenden Formen begründet ist. Die in ihrer Flügelfarbe ähnlichen Schmetterlinge gehören verschiedenen, ja nicht selten sehr entfernt stehenden Gattungen an; ihre Ähnlichkeit ist bald nur eine allgemeine, bald aber auch so in's Einzelne gehend, daß sie nur durch die genaue Untersuchung des Baues sich unterscheiden lassen. Wallace kam deßhalb zum Schlusse: „Da alle in gleicher Weise durch widerliche Absonderung geschützt sind, welche sie für die Vögel unschmackhaft macht, kann dieß kaum wirkliche Mimikry sein." Weil überdieß die in bestimmten Gruppen sich wiederholende Ähnlichkeit der Farbe und Zeichnung jede für ein bestimmtes Gebiet des Erdtheiles bezeichnend war, glaubte Wallace in Ermangelung anderer Ursachen diese harmonischen Farbenbilder „unbekannten örtlichen Ursachen" zuschreiben zu müssen. Da trat Fritz Müller als treuer Kämpe der Mimikry gegen ihn in die Schranken (Kosmos, V. 10, S. 257 ff.). Er theilte vier neue Ähnlichkeitsgruppen geschützter Schmetterlinge mit, worunter fünf Arten der Gattung Ithomia, eine Gruppe glasflügliger Tagfalter, eine Gruppe feuerfarbener Helikonier und endlich noch das würdige Schlußpaar Acraea Thalia und Eueides Pavana sich befanden. Treffend widerlegte er die „unbekannten örtlichen Ursachen" aus der Thatsache, daß die genannten ähnlichen Schmetterlinge, namentlich die fünf Ithomien, viele Breitengrade zugleich mit zahlreichen unähnlichen Arten bewohnen. Mit großer Beredsamkeit berief er sich auf die feine und kunstreiche Durchführung jener Ähnlichkeiten; „eine so verwickelte mehrfache Zeichnung, in ähnlicher Weise bei verschiedenen, nicht verwandten Arten zu wiederholen, muß für eine blind wirkende Ursache als kaum mögliche Leistung bezeichnet werden." Welches ist aber die klug und scharfsichtig wirkende Ursache, die Fritz Müller an die Stelle der blinden örtlichen Ursachen setzen wird? Es ist eine ebenso blind wirkende Ursache, die blinde Freßlust der Insektenfresser. Um dieser blinden Ursache auch noch den letzten Lichtstrahl zu rauben, läugnet er den instinktiven Scharfsinn der Insektenfeinde; jeder junge Vogel, jede junge Eidechse muß Fritz Müller zu lieb erst durch eigene Erfahrung lernen, welche farbige Beute für sie schmackhaft, welche widerlich sei. Wie begründet er aber diese bisher unerhörte Theorie des Thierinstinktes? „Die täuschende Ähnlichkeit geschützter Formen könnte durch Mimikry niemals zu Stande gekommen sein, wenn die insektenfressenden Vögel, Eidechsen u. s. w. die Kenntniß der für sie genießbaren und ungenießbaren Kerfe mit auf die Welt brächten, wenn sie vor aller Erfahrung wüßten, unter welchem Gewande sie einen Leckerbissen zu verfolgen, unter welchem sie einen ekelhaften zu vermeiden haben. Wenn aber jeder einzelne Vogel erst durch eigene Erfahrung dieß unterscheiden lernen muß, so wird auch von den ungenießbaren Schmetterlingen eine gewisse Zahl dem noch unerfahrenen jugendlichen Nachwuchse der Schmetterlingsfresser zum Opfer fallen: wenn nun mehrere ungenießbare Arten zum Verwechseln ähnlich sind, so wird die an einer derselben gemachte Erfahrung auch den andern zu gute kommen, alle zusammen

werden nun dieselbe Zahl von Opfern zu stellen haben, die jede einzelne stellen müßte, wenn sie auffallend verschieden wären." — Dieses geistreiche Argument lautet in etwas einfacheren Worten so: Die täuschende Ähnlichkeit geschützter Schmetterlinge muß durch Mimikry erklärlich sein. Deßhalb sind alle Vögel und Eidechsen gehalten, Alles zu fressen, was Fritz Müller ihnen zu fressen vorlegt, und ihren Geschmack nach seinem Wunsche allmählich heranzubilden — Vogel friß oder stirb!

Diese Logik ist sonderbar; noch sonderbarer ist es, daß der große Wallace durch diese Logik sich bekehren ließ. „Alfred R. Wallace über Dr. Fritz Müllers Erklärung einiger schwierig erschienener Mimikryfälle", so lautet der Titel des Artikels im Kosmos (VI. 5, S. 380), in dem Wallace seine Lanze vor Fritz Müller senkte. Die ebenso gut unter den verschiedensten Gattungen geschützter wie ungeschützter Schmetterlinge auftretenden Parallelfärbungen seien nun sämmtlich durch Mimikry erklärlich geworden; auch er halte daran fest, daß die insektenfressenden Vögel u. s. w. erst ihre Nahrung kennen lernen müßten. Um jedoch durch diese Unterwerfung seiner wissenschaftlichen Größe sich nichts zu vergeben, geht Wallace noch weiter als Fritz Müller. Während er früher ausdrücklich hervorgehoben hatte, die unter sich ähnlichen ekelfarbigen Helikonier seien „alle in gleicher Weise durch widerliche Absonderung geschützt", glaubte er nun annehmen zu dürfen, es gebe unter ihnen wohl „verschiedene Grade" der Ungenießbarkeit. Diese Verschiedenheit könne überdieß noch dadurch gesteigert werden, daß die verschiedenen Insektenfresser einen verschiedenen Geschmack besitzen: was für eine Eidechse ein Greuel ist, mag vielleicht für einen Sperling noch ein erwünschter Bissen sein; was demnach die erstere für eine Ekelfarbe ansieht, mag dem letzteren eine Appetitfarbe scheinen. Es ist also denkbar, daß eine Schmetterlingsart in höherem Grade und gegen eine größere Zahl von Feinden durch Widerlichkeit geschützt sei, als eine andere; somit wird es der weniger geschützten Art vortheilhaft sein, die mehr geschützte nachzuahmen — und die schließliche Ähnlichkeit beider ist durch Mimikry wissenschaftlich erklärt! — Falls man alle mehr oder minder denkbaren Möglichkeiten als wissenschaftliche Erklärung hinnimmt, mag man allerdings auch dieses Räthselspiel eine „wissenschaftliche Erklärung" nennen; sonst nicht. Zudem sind solche Widersprüche in dieser vorgeblichen Erklärung verborgen, daß der Scharfblick eines Wallace sie doch hätte entdecken sollen. Wenn nämlich verschiedene Insektenfresser aus ganz verschiedenen Thierklassen an demselben Schmetterlingsflügel malen, so wird die Einheit und Harmonie der zu erklärenden Färbung — von ihrer Schönheit und feinen Zeichnung gar nicht zu reden — ein völlig unbegreifliches Wunder! Die Eidechse will dort einen grünen Fleck, wo unser Spatz einen rothen wünscht; für den einen ist grün die Ekelfarbe, für den andern roth — was soll da aus dem armen Schmetterling werden? Viele Köche verderben den Brei und viele Maler das Gemälde, zumal wenn jeder aus ihnen etwas Anderes kochen oder malen will.

Hierbei blieb Wallace noch nicht stehen, sondern setzte seine Wanderung auf dem Glatteise der Vermuthungen noch weiter fort. Er dehnt nunmehr

seine eben gegebene Erklärung auch auf die Ähnlichkeit ungeschützter Schmetterlinge aus, welche keine Ekelfarben besitzen. Catagramma, Callithea, Agrias bilden die eine Ähnlichkeitsreihe, Apatura und Heterochroa die andere. Und welchen Grund gibt er dafür an, daß nun urplötzlich auch die Parallelfärbung ungeschützter Arten durch Mimikry entstanden sei? „Wir können ja nicht wissen, ob diese ungeschützten Arten nicht auch theilweise geschützt seien!"

Es ist ein sehr wissenschaftliches Verfahren, wenn man auf etwas, was man nicht weiß, seine Hypothesen baut; aber Fritz Müller versteht sich noch besser auf das wissenschaftliche Verfahren des Darwinismus; denn er weiß die zu erklärenden Thatsachen durch seine Erklärung selber umzustoßen. Bald darauf erschienen im Kosmos „angebissene Flügel von Acraea Thalia", ausführlich beschrieben und sorgfältig abgebildet (VII. 3, S. 197 ff.); mit diesen angebissenen Schmetterlingsflügeln hat es folgende Bewandtniß.

Die neue, von Fritz Müller aufgestellte Instinkttheorie war nicht überall gleich bereitwillig anerkannt worden. Die englischen Forscher Distant und Spalding (Magazine of Nat. Hist. for Jan. 1883) wiesen gegen Meldola, Wallace und Fritz Müller durch zahlreiche Versuche nach, daß sogar junge Hühner und Truthühner vor aller Erfahrung die ihnen zuträglichen Insekten von den schädlichen zu unterscheiden wissen; jene fraßen sie und diese ließen sie liegen. Die Vögel in der freien Natur haben aber bekanntermaßen einen viel schärferen angeborenen Nahrungsinstinkt, als die domesticirten Hühner; zudem besitzen die ausschließlichen Insektenfresser eine viel vollkommenere Unterscheidungsgabe ihrer Beute, als die von gemischter Nahrung lebenden Versuchsvögel. Durch diese und andere Thatsachen gerieth die neue Instinktlehre Fritz Müllers und Alles, was darauf gebaut war, in große Gefahr; die Katze drohte seine Vögel und Eidechsen zu holen und mit ihnen die Beispiele echter Mimikry. Denn er hatte selbst ausdrücklich und wiederholt sich geäußert (V. 10, S. 286): „Meine Erklärung der Ähnlichkeit geschützter Schmetterlinge fußt auf der Voraussetzung, daß jeder einzelne Schmetterlingsfresser die genießbaren und die ungenießbaren Arten durch eigene Erfahrung kennen lernen muß." Diese Voraussetzung sollte nun durch die angebissenen Insektenflügel von Acraea Thalia gerettet und neuerdings befestigt werden; Acraea Thalia heißt nämlich einer jener ekelfarbigen Schmetterlinge, deren unbezweifelte Trutzfarbe durch Mimikry erklärlich werden sollte. Fritz Müller fing zu diesem Zwecke so viele Akräen, als er nur habhaft werden konnte, und untersuchte deren Flügel in der Hoffnung, die Spuren von Vogelschnäbeln an ihnen zu entdecken; denn falls die Vögel dieses ekelfarbige Colorit oftmals zerzausen, können sie es offenbar nur deßhalb thun, um sich durch eigene Erfahrung vom widerlichen Geschmacke des Schmetterlings zu überzeugen! — Richtig; Fritz Müller fand nicht weniger als 35 Stück mit mehr oder weniger zerbissenen Flügeln! Es blieb nur noch zu beweisen, daß junge, unerfahrene, nicht alte, erfahrene Vögel diese Verwüstung angerichtet hatten; denn wenn auch alte Vögel an den berühmten Ekelfarben sich so empörend vergreifen, dann ist Fritz

Müller von der Pfanne in das Feuer gerathen. Die Ekelfarbe von Acraea Thalia soll ja eine echte Trutzfarbe sein und den Schmetterling gegen die Nachstellungen der Vögel schützen! Ja, schon die ersten schwachen Anfänge dieser Färbung sollen bereits einen erheblichen Schutz gewährt haben — und nun bietet selbst die vollendete Trutzfarbe keinen Schutz! Denn Fritz Müller muß selbst gestehen: „Die Zahl der Acraea mit angebissenen Flügeln hat mich Anfangs überrascht; es waren wohl nicht weniger, als man bei genießbaren Arten findet" (S. 200). Herr Fritz Müller hat eben durch die angebissenen Schmetterlingsflügel mehr bewiesen, als er beweisen wollte; er gedachte durch diese Entdeckung die Trutzfarbe von Acraea Thalia zu erklären und er hat sie durch seine Erklärung selbst geläugnet.

3. Zu den Wespenfarben und Ekelfarben gesellt sich endlich noch eine „Vogelfarbe" und setzt den Schutzfärbungen der Insekten die Krone auf. Diese Vogelfarbe bildet den Schlußstein unseres Beweises, daß die darwinistische Mimikry den Namen einer wissenschaftlichen Theorie nicht verdiene.

In der bereits oben erwähnten Schmetterlingsgattung Macroglossa zeigt sich eine nicht geringere Neigung, fremde Farben und Gestalten nachzuahmen, als bei der Familie der Sesien. Diese Neigung hatte schon Herr Gustav Jäger zwei Hummelschwärmern (Macr. fuciformis und bombyliformis) geschenkt, als Fritz Müller vor Kurzem in Macroglossa Titan einen echten Kolibrischwärmer entdeckte; dieser unglückliche Schmetterling war nämlich mehrmals von brasilianischen Eingebornen für einen sechsbeinigen Kolibri angesehen worden, und sogar ein kurzsichtiger Engländer hatte ihn aus Versehen für einen Kolibri gehalten und erschossen. Das waren Gründe genug für Männer der Wissenschaft, wie Fritz Müller und Ernst Krause; sie bauten auf diese werthvollen Thatsachen eine neue Kolibritheorie: Macroglossa Titan hatte seine Kolibrifarbe durch allmähliche Anpassung an wirkliche Kolibris erhalten; denn die Kolibris sind kein Futter für insektenfressende Vögel und sie hatten Macroglossa Titan mitleidig unter ihre schützenden Flügel genommen. — Noch nicht genug. In Europa schwärmt auch eine Macroglossa umher, die von einem „eigensinnigen alten Herrn", der aus Amerika nach England zurückgekehrt war, hartnäckig für einen Kolibri gehalten wurde. Bisher hieß jener Schmetterling Taubenschwanz, Karpfenschwänzchen oder Sternkrautschwärmer (Macroglossa stellatarum); in Zukunft wird er wohl Kolibrischwänzchen heißen. Denn er hat eine kolibriähnliche Färbung; diese Färbung darf aber keinen „übernatürlichen" (?) Ursprung haben; also muß unser einheimisches Karpfenschwänzchen vor Zeiten über den atlantischen Ocean herübergeflogen sein! — Das Krokodil muß tanzen; das ist der Eindruck, den solche Wissenschaftlichkeit auf jeden vernünftigen Menschen macht.

Nach all den Einzelheiten wird eine kurze Übersicht über die schützenden Färbungen der Insekten, vorzüglich der einheimischen, von Nutzen und Interesse sein. Sie möge hier folgen:

I. Schutzfarben, welche das Insekt vor seinen Feinden verbergen, sind:

1. Ortsfarben. a) Unveränderliche Ortsfarben, und zwar:

α. Pflanzenfarben, vorzüglich Blattfarbe, Zweigfarbe, Rindenfarbe und Flechtenfarbe. Bei sehr vielen Schmetterlingsraupen, Blattwespenlarven und einigen Käferlarven (Cassida). Bei vielen Heuschrecken, wie bei Grashüpfern, Fangheuschrecken und Gespenstheuschrecken. Bei vielen Wiesenwanzen und kleinen Wiesenzirpen. Bei sehr vielen Rüsselkäfern, unter denen die braunen, heller gesprenkelten Kiefernrüßler aus den Gattungen Hylobius und Pissodes leider allzu häufig und wegen ihrer Schutzfärbung auf den Stämmen wie auf dem Waldboden gleich unsichtbar, um so schwerer auszurotten sind; bei den rindenbraunen oder schwarzen Borkenkäfern; bei vielen Bockkäfern (Astynomus, Lamia, Cerambyx, Tetropium u. s. w., sowie bei der grünen Aromia moschata auf Weidengebüsch); bei manchen Blattkäfern (besonders Cassidaceen); bei vielen Sandläufern (Cicindelen) und bei dem indischen Gespenstlaufkäfer (Mormolyce). Unter den Schmetterlingen bei den braunen oder gelblichen, einem dürren Blatte ähnlichen Gastropacha (besonders Lasiocampa in sp.), sowie bei den tropischen „Blattschmetterlingen" Siderone und Kallima; auf den Oberflügeln des grünen Oleanderschwärmers (Deilephila Nerii), vieler Spinner, Eulen, Spanner und Motten (besonders bei den grünen Valeria oleagina, Dichonia aprilina, Agrotis praecox, Halias prasinana, Cloeophora quercana, Habryntis scita, Geometra papilionaria, Nemoria Thymiaria); auf der Unterseite vieler Tagfalter (besonders aus den Gattungen Anthocharis, Vanessa und Thecla).

β. Sandfarbe, Bodenfarbe, Mauerfarbe, Steinfarbe. Bei sehr vielen Käfern (Opatrum, Rhyssemus, Trox, Cleonus, Cneorhinus, Barynotus, Bagous, bei manchen Cicindelen u. s. w.); bei sehr vielen Feldheuschrecken und Wüstenheuschrecken. Auf den Oberflügeln sehr vieler Dämmerungs- und Nachtfalter und auf der Unterseite vieler Tagfalter (Satyridae). Hieran schließt sich die „Schlammfarbe" mancher Wasserwanzen, die zugleich die Schutzgestalten der Gespenstheuschrecken einigermaßen wiederholen; der Wasserskorpion Nepa cinerea gleicht einem Stücke vermoderten Laubes, Ranatra linearis einem schlammigen Holzstäbchen.

γ. Wasserfarbe. Bei den großen bis mittelgroßen Schwimm- und Wasserkäfern; besonders die olivengrüne Oberseite der Gattungen Dytiscus und Cybister bietet trefflichen Schutz gegen die Enten und andere Wasservögel.

b) Veränderliche Ortsfarben. Bei der Raupe und Puppe des südafrikanischen Papilio Nireus, sowie bei der Puppe unseres kleinen Kohlweißlings (Pieris rapae).

2. Feindesfarben. Bei den wespenähnlichen, von denselben Wespen verfolgten brasilianischen Heuschrecken der Gattung Scaphura. Unter den Schmetterlingen bei den kolibriähnlichen Macroglossa Titan, nach Ernst Krause auch bei unseren Taubenschwänzchen (M. stellatarum).

II. Schutzfarben, welche den Feind von einem Angriffe auf das Insekt abschrecken (Trutzfarben), sind:

1. Furchtfarben. a) Bei den stacheltragenden Wespen, Bienen und den übrigen wehrhaften Hymenopteren.

b) Bei den wespenfarbigen oder bienenfarbigen Schmetterlingen, Käfern, Zwei-

flüglern, Holz- und Blattwespen. Merkwürdigerweise sind die wespenfarbigen Käfer — aus den Gattungen Clythus, Strangalia, Pachyta, Mordella (picta), Cholus (flavofasciatus), Trichius (fasciatus und abdominalis) u. s. w. — fast sämmtlich Blumenbesucher (Anthophilen).

2. Ekelfarben. a) In den Tagfalterfamilien der Tropen, bei den Akraiden, Helikoniden und Danaiden sind sie reichlich vertreten. Von den einheimischen Insekten sind einige Bärenspinner, z. B. Callimorpha hera, vielleicht auch viele ihrer Verwandten, hierher zu zählen; ebenso wohl auch die bunten, einen scharfen Saft absondernden Zygäniden. Unter den Käfern stehen die spanische Fliege (Lytta vesicatoria), die bunten, blasenziehenden Mylabris, viele grell gefärbte Blattkäfer (z. B. Lina), die ebenso wie die grellfarbigen Marienkäfer (Coccinella, Halyzia u. s. w.) einen eigenthümlichen Geruch besitzen und bei Berührung einen scharfen Saft von sich geben, in begründetem Verdachte einer echten Trutzfärbung; ihnen schließen sich viele Landwanzen an, die ihren widrigen Geruch und Geschmack jedoch ebenso oft unter Schutzfarben (z. B. Blattfarbe) wie unter Trutzfarben (z. B. feuerroth) bergen.

b) Nachahmung schützender Ekelfarben durch wohlschmeckende Insekten, zu denen die brasilianischen Tagfaltergattungen Leptalis und Protogonius gehören; oder durch weniger widerlich schmeckende, deren Zahl durch den feinen Geschmackssinn von Fritz Müller stetig vermehrt wird.

Hier ließen sich auch noch jene Mimikry-Fälle anreihen, auf welche Karl Vogt seine „Bohnenfarben-Theorie" baute: die braunen Pillenkäfer (Byrrhus) und die zahlreichen schwarzen und braunen Mistkäfer, die in dem Pillendreher Ateuchus sacer ihren würdigsten Vertreter finden. Doch fehlt diesen Bohnenfarben jene auffallende Lebhaftigkeit, die den echten Trutzfarben eigen ist; sie gehören vielmehr zu den schützenden Nachahmungsfarben ad I. Dasselbe gilt von den Kleinschmetterlingen der Gattung Grapholitha und Conchylis, von denen viele Arten (z. B die berüchtigten Traubenwickler Conchylis ambiguella und botrana) in der Farbe ihrer Oberflügel eine täuschende Ähnlichkeit mit getrocknetem Vogelkothe besitzen.

Die unter I und II 1 b und 2 b verzeichneten Colorite sind nach der aufgeklärten Forschung sämmtlich als Beispiele echter Mimikry anzusehen. Durch die natürliche Zuchtwahl und ihre gefiederten Maler sind jedoch auch die übrigen, wenngleich ohne Vorlagen, gemalt worden.

Diese Farbenliste klingt zwar etwas komisch, da sie treu die darwinistische Ausdrucksweise nachahmt; um so ernster ist ihr Inhalt und besonders geeignet, das Ergebniß unserer bisherigen Untersuchung kurz zusammenzufassen. Erstens soll die unermeßliche Fülle von ebenso mannigfaltigen wie gesetzmäßigen Farbenbildern, welche sich übrigens noch um Vieles vermehren ließe, nach dem Darwinismus aus der unbegrenzten und unbestimmten Veränderlichkeit weniger Stammformen hervorgegangen sein. Die Vögel konnten nämlich keine neuen Farben schaffen; sie mußten sich jener zufälligen Abänderungen zur Weiterbildung bemächtigen, welche die zufälligen Grundzüge einer künftigen Schutzfärbung besaßen. Diese Grundvoraussetzung der darwinistischen Insektenmalerei ist völlig unbegründet und haltlos. Denn selbst unsere Gegner sehen immer klarer ein, daß auch die Veränderlichkeit der Insekten-

farben heutzutage nach *specifisch eigenthümlichen* Gesetzen geregelt ist; die Thatsachen stehen also in directem Widerspruche mit dem darwinistischen Chaos ihres Ursprunges. *Zweitens* erniedrigt diese Erklärung die Entstehung der Insektenfarben und all ihrer Schönheit und Harmonie zu einem *launischen Spiele des Zufalles*; die Naturforschung, welche sich rühmt, alle Erscheinungen der Lebewelt auf unabänderliche Gesetze zurückzuführen, sollte Anstand nehmen, eine so geistlose Zufallstheorie zu ihrer Grundlage zu erwählen. *Drittens* ist es ein irriger Gedankengang, die heutigen Schutzfärbungen allgemein dadurch erklären zu wollen, daß ihre „*weniger glücklich*" gefärbten Altvordern ehedem ausgetilgt wurden; denn heute noch leben unter denselben äußeren Verhältnissen schützend und schutzlos colorirte, bohnenfarbige und feuerfarbige Verwandte friedlich beisammen; ja eine lebhafter gefärbte Spielart ist manchmal sogar häufiger, als die durch Schutzfärbung gedeckte Stammform. An *vierter* Stelle bietet die Sicherheit vor feindlichen Nachstellungen keine Erklärung für die wunderbare und ausnahmslose *Schönheit und Regelmäßigkeit* der Schutzfärbungen; es wird sogar unerklärlich, warum nicht ebenso viele wirr und wüst colorirte Formen übrig geblieben seien. *Fünftens* sind die meisten Schutzfärbungen der Insektenwelt seit Menschengedenken eine vollendete Thatsache; ja schon in den *ersten* insektenführenden Schichten unserer Erdrinde, viele Jahrtausende *vor* dem Erscheinen der ersten Vögel, finden sich schon „wandelnde Blätter" und „wandelnde Zweige"[1] und zwar *ohne eine Spur* von vermittelnden Übergängen: also wissen wir sicher, daß *viele* Schutzfärbungen nicht erst durch allmähliche, Äonen umfassende Entwicklung *geworden*, sondern als ursprüngliche Färbungen bereits *gegeben* sind. *Falls* aber manche andere Schutzfärbungen erst in späterer Zeit zu der heutigen Vollendung ihres Colorites gelangt sein sollten, so wissen wir *sechstens*, daß diese Vollendung nicht durch darwinistische Naturauslese und Insektenfresser, sondern durch *innere Entwicklungsgesetze* bewirkt wurde; denn ohne die innere Selbstthätigkeit des sich gesetzmäßig vervollkommnenden Organismus sind alle äußeren Entwicklungsursachen wie Regen und Sonnenschein, die eine samenleere Wüste in ein Saatfeld verwandeln wollen. Das Samenkorn ist und bleibt die Hauptursache der keimenden Pflanze, alle übrigen sind

[1] Der riesigste dieser „walking sticks" aus der Vorzeit ist Titanophasma Fayoli, im vorigen Jahre von Brogniart in der oberen Kohlenformation von Commentry (Departement Allier) entdeckt.

nur Hilfsursachen. Wir kommen also zu dem im Verlaufe der einzelnen mehr negativen Beweise schon so oft angedeuteten positiven Schlusse: Die Schutzfärbungen der Insektenwelt sind nicht durch äußere Anpassungsursachen, sondern schließlich nur durch eigenartige, aus der innern Anlage des Organismus entspringende Färbungsgesetze erklärlich. Einige flüchtige Andeutungen über diesen wahren Ursprung der Insektenfarben mögen den Schluß dieser Arbeit bilden.

Betrachten wir die Puppe des kleinen Kohlweißlings (Pieris rapae). Soeben hat sie die Raupenhaut abgestreift und hängt nun weiß und weich an der braun getheerten Planke eines Gartenzaunes. Bei ihrer allmählichen Ausfärbung nimmt sie die dunkle Farbe ihres Ruheortes an; hinge sie an einer weißgetünchten Mauer, so würde sie eine helle Farbe erhalten. Diese merkwürdige Anpassungsfähigkeit des Colorites an die Farbe der Umgebung wurde von Wood bei jener Puppe zuerst beobachtet. Sie kann gegenwärtig nur aus einem inneren eigenartigen Färbungsgesetze hervorgehen, da Millionen von Tagfalterpuppen anderer Arten unter denselben Umständen trotzdem nicht die Farbe ihres Ruheortes annehmen. Welches ist aber ihre Geschichte in der Vergangenheit? Die Nachahmung der Ortsfarbe gereicht jener Puppe offenbar zu großem Schutze gegen insektenfressende Vögel. Deßhalb können wir den letzteren die Aufgabe übertragen, die bereits vorhandene Anlage zu dieser Schutzfärbung zu sichern und zu befestigen; denn jene Puppen derselben Art, die ihrem Ruheorte sich zufällig nicht anpaßten, fielen den Feinden viel leichter zum Opfer. Bezüglich des ersten Ursprunges jener schützenden Färbung müssen wir jedoch unbedingt festhalten: wenn die Puppe von Pieris rapae ihre eigenthümliche Befähigung zur farbigen Verähnlichung mit der Umgebung nicht wenigstens im Keime als innere erbliche Anlage aus der Schöpferhand erhielt, so konnte sie niemals zu dieser Anpassungsfähigkeit gelangen. Die Farbe des Ruheortes übt allerdings einen erstaunlichen Einfluß aus auf die Farbe dieses Insektes im Puppenstadium; aber jener Einfluß beruht an erster Stelle auf der eigenartigen Assimilationsfähigkeit des Organismus. Ähnlich vermögen in vielen anderen Fällen Licht, Temperatur, Klima, manchmal sogar die Nahrung der Raupe innerhalb bestimmter Grenzen verändernd auf die Insektenfarben einzuwirken; aber alle diese Ursachen besitzen bloß secundäre Bedeutung im Vergleich zu den innern Entwicklungsgesetzen. Denn die von Außen kommenden Einflüsse setzen im Innern des Organismus bereits die Fähigkeit voraus, sich demselben anzupassen; sonst tritt gar keine Änderung ein, oder zum Schaden des Organismus. Wer also die Anpassungsfähigkeit durch Anpassung erklären will, dreht sich endlos im Kreise herum, wie jener Mann, der seinen Zopf vorne haben wollte. Ebenso wenig wie durch Anpassung läßt sich dieß Accommodationsvermögen jener Schmetterlingspuppe durch das Bedürfniß nach einer solchen Fähigkeit erklären. Als nämlich

die schützende Verähnlichung mit dem Ruheorte unserem Thierchen zum ersten Male nöthig ward, um im großen Daseinskampfe gegenüber den Nachstellungen der Vögel sich zu erhalten, war das arme Wesen verloren, wenn es dieß zu erwerbende Anpassungsvermögen nicht schon besaß. Es konnte durch sein Bedürfniß nach Schutz ebenso wenig gerettet werden, wie ein Sterbender, dessen Lunge die Kraft zum Athmen verloren hat; sein Bedürfniß nach Sauerstoff hilft ihm nicht — und er stirbt. Um die Erklärung der Insektenfarben vor einem so traurigen Tode zu retten, müssen planvoll wirkende, dem Organismus innewohnende Ursachen zu Hilfe gerufen werden, specifisch eigenartige Entwicklungsgesetze, welche den innern Stoffwechsel des Thierchens wie seine äußere Gestaltung und Färbung einheitlich regeln und nicht bloß sein ganzes organisches Leben, sondern auch sein instinktives Sinnenleben durchdringen und beide in das zur Arterhaltung zweckmäßige Verhältniß mit der umgebenden Natur harmonisch einfügen. Die Thatsache eines solchen inneren gesetzmäßigen Zusammenhanges der Schutzfärbungen mit der Entwicklung des Insektes, mit seiner instinktiven Vorliebe für die ihm gleichgefärbten Orte, deren Colorit es mit dem eigenen meist gar nicht vergleichen kann, mit der Haltung seiner Flügel oder seines ganzen Körpers an der Ruhelage, mit den Instinkten seiner Feinde, — diese und zahllose andere Beziehungen voll so verwickelter und unergründlicher Zweckmäßigkeit, daß ihre Entstehung durch äußere Anpassung den verrufenen „alten Wunderglauben" gar zu handgreiflich erneuern würde, haben schon seit langer Zeit dem Namen nach eine Erklärung erhalten durch das Gesetz der „beziehungsweisen Umänderungen". Aber mit dem Namen ist noch nicht viel gewonnen; es ist erfordert, daß die innere zielstrebige Gesetzmäßigkeit wiederum anerkannt werde, ohne welche dieser Name eine leere Phrase ist. Nicht unbestimmte allgemeine, sondern einzig specifisch eigenthümliche Entwicklungsgesetze entsprechen der wahren Bedeutung der Thatsachen. Die Puppe von Papilio Nireus besitzt eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit ihres Colorites an die Farbe jener Gegenstände, an welche die Raupe sich unter den gewöhnlichen Naturbedingungen zur Verwandlung anzuheften pflegt. Die Puppe des nahe verwandten Brasilianers Papilio Polydamas ist von dieser Accommodationsfähigkeit so weit entfernt, daß sie unter denselben Umständen, bei gleichen Lichteinflüssen, bei gleicher Nahrung der Raupe, bei gleicher Farbe des Ruheortes stets grün oder braun wird, ohne sich um das Colorit ihrer Anhaftungsstätte zu kümmern. Wer die so entgegengesetzten Färbungstendenzen von Papilio Nireus und Polydamas durch dasselbe allgemeine innere Färbungsgesetz erklären will, erklärt gar nichts. Denn die Natur der Ursache muß aus der Natur ihrer Wirkung beurtheilt werden.

Wie ist aber die Wirksamkeit der innern Ursachen beschaffen, welche nach eigenartigen Gesetzen die Schutzfärbung der Insekten bewirken? Über dem inneren Bildungsherde der Insektenfarben lagern noch tiefe Finsternisse, die den Darwinisten Gelegenheit gaben, die bestimmende Ursache dieser Färbungen nach Außen zu verlegen; daß dieß ein Mißgriff war, ist jedoch bereits gegenwärtig klar.

Der eigentliche Bildungsherd der Insektenfarben ist nach Gerstäcker in jener Bindegewebeschicht zu suchen, die der äußeren Chilinhaut der Insekten und der dieselbe erzeugenden Matrix zu Grunde liegt. In diesem Bindegewebe sind nämlich verschiedenartige Pigmente und stark lichtbrechende Körperchen eingebettet, denen die Körperfarben und Flügelfarben der Insekten entstammen. Für die bereits vollendeten Körperfarben der Larven und Raupen, sowie der vollkommen ausgebildeten Insekten ist die Farbenerzeugung leichter begreiflich, da die Lagerung der genannten Hautschichten gewahrt bleibt und uns so zugleich mit der Färbung auch ihren Bildungsherd unmittelbar darbietet. Der Vorgang wird viel verwickelter und geheimnißvoller, wenn wir die Neufärbungen im Innern des kleinen Organismus erforschen wollen, wenn wir fragen, wie im Ei die Farbe der Raupe, wie in der Raupe die Farbe der Puppe, wie endlich in der Puppe die schönen Flügelfarben des Schmetterlings entstehen, die in ihrem vollendeten Zustande von ihrer ehemaligen Bildungsstätte getrennt sind. Die innere Mechanik dieser Processe ist zwar noch ein ungelöstes Räthsel für die Wissenschaft und wird es vielleicht noch Jahrhunderte lang bleiben; aber daß innere, nach specifisch eigenartigen Gesetzen wirkende Ursachen die Arbeiter in dieser geheimnißvollen Werkstätte sind, geht aus der Natur dieser Färbungsprocesse mit unwiderleglicher Klarheit hervor. Werfen wir einen Blick auf die gelbbraune Puppe des prachtvollen Oleanderschwärmers (Deilephila Nerii), wie sie im dunklen Grabe der Erde ihres neuen Lebens harrt. Anfangs war ihr Körper mit weißer, milchiger Flüssigkeit gefüllt; doch unaufhörlich gährt es und kocht es in der scheintodten Mumie; wie von Geisterhand geleitet lösen sich die lebendigen Zellen im finstern Innern unaufhörlich ab, um durch tausend verwickelte Bildungsprocesse der organischen Chemie dem künftigen Oleanderschwärmer in seiner schmucken Gestalt und seinem grünen Kleide das seiner Art gebührende Dasein zu geben. Kurz vor dem Ausschlüpfen des Schmetterlings sieht man bereits die noch kleinen, weichen und schwammig dicken Flügel unter der Puppenhaut ruhen. Endlich bricht die Hülle und entläßt ihren Gefangenen; im Gefühle seiner Freiheit treibt er durch kräftiges Athmen die Luft in die Adern der Flügel; zusehends wachsen seine Schwingen und entfalten vor unsern Augen ihre herrlichen Farbenbilder: auf grasgrünem Grunde verschlingen sich dunkelgrüne und weiße, rosenrothe und violette Streifen und Flecken zu anmuthigen Zeichnungen, die sich auf dem dichten Haarkleide seines Körpers in ähnlichen Farbentönen, jedoch viel einfacher, zu wiederholen scheinen. Haben die Flügel ihre natürliche Größe erreicht, so erhärten sie und trocknen; sie behalten die in dunkler Werkstatt gemalten Colorite während der ganzen kurzen Lebenszeit, die dem schönen Schmetterlinge noch gegönnt ist. Wenn der Oleanderschwärmer über Tag an grasbewachsenen Orten ruht, so dient ihm seine grüne Farbe auch zum Schutze; aber es ist eine ungeheure Oberflächlichkeit, wenn man die eigenartige Färbung seiner Flügel und seines Körpers aus diesem Grunde äußeren Ursachen zuschreiben will.

Ähnlich verhält es sich mit den Flügeldecken der Käfer, die nicht selten in juwelenähnlichem Farbenglanze strahlen, sowie endlich mit den Flügel- und

Körperfarben aller Insekten, wenn wir ihre Entwicklungsgeschichte aufmerksam verfolgen: sie werden sämmtlich in der chemisch-plastischen Werkstätte des lebendigen, nach specifisch eigenartigen Gesetzen sich ausgestaltenden und ausfärbenden Organismus gemalt. Bei den Insekten mit unvollkommener Verwandlung geht der Umbildungsproceß, durch den sich aus der Gestalt und Farbe der Larve jene des vollkommenen Insekts entwickelt, nicht so plötzlich und überraschend vor sich; hier ist das Ausschlüpfen der Imago (des vollkommenen Insekts) aus der letzten Larvenhaut eigentlich nur der letzte Häutungsproceß, der jedoch ebenso wie die vorhergehenden Häutungen als ein innerer Neubildungsproceß des gesammten Organismus anzusehen ist[1].

Soeben haben wir den inneren Bildungsherd der Insektenfarben betrachtet, aus dem dieselben noch täglich bei der individuellen Entwicklung des Insekts hervorgehen. Um nun zu beweisen, daß bei der ersten Bildung dieser Färbungen ebenfalls innere Ursachen ähnlicher Art gewirkt haben, ohne den Vögeln und andern Handlangern der Anpassungstheorie einen bestimmenden Einfluß zu gestatten, könnten wir uns dem Darwinismus gegenüber auf jenes berühmte biogenetische Grundgesetz berufen, wonach die individuelle Entwicklung eine Wiederholung der Stammesentwicklung ist; ein treuer Darwinist müßte sich allein schon durch diese Folgerung aus seinem Grundgesetze davon überzeugen lassen, daß seine Insektenmalerei ein Phantasiegebilde sei. Wir brauchen uns jedoch nicht auf diesen Standpunkt herabzulassen; denn die Natur der Insektenfarben ist heute dieselbe wie ehedem; vermöge dieser Natur müssen sie auch ehedem aus dem inneren chemisch-plastischen Bildungsherde des Organismus nach eigenartigen Gesetzen hervorgegangen sein; denn die damaligen Insektenfarben waren keine künstlich gemalten, sondern ebenso natürliche und echte Farben aus einem Ei kriechender, allmählich heranwachsender, mehrmals sich häutender, ihre Färbung durch ähnliche Pigmente und lichtbrechende Körper erhaltender und endlich ihre vollendete Farbenpracht im Lichte der Sonne zeigender Wesen, wie sie heutzutage unser Erdenrund mit buntem Leben erfüllen.

In der Überzeugung von der specifisch eigenartigen Wirksamkeit innerer Ursachen für die Bildung der Insektenfarben bestärkt uns der Hinblick auf die architektonische Structur und Anordnung, aus der die Farbe eines Schmetterlingsflügels von ausgezeichneter Schutz- oder Trutzwirkung hervorgeht. Die Flügelfarben der Schmetterlinge sind scheinbar nur buntfarbiger Staub; in Wirklichkeit bestehen sie aus sehr zarten und feinen Schüppchen von ganz bestimmtem, regelmäßigem Zuschnitte; dieselben heften sich mit längeren oder kürzeren Stielchen lose an die zwischen den Flügeladern ausgespannte Chitinmembrane an; in bestimmten Reihen geordnet, decken sie sich hier dichter, dort loser, wie die Ziegel auf dem Dache, und haben, wie die Steine eines kunstreichen Mosaikbildes, auf demselben Flügel, je nach der Stelle, welche sie einnehmen, besonders aber je nach der

[1] Bronns Klassen und Ordnungen des Thierreichs. Gliederthiere. Bd. V. S. 195 ff.

Schmetterlingsart ganz verschiedene Form und Farbe, Oberfläche und Anordnung. In der Mitte der Flügel pflegt, abgesehen von der Farbe, die meiste Übereinstimmung in Form und Anordnung der Schüppchen zu herrschen; jedoch auch hier ist sie je nach den verschiedenen Arten sehr verschieden; an dem Innenrande und Saume gehen die Schüppchen in haarartige Gebilde oder wirkliche Haare über, die sich dem unbewaffneten Auge als zarte Flügelfransen zeigen. Nehmen wir nun an, dieser Flügel, den wir soeben in seiner wundersam kunstreichen farbigen Architektonik betrachteten, sei der Vorderflügel eines Ordensbandes und gleiche seinem Gesammtbilde nach einem Stücke von einer mit Mörtel beworfenen Mauer: auf diese Ähnlichkeit hin haben darwinistische Gelehrte der Neuzeit geglaubt, die eigenthümlich graue, dunkel gezackte Flügelfarbe der Ordensbänder müsse wohl äußeren Anpassungsursachen zuzuschreiben sein. Dagegen sind die tiefer denkenden Forscher bereits zur Überzeugung gelangt, oder kommen doch dieser Überzeugung immer näher, daß die darwinistische Erklärung der Insektenfarben den gegenwärtigen Fortschritten der Wissenschaft nicht mehr entspreche.

Jedem aufrichtig die Wahrheit Suchenden zeigt sich hier das Bild der ewigen Weisheit, die bei der ersten Bildung der Insektenwelt in die Natur dieser kleinen Wesen specifisch-eigenartige Gesetze des organisch-psychischen Lebens erblich einpflanzte, unergründlich tief geplante Gesetze, die in wunderbarem Einklange unter einander wie mit den Gesetzen der übrigen belebten und unbelebten Schöpfung in die große Naturharmonie sich einfügen. Die christliche Naturauffassung eines hl. Thomas von Aquin, welche die Zweckmäßigkeit und Schönheit der organischen Gestalten und Farben durch innere, jeder Art eigenthümliche Entwicklungsgesetze aus der Hand eines allweisen und allmächtigen Schöpfers hervorgehen läßt, ist auch heute noch in ihrem alten Rechte. Dieses letzte Wort einer jeden gründlichen Naturerklärung konnte nur deßhalb von sogenannten Vertretern der Wissenschaft als „unwissenschaftlich" bezeichnet werden, weil die katholischen Forscher allzulange zusahen und die Thatsachen in den Händen der Gegner ließen; nur dadurch ist es erklärlich, daß die moderne Naturwissenschaft den Namen der gottesfeindlichen auf ihrer Stirne trägt. Denn die Wunderwerke der Natur sind auch heute noch Geschöpfe Gottes, und ihre unabänderlichen Gesetze sind auch heute noch die Fußspur der ewigen Weisheit.

E. Wasmann S. J.

Recenſionen.

1. **Die Exegeſe der 70 Wochen Daniels** in der alten und mittleren Zeit. Von Dr. **Franz Fraidl**, o. ö. Profeſſor des altteſtamentlichen Bibelſtudiums. Gr. 4°. 160 S. Graz, Leuſchner & Lubensky, 1883.
2. **Die Compoſition des Johannes-Evangeliums.** Von **Paul Keppler**, ord. Profeſſor der katholiſchen Theologie. (Einladung zur akademiſchen Feier des Geburtstages Seiner Majeſtät des Königs Karl von Württemberg.) 4°. 118 S. Tübingen, Fues, 1884.

Zwei intereſſante Feſtſchriften aus dem Gebiete der Exegeſe, die vielbehandelte und vielumſtrittene Punkte ſich zum Gegenſtande einer ernſten und würdevollen Beſprechung gewählt haben. In mehr als einer Hinſicht gehört Daniel zu den ſchwierigſten und auch am meiſten beſtrittenen Büchern des alten Teſtamentes. Beide Eigenſchaften theilt in erhöhtem Grade die Prophetie der 70 Wochen; iſt ſie deßhalb ſchon ein einladendes, intereſſevolles Thema, ſo wird ſie es noch mehr durch die Erhabenheit und Bedeutſamkeit des Inhaltes. Und wie belangreich auf dem neuteſtamentlichen Felde gerade die Fragen ſind, die ſich an das Johannes-Evangelium anlehnen, das erhellt beſonders im apologetiſchen Intereſſe aus dem von der ſogenannten kritiſchen Schule in verſchiedenen Variationen wiederholten Satze: „Die Johannes-Frage iſt die Cardinalfrage der neuteſtamentlichen und überhaupt der kirchlichen Kritik; darüber iſt man in allen competenten Kreiſen einverſtanden.“

Beide Feſtſchriften laden alſo ſchon durch die glückliche Wahl ihres Gegenſtandes zu einer näheren Beſprechung ein.

1. Die von der Univerſität Graz für das Jahr 1883 herausgegebene Feſtſchrift: „Die Exegeſe der 70 Wochen Daniels“, iſt ein ebenſo intereſſanter als werthvoller Beitrag zur Geſchichte der Exegeſe. Mit emſigem Fleiße hat der Herr Verfaſſer die theologiſche Literatur der alten und mittleren Zeit durchforſcht und auch die jüdiſche und rabbiniſche Exegeſe mit herangezogen, um ein möglichſt vollſtändiges Bild von all der Geiſtesarbeit zu liefern, welche ſo viele Jahrhunderte auf die Erklärung der berühmten Daniel'ſchen Weisſagung von den 70 Wochen (Dan. 9, 24—27) verwendet haben. In 107 Nummern werden uns ebenſo viele mehr oder minder umfangreiche Verſuche vorgeführt[1], den Sinn und die Tragweite der Prophetie, ſei es im Ganzen,

[1] Rechnet man gelegentliche Bemerkungen in den Anmerkungen dazu, ſo könnte die Zahl noch höher angegeben werden; vgl. z. B. S. 91, Anm. 8.

sei es in deren einzelnen Theilen, darzulegen. Von der muthmaßlichen Auffassung, die den umschreibenden Text der sogenannten Septuaginta-Übersetzung dictirte, bis herab zu Dionysius dem Karthäuser († 1471) führt die klare und gut geordnete Darstellung des Herrn Verfassers dem Leser alle die Hauptgedanken vor, welche von den Lehrern und Schriftstellern so vieler Jahrhunderte aus dem Danielicum herausgelesen wurden, und gibt einen recht lohnenden Überblick über die zahlreichen und mannigfachen Versuche, die von jeher angestellt wurden sowohl zur Ergründung des Inhaltes als zum Beweise der genauen und thatsächlichen Erfüllung der großartig angelegten Weissagung.

Ein solcher Einblick in die Geschichte der Exegese, wie er sich hier sozusagen bei einer Statistik über die verschiedenen Auslegungsarten, deren Entstehung, Fortschritt, Begründung ergibt, ist in mehr als einer Hinsicht lehrreich. Die Schwierigkeiten der richtigen Erfassung und Beweisführung stellten sich hier von mehr als einer Seite ein. Nicht das geringste Hinderniß war die unzureichende Übersetzung des Theodotion, die, allerdings wohl besser als die der Septuaginta, in den ersten Jahrhunderten der griechischen und lateinischen Kirche allein herrschend war, bis letztere durch die Arbeit des hl. Hieronymus eine dem Urtext entsprechende Übersetzung erhielt. Eine andere nicht unerhebliche Schwierigkeit bot neben der Dunkelheit mancher Ausdrücke die Unsicherheit und Unklarheit über die chronologischen Verhältnisse; daher denn die Ansätze über Anfangs- und Endtermin sowohl der 70 Wochen im Ganzen als der einzelnen Unterabtheilungen von 7, 62, 1 Woche an buntester Mannigfaltigkeit wahrlich mehr als genug bieten. Der Herr Verf. gibt am Schlusse seiner Abhandlung in einer Tabelle die übersichtliche Zusammenstellung der verschiedenen Berechnungen dieser Anfangs- und Endtermine. Für den Anfangstermin der 70 Wochen allein finden sich 16 verschiedene Ansätze, und wenn der Herr Verf. uns, was wir lebhaft wünschen, mit der Fortführung seiner Untersuchungen bis auf die neueste Zeit beschenken wird, müssen wir uns auf eine Vermehrung dieser Zahl gefaßt halten.

Aber trotz der nach allen Richtungen sich abzweigenden Einzelerklärungen herrscht bei den christlichen Erklärern in der Auffassung des Grundstockes der Prophetie nahezu vollständige Einmüthigkeit. Kurz und bündig gruppirt der Herr Verf. in einem rückschauenden Schlußworte die Hauptergebnisse seiner Untersuchung. Wir heben einige besonders interessante Sätze hervor: „Alle Autoren, welche genaue Erklärungen verfaßten, fassen mit Ausnahme des Julius Hilarianus und der Eschatologen Apollinaris und Hesychius dieselbe als messianisch auf; alle ohne Ausnahme finden in V. 24[1] das Hauptkennzeichen der Messianität, indem sie hervorheben, daß das in diesem Verse Ge-

[1] Er lautet nach der Vulgata: „Septuaginta hebdomades abbreviatae sunt super populum tuum et super urbem sanctam tuam, ut consummetur praevaricatio et finem accipiat peccatum et deleatur iniquitas et adducatur iustitia sempiterna et impleatur visio et prophetia et ungatur Sanctus Sanctorum.“

ſagte in und durch Chriſtus, oder zur Zeit ſeiner Ankunft ſich erfüllt habe. ... Ebenſo erkennen nach dem Vorgange des Euſebius die meiſten Exegeten den erſten Theil des 27. Verſes[1] als eine meſſianiſche Weiſſagung, indem ſie unter dem pactum die von Chriſtus und den Apoſteln verkündete evangeliſche Lehre verſtehen und in der Darbringung des Kreuzesopfers die Aufhebung von hostia et sacrificium erkennen. ... Man muß eine traditionelle Erklärung der Wochenprophetie (in den Hauptgedanken derſelben) anerkennen, aber man kann von einer traditionellen Berechnung der Wochen nicht ſprechen. ... Gerade die älteſten Autoren zeigen das Beſtreben, mit den 70 Wochen Chriſti Ankunft genau zu erreichen, und die Berechnung der 69 Wochen auf das Ende der Hasmonäer iſt erſt durch Euſebius eingeführt worden. Clemens Alexandrinus und Hippolyt rechnen die auf die 7 Wochen folgenden 62 Wochen bis Chriſti Ankunft. Tertullian ſchließt die 62 Wochen mit Chriſti Geburt, verlegt den Kreuzestod in den letzten Theil der auf die 62 folgenden 7 Wochen; der älteſte, tüchtigſte chriſtliche Chronologe aber, Africanus, will die Wochen mathematiſch genau mit dem Kreuzesopfer ſchließen" (S. 154. 155).

Beachtenswerth iſt auch die Thatſache, daß man allgemein, auf chriſtlicher ſowohl als auf jüdiſcher Seite[2], einige verſchwindende Ausnahmen abgerechnet, die Wochen als Jahreswochen auslegte, d. h. eine Woche = 7 Jahre anſetzte. Origenes freilich faßt in einer Erklärung eine Woche als 70 Jahre; Bruno von Aſti, Biſchof von Segni und Cardinal, der überhaupt eine der ſeltſamſten Erklärungen der Daniel'ſchen Weiſſagung lieferte, will die erſten 7 Wochen als Tageswochen, die folgenden aber als Jahreswochen verſtanden wiſſen. Eine Erklärung, deren Euſebius erwähnt, ſetzt allein die letzte Woche für einen Zeitraum von 70 Jahren an. Die Auslegung von 70 Jubelwochen, die hie und da auf jüdiſcher Seite[3] auftauchte und auch nach einer Bemerkung bei Lyranus einigen chriſtlichen Auslegern um der endzeitlichen Erklärung willen erwünſcht war, wird bereits von einem Anonymus des 12. Jahrhunderts, ſodann von Raimund Martini und Lyranus abgewieſen (vgl. S. 118. 135. 140). Doch dieſe und ähnliche Schwankungen kommen der allgemeinen und ſtändigen Auffaſſung von Jahreswochen gegenüber gar nicht in Betracht.

War man ſo über den Zeitraum von 490 Jahren ab exitu sermonis bis zur Erfüllung durchgängig einig, ſo konnte freilich in der Art der geſchichtlichen Berechnung keine Einheit erzielt werden. In der Schlußüberſicht theilt der Herr Verf. die verſchiedenen Berechnungsverſuche und Erklärungen

---

[1] V. 27: „Confirmabit autem pactum multis hebdomada una et in dimidio hebdomadis deficiet hostia et sacrificium."

[2] Vgl. die Hebraei im Commentar des hl. Hieronymus, ſodann die Berechnungen in Seder Olam, bei Saadia Gaon, R. Salomo Jarchi, Ibn-Esra, Abarbanel; S. 121—134.

[3] Und zwar in verſchiedener Form, da die Bekämpfer bald von 49 Jahren als einer Woche ſprechen, bald von einem spatium septem iubilaeorum vel centenariorum.

in drei Hauptkategorien ein. „Die erste läßt den Messias innerhalb der 70 Wochen erscheinen und betrachtet die Zerstörung Jerusalems als den Endpunkt der 70 Wochen. Die von diesen Autoren benützte Chronologie ist meist ganz falsch ... Die zweite läßt den Messias genau am Ende der 69 oder 70 Wochen erscheinen; leider rechnet sie mit Mondjahren. Die dritte Kategorie endlich ... will sagen, nach 69 Wochen wird durch Ausrottung des Chrisma, durch den Sturz der gesalbten Hasmonäerfürsten der Scepter von Juda genommen; dann kommt die Zeit, in welcher ein ‚Allerheiligster' gesalbt werden soll ... Daß alle Berechnungen ungenügend sind, indem sie entweder nur durch chronologische Irrthümer oder nur durch Annahme von Lücken oder durch künstliche Embolismen zum vorgesetzten Ziele gelangen, haben wir im Verlauf der Abhandlung genügend gezeigt" (S. 155).

Hier, wie so oft in der Exegese, drängt sich auch die Wahrnehmung auf, wie sehr die Auffassung von einer mehr oder minder richtigen Übersetzung abhängig war. So lange die Übersetzung Theodotions und die aus ihr geflossene altlateinische Übertragung das Gebiet beherrschte, war es unmöglich, daß V. 26 in seinem ersten Theile richtig verstanden wurde; denn was sollte man mit dem ἐξολοθρευθήσεται χρίσμα anfangen, oder mit exterminabitur unctio, interibit chrisma, disperibit unctio, wie es bei den Lateinern vor dem hl. Hieronymus heißt? Bloß die syrische Übersetzung hat hier den Urtext richtig gegeben, und nach ihr erklärt der hl. Ephräm die Stelle von der Tödtung des Messias. Erst durch die Übersetzung des heiligen Hieronymus: occidetur Christus, wurde diese Erklärung auch bei den Lateinern herrschend. Und hier hat der ehrwürdige Beda das Verdienst, daß er die bis zu seiner Zeit beste Berechnung mit der besten Übersetzung vereinigte (S. 105). Seine Erklärung erhielt durch die Glossa die größte Verbreitung, und so ist schließlich das relativ Beste Gemeingut des abendländischen Bibelstudiums geworden. Beda's Erklärung entstand aber dadurch, „daß sie die beste Übersetzung (des Hieronymus) mit der relativ besten Berechnung (des Africanus) und relativ besten Exegese (des Eusebius) in Einklang zu bringen suchte" (S. 155).

In dem Artikel „Die patristischen Berechnungen der siebenzig Jahrwochen" (Tüb. Quartalschr. 1868, S. 535 u. f.) hatte Reusch in Betreff des hl. Chrysostomus und Isidor von Pelusium behauptet, daß sie die messianische Beziehung der Prophetie gar nicht hervorhöben; aber Dr. Fraidl bringt Stellen aus beiden, durch die jene Behauptung als unrichtig bewiesen wird (vgl. S. 82. 91).

Die Universität Graz pflegt alljährlich seit ihrer im Jahre 1864 erfolgten Vervollständigung eine Festschrift zu veröffentlichen. Der fest bestimmte Umfang derselben, den der Herr Verf. nicht ungebührlich überschreiten konnte, hinderte ihn, seine interessante Geschichte der Exegese der berühmten Weissagung bis auf unsere Tage herabzuführen. Wir wollen hoffen, daß uns der Herr Verf. bald mit dem noch übrigen Theile der Ausführung beschenke, uns die Erklärungsversuche der verschiedenen exegetischen Schulen der Neuzeit gruppenweise vorführe und sie ebenso kurz und bündig charakterisire und

kritisire, wie er es mit den Auslegungen der Alten gethan. Dazu fügen wir den Wunsch, er möge dann nach dieser kritischen Rundschau jene Erklärung geben, die ihm nach der Durchmusterung des ganzen Gebietes und bei der vorzüglichen Kenntniß all der einschlägigen Fragen und Gesichtspunkte die richtige scheint.

Dem Charakter einer Universitäts-Festschrift entsprechend, sind die wichtigsten Stellen im hebräischen, syrischen, griechischen, lateinischen Wortlaute mitgetheilt; eine Übersetzung ist auch bei den aus den rabbinischen Exegeten angeführten Belegen und Erklärungen nicht beigefügt; trotzdem aber ist die Darlegung so eingerichtet, daß auch ein des Hebräischen und Syrischen unkundiger Leser, ja selbst ein in latinis et graecis peregrinus dem Gange der Entwicklung hinlänglich folgen kann. Druck und Ausstattung sind festlich.

2. Die „Composition des Johannes-Evangeliums" stellt sich „als Beweismaterial" der vom Herrn Verfasser in seiner akademischen Antrittsrede[1] behandelten These zur Seite, der These nämlich, daß das vierte Evangelium gegen die Anfänge des Gnosticismus gerichtet sei und der falschen gnostischen Speculation über die Person Jesu die wahre Christologie entgegenstelle (S. 112). Der Herr Verfasser wirft nach sorgfältig und geistreich durchgeführter Analyse des Evangeliums sich die Frage auf: Haben wir nun auf Grund unserer Analyse des Evangeliums Ursache oder Recht, den Zeugnissen des Alterthums zu widersprechen, deren gemeinsamer Kern eben die Angabe ist, das Evangelium sei veranlaßt durch gnostisirende Häresien, in specie durch die gnostische Christologie? Und er antwortet in aller Entschiedenheit ernster, wissenschaftlicher Überzeugung: Jenen Zeugnissen zu widersprechen haben wir so ganz und gar keine Ursache und kein Recht, „daß vielmehr Inhalt und Form des Evangeliums, wie wir sie kennen gelernt haben, sofort ihre Stimme mit diesem Zeugniß vereinigen. War dieß der zu bekämpfende Gegensatz, war die gnostische Bewegung es, die dem Johannes die Feder in die Hand zwang, so verstehen wir allerdings, wie er ein Evangelium mit so exclusiv christologischer Tendenz, mit so energischer Betonung der Gottheit Jesu, nach so festem und sicherem Plan, in einer so sorgfältig in der Höhe gehaltenen Darstellung, mit solcher Klarheit und Entschiedenheit der Lehre schrieb und schreiben mußte, wie er dazu kam, im Prolog eine Logoslehre aufzustellen" (S. 111). Gerade weil das vierte Evangelium mit so sonnenheller Klarheit und solcher Entschiedenheit die Gottheit Jesu Christi des Erlösers betont und in den Vordergrund stellt, daß ein Ignoriren oder Läugnen oder Zweifeln unmöglich ist, hat man sich von Seiten der destructiven Kritik, der Christi Gottheit nicht als Vermächtniß und Glaube der apostolischen Zeit, sondern als Ausgeburt des 2. Jahrhunderts[2] gilt, so viele Mühe gegeben, den apostolischen Ursprung dieses Evangeliums zu bestreiten und es in's dritte oder vierte Decennium

[1] Das Johannes-Evangelium und das Ende des ersten christlichen Jahrhunderts. Rottenburg, W. Bader, 1883. Vgl. diese Zeitschrift, 1883, Bd. XXV. S. 453.

[2] Siehe darüber diese Zeitschrift, 1877, Bd. XII. S. 254; 1882, Bd. XXIII. S. 109 f.

des zweiten Jahrhunderts herabzudrücken. Diesen immer erneuten Angriffen gegenüber ist die Arbeit des Herrn Verfassers ein recht werthvoller Beitrag zur Steuer und zum Siege der Wahrheit, insbesondere auch in der Richtung, daß die neuerdings so üppig weitergebildete symbolisirende Richtung und allegorisirende Auffassung eines Hönig, Thoma, Hausrath, Keim in ihrer Haltlosigkeit, Willkürlichkeit und ihren inneren Widersprüchen scharf und schneidig aufgedeckt wird (vgl. S. 26. 30. 37. 46. 86. 106 u. f.). Den Versuchen, wegen des idealen Gehaltes des Evangeliums ihm die historische Treue abzustreiten, entzieht der Herr Verfasser allen Grund und Boden durch den Nachweis, daß nach dem Grundthema des Evangeliums eben ein Conflict zwischen Idee und Geschichte „geradezu unmöglich" ist. „Die Idee, welche dem Evangelisten leuchtet und ihn leitet, ist ein aus den Grundtiefen der Geschichte und Offenbarung Jesu aufglimmender Stern — der Evangelist hat gerade die Seele der Offenbarung Jesu, gerade die Grundlehre und Grundidee seiner Geschichte zum Thema genommen —; daher kann diese Idee den Lauf der Geschichtserzählung beherrschen, jeder Thatsache ihren Stempel aufdrücken, ohne den historischen Charakter irgendwie zu verletzen. Die alte Frage: ob ideell oder historisch, wäre daher eigentlich dahin zu beantworten, daß das vierte Evangelium historisch sei im idealsten Sinn, oder daß es ideell sei im eminent historischen Sinn. Keines der beiden Glieder der Alternative braucht eliminirt zu werden, beide sind wichtig und voll richtig nur in Verbindung mit einander" (S. 104).

Doch der Schwerpunkt und Hauptwerth der Abhandlung liegt nicht in der Polemik, auch nicht in der positiven Begründung und Erhärtung der durch die ältesten Traditionen uns verbürgten Angaben über Verfasser und Anlaß[1] des Evangeliums, sondern, wie es der Titel besagt, in der Darlegung der Composition, in der Analyse, in der Vorführung des Gedankenganges und des Gedankeninhaltes des Evangeliums, in dem Nachweise, daß das ganze Evangelium planvoll angelegt, meisterhaft durchgeführt — ein Kunstwerk sei im edelsten Sinne des Wortes. Der Herr Verfasser entledigt sich seiner Aufgabe in edler, gehobener Sprache, voll Weihe und Würde, die öfter in duftig poetischer Redeweise warme Begeisterung athmet.

Hauptzweck und Hauptinhalt des Evangeliums ist durch 20, 31 unverrückbar gegeben: es ist die Offenbarung Jesu als des Christus und Gottes-

[1] In Betreff des Anlasses wird mit Bezug auf die Antrittsrede eine kleine Correctur vorgenommen. Hatte der Herr Verfasser früher den Anti-Judaismus auf eine eigene selbständige Tendenz des Evangelisten zurückgeführt und durch die Feindseligkeiten des restaurirten Judenthums und des jamnesischen Synedriums veranlaßt sein lassen, so zieht er es jetzt vor, um die Einheit des Planes desto strenger zu wahren, in der Haupttendenz des Evangeliums, daß es nämlich, veranlaßt durch die Christologie des Cerinth und der Ebioniten, jeder gnostischen und häretischen Christologie die wahre kirchliche Christuslehre entgegenstelle, und in dieser Veranlassung auch die Erklärung jenes antijüdischen Zuges zu sehen. — Da jene Bewegungen vom Judenthum ausgegangen waren, so war es nöthig, den neuen Judäern klar und scharf Taktik und Gebahren der alten vorzuhalten.

ſohnes, damit durch dieſe Darſtellung der Selbſtoffenbarung Jeſu Glaube an ihn und die ſelige Folge der gläubigen Hingabe, das wahre Leben in ihm erzielt werde.

Dieſe Selbſtoffenbarung Jeſu, wie ſie ſich in Wirklichkeit darſtellt, mit den Gegenſätzen des Glaubens und Unglaubens, zwiſchen welchen ſie ſich hindurchbewegt und die ſich mit ihr ſteigern, gibt die Eintheilung des Evangeliums an die Hand. „In drei Kreiſen vollzieht ſich die Offenbarung Jeſu als des Chriſtus und Gottesſohnes; der erſte enthält den Anfang (c. 1—4), der zweite den Fortgang (5—12), der dritte den Abſchluß derſelben; Glaube und Unglaube begleiten ſie als Folge und Wirkung durch alle drei Kreiſe. Die drei Factoren: Offenbarung, Glaube, Unglaube, bewirken durch ihr Zuſammenſpiel und Widerſpiel die dramatiſche Entwicklung. Die Löſung liegt im endlichen Sieg des geoffenbarten Gottesſohns, in der moraliſchen Vernichtung des Unglaubens und der Vollendung und Verklärung des Glaubens" (S. 13).

Der Prolog 1, 1—18 wird in drei Gedankenkreiſe getheilt: 1—5; 6—13; 14—18. Syſtematiſch ſtreng können ſie nicht geſchieden werden; „es ſind drei zuſammenhängende, ineinander ſpielende Ringe" (S. 19). Der Gedankenfortſchritt iſt: „1. Die göttliche Genealogie des Logos und ſein Offenbarungswirken im Allgemeinen; 2. die durch den Täufer eingeleitete, zwiſchen den Gegenſätzen von Glauben und Unglauben ſich hindurchbewegende chriſtliche Offenbarung im Beſonderen; 3. der incarnirte Logos, des chriſtlichen Glaubens Grundlage und Centralobject; dieſes Glaubens Vermittlung und Bezeugung, ſeine Frucht und innere Bewährung" (S. 19). Das Verhältniß des Prologs zum Evangelium — ein mannigfach ventilirter Streitpunkt — wird u. A. kurz und klar S. 101 beſtimmt: „Er enthält die lehrhafte Quinteſſenz des Evangeliums in knappe Sätze zuſammengedrängt und an den Namen des Logos angeknüpft. . . Der Evangeliſt hat aus den Reden des Herrn und aus ſeiner ganzen Geſchichtserzählung ſelbſt die Summe gezogen und dieſe in Form von Lehrſätzen ſeiner Schrift vorangeſtellt, um zum Voraus volles Licht zu werfen auf das, was er darſtellen will, und kundzugeben, auf welche Ziele ſeine Darſtellung ſich hinbewegt"; der Evangeliſt hat keineswegs, wie es die kritiſche Richtung umdichtet, ſeine im Prolog ausgeſprochenen Ideen im Evangelium in Form von fingirten Reden reproducirt.

Der erſte Theil des Evangeliums (1, 19 bis 4, 54) bringt den erſten Kreis der Offenbarung Jeſu vor den Jüngern, in Judäa, Samaria, Galiläa; die erſten Glaubensfrüchte treten uns da entgegen in den Jüngern, Samaritern, auch in der Glaubensſchwäche des Nikodemus, die der Heiland nicht von ſich ſtößt, ſondern liebevoll zu ſtärken bemüht iſt; aber auch bereits die erſten Anzeichen des Unglaubens ſind deutlich ſichtbar bei den herrſchenden Kreiſen Jeruſalems und Judäa's. Des Täufers Zeugniß, Jeſu Wort und Wunderzeichen wirken einheitlich zuſammen zur Offenbarung der in Jeſu beſchloſſenen Herrlichkeit. Beſonders ſei noch hingewieſen auf die Erklärung der Worte: „solvite templum hoc" (S. 30) und auf die „Brautrede des Täufers", die „ſein Schwanengeſang iſt, der ausklingt in vollen tiefen Tönen wehmüthiger

Freude und ernster Klage" (S. 34). Mit den älteren Erklärern nimmt der Herr Verfasser das Ganze 3, 27—36 als Rede des Täufers. Was S. 40 zu Joh. 4, 44 als Grundgedanke der Exegese von Godet und als die passendste Auffassung des etwas dunklen Spruches hervorgehoben wird, findet sich der Hauptsache nach auch in den Annotationes von Estius: Alii sic: abiit in Galilaeam, quam reliquerat propterea quia prophetа etc.

Der zweite Theil (Kap. 5—12) und zugleich der zweite Kreis der Offenbarung Jesu zeigt uns „das Licht im Kampf mit der Finsterniß und des Unglaubens Wachsthum und Ausbreitung". Treffend macht der Herr Verfasser darauf aufmerksam, daß die Krisis in Galiläa (Kap. 6), bei der sich auch in diesem Lande der Unglaube geltend macht, das Werk jüdäischen Unglaubens sei, indem er betont, daß Joh. 6, 41 die Judaei eben als eigentliche Judäer aufzufassen seien (S. 54). Diese Wahrnehmung kann durch manche Hindeutung besonders des Lukas-Evangeliums gestützt werden (vgl. 5, 17; Judäer waren es wohl auch, die die Frage wegen des Fastens der Johannesjünger anregen 5, 33; nach Matth. 3, 5 und Marc. 1, 5 zu schließen, setzt auch die Rede bei Lukas 7, 24 hauptsächlich die Anwesenheit von Judäern in Galiläa voraus). Wir heben noch besonders die Charakteristik des Abschnittes Kap. 7—10 hervor: „Eine Kampfesscene reiht sich an die andere: Alles wiederhallt von Streit, Wortwechsel und Tumult. Fast bei jedem Worte wird der Herr unterbrochen. Seine Gegner widerstehen ihm in's Angesicht mit Hohn und Frechheit; ja vom Wort gehen sie schon über zu Angriffen gegen seine Person und sein Leben. Inmitten dieser erregten Schaaren, deren Auge Haß blitzt, deren Mund giftige Reden schleudert, deren Hand schon mit Steinen bewaffnet und gegen ihn erhoben ist, steht in herrlichem Contrast, in überirdischer Ruhe der Herr und bezeugt durch Werk und Wort immer glänzender und klarer seine Gottessohnschaft und Gottheit, und er geht in's Gericht mit dem Unglauben, der ihn nicht anerkennt als das, was er ist ...." (S. 69). Beachtenswerth ist S. 73 die Motivirung des infremuit spiritu et turbavit seipsum (Joh. 11, 33) und die Charakteristik des 12. Kap.; aber das: „er ist unschlüssig ..." (S. 76) könnte mißverstanden werden[1].

Der dritte Theil (Kap. 13—20) enthält den „Abschluß der Selbstoffenbarung im Wort; Vollendung des Unglaubens im Mord; Sieg des Gottessohnes im Tod; Vollendung des Glaubens in der Auferstehung". Hier ziehen besonders an die Abschiedsreden des Herrn und dessen hohepriesterliches Gebet: „Sowohl die Offenbarungen über sich selbst als die Ermahnungen und Zukunftssorgen für seine Jünger und Gläubigen sammelt er in einen farbenreichen Strahl des Gebetes, das er aus tiefstem Herzen zum Himmel sendet; vor

[1] Unschlüssigkeit setzt entweder Unwissenheit im Verstand voraus oder besagt eine Unentschiedenheit, ein Schwanken des Willens. Ersteres ist bei Christus ausgeschlossen. Letzteres ist in Betreff des Willens Christi, für uns zu sterben, gleichfalls nach Hebr. 10, 5 nicht anzunehmen, da er schon im Moment der Incarnation seinen bestimmten Willen ausspricht. Eine zeitweise Retractation oder Suspension dieses Willens ist auch nicht zulässig und wird jedenfalls durch das quid dicam? (Joh. 12, 27) nicht ausgedrückt.

Gott stehend und zum Vater betend entschleiert er die Geheimnisse seines Innern . . ." (S. 80). Die Abschiedsreden enthalten die Höhepunkte der Selbstbezeugung Jesu: „Hat der Evangelist im Vorhergehenden die Worte der Selbstoffenbarung Jesu wie hell aus dem Dunkel strahlende Sterne an einem Firmament gruppirt und vereinigt, so sind die Abschiedsreden die im milden Glanz schimmernde Milchstraße an diesem Firmament, die eine glänzende Bahn weist, so viele undurchschaubare Geheimnisse sie auch in sich birgt. Diese Reden, hinwogend im sanften, ruhigen Wellenschlag stiller Begeisterung und tiefen Gefühls, ergießen eine Fülle verklärenden Schimmers über das bevorstehende Leiden und Sterben und legen sich wohlthuend hinein zwischen die Kampfesgeschichte und die schrecklichen Scenen der Passion" (S. 81). Ergreifend ist die Durchführung des Gedankens: „des Lichtes Sieg im Untergang" (S. 84—88). Anhang und Nachtrag ist Kap. 21; es bringt mehr ein persönliches Anliegen des Verfassers, die Hinwegräumung eines Mißverständnisses[1]; aber das nicht allein: „es läßt sich vermuthen, daß in der Polemik gegen Häresien . . . auch die Veranlassung zu diesem Hinweis auf die von Christus gesetzte oberste Auctorität des Petrus zu suchen ist" (S. 92).

Der Analyse des Evangeliums sind S. 93 u. f. einige kurze Betrachtungen angefügt über einzelne Punkte der Johanneischen Frage. Erwähnung verdient die kurze Darlegung des Lehrgehaltes der Selbstoffenbarung Jesu. Trefflich ist der wiederholte Hinweis, wie das Zeugniß der Worte und Werke Jesu ineinandergreift zur gegenseitigen Aufhellung (S. 6. 96 u. f.). „Die Rede bildet den Commentar zum Wunder"; die Reden sind „auch in den Kreis der σημεῖα einbezogen (vergl. 20, 30), und dieser Terminus bedeutet nichts Anderes, als die in Wort und Werk bestehenden Offenbarungszeichen, in welchen die Gottheit und Gottessohnschaft Jesu sich manifestirt, heraustritt, sichtbar und schaubar wird. Sie zu einem Strahlenbündel zu sammeln, um den Namen Jesu in die richtige Beleuchtung zu stellen, — sie zu einem Pfeilerbündel zu vereinigen, das unerschütterlich fest das Dogma von der Gottessohnschaft Jesu zu tragen und zu stützen vermöchte, das ist Aufgabe des Evangeliums" (S. 7).

Eines jedoch vermissen wir. Der Evangelist legt den Zweck seiner Schrift so klar in den Nachweis, quia Jesus est Christus Filius Dei. Wir glauben, daß der Satz: Jesus est Christus, in der Analyse des Herrn Verfassers nicht zu seinem vollen Rechte kommt. Es scheint nämlich, wie in diesen Blättern (1878, XV. S. 534) bei einer anderen Gelegenheit bemerkt wurde — und eine wiederholte Lektüre des Evangeliums bestärkt uns in dieser Annahme —, daß der Evangelist durchgängig in Sach- und Wort-Parallelismus, der oft recht überraschend ist, darauf ausgehe, recht plastisch zu zeigen, wie der von den Propheten geschilderte Messias in Jesus That und Wahrheit geworden. Deßwegen treten uns so zahlreiche Beziehungen auf das

[1] Das donec veniam (Joh. 21, 22) nimmt der Herr Verfasser: „bis ich komme und selbst durch den Tod die irdischen Bande löse". Den S. 92, Anm., angeführten Vertretern dieser Erklärung kann Tirinus beigefügt werden.

prophetische Messiasbild, wie es in den alten Bund hineingezeichnet ist, entgegen. Das gilt nicht bloß von den Strömen lebendigen Wassers, von der Aussage: Ich bin das Licht, der gute Hirt, oder von den ausdrücklich im Evangelium angezogenen prophetischen Stellen, sondern von vielen anderen, z. B. Jesus bringe Gnade und Wahrheit; seine, des neuen Bundes Stifter, Gegenüberstellung mit Moses; er sei das Lamm Gottes, das hinwegnehme die Sünden der Welt; auf ihn habe sich die Fülle des Geistes niedergelassen, und er taufe, erneuere die Herzen durch den heiligen Geist; von jetzt an sei der Himmel offen und Engel steigen herab über den Menschensohn. Das alles und noch mehr bloß im ersten Kapitel. Man nehme dazu die Lehre von der Wiedergeburt, die so eng an manche Stellen Ezechiels sich anschließt, von Jesus als dem Sponsus, eine Anschauung, die so mannigfach in dem prophetischen Messiasbilde hervortritt u. s. f. Bei der Tempelreinigung, dem ersten Aufleuchten des messianischen Gerichtes, wie es Malachias z. B. vorherverkündigt, weist der Herr Verfasser auf die prophetische Ankündigung hin (S. 29). Es kommt uns aber vor, als sollte die Analyse, um dem Inhalt des Evangeliums ganz gerecht zu werden, es zu Tage treten lassen, daß Johannes die im alten Testament leuchtenden Strahlen des Messias gesammelt und in ihrer Vereinigung auf Jesus nachgewiesen habe. Daß die alttestamentlichen Stellen nicht ausdrücklich und stets im Evangelium angeführt werden, thut keinen Eintrag; es genügt vollständig, daß die Ideen in ihrer von Jesus gewonnenen Wirklichkeit nachgewiesen werden.

Diese von Herrn Professor Keppler gebotenen trefflichen Vorarbeiten erregen den Wunsch und die Hoffnung, daß derselbe sie mit einem herrlichen Commentar zum Evangelium des Adlers unter den Evangelisten krönen möge. Bietet dann der Commentar nicht zu viel des Philologischen und Kritischen, sondern verlegt er den Schwerpunkt dahin, die Erhabenheit und Großartigkeit des Inhaltes, das Ergreifende der dramatischen Scenen, die Majestät Jesu, den Fortschritt und die immer heller strahlende Klarheit seiner Selbstoffenbarung und Selbstbezeugung als des Messias, des Gottessohnes, und daneben die vollendete Kunst und die planvolle Einheit des Evangeliums den Lesern recht zum Bewußtsein zu bringen, so wird die Erklärung eine um so erwünschtere und in vielfacher Beziehung fruchtbringende sein. Der Commentar soll in Geist und Herz des Lesers jenes Bild einsenken und lebendig machen, das der Herr Verfasser am Ende uns vorführt: „So ist der Dom johanneischer Christologie als Glaubensdenkmal und Glaubensbollwerk gegen den Gnosticismus errichtet. Grundriß und Aufbau sind gleich bewundernswerth. Jedes Glied hat seinen Zweck und seinen Dienst in der mächtigen Architektur, welche die zwei untrüglichen Kennzeichen der Größe, Schönheit und Kraft, in übermenschlichem Maße an sich trägt. Die Pfeiler und Säulen verbinden sich unter einander in Anmuth und Stärke, indem sie gegenseitig sich Halt leihen und von einander entlehnen"; kurz die Erklärung muß bewirken, daß wir „dem Athem und Herzschlag des Busenjüngers Jesu lauschen und uns ihm nahe fühlen" (S. 118).

J. Knabenbauer S. J.

Allgemeine Literaturgeſchichte. Von Dr. **Peter Norrenberg.** Drei Bände. 8°. CXV; 450; 426; 403 S. Münſter, Ruſſell, 1881—1884. Preis: *M.* 13.20.

Der moderne Weltverkehr hat die Völker der Erde ſich in einer Weiſe nahegerückt, von der noch das vorige Jahrhundert keine Ahnung hatte. Engliſche, franzöſiſche, deutſche Blätter circuliren über den ganzen Erdball hin, Japaneſen und Chineſen ſtudiren an europäiſchen Schulen, indiſche Philoſophie iſt ein eigener Wiſſenszweig geworden, wie einſt die Götterlehre der Griechen und Römer, ſkandinaviſche und ſlaviſche Literaturberichte ſind faſt ebenſo zugänglich, wie einſt das Neueſte aus den Pariſer Salons, orientaliſche Congreſſe verſammeln ſich beinahe alle Jahre, und europäiſche Druckereien müſſen immer noch neue Typen gießen laſſen, um bald Hieroglyphen, Runen und Keile, bald die Schriftzeichen noch entlegenerer Völker und Stämme zu vervielfältigen. Wie es eine Homer-, Dante-, Shakeſpeare-, Molière-, Göthe-, Schiller-Literatur gibt, ſo füllt die Literaturgeſchichte einzelner Völker, ja nur einzelner Perioden eine ganze Bibliothek. Und das erweitert ſich jedes Jahr durch Bücher und Broſchüren, Revüen und Zeitſchriften, ja faſt jedes Tagesblatt häuft neues Material auf: neue Funde, Manuſcripte, biographiſche Notizen, Detailaufſchlüſſe, Conjecturen, Vergleiche. Von den Specialzweigen ſondern ſich immer neue Specialitäten ab, und wer ſich nicht in eine ſolche vergräbt, der wird bald zu ſeinem Verdruß gewahren, daß er ſchon nach Jahresfriſt nicht über jedes Detail auf dem Laufenden iſt. Die Sprachengabe eines Mezzofanti würde, auch verdoppelt, nicht ausreichen, das ganze, ungeheure Literaturgebiet einigermaßen quellenmäßig zu beherrſchen. Beſonders ſeit der Roman ſich an die Stelle des Epos geſetzt, iſt die ſog. „ſchöne Literatur" wahrhaft tropiſch in's Kraut geſchoſſen, nicht mehr Garten oder Park — ſondern Prairie. Die Tauchnitz Edition of British Authors, die großentheils aus Romanen und zwar noch den beſten beſteht, iſt ſchon längſt über zweitauſend Bände angewachſen und wächst noch monatlich an. Wer kann alle dieſe Bände leſen, der ſonſt noch ſein Tagewerk hat und ſonſt noch Neues leſen will? Aber jeder Monat, jede Woche bringt neue Romane. Engliſche Miſſes ſpinnen ihre Liebesabenteuer, Pariſer Roués ihre Gemeinheiten und deutſche Literaten ihre halbverliebten Culturſtudien zu ein-, zwei-, drei-, vierbändigen Romanen aus. Die Tragödien werden wieder in Romane, die Romane in Komödien, die Komödien in Novellen verarbeitet, aus den Novellen wachſen kleine Epopöen und aus dieſen wieder lyriſche Gedichte hervor. Die Schulmeiſter machen Chreſtomathien daraus, die Buchhändler zeitgemäße Auswahlen, die Dichter neue Gedichte; die Recenſenten aber kritiſiren Alles, Romane, Tragödien, Komödien, Novellen bis herab auf's Epigramm, zanken ſich mit den Schriftſtellern und unter ſich, und zuletzt ruft der ganze Chorus als „Schriftſtellerverband" die Polizei zu Hilfe, um der ungeheuren Fruchtbarkeit zu ſteuern. Während der Schwarm der Recenſenten fliegt, hüpft, ſticht, ſaugt, mit den Flügeln ſchlägt, ſummt, lobſingt und hummelartig brummt, kriechen mit zahlloſen Fühlern die Commentatoren

herbei, legen aus und ein, bauen Zellen und Waben, die Bibliographen und Bibliophilen faſſen Regiſter darüber ab, die Kritiker en gros beſtreuen Alles haufenweiſe mit Pfeffer, die Grammatiker, Lexikographen, Stiliſten, Eſſayiſten zapfen Extracte daraus, trockene wie naſſe. Die Literaturhiſtoriker aber bringen Alles in Fluß, ſeihen alles Producirte, drücken etliche hundert oder tauſend Schriftſteller hinaus, beleben die zurückgebliebenen mit prometheiſchem Feuer und rangiren die kleinern um die größern herum. Aus der Literaturgeſchichte vereinzelter Perioden erwächst die eines ganzen Landes und endlich durch Zuſammenſtellung der verſchiedenen Völker die „Allgemeine Literaturgeſchichte" — die Weltliteratur, während in umgekehrter Richtung wieder das Allgemeine durch alle erwähnten Stadien herab in's Beſondere gezogen, das Studium der Literatur ſchließlich wieder Anregung neuer Poeſie wird.

Manchem, der in dieſes Babylon hineinblickt, mag es ſchwindeln vor den zahlloſen Namen, Sprachen und Werken, die, vom Dampf der Preſſe in allen Ländern umhergewirbelt, unter unſäglichem Geſchrei verkündet, ſich unaufhörlich drängen und verdrängen, die kein Aug' und Ohr mehr beherrſchen kann. Mancher mag die Zeit eines Ciceros ſelig preiſen, wo etwas römiſche Rhetorik und griechiſche Poeſie und Philoſophie hinreichte, ein ἀνὴρ καλὸς κἀγαθὸς zu ſein, oder die Zeiten eines Dante und Petrarca, wo die eine, lateiniſche Sprache der Schlüſſel zugleich zur Poeſie, zur Philoſophie und Theologie, zu aller Kunſt und Literatur war, die Landesſprache aber ungeſucht ſich an dem lateiniſchen Vorbild zur ſchönſten Fülle und Harmonie entwickelte. Die größten Dichter aller Völker haben wirklich kaum von ihren Nachbarvölkern geſchöpft; ſie haben ſich aus ihrem eigenen Volksleben heraus und allenfalls an den klaſſiſchen Vorbildern der Alten, der Römer noch öfter als der Griechen, gebildet.

So ſehr indeß die Verflachung, Ideenverwirrung, Geſchmacksverirrung, alexandriniſche Kleinkrämerei, ſeichte Romanſchreiberei und das noch ſeichtere Recenſententhum unſerer Tage einen ernſteren, wahrhaft gebildeten Geiſt von dem wirren Büchermarkt der Weltliteratur zurückſchrecken müſſen, um nach dem alten Spruch non multa, sed multum ſich in ſtiller Beſchaulichkeit an wenigen, aber echten Kunſtwerken zu erlaben, ſo iſt eine vollſtändige Flucht in dieſem Sinne doch deßhalb nicht möglich, weil die unendliche Fluth des täglich gedruckten Papiers unter überwiegendem Quark doch vieles Werthvolle und Wiſſenswürdige mit ſich führt. Eine wirkliche Bereicherung wahrer Bildung liegt darin, außer den beſten Werken ſeines eigenen Volkes und der altklaſſiſchen Literatur auch die Meiſterwerke anderer Nationen einigermaßen zu kennen, über die literariſchen Leiſtungen und Zuſtände der übrigen Völker und Zeiten wenigſtens einige Orientirung zu beſitzen, kleinliche, nationale Vorurtheile abzuſchleifen, und ſo weit es die Kürze des Menſchenlebens erlaubt, ſeinen Geſichtskreis über das geiſtige Leben der ganzen Erde auszudehnen. Eine „Allgemeine Literaturgeſchichte" hat darum ihre Berechtigung, und es iſt kein bloßer Zufall, wenn ſich ſchon eine ganze Reihe von Werken nicht mit einer oder der andern Specialliteratur, ſondern mit ſämmtlichen Literaturen der Welt zugleich befaſſen.

Der naheliegendste, praktische Zweck einer „Allgemeinen Literaturgeschichte“ ist nun wohl der eines handlichen Nachschlagebuchs, das uns über die wichtigsten Schriftsteller und deren Werke orientirt und uns als Führer dienen kann, diesen oder jenen Autor, diese oder jene Periode, dieses oder jenes Volk, je nach Wunsch oder Bedürfniß, genauer zu studiren. Ein höheres Ziel ist einem solchen Buche darin gesteckt, daß es, bei aller Treue eines compendiösen bibliographischen und biographischen Führers, das umfangreiche Detail zu faßlichen, charakteristischen Gruppen gestaltet, in welchen das Wesentliche hervor-, das Unwesentliche zurücktritt, das Charakteristische der einzelnen Perioden und Völker sich deutlich abhebt und der geistige Zusammenhang zwischen den einzelnen Schriftstellern und der Nation selbst sich faßlich erklärt. Ein noch höheres Ziel ist in der Solidarität des gesammten Menschengeschlechtes geboten. Wie nämlich die Literatur nächst der Religion und Wissenschaft der bedeutendste Gradmesser für das geistige Leben eines Volkes ist, so spiegelt sich in der Entwicklung und dem Zusammenhang der Literatur das geistige Leben der Menschheit überhaupt, sowohl nach den bloß menschlichen, natürlichen Kräften, die in ihr ruhen, als nach dem göttlichen Element, das durch die Offenbarung erleuchtend, erziehend und führend den natürlichen Kräften zu Hilfe kommt. Die Literaturgeschichte muß sich hier nothwendig der Theologie und dem religiösen Leben der Völker, vor Allem aber der einzig wahren, von Gott geoffenbarten Religion nähern und von ihr Licht empfangen, wenn sie nicht selbst zu einer halt- und zwecklosen Phantasmagorie, zu einem bunten Phantasiespiel der Völker herabsinken will.

Seit Friedrich von Schlegel seine 1812 in Wien gehaltenen, noch heute lesenswerthen Vorlesungen — Geschichte der alten und neuen Literatur — herausgab, ist nun von katholischer Seite kein Versuch mehr gemacht worden, diese schwierige und umfangreiche Aufgabe zu lösen. Von anderer Seite dagegen hat man nicht nur einzelne Theile des weiten Gebietes, sondern auch die allgemeine Literaturgeschichte selbst dazu ausgebeutet, das Geistesleben der katholischen Völker herabzusetzen, die Kirche zu schmähen, antikirchliche Ideen zu preisen, antikes und orientalisches Heidenthum auf Kosten des Christenthums in den Himmel zu erheben und auf dem Gebiete der Poesie und Literatur ganz offen den seichtesten Naturalismus — ein freies Menschenthum ohne Gott, Offenbarung und Kirche — zu proclamiren.

Bei diesem Stand der Dinge kann Norrenbergs Werk nur mit Dank und Freude willkommen geheißen werden. Es ist zunächst ein entschiedener Protest gegen jene vollständig antikirchliche und antichristliche Mißhandlung der Literaturgeschichte; es ist ein kräftiger Emancipationsversuch, das katholische Geistesleben auf diesem Gebiete von Urtheilen und Anschauungen zu befreien, die sich mit unserem Glauben nicht in Einklang bringen lassen; es ist eine mannhafte Independenzerklärung gegen jene Professorenweisheit, die mit ihrer antichristlichen Unfehlbarkeit die öffentliche Meinung und besonders das literarische Leben tyrannisirt.

Norrenberg macht kurzen Proceß. Er setzt das „abgethane“ Christenthum wieder dahin, wohin es gehört. Wie Christus das Centrum der ganzen

Weltgeſchichte, ſo iſt das Chriſtenthum auch der Mittelpunkt der geſammten Cultur- und Literaturgeſchichte. Auf ſeinen Eintritt bereiten die vier vorgehenden Jahrtauſende vor, und in dem folgenden iſt es der leuchtende Herd und die fruchtbarſte Quelle aller geiſtigen Bildung. Als wahre Religion hat es allein das menſchliche Leben mit göttlichem Adel umkleidet, dem Verſtand die höchſten Wahrheiten erſchloſſen, dem Willen die edelſten Ziele geſteckt, Phantaſie und Gefühl aus niedriger, thieriſcher Sphäre erhoben und die ganze Natur durch eine harmoniſche Weltanſchauung verklärt. Vergeblich ſucht die Kunſt ſich ſeinem Einfluß zu entringen und in heidniſchem Sinn zum „Menſchlichen“ zurückzukehren: wo ſie es thut, verfällt ſie dem Niedergang, unwürdiger Leidenſchaft, Brutalität. Denn das Chriſtenthum iſt nicht bloß der Quell der reinſten und ſchönſten religiöſen Poeſie, es allein verleiht auch den übrigen Beziehungen des Menſchenlebens wahre Weihe und Würde. Wo es nicht hingedrungen, oder wo es frevelnd vertrieben wurde, zieht der Fluch der Sünde in das geiſtige Leben der Menſchheit ein und trübt und vergiftet auch den Born des Schönen. Nur umdüſtert und verzerrt finden wir dann in den Geſängen der Völker die Ideale wieder, durch die allein die Menſchheit ihrem ewigen Ziele nahetritt. So familiär dieſe Wahrheiten aber den Katholiken auch ſein mögen, ſo wichtig iſt es, ſie auf dem Gebiete der Literatur lebendig vor Augen zu haben. Alles wird dadurch in eine andere Beleuchtung gerückt und zwar in die einzig wahre. Denn welcher wahre Fortſchritt der Bildung liegt darin, Tauſende von Kampf- und Liebesliedern aus allen Zonen und Winkeln der Erde zu kennen, wenn uns dabei die ehrwürdigſten Überlieferungen abhanden kommen, der Sinn für das Erhabene, Große und Göttliche ſich nahezu verliert?

Ungleich ſchwieriger als dieſe religiöſe Seite der Aufgabe war die materiell-techniſche und eigentlich literaturhiſtoriſche. Das Gebiet iſt unabſehbar, ohne Hilfe Anderer nicht zu beherrſchen. Katholiſche Vorarbeiten aber lagen noch wenige vor. Der Verfaſſer mußte ſich deßhalb in weiten Partien ſelbſt durch das weite Labyrinth durcharbeiten, und wo ſeine linguiſtiſchen Kenntniſſe ihn im Stiche ließen, Specialforſchungen nicht katholiſcher Forſcher benützen. Wie weit dieß der Fall war, habe ich nicht zu verfolgen geſucht. Das umfangreiche Literaturverzeichniß (S. I—LXV) weist genugſam aus, daß der Verfaſſer ſich nicht nur eine möglichſt weite Erudition zu erwerben bemüht war, ſondern auch aus den jeweiligen Specialſchriften die wichtigſten und gründlichſten zu ſeinem Studium heranzog. Daß er dabei ſich aber aus dem Gebotenen, ſei es aus den Quellen ſelbſt oder an der Hand verläßlicher Gewährsmänner, ein möglichſt ſelbſtändiges Urtheil zu bilden ſuchte, iſt aus der lebendigen, originellen und oft recht treffenden Charakteriſtik erſichtlich, die eine ernſte Durcharbeitung vorausſetzt. Die wichtigſten europäiſchen Literaturen, nämlich die romaniſchen und germaniſchen, ſind dem Verfaſſer offenbar ſelbſt zugänglich geweſen, und an ihren Kritikern hat er ſelbſt wieder Kritik geübt. Für den praktiſchen Werth des Buches wäre es wohl gut geweſen, wenn er einerſeits den chronologiſchen Daten die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit gewidmet, anderſeits die Literaturangaben jedem Kapitel als

Anmerkungen beigefügt hätte. Das Nachſchlagen wäre dadurch geſichert und erleichtert, das Leſen durchaus nicht geſtört worden.

Was die Gruppirung betrifft, ſo hat Norrenberg das weite Gebiet in fünf größere Gruppen getheilt. Das I. Buch (I. 3—103) umfaßt die vier vorchriſtlichen Jahrtauſende. Ausgehend von der Bibel führt er uns über Babylon und Ägypten, Indien, China, Japan, Perſien, Arabien, die Türkei, nach Hellas und Rom. In dieſer Vorhalle des Chriſtenthums ſind auch die ſog. „Naturvölker“ und die „talmudiſchen Juden“ untergebracht. Das II. Buch beginnt mit einem ausführlichen Bilde der großen Umwälzung, welche das Chriſtenthum im Culturleben der geſammten Menſchheit begründet hat; dann zeichnet es kurz die altchriſtliche Dichtung, die Dichtung der Slaven, die Neulateiner des Mittelalters und die drei Literaturen, die ſich unmittelbar daran anſchließen, die franzöſiſche, ſpaniſche und italieniſche. Das III. Buch iſt den andern vier hervorragenden Literaturgruppen des Mittelalters gewidmet: Skandinavien, England, Deutſchland, Niederlande. Mit dem IV. Buch hebt die Neuzeit an, welche der Verfaſſer nicht von der Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts, ſondern von der ſog. Renaiſſancezeit an datirt. Auch hier wird zunächſt die lateiniſche Dichtung beſprochen, dann die ihr verwandte italieniſche, ſpaniſch-portugieſiſche und franzöſiſche. Das V. Buch endlich entſpricht dem III., indem es uns die neuere Dichtung Englands, Deutſchlands, Hollands, Skandinaviens und Oſteuropa's vorführt. Vielleicht hätte die Klarheit der geſammten Gliederung dadurch gewonnen, wenn die gewöhnliche Theilung der Weltgeſchichte in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit zu Grunde gelegt, die drei Zeitalter dann nach Völkern und Sprachen geſchieden worden wären.

Bei einem Buche, das etwa zwei- bis dreitauſend Schriftſteller kurz beſpricht, charakteriſirt oder erwähnt, iſt es dem Kritiker kaum möglich, jedes einzelne Urtheil oder jedes Epitheton, das einem Urtheil gleichwiegt, jedes Detail der biographiſchen Charakteriſtik, jedes Verdict über einzelne Werke, die Zuſammenſtellung der literaturhiſtoriſchen Gruppen und deren Beurtheilung zu revidiren. Auch in Bauſch und Bogen zu loben oder zu tadeln wird da ſchwer, da gar viel vom Einzelnen abhängt und man mit Vielem einverſtanden ſein kann, ohne gerade jedes Urtheil und jede Nüancirung desſelben zu adoptiren. In manchen Fällen ſcheint mir die Präciſirung der Urtheile darunter zu leiden, daß der Verfaſſer faſt immer in gehobener Stimmung, in einem pathetiſch-poetiſchen Stile ſchreibt, bei dem Lichter wie Schatten nothwendig greller werden müſſen. Eine einfachere hiſtoriſche Proſa-Darſtellung würde wohl manche Charakteriſtiken etwas modificiren, mildern oder verſchärfen. In dieſer Hinſicht hätte es dem Buch ſicher zum Vortheil gereicht, wenn der Verfaſſer ſich mehr die ruhige klaſſiſche Darſtellungsweiſe Friedrich von Schlegels, als die romantiſirende Eichendorffs und die pikante Scherrs zum Muſter genommen hätte. Denn was immer unſere Recenſenten von „farbenprächtigen“ Literaturſchilderungen ſagen mögen, in der Geſchichte kommt es mehr auf Beſtimmtheit der Linien und Feinheit des Colorits an, als auf Pracht und Farbe.

Hat Norrenberg auch die Darſtellung Schlegels mit Hilfe neuerer Forſchung nach vielen Seiten hin erweitert, ſo hat er ſie doch, was die äſthetiſche Beurtheilung betrifft, nicht immer vertieft. Dieß gilt beſonders von der helleniſchen und römiſchen Literatur, welcher im Verhältniß zum übrigen Alterthum und beſonders zur Neuzeit lange nicht genug liebevolle Rückſicht gewidmet iſt. Sophokles, Ariſtophanes und Virgil erhalten nicht mehr Raum, als ſpäter Marianne Jung (Göthe's Suleika). Von den Tragödien des Äſchylos, Sophokles und Euripides iſt keine einzige näher charakteriſirt, von jenen des Sophokles nur die Antigone als „ſein Meiſterwerk" hervorgehoben (ein Urtheil, das jedenfalls disputabel iſt). Weder Plautus und Terenz, noch Horaz und Ovid ſind in ihrer literaturhiſtoriſchen Bedeutung genugſam gewürdigt; die Oden des Horaz haben nur das Verdienſt, daß der Dichter darin „auf die Natur wiederum zurückgriff"; die Metamorphoſen des Ovid „bilden eine kaleidoſkopiſche Fülle von Bildern kosmogenetiſchen, mythologiſchen und hiſtoriſchen Inhalts"; Virgil aber wird, nach dem Vorgang cäſarenfreſſender Literaturhiſtoriker, als „Philiſter und anima candida" geradezu der Verachtung und dem Spotte preisgegeben, ohne Erwähnung, daß auf dieſem Dichter, dem Führer und Vorbild Dante's, nicht nur ein großer Theil der neulateiniſchen Poeſie, ſondern auch eine Fülle mittelalterlicher und neuerer Dichtung ruht, daß Calderon und Racine, Taſſo und Schiller gerade bei dieſem „Philiſter" in die Schule gegangen ſind, um das unfriſirte Kind „Naturpoeſie" kämmen und bilden zu lernen. In der Jeſuitenſchule, deren Verdienſte Norrenberg ſo hoch anſchlägt, blieb Virgil, wie im Mittelalter, der bevorzugte lateiniſche Dichter, nicht bloß, weil er unter den Römern der edelſte und reinſte Dichter war, ſondern auch ein wahrhaft großer und bildender Dichter. Daß er der höfiſchen und der Kunſt-Poeſie angehört, nicht der Natur- und Volks-Poeſie, gereicht ihm ebenſo wenig zum Tadel, als Calderon, Taſſo, Racine und Göthe. Ja, wenn man den heutigen Papſt-Dichter Leo XIII. um ſeine Anſicht über Virgil befragen würde, ſo würde er uns wohl Dante's Worte in's Gedächtniß rufen:

O degli altri poeti onore e lume,
Vagliami 'l lungo studio e 'l grande amore
Che m' han fatto cercar lo tuo volume.

Tu se' lo mio maestro e il mio autore:
Tu se' solo colui da cui io tolsi
Lo bello stile che m' ha fatto onore.

O du der andern Dichter Licht und Ehre,
Das Studium fromme mir, die große Liebe,
Die mich nach deinem Werke ſuchen hieß.

Du biſt mein Lehrer, du mein Lieblings-Autor,
Du biſt's allein, bei dem ich mir erworben
Den ſchönen Stil, der mir zum Ruhme ward.

Da es hauptſächlich die ſtudirende Jugend iſt, welche ſich für Literatur intereſſirt und bei ihrem Studium einer weiſen und väterlichen Führung

bedarf, ſo wäre es der Verbreitung des Werkes wohl weſentlich zu gute gekommen, wenn dasſelbe zwar nicht ängſtlich in usum Delphini abgezirkelt, aber doch in Bezug auf Liebespoeſie etwas mehr beſchränkt worden wäre. Bei Firduſi und andern Orientalen waren Proben von Liebesepiſoden nicht nöthig, eine kurze, nüchterne und ablehnende Charakteriſtik reichte hin. Anſtatt aus Taſſo's Befreitem Jeruſalem ganze Seiten der Armida-Geſchichte mitzutheilen, hätte der Verfaſſer beſſer gethan, Stellen einzuflechten, welche den eigentlich chriſtlichen Gehalt dieſes Epos repräſentiren. Statt das indiſche Büßerleben durch Heine verſpotten zu laſſen, wäre es dem Zwecke des Buches angemeſſener geweſen, aus Bhagavadgita und Mahabharata wirklich bedeutſame und inhaltsvolle Proben mitzutheilen. In Bezug auf Sakuntala verdiente Kleins blaſirte Abſprecherei keine Erwähnung.

Den kleinen Mängeln des Werkes, die ich nicht verſchweigen wollte, weil eine Beſeitigung derſelben bei einer neuen Auflage die Brauchbarkeit desſelben und das Verdienſt erhöhen kann, ſtehen große Vorzüge gegenüber, welche dieſelben ſchon vorläufig einigermaßen compenſiren.

Vor Allem hat Norrenberg, den unwürdigen Caricaturen Scherrs gegenüber, eine richtigere und tiefere Würdigung der altchriſtlichen Literatur angebahnt, die allerdings noch weiterer Pflege bedarf, wenn die älteren Kirchenväter und Kirchenſchriftſteller zu ihrem vollen Recht gelangen ſollen. Weit energiſcher und fruchtreicher noch hat er ſich in Bezug auf die neulateiniſche Literatur von den landläufigen Verdicten der akatholiſchen Literaturhiſtoriker emancipirt und der lateiniſchen Sprache und Bildung jene Stellung vindicirt, die ein Proteſtant nie völlig fühlen und anerkennen kann. Da es nämlich die providentielle Stellung des Römervolkes war, Cultur und Literatur des ganzen Alterthums in ſeinem Weltreich zu abſorbiren, um dem Chriſtenthum die Wege zu ebnen, ſo hörte mit Romulus Auguſtulus die lateiniſche Literatur nicht auf: zur Kirchenſprache erhoben, ward das Latein die univerſellſte aller Sprachen, diente ſämmtlichen romaniſchen und zum Theil auch den germaniſchen Literaturen als Hauptgrundlage, war als Schul- und Gelehrtenſprache ganz Europa's faſt zwei Jahrtauſende lang die Sprache der Gelehrtenpoeſie und lebt als Sprache des Kirchengebets, der Liturgie, der Theologie, der Philoſophie und Kirchenpoeſie heute noch fort. Der Proteſtantismus hat ſie nicht zu überwinden und aus der Welt zu ſchaffen vermocht. Nachdem Balde den Horaz in ſeiner eigenen Sprache übertroffen, tritt am Schluß des 19. Jahrhunderts ein Papſt als Dichter in die Weltliteratur ein, um neben der unabſehbaren Vielheit des menſchlichen Sprachen-Babels auch die Einheit des himmliſchen Jeruſalem darin zu repräſentiren.

Dieſe Bedeutung der neulateiniſchen Literatur hat bisher weder Schlegel noch ſonſt ein Literaturhiſtoriker genugſam hervorgehoben. Norrenberg hat ſich hier ein hohes und bleibendes Verdienſt erworben.

Ein ähnliches Verdienſt beanſprucht ſein Werk dadurch, daß er es gewagt hat, auch in Bezug auf die deutſche Literatur, den katholiſchen Standpunkt viel energiſcher zu wahren als Lindemann, und mit wahrem Bienenfleiße Alles zu ſammeln, was von katholiſchen Schriftſtellern geleiſtet und

von den akatholiſchen Todtenrichtern bereits zum ewigen Untergang verurtheilt war.

In einzelne Urtheile (wie z. B. über Göthe, P. Gall Morel ꝛc.) mag ſich Subjectives oder ſogar Unrichtiges einmiſchen, gegen die Geſammtcharakteriſtik verſchwindet das. Wir haben hier einmal eine Skizze der deutſchen Literatur vor uns, die nicht bei den Proteſtanten um Gnade bettelt, ſondern ſelbſtändig eine katholiſche Literatur in deutſcher Sprache zu hoffen wagt.

Faſt auf allen Punkten der weiten Linie hat Norrenberg endlich die frivolen Urtheile Scherrs redreſſirt und die Hauptgeſtalten der katholiſchen Literatur, wie z. B. Lope de Vega, Calderon, Shakeſpeare, Corneille, Racine, Vondel u. ſ. w., trefflich gezeichnet. Das Werk verdient darum die wärmſte Anerkennung und Empfehlung, und wird von ſelbſt dazu anregen, daß durch paſſende Arbeitstheilung auf dem weiten Gebiet die einzelnen Gruppen der Weltliteratur noch eine eingehendere und tiefere Bearbeitung in katholiſchem Sinne erhalten.

A. Baumgartner S. J.

St. Eliſabeth von Thüringen. Ein epiſches Gedicht von **Joſeph Seeber.** Kl. 8°. 176 S. Steyl, Miſſions-Druckerei. Preis: *M.* 1.50.

Bei dem frohen Erwachen der epiſchen Dichtung konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Legende in größerem Stile ihre Auferſtehung feiere. Als erſte Frühlingsblüthe dieſes heiligen Gartengrundes begrüßen wir aus vollem Herzen das vorliegende Lied von der hl. Eliſabeth.

Es iſt faſt unmöglich, kunſtlos zu bleiben, wo es ſich um das Lob dieſer liebſeligen Heiligen handelt, welche, wie kaum eine andere der Kunſt, die reichſten, verſchiedenſten und hinreißendſten Motive bietet. Der feinſte und ſüßeſte Duft deutſcher Minnedichtung umſchwebt die zarte Huldgeſtalt der jungen Königstochter nicht minder, als der feierliche Choral und der Weihrauch des Gotteshauſes. Wie helle heilige Poeſie klingt ſchon der bloße Name der Herrin der Wartburg, der Tochter des ſeraphiſchen Franciscus von Aſſiſi. Auch in das vorliegende Lied hat er reiche Strahlenbündel edelſter und reinſter Poeſie geworfen, ſo daß dieſes Lied ſich unzweifelhaft bald die Gunſt des katholiſchen Volkes erſingen wird, welche es in ſo reichem Maße verdient.

Nach einem „Prolog", des Dichters Beſuch in der Eliſabeth-Kirche zu Marburg ſchildernd, erzählt uns das Gedicht in zwölf Geſängen die Schickſale der hl. Eliſabeth vom „Abſchied" — dem Kreuzzug ihres Gemahls — bis zu ihrem heiligen Tode, oder vielmehr bis zu ihrer feierlichen Wiedereinführung in die Wartburg und ihrer freiwilligen Abdankung. So hat es der Dichter ermöglicht, ſein Lied zum Epos, d. h. zu einem, eine einheitliche That beſingenden Gedicht voll dramatiſchen Intereſſes zu machen. Den Mittelpunkt der Erzählung und wohl auch deren höchſten Glanzpunkt bildet die Vertreibung der armen Fürſtin von der Wartburg (Geſ. V. Die Verſtoßung). Die vier voraufgehenden Geſänge (Der Abſchied — Trübe Kunde — Der Liebe Troſt — Ein finſterer Plan) bereiten in glücklich gruppirten Einzelbildern dieſes

ſchreckliche Ereigniß vor; der V.—IX. Geſang ſchildern uns in oft ergreifender Weiſe das Elend und die Geduld der Verſtoßenen, bis dann der IX. Geſang den Umſchwung vorbereitet, der ſich im X. und XI. vollzieht, während der XII. in ſummariſcher Weiſe die letzten Lebensjahre der Heiligen und ihren Tod behandelt. Der Dichter hat ſich nicht genau an die geſchichtliche Legende gehalten, ſondern zum Zweck künſtleriſcher Einheit ſich bisweilen recht ſtarke — vielleicht unnöthige Freiheiten geſtattet. Auch in Verknüpfung der Thatſachen hat Seeber die ſchaffende Phantaſie walten laſſen. Das Grauſenhafte der That des Grafen Heinrich bei Verſtoßung ſeiner Schwägerin zu mildern, erfindet der Dichter den Säckelwart Heinz von Trautſtein, welcher der hl. Eliſabeth eine furchtbare Rache geſchworen:

Doch, du ſtolzes Weib, nun ſollſt du büßen,
Daß du damals mir verſagt dein Grüßen,
Als ich meine Minne dir geweiht.

Die Freiheit dieſer Erfindung zugeſtanden, muß anerkannt werden, daß der Dichter den Charakter des Säckelwarts, ſein ſchlangenartiges Weſen, ſeine teufliſche Verlogenheit und Verſchmitztheit bisweilen meiſterhaft geſchildert hat. Heinz iſt es, welcher dem Grafen beſtändig in den Ohren liegt, bald mit halben Worten, bald mit falſchen Hinterbringungen und heuchleriſchen Klagen, bis der ſchwache Graf ſich endlich umgarnen und täuſchen läßt, das ſeinem Bruder geſchworene Wort zu brechen und die Landgräfin zu verjagen. Heinzens Gegenbild iſt der edle Ritter Varilla, welcher kühn vor den Uſurpator tritt und ihm die furchtbarſte Anklage des Meineids unerſchrocken in's Antlitz ſchleudert. Sehr glücklich war auch der Dichter in den kleinen Zügen, worin der Sohn Eliſabeths, der junge Hermann, gezeichnet und das Sprüchwort illuſtrirt wird: „Art läßt nicht von Art.“ Die meiſte Sorgfalt wendete der Verfaſſer natürlich dem Bilde der Heiligen ſelbſt zu, und wir glauben, daß ſeine Zeichnung durchaus gelungen iſt und dem Leſer die geliebten Züge treu und warm vermittelt. Beſonders möchten wir hervorheben, daß Eliſabeth nicht als die fertige ſtarke Heilige vor uns ſteht, ſondern daß wir auch ihrem Kampf mit dem Schmerz, ihrer allmählichen Loslöſung von allem Geſchaffenen zuſchauen. Wie rührend iſt nicht die allmähliche Verklärung ihrer Gatten- und Kindesliebe, und wie iſt ſie uns durch die Äußerung dieſer natürlichen Gefühle menſchlich ſo nahe gebracht!

Im Allgemeinen iſt die Darſtellungsweiſe eine ſchlichte, raſch fortſchreitende, häufig in Rede und Gegenrede ſich dramatiſch entwickelnde; bisweilen jedoch unterbrechen auch kurze, höchſte temperamentvolle Naturſchilderungen den Lauf der Erzählung; nur ſelten zeigt ſich in einem oder dem anderen proſaiſchen Vers eine Ermattung des dichteriſchen Schwungs, vielleicht auch nur eine Unachtſamkeit des Dichters. Sehen wir uns die Sprache im Großen und Ganzen an, ſo merken wir bald, daß die „hl. Eliſabeth“ wohl ſchwerlich ein Erſtlingswerk ſein kann, wenn auch eine andere Dichtung Seebers dem Referenten nicht bekannt iſt. Eine Vertrautheit mit den mittelalterlichen Dichtungen iſt ebenſowenig zu verkennen, als eine gründliche Sprachwiſſenſchaft, und das eine oder andere Mal muß der moderne oder norddeutſche

Leſer ſchon zu ſeinem großen Sanders greifen, um ſich von der Richtigkeit mancher Wörter zu überzeugen.

Als Probe der Sprache und der mittelalterlichen Färbung derſelben theilen wir ein Minnelied mit, bei dem jeglicher Hinweis auf eine alte Quelle fehlt, wie er ſonſt regelmäßig gegeben zu werden pflegt, und welches wir aus dieſem Grunde für eine ſelbſtändige Dichtung halten.

Sagt mir Jemand an, was iſt die Minne?
Weiß ich was, ich wüßte gerne mehr.
Ob ſich Einer deſſen recht beſinne,
Der verkünd', warum ſie ſchmerz' ſo ſehr.
Minne iſt nur Minne, thut ſie wohl;
Schmerzt ſie — weiß nicht, wie ſie heißen ſoll.
Wenn ich rechten Rathes nun gewinne,
Was die Minne ſei, ſo ſprechet ja.
Zweier Herzen Wonne iſt die Minne,
Theilen beide gleich, dann iſt ſie da.
Soll ſie aber ungetheilet ſein,
Kann ein Herz ſie faſſen nicht allein.
Frau, ich trag' allein daran zu ſchwere,
Willſt du helfen, hilf zur rechten Zeit.
Wenn ich aber dir gleichgiltig wäre,
Sprich es aus: zu Ende ſei der Streit,
Und ich bleib' ein liebeleerer Mann,
Du ſieh zu, wer mehr dich loben kann.

Man könnte ſich wundern, wie wir aus einer Legende gerade dieſes Trutzlied hervorheben. Allein wir thun es, um die große Gewandtheit des Dichters in Anbringung des Localtons zu zeigen und zugleich darzuthun, daß in dieſem Liede von der hl. Eliſabeth auch das weltlich-literariſche Element nicht aus den Augen gelaſſen iſt. Oder wer glaubt nicht irgend eine Überſetzung aus dem Mittelhochdeutſchen zu leſen, ſo recht aus der Zeit der Minnedichtung, als man ſchon die ſpitzfindigſten Unterſuchungen über Liebe und Minne anſtellte, wie Ulrich von Lichtenſtein in ſeinem lieblichen

Stätin liebe heizet minne etc.

Als weitere Probe geben wir einen Auszug aus dem II. Geſang: „Trübe Kunde", um an ihm zu zeigen, wie der Dichter uns das „Werden" der Heiligen nahe zu bringen weiß.

Eben iſt auf dem Hofe der Bote aus Italien mit der Trauerkunde vom Tode des Landgrafen angekommen. Eliſabeth befindet ſich mit ihrem einige Wochen alten Töchterlein Gertrud und den beiden Mägden Juta und Iſentrude in der Kemnate:

Ludwigs Name tönt zu ihr empor:
Ob der Traum die Wahrheit ihr geſagt?
Zu dem Herzen ſtrömt ihr alles Blut,
Und der Lipp' entfährt ein leiſer Schrei.
Durch den Ruf vom Schlafe aufgejagt,
Eilten ihre Mägde raſch herbei.

„Hört den Lärm ihr aus dem Hofe dringen?
Ludwigs Namen habe ich vernommen.
Liebe Juta, eile, forſche nach,
Ob vielleicht die Boten angekommen,
Die uns frohe Märe von ihm bringen!“

Juta ging, die Fürſtin kniete nieder,
Um zu beten, aber immer wieder
Trieb es ſie an's Fenſter. Und ſie ſprach:
„Iſentrude, liebe Schweſter mein,
Glaubſt du nicht, er könnt' es ſelber ſein?
Ach! und welche Freude wird er haben,
Wenn ich ihm dann darf den Himmelsſegen,
Unſre Gertrud, auf die Arme legen;
Und die Kleine hat ja ſeine Züge!
Oder ſäh' er lieber einen Knaben?“ ...

Juta kommt zurück mit der ſchlimmen Kunde, die nach dieſer naiv heiteren Einleitung doppelt ſchrecklich wirkt. Eliſabeth überläßt ſich ganz der erſten Aufregung des Schmerzes.

Endlich findet ſie etwas Ruhe. Die Mägde bringen ſie auf ihr Lager:

— Ohne Regung, wie im tiefen Sinnen,
Liegt Eliſabeth die lange Nacht.
Als zu dämmern will der Tag beginnen,
Iſt die kleine Gertrud aufgewacht,
Und ihr Weinen tönt an's Mutterohr.
Haſtig fährt Eliſabeth empor,
Tonlos ſpricht ſie: „Bringt das Kind zu mir!“
Weinend bringt es Iſentrude ihr,
Und die Fürſtin nimmt es in die Arme,
Sieht es an — und von des Kindes Weinen
Wird ihr eig'nes Herz erlöst vom Harme.
Gleich zurückgeſtauten Waſſerwellen
Mächtig aus dem Aug' die Thränen quellen,
Die ſich mit des Kindes Zähren einen.
Und ſie ſeufzt: „Ach Gott, was gabſt du mir
Solch ein dornenvolles Kreuz zu tragen?
Ach, wo warſt du denn mit deinem Lieben,
Daß ich mußt' des Lebens Troſt entſagen?
Nur dieß arme, ſchwache Würmlein hier
Iſt von ſeinem Bilde mir geblieben!“

Alſo klagt ſie, und ihr ganzes Sehnen
Löst ſich auf in brennend heißen Thränen,
Wie ſich, unter'm Wintereis geborgen,
Die Natur ſehnt nach dem Frühlingsmorgen.

Und wie die junge Wittwe nun daliegt, das ſchlummernde Kindlein in den Armen, ziehen tauſend Bilder an ihrer Seele vorüber — bis plötzlich:

Brach ein wunderſames Licht hervor:
Und ſie ſah den Herrn am Kreuzespfahle,

Und zu Seinen Füßen kniet' ihr Gatte,
Der den Kreuzesſtamm umſchlungen hatte.
Staunend ſah ihr Aug' zu Dem empor,
Der am Kreuze angenagelt hing;
Und Sein Blick durch ihre Seele ging,
Schneidend ſcharf bis auf des Herzens Grund.
Jede Wunde ward zu einem Mund,
Und ſie alle ſchienen ihr zu ſagen:
„Sieh, das habe ich für dich gelitten,
Doch du willſt das kleine Kreuz nicht tragen,
Das ich aus dem Meinen dir geſchnitten!
Liebſt du mich: du findeſt mich am Kreuze,
Deßhalb mußt du mehr als alle Reize,
Die die Welt zur Luſt ſich mag erſinnen,
Kreuz und Dornenkrone lieb gewinnen!"
— Und ihr war's, als ging' ein tiefer Schmerz
Bei den Worten durch des Gatten Herz —
Schamroth wollt' im Traum Eliſabeth
Sich darniederwerfen zum Gebet.
Da erwacht ſie, ſieht im Arm das Kind:
Aus dem Auge quillt die Thräne mild;
Sie erhebt ſich, tritt zum Chriſtusbild,
Blickt hinauf: ihr wird ſo weich und lind
Um das Herz — ſie legt zum Morgengruße,
Wie ſie es dem Gatten einſt verſprochen,
Ring und Kindlein hin am Kreuzesfuße" (S. 31—36).

Wir möchten gern noch andere Auszüge aus dem Gedichte geben, beſonders aus dem V. und VII. Geſang; allein bei der erzählenden, ſich raſch fortbewegenden Art des Liedes müßten wir faſt die ganze jedesmalige Nummer ausheben, um die richtige Wirkung zu erzielen. Überdieß dürften die gebotenen Proben hinreichen, ein treues Bild der Sprache des Dichters zu geben.

Er hat zum epiſchen Versmaß den fünffüßigen Trochäus mit freier Reimſtellung gewählt und dieſen Vers durch das ganze Lied — auch in den lyriſchen Einlagen — beibehalten. Der Vers ſcheint uns ſehr paſſend, großer Mannigfaltigkeit des Rhythmus und der Tonfarbe fähig und bei aller Freiheit der Bewegung, die er dem Dichter geſtattet, doch nicht ſo zur Breite verlockend, wie andere Strophen-Versmaße. Er lieſt ſich leicht, tritt niemals ſtörend hervor und dürfte ſich deßhalb zur Anwendung in längeren Gedichten wirklich empfehlen.

Die Ausſtattung des Büchleins — mehrere ſinnſtörende Druckfehler abgerechnet — macht der Miſſions-Druckerei alle Ehre. Die Illuſtrationen ſind recht ſtimmungsvoll und paſſend, kurz das ganze Büchlein ein ſehr liebes und höchſt empfehlenswerthes, das ſich den beſſeren Erſcheinungen des katholiſchen Epos würdig anreiht und durch Popularität und Nationalität des Stoffes die meiſten übertrifft.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Monumenta Reformationis Lutheranae ex tabulariis s. Sedis secretis. 1521—1525. Collegit, ordinavit, illustravit Petrus Balan, Praelatus domesticus suae Sanctitatis et Eques torquatus Ordinis Francisci Josephi. Lex. XXIV et 589 p. Ratisbonae, Pustet, 1884. Preis: *M.* 10.

Die vorliegende, den meisten unserer Leser wohl schon bekannte Sammlung enthält 266 Documente, welche sämmtlich den Jahren 1520—1525 angehören und die durch Luther vollzogene Kirchenspaltung in ein helleres Licht setzen. Ihnen schließt sich im Anhang ein geschichtlich wichtiges Actenstück an über die Legitimität der Ehe, aus der Clemens VII. hervorgegangen. Manche der Schriftstücke waren schon früher (in letzter Zeit durch Lämmer und Friedrich) veröffentlicht worden; viele andere sind hier zum ersten Male dem Druck übergeben. Für die Geschichte der beginnenden Reformation wird die Sammlung hinfort ein unentbehrliches Hilfsmittel sein. Auf manche mit Luthers Werk in Verbindung stehende Verhältnisse und Persönlichkeiten entfallen ganz neue Streiflichter. Interessant ist die Beleuchtung, in welcher Erasmus erscheint; doch auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen. Das beigegebene Namenverzeichniß erleichtert wesentlich den Gebrauch. Auf Correctheit des Druckes hätte größere Sorgfalt verwendet werden müssen. Auch bezüglich dessen, was für Revision und Erläuterung des Textes geschehen ist, bleiben einige berechtigte Wünsche unerfüllt; es mag indessen die große Eile, zu welcher die Rücksicht auf das Lutherjahr antrieb, hier einen Entschuldigungsgrund abgeben. Die Ausstattung ist vorzüglich.

Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Begonnen von Karl Severin Meister. Zweiter Band. Auf Grund älterer Handschriften und gedruckter Quellen bearbeitet von Wilhelm Bäumker. 8°. IX u. 411 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 8.

Das wichtige Meister'sche Werk hätte wohl keinen berufeneren Fortsetzer finden können, als Herrn Wilhelm Bäumker. Derselbe trat als solcher ein, nachdem Meister im Jahre 1881, 19 Jahre nach Erscheinen des ersten Bandes, das Irdische gesegnet, ohne daß jedoch dessen Vorarbeiten in seine Hände übergingen. Nichtsdestoweniger wird Niemand dem zweiten Bande die Ebenbürtigkeit mit dem ersten absprechen. Ja Bäumker verfügte über ein bedeutend größeres Quellenmaterial, als Meister für den ersten Band verwerthete. Zudem konnten für den zweiten Band hervorragende hymnologische Werke benützt werden, welche erst in den letzten 20 Jahren erschienen. In der äußeren Anordnung schließt sich der Bäumker'sche Band an den früheren an. Der allgemeine Theil bringt sehr reichhaltige Nachträge zur Literatur und Bibliographie, sowie eine Beschreibung einiger Gesangbücher und eine Reihe aus solchen entlehnter Berichte. Das Wichtigste aber sind die einleitenden Abhandlungen über „Auswahl, Herkunft und Charakteristik der Melodien" und über die „Stellung des

deutſchen Kirchenliedes zur Liturgie bis zum Ende des 17. Jahrhunderts". In letzterer Abhandlung gelangt Bäumker zu ſehr wichtigen Reſultaten. Er weiſt u. A. nach, daß der Gebrauch, deutſche Kirchenlieder des verſchiedenſten Inhaltes in der Kirche zu ſingen, vor Luther bereits ein weit verbreiteter war, inſofern dieſelben nicht zwar an Stelle des lateiniſchen liturgiſchen Chorals, wohl aber neben demſelben zur Anwendung kamen. Im beſonderen Theile des Bandes folgt der Abdruck von 441 Melodien zu Heiligenliedern, Katechismus-, Predigt- und Evangelienliedern, Liedern bei Proceſſionen und Wallfahrten u. ſ. w. Meiſter hatte in 311 Nummern die Melodien zu Liedern aus dem katholiſchen Feſtcyclus gegeben. Die von Bäumker den einzelnen Melodien beigegebenen Nachweiſe über Alter, Fundort, Verbreitung u. ſ. w. werden auch den höchſtgeſpannten Anforderungen entſprechen. — Das ganze Buch iſt eine wiſſenſchaftliche Leiſtung erſten Ranges. Als ſolche iſt es auch einſtimmig in der katholiſchen wie nichtkatholiſchen Preſſe anerkannt. So ſpenden die zwei Aufſätze des Freiherrn von Liliencron in der „Allgem. Zeitung" (1884, Nr. 92 u. 93) dem Buche das reichlichſte Lob, und Zarncke's „Literar. Centralblatt" (1884, Nr. 7) ſieht ſich zu dem Urtheil gezwungen: „Es iſt die ganze Arbeit ſo wiſſenſchaftlich eingerichtet, daß ſie für den betreffenden Zweig der Hymnologie kanoniſche Bedeutung hat." Ebendaſelbſt wird das höchſt beachtenswerthe Zugeſtändniß gemacht: „Der allgemeine Theil des Buches hat ſeine Hauptbedeutung in dem Nachweiſe, daß das deutſche Kirchenlied nicht ein Product der Reformation iſt. Dieſe namentlich auf Wackernagel's Darſtellung geſtützte Anſicht muß jetzt als ein- für allemal widerlegt gelten, da Bäumker deutſche Lieder in der katholiſchen Kirche nicht bloß in einigen vereinzelten Fällen conſtatirt, ſondern noch überzeugend klarſtellt, daß über das Verhältniß des deutſchen Liedes zur Liturgie in der vorreformatoriſchen Zeit allgemeine Beſtimmungen herrſchten."

Unſere Bäume und Sträucher. Beſtimmung nach dem Laube und kurze Beſchreibung unſerer wildwachſenden Holzpflanzen mit Einſchluß der Obſtbäume und einiger Ziergewächſe. Von Dr. B. Plüß, Reallehrer in Baſel. Mit 66 Holzſchnitten. VI u. 112 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: geb. *M.* 1.50.

Der Verfaſſer, beſtens bekannt durch ſeinen „Leitfaden" und „Bilder aus der Naturgeſchichte", beſchenkt uns hier mit einem Büchlein, das vielen Naturfreunden ein angenehmer Begleiter zu werden verdient. Wen intereſſirten nicht „unſere Bäume und Sträucher", denen er in Wald und Feld, in Alleen und Anlagen, allüberall begegnet, deren Schatten und Kühlung er aufſucht? Und dennoch wie Mancher erquickt ſich im Schatten vielleicht langjähriger Freunde, ohne auch nur zu wiſſen, wem er ſo viel Ruhe und Erfriſchung verdankt? Hier möchte der Verfaſſer den Vermittler machen und wenigſtens nachträglich die Freunde einander „vorſtellen". Dieſer an ſich glückliche Gedanke iſt mit Geſchick durchgeführt. An der Hand obigen Büchleins kann es auch einem Laien in der Botanik nicht ſchwer fallen, zur Kenntniß „unſerer Bäume und Sträucher" zu gelangen. Die Beſtimmung geſchieht mittelſt einfacher Tabellen auf Grund der Belaubung. Herrliche, inſtructive Holzſchnitte erleichtern die Aufgabe und gereichen dem Büchelchen zu beſonderer Zierde. Auch ſonſt hat die Verlagshandlung den kleinen Begleiter geſchmackvoll ausgeſtattet.

Miscellen.

Zur Vorgeschichte der Maiandacht. — Was am Ende des Märzheftes der „Stimmen“ von der Buchdruckerkunst gesagt ist, daß sie, wie frühere Spuren beweisen, schon latent in der Luft lag, als Gutenberg mit der eigentlichen Erfindung hervortrat, gilt auch von manchen Einrichtungen und Andachten auf kirchlichem Gebiete. So verhält es sich z. B. mit der schönen Maiandacht. Von dem bekannten Kapuzinerpater Laurentius von Schnüffis (Schnifis) wurde 1692 ein Büchlein herausgegeben unter dem Titel: Mirantische Mayen-Pfeiff oder Marianische Lob-Verfassung, in welcher Clorus, ein Hirt, der großmächtigsten Himmels-Königin und Mutter Gottes Mariä unvergleichliche Schön- Hoch- und Vermögenheit anmüthig besingt. Geist- und Weltlichen, auch Predigern sehr nutzlich und annehmlich zu lesen. Es ist ein hübscher Band in Klein-Oktav von fast 350 Seiten. Nach der epistola dedicatoria an die damalige Kaiserin Eleonora und der „Vorred“ an den geneigten Leser folgt in Versen die „Anflehung Himmlischer Hülff“. Hieran schließt sich die eigentliche Mayen-Pfeiff, dreißig Lieder oder „Elegien“, wie der Verfasser sie nennt, alle „mit schönen Kupffern und gantz neuen Melodeyen gezihrt.“ In mannigfaltigen, oft recht künstlichen Versmaßen besingen sie die verschiedensten Vorzüge der Gottesmutter. Sieht man auf den Inhalt, so lassen sie sich als die versificirten rationes theologicae bezeichnen, d. h. als die durch die Vernunft aus den Glaubenslehren abgeleiteten Beweise, womit wir die Größe und die Vorzüge der seligsten Jungfrau begründen. Die ganze Ausführung erinnert an die damals noch viel verbreitete Art der zweiten schlesischen Dichterschule. Neben vielen schönen und passenden Zügen aus der Heiligen Schrift des Alten Testaments paradiren, wie es ja selbst in Predigten vorkam, die sämmtlichen Herrschaften des Olympus und die ganze antike Sagenwelt. Alles muß Bilder und Farben liefern zur Verherrlichung der Unbefleckten Jungfrau. In dem Huldigungsbrief an die Kaiserin heißt es unter Anderem: „Maria ist ein lieblicher Früling, in dem sie uns das fruchtbare Thau und warmen Gnaden-Regen gebracht, nach welchem die liebe Alt-Vätter so lang und hertzlich geseuffzet, sprechende: Ihr Himmel, laßt den Thau herabfallen, und Ihr Wolcken regnet den Gerechten: Das Erdreich thu sich auff und bringe den Heyland (Is. 45, 8). Sie ist ein lieblicher Früling, indem Sie der in Todts-Ohnmacht liegenden Welt die erquickende Lebens-Blum hervorgebracht, welche von sich selber sagt: Ich bin eine Feld-Blum und wie eine Roos in dem Thal (Cant. 2, 1). Sie ist ein anmüthiger Früling, bei wessen Ankunfft die Blumen allerhand wohlriechender Tugenden zu blühen angefangen: Die Blumen seynd herfür kommen

in unſerm Land (Cant. 2, 12). Sie iſt ein überauß lieblicher Früling, indem Sie das gantze Menſchliche Geſchlecht nicht nur hertzlich erfreut, ſondern auch auß dem größten Elend in den Stand der Glückſeligkeit verſetzt; dahero nicht unvernünfftig zu hoffen, es werde dieſer Freuden-Früling meiner unlieblichen Mayen-Pfeiffen einen ſolchen Zuſatz der Anmüthigkeit geben, daß manche unter dem ſchwären Laſt der Betrübnuß ſeufftzende Seel dadurch werde erquickt und getröſtet werden."

Lauten dieſe Worte nicht — abgeſehen von den Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks — als wären ſie der Einleitung irgend eines unſerer Maibücher entnommen? Wenn nun der Grundgedanke und Haupt-Inhalt des Büchleins paſſend iſt, die einzelnen Gedichte ſich leicht auf die einzelnen Monatstage vertheilen laſſen, der Titel ſelbſt den Maimonat direct nennt, ſo möchte man glauben, bis zur förmlichen Geſtaltung und Einführung unſerer Maiandacht ſei nur noch ein kleiner, leichter Schritt geweſen. Indeß verfloß bis dahin noch mehr als ein volles Jahrhundert. So langſam entwickelte ſich die ſchöne Knospe zu der prachtvollen Blüthe, die in unſeren Tagen alle katholiſchen Herzen erfreut.

Als Schluß ſei noch die erſte Strophe der dreißigſten Elegie angefügt, weil dieſelbe offenbare Anklänge an ein beliebtes Mutter-Gottes-Lied unſerer Tage enthält.

Sonnen-ſchön prächtige,
Überauß mächtige
Himmliſche Frau,
Welcher auff ewig ich,
Knechtlich verbindend mich,
Billich mein Leben,
Alles beyneben,
Kindtlich vertrau':
Für dieſe Treu-gethane Pflicht
Nur zeige mir dein Angeſicht.

Hat dieſe Strophe den Anlaß gegeben zu unſerem „Wunderſchön prächtige" oder exiſtirte damals dieſes Lied ſchon und wurde von unſerem Dichter nur verwerthet? Des Einſenders Hilfsquellen reichen nicht aus zur Entſcheidung der Frage. Schloſſer bezeichnet bei ſeiner Bearbeitung des Mutter-Gottes-Geſanges in „Lieder der Kirche" denſelben einfach als ſchon „vorgefunden" ohne nähere Angabe von Zeit oder Verfaſſer.

R. v. A.

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Siebenundzwanzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1884.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Das Recht der Überſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des siebenundzwanzigsten Bandes.

	Seite
War die Sündfluth eine Erdbeben-Fluthwelle? (H. Jürgens S. J.)	1
Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister. (Th. Schmid S. J.)	20. 135
Die „Religion" des Agnosticismus. (A. Langhorst S. J.)	40. 160. 376. 463
Molière. (W. Kreiten S. J.)	47. 185. 409. 509
Kopenhagen. (A. Baumgartner S. J.)	68
Die päpstliche Encyklika „Humanum genus". (M. Meschler S. J.)	113
Von Kopenhagen nach Thorshavn. (A. Baumgartner S. J.)	167
Päpstliches Breve über die Congregationen	225
Die marianischen Congregationen oder Sodalitäten. (Ph. Löffler S. J.)	230. 343
Erzbischof Egbert von Trier und die byzantinische Frage. (St. Beissel S. J.)	260. 479
Die Honigameise des Göttergartens. (E. Wasmann S. J.)	275
Von Thorshavn nach Reykjavik. (A. Baumgartner S. J.)	286
Ein Wort für die Freiheit. (G. Schneemann S. J.)	337
Reykjavik. (A. Baumgartner S. J.)	393
Zum dritten Centenarium des hl. Karl Borromeo. (G. M. Dreves S. J.)	445
Das Geheimniß der Menschwerdung in seinen Wirkungen. (M. Meschler S. J.)	496
Die Almannagiá und Thingvellir. (A. Baumgartner S. J.)	520
† P. Bernhard Rive S. J.	538

Recensionen.

Zschokke, Historia sacra antiqui testamenti. (J. Knabenbauer S. J.)	91
Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland. (A. Baumgartner S. J.)	92
Hergenröther, Leonis X. Regesta. (A. Langhorst S. J.)	100
Schuler, Der Pantheismus. (P. Hansen S. J.)	102
Schmitz, Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. (A. Lehmkuhl S. J.)	208
Friedemann, Die Bildung und Erziehung der Geistlichen. (G. Schneemann S. J.)	212
Doulcet, Essai sur les rapports de l'église chrétienne avec l'état Romain. (St. Beissel S. J.)	217

Seite

Schwane, Dogmengeſchichte der vornicäniſchen Zeit. (Th. Granderath S. J.) . 305

Schwane, Dogmengeſchichte der patriſtiſchen Zeit. (Th. Granderath S. J.) . 305

Schwane, Dogmengeſchichte der mittleren Zeit. (Th. Granderath S. J.) . 305

Katholiſche Religionslehre. (A. Langhorſt S. J.) 315

Le Camus, La Vie de N. S. Jésus-Christ. (M. Meſchler S. J.) . . 318

Ibach, Der Kampf zwiſchen Papſtthum und Königthum von Gregor VII. bis Calixt II. (K. Briſchar S. J.) 320

Eyſtein Ásgrimsſon, Die Lilie. (J. Sveinsſon S. J.) 321

Aichner, Compendium juris ecclesiastici ad usum cleri. (A. Lehmkuhl S. J.) 429

Hipler, Briefe und Tagebücher des Fürſtbiſchofs von Ermland, Joſeph von Hohenzollern. (L. Aſcherfeld S. J.) 431

Bonn, Jacopone. (A. Baumgartner S. J.) 435

Lehmkuhl S. J., Theologia moralis. (B. Frins S. J.) 451

Hoffmann, Geſchichtliche Bilder und Darſtellungen. (W. Plenkers S. J.) . 546

v. Droſte-Hülshoff, Annette, Geſammelte Werke. Erſter Band, zweite Hälfte. (G. Gietmann S. J.) 548

v. Heemſtede, Mathuſala. (A. Baumgartner S. J.) 554

Jüngſt, Der Glocken Romfahrt. (W. Kreiten S. J.) 561

Empfehlenswerthe Schriften 104. 220. 324. 437. 562

Miscellen.

Das Teſtament eines katholiſchen Arbeiterfreundes 109

Unwiſſenheit in katholiſchen Dingen 222

Gehäſſige Polemik 331

Polemik des Herrn D. v. Oertzen 333

Deutſch-Franzoſenthum des Herrn Du Bois-Reymond 441

Die Shakeſpeare-Bacon-Frage 565

Engliſche Journaliſtik 571

War die Sündfluth eine Erdbeben-Fluthwelle?

Seitdem Buckland seinen eigenen Versuch, die noachitische Sündfluth mit dem geologischen Diluvium zu identificiren, aufgegeben hatte, war man nicht mehr gewohnt, in der Geologie von der Sündfluth reden zu hören. Der Geologe mochte sich dieselbe als ein Ereigniß von größerem oder geringerem Umfang vorstellen, das aber jedenfalls für die speciellen Hilfsmittel seiner Wissenschaft unzugänglich und daher unbestimmbar sei. Ganz im Gegensatz zu diesem Herkommen hat jüngst einer unserer bedeutendsten Geologen, Professor Eduard Sueß, in auffallender Weise nicht nur an die Sündfluth erinnert, sondern sogar eine Erklärung derselben versucht. Noch auffälliger wird dieser Versuch dadurch, daß derselbe eine Reihe von wissenschaftlichen Abhandlungen der theoretischen Geologie eröffnet, die unter dem Titel: „Das Antlitz der Erde", erschienen sind und noch weiter folgen sollen[1]. Und die Erklärung selbst? Die Sündfluth war — eine Erdbeben-Fluthwelle.

„In einer andauernd seismischen Phase," so stellt Sueß die Hauptzüge seiner Erklärung zusammen, „mag durch Erdstöße zu wiederholten Malen das Wasser des persischen Meerbusens in das Niederland an den Mündungen des Euphrat geworfen worden sein. Durch diese Fluthen gewarnt, baut ein vorsichtiger Mann, Hasis-Adra, d. i. der gottesfürchtige Weise genannt, ein Schiff zur Rettung der Seinigen und kalfatert es mit Erdpech, wie man heute noch am Euphrat zu thun pflegt. Die Bewegungen der Erde nehmen zu; er flüchtet mit den Seinigen in das Schiff; das Grundwasser tritt aus dem geborstenen Flachlande hervor; eine große Depression des Luftdruckes, bezeichnet durch furchtbaren Sturm und Regen, wahrscheinlich eine wahre Cyklone, vom persischen Meerbusen hereintretend, begleitet die höchsten Äußerungen der seismischen Gewalt;

[1] Das Antlitz der Erde, von Eduard Sueß. Mit Abbildungen und Kartenskizzen. 4°. Erste Abtheilung. Prag und Leipzig, 1883.

das Meer fegt verheerend über die Ebene, erhebt das rettende Fahrzeug, spült es weit landeinwärts und läßt es an jenen miocänen Vorhügeln stranden, welche unterhalb der Mündung des kleinen Zab die Niederung des Tigris gegen Nord und Nordost umgrenzen." [1] So weit Professor Sueß. Schlicht und einfach ist diese Auffassung ohne allen Zweifel, insofern jedes übernatürliche Eingreifen umgangen und vermieden wird. Doch mehr wie die Sache erregt zunächst die Stellung, welche Professor Sueß seinem Versuche gibt, unsere Aufmerksamkeit.

Bisher war man in der Geologie gewohnt, und seit Lyell wurde sogar das größte Gewicht darauf gelegt, von bekannten Vorgängen auszugehen und dadurch das Verständniß unbekannter allmählich anzubahnen. Und das ist der einzig richtige Weg. Ereignisse der Gegenwart nach allen Seiten hin auf ihre Vorgänge und Verhältnisse zu untersuchen, nur das kann einen Einblick in ihre Ursachen gewähren; das allein kann Licht werfen auf den nur dunkel berichteten Verlauf früherer Katastrophen. Wir würden es daher verstanden haben, wenn Sueß zum Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Essays eines der von ihm genau studirten Erdbeben Italiens ausgewählt hätte. Da lag der ganze Verlauf in der Unmittelbarkeit eigener Beobachtung vor, und es bot sich ihm die beste Gelegenheit, hieran seine Erklärungen zu knüpfen, von dort aus weiter zu bauen. Aber nein. Statt dessen wird ein Ereigniß gewählt, über dessen physikalischen Charakter nur spärliche Quellen etwas melden, so daß er aus alten Texten und Lesarten nur mühsam errathen und höchstens bis zur Wahrscheinlichkeit construirt werden kann.

Freilich ist unter den großen Ereignissen, welche die Menschheit seit ihrem Bestande getroffen haben, wohl kaum ein anderes so allgemein berichtet, als die Sündfluth und deren Strafcharakter. Mögen die Überlieferungen der Völker in manchen Einzelheiten, im Schauplatz, in den Namen der Geretteten und natürlich in den Götterscenen verschieden sein und darin von der heiligen Schrift abweichen: in der Thatsache, daß eine große Fluth (Sintfluth) als Strafgericht über die Menschen kam, stimmen alle mit ihr überein. Dieser ethische Charakter der Fluth ist ein Grundgedanke aller Traditionen und hat, selbst abgesehen von dem höheren Zeugniß der heiligen Schrift, eben deßhalb die sicherste historische Grundlage. Indessen, wenn wir auch wissen, die Sündfluth kam zur Strafe, so bleibt doch noch diese zweite Frage offen: wie kam sie zu Stande?

[1] A. a. O. S. 92.

Mit anderen Worten, die ethiſche Bedeutung ſchließt den *phyſikaliſchen Charakter* nicht aus, ſetzt denſelben vielmehr voraus. Gott ordnete die Fluth als Strafgericht an für die Zeit und in dem Maße, als er wollte; aber die Ausführung geſchah, wie uns auch die heilige Schrift bezeugt, durch die Wirkſamkeit phyſiſcher Kräfte. Neben der Erwägung des ethiſchen Charakters hat deßhalb auch die Erforſchung des phyſikaliſchen Verlaufes ihre berechtigte Stellung. Die ſichere Bürgſchaft für den erſteren und die nur dunkeln Andeutungen über letzteren geben aber für jeden derartigen Verſuch folgende zwei Geſichtspunkte zur Richtſchnur an die Hand: 1) *Der phyſikaliſche Charakter kann nie der ethiſchen Bedeutung widerſprechen.* Sobald alſo die Unterſuchung für jenen Elemente herbeibringen würde, welche mit dem verbürgten Strafcharakter unvereinbar wären, ſo wäre das ein Zeichen falſcher Auffaſſung. 2) *Diejenige Vorſtellung von dem phyſikaliſchen Verlauf wird die annähernd richtigere ſein, welche dem zuverläſſigſten Berichte am beſten entſpricht.* Über das Zutreffende dieſer beiden Geſichtspunkte kann keine Meinungsverſchiedenheit beſtehen. Es kommt alſo auf das Einhalten dieſer doppelten Richtſchnur an.

Was den erſten Punkt betrifft, ſo gründet deſſen Forderung, abgeſehen von der göttlichen Bürgſchaft, die wir in der heiligen Schrift empfangen, auf der allgemeinen Überlieferung, man darf ſagen, aller Völker. Alle Sündfluth-Traditionen gipfeln in der einen Thatſache: dieſelbe iſt ein Strafgericht Gottes. Eine Darlegung des Verlaufes alſo, welche dieſem widerſpräche, iſt von vornherein auszuſchließen. Doch dazu liegt gar keine Gefahr, keine Veranlaſſung vor. Sämmtliche Überlieferungen ſind in ihren phyſikaliſchen Angaben ſo wenig detaillirt, daß gar nicht abzuſehen iſt, wie irgend eine derſelben eine Erklärung fordern könnte, welche mit dem Strafgerichte unvereinbar wäre. Etwas Anderes aber und ſchwieriger iſt die poſitive Verbindung beider Elemente, des phyſikaliſchen und des ethiſchen. An Möglichkeiten in abstracto iſt allerdings auch hier kein Mangel, je nachdem wir uns den ſtrafenden Gott mittelbar oder unmittelbar die Kataſtrophe herbeiführend und in dieſelbe eingreifend denken. Hier aber uns für eine von dieſen Möglichkeiten zu entſcheiden, liegt um ſo weniger Grund vor, als jede dabei zu verwerthende Vorſtellung von dem phyſikaliſchen Verlauf höchſtens in das Gebiet der Wahrſcheinlichkeit hineinragt. Nur das Eine ſei in Kürze bemerkt, in den urſächlichen Zuſammenhang des phyſikaliſchen Vorganges der Fluth braucht

das ethiſche Moment nicht nothwendig mehr einzugreifen. Wenn Gott einmal die Wirkungen der geſchöpflichen Urſachen auf den Strafzweck hingeordnet und ausgelöst hatte, war ein weiteres Eingreifen von Seiten Gottes nicht mehr erforderlich; ein ſolches aber geradezu läugnen und ausſchließen, hieße in unſerem Falle mehr leiſten, als berechtigt iſt.

Den *phyſikaliſchen Charakter* der Sündfluth genauer zu unterſuchen und zu beſtimmen, hat an ſich gewiß einen großen Reiz. Wir ſtehen da ja vor einem Ereigniß, das zu den älteſten hiſtoriſch beglaubigten Erlebniſſen der Menſchheit gehört, vor einer Kataſtrophe, die, wie die Überlieferungen bezeugen, einen tiefen Eindruck in dem ganzen Geſchlechte zurückließ. Es kann ſich alſo nur fragen: liegen ausreichende Anhaltspunkte vor zu einem ſolchen Unternehmen? Wenn man glaubt, aus den Berichten, welche die heilige Schrift und die Traditionen der Völker bieten, den ganzen phyſikaliſchen Zuſammenhang und Verlauf dieſer Fluth mit Sicherheit darlegen zu können, ſo müſſen wir das durchaus in Abrede ſtellen. Dazu bieten weder die eine noch die anderen thatſächlich das nöthige Material. Mögen wir den göttlich beglaubigten Bericht der heiligen Schrift nehmen oder irgend eine andere der rein menſchlichen Überlieferungen: *der Grundgedanke*, das leitende Motiv in Allem iſt, das große Strafgericht zu bezeugen, das ehemals durch das Hereinbrechen einer großen Fluth am Menſchengeſchlechte vollzogen wurde. Gerade die mannigfache Ausgeſtaltung des übrigen Inhaltes läßt erkennen, daß ſowohl jene Geſchlechter, welche dem Ereigniß am nächſten ſtanden, als auch die ſpäteren vor Allem den ethiſchen Charakter der Fluth, den Strafcharakter der Beachtung werth hielten. So wurde dieſer von ſelbſt gegenüber dem phyſikaliſchen zum Hauptmoment der Tradition. Daraus folgt aber zweierlei: erſtens daß der Strafcharakter der Fluth zur Zeit des Ereigniſſes auch bekannt war, und zweitens, daß der phyſikaliſche Charakter in ſeinem Detail höchſt wahrſcheinlich nicht verſtanden, jedenfalls nicht beachtet wurde. So läßt ſich der gemeinſame Kern aller Überlieferungen und deren Differenz leicht erklären. Hiernach kann das Strafgericht einer Fluth in den Traditionen aller Völker leben; die näheren Umſtände derſelben mußten ſich aber nothwendig verſchieden geſtalten, weil ſie in ihrer jetzigen Geſtalt nicht urſprüngliche Theile, ſondern erſt ſpätere Zuſätze ſind.

Wir haben alſo, und hierauf kommt es zunächſt an, in keiner der vorliegenden Überlieferungen eine beabſichtigte phyſikaliſche Beſchreibung des großen Ereigniſſes. Trotzdem laſſen uns die verſchiedenen Berichte

nicht ganz ohne Andeutung, woher die Wassermenge der großen Fluth stamme. Die heilige Schrift spricht von den Quellen des Abgrundes und den Schleusen des Himmels, denen der Regen entströmte (Gen. 7, 11); die babylonische Sage erwähnt den Regen, das Gewitter, den Sturmwind, das Überfluthen der Kanäle; in einer hellenischen Sage heißt es: „Es ergoß sich plötzlich viel Gewässer aus der Erde, mächtiger Platzregen fiel, die Flüsse traten über ihre Ufer und hoch erhob sich das Meer, bis Alles unter Wasser stand und alle Menschen ertranken.“[1] Ähnlich andere. Unter der offenbar einzig richtigen Voraussetzung, daß das Gemeinsame in diesen verschiedenen Andeutungen der Wirklichkeit am nächsten kommt, wäre nun zu sehen, ob diese gemeinsamen Notizen vielleicht einen befriedigenden Aufschluß über den physikalischen Hergang der Fluth geben.

Das ist aber nicht der Weg, den Professor Sueß einschlägt. In den Vordergrund glaubt er vielmehr folgenden Satz stellen zu sollen: „Es muß nun schon vom Beginne festgehalten werden, daß an so großen Fluthen die atmosphärischen Niederschläge nur einen untergeordneten Theil haben können. Sie können ihrer ganzen Entstehungsweise nach ein gewisses Maß nicht überschreiten; sie bleiben in ihren heftigsten Formen räumlich beschränkt, und sie fließen ab, indem sie dem Gefälle der Thäler folgen. Außerordentlich viel gewaltiger sind die Fluthen, welche von Wirbelstürmen, und die ausgedehntesten sind jene, welche von Erdbeben verursacht werden.“[2] An der Wahrheit dieses Satzes läßt sich durchaus nicht zweifeln. Nichtsdestoweniger kann man fragen, ob derselbe als Axiom an die Spitze eines Versuches wie des vorliegenden gehöre. Um von der naheliegenden Möglichkeit eines unmittelbar göttlichen Eingreifens ganz zu schweigen, der Versuch ist in erster Linie ein exegetischer, d. h. Professor Sueß hat die vorliegenden Berichte auszulegen, nicht aber irgend eine beliebige Möglichkeit vorzuschlagen. Deßhalb handelt es sich vor Allem darum, dem Berichteten gerecht zu werden, und erst wenn sich das als total unmöglich, als widersinnig herausstellen würde, hätte er ein Recht, sich nach einem anderen Weg als den angedeuteten umzusehen. In unserem Falle führt das Sueß zur gänzlichen Vernachlässigung des Regens, dessen alle Traditionen erwähnen, ja so weit, daß er dieser Auffassung zulieb sogar in dem von ihm bevorzugten babylonischen Bericht die Regenprophezeiungen übersieht.

[1] Bei Lucian.

[2] Das Antlitz der Erde, S. 27.

Ein anderer Mißgriff der Sueß'schen Exegese besteht darin, daß er die Construction des physikalischen Vorganges *nach einem Berichte allein* unternimmt. Wenn wir hier auch von dem höheren als rein historischen Zeugniß der heiligen Schrift absehen, so fordert doch die gewöhnliche Einsicht, daß, im Falle mehrere und zwar verschiedene Berichte vorliegen, die Hauptzüge der Construction nach dem allen gemeinsamen Inhalt gemacht, nicht aber nach einem allein festgestellt werden. Die Bevorzugung eines einzelnen Berichtes wäre nur dann erlaubt, wenn derselbe mit unzweideutiger Echtheit auch zugleich alle nur wünschenswerthe Klarheit verbände. Keines von beiden trifft für die babylonische Sage zu.

Die *Echtheit oder Authenticität des babylonischen Berichtes* müßte sich äußerlich oder innerlich nachweisen lassen. Als äußerer Beweis kann in diesem Falle einzig *das Alter des Berichtes* angerufen werden.

Die neueren Ausgrabungen haben, wie früher auch in *dieser* Zeitschrift[1] berichtet wurde, zu Kujundschik in einem großen Trümmerhaufen von Thontafeln und Scherben die Reste einer ehemals königlichen Bibliothek zu Ninive, wahrscheinlich aus der Zeit Assurbanipals (670 v. Chr.), zu Tage gefördert. Es gelang, die Bruchstücke vieler Täfelchen zusammenzufinden, und so wurde ein einheitlicher Text gewonnen. Von besonderem Interesse war hier ein auf zwölf Tafeln geschriebenes und zwölf Gesänge umfassendes Epos, welches die Thaten eines mythischen Helden feiert. Der Name des darin besungenen Helden wird nach dem Werthe der akkadischen Zeichen Izdubar gelesen. Dieses nationale Epos hat sich in mehreren Copien erhalten, welche auf Befehl Assurbanipals von einem älteren, vielleicht zwei Jahrtausende vor Christus niedergesetzten Texte entnommen waren. Die heilige Schrift und die keilschriftlichen Angaben stellen übereinstimmend Sennaar als die Ansiedlung der ersten Noachiten fest; von hier aus ging die Zerstreuung und mit ihr das unmittelbare Andenken an die Sündfluth in alle Lande. Von hier zieht Assur aus, der Erbauer Ninive's, schon vor dem 16. Jahrhundert vor Christus (Gen. 10, 11); hier liegt Ur (wahrscheinlich die jetzige Ruinenstadt Mugheïr), von dem auf Gottes Befehl auch Thare, der Vater Abrahams, auswandert (Gen. 11, 31).

---

[1] Bd. VI. S. 117 ff.; Bd. X. S. 395 ff.; B. IV. S. 57 ff. Vgl. auch *Kaulen*, Assyrien und Babylonien. Zweite Auflage. Freiburg, Herder, 1882. S. 35 ff.

Hat nun die babylonische Fassung das innere Gepräge der Echtheit? In Betreff dieses Punktes ist Professor Sueß in einer enormen Täuschung befangen. Die Authenticität einer Urkunde steht durchaus nicht in Proportion zu den Detailangaben ihres Inhaltes; im Gegentheil, sind dieselben von denen anderer Berichte so abweichend wie in unserem Falle, so ist das ein untrügliches Zeichen späterer Ausbildung. Sehen wir uns deßhalb in Kürze die keilschriftliche Fassung des Sündfluthberichtes näher an[1].

In dem oben erwähnten National-Epos bildet derselbe den elften Gesang. Der Held Izdubar wandert zu seinem Ahnen Hasis-Adra, um dessen wunderbare Erlebnisse zu erfragen. Dieser ist aus der Sündfluth errettet und seitdem unsterblich an die Mündung der großen Flüsse versetzt. Nach der Erzählung Hasis-Adra's war der Hergang dieser. Die großen Götter hatten auf einer Versammlung in der Stadt Surripak die Sündfluth beschlossen. Der Gott Hea, welcher im Rathe zugegen war, theilte Hasis-Adra diesen Beschluß mit, und forderte ihn in Folge dessen auf, zur Rettung seines ganzen Anwesens ein großes Schiff zu bauen, indem er ihm zugleich genaue Vorschriften über die Größe und Bauart desselben machte. Dieser fürchtet den Spott seiner Landsleute, und es bedarf erneuerter Mahnungen, bis er den Bau unternimmt. Dann bringt Hasis-Adra in das Fahrzeug all' seine Habe, seine Verwandten und auch alles Wild, welches der Gott Hea ihm zuführt, schließt das Schiff und überantwortet es dem Steuermann Buzurkurgal. Jetzt bricht die Katastrophe los, deren Verheerung sechs Tage und sieben Nächte dauert. Alle nicht in dem Fahrzeug geborgenen Menschen gehen unter, und selbst den Göttern graut es ob der Wuth der Elemente. Den Hasis-Adra aber in seinem Schiffe trägt die Fluth umher, bis dasselbe an einem Berge im Lande Nizir aufsitzt. Als dann die Wasser sich allmählich verlaufen, läßt er eine Taube, eine Schwalbe und einen Raben heraus, und da letzterer nicht wiederkehrt, verläßt er selbst mit all' den Seinigen das Fahrzeug und opfert. Alle Götter finden sich ein; die Göttin Istar erhebt die großen Bogen, um diese Tage nicht zu vergessen; aber der Gott Bel zürnt, daß überhaupt Menschen dem Verderben entronnen sind. Indeß gelingt es dem Gotte Hea, sich zu rechtfertigen und den erzürnten Bel zu beruhigen. Das in Kürze die babylonische Sage.

[1] Vgl. den Text z. B. bei Kaulen, Assyrien und Babylonien, S. 155. Eine genaue Analyse nebst mehreren Stellen nach Haupt findet sich bei Sueß, a. a. O. S. 32.

Die merkwürdige Übereinstimmung ihrer Hauptzüge mit den Angaben der heiligen Schrift ist zu auffallend, als daß wir dabei länger zu verweilen brauchten. Aber auch das Gepräge, die Fassung, in der diese Züge hier auftreten, trägt so sehr den localen Charakter an sich, daß es nicht vieler Worte bedarf, um darauf hinzuweisen. Viel wichtiger ist aber die Bestimmung, ob Alles, was hier locale Färbung hat, als spätere Zuthat, als Trübung des ursprünglichen Berichtes zurückzuweisen sei. Hierfür ist zu bemerken: Es gibt ohne Zweifel in dem Drama der Sündfluth eine Reihe von Momenten, welche auch für eine bescheidene Beobachtung ganz bestimmte Angaben zuließen. Dahin gehören Personen- und Ortsnamen, Bau und Maß des Fahrzeuges, Verwendung von Erdpech, die Erwähnung von Regen, Sturm u. s. w. Dagegen läßt die Verflechtung aller nationalen Götter in das Ereigniß und, wenn die Auslegung von Sueß richtig ist, auch manche Angabe über die Naturereignisse selbst die spätere Anpassung an gewohnte Vorstellungen und Erlebnisse nicht verkennen. Betrachten wir diese Angaben näher [1].

Den Werth, welchen Sueß dem Namen des Ausgangspunktes der Fluth in der Izdubar-Sage beilegt, gibt es keinen Grund zu beanstanden. Eine Stadt Surripak wird als der Ort genannt, wo die versammelten Götter die Fluth planten (Col. I. 11). „Mann von Surripak", so wird Hasis-Adra von dem Gotte Hea angeredet, als er ihn auffordert, ein Schiff zu bauen. Heute wird diese Stadt an den untern Lauf des Euphrat verlegt; vielleicht lag sie zugleich nahe am persischen Golf, der sich früher bedeutend weiter landeinwärts zog. Ob man auf diese Angaben hin Surripak auch als den Wohnort Hasis-Adra's und Stapelplatz des Schiffes ansehen kann, muß Jedem überlassen bleiben. Auffallend ist unter dieser Voraussetzung nur, wie der Gerettete dann später (Col. IV. 30) sagte: „Da nahmen sie mich und in die Ferne, an die Mündung der Ströme, versetzten sie mich." So würde Jemand nicht leicht von einem früheren langjährigen Wohnort reden. Die heilige Schrift gibt uns keine derartige Auskunft. Nur aus einer Andeutung ist vielleicht eine annähernde Ortsbestimmung möglich. Gerade

[1] Der Name des Helden Hasis-Adra oder Adra-Hasis ist nach gütiger Mittheilung des P. Straßmaier aus den Zeichen gelesen worden wegen des Namens Xisuthros, wie Berosus diesen Helden der chaldäischen Sage nennt. Es seien auch noch verschiedene andere Lesungen möglich; ob aber diese Namen irgendwie lautlich mit dem Namen Noe der heiligen Schrift in Zusammenhang ständen, darüber lasse sich bis jetzt nichts entscheiden, da noch keine anderen Varianten vorlägen.

wie im chaldäischen Bericht (Col. II. 10, 11), so wird auch in der heiligen Schrift (Gen. 6, 14) das Verkitten mit Erdpech vorgeschrieben. Es muß also offenbar Pech vorhanden gewesen sein; und da die ganze Euphrat-Niederung reich an Quellen von Erdpech ist, welches von Alters her analog verwendet wird, so scheint es durchaus nicht unzulässig, auch den Bau- und Stapelplatz der Arche hierhin zu verlegen. Noch in einem anderen Punkte glaubt Sueß den Beweis für die Richtigkeit seiner Ortsbestimmung zu finden. Als Hasis-Adra von dem Gotte Hea den Plan und Auftrag des Schiffsbaues vernommen hatte, sprach er: „Wenn ich thue, wie du geboten, verlachen mich Hoch und Niedrig.“ [1] Sueß schließt aus dieser Furcht vor dem Spott der Leute, die Bevölkerung von Surripak müsse also im Schiffsbau wohl erfahren gewesen sein, und Surripak, eine Hafenstadt am Euphrat, sei somit die Baustelle des Schiffes. Vorausgesetzt, die Leute hätten nur die Größe und ungewohnte Bauart des Schiffes verlacht, so war das am ganzen Laufe des Euphrat möglich; denn nach allem, was über die Fahrzeuge der alten Assyrer und Babylonier bekannt ist, mußte ein solches Schiff überall auffallen. Es will uns aber scheinen, daß gerade diese Auffälligkeit des Schiffes die Landsleute des Hasis-Adra veranlassen mußte, sich nach dem Zwecke desselben zu erkundigen, und daß dann weit eher die Androhung mit der großen Fluth ihren Spott wachrief. Diesen mehr psychologischen Zusammenhang finden wir auch in anderen Traditionen wieder.

Läßt die heilige Schrift eine Fixirung des Stapelplatzes der Arche im Sinne des babylonischen Berichtes zu, so stimmt sie aber nicht überein in der Angabe des Landungsplatzes. Die heilige Schrift erwähnt als diesen ausdrücklich das armenische Bergland, die Berge Ararat (Gen. 8, 4), jener aber „einen Berg in der Gegend von Nizir“. Zwar ist die Angabe in der Genesis nicht der Art, daß wir nothwendig gerade auf den großen Ararat hingewiesen würden; jedenfalls sollte aber damit eine andere Gegend bezeichnet werden, als die, welche man heute als Gegend von Nizir deutet. Diese Gegend sucht man jetzt östlich vom Tigris, jenseits vom untern Zab. Cernik bestimmt sie als „das Land, welches durch die Höhenzüge des Karatschok Dagh, Baruwan Dagh und weiter gegen Süden durch den nördlichen Theil des Djebel Hamrim von der Ebene des Tigris abgetrennt ist“ [2]. Es ist also eine Landschaft auf

[1] Freundlicher Mittheilung des P. Straßmaier zufolge ist diese Stelle des Textes beschädigt und so, wie sie jetzt lautet, aus dem Koran ergänzt.

[2] Bei Sueß a. a. O. S. 50.

dem linken Ufer des Tigris, halbwegs zwiſchen Ninive und Babylon und ſomit völlig im Geſichtskreis der Tradition. Dieſe Ortsbeſtimmung ſpricht im Verein mit vielen anderen Einzelheiten für die ſpätere Einengung des großen Ereigniſſes auf den heimathlichen Boden.

Zu den untrüglichſten Zeugniſſen für dieſe Localiſation gehört in erſter Linie die Verflechtung der aſſyriſch-babyloniſchen Götter in den Gang des Strafgerichtes. Inwieweit es ſich dabei bloß, wie Sueß meint, um „weitgehende Perſonificirung aller Naturkräfte“ handelt, darüber ſpäter. Achten wir hier zunächſt auf die erwähnten Götter ſelbſt. Nach der Erzählung des Haſis-Adra beſchließen die in Surripak verſammelten Götter die Fluth. Da ſind die großen Götter: „ihr Vater Anu“ (der König der großen Geiſter Himmels und der Erde, Herr aller Lande), da „ihr Berather, der ſtreitbare Bel“ (der Vater der Götter, der ihre Verſammlungen ladet und das Schickſal beſtimmt), „ihr Thronhalter Adar, ihr Fürſt Ennugi“ und „der Herr unerforſchlicher Weisheit, der Gott Hea“ (der Führer, König des Chaos und ſeiner Abgründe, der Spender aller Gaben Himmels und der Erde, der Regierer). Dieſer Gott Hea kündet dem Haſis-Adra die Fluth an und befiehlt den Bau des Schiffes; dann bringt Samas (der Sonnengott, der Richter der höheren Welten und der Menſchen) die Zeit, die beſtimmte. Das ſind die ſog. „großen Götter“, wie ſie in allen aſſyriſch-babyloniſchen Staatsurkunden der Reihe nach angerufen werden[1]. Nun kommen für die Ausführung die kleineren Götter. Wörtlich heißt der Text (Col. II. 40—50):

„Da erhob ſich Mu-ſeri-ina-namari
Vom Grunde des Himmels, ſchwarzes Gewölk,
In deſſen Mitte Ramman ſeinen Donner krachen ließ,
Während Nebo und Sarru aufeinander losgehen,
Die Thronträger über Berg und Land ſchreiten.
Die Wirbelwinde entfeſſelt der gewaltige Peſtgott,
Adar läßt unaufhörlich die Kanäle überſtrömen,
Die Anunnaki bringen Fluthen herauf.
Die Erde machen ſie erzittern durch ihre Macht,
Rammans Wogenſchwall ſteigt bis zum Himmel empor.“[2]

---

[1] Vgl. P. Strassmaier, Some notes on the Assyrian and Babylonian Gods. Month, June 1879, p. 363. Die in Klammern beigefügten Attribute dieſer „großen Götter“ ſind nach P. Straßmaiers Angabe (l. c. p. 366) von einer Urkunde Salmanaſſar' II. um 865—835 v. Chr.

[2] So bei Sueß a. a. O. S. 40, nach einer Recenſion von Haupt.

Diese Anlehnung des großen Ereignisses an die Mythologie muß, so scheint es, als ein unzweideutiges Merkmal späterer Anpassung und Ausgestaltung dessen gelten, was dieser Verflechtung als geschichtlicher Kern zu Grunde liegt, nämlich der Überzeugung, daß die Fluth als Strafgericht von Gott verhängt sei. Nach dem, was P. Straßmaier über die Götterverehrung der Assyrer und Babylonier in kurzen Zügen mittheilt, kann das gar nicht überraschen. Die Anerkennung, daß alle menschlichen Geschicke von den Göttern geleitet werden, spricht sich in all den erhaltenen Resten so klar aus, daß wir uns wundern müßten, wenn es in der Tradition dieses Strafgerichtes nicht im höchsten Maße zum Ausdruck gekommen wäre, nachdem doch einmal der Glaube an Einen Gott verloren war. Noch heller tritt dieses hervor, wenn wir die Entstehung dieses ganzen Göttercultus erwägen. „Ursprünglich waren die meisten dieser Gestalten bloße Localgottheiten der bedeutenderen Städte. Anu wurde besonders zu Uruch oder Erech . . . verehrt; Bels Cultus stammte aus Nipur, Hea war Localgott von Eritu. Der Dienst des Samas stammte aus Larsa.“ [1] Ja P. Straßmaier schreibt sogar: „Es ist wahrscheinlich, daß zur Zeit des alten babylonischen Reiches (2000 v. Chr.) jede Stadt, um das Geringste zu sagen, einen eigenen Tempel und eigene religiöse Gebräuche hatte.“ [2] Aus diesen verschiedenen „religiösen Anschauungsweisen entwickelte sich die babylonische Staatsreligion, welche um 1500 vor Christus fertig ausgebildet war“ [3]. Hiermit ist aber nicht nur die Anpassung der Überlieferung an babylonische Verhältnisse zunächst für die Mythologie dargethan, sondern, was vorzugsweise zu beachten, auch die jetzige Fassung des Izdubar-Epos stellt sich bedeutend jünger und kann keinesfalls älter als der mosaische Bericht aufgefaßt werden. Es ist wohl kaum nöthig, darauf hinzuweisen, daß schon in der polytheistischen Fassung allein die beste Bürgschaft für die spätere Umgestaltung der Überlieferung liegt. Was die Offenbarung längst lehrte, nämlich, daß der Göttercult ein Abfall von der Verehrung des einen wahren Gottes sei, das hat auch in unseren Tagen die unverdächtigste religionsvergleichende Wissenschaft anerkennen müssen.

Bevor wir nun die Auslegung obiger zehn Verse, wie Professor Sueß sie unternimmt, erörtern, bleibt uns noch eine Frage zu erledigen: Inwieweit liegt der mythologischen Fassung, in der das Izdubar-Epos

[1] Kaulen, a. a. O. S. 180.
[2] Month, l. c. p. 372.
[3] Kaulen, a. a. O. S. 180.

auch gerade an diesen Stellen auftritt, „eine Personificirung der Naturkräfte“ zu Grunde? Daß es sich lediglich um eine solche handle, darüber ist Sueß nicht im Geringsten zweifelhaft. Und dennoch ist eben das ohne allen Zweifel abzuweisen. Zunächst ist zu bemerken, es handelt sich hier um ein Doppeltes, um eine Personification und dann speciell um eine Vergöttlichung, ein Unterschied, den Max Müller mit Recht hervorhebt. Die Personification ist nach ihm der Ausfluß einer noch beschränkten Auffassung; die Vergöttlichung aber hat ihren Grund in der Tiefe des Gottesbewußtseins[1]. Es ist ja schnell gesagt: Ramman oder Bin donnert, heißt für uns so viel, als: es donnert; Samas brachte die Zeit, bedeutet: die Zeit kam heran. Das ist selbstverständlich. Nur fragt es sich, sollte damit nichts Anderes gesagt sein? Und darauf antwortet die Geschichte mit aller Bestimmtheit: dieser „Personification der Naturkräfte“ liegt das Bewußtsein zu Grunde, daß dieselben unter göttlicher Leitung und Regierung stehen, und so mußte naturgemäß mit dem Verfall des Monotheismus der göttliche Charakter von dem Lenker aller dieser Kräfte, je nach deren Werth, auf diese selbst entfallen. Demnach treffen wir ganz gewiß nicht den Sinn, welchen z. B. diese Worte „Ramman ließ seinen Donner erkrachen“ haben sollten, wenn wir uns das Donnern einfachhin und losgetrennt von allem göttlichen Einfluß vorstellen. Die Alten pflegten in ihrer Sprachweise diese Unterordnung der Naturkräfte unter Gott stärker zu betonen, als wir. Daß sich daran leicht irrige Anschauungen über die Unmittelbarkeit göttlichen Wirkens knüpfen konnten, bezw. bei den unvollkommenen physikalischen Kenntnissen auch mußten, ist klar. Es darf das aber nicht abhalten, in einem Ereigniß, wie dem vorliegenden, den göttlichen Einfluß anzuerkennen, den diese alten Völker in ihrer Überlieferung zum Ausdruck bringen wollten. Diese Bemerkung ist um so wichtiger, als es nicht bloß bei der Personificirung im Allgemeinen bleibt, sondern auch eine „Stimme“ redend eingeführt wird. Sueß hatte schon die Ankündigung der Fluth durch den Gott Hea und dessen Auftrag, ein Schiff zu bauen, aller „Personificirung“ entkleidet. Diese Warnungen des Meergottes, meint er, „können nur kleinere, wahrscheinlich seismisch erregte Fluthen gewesen sein, ein sich wiederholendes Hinausspülen des Meeres über seine Ufer, welches zugleich den Euphrat staute und in der nicht weit vom Meere gelegenen Stadt

[1] Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion. 2. Aufl. Straßburg 1881. S. 216. 316.

Surripak Furcht erweckte und dieſe Vorſichtsmaßregeln veranlaßte.“ [1] Handelte es ſich in dem Auftrage Hea's nur allgemein um eine Warnung, dann könnte man gegen derartige „ſeismiſch erregte Fluthen“ nichts haben und den Schiffsbau vielleicht noch als „Vorſichtsmaßregel“ gelten laſſen. Wenn aber die Conſtruction des Schiffes genau vorgeſchrieben wird und dasſelbe entgegen der Sitte des Landes ausfallen ſoll, wenn Haſis-Adra in demſelben nicht bloß ſeine Familie und Habe, ſondern auch „des Feldes Vieh und des Gefildes Wild“ bergen ſoll, ſo geht das doch Alles weit über den Rahmen einer Warnung durch „erregte Fluthen“ hinaus. Ferner heißt es unmittelbar vor der Kataſtrophe zweimal (Col. II. 31. 34): „Da ſprach eine Stimme: Am Abend werden die Himmel Verderben regnen.“ Profeſſor Sueß findet es auffallend, „daß die ſonſt ſo allgemeine Perſonificirung der Naturkräfte hier nicht durchgeführt, ſondern eine Stimme als redend eingeführt iſt, als würde es ſich um eine ganz ungewohnte Erſcheinung, vielleicht um ein ſeismiſches Dröhnen, einen Rombo handeln.“ [2] Mag das betreffende Wort, welches die Keilſchriftforſcher hier mit „Stimme“ wiedergeben, nur an dieſen beiden Stellen vorkommen, jedenfalls kann das kein Grund ſein, da, wo von Sprechen die Rede iſt und die geſprochenen Worte berichtet werden, in dieſer Rede das Dröhnen eines Rombo zu vermuthen oder gar mit Sicherheit hinzuſtellen.

Wie ſchon bemerkt, geht Sueß an die Auslegung jener Verſe, welche die Kataſtrophe ſelbſt beſchreiben, mit der feſten Überzeugung, „daß atmoſphäriſche Niederſchläge nur einen untergeordneten Theil daran haben können“, daß dagegen das ganze Ereigniß auf Fluthen, welche von Wirbelſtürmen und Erdbeben verurſacht werden, zurückzuführen ſei. Hiernach richtet ſich die ganze Behandlung und Auslegung. Gleich in den erſten der oben mitgetheilten Zeilen findet Profeſſor Sueß folgenden phyſiſchen Vorgang gezeichnet: Auf ſchweres Gewölk iſt Gewitter gefolgt, dann Wirbelwind, und die „Thronträger“, welche über Berg und Land ſchreiten, ſind gewaltige Sand- und Staubſäulen. Dieſe Erklärung iſt ihm nach den meteorologiſchen Verhältniſſen Unter-Meſopotamiens ſelbſtverſtändlich. „So ſelten,“ ſchreibt Schäfli von dieſer Gegend, „eigentliche Stürme ſind, um ſo häufiger erſcheinen Wirbelwinde. Der Form nach die überraſchendſte Ähnlichkeit mit einer Waſſerhoſe darbietend und nur ſcheinbar in der weißlichen Färbung von ihr unterſchieden, ſchwebt

[1] A. a. O. S. 40. [2] A. a. O. S. 40.

die Colonne aufgewirbelten Sandes und Staubes majestätisch und leicht durch die Wüste einher, sich mit ihrem oberen Theil in den blauen, wolkenlosen Äther verlierend." [1] Auch Layard erwähnt wüthender Orkane, die oft mit furchtbarem Gewitter verbunden im Sommer über die Ebene fahren. Aus heiterer Luft brechen sie mit einem Male hervor und wenige Minuten nach ihrem Vorüberbrausen lassen sie wolkenlosen Himmel und vollkommene Stille der Luft zurück. So lange ihr Brausen anhält, vermag nichts ihrer Wuth zu widerstehen, und unermeßliche Wolken von Staub und Sand bezeichnen ihren Weg [2]. Nach Schäfli erheben sich diese Winde (Cham oder Samum) aus West oder Süd-West und wehen stets in der durch bewölkten Himmel charakterisirten und „Bughra" genannten Periode des Sommers, d. h. Ende Juli bis Anfang August [3]. Wenn die Deutung der „Thronträger", die Sueß hier ohne allen sprachlichen Rückhalt unternimmt, richtig ist, so fehlt, wie man sieht, an der Anpassung auf das untere Mesopotamien nichts; und man kann sich da des Gedankens nicht erwehren, die gewohnten Schreckensscenen seien später zur Ausstattung jener schrecklichen Fluth verwandt worden, welche die Götter einstens beschlossen hatten.

Nun aber die Fluth selbst. Früher war schon zweimal gedroht worden: „Am Abend werden die Himmel Verderben regnen." Damit ist allerdings nicht gesagt, daß die ganze Wassermenge als Regen gefallen sei, einen großen Antheil desselben an der Fluth dürfen wir aber nicht verkennen. Hier bei Beschreibung der Katastrophe „läßt Adar unaufhörlich die Kanäle überströmen". Diese Kanäle verrathen wiederum deutlich den Anschluß der Tradition an die späteren Verhältnisse des Landes. Niemand wird behaupten wollen, das Netzwerk von Kanälen, welches in der Blüthezeit Babylons und noch zur Zeit des Herodot bestand, sei auch schon vor der Sündfluth vorhanden gewesen. Dem späteren Bewohner gehörten aber die Kanäle zum Wesen seines Landes, dessen Reichthum wesentlich an diese gebunden war. Noch jetzt kann man kaum eine Tagreise auf diesem Culturboden machen, ohne 30—40 größere oder kleinere ehemalige Kanäle zu passiren. — Die überströmenden Wasser stammen aus der Tiefe; denn es heißt: „die Anunaki bringen Fluthen herauf, die Erde machen sie erzittern durch ihre Macht". „Dieses Hervortreten großer Wassermengen aus der Tiefe," sagt Sueß, „ist aber ein Phänomen, welches

[1] Bei Sueß, a. a. O. S. 41.
[2] Kaulen, a. a. O. S. 12.
[3] Hann, Klimatologie, S. 442.

in bezeichnender Weise die Erderschütterungen in den Alluvialgebieten großer Flüsse begleitet. Es breitet sich in diesen großen Flächen zu beiden Seiten des Stromes weithin das Grundwasser in den jungen Ablagerungen aus, und seine obere Grenze steigt allmählich gegen rechts und gegen links mit der Entfernung vom Strome mehr und mehr über den Stand des Mittelwassers. Was unter dieser Grenze liegt, ist durchfeuchtet und beweglich; der Boden über derselben ist trocken und brüchig. Treten nun seismische Undulationen in ein solches Gebiet ein, so bricht der spröde obere Boden in langen Spalten auf, und aus den Brüchen tritt gewaltsam bald in großen Massen, bald in vereinzelten, selbst mehrere Meter hohen Strahlen das Grundwasser rein oder als schlammige Masse hervor."[1] Sueß erinnert dann an verschiedene kleinere und größere Erdbeben der unteren Donau, des Mississippi, am Südrande des Baikal-Sees und schließt: „Das sind die Fluthen, welche die Annaki heraufbringen, die aufgebrochenen Brunnen der Tiefe, welche die Genesis anführt, für den Geologen meines Erachtens der Beweis, daß es sich hier um eine seismische Erschütterung in einem breiten Flußthale handelt."[2] Ist diese Auslegung richtig, haben wir unter den Brunnen der Tiefe nach der Auffassung der heiligen Schrift nicht vielmehr die Abgründe des Meeres zu verstehen, so liegt hier abermals eine Anpassung an locale Verhältnisse vor, wie sie sich nur in der Euphrat-Niederung verwirklicht finden. Je günstigere Vorbedingungen aber Sueß für seismische Fluthen in diesen Gegenden findet, um so auffallender muß es sein, daß sich dieselben seither nicht wiederholt haben. Welch ein starkes Gewicht das aber gegen obige Erklärung bietet, brauchen wir nicht erst darzulegen. Ob Professor Sueß wirklich selbst glaubt, diesem Einwand entgehen zu können mit dem Hinweis, daß, wäre ein solches Ereigniß öfter eingetreten, so hätte das erste nie den unauslöschbaren Eindruck hinterlassen können?[3]

Doch schon die Deutung, welche Sueß an die Stelle knüpft: „Rammans Wogenschwall steigt bis zum Himmel empor", sorgt dafür, daß wir nicht hoffen dürfen, in jenen nothwendigen Vorbedingungen etwa ein Siegel für die Wahrheit zu besitzen. „In den ersten Worten," sagt er, „in welchen die Fluth erwähnt wird, steigt sie schon zum Himmel, und nicht Hea, der Meeresgott, welcher vielmehr der wohlwollende Warner gewesen ist, sondern Ramman, der Wettergott, wird genannt. Das sind

[1] A. a. O. S. 43. [2] A. a. O. S. 44. [3] A. a. O. S. 74.

wohl nicht nur ſturmgepeitſchte Wogen einer ſeismiſch erregten Überfluthung.“ [1] Er erinnert dann an die plötzlichen und furchtbaren Überſchwemmungen, welche durch Cyklonen herbeigeführt werden, und zieht folgendes Facit aus ſeinen vergleichenden Beobachtungen: „Die verheerendſte Naturerſcheinung der Gegenwart, die von einer Erſchütterung der Erde begleitete Cyklone, iſt zugleich jene, welche der Darſtellung Haſis-Abra's von dem größten Naturereigniß des Alterthums am genaueſten entſpricht.“ [2] Wenn es ſich bei der Erklärung des phyſikaliſchen Charakters der Sündfluth bloß um „die verheerendſte Naturerſcheinung der Gegenwart“ handelt, dann iſt es doch die geringſte Anforderung, dieſelbe nun auch an Ort und Stelle anzubringen. Das möchte aber Herrn Sueß aus mehr als einem Grunde ſchwer werden. Obwohl nämlich die Verheerung durch Cyklonen geradezu entſetzlich iſt und Hann Sturmwellen von 12 Meter Höhe angibt, ſo läßt derſelbe Meteorologe doch klar durchblicken, daß ſeine Wiſſenſchaft dieſelben nicht an beliebige Stellen der Erde zu verlegen erlaubt. Die ſo gefürchteten Cyklonen der Gangesmündungen ſind weſentlich an den Monſunwechſel gebunden, entſtehen in dieſer Geſtalt nur in der Bai von Bengalen und verlieren ſich, wenn ſie das Feſtland erreicht haben [3]. Wohl kennt man noch weſtindiſche Cyklonen; die Taifune der chineſiſchen und japaneſiſchen Gewäſſer, wie auch die verheerenden Wirbelſtürme der Philippinen haben im Allgemeinen denſelben Charakter. Von der Euphrat-Niederung aber iſt hiſtoriſch auch nicht eine Cyklone nachweisbar, überhaupt an gewaltigen Stürmen nichts bekannt als jene Wirbelſtürme aus der arabiſchen Wüſte. Selbſt Sueß muß geſtehen: „Und die Euphrat-Niederung, obwohl häufig noch von Erdbeben heimgeſucht, iſt in den letzten Jahrtauſenden in der That der Schauplatz ſolcher Überfluthungen nicht wieder geweſen“; ein Geſtändniß, das die mühſam conſtruirte Cyklonentheorie gerade ſo hinfällig macht, wie das ſeismiſche Überſtrömen des Grundwaſſers. Keines von beiden hat ſich nachweislich in Unterme ſopotamien jemals ereignet. Hier möchten wir aber noch auf einen weiteren Umſtand aufmerkſam machen, der auf Grund der Sueß'ſchen Auslegung unmittelbar für eine Verflechtung der Landesplage in die überlieferten Schreckniſſe ſpricht. Die Cyklone mußte nach Sueß vom perſiſchen Golf, alſo vom Süden aus, in das Land eindringen, wie auch jetzt noch der Süd- und Südoſt-Wind in dem Mündungsgebiet des Euphrat wegen ſeiner Feuchtigkeit die größte Geißel des Landes

[1] A. a. O. S. 45. [2] A. a. O. S. 47.

[3] Hann, Handbuch der Klimatologie, S. 306.

ist[1]. Jener Wüstenwind dagegen, den Sueß in den Sand- und Staubwirbeln angedeutet findet, ist wesentlich ein West- oder Südwest-Wind. Dieses Widerspiel der Winde erklärt sich aber keineswegs durch den rotatorischen Charakter der Cyklonen. Denn wenn es dieselbe Cyklone war, die zuerst aus West und Südwest und später aus Süd und Südost wüthete, dann mußte sie auch schon als Weststurm die Fluthwellen mitbringen.

Nach alledem haben wir Veranlassung genug, selbst an der Möglichkeit einer Überfluthung nach dem Plane des Professor Sueß für die Euphrat-Niederung ernstlich zu zweifeln. Die Findigkeit des berühmten Geologen ist nach der einen Seite so geschickt und glücklich, daß an den „nothwendigen Vorbedingungen" für seismische Fluthen und Cyklonen absolut nichts fehlt, nach der anderen Seite dagegen von den Thatsachen so wenig begünstigt, daß es trotz dieser „nothwendigen Vorbedingungen" historisch nie weder zu einer seismischen Fluth, noch zu einer Cyklone hat kommen wollen. Von derartig erprobten Vorbedingungen auf den möglichen physikalischen Charakter der Sündfluth zu schließen — ob und inwieweit das zulässig, das können wir ruhig den Grundsätzen der exacten Wissenschaft überlassen. Jedenfalls hätte Professor Sueß zur Begründung dieses physischen Vorganges der Sündfluth keines Textes bedurft. Was er aus dem keilschriftlichen Text herausgelesen, ist nicht viel: es gipfelt in der Localisation des Ereignisses und trägt darin den Stempel der Unechtheit. Was er in denselben hineingelesen hat, ist seine ganze Theorie, welche auf die Sündfluth-Tradition jedes anderen Volkes, die heilige Schrift nicht ausgenommen, gerade so gut gepaßt hätte.

Sehen wir aber nicht auf die Möglichkeit, blicken wir auf die historisch bezeugte Thatsache selbst hin, dann müssen wir sagen: Nein, die Sündfluth muß einen anderen physikalischen Charakter gehabt haben. Denn ein Ereigniß, welches die Menschheit in den Tagen des Verfalles und der geistigen Rohheit getroffen und dessen Schrecken sich dennoch von den Überlebenden auf alle ihre Nachkommen als lebendige Erinnerungen an ein Strafgericht fortpflanzten, ein solches Ereigniß kann unmöglich späterhin von anderen gleicher Art übertroffen oder auch selbst nur eingeholt worden sein. Die Streitfrage von der Größe oder Allgemeinheit der Fluth kann hierbei ganz unberücksichtigt bleiben. Nur das Eine ist sicher. Je engere Grenzen man der Sündfluth zieht, je

[1] Hann, a. a. O. S. 442.

geringer man dieſelbe in ihrer phyſikaliſchen Bedeutung anſchlägt, um ſo ſchwieriger wird es, die Allgemeinheit der Tradition zu erklären. Eine Cyklone, wie die des Gangesdelta im October 1876, welche 215 000 Menſchen das Leben koſtete, iſt allerdings von den traurigſten Folgen für die Bevölkerung jener Gegend, und gewiß würde der traurige Eindruck ſich lange erhalten, wenn er nicht von anderen derſelben Art überboten würde; aber zum Ausgangspunkt einer Sündfluth-Tradition, ſo wie ſie thatſächlich beſteht, würde ſelbſt einer ſolchen Kataſtrophe gar Manches fehlen.

Und das bewährt ſich auch für die Zeitdauer, welche nach der Izdubar-Sage der Fluth zugeſchrieben wird. „Sechs Tage und ſieben Nächte behält Wind, Sintfluth und Sturm die Oberhand, beim Anbruche des ſiebenten Tages ließ der Sturm nach, die Sintfluth, die einen Kampf geführt wie ein gewaltiges Kriegsheer, beruhigte ſich; das Meer nahm ab und Sturm und Sintfluth hörten auf“ (Col. III. 19—24). „Die Zeit von ſechs Tagen und ſieben Nächten,“ meint Sueß, „iſt weit kürzer als die bibliſchen Zeitangaben und nähert ſich mehr den ähnlichen Erfahrungen der Gegenwart.“ [1] Ganz gewiß. Aber alle dieſe Factoren, welche das Ereigniß unſeren Geologen mundgerechter machen, hüllen den Urſprung der Völkertradition in deſto tieferes Dunkel. Was muß da weichen, dieſe Thatſache oder jene willkürlichen Annahmen? Darüber kann kein Zweifel beſtehen, und das um ſo weniger, je mehr aus dem ganzen Verſuch des Herrn Sueß hervorgeht, wo eigentlich ſeine Schwierigkeiten liegen. Es iſt durchaus nicht der phyſikaliſche Charakter der Sündfluth, welcher die Verlegenheit bereitet, wohl aber der ethiſche, deſſen Spuren hie und da wie von ſelbſt auftauchen. Wenn wir in einem Geſammtüberblick alle die einzelnen Conſtructionen zuſammenfaſſen, ſo ſtellt ſich uns das Ganze dar als ein Bemühen, nicht bloß jedes übernatürliche Eingreifen bei der Sündfluth von vornherein zu bannen, ſondern auch ſelbſt jedes außerordentliche Element nach Kräften auszuſchließen. Einem Naturereigniß gewöhnlicher Art gegenüber iſt ein ſolches Beſtreben ja lobenswerth; handelt es ſich aber um ein Ereigniß, das in der ganzen Tradition als außerordentliches daſteht, dann iſt ein ſolches Verfahren nicht bloß unvorſichtig, es verſtößt gegen die Grundregeln jeder Auslegung. Ja wir müſſen mehr ſagen. Dieſe Scheu vor dem Außerordentlichen beherrſcht nicht nur den Sueß'ſchen Verſuch, ſie iſt auch deſſen

[1] A. a. O. S. 48.

einzige Triebfeder. Denn wir möchten doch den Geologen unserer Tage sehen, der es im Interesse seiner Wissenschaft, der Geologie, fände, einen solchen exegetischen Versuch anzutreten, wie es hier geschehen ist. Die Voreingenommenheit mußte den Versuch auch scheitern machen. In beliebiger Anlehnung an einen vielbeutigen Text hat Prof. Sueß einen physikalischen Verlauf der Sündfluth construirt, der durch locale Abschwächung an Verständniß gewinnen soll, dafür aber der weltgeschichtlichen Bedeutung dieses Ereignisses nicht mehr entsprechen kann. Für den Einwurf, der chaldäische Bericht leide offenbar an localer babylonischer Färbung, hat Sueß nur den Vorwurf „binnenländischer Auffassung", welche in dem Regen die Hauptquelle des Überfluthens zu sehen geneigt sei [1]. Ob Herr Sueß für sich vielleicht den Vorzug küstenländischer Auffassung in Anspruch nehmen will, das müssen wir ihm überlassen; den Sinn zum Erfassen einer weltgeschichtlichen Thatsache hat er hier gewiß nicht bekundet.

Dieser Mangel tritt schließlich auch noch klar zu Tage beim Vergleich der Berichte anderer Traditionen. Sueß untersucht ägyptische, hellenisch-syrische, indische und chinesische Überlieferungen auf ihre locale Färbung und entscheidet darnach, ob sie auf dasselbe Ereigniß gehen wie die Izdubar-Sage oder aber auf andere. Ein geringeres Maß historischen Sinnes läßt sich doch kaum aufweisen. Daß aus all den Varianten heraus der Hauptgegenstand einmüthigster Überlieferung für eine einzige Fluth spreche, das entgeht Herrn Sueß völlig.

Wie es durchaus nicht Absicht des Vorstehenden war, dem Versuche von Sueß einen anderen entgegenzustellen, so liegt demselben auch keineswegs die Ansicht zu Grunde, es müsse jeder natürliche, physikalische Vorgang bei der Sündfluth geläugnet werden. Einen solchen aber positiv darzulegen, dazu fehlen in der heiligen Schrift sowohl als auch in den anderen Überlieferungen die nöthigen Anhaltspunkte; und es war speciell Zweck der vorstehenden Seiten, nachzuweisen, daß die Sueß'sche Auffassung in keiner Weise durch den chaldäischen Bericht gestützt sei.

Wir würden es bedauern, wenn die exacten Wissenschaften in ihren hervorragenden Vertretern, anstatt der Wahrheit, so offen vorgefaßten Meinungen dienen sollten, wie das hier in dem besprochenen Falle geschehen ist.

Hermann Jürgens S. J.

[1] A. a. O. S. 53.

Das Kunſtwerk der Zukunft und ſein Meiſter.

(Fortſetzung.)

4. Die Vollendung.

Was mächtig der Furcht
mein Muth mir erfand,
wenn ſiegend es lebt —
leg' es den Sinn dir dar!
(Wotan im „Rheingold".)

Anfangs Mai 1864 traf den Meiſter nach langem Suchen in Stuttgart ein Abgeſandter des jugendlichen Königs von Bayern, um ihn nach München einzuladen. Wagner ſelbſt ſchrieb nachher über dieſes Ereigniß: „Das Undenklichſte und doch einzig mir Nöthige iſt volle Wahrheit geworden. Im Jahre der erſten Aufführung meines Tannhäuſers gebar mir eine Königin den Genius meines Lebens, der, einſt in tiefſter Noth, mich in das höchſte Glück bringen ſollte. Er iſt mir vom Himmel geſendet, durch ihn bin ich und verſtehe ich mich." Wir ſehen, die Erhitzungen des Jahres 1848 hatten dem Dichter-Componiſten nicht alles monarchiſche Verſtändniß geraubt. Wagner wußte ſeine Sterne ſtets hoch zu deuten. Nicht minder ſeine Jünger. Selbſtverſtändlich behauptet dabei Herr Glaſenapp die erſte Stelle. Er leitet den Bericht über Wagners Berufung nach München mit einem animoſen breiten Vorſpiele ein, in welchem „Ultramontanismus und Philiſterthum der Iſarſtadt" eine Art von Orgelpunkt bilden. Im „Schimpflexikon" würde ſich die Sache recht hübſch ausnehmen und ſieghaft gegen manches Andere ſtehen. Es liegt fern von unſerer Aufgabe, die Geſchichte der Berufung Wagners nach der Hauptſtadt Bayerns zu erörtern. Daß in dem Widerſpruche, welchen die Thatſache hervorrief, Klugheit und Mäßigung allein das Wort geführt haben, wollen wir gewiß nicht behaupten. Wer aber objectiv urtheilen kann und will, wird ſchließlich doch wohl zugeben müſſen, daß es nicht bloß muſikaliſche Fragen waren, welche der Meiſter damals aufgriff. Die „tiefſinnige" Abhandlung: „Über Staat und Religion"[1], „mit ihrer geiſtvollen Anwendung der dem Künſtler völlig zu

[1] Geſammelte Werke. 8. Band.

eigen gewordenen Schopenhauer'ſchen Philoſophie auf die genannten Begriffe" (Glaſenapp, II. S. 123) beweist es zur Genüge[1]. Wenn dann verſtändige Männer in Bayern von der nachfolgenden literariſchen Leiſtung des Zukunftsmuſikers[2], die wir ſchon früher genannt haben, ſich ihre eigenen Gedanken machten, ſo ſind ſelbſt die Citate des Herrn Glaſenapp allein ſchon genügend, um dieſes zu rechtfertigen[3]. Nehmen wir dazu, daß Schonung der vorhandenen Verhältniſſe, Anerkennung gegneriſcher Leiſtungen und Maßhalten, wo es galt, ſeine Ideen und Abſichten zu verwirklichen, nicht zu den Charakterzügen des Meiſters der Zukunftsmuſik gehörten. Es bedurfte wahrlich nicht der „Verbindung der ſchlimmſten Eigenſchaften der Menſchen", nicht des Haſſes, „wie Muſikantenſeelen zu haſſen pflegen", „um das ideale Verhältniß zwiſchen Künſtler und König zu zerſtören"[4]. Nicht allein Ultramontane, „welche ſcheel auf den Proteſtanten ſahen", waren es, welchen der religiöſe Standpunkt Wagners in ſeinen Kunſtſchriften nicht gefallen wollte, ſondern in gleicher Weiſe und in gleichem Sinne urtheilten, wie noch heutzutage, auch gläubige Proteſtanten. Wer hat je in Wagner den Proteſtanten angegriffen? Wohl aber galt ihm ſchon mehr als einmal der ſcharfe Angriff von Proteſtanten, denen die Moral in „Triſtan" und „Walküre" und die Lehre vom reinen Thoren Parſifal ebenſo widerchriſtlich und unchriſtlich vorkommen, wie uns Katholiken. Wagner in München unmöglich zu machen, bedurfte es auch nicht „des Herrn Erzbiſchofs", wie L. Nohl

[1] Die Abhandlung wurde damals noch nicht veröffentlicht. Ihre Entſtehungsurſache gibt Wagner ſelbſt zu erkennen: „Ein hochgeliebt junger Freund wünſchte von mir zu erfahren, ob und in welcher Art meine Anſichten über Staat und Religion ſeit der Abfaſſung meiner Kunſtſchriften in den Jahren 1849—1851 ſich geändert haben." Alſo ad usum Delphini?

[2] „Deutſche Kunſt und deutſche Politik."

[3] So z. B. die Stelle (S. 214): „Als die Krone Preußen drei alte deutſche Fürſtenhäuſer aus ihren Stammſitzen verwies, berief ſie ſich auf den Nützlichkeitsgrund: ſie deckte hierdurch mit höchſter, faſt erſtaunlicher Energie den innerſten Geiſt des preußiſchen Staatsweſens, der Schöpfung Friedrichs des Großen, auf. Zu welchem Ziele würde es Bayern führen, wenn es in ſeiner fortſchreitenden Staatsorganiſation gänzlich nur die Tendenz des preußiſchen Staatsweſens verfolgte? Nothwendig, daß beide eines Tages auf dem gleichen Punkte ſich begegnen und aufeinander treffen würden: der ſtärkere Nützlichkeitsgrund würde dann zu entſcheiden haben, und wohin müßte dann die Entſcheidung fallen? Wäre es demnach nicht ein allerhöchſter Nützlichkeitszweck des bayeriſchen Staatsweſens, bei allen ſeinen Organiſationen lebhaft im Auge zu behalten, daß über allem Nützlichkeitszweck eben noch ein Ideal gelegen ſei, und daß Bayern, nur ſoweit es an dieſes reiche, neben Preußen einen deutſchen Beruf erfüllen könne?" — „Il principe" im Sinne der Zukunftsmuſik!

[4] W. Tappert, Richard Wagner, S. 92.

unter Anderem berichtet[1]. Übrigens mochte ſich Wagner tröſten. Dem ſcheidenden Künſtler ſetzte der König einen Jahresgehalt von 15 000 Mark aus (Nohl, S. 75), gewiß eine anſehnliche Steigerung des zuerſt aus der Cabinetskaſſe bewilligten jährlichen Suſtentationsgehaltes von 1200 Gulden (Tappert, S. 90). Indeſſen — der Meiſter hatte noch Größeres erreicht. Er ſelbſt ſchildert in einem Briefe an Frau von Muchanow das Hochgefühl ſeines Glückes: „Das Undenklichſte und doch einzig mir Nöthige iſt eine volle Wahrheit geworden. — Ich bin frei, nichts habe ich mehr zu thun, als meine Werke zu vollenden, zu ſchaffen und vollkommen auszuführen. Die ‚Nibelungen‘ ſind wieder begonnen ganz nach meinem Plan.“

Zu Beginn des Herbſtes 1864 erhielt Wagner in Hohenſchwangau von ſeinem königlichen Mäcen den Auftrag, die muſikaliſche Compoſition ſeiner Nibelungen-Dichtung zu vollenden. Seit ſieben Jahren, da der zweite Act des „Siegfried“ zum Abſchluſſe geführt worden war, hatte er nicht mehr Hand an das Werk gelegt. Jetzt ſollte er es wieder aufnehmen. „Und dießmal,“ ſagt er, „war der Wille ſchöpferiſch, denn es war der Wille eines Königs!“ Zugleich ward die Zuſicherung eines Theaterbaues gegeben, welcher allen Anforderungen entſprechen ſollte, die der Dichter-Componiſt für eine wirkungsvolle Darſtellung ſeines Werkes als unerläßlich erklärte. Im Anfang des Jahres 1865 wurde Architekt Semper aus Zürich nach München berufen und erhielt den königlichen Auftrag, die betreffenden Pläne nach Wagner'ſchen Intentionen zu entwerfen. Auch die Gründung einer eigenen Sängerſchule zur Heranbildung der Sänger und Darſteller für das Kunſtwerk der Zukunft wurde in Ausſicht genommen, und Wagner unternahm nach ſeiner alten Gepflogenheit die Abfaſſung eines Promemoria: „Bericht an Seine Majeſtät den König Ludwig II. von Bayern über eine in München zu errichtende deutſche Muſikſchule“ (Geſammelte Werke, 8. Bd.). Dieſe Muſikſchule

[1] Angenehm von der Art ihrer Schweſtern ſticht ab, wie die Wagner-Biographie von R. Pohl die ganze Münchener Affaire beſpricht: „Die Erlebniſſe R. Wagners in München, die Vorgänge, die ſich an die dortigen Aufführungen ſeiner neuen Werke knüpften, ſind noch lebendig in Aller Erinnerung. Der Meiſter hat in Bayerns Hauptſtadt mehr Verſtändniß, mehr Verehrung und Förderung gefunden, als irgendwo; — aber an Hemmniſſen, an Gegnern, an Verfolgung hat es ihm auch dort ebenſo wenig gefehlt!“ (S. 185.) Man ſieht, daß ſich die Sache auch vom wagnerfreundlichſten Standpunkte aus beſprechen läßt, ohne die Rodomontaden von „pfäffiſch-jeſuitiſcher Erziehung“ — „Münchener Carneval“ — „Stadt- und Landklatſch in mancherlei Geſtalten“ — von „Neid und Scheelſucht vieler Patrioten in dieſer erbärmlichſten aller Welten“ — u. ſ. w.

trat zwei Jahre später auch wirklich in's Leben unter der Oberleitung Hans v. Bülow's. Zunächst hatte Wagner aber noch einen dritten Vortheil von nicht zu unterschätzendem Werthe erreicht. Seine Opern fanden in München musterhafte Aufführungen. Besonders mußten die vollkommenen ersten Tristan-Aufführungen (vom Jahre 1865) den Wünschen des Meisters entsprechen, da er gerade diesem Werke eine bahnbrechende Bestimmung gegeben hatte.

Unter solchen ermuthigenden und begeisternden Eindrücken nahm Wagner seinen „Siegfried" in München wieder vor. Am 21. Juli beendete er die Instrumentation des zweiten Actes. Die im December desselben Jahres folgende „Verbannung" hemmte die Arbeit auf's Neue, welche, aus verschiedenen Gründen wieder länger hinausgeschoben, erst im Herbst 1868 wieder in Fluß gerieth. Triebschen bei Luzern war, bald nachdem er München verlassen hatte, die Schaffensstätte des Meisters geworden. Dort lebte er „wie der Adler auf einsamer, schroffer Felsenspitze" (Glasenapp, S. 240) und schuf, während sein neuaufgelegtes „Judenthum in der Musik" die Welt in „Emotionen" versetzte, friedlich an seinem „Siegfried" weiter. Als das Werk Anfangs 1869 vollendet war, wurde die Partitur, von einem eigenen Widmungsgedichte geleitet, an König Ludwig übersendet. Der Meister aber wandte sich nun der Composition des letzten Theiles seines Riesenwerkes zu (1870). Die ersten Entwürfe zu „Siegfrieds Tod" waren im Sturmjahre 1848 gemacht worden; jetzt sollte königliche Gunst die Vollendung ermöglichen. Am 20. Januar 1871 waren Vorspiel und erster Act im Entwurfe fertig. Der Entwurf der ganzen Partitur wurde nicht mehr in Triebschen, sondern bereits in Bayreuth beendet (22. Juni 1872). Nach gut zwei Jahren lag auch die Instrumentation fertig vor. Der Nibelungenring war geschlossen.

Unterdessen war es bald genug klar geworden, daß der Plan, in München ein Nibelungen-Theater zu bauen, nicht zur Ausführung kommen würde. Zwar waren „Rheingold" und „Walküre" bereits auf der Münchener Hofbühne erschienen (1869 und 1870); aber Wagner schien dabei nichts weniger als befriedigt zu sein. Vielleicht hatte er auch Momente, wo er einzusehen vermochte, daß ein Hoftheater als Kunstinstitut wohl nicht ausschließlich Zukunftsmusik cultiviren [1], daß aber ein Nibelungen-Theater neben diesem auch nicht gut bestehen könne. Der Meister

[1] Vom 12. August 1855 bis Ende 1873 hatte das Hoftheater indessen bereits 167 Wagnervorstellungen gegeben, wovon 69 auf „Tannhäuser" fallen.

mußte auf andere Weiſe zum Ziele zu gelangen ſuchen. Denn jetzt noch es aufgeben, dazu war ein R. Wagner nicht angelegt. Er hatte ſeit den letzten ſieben Jahren gewiß nicht gelernt, „ein wirkliches Gelingen ſeiner Unternehmung zu bezweifeln“ [1]. Damals glaubte er die Verwirklichung ſeiner großartigen Pläne entweder von einer „Vereinigung kunſtliebender vermögender Männer und Frauen“ *oder* von „einem deutſchen Fürſten“ erwarten zu *können*. Das Schickſal erlaubte ſich eine kleine Correctur: es verwandelte *oder* in *und*. Die werkthätige Theilnahme begeiſterter Freunde *und* des Königs unwandelbare Gunſt haben die „Bayreuther Ideen ermöglicht“ [2]. Die *Erfindung* dieſer Idee, um mit Herrn Glaſenapp zu ſprechen, gehört in die Zeit, wo

Von Wotan bangend ausgeſandt,
ſein Rabe gute Kund' ihm fand:
es ſtrahlt der Menſchheit Morgen;
nun dämm're auf, du Göttertag! [3]

---

[1] Vorwort zur Nibelungen-Ausgabe von 1863.

[2] W. *Tappert*, Richard Wagner, S. 93.

[3] „Zum 25. Auguſt 1870“ — „an ſeinen königlichen Freund und Schirmherrn“ (Glaſenapp, S. 282). Geſammelte Werke. 8. Band. An demſelben Tage (25. Auguſt 1870) fand in der proteſtantiſchen Kirche zu Luzern in alleiniger Anweſenheit der beiden Zeugen die Trauung Richard Wagners mit der geſchiedenen Frau Coſima v. Bülow — einer Tochter Liszt's — ſtatt. So berichtet Herr Glaſenapp (II. S. 283) und fährt fort: „Es gibt kein Bündniß, welches jedem Deutſchen heiliger zu ſein Urſache hätte.“ — Eine arge Zumuthung für alle Deutſchen, welche es noch mit Matth. 19, 9; Marc. 10, 11 u. 12, und Luc. 16, 18 halten. Das Gerede, welches Glaſenapp hier zwei gute Seiten lang vollführt, iſt derart, daß man es, ohne Gefahr, in's „Schimpflexikon“ zu gerathen, nicht qualificiren kann. Minder aufdringlich und *ſachlich* einigermaßen aufklärend ſchreibt Herr Tappert (S. 94): „In München ſind jene wahlverwandtſchaftlichen Beziehungen zwiſchen R. Wagner und Frau Coſima v. Bülow, geb. Liszt, entſtanden, welche endlich zum Bündniſſe für's Leben führten. Die böſe Welt hat nicht umhin gekonnt, ihre ‚Bedenken' zu äußern; für den ſchaffenden Künſtler war dieſe Wendung in ſeinem Leben eine ſegensreiche. . . . — Ich will indeß nicht behaupten, daß das, was die Beiden *mußten* — nun alle Andern auch *ſollten*! Nur für die Auserwählten gilt die — Ausnahme. Nur die echte, wirkliche Leidenſchaft mag engende Schranken durchbrechen und zwingende Feſſeln ſprengen!“ Das ſind jedenfalls *nicht* „*echt jeſuitiſche*“ Moralprincipien, wie nebenbei bemerkt Herr Tappert die Reservatio mentalis S. 75, Anm., bezeichnet, während er im Texte ſelbſt, wo er berichtet, daß Wagner von ihm über einen Herrn Soundſo Auskunft verlangt habe, wörtlich ſchreibt: „Ich hatte keine Neigung, von dem Betreffenden ein getreues Bild zu entwerfen, ich half mir durch *ausweichende* Redensarten.“ Das heißt doch: Herr Tappert als Ehrenmann gab da eine ausweichende Antwort, wo er eine klare Antwort zu geben nicht verpflichtet war *und* es für gerathener und beſſer hielt, ſie nicht zu geben. Das aber heißt, in die theologiſche Schulſprache überſetzt: Herr Tappert gebrauchte juſt ſelbſt eine (er-

Über die Gründe, welche Wagner bewogen haben, gerade die fränkiſche Stadt am rothen Main zum Olympia des Kunſtwerkes der Zukunft zu wählen, erhalten wir keine unbedingt ſichere Auskunft. Die Biographien von Vogl und Pohl z. B. ſchreiben die Wahl dem einfachen Zufall zugute, „daß in der verblichenen Reſidenzſtadt ein großes, altes Hoftheater beſteht, das er urſprünglich für ſeine Pläne geeignet hielt". Dagegen bemerkt Tappert, daß jenes alte markgräfliche Theater, das letzte aus der Rococo-Zeit, kaum vermocht habe, den Meiſter zu locken. Er ſchreibt die Wahl freundlichen Eindrücken des wandernden jungen Wagner zu. „Solche Jugendeindrücke hafteten feſt in dem empfänglichen Gemüthe Wagners und trugen bisweilen nach Jahrzehnten ungeahnte Frucht." Es möchte uns faſt auffallend erſcheinen, daß der ſonſt ſo geſprächige Meiſter, der ſeine gute Sachſennatur durch Wortkargheit gerade nicht verläugnete, in dieſer Sache ein Moltke'ſcher Schweiger geweſen ſein ſoll. Oder ſollte vielleicht abſichtlich verſchleiert bleiben, was den Meiſter des Zukunfts-Kunſtwerkes in die „verblichene Reſidenzſtadt" führte, welche, wenn wir uns recht entſinnen, auch der Loge noch werth und ſchätzbar iſt? Wagner erfand alſo die Idee von Bayreuth und traf dort jedenfalls für ſie wohlvorbereitete Herzen. Wie immer, ging er raſch und feſt an die Verwirklichung. Nachdem alle Looſe günſtig gefallen waren, konnte am 22. Mai 1872, alſo an ſeinem Geburtstage, der Grundſtein zum „Wagner-Theater" gelegt werden. Er ſelbſt that die erſten drei Hammerſchläge, indem er ſprach: „Sei geſegnet, mein Stein, ſtehe lang und halte feſt!" Eine Aufführung der „Neunten Symphonie" von Beethoven, „wie ſie die Welt *nie* wieder hören wird", ſollte die künſtleriſche Weihe geben.

Emſig ward das Werk gefördert. Nach zwei Jahren ſtand der Rohbau fertig und konnte die Arbeit ſeiner Montirung nach Außen wie nach Innen mit gleicher Rührigkeit betrieben werden. Soweit wir uns nach vorliegenden Abbildungen ein Urtheil bilden können, muß der Eindruck des Baues bei aller decorativen Einfachheit ein befriedigender ſein.

---

laubte) Mentalreſervation. — Von Wagner wollen wir noch notiren, was Vogl über deſſen an Narrheit ſtreifende Freude bei Siegfrieds Geburt erzählt: „Er wußte nicht, was Alles vor Freude er für den Erben ſeines Stammes thun ſollte. Er beſtellte ganze Stücke von ſchweren Seidenſtoffen und Hunderte von Ellen von aneinandergeknüpften Roſenknospen, um das Zimmer des Kleinen damit zu ſchmücken, die Wände mit der gefalteten Seide zu drapiren und die Roſen darüber zu ziehen in vielverſchlungenen Guirlanden" (S. 33). Muſikaliſch äußerte ſich dieſe Stimmung in dem vielgerühmten „Siegfried-Idyll".

Er gefällt im *edelſten* Sinne des Wortes. In den Auguſttagen des Jahres 1876 erſchloß ſich der Bau dem Kunſtwerke der Zukunft, von dem er mit ſeinen in weiten geſchweiften Bogen amphitheatraliſch aufſteigenden Sitzreihen, ſeinem unſichtbaren Orcheſter und ſeiner techniſchen und akuſtiſchen Vollendung ſelbſt einen weſentlichen Theil ausmacht. Wagner feierte damals den Triumph ſeines Lebens. „Das ſcheinbar Unmögliche war gelungen.“ Was er ſelbſt davon urtheilte, hat er treffend in das „*Axiom*“ gefaßt: „Sie haben jetzt geſehen, was *wir* können; *wollen* Sie jetzt. Und wenn Sie wollen, ſo haben wir eine Kunſt!“ Wer möchte einem Richard Wagner in ſolchen Augenblicken ſolche Worte verübeln? Aber aus dem Rahmen ihres Augenblickes genommen, ſind ſie wahrlich nichts Anderes, als ein Fauſtſchlag in's Angeſicht der Kunſtgeſchichte. Wir ſehen, der Meiſter hat ſeine Anſicht aus den Tagen, wo er das „Kunſtwerk der Zukunft“ ſchrieb, nicht geändert, ſondern eher noch verſchärft. Nur dann, wenn man will, was *er* will, hat man eine Kunſt. So ſtürmiſch beifällig aber im Momente ſeine Worte aufgenommen wurden, ſo trugen ſie doch nicht die volle gewünſchte Frucht. Zunächſt hing am Freudenhimmel der Nibelungen-Tage als ſchwarze, ſchwere Wolke ein nicht unbedeutendes Deficit, das ein ſo rieſiges Unternehmen für den Anfang wenigſtens faſt unausbleiblich nach ſich ziehen mußte, um ſo mehr, als ſchon zuvor nur königliche „Großmuth“ das ſtockende Unternehmen im Gange erhalten hatte. Deßhalb mußte der Meiſter im folgenden Jahre auf die Wiederholung der Feſtſpiele verzichten und „mit ſchwerem Herzen zu jener Conceſſion ſich bequemen, die er früher ſo energiſch zurückgewieſen hatte: er mußte, um das Deficit zu decken und Mittel zur Erhaltung und Fortführung ſeiner Feſtſpiele zu gewinnen, die ‚Nibelungen‘ freigeben“ (Pohl, S. 192). Ebenſo mußte der hochgehende Plan, in Bayreuth eine Stilbildungsſchule „zu Nutz und Frommen der deutſch-nationalen Kunſt“ zu errichten, aus Mangel an Mitteln aufgegeben werden. Auch der im Jahre 1878 neuorganiſirte Patronatsverein erwies ſich als zu ſchwach. „Machtlos weicht der Menſch der Götter Stärke!“ meint Herr Tappert, „obgleich dieſe Götter eigentlich nur Götzen ſind: Schlendrian und Indifferentismus!“ (S. 95.)

Die *Wagnervereine* bilden in der Geſchichte des Kunſtwerkes der Zukunft eine Erſcheinung, wie ſie vorher die Kunſtgeſchichte nicht aufweiſen kann. Der erſte Anſtoß hierzu ging von Berlin aus, wo *Karl Tauſig*, ein Schüler von Liszt, den Gedanken anregte, den

Plänen Wagners dadurch zur Ausführung zu verhelfen, daß eine Anzahl von Patronen durch Patronats-Antheile von je 300 Thalern die unbedingt nöthige Summe von 300 000 Thalern dem Meiſter zur Verfügung ſtellen ſolle. Nach Tauſigs Tod (17. Juli 1871) nahm ſich der Sache der Mannheimer Muſikalienhändler Emil Heckel an und gab der Thätigkeit der Freunde des Zukunfts-Kunſtwerkes eine geſellſchaftliche Organiſation durch einen förmlichen Richard-Wagner-Verein. Wagner hatte erreicht, was er ſich erdacht hatte. Er verfaßte als erſte officielle Acte an die „ſo lange vergebens von ihm geſuchte Geſammtheit" ſeinen „Bericht an den deutſchen Wagnerverein", „jene tief ergreifende Rückſchau auf die Umſtände und Schickſale, welche die Ausführung des Bühnenfeſtſpiels ‚Der Ring des Nibelungen' begleiteten", wie tief ergriffen Herr Glaſenapp gloſſirt (S. 307). Wie ändern ſich die Zeiten und die Kräfte, die in ihnen wirken! Der alte Pierluigi mußte quasi betteln gehen, um für ſeine unſterblichen Werke die Druckkoſten aufzubringen. Gluckiſten gab es ſeinerzeit wohl auch; aber ihr Patronat beſchränkte ſich auf Kampfesluſt gegen die Picciniſten[1] — weiter koſtete es nichts. Wir haben geſehen, daß die Wagner'ſchen Patronatsſcheine höher angeſetzt wurden. Wenn ſie deſſenungeachtet nicht liegen blieben, ſo trat dadurch für das Kunſtwerk der Zukunft nicht nur eine materielle Kraft ein, ſondern noch mehr eine moraliſche; denn es läßt ſich nicht läugnen, daß die Muſik Wagners zum nicht unbedeutenden Theil durch die Beſtrebungen und Leiſtungen der Wagnervereine ſozuſagen populär geworden iſt. Inwiefern all dieſer Eifer der Wagnerſchen Kunſt als ſolcher und nicht vielmehr ihrem Inhalte oder, was beim Meiſter ſo oft ſich deckt, ſeiner Tendenz gegolten hat, darüber ſteht uns kein Urtheil zu. Auffallend bleibt es, daß die Wortführer der Wagner-Propaganda zwei Dinge mit Vorliebe und Befliſſenheit betonen: die innige Verwandtſchaft zwiſchen den künſtleriſchen Ideen des Meiſters mit der Philoſophie Schopenhauers und das „Reinmenſchliche" und „Echt-

[1] Niccolo Piccini hatte 1776 mit ſeiner Oper „Roland", trotz der Rivalität Glucks, in Paris einen vollſtändigen Triumph gefeiert, unterlag aber mit ſeiner Löſung der beiden Meiſtern geſtellten Aufgabe der Compoſition der Oper „Iphigenie in Tauris" gegen jenen. Mit Wagner hätte Piccini inſofern eine Ähnlichkeit der Schickſale aufzuweiſen, daß er, weil im Rufe revolutionärer Geſinnungen, in Neapel vier Jahre lang unter polizeilicher Aufſicht ſtand. Unterdeſſen componirte er, vielleicht zur Conſtatirung ſeiner loyalen Geſinnungen, ziemlich viel Kirchenmuſik, ſo daß ihm 1794 der Titel eines Kapellmeiſters an der ſpaniſchen Kirche in Rom verliehen wurde.

menſchliche" ſeiner Schöpfungen. Beſonders das letztere erinnert unwillkürlich an bekannte geläufige Phraſen der Freimaurerei.

Wenn wir nun das Nibelungenwerk ſelbſt etwas beſprechen wollen, ſo ſcheint uns geboten, eine zweifache Frage dabei zu beantworten. Zunächſt die Frage, wie ſich dieſes größte Werk des Dichter-Componiſten zu den Anſichten und Grundſätzen des Kunſtphiloſophen verhält, die wir aus ſeinen Schriften dargelegt haben. Sodann die andere Frage, inwiefern dieſes Werk den Forderungen und Grundſätzen der Äſthetik überhaupt gerecht wird. Daß beide Fragen in Wechſelbeziehung ſtehen, iſt klar. Daß es aber gerechtfertigt ſei, an ein Werk, welches ſich als Kunſtwerk per eminentiam ſelbſt hinſtellt, beſonders auch noch die zweite Frage zu ſtellen, könnte nur von einem hochgradigen Wagner-Enthuſiaſten beſtritten werden. Wir können uns dabei um ſo mehr objectiv halten, als ja kein perſönlicher Eindruck in's Spiel kommt. Da wir aber bei unſerer Beſprechung der wichtigſten Wagner'ſchen Kunſtſchriften wiederholt auf Thatſachen aus den „Nibelungen" hingewieſen haben, ſo bleibt uns darüber manches weitere Wort von ſelbſt erſpart.

Herr R. Pohl bemerkt, daß die Wirkungen der Wagner'ſchen Kunſttheorien für die Kunſtanſchauungen unſerer Zeit erſt da beginnen, wo Wagners muſikaliſch-dramatiſche Schöpfungen der dritten Periode ſich überall Bahn gebrochen haben. Es iſt dieß ſehr richtig. Zugleich iſt es aber auch ein Beweis, daß eben dieſe Kunſtwerke die genaue Verwirklichung jener Kunſttheorien ſein müſſen, welchen ſie offene Bahn bereitet haben. „Der Ring des Nibelungen" kann darauf jedenfalls einen gerechten Anſpruch machen. Er zeigt uns „das Kunſtwerk der Zukunft", wie ſein Meiſter in der ſo benannten Schrift und in „Oper und Drama" es ſich gedacht hat, als vollendete Thatſache. Ganz nach dieſen Ideen iſt zunächſt die Wahl des Gegenſtandes getroffen worden, ſofern ſich dieſer nach und nach der Auffaſſung des Dichters darſtellte. Tiefer hinein in's Reich der germaniſchen Sage, als es ſich in den Geſängen der älteren Edda erſchließt, konnte er nicht mehr vordringen. Sie tragen nicht umſonſt den Namen „Urgroßmutter" und geben die deutſche „Siegfried- und Nibelungen-Sage" in ihrer älteſten Geſtaltung. Im Norden, beſonders in Dänemark, ſtreitet man ſich ſogar über den geſammtgermaniſchen Urſprung dieſer Edda-Lieder und will ihnen nur einen geſammtnordiſchen zuerkennen, ſo daß der Meiſter eigentlich über die Grenze der deutſch-nationalen Sage gerathen wäre, indem er ſeinen Nibelungenring aus der nordiſchen Edda hervorholte. Der chriſtliche Sagenkreis,

dem er Tannhäuſer, Lohengrin und Parſifal entlehnt hat, war ihm damals nicht genug altersgrau. Er ging zurück in's winterliche Reich des heidniſchen Sagenſtoffes. Hat damit das Kunſtwerk der Zukunft gewonnen? Ganz gewiß nicht! So gewaltthätig es auch auftreten mag — Sympathien, die nicht vorhanden ſind, laſſen ſich nicht einfach vorausſetzen. Und doch ſind ſie unerläßlich, weil jedes Kunſtwerk ſeine weſentliche Wirkung im Gefallen ſuchen muß, dieſes aber bei einem unſympathiſchen Stoff von vornherein im höchſten Grade erſchwert, wenn nicht ſchlechterdings unmöglich iſt. Man muß eine Begriffsverwirrung vorausſetzen, wie ſie bei Wagner geläufig iſt, um in einem Recken wie Siegfried das Ideal des Reinmenſchlichen zu finden. Nur wo kindlicher Lauterkeit und Einfalt die kindiſche Thorheit — und nur da, wo der ſittlichen Unverdorbenheit eine „talpende" Ungeſchliffenheit für gleich gelten, kann man in Wagners „Siegfried" mit Herrn Hans v. Wolzogen den „Typus reinen Menſchenweſens" erblicken.

Von der Götterwelt, welche ſich im „Ring des Nibelungen" vorſtellt, möchten wir am liebſten ſchweigen. Daß Göttergeſtalten, wie Göttin Fricka in der „Walküre" (2. Aufz.) diejenige ihres Gemahls Wotan zeichnet, da er „als Wälſe wölfiſch im Walde ſchweift", zu den „übermenſchlich idealen Geſtalten" des Zukunfts-Kunſtwerkes einer chriſtlichen Nation gezählt werden ſollen, iſt doch geradezu eine Ungeheuerlichkeit, welche nicht nur jedes religiös-ſittliche Gefühl verletzt, ſondern auch eine culturgeſchichtliche Gewaltthat einſchließt. Das nationale Kunſtwerk unſeres deutſchen Volkes muß auf den Ideen des Chriſtenthums gründen und auf ihren Bahnen und innerhalb ihrer Grenzen ſich bewegen. So nur gliedert es ſich in die wahre und wirkliche Culturentwicklung unſeres Volkes, welche nicht hervorging aus den religiöſen Anſchauungen der alten germaniſchen Stämme, ſondern von Anfang an auf chriſtlichem Grund und Boden ſtand. Wenn es eine kategoriſche Forderung der Äſthetik an den Künſtler iſt, das ſtörend Fremde und vor Allem das Widerſinnige ſtrenge zu meiden, ſo iſt es ſicher ein nicht genug zu tadelnder Fehler, daß das Kunſtwerk des Nibelungenringes ſchon in ſeiner kalleotechniſchen Conception weſentliche Elemente in ſich trägt, welche den religiös-ſittlichen Anſchauungen derer, denen das Werk ſozuſagen auf den Leib geſchrieben iſt, als fremd, ungereimt, ja widerſinnig gelten müſſen.

Wie in der Wahl des Stoffes, ſo ließ ſich Wagner auch in der Anordnung desſelben durch gewiſſe — Allüren wollen wir es lieber

nennen, zu einer bedeutenden „Mißwende“ verleiten. Dießmal war es wohl ſeine offenkundige Vorliebe für ſtark erotiſche Motive, welche ihn bewog, *gegen* die einfachſte, allgemeinſte und uralte Regel der dramatiſchen Kunſtdichtung den natürlichen Gang ſeiner Ringgeſchichte durch die Einſchiebung der „*Walküre*“ aufzuhalten oder vielmehr gewiſſermaßen ſogar zurückzutreiben. Das Stuttgarter „Deutſche Volksblatt“ hat im vorigen Jahre in ſeinen ganz vorzüglichen Beſprechungen Wagner'ſcher Werke die treffende Bemerkung gemacht: „Die ganze Walküre hätte umgangen und in den dritten Theil (Siegfried) aufgenommen werden können. So wäre der Scandal ausgeblieben. Die Ringgeſchichte rückt um keinen Augenblick voran. Die Walküre gibt nur die Genealogie des Siegfried. Sie iſt das enfant terrible der Trilogie.“ — Das iſt ſehr richtig. Es ſcheint auch dem Dichter wieder nicht entgangen zu ſein, daß dieſer Theil ſeines Werkes zum Ganzen nicht im erforderlichen Zuſammenhange ſtehe. Er meinte aber, durch die lange Erzählung, die Wotan „mit noch gedämpfterer, ſchauerlicher Stimme, während er Brünhilden unverwandt in das Auge blickt“, von ſeinen ſauberen Thaten gibt, abgeholfen zu haben, weil hier der Ring wieder wenigſtens zur Sprache kommt. Damit iſt aber die Handlung um den Ring keineswegs vorwärts gebracht. Der Ring bleibt, wohin er am Ende des „Rheingold“ gekommen. Es ſcheint, als könnte Faſners rohes Wort an den ſterbenden Faſolt:

Nun blinzle nach Freia's Blick:
an den Ring rührſt du nicht mehr!

für den ganzen Gang der Walküren-Dichtung einen „ehrwürdigen“ Kanonſpruch bilden. Dadurch iſt ſie aber unläugbar als künſtleriſch verfehlt erklärt. Damit wollen wir jedoch nicht ſagen, daß ihr, *für ſich* genommen, der künſtleriſche Aufbau mangle. Vielmehr ſcheint ſie uns nach „Siegfried“ der gelungenſte Theil der Trilogie zu ſein. Hochdramatiſch vor Allem iſt die Kampf-Scene zwiſchen Siegmund und Hunding. Die Bühnen-Effecte können nicht anders als von koloſſaler Wirkung ſein. Im Lichtglanze erſcheint Brünnhilde, über Siegmund ſchwebend und dieſen mit dem Schilde deckend. Als dieſer zum tödlichen Streiche auf den Gegner mächtig ausholt, da bricht durch das Gewölke ein glühend röthlicher Schein, in welchem Wotan, über Hunding ſtehend, ſich zeigt und ſeinen Speer Siegmund quer entgegenhält, ſo daß das niederſauſende Schwert des Recken an dem vorgeſtreckten Speere zerſplittert. Mächtig niederſteigende Poſaunenklänge rufen dazwiſchen ein Leitmotiv, welches ſchon

aus dem „Rheingold“ her bekannt ist und erinnert, wie dem gewaltigen Gott die Freiheit durch die Kraft des Vertrages so gebunden ist, daß er *gegen* seine Einsicht und seine Wünsche und gegen die schützende That seines eigenen Kindes handeln *muß*. Mit überwältigender Gewalt der Steigerung werden in diesem dramatischen Momente die Contraste nebeneinander gestellt, so daß auch dadurch die Wirkung unbeschreiblich groß wird. An ihn würde sich vollgewichtig die letzte Scene — das Strafgericht über die ungehorsame Walküre — reihen. Wotans Abschiedsgesang:

Leb' wohl, du kühnes,
herrliches Kind!
Du meines Herzens
heiliger Stolz,
leb' wohl!

ist tief poetisch. Das Ensemble des Scenenschlusses:

Herauf, wabernde Lohe,
umlod're mir feurig den Fels!
Loge! Loge! Hieher!
Wer meines Speeres
Spitze fürchtet,
durchschreite das Feuer nie!

während dessen die Blechinstrumente das Siegfried-Motiv wie aus einer Tiefe hervorholen, gestaltet sich riesenhaft und spannt sich noch mehr durch den Contrast, wenn der Scheidegesang Wotans:

zum letzten Mal
letz' es mich heut'
mit des Lebewohles
letztem Kuß!

noch einmal aus dem Orchester aufklagt, und dann die Flammen über Alles zusammenschlagend leise verlodern — für Aug' und Ohr. *Aber* die ganze Scene ist als solche zu ausgedehnt und zu wenig maßvoll. Dazu gibt ihr die unheimliche „wabernde Lohe“ der Sinnlichkeit Wotans eine grelle, widrige Beleuchtung. Der Meister fühlt sich zu sehr in *seinem* Elemente, als daß er noch gefallen dürfte. Er verletzt.

Die Ringgeschichte kommt nun im „Siegfried“ wieder in Fluß und wird jetzt ungehemmt und in steter Steigerung mit großem Geschick weitergeführt, bis zum Schlusse der „Götterdämmerung“ der Rhein seine Fluthen über die Brandstätte hinwälzt, auf der die letzte Ringträgerin ihren treuen Grane in die Gluth gesprengt hatte. Mit dem Flusse kommen seine Töchter, aus der Asche den Ring zu holen. Jubelnd trägt Floß-

hilde den Wiedergewonnenen ſeiner alten Heimath zu. — In der Anlage, Durchführung und Wirkungsfähigkeit gebührt dem „Siegfried“ ſicher der Vorzug. Es iſt das klarſte und effectvollſte Stück der Trilogie und entſpricht am vollendetſten den Grundſätzen von „Oper und Drama“ bezüglich der Handlung.

Was den eigentlich ſceniſchen Ausdruck anbelangt, ſo hat ſich Wagner mehr als einmal ſelbſt überholt und übertroffen. Wir erinnern nur einzig an das Vorſpiel zur „Götterdämmerung“ mit ſeiner Nornen-Scene auf dem Walkürenfelſen. Ein vorzüglicheres Stimmungsbild, das zugleich in theilweiſe prachtvoll charakteriſirten Sätzen eine Art wie Recapitulation des Ganzen bildet, läßt ſich wirklich nicht denken. Was die eigentliche Wortdichtung betrifft, ſo entſpricht ſie vor Allem in ihrem in weiten Maßen frei ſich bewegenden alliterirenden Sprachvers einer der auffallendſten Forderungen in der Theorie des Kunſtwerkes der Zukunft. Wir haben ſchon bei der theoretiſchen Beſprechung dieſer Eigenheit am Kunſtwerke der Zukunft eingeſtanden, daß wir ihr wenig Glauben abgewinnen könnten. Die eingehende Beſchäftigung mit der Nibelungen-Dichtung hat uns darin nur befeſtigt. Es kann zwar nicht geläugnet werden, daß auch in dieſem Punkte in dem großen Werke ſich Stellen finden, die vollſtändig befriedigend ſind. Im Durchſchnitt aber kann das nicht geſagt werden. Die Sprache iſt nicht ſelten geſchraubt, rauh und hart. Der Sprachvers bekommt bisweilen doch ſo viel Sprache, daß der Vers keine Stelle mehr findet. Die Alliteration wird bisweilen gar wunderlich bewerkſtelligt, z. B.:

Fafner (brüllt):

Pruh! komm!
prahlendes Kind.

Siegfried:

Sieh dich vor, Brüller:
der Prahler kommt;

oder:

Sauf' und würg' dich zu Tod:
nie thuſt du mehr einen Schluck. (Siegfr.)

Von der Rohheit des ſprachlichen Ausdruckes im Kunſtwerk der Zukunft haben wir ſchon geſprochen. Es ließe ſich ein ſaftiges „Schimpflexikon“ daraus ausziehen. Hin und wieder gerathen aber dem Dichter ſeine Verſe auch zu einer faſcinirenden Lebendigkeit, z. B.:

Es ſangen die Vöglein
ſo ſelig im Lenz,
das eine lockte das andre ... (Siegfr.)

oder:

Winterſtürme wichen
dem Wonnemond,
in mildem Lichte
leuchtet der Lenz;
auf lauen Lüften
lind und lieblich,
Wunder webend,
er ſich wiegt;
über Wald und Auen
weht ſein Athem,
weit geöffnet
lacht ſein Aug' u. ſ. w.

Ein vollgewichtiges Muſter des Sprachverſes mit ſeinem ſinnig-ſinnlichen Stabreim und der ihm entquellenden endloſen Melodie, die, wiederum aus dem Grunde der zur unwillkürlichen Verbindung mit anderen Tonarten fortſchreitenden Harmonie auftauchend, auf der Oberfläche derſelben erſcheint, bietet Siegfrieds Erzählung im letzten Acte der „Götterdämmerung“:

Mime hieß
ein mürriſcher Zwerg.

Auch die Theorie der Leitmotive findet hier eine glänzende Durchführung[1], was ſelbſtverſtändlich auch die Folge hat, daß die Verwendung der verſchiedenen inſtrumentalen Klangfarben die ganze Feinheit und Fülle Wagner'ſchen Wahlvermögens zeigt. Es macht das Orcheſter viel mehr als den ſteifen Stabreim zum ſinnig-ſinnlichen Träger der Gedanken. Überhaupt liefert der Meiſter durch die muſikaliſche Ausführung ſeines Nibelungenringes von Anfang bis zu Ende den ſonnenklaren Beweis, daß er im Stande war, die ſeinem Rieſeninſtrumente theoretiſch geſtellte Aufgabe vollkommen zu löſen. Wie er ſein Orcheſter zu

[1] „Nochmals ruft ſich nun das ganze vorige Drama durch Siegfrieds Lied motiviſch in unſere Erinnerung“, ſagt Hans v. Wolzogen in ſeinem „Thematiſchen Leitfaden durch die Muſik“ zum Nibelungenring. Drollig lieſt ſich aber ſeine literariſche Beſchreibung dieſer Meiſterthat R. Wagners: „So folgen einander: Schmiedemotiv, Theile des Erziehungsliedes, Schwertwart-Fanfare, Nothung-Phraſe, Motiv des Sinnens und des Wurmes, darauf das Waldweben, wieder durchzogen von Sieglindens Wälſungen-Motive, und in Siegfrieds Geſange zum immer reicheren Tongewebe die Melodien des Vogels. Als dann noch die düſteren Harmonien des Kochmotivs an Mime's Tücke erinnern, lacht Hagen, wie einſt Alberich, im Schmiedemotiv ihm den Todesgruß nach.“

der großartigſten Ausdrucksfähigkeit mit faſt infernaler Gewalt zu drängen verſteht, möchten wir wiederum nur mit einer einzigen Stelle aus der „Götterdämmerung“ belegen. Brünnhilde hat errathen und erfahren, daß Siegfried ihr trügeriſch den Ring abgewonnen; „in furchtbarem Schmerz aufſchreiend“, verkündet ſie den Betrug und Verrath, der an ihr verübt wurde. Da werden in der wilden Walküre alle Rachegeiſter los. Ein furchtbarer Racheruf ergeht an die Götter Walhalla's, den die in den Bäſſen aufſteigenden Klänge des Walhalla-Themas allſogleich an die richtige Adreſſe weiſen. Die Inſtrumente entfeſſeln wüthende Kräfte, die aber auf den Wink in leiſe, verlaſſene Klage ſchlichter Terzen ſich verwandeln, wenn die Walküre ſingt:

Lehrt ihr mich Leiden,
wie keiner ſie litt?
Schuft ihr mir Schmach,
wie nie ſie geſchmerzt?

Raſend bricht dann ſogleich der Sturm auf's Neue los. Die Flamme der Leidenſchaft lodert zu ganz koloſſaler Höhe empor:

Rathet nun Rache,
wie nie ſie gerast!
Zündet mir Zorn,
wie nie er gezähmt!
Heißet Brünnhild'
ihr Herz zu zerbrechen,
den zu zertrümmern,
der ſie betrog [1].

Wenn Brünnhilde endlich auf Siegfried weist und den erſchreckten Mannen und Frauen erklärt:

dem Manne dort
bin ich vermählt,

verſagt ihr in Schmerz und Zorn gleichſam die Stimme.

Man denkt bei Betrachtung dieſer eigenthümlich einfachen und doch furchtbar wuchtigen Stelle unwillkürlich an den Ochetus, eine beliebte, äußerſt geſchmackloſe Manier im alten Discantus. Was dort als Spielerei beleidigt und abſtößt, wird, von anderer — wahrer Meiſterhand gebraucht, ein unverhofftes, tief ergreifendes Ausdrucksmittel.

Wie des Meiſters Theorie von der vorbereitenden Wirkung des Orcheſters und der durch dasſelbe zu erzielenden Ahnung zu ver-

[1] An ſolchen Stellen ſcheint uns zur Vollſtändigkeit des Verſes der Reimmangel beſonders fühlbar.

ſtehen ſei, erweiſen uns vorzüglich die Vorſpiele zu den einzelnen Abtheilungen ſeiner Nibelungen-Muſikdramen.

Schon das allererſte mit ſeinem koloſſalen Orgelpunkte, der in der Tiefe des Baſſes über 60 Tacte das Es feſthält, bietet ein muſikaliſches Stimmungsbild von einer „Ahnungskraft", wie ſie die Ouvertüren der gewöhnlichen Oper ſelten aufzuweiſen vermögen.

Zu den großartigſten Leiſtungen Wagner'ſcher Orcheſterſätze gehört aber ſicherlich die Trauermuſik gegen Ende der Götterdämmerung mit ihrem ſo ganz eigenthümlichen Aufbau und Entwicklungsgange. Es iſt, wenn wir uns nicht täuſchen, das mit der feinſten Findigkeit geordnete Aufeinanderwirken von Rhythmus und Klangfarben, was dem aus ſchon bekannten Motiven bedeutſam gefügten Tonſatze jenen faſt monumentalen Ausdruck gibt, für welchen man die Muſik kaum fähig halten mochte.

Da das Kunſtwerk der Zukunft die Vereinigung aller darſtellenden Künſte ſein ſoll, ſo müſſen wir uns noch nach dem thatſächlichen Looſe der Architektur und Malerei im Nibelungenwerke erkundigen. Für die erſtere kann die Antwort, wie ſchon bemerkt, eine befriedigende ſein, inſofern das Nibelungentheater einen eigentlich doch nur proviſoriſchen Zuſtand vorſtellt. Über die Leiſtungen der Malerei für die ſceniſchen Darſtellungen ſind die Urtheile ſehr günſtig. Es muß auch wirklich die Schaffensluſt eines Künſtlers rege werden, wenn er z. B. das „Innere eines Wohnraumes", wie es der Dichter am Anfang der „Walküre" beſchreibt, vor ſeine Phantaſie treten läßt. Aber daß die Theatermalereien von Bayreuth die Kunſt ebenſo repräſentiren, wie z. B. die Nibelungen-Fresken Schnorrs von Carolsfeld in der Münchener Reſidenz, möchte doch im Ernſt auch der exaltirteſte Wagnerianer nicht zu behaupten wagen. Die edle Malerkunſt kann alſo doch irgendwo noch beſſer ſich befinden, als wenn ſie das Zackengewirr und die dicht finſtern Schlüfte des Rheingrundes oder Hundings hochromantiſches Heim für die Olympier von Bayreuth malt. Dieß wie mehreres Andere beweist aber keineswegs, daß „der Ring des Nibelungen" nicht die realiſirte Theorie des Meiſters darſtellt, ſondern nur, daß auch von dieſer augenſcheinlich wird: Nichts unter der Sonne iſt vollkommen.

Schon daraus aber folgt auch einigermaßen die Antwort auf unſere zweite noch kurz zu beantwortende Frage. Wir glauben nämlich, in dem, was von uns früher über „Oper und Drama" und die übrigen äſthetiſchen Schriften Wagners geſagt wurde, genügend gezeigt zu haben, wie

die Theoreme des Kunſtphiloſophen doch mehr als einmal mit den Grundſätzen einer geſunden Lehre über Kunſt und Künſte und einer wirklichen Philoſophie des Schönen nicht vereinbar ſind, und daß ſie Ungenügendes, Ungereimtes, bisweilen ſchlechthin Ungeheuerliches bieten. Wir haben aber auch oft genug darauf hingewieſen, wie aus dieſen Theorien, ſelbſt auch da, wo ſie ſich bis zur Dunkelheit und Nacht verwirren, das ſcharfe Licht eines hoch begabten Kunſtgenie's durchleuchte. Dieſes iſt nun auch der äſthetiſche Geſammteindruck des umfangreichſten, großartig angelegten und ausgeführten Werkes der Nibelungentrilogie. Er beweist ſchlagend, daß die Idee vom muſikaliſchen Drama ihre thatſächliche Verwirklichung finden kann. Es läßt ſich nach ihr ein eigentliches Kunſtwerk darſtellen, das inſofern Kunſtwerk der Zukunft heißen kann, als es unſtreitig dem Opergenre neue Bahnen erſchließt. Wie weit dieſelben mit Erfolg werden eingeſchlagen werden, dürfte ſchwer zu ſagen ſein. So viel aber iſt doch auch ſicher, daß Wagners Muſik an die Muſiker in Zukunft eine Forderung ſtellen lehrt, der ſie ſich nicht mehr werden entziehen können — nämlich den Verzicht auf die abſolute Herrſchaft ihrer Kunſt und die Pflicht, den muſikaliſchen Ausdruck der dichteriſchen Idee kräftigſt und tauglichſt anzupaſſen, dieſe zu ſteigern und nicht abzuſchwächen oder gar erſt ſchaffen zu wollen. Darin liegt ohne Zweifel das epochemachende Moment der Wagner'ſchen Tonkunſt, dasjenige, was ſo einnimmt und beherrſcht, daß es Tauſende geben mag, welche darüber jeden andern muſikaliſchen Eindruck nicht mehr richtig zu empfinden vermögen. Das iſt eben die unter uns Menſchen ſtets ſich wiederholende Thatſache des Einfluſſes eines Neuen, das mit gewiſſer Vollkommenheit und Glanzfülle ſich uns vorſtellt. Die Zeit wird das richtige Gleichgewicht wieder herſtellen. Es iſt auch möglich und wahrſcheinlich, daß ſie erſt als eine Art mechaniſcher Reaction einen den Wagner'ſchen Errungenſchaften ungünſtigen Rückſchlag mit ſich bringt. Wagner verlangt von ſeinem Publikum zu viel, als daß es nicht nach einer Weile billigere Genüſſe ſuchte. Wir weiſen nur auf die eine Thatſache hin, daß ſich ſchon heutzutage dasſelbe Publikum nacheinander für „Siegfried" und für Bizet's „Carmen" zu begeiſtern vermag, obwohl beide Werke ſich ſcharf gegenüberſtehen.

Zwei Dinge, welche Wagners Werken, vorab der Trilogie, anhaften, werden mit der Zeit mißlich wirken. Das erſte iſt die Länge und zwar nicht nur des Ganzen, ſondern auch einzelner Theile. Der Dichter vergißt zu oft, daß ſeine langgeſponnenen Dialoge durch das löſende Element der

Muſik unerträglich lang und, weil die Sprache der Leitmotive von Vielen nicht verſtanden wird, langweilig werden. Dieſe maßloſe Ausdehnung der dialogiſirenden Geſangstheile wird ebenſo das gefürchtete Moment der Wagner'ſchen Dramen bleiben, wie ſie das Falſche ſeiner Theorie über die Beziehungen des Wortausdruckes zum muſikaliſchen Ausdrucke handgreiflich zeigt. Auch wird die friſche Kraft und der lebendige Zauber wechſelnder Melodien durch den Scheinreiz der wechſelnden Klangfarben und das Kunſtſtück der Leitmotive nie erſetzt werden können. Die Kunſt wird immer das Kunſtſtück, die Erfindung das Berechnen, die Muſik den Muſiker beſiegen. Mozart wird immer, wenn man ihm nur geſtattet, ſich zeigen zu dürfen, der gefährlichſte Feind Wagners bleiben, weil er die leibhaftige Muſik vorſtellt gegenüber dem Muſik-Meiſter R. Wagner. — Der zweite ſchwache Punkt, der gerade in der Trilogie ſehr angreifbar wird, iſt das Übermaß der Äußerlichkeiten, das die Geſchmackloſigkeit mit dem Ärmel ſtreift. Die Scenen der Rheintöchter, die Walkürencavalcaden, der Marſch der Götter über die Regenbogenbrücke ſind Dinge, die durch die geringſte Störung lächerlich werden. Wir glauben gerne, daß es ſich überaus drollig anſehen mußte, wenn, wie uns aus einer Darſtellung des „Rheingold" auf einer der erſten deutſchen Bühnen erzählt wurde, Wotan, weil ihm unlöſchbarer Götterdurſt auch ſeine phyſiſche Solidität in's Schwanken gebracht hatte, die „Regenbogenbrücke" ſich nicht mehr zu beſchreiten getraute und unter der Wölbung derſelben ſtehend ſang:

Verwünſchte Nicker! —
Wehre ihrem Geneck!

Die Götter lachen laut und beſchreiten die Brücke!

Der ſingende Lindwurm iſt trotz aller Wurmmotive eine lächerliche Ungeheuerlichkeit. Das Thierreich muß im Kunſtwerke der Zukunft Erkleckliches leiſten: ſprechende Vögel, raunende Raben, ein mit Böcken beſpanntes Götterfuhrwerk, ſelbſt der alte brummige Petz gehören zu den Ausſtattungsobjecten.

Gegen allen äſthetiſchen Geſchmack verſtoßen die nicht ſelten wiederkehrenden Rohheiten der Götter und Halbgötter und Menſchen. Siegfried benimmt ſich mehr als einmal über die Maßen ungeſchlacht. Bei Wagner ſoll das reinmenſchlich ſein. Der ganze Charakter dieſes „idealſten aller Heroen" hat überhaupt etwas Zwitterhaftes in ſeiner Erſcheinung. Es iſt derſelbe Fehler, den wir an der Zeichnung des Parſifalcharakters ſchon tadelten. Stimmlich und körperlich zeigt ſich Siegfried als junger

Mann; aber wie er ſpricht und handelt, ſinkt er nicht ſelten in die blühende Zeit der Flegeljahre eines Knaben zurück. Das ſind Dinge, welche eine objective Äſthetik als unverzeihliche Mißgriffe bezeichnen muß, welche aber noch die fatale praktiſche Folge haben können, daß ſie das Publikum an die Grenze des niedrig Komiſchen und Spektakelhaften bringen, die es nur zu bald in hellen Haufen überſchreiten wird. Dieſem iſt es ja gleichgiltig, ob Gott Wotan in Begleitung von Leitmotiven ſeine Derbheiten zum Beſten gibt, oder ob dergleichen in „Carmen" von ſich zankenden und raufenden Sigarieren ohne Leitmotive mit ausgeſpielt werden. Es ſind das Dinge, welche in der Kunſtthätigkeit des modernen Zeitgeiſtes mit einer gewiſſen Allgemeinheit hervortreten, wie man ſich in der letzten Münchener Ausſtellung leider nur zu leicht überzeugen konnte. — Allſeitige Maßloſigkeit und Mangel an künſtleriſcher Selbſtbeherrſchung bilden, wie uns dünkt, das verderbliche Element im Kunſtwerke der Zukunft, wie es uns die Trilogie des Nibelungenringes als Thatſache vorführt.

Den tiefſten Grund dafür können wir aber durchaus nicht in der Verfehltheit der Idee ſelbſt erkennen. Dieſe iſt in ſich richtig, und ein muſikaliſches Drama iſt eine künſtleriſche Möglichkeit; aber in Wagner iſt ſie zur nöthigen theoretiſchen Beſtimmtheit nicht abgeklärt. Deßhalb tritt da, wo die Dichtung der Muſik zu ſpröde wird, außer unerquicklicher Länge, ſtatt der Kunſtidee die Kunſttechnik ein — eine folgenſchwere Verwechslung, welche eine Geſchmacksentartung zur Wirkung haben muß. Wagner erſetzt an zahlreichen Stellen die qualitativen Eigenſchaften des Kunſtwerkes durch quantitative! Sein ganzer ſubjectiver gewaltſamer Entwicklungsgang und die ihm eigenthümliche Verwirrung der einfachſten Begriffe erklären die Sache noch näher, zeigen aber auch zugleich die innere Bedeutung des Kunſtwerkes der Zukunft. Es iſt der Materialismus in den Ideen ſeines Meiſters, der das Werk in ſeinem äſthetiſchen Elemente beherrſcht. Schopenhauers Peſſimismus hat den ethiſchen Einfluß übernommen, wenn er nicht in den Derbheiten, die wir angezeigt, auch das äſthetiſche Element anhauchte. Ein gewiſſer Cynismus, wie er beſonders Gott Wotan eignet, iſt ſo ganz ſchopenhaueriſch geartet. Was den ſittlichen Charakter der Trilogie betrifft, hat Wagner nicht bloß in der „Walküre", ſondern auch in mehreren Partien der anderen Stücke ſo rückſichtslos die einfachſten Forderungen von Scham, Zucht und Sitte bei Seite geſetzt, daß ſich von proteſtantiſcher Seite nicht bloß in England, ſondern

auch in Deutschland ein gerechter Schrei der Entrüstung gegen eine so weitgehende Emancipation der Kunst von der Moral erhob. Denn Norm und Maß von keinem nehmend, als von sich selbst, begnügte sich der musikalische Prophet des „Reinmenschlichen" nicht, wie im Tristan, die schlüpfrigste Erotik mit allem aufregenden Zauber für Aug' und Ohr zu umgeben: er reißt in dieser derben nordischen Götterwelt den hüllenden Schleier entzwei, leiht der brutalen Leidenschaft jeden Aufwand von Wort und Ton, jeden Reiz von Farbe, Licht, Zeichnung, Decoration, und läßt den Vorhang erst dann sich schließen, wenn er zum widrigsten Spiele der unlautersten Leidenschaften die vereinten Kräfte seiner von uns wiederholt geschilderten Erregungsmittel überangestrengt hat. Daß eine solche Darstellung des „Menschlichen", die im „Dämonischen" und „Thierischen" gipfelt, verhöhnend auf Zucht und Sitte wirken muß, liegt auf der Hand.

Man hat zur Entschuldigung des Tondichters gesagt, er habe doch in seiner Trilogie eine recht christliche Idee ausgesprochen, nämlich Untergang des Heidenthums durch seine eigene Schlechtigkeit. Das Letztere ist allerdings der theologische Gedanke, der objectiv dem Ganzen zu Grunde liegt. Doch während die „Schlechtigkeit" mit dem verlockendsten Zauber der Kunst geschildert wird, ist jener erste, richtende und rächende Gedanke weder richtig, das heißt in christlichem Sinne aufgefaßt, noch ernst und wirksam ausgeführt. Falsch ist einmal, daß das Heidenthum an sich selbst zu Grunde gegangen ist. Daß es unterlag und aus der Culturgeschichte unserer Völker verschwindet, ist einzig und allein eine rettende That des barmherzigen Gottes. Falsch ist, daß das Heidenthum dem Reinmenschlichen weichen mußte. Umgekehrt — das Heidenthum ist die Corruption des menschlichen Wesens und Lebens, wie der hl. Paulus in seinem Römerbriefe es zeigt. Nach Wagner ist die ganze Katastrophe, welche über dieses in seiner Götterwelt personificirte Heidenthum hereinbricht, nicht eine vernünftige That, sondern einfach vom blinden Willen abhängig, der den Fluch unabwendbar an das Rheingold und den Ring anheftete. Nicht zu etwas bessern und zu höhern Zielen wird schließlich das Rheingold aufgewendet, sondern einfach seiner Tiefe zurückgegeben. Etwa um für einen neuen Kreislauf bereit zu liegen? . . .

Was R. Wagner zwanzig Jahre hindurch unerschütterlich und mit eisernem Willen — mächtig der Furcht — zu erstreben gewagt hatte,

was sein kühner Schaffensgeist muthig erfand, das lebt siegend seit den Tagen von Bayreuth. Wie aber legt es den Sinn uns dar? Wir haben ein Festspiel des Zeitgeistes mit seiner „Götternoth“ — seinem „endlosen Grimm und ewigen Gram“.

(Schluß folgt.)

Theodor Schmid S. J.

Die „Religion“ des Agnosticismus.

Wohl noch niemals hat der Unglaube sein Haupt so übermüthig erhoben, als in der Gegenwart. Gehüllt in das Prunkgewand der „freien Wissenschaft“, blickt er mit souveräner Verachtung herab auf Cult und Dogma, auf Glauben und Offenbarung. Allein was frommt es ihm? Die Macht der Religion ist eine so hehre, so allbezwingende, daß auch er — mag er wollen oder nicht — sein stolzes Haupt vor ihr beugen muß. Es ist Thatsache, daß selbst die Vertreter der irreligiösesten Lehrsysteme in letzter Instanz doch wenigstens den Schein der Religiosität für sich zu wahren bemüht sind: der Religion soll um jeden Preis ein Plätzchen in ihrem Systeme gesichert werden. Daß die Religion sich diesen Zoll der Anerkennung auch heute noch von den Widerwilligen zu erzwingen weiß, legt ein lautredendes Zeugniß dafür ab, wie mächtig auch in unserer naturalistischen Zeit noch der Strom der religiösen Überzeugungen die Menschheit durchfluthet.

Allerdings beruht dasjenige, was die ungläubigen Lehrsysteme unter „Religion“ verstehen, nur zu häufig auf Schein und Täuschung. An die Stelle der lebensvollen Wahrheit soll ein leerer Schemen treten, welcher Geist und Herz des Menschen gleich unbefriedigt läßt. So oft man ihm fest in's Angesicht schaut, zergeht und zerrinnt er in sein Nichts.

In jüngster Zeit hat sogar der Agnosticismus es versucht, ein religionsphilosophisches System zu construiren. Herbert Spencer, der Hauptvertreter dieser philosophischen Richtung, welche vorzüglich in England, aber auch in Deutschland unter den Naturforschern zahlreiche Anhänger besitzt, hat sich bereits vor wenigen Jahren dieser Mühe unter-

zogen, und er tritt eben jetzt mit einem neuen Beitrag zu seiner Religionsphilosophie in dem darwinistischen „Kosmos“ [1] hervor. Bei dem hohen Ansehen und der weiten Verbreitung, deren diese Philosophie in modern-wissenschaftlichen Kreisen sich erfreut, lohnt es sich wohl der Mühe, gerade sie etwas genauer in Augenschein zu nehmen.

Der Agnosticismus ist bekanntlich eine Weiterentwicklung des durch Comte inaugurirten Positivismus. Gerade nach der religiösen Seite hin ist die allmähliche Entwicklung, bezw. Umwandlung eine so beachtenswerthe, daß wir sie wenigstens mit einigen Strichen zeichnen müssen.

I.

Comte, welcher die positivistische Philosophie [2] in dem bändereichen Werke: „Cours de philosophie positive“ (1830—1842) zur Darstellung brachte, redete dem nackten Atheismus das Wort und schloß auf solche Weise nach gewöhnlichen Begriffen sogar die Möglichkeit der Religion aus. Das Werk war von Comte im Auftrage seines Meisters, des Communisten Saint-Simon, geschrieben, damit es den wissenschaftlichen Unterbau zu dessen schwärmerischen Ideen abgebe. Aber jene Ausmerzung der Religion, auf die Comte's System thatsächlich hinauslief, entsprach durchaus nicht den Absichten und den Anschauungen des Meisters. Mußte er auch eine gute Miene zum bösen Spiele machen, so konnte er doch in der „Vorerinnerung“, mit welcher er das Werk seines Schülers in die wissenschaftliche Welt einführte, nicht jeden Tadel unterdrücken. Er bemerkt schonend, in dem Systeme sei die aristotelische Richtung, worunter er die physische und mathematische Wissenschaft versteht, gegenüber dem platonischen Spiritualismus überwiegend zur Geltung gekommen. In Wahrheit hat Comte mit Allem, was über die unmittelbaren Erfahrungskenntnisse hinausliegt, vollkommen aufgeräumt. Nicht nur Gott, auch Seele, Geist, Kraft, Natur — sind nach ihm bloße Chimären; es gibt keine andere Realität, als die sinnlichen Phänomene. Diese allein und die aus ihrer Ähnlichkeit und regelmäßigen Wiederholung abstrahirten „allgemeinen Thatsachen“ bilden das „Positive“ und machen das einzige Object der Wissenschaft aus. In der Aufführung und systematischen Zusammen-

---

[1] Kosmos, 1884, S. 25 ff.

[2] Mit dieser positivistischen Philosophie beginnt nach Comte die dritte Epoche der Weltgeschichte. Die erste und ursprüngliche war die theologische, die zweite die metaphysische. Näheres hierüber in dieser Zeitschrift, Bd. IX. S. 26 f.

ſtellung der einzelnen Zweige des Poſitiven, d. h. der verſchiedenen Reihen der Erfahrungsthatſachen, beſteht die Aufgabe der Einzelwiſſenſchaften. Insbeſondere wird jedes Forſchen nach der Urſache der Erſcheinungen verpönt, und am allerwenigſten ſoll man von einer höchſten, abſoluten Urſache reden. Dieſe Schroffheit erreicht ihren Höhepunkt in der Behauptung, es gebe nur Einen abſoluten Grundſatz: daß es nämlich nichts Abſolutes gebe[1]. Das iſt der mechaniſch-phyſikaliſche Poſitivismus Comte's aus deſſen erſter Lebensperiode.

Später ging Comte zu einem moraliſchen Poſitivismus über, welcher auch der Religion zu ihrem Rechte verhelfen ſollte. Von einer „theologiſchen“ Religion will er freilich auch hier nichts wiſſen; denn Gott und Seele läugnet er beharrlich. Seine neue Religion nennt er „ſociologiſch“; die menſchliche Geſellſchaft, die ganze Menſchheit mit ihren weſenhaften Beziehungen wird nämlich als Gegenſtand der religiöſen Verehrung aufgeſtellt. Die große menſchliche Familie aller Länder und Zeiten iſt ihm das große Weſen (le grand Être), welches die Stelle Gottes vertreten ſoll. Und weil die Menſchheit der Erde entſtamme, ſo verdiene auch die Erde als zweite Gottheit Verehrung; er nennt ſie den großen Fetiſch (le grand Fétiche). Dieſen zweien wird als dritte Gottheit die große Mitte (le grand Milieu) zugeſellt, nämlich der Raum, in welchem die Erde exiſtirt. Höchſter Gegenſtand des Cultus bleibt aber die Menſchheit ſelbſt, insbeſondere ihre Spitzen, die Heroen[2]. Man ſieht, von der Gotteslängnung zur Abgötterei iſt nur Ein Schritt!

Comte's poſitiviſtiſche Religion iſt heute ſchon ſo gut wie verſchollen. Vieler Anhänger hat ſich der moraliſche Poſitivismus mit ſeiner Menſchheitsreligion überhaupt nie zu erfreuen gehabt. Die meiſten Schüler Comte's blieben bei deſſen urſprünglichem Syſteme ſtehen. Und dieſes Syſtem iſt es auch, welches den Namen Comte's bald über die Grenzen Frankreichs hinaustrug. Die poſitiviſtiſche Philoſophie in ihrer erſten

---

[1] Vgl. Système de politique positive, 1851—1854; Catéchisme positiviste, 1852.

[2] Comte ſelbſt entwarf einen neuen Kalender für die Anhänger der poſitiviſtiſchen Religion. Die Monate führen die Namen der größten Heroen; zu ihnen werden gerechnet: Moſes, Homer, Ariſtoteles, St. Paulus, Gutenberg, Shakeſpeare, Descartes. Die Sonntage ſind nach den Namen der zweitgrößten Heroen benannt; dahin gehören: Numa, Buddha, Confucius, Phidias, St. Auguſtin, St. Bernhard, Boſſuet, Calderon, Molière, Mozart, St. Thomas, Leibniz, Hume. Die Heroen dritten Ranges ſind für die gewöhnlichen Wochentage beſtimmt.

Gestalt fand nämlich in England einen fruchtbaren Boden, und zwar gegen die Voraussicht ihres Begründers. Dieser hatte seine Meinung dahin ausgesprochen, daß die englische Nation in ihrer Gesammtheit zu den für die positivistische Gesellschaftsordnung am wenigsten vorbereiteten gehöre, weil bei ihr das stationäre System sowohl im Weltlichen als im Geistlichen am vollständigsten organisirt sei. Eine Ausnahme, so hatte er freilich gehofft, würden daselbst die auserlesenen Geister (les esprits d'élite) machen; diese seien um so besser vorbereitet [1]. Comte hatte die Engländer nicht in allweg richtig beurtheilt; insbesondere hätte er die wesentlich positivistische Anlage, welche sich bei der englischen Nation vorfindet, nicht übersehen dürfen. Gerade sie nämlich besitzt eine ausgebildete Empfänglichkeit für die reine Thatsache, das reelle Resultat, „the matter of fact“, während die allgemeine Idee, der Gedanke an sich bei der Mehrzahl der Söhne Albions nicht in hohem Curse steht. So hat auch die Wissenschaft in England wesentlich eine empirisch-realistische Richtung genommen. Baco, Hobbes, Locke, Hume bezeichnen ja einige der Hauptphasen, welche die moderne Philosophie in England aufweist. Der Empirismus durchlief gar bald alle Stadien bis zum philosophischen Skepticismus, so daß als Hauptfeld der wissenschaftlichen Thätigkeit die empirische Naturwissenschaft übrig blieb, und auf diesem Gebiete hat England ja auch thatsächlich die schönsten Lorbeeren gepflückt. Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, daß auf solche Weise der Boden für den Positivismus hinreichend vorbereitet war; ja eigentlich fehlte nichts mehr als der Name und das System.

Eingeführt wurde Comte's Positivismus in England durch eine englische Dame, Miß Martineau, insofern nämlich der durch sie angefertigte Auszug aus Comte's großem Werke die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das neue System hinlenkte. Aber es erstand auch sofort ein eifriger Vertheidiger des Systems in dem als fruchtbarer staatsökonomischer und philosophischer Schriftsteller bekannten Stuart Mill. Dieser geht in seinem Empirismus so weit, daß er keiner Erkenntniß, selbst nicht mathematischen Sätzen, mehr als eine hohe Wahrscheinlichkeit einräumen will. Er meint, die Thatsache, daß nach unserer bisherigen Erfahrung zweimal zwei stets vier ergab, hebe die Möglichkeit nicht auf, daß sich dieß auf einem anderen Stern oder in Zukunft bei uns anders verhalte. Indeß wollen wir sein „System der Logik“ und seine auf Utilitarianismus

[1] Comte, Cours de philosophie positive, VI. p. 540 ss.

gegründete Moral hier unbeachtet lassen, um nur seine Stellung zur Religion einigermaßen zu kennzeichnen.

Indem Comte die kategorische Behauptung aufstellte, daß es kein Absolutes gebe, hatte er den Atheismus als Lehrsatz in sein System aufgenommen. Der Skepticismus Mills war consequenter. Mill stellte sich der Gottesidee nicht einfach verneinend gegenüber, sondern er kehrte die Skepsis hervor und suchte einen indifferenten Standpunkt zu gewinnen. Er erklärte die Existenz Gottes nicht als unmöglich, wohl aber als praktisch unnöthig. Damit war indessen für ihn die Frage über die Religion noch nicht entschieden. Seine utilitaristische Richtung drängte ihn zu der Untersuchung über den Nutzen der Religion für das individuelle und das sociale Leben [1]. Wohlgemerkt, die Wahrheit oder Unwahrheit der Religion kommt für ihn dabei gar nicht in Betracht. Seine ganze Untersuchung dreht sich ausschließlich um den Nutzen und läuft zuletzt auf die eine rein praktische Frage hinaus, ob Religion überhaupt zur Befriedigung der idealen Bedürfnisse des Menschen beizubehalten sei oder nicht — etwa in gleicher Weise, als handle es sich um den Besitz eines Landgutes, dessen Reize man bei der Prosa des Alltagslebens von Zeit zu Zeit gern auf sich einwirken läßt. So führt er aus: „So lange das menschliche Leben unzureichend ist, das menschliche Sehnen zu befriedigen, so lange wird es auch ein Verlangen nach höheren Dingen geben, welches seine nächste Befriedigung in der Religion findet. So lange das irdische Leben voll ist von Leiden, so lange wird man der Tröstungen bedürfen, welche der Selbstische in der Himmelshoffnung, der Edelgesinnte in der Liebe Gottes findet." Wie hoch er aber auch den Werth der Religion „als einer Quelle persönlicher Befriedigung und gehobener Gefühle" anschlägt: er ist dennoch der Meinung, die Idealisirung unseres irdischen Lebens könne ein völlig hinreichendes Surrogat der Religion abgeben. Wenn man bedenke, zu einem wie mächtigen Gefühle sich die Vaterlandsliebe bei den alten Völkern herausgebildet habe, so erscheine es durchaus nicht unmöglich, daß die Liebe zum größeren Vaterlande, der Welt, sich durch Erziehung zu einer gleichen Kraft steigern lasse. Sei dieses geschehen, so müsse das also gehobene Gefühl zum Träger der Moral gemacht werden; diese werde dann ihr letztes Genügen finden in dem Bewußtsein der Billigung aller derer, die wir bewundern und verehren. Kämen dazu noch glück-

[1] Vgl. Utility of Religion. Dieser Essay, welcher schon in den fünfziger Jahren geschrieben wurde, bildet den zweiten unter drei Essays über die Religion, welche erst nach dem Tode des Verfassers durch H. Taylor veröffentlicht wurden.

lichere Lebensbedingungen der menschlichen Gesellschaft, wie sie bei der stets fortschreitenden Cultur zu erwarten ständen, so wäre es wahrscheinlich, daß der Mensch, je mehr er mit dem irdischen Leben zufrieden sei, um so weniger nach einem zukünftigen ausschauen werde. Demgemäß ist es das Humanitäts-Ideal, welches hier in letzter Instanz die Religion absorbirt, oder wenn man lieber will, selbst als Grundlage der positivistischen Humanitäts-Religion auftritt.

Indessen macht Mill doch gegen Ende seines Essays auch der theistischen Weltanschauung ein gewisses Zugeständniß. Er meint, wenn man die Idee eines allmächtigen Schöpfers zwar vollkommen preisgebe, dann aber die Welt — nach manichäischer Art — als das Product des Kampfes eines guten und eines bösen Principes betrachte, bei dem es sich um den schließlichen Sieg des Guten handle — ein Ziel, zu dessen Verwirklichung das gute Princip des Beistandes der Menschen bedürfe: so lasse sich gegen die Berechtigung und Tendenz eines solchen „Gottesglaubens" nichts Begründetes einwenden; er sei als Ergänzung seiner Humanitäts-Religion zulässig und darum dem Belieben des Einzelnen anheimzugeben.

Stuart Mill selbst war es, der später diesen Faden wieder aufnahm und ihn weiterspann, aber in einer Weise, daß er dabei den Rahmen des Positivismus bald völlig überschritten hatte. In einem Essay über den Theismus[1] entwickelt er des Weiteren seine Gedanken über jenen manichäischen Gott, für dessen wirkliche Existenz er jetzt entschieden eintritt. Er betont dabei hauptsächlich das Eine, daß die Macht desselben als eine beschränkte zu denken sei, wie hoch und erhaben man auch über seine Weisheit und Güte denken möge. Nur unter dieser Voraussetzung, meint er, könne man Gott den Vorwurf, die Übel in der Welt verursacht zu haben, ersparen. Also eine tausendmal widerlegte Lehre, welche eine ganze Reihe von Generationen, ja viele Jahrhunderte als einen groben Irrthum durchschaut und gebrandmarkt haben, bildet die Höhe der Weisheit, zu welcher sich hier ein Bannerträger der „modernen Wissenschaft" nach einem langen Leben des Denkens und Mühens emporgeschwungen. Ein handgreifliches Beispiel, daß auch von den modernen Heiden das Wort des Apostels gilt: „Evanuerunt in cogitationibus suis." Zudem aber bedeutet bei Mill der Vollzug dieser Schwenkung am Abende seines

[1] Theism. Nach Taylors Angabe wurde dieser Essay in den Jahren 1868 bis 1870 geschrieben.

Lebens ein völliges Preisgeben seines positivistischen Standpunktes. Früher glaubte er von der Wahrheit und Falschheit des Gottesglaubens ganz absehen zu müssen, wie es in der That das Festhalten an den Principien des Positivismus erheischt. Er erklärte in crassester Weise: „Glaube an Gott oder Götter und an ein Leben nach dem Tod wird die Leinwand, welche jedes Gemüth entsprechend seiner Capacität mit solchen idealen Bildern bedeckt, welche es entweder erfinden oder copiren kann.“ In seinem Essay über Theismus ist er nun doch zur Einsicht durchgedrungen, daß „die wichtigste Eigenschaft einer Meinung über irgend einen bedeutenden Gegenstand ihre Wahrheit oder Falschheit ist“, und zu diesen „bedeutenden Gegenständen“ rechnet er jetzt auch die Religion. Dieselbe soll als „streng wissenschaftliche Frage“ behandelt werden, und darum unternimmt er es, die Lehre von der Existenz und den Attributen Gottes auf ihre objective Wahrheit zu prüfen. Es leuchtet ein, daß dieses nicht etwa ein vom Positivismus bloß abweichender, sondern ein ihn vollkommen aufhebender Standpunkt ist.

Angesichts so einschneidender Wandlungen, welche sowohl Comte als Stuart Mill durchgemacht haben, ist das Lob größerer Consequenz wohl am Platze bei demjenigen Vertreter der positivistischen Philosophie, auf den seit einiger Zeit die Führerrolle übergegangen ist. Dieser ist Herbert Spencer.

(Fortsetzung folgt.)

Aug. Langhorst S. J.

Molière.

Biographisch-kritische Studie.

(Fortsetzung.)

IV. Die Ehe (1661—1662).

Molière zog nach einem zweiten, ebenso mißglückten Versuch den „Dom Garcia" vollständig zurück und ließ auch späterhin das Werk als minderwerthig aus der Sammlung seiner gedruckten Stücke fort. Die Ablehnung dieses Stückes durch das Publikum war übrigens nicht das einzige Mißgeschick, welches gleich zu Anfang die Gesellschaft im neuen Theater traf; der Geschäftsgang war überhaupt ein so flauer und armseliger, daß die Aufführungen für geraume Zeit ganz unterbleiben mußten. Das änderte sich aber mit Einem Schlage, als am 24. Juni 1661 der Dichter mit einer neuen Komödie die Bühne bestieg und den beifallspendenden Zuschauern seine „Männerschule" vorführte. Molière hatte sich selbst wieder gefunden und machte mit äußerstem Glück einen Schritt weiter zur Charakterkomödie, deren vollendetste Muster er später selbst schaffen sollte.

Die „Männerschule" tritt mit dem Anspruch auf, die richtige und zugleich künstlerische Lösung eines so schwierigen Problems zu sein, wie es die rechte Mädchenerziehung ist. Leider können wir aber bei aller Achtung vor gelungenen Einzelnheiten die Komödie Molière's weder als eine richtige noch als eine künstlerische Lösung der Frage gelten lassen.

Die Frage, ob mit Strenge oder mit Güte bei der Kindererziehung mehr zu erreichen, hat schon seit den ältesten Tagen die Dichter zu dramatischen Bearbeitungen und Lösungsversuchen herausgefordert. Um auf Diphilus und Plautus nicht weiter einzugehen, sei hier nur besonders an Menanders und Terenzens Stücke „Adelphi" erinnert, die in spätern Zeiten Lorenzino de Medici zu seinem „Aridosia" begeisterte, welchen seinerseits wieder Pierre Larivey in's Französische übertrug. Es ist in allen diesen Stücken immer „dasselbe Spiel. Zwei Brüder ungleichen Charakters werden einander gegenübergestellt. Der eine ist streng, egoistisch, argwöhnisch und engherzig, während der andere sich als gütig, nachsichtig und vertrauensvoll bethätigt. Jeder hat einen Sohn, den er nach seiner Weise behandelt. In den meisten Stücken erzielt die Güte des Letztern ein besseres Resultat, als die Strenge des Erstern. Nur Terenz beweist in seinem geistvollen Stück, daß keine Theorie etwas taugt. Ihm lag jede moralisirende Absicht fern, und er blickte lachend auf die arme Welt herab, in der sich alle Menschen so vergeblich quälen" [1].

[1] Lotheißen, Molière, S. 129.

Ob dem römischen Dichter wirklich „die moralisirende Absicht fern lag", sei dahingestellt; jedenfalls kam er der wahren Lösung näher. Güte allein ohne die nöthige Klugheit und Strenge muß ebenso verderblich wirken, als übertriebene Strenge und einseitiges Einschränken. Nicht darin liegt unseres Erachtens die falsche Lösung Molière's in der „Männerschule", daß Isabella untreu wird, sondern darin, daß Leonore so unversehrt dargestellt ist. Wir begegnen in diesem Sittenstück Molière's einem Grundfehler einer ganzen Reihe von Bühnenwerken, der schwerwiegend genug ist, hier des Nähern erörtert zu werden. Der christliche Dichter, oder sagen wir besser, der Dichter, welcher für eine christliche Gesellschaft schreibt, kann unmöglich bei einer Sittlichkeitsfrage so weittragender Art, wie es die Erziehung der Mädchen ist, diese Frage vollständig von der christlichen Moral und den von ihr gebotenen Regeln und Hilfsmitteln loslösen und sie als ein rein natürliches Problem betrachten. Die Sittlichkeit der Frau wie des Mannes beruht auf dem Gewissen, und das Gewissen ist durchaus vom religiösen Glauben abhängig. Ferner ist wohl zu merken, daß die Religion ihrerseits auch ein Wörtchen zur Lösung der Erziehungsfrage gesagt hat, und dieses Wort durchaus nicht mit der Lösung Ariste's in der „Männerschule" übereinstimmt, sondern im Gegentheil eher fast nach der Seite Sganarelle's hinneigt, d. h. zu einer durch Klugheit und Liebe gemäßigten Eingezogenheit und Strenge. Diese Abschweifung war nöthig, weil eben dieses Stück sich als richtige Lösung einer Sittlichkeitsfrage breit macht, die es doch nicht ist. Übrigens ist auch die künstlerische Seite nicht ganz ohne Fehler.

Die Frage hätte nämlich ganz gestellt werden müssen; zwischen dem gar zu nachsichtigen Ariste und dem gar zu strengen Sganarelle, d. h. zwischen den beiden Äußersten gibt es ein Drittes, und dieses Dritte, die vernünftige, durch Güte gemäßigte Strenge und die von Klugheit geleitete Nachsicht, hätte nothwendig den Sieg davontragen müssen — sonst bleibt nur die Lösung des Terenz übrig. Doch das ist nicht einmal die Hauptsache. Auch die ganz unnatürliche, willkürliche Annahme nicht, daß zwei Brüder zwei fremde Kinder erziehen und diese später zur Frau nehmen sollen. Solche Aufgaben stellt nur die Komödie behufs effectvollerer Lösung. Aber, die Aufgabe angenommen, wie sie hier gestellt ist, hätte die Lösung, selbst im Sinne Molière's, consequent doch wohl durch die Strenge herbeigeführt werden müssen; denn das war zu beweisen. In der That ist es aber nicht die Strenge, sondern die ganz unglaubliche Dummheit Sganarelle's, der sich wirklich wie ein in die Welt gestürzter Tölpel zum Liebesboten brauchen läßt, ohne auch nur einmal einen Verdacht zu äußern. Wir sind durchaus der Meinung, daß gerade der Charakter des Sganarelle verfehlt ist. Im ersten Acte lernen wir ihn als eine gerade, redliche Natur nach alter Art, mit mancherlei Eigenheiten zwar, aber mit gesundem Menschenverstande, kennen; im zweiten und dritten Act dagegen sinkt er immer mehr — auch in sittlicher Beziehung — in unserer Achtung; er, der früher ein ehrenwerthes Original war, wird jetzt zur verächtlichen Carricatur, und das scheint uns unwahrscheinlich.

Sganarelle ist übrigens in anderer Beziehung der interessanteste Charakter

dieſer Komödie; denn er iſt kurz und gut die erſte, wenn auch nur ſehr im Rohen bearbeitete Skizze des „Miſanthropen“. Man könnte ſogar Alceſte, den Menſchenfeind, direct an den Sganarelle des dritten Actes der „École des maris“ anknüpfen. Doch davon ſpäter.

Die neue Komödie errang einen durchſchlagenden Erfolg, und Molière's Truppe ſtand wieder im Vordergrund der allgemeinen Aufmerkſamkeit und Gunſt. Dieß zeigte ſich auch durch den ehrenvollen Auftrag, welcher von Seiten des damals allmächtigen Finanzminiſters Foucquet an ſie erging, durch ihre Vorſtellungen ein Feſt zu verherrlichen, welches er ſeinem jungen König in Vaux zu geben gedachte. Molière ſchrieb für dieſe Gelegenheit in zwei Wochen ſeine „Fâcheux“, ein als einheitliches Kunſtwerk in ſich zwar unbedeutendes, aber in mehrfacher Beziehung anderweitig ſehr intereſſantes Stück. Zuerſt war es die königliche Mitarbeiterſchaft, welcher Molière eine ganze Scene oder vielmehr einen Originalcharakter ſeiner Gallerie von „Ärgerlichen“ [1] verdankte. Es war nämlich kein Geringerer als Ludwig XIV. ſelbſt, welcher den Dichter auf den lächerlichen Charakter des renommiſtiſchen Jägers hinwies und dadurch indirect die Verantwortung für die ſcharfen Satiren übernahm, die Molière von nun an mit dem größten Behagen gegen die Hofleute, Adeligen, Junker und Stutzer zu ſchleudern nicht müde wird. Ohne an dem Alleinherrſcher einen ſichern Rückhalt zu haben, hätte Molière nie und nimmer dieſen Feldzug eröffnen dürfen; aber jetzt — wo zudem die Niederlage und Verhöhnung des Geburtsadels in den Intereſſen Ludwigs lag — konnte ſchonungslos gegen die Marquis und Comtes vorangegangen werden. Es iſt nicht zu läugnen, dieſe hatten durchaus eine Züchtigung verdient. Sehen wir nur gleich die Reihe der Läſtigen an, welche im Verlauf des Stückes die Geduld des Helden auf die Probe ſtellen. Mit Ausnahme des Gelehrten und Pedanten Caritidès und der beiden Damen haben wir es nur mit abſurden Marquis zu thun. Der Marquis im Theater, der Marquis als Componiſt neuer Tänze, der Marquis als Duellnarr, der Marquis als Spieler, Jäger u. ſ. w. u. ſ. w.: das alles waren Typen, wie ſie bei Hofe allbekannt waren und wie ſie zu Dutzenden den Komödien Molière's beiwohnten und meiſtens klug — oder dumm? — genug waren, ihr eigenes Conterfei zu beklatſchen.

Der dramatiſche Knoten iſt ſehr loſe geſchlungen. Ein Liebhaber hat von ſeiner Erwählten Ort und Stunde eines Stelldichein erhalten und will ſich zu demſelben begeben. Gerade zu dieſer für ihn ſo wichtigen Zeit wird er auf Schritt und Tritt von den Plagegeiſtern der verſchiedenſten Art aufgehalten und verfehlt dadurch mehrere Male die Geliebte, bis ſich ſchließlich Alles noch durch einen glücklichen Zufall zum Beſten wendet.

Der Erſte, welcher ihn anfällt, iſt der „Theater-Marquis“. Bei Beſprechung der „Preciöſen“ ſagten wir, wie nothwendig die ſchöngeiſtigen Damen geweſen, um der Geſchmacksverwilderung durch den Adel, die meiſtens im

[1] So geben wir den Titel „Les fâcheux“. Man kann ebenſo gut überſetzen: „Die Langweiligen“, „Die Plagegeiſter“.

Kriegs- und Lagerleben ſich „gebildet" hatte, einen Damm entgegenzuſetzen. Als Probe des Converſationstones ſollten wir eigentlich die Charakteriſtik des Theater-Marquis folgen laſſen; allein ihr Umfang iſt zu groß, und ein Auszug könnte nur ein ſehr verblaßtes Bild geben.

Nicht minder treffend geſchildert iſt der Duell-Marquis. Auch dieſes Charakterbild hat einen hiſtoriſchen Hintergrund, da Ludwig XIV. unter ſtrengen Strafen das Duell verboten hatte. Molière ergreift verſchiedene Male die Gelegenheit, dieſes Verbot des Königs zu loben und auf deſſen Aufrechterhaltung zu dringen:

. . . Notre roi n'est pas un monarque en peinture.
Il sait faire obéir les plus grands de l'État
Et je trouve qu'il fait en digne potentat[1].

Auch die „Preciöſen" ſind durch Orante und Climène vertreten, welche ſich über die höchſt wichtige Galanteriefrage ſtreiten: „Welches das Zeichen größerer Liebe ſei, Eiferſucht haben oder keine haben."

Am meiſten gelobt wird das Porträt des läſtigen Pedanten, und künſtleriſch ſteht es auch wohl am höchſten von allen anderen, abgeſehen davon, daß es ſeinerſeits wieder der erſte Entwurf einer ganzen komiſchen Bilderreihe iſt, welche uns den lächerlichen Gelehrten zur Darſtellung bringen. Nichts iſt köſtlicher als die breite, halb ängſtliche, halb ſelbſtbewußte Umſtändlichkeit des Herrn Privatgelehrten; er iſt nicht einer jener Gelehrten auf us, denn nichts iſt gewöhnlicher als ein lateiniſcher Name; Griechiſch klingt viel vornehmer, und darum nennt er ſich Caritidès. Er hat eine Bittſchrift an den König aufgeſetzt und möchte ſie durch den armen Helden der Komödie an ihre Adreſſe gelangen laſſen. Auf offener Straße muß dieſer die Leſung des Meiſterwerkes anhören, und wir glauben, auch unſere Leſer nicht damit verſchonen zu ſollen. Sie lautet:

„An den König.

Sire!

Ihr demüthigſter, gehorſamſter, treueſter und gelehrteſter Unterthan und Diener, Caritidès, Franzoſe von Geburt, Grieche von Profeſſion, hat ſich die großen und bemerkenswerthen Mißbräuche zu Herzen genommen, welche man ſich täglich zu Schulden kommen läßt bei den Inſchriften der Schilder von Häuſern, Läden, Wirthsſtuben, Ballſälen und anderen Örtlichkeiten Ihrer guten Stadt Paris, indem gewiſſe Dumm-

[1] Seit Langem hatten zwar Geſetze gegen das Duell beſtanden, aber die Könige waren ſelbſt nicht ſtreng genug in der Ausführung. So hatte Heinrich IV. in Zeit von ſechs Jahren mehr als 7000 Begnadigungsbriefe gegen Duellanten erlaſſen, obgleich die Manie des Duells ihm ſchon 7000—8000 Edelleute gekoſtet hatte! Unter der Regentſchaft Anna's von Öſterreich nahm das Unweſen noch bedeutend zu, ſo daß dieſe beſorgte Dame kein anderes Mittel ſah, als den jungen König erklären zu laſſen, er werde keinen Duellanten begnadigen. Bei ſeiner Krönung beſchwor dann Ludwig XIV. dieſe Erklärung und ließ ſie in das Krönungs-Ceremonial aufnehmen, ſo daß alle künftigen Könige denſelben ausdrücklichen Schwur ablegen mußten. Daß dieſes Mittel dem Unweſen, wenn auch nicht ganz den Garaus gemacht, ſo doch einen empfindlichen und nachhaltigen Stoß verſetzte, lehrt die Geſchichte.

köpfe, welche die besagten Inschriften aufsetzen, durch eine barbarische, gefährliche, verderbliche und verabscheuungswürdige Orthographie jede Art von Sinn und Verstand umkehren, ohne Andacht für die Etymologie, Analogie, Energie und Allegorie irgend welcher Art, zum größten Ärgerniß des Gemeinwesens der Wissenschaft und der französischen Nation, welche durch obbemeldete Mißbräuche und schmachvollen Fehler sich in den Augen der anderen Völker, und vorzugsweise der Deutschen, herabsetzt, welche als neugierige Leser und Inspectoren vielbesagter Inschriften bekannt sind. . . .

Eraste:

Die Bittschrift ist sehr lang und könnte wohl mißfallen.

Caritidès:

O Herr! auch nicht ein Wort darf drin gestrichen werden.

Eraste:

Dann weiter nur!

Caritidès:

. . . Bittet demüthig Ihre Majestät, für das Wohl Ihres Staates und die Ehre Ihrer Regierung zu schaffen die Stelle und das Amt eines General-Controleurs, -Intendanten, -Correctors, -Revisors und -Restaurators vielbemeldter Inschriften und mit sothaner zu beehren den Bittsteller, in Anbetracht einestheils seines seltenen und gewaltigen Wissens, anderentheils wegen der großen und ausgezeichneten Dienste, welche er dem Staat und Ew. Majestät geleistet hat, indem er das Anagramm Ihrer vorbenannten Majestät in Französisch, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch, Arabisch . . .“

Hier hält's Eraste nicht mehr aus, er nimmt dem Gelehrten die Bittschrift ab und macht sich aus dem Staub.

Man kann sich denken, wie die lebenslustige Gesellschaft sich bei solchen Satiren amüsirte, besonders da sie sah, wie dem jungen König die Züchtigung seiner Hofleute gefiel und es ruchbar wurde, daß Ludwig selbst bei dieser Züchtigung seine königliche Hand im Spiele hatte.

Aber bald sollte es den gegeißelten und lachenden Marquis doch unheimlich werden in Vaux. Ludwig ließ es nicht beim Lachen bewenden, wenn er seine Umgebung in die Schranken, d. h. in den Abgrund ihres Nichts zurückweisen wollte. Auch darum wird die Komödie der „Plagegeister“ ihre Bedeutung behalten, weil mit ihrer ersten Aufführung auch die erste Äußerung der königlichen Eifersucht und die absolutistischen Gelüste Ludwigs auf eine tragische Weise zu Tage traten.

Das Fest in Vaux hatte am 17. August 1661 stattgefunden, und die Willfährigkeit des Königs, der Einladung seines Ministers nachzukommen, hatte diesen in eine solche Sicherheit über seine Stellung bei Hof gewiegt, daß er einen über die Maßen tollen Streich beging und die damalige Geliebte des Königs, Mademoiselle de la Vallière, mit Liebesanträgen zu behelligen wagte. Kaum hatte Ludwig diesen höchsten Gipfel der Anmaßung eines Franzosen gegen seinen König in Erfahrung gebracht, als die längst gegen Foucquet angesammelte Ungnade den äußersten Grad des Zornes erreichte und er nur mit Mühe abgehalten werden konnte, mitten während der Festlichkeiten den Frevler zu vernichten. Aber am Schluß der Feste führte

Ludwig ihn mit sich nach Nantes, ließ ihn hier am 5. September verhaften und verlangte geradezu seinen Tod. Indeß vertheidigte sich Foucquet nicht ohne Geschick und mit dem Muth der Verzweiflung, so daß ihn selbst die für Ludwig günstig gesinnten Richter nur zum Verlust des Vermögens und zur Verbannung verurtheilten. Ludwig verschärfte eigenmächtig diesen Spruch in lebenslänglichen Kerker. Neunzehn Jahre schmachtete der einst allmächtige Foucquet in den Festungsräumen von Pignerol und starb von Allen vergessen und gemieden im Jahre 1680. Von den zahlreichen Dichtern und Günstlingen wagte es nur der „Bonhomme" Lafontaine, in einem Gedicht um Gnade für den Gestürzten zu flehen, und ein ehemaliger Mitschüler Molière's, Hesnault, richtete ein geharnischtes Sonett an den Rivalen und Nachfolger Foucquets, Colbert [1]. Molière selbst war vorsichtiger. Er hielt zum Stärkern und widmete die gedruckte Ausgabe der „Fâcheux" keinem Geringeren, als seinem königlichen Mitarbeiter Ludwig.

Da das Stück in der Erinnerung des Publikums zu sehr mit dem Falle Foucquet's und dem bei dieser Gelegenheit zum ersten Male unheimlich aufleuchtenden Herrscherzorn des Gewaltigen verknüpft war, glaubte der Dichter dasselbe nicht gleich in Paris aufführen zu sollen. Erst bei Gelegenheit der Geburt des Dauphins (1. Nov. 1661) ging es mit einer leisen Anspielung auf das hohe Ereigniß als Festspiel über die Bretter des Palais Royal [2].

Wenn jemals, so hatte der Dichter um jene Zeit die ganze Gunst und Nachsicht des Königs vonnöthen. Molière wollte nämlich heirathen, und die Wahl seines Herzens war auf eine Person gefallen, welche ihm die bedenklichsten Umstände, ja höchst wahrscheinlich die strengsten Gesetze der Natur, der Religion und des Landes streitig machten.

So ständen wir denn vor dem dunkelsten Punkte im Leben Molière's — dunkel nicht bloß, weil etwas ganz Sicheres nicht zu erkennen ist, sondern dunkler noch, weil er im günstigsten Falle auf Molière's Charakter noch schwarze Schatten genug wirft. Wir wollen an dieser Stelle mit der ganzen Gründlichkeit unserer Vorgänger und der quellenmäßigen Breite des Untersuchungsrichters auf ein so unerquickliches Thema nicht eingehen, und unsere Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir sie nicht tiefer als nöthig in die Geheimnisse und Leiden eines Haushaltes einweihen, von dem selbst die anständigeren Lobredner Molière's sagen müssen, „er ist nicht reinlich". „Man mußte suchen, so wenig als möglich von diesen Verhältnissen zu reden. Es war schon unschön genug, daß ein Mann (Molière), der Jahre lang mit der Mutter gelebt hatte, plötzlich die Tochter heimführen wollte ... Hätte er anders die Tiefe des Herzens so ergründen, die Macht der Leidenschaft, der Eifersucht, den Schmerz der Verzweiflung und die Wonne der Versöhnung so wunderbar schildern können?" [3]

[1] Vgl. Molière-Museum, I. S. 36.

[2] Nur im Vorbeigehen sei noch die literargeschichtlich nicht uninteressante Bemerkung gemacht, daß die „Fâcheux" die erste Komödie mit Ballet (die sogenannte Comédie-Ballet) waren und dieses Kunstgenre somit Molière zum Erfinder hat.

[3] Lotheißen S. 141.

Also, um fähig zu sein, seine Komödien zu schreiben, mußte Molière in den bis heute über ihm schwebenden Verdacht kommen — *seine eigene Tochter geheirathet zu haben.*

Es ist durchaus nicht Veuillot, der uns diesen Satz auf die Zunge legt, sondern der ruhigste und objectivste Lobredner Molière's in Deutschland, W. Mangold, der sich übrigens in diesem Punkte im vollsten Einvernehmen mit den geschichtlichen Documenten befindet [1].

Sehen wir von dem zweifelhaften Ursprung der Braut ab, ob sie wirklich die jüngere Schwester Madeleine Béjarts [2], oder deren Tochter, entweder von dem Grafen von Modena oder von Molière selbst war — so finden wir doch noch genug Anhaltspunkte im Charakter und Alter des Mädchens, um die Heirath mit ihr „als den Fluch des Lebens Molière's" [3] zu betrachten.

Armande gehörte seit jeher zur Theatergesellschaft Molière's. Im Jahre 1653 erschien sie als zehnjähriges Mädchen in der Rolle einer Nereide in Corneille's „Andromède". Seitdem erlaubte Molière nicht mehr, daß die Kleine öffentlich auftrete. Armande war das „Kind der Truppe" und wurde von Allen verhätschelt; kein Wunder, wenn es sich so zu einem eitlen, sinnlichen Charakter ohne jeglichen Halt entwickelte. Sie war in einer Freiheit aufgewachsen, wie Ariste etwa auch seine Pflegbefohlene hätte aufwachsen lassen, wenn er Komödiant gewesen. Mit der Zeit erwachte in Molière eine Alles überragende Leidenschaft zu dem 18jährigen Mädchen, und weder die Rücksicht auf seine bisherige Geliebte Madeleine — die natürlich im höchsten Grade gegen diese Heirath erbost war — noch der Unterschied der Jahre (Molière zählte nahezu vierzig), noch endlich der leichtfertige Charakter Armandens konnten den Dichter von einer Verbindung zurückschrecken.

---

[1] Molière-Museum, III. S. 156. Hier heißt es über Lotheißens Biographie Molière's: „Andererseits *läßt sich nach dem jetzigen Stand der Forschungen noch nicht behaupten, die Anklage, Molière habe seine Tochter geheirathet, sei ‚sicher widerlegt', auch wenn man ihr noch so wenig Glauben schenken darf*" (?). — Wir glauben daher unsererseits mit dem Worte „*Verdacht*" am vollständigsten den jetzigen Charakter des Vorwurfes zu bezeichnen; denn wir können die Anklage weder als grundlos abweisen, noch als begründet annehmen.

[2] „Wir erblicken in dem Versuche, Madeleine und Armande als Geschwister hinzustellen, gern ein Zeichen der Achtung vor Molière; aber unseres Erachtens wird Molière's reiner Charakter nicht dadurch befleckt, daß er, dem Drange seines Herzens folgend, ein verführerisch schönes Kind zur Gattin nahm, die Tochter derjenigen Frau, die 15 Jahre vorher [und auch seitdem immer!] seine Geliebte gewesen war" (Lindau, a. a. O. S. 40). Zu so haarsträubenden Concessionen an das Genie und den „Herzensdrang" kann sich nur ein Moliérist wie Paul Lindau erschwingen. Wir glauben aber immer und immer wieder auf die Consequenzen dieses Genie-Cultes zurückkommen zu sollen, weil derselbe bei dem heutigen Unglauben die einzige, wohlfeile Religion der „Gebildeten" ist und auch manche sonst edel Denkende in seine fatalen Kreise bannen möchte.

[3] Lotheißen braucht diesen Ausdruck S. 144.

„Auf dem Punkte, ſich zu verheirathen, ſchreibt Molière ‚Die Schule der Ehemänner'; zweifelnd und hoffend zugleich theilt er ſich in Sganarelle und Ariſte ... Wer die „École des maris" mit Aufmerkſamkeit und Verſtändniß lieſt, wird die verhängnißvolle Schwäche, welche Molière beging, indem er ſein Schickſal an das einer leichtfertigen, koketten kleinen Perſon feſſelte, vollkommen begreifen und Mitgefühl für den unglücklichen Mann empfinden müſſen, zumal wenn man die reizende und verführeriſche Perſönlichkeit des Mädchens in Betracht zieht." [1]

Die Braut ſelbſt fand in der Ehe mit Molière die größten Vortheile. Wie die Eleonore in der „Schule der Ehemänner", deren Rolle ſie ſpielte, erhielt ſie von ihrem Ariſte-Molière das Verſprechen:

... Ich hab' ihr nie verwehrt,
An Bällen ſich, am Schauſpiel, an gewählter
Geſellſchaft, an Concerten zu erfreuen:
Das Alles, mein' ich, ſei ſehr wohl geeignet,
Geiſt und Verſtand der Jugend auszubilden;
Und beſſer als ein Buch belehrt die Schule
Der Welt ſie über ſeinen Ton und Sitte.
Sie findet Freud' an Kleidern, Band und Spitzen
Was ſchadet's? Ihrem Wunſche füg' ich mich:
Das ſind Behaglichkeiten, die man gern,
Wenn man das Geld hat, jungen Mädchen gönnt.
Ich weiß, daß uni're Jahre wenig ſtimmen,
Und volle Freiheit laß ich ihrer Wahl.
Wenn dann viertauſend Thaler ſich'rer Rente,
Gefällige Sorg' und große Zärtlichkeit
In dieſem Bund nach ihrer beſten Einſicht
Den Unterſchied des Alters auszugleichen
Vermögen — wohl, ſo nimmt ſie mich; wo nicht,
Wähle ſie einen Andern [2].

Es konnte Armanden in der That nicht gleichgiltig ſein, durch die Ehe mit Molière als Frau Director in eine unabhängige, geehrte Stellung, beſonders der eiferſüchtigen Überwachung Madeleine's gegenüber, zu treten. Auch ſchmeichelte der Ruhm und die Hofgunſt, welche Molière als Dichter und Schauſpieldirector genoß, ihrer Eitelkeit — und dazu verſprach ihr nun Molière noch alles, wonach ihr Herz ſo ſehr verlangt hatte: Kleider, Feſte, Bälle und Freiheit der Bewegung!

So verſuchte denn Molière leichten Sinnes, mit ſeiner Armande als Ariſte und Eleonore die Stichprobe auf ſeine „Ehemännerſchule" zu machen! Und es war leider kein Zufall, daß dieſelbe über die Maßen traurig ausfiel.

Die Trauung fand am Dienstag Nachmittag den 14. Februar 1662 ſtatt. Nach den Aufzeichnungen La Grange's hatte man an dem Nachmittage bei irgend einem Großen als „Visite" die „Visionnaires" von Desmarets und

[1] Lindau S. 45.

[2] „École des maris", Act I. Scene 2.

die „Ehemännerschule“ gegeben, nach deren Schluß Molière die Sganarelle-Schminke[1] der Komödie abwusch, um eine Stunde später als Ariste an den Altar zu treten. Der trockene Registrator La Grange vermeldet dieses für die ganze Gesellschaft so wichtige Ereigniß mit den kurzen Worten: „Mariage de Mr. de Molière au sortir de la visite.“ Nach der Komödie die Tragödie! Wie bald sollte der arme Dichter als Sganarelle der Wirklichkeit auch von seiner jetzigen Eleonore ausrufen:

Nein, nein, zu viel! ich kann mich nicht erholen,
Ihr gleißnerischer Trug macht mich schier rasend!
Ich glaube nicht, daß selbst Beelzebub
So tückisch, so verlogen ist, wie jene!
Auf ihre Treue hätt' ich diese Hand
Gelegt in's Feuer. — Weh, wer Weibern traut!
Die Allerbeste ist noch immer teuflisch!
Verwünscht Geschlecht, zu unserm Leid erschaffen!
Auf ewig sag' ich dieser Brut Valet![2]

Der alte Poquelin wohnte in der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois der Eheschließung bei, die wahrscheinlich nur auf Grund eines gefälschten Taufscheines der Braut stattfand. Das neuvermählte Paar miethete eine besondere Wohnung in der Rue Richelieu, kehrte aber aus unbekannten Gründen bald wieder zu der gemeinsamen Wohnung der Béjart's und de Brie's zurück. Als die Ehe bekannt wurde, gab es in der Stadt und bei Hofe allerlei Bemerkungen und Anklagen. In einem Briefe Racine's finden wir sogar die Bemerkung, „daß Montfleury eine Anklageschrift gegen Molière abgefaßt und sie dem Könige eingereicht habe. Er beschuldige darin Molière, seine eigene Tochter geheirathet zu haben, aber Montfleury sei am Hofe nicht gehört“[3].

Wir werden gleich noch ausführlicher auf diese Anklagen und die Art zurückkommen müssen, mit welcher sowohl Molière als Ludwig dieselben aufnahmen und beantworteten. Hier sei nur erwähnt, daß sich die zeitgenössische Anklage bis auf den heutigen Tag erhalten hat und durch mehrere in der letzten Zeit aufgefundene Schriftstücke weder endgiltig entkräftet noch als zweifellos dargethan wurde[4].

Schon während der Flitterwochen arbeitete Molière fleißig an einer neuen Komödie, einem Seitenstück oder vielmehr einer Fortsetzung der „Ehemännerschule“. Das neue Stück heißt: „Die Schule der Frauen“, und wir haben nicht wenig Grund, anzunehmen, daß Frau Molière, so jung sie auch war, in dieser Schule die Lehrmeisterin gewesen.

In etwas übertriebener Weise nennt Lindau dieses Lustspiel „ein Trauer-

---

[1] Molière spielte in diesem Stücke immer den Sganarelle.

[2] „École des maris“, Act III. Scene 10.

[3] Vgl. Lindau S. 34, Anm. 2.

[4] Vgl. über den Stand der Frage Jules Loiseleur, Les points obscurs de la vie de Molière. Paris 1877.

ſpiel, welches kaum menſchlich ergreifender ſein könnte". Die ganze Tragik liegt indeß nicht in der Komödie, ſondern darin, daß Molière zu jener Zeit dieſe Komödie ſchrieb, d. h. darin, daß ſie wie eine Art Galgenhumor in ihrem luſtigen Scherze von dem tiefſten Seelenjammer des Dichters durchzittert iſt.

Vergegenwärtigen wir uns zuerſt noch einmal die „Männerſchule".

Zwei Brüder — Ariſte und Sganarelle — haben zwei Schweſtern als junge Waiſen zur Erziehung übernommen oder vielmehr von deren Vater, einem gemeinſamen Freunde, überkommen, und wollen dieſelben ſpäter wo möglich auch heirathen. Jeder der Brüder ſucht nun ſein Mündel ſo zu erziehen, daß ſie eine gute, treue Gattin werde; Ariſte überdieß will ſeiner Pflegbefohlenen noch alle Freiheit der Wahl laſſen, ſo daß, falls ſie ihm, dem Alten, nicht herzensfreudig ihre Hand geben will, ſie frei einen Anderen zum Gatten nehme. Ariſte's Erziehungsweiſe iſt eine freiſinnige; er geſtattet dem Mädchen Alles und verläßt ſich darauf, daß ſie ſich ſelbſt vor allem Unedlen bewahre. Denn er geht von dem Grundſatz aus: Tugend, die ſich nicht ſelbſt bewacht, verdient nicht von Anderen bewacht zu werden. Sganarelle iſt entgegengeſetzter Anſicht. Er verſchließt ſeinen Schatz hinter dreifacher Thüre; ſein Mündel ſoll nichts kennen lernen, als ihn und ſeinen Dienſt. Sein Grundſatz lautet: Man hat die Frauen, wie man ſie ſich zieht. Kennt ſie nur mich, ſo wird ſie nach keinem Anderen Verlangen tragen und mich trotz meines Alters nehmen. Der Gang des Stückes iſt bekannt. Die unerfahrene junge Iſabella fängt ſich in den Netzen des jungen, hübſchen Valère, und trotz aller Vorſicht und aller gegentheiligen Maßregeln Sganarelle's werden ſchließlich Beide ein Paar. Sganarelle ſteht am Ende des Stückes als der arme, geſoppte und betrogene Schelm da, der mit dem bekannten furchtbaren Fluch auf alle Weiber ſeinem ehrlichen, aber einfältigen Herzen Luft macht.

Die Frage der „Männerſchule" war alſo: Wird Ariſte's oder Sganarelle's Erziehungsprincip am beſten die Liebe und Treue der jungen Mädchen gewinnen? Die „Frauenſchule" ſpinnt das Thema weiter und fragt: „Wie hat es der Mann anzulegen, um von ſeiner Frau in der Ehe nicht betrogen zu werden?" Im Grunde freilich behandeln beide Stücke faſt gleichmäßig beide Fragen; das erſtere betont nur nachdrücklicher die Frage der Liebe, das zweite die der Treue.

Sganarelle wird hier zum Mr. Arnolphe, Ariſte zum Chryſalde; Iſabella finden wir in der Agnès, Valère im Horace wieder. Die Vorausſetzungen des Stückes ſind faſt dieſelben wie oben. Arnolphe hat ein Waiſenkind angenommen, in einem entfernten Kloſter in aller Unwiſſenheit erziehen laſſen und gedenkt nun an ihr, die er in wenigen Tagen heirathen wird, eine treue Gattin zu haben. Er hat als Junggeſelle ſeiner Spottſucht über betrogene Ehemänner freien Lauf gelaſſen und als Grundſatz aufgeſtellt, die Männer ſelbſt ſeien an ihrem Unglücke die Hauptſchuld. Sie ſollten die Frauen anders erziehen und ſtrenger halten, ſo würden ſie nicht in Schimpf und Schande kommen. Er, Arnolphe, habe die rechten Mittel ergriffen, und ſeine Agnès würde bei ihrer Unſchuld und Unerfahrenheit das Muſter eines

treuen Eheweibes sein. Chrysalde, der ideale Weltmann, warnt den Freund umsonst, und während Arnolphe noch gegen ihn die Vorzüge seines Erziehungssystems rühmt, hat die unschuldige Agnès bereits trotz einer vollendeten Coquette ein Herzensverhältniß mit dem jungen Horace. Wie Arnolphe von diesem Verhältniß Kunde erhält und es zu hintertreiben sucht u. s. w., das ist das eigentliche Grundgewebe der Komödie — der Schluß ist: Agnès heirathet Horace — der arme, enttäuschte, gefoppte und geprellte Arnolphe entfernt sich — aber er hat dießmal nicht mehr die Kraft des Sganarelle — er ist vernichtet, sein letztes Wort ist ein einsilbiges „Ouf!" der Verzweiflung — *der Misanthrop ist fertig*. Das System Chrysalde's, wie früher dasjenige des Ariste, hat den Sieg davongetragen; Agnès und Horace, die „echte ursprüngliche Liebe" der Jugend, hat Recht behalten!

Worin liegt die Tragik der Komödie? Wäre Arnolphe nicht der halbe Narr, der er ist, so wäre freilich sein Schluß-„Ouf!" von der ergreifendsten Tragik — es drückte die ganze Enttäuschung der besiegten Ehrlichkeit und Liebe aus. Jetzt aber kann sich der Zuschauer nicht für das Geschick des Ärmsten erwärmen; dieser hat sich im Stücke selbst hundertmal als übertrieben, eitel, superklug und schadenfroh erwiesen, von der naiven *Dummheit* nicht zu reden — er hat sein Schicksal verdient. Freilich, dem Herrn Chrysalde werden wir auch ebenso wenig Recht geben, wie seinem Vorgänger Ariste. Seine Lehre, daß der Mann machen könne, was er wolle, er werde doch betrogen, wenn es in den Sternen geschrieben stände; man müsse derlei wie Regen und Sturm als unvermeidliche Sachen mit Ruhe und Anstand zu ertragen wissen u. dgl. — solche Lehren sind zu fatalistisch und frivol, um als wirkliche Leitsterne der Moral und des Lebens gelten zu können; sie mögen „philosophisch" sein, christlich sind sie nicht.

Aber hierin eben liegt die tiefere Tragik. *Molière fühlt sich bereits zum Loose Sganarelle's und Arnolphe's durch seine Armande-Agnès verdammt, und er redet sich Trost zu durch den Mund Ariste's und Chrysalde's*. Das Schluß-„Ouf!" ist der letzte Schrei seines verzweifelten, getäuschten und betrogenen Glaubens an Glück, Liebe und Treue — und das muß in dem Munde eines Ehemannes einige Monate nach der Trauung in der That von erschütternder Tragik sein.

Arnolphe ist genau so alt wie Molière; er hat, freilich auf verkehrte Weise, aber mit wahrer Herzensneigung, gerade wie Molière, mühsam und sorgfältig sich ein fremdes Kind auferzogen. Das Kind ist gerade so alt wie Armande. Arnolphe-Molière hat es wirklich als seine Gattin heimgeführt; aber das, wovor Arnolphe bewahrt blieb, das traf nun doppelt Molière. „Sein scharfer Verstand zeigte ihm bald, daß er durch diese Heirath das Glück seines Lebens für immer verloren hatte. Sein ganzes Unglück läßt sich in das eine Wort zusammenfassen: Armande verstand ihn nicht. Sie fand in dem schweigsamen, oft schwermüthigen Dichter, der nur für die Bühne Munterkeit und Lustigkeit besaß, für das Leben aber Betrachtung, Ernst, Schwermuth, ja Bitterkeit bewahrte, — sie fand in Molière nicht den Mann, welcher ihr Ideal verwirklichen konnte. Sie war leichtsinnig, eitel,

vergnügungssüchtig, ihrer Originalität, ihrer Schönheit und ihres Talentes halber hoch gefeiert. Von verführerischen Hofleuten umschwärmt, folgte sie, ohne große Kämpfe zu bestehen, den Verlockungen der im Glanze der höchsten socialen Stellung, des Reichthums und der Jugend strahlenden Cavaliere und brach das Herz des armen Dichters." [1]

Molière muß also mit einem ganz eigenen Gefühl der Überzeugung seinen Arnolphe gespielt haben, wenn dieser sagt:

... Ich muß in meinen reifen Jahren
Der Spott sein eines jungen, wind'gen Fants
Und eines halben Kindes! Zwanzig Jahre
Hab' ich als Philosoph das schlimme Schicksal
Der Ehemänner emsig stets studirt,
Mir jeden Zufall fleißig eingeprägt,
Der selbst die Klügsten in's Verderben brachte;
Aus jedem Leid des Nächsten zog ich Lehren,
Und forscht', als ich zur Heirath mich entschloß,
Nach allen Mitteln, meine Stirn zu schirmen [2];
Denn über allen Häuptern hoch
Wollt' ich sie tragen: solchem edlen Zweck
Zuliebe hatt' ich alles aufgeboten,
Was Menschenwitz und Vorsicht kann ersinnen.
Und gleich, als ständ' es in des Schicksals Rath,
Daß unter allen Sterblichen nicht Einer
Vom Fluch erlöst sei — nach so viel Erfahrung,
Nach Allem, was die Weisheit mich gelehrt
Nachdem ich zwanzig Jahr' und mehr gestrebt,
Vorsichtig auf der rechten Bahn zu schreiten,
Hätt' ich die Spur der andern Männer nur
Verlassen — um denselben Weg zu geh'n? [3]

Bis zur Evidenz scheint dem Dichter die Untreue seiner Gattin zwar noch nicht gediehen zu sein — er hat noch den Trost des Zweifels, und vor Allem, er liebt die Frau nur um so leidenschaftlicher, je näher die Gefahr kommt, sie zu verlieren.

Immer und immer kommt Sganarelle-Arnolphe-Molière darauf zurück, daß er sich das Mädchen so recht nach dem Herzen gezogen „mit soviel Zärtlichkeit, so sorglich, sie als ein Kind in's Haus geführt und dreizehn Jahre lang gehofft, sie für sich heranzuziehen und zu bilden — und nun"!

Freilich, Molière hat Armande nach *seinem Sinne*, aber nach den *Grundsätzen Ariste's* und Chrysalde's erzogen, die er auch jetzt noch in beiden „Schulen" der Welt als die wahren anpreist, — anpreist unter den Zuckungen seines eigenen Herzens, welches durch die Frucht dieser Grundsätze vergiftet wurde.

---

[1] Lindau S. 53.

[2] Vor dem symbolischen Horn der betrogenen Ehemänner.

[3] „École des femmes", Act IV. Scene 7. Übersetzung des Grafen Baudissin.

Auch das ist ein Stück Tragik, aber in einem tieferen Sinne. Es zeigt, wie der Mensch verblendet sein und Andere verblenden kann, wenn er sich loslöst von den wahren und einzig wahren Grundsätzen religiöser Moral und religiösen Schutzes. Molière glaubt — auch darin täuscht er sich freilich — alles gethan zu haben,

Was Menschenwitz und Vorsicht kann ersinnen.

Er hat „geforscht nach allen Mitteln, seine Stirn zu schirmen", das wichtigste, einzige Mittel hat er nicht gefunden: die Treue und Tugend aus übernatürlichen, religiösen Gründen und mit übernatürlicher Hilfe der Gnade.

Es ist wahr, Arnolphe hält es für nützlich, der jungen Agnès die Treue auch aus religiösen Motiven zu empfehlen. Ohne nun gerade mit damaligen Kritikern so weit zu gehen, diese Predigtscene der Komödie für eine absichtliche Verhöhnung der Religion zu halten, können wir uns doch der Überzeugung nicht verschließen, daß sie eben zeigt, wie in Molière's Idee die Religion nicht der Grund und Zweck der Moralität, sondern nur ein Mittel sein soll wie alle andern, um den Herrn Arnolphe vor der Schande zu bewahren. Arnolphe predigt hier Religion, wie es heute der glaubenslose Fabrikherr oder behäbige Philister in seiner Furcht vor dem Communismus thut — dem Volke muß eben Religion gepredigt werden, damit es die Reichen nicht bestiehlt und beraubt; der Gattin muß „die Hölle heiß gemacht werden", damit sie den Philister Arnolphe nicht hintergeht und in's Gerede bringt. So die Religion gebrauchen wollen, ist gleichbedeutend mit keine Religion haben.

Molière hatte wenigstens als Dichter und Theaterdirector den Trost, daß er seinen Schmerz theuer verkaufte und ihn vom großen Publikum mit Begeisterung aufgenommen sah. Er bezog für seinen Theil allein 6511 Livres 13 Sols aus den Aufführungen der „École des femmes". Die erste Darstellung derselben fand am 26. December 1662 statt. Auch der König wollte sie sehen und ließ sie im Louvre spielen. Diese Gunstbezeugung und Anerkennung war für die Hofleute und die Stadt ein neuer Beweggrund, zu den Aufführungen, die kein Ende nehmen wollten, hinzuzuströmen und Beifall zu klatschen. Der junge Dichter Boileau sandte dem Verfasser der „École" zu Neujahr 1663 ein Beglückwünschungsgedicht, worin der scharfe Kritiker und Satiriker Molière als den modernen Terenz begrüßt.

Deine Muse sagt mit Nutzen
Lächelnd heiter stets die Wahrheit —
Jeder lernt in deiner „Schule".
Alles d'rin ist schön und gut —
Und dein tollstes Wort gilt oftmals
Eine hochgelehrte Predigt.

Laß die Neider, laß sie eifern,
Allerorten dich begeifern,
Daß um Volksgunst du buhlst

Und dein Vers nichts Heil'res habe:
Würdest wen'ger du gefallen,
Würd'st du ihnen nicht mißfallen.

Dieses Urtheil konnte für Molière nur angenehm sein, wenn auch Boileau damals noch lange nicht die Macht und das Ansehen besaß, welche er später als unumschränkter Dictator des Parnasses ausübte. In den letzten Versen spielt der Satiriker auf die Feindschaften an, welche das neue Stück schon bald nach seiner ersten Aufführung erregte und welche mit dem Erfolge desselben zu wachsen schienen. Der Gegner der „Schule" waren viele und vielerlei, und man kann nicht sagen, daß die Komödie unter mehreren Gesichtspunkten wirklich über alle Kritik erhaben sei. Technisch gehört freilich dieses Lustspiel zu den besseren Molière's. Die komische Verwickelung, daß der Rivale zugleich der Vertraute ist, bringt in das Ganze die größte Einheit und das regste Leben[1]. Vom Standpunkt der Principien dagegen muß bei beiden „Schulen" gleichmäßig hervorgehoben werden, daß sie, um ihre These zu beweisen, die alleraußerordentlichsten Voraussetzungen nehmen und darum eigentlich für das tägliche Leben nichts beweisen. Über die Falschheit der Erziehungsgrundsätze wurde schon des öfteren gesprochen, und wir möchten nur noch auf eine andere üble Wirkung der Stücke hinweisen. Wir finden sie in der stillschweigenden oder ausdrücklichen Behauptung, daß der Ehebruch die Regel bilde, daß „kein Sterblicher diesem Fluch entgehe" u. dgl. Wir wissen, die alten Possen und Stegreifkomödien waren meistens in diesem Ideenkreis befangen und operirten hauptsächlich nur auf solchen Voraussetzungen; aber das darf für Molière keine vollgiltige Entschuldigung sein. Er hatte sich zu einer idealeren Kunsthöhe erschwungen: er wollte nicht bloß unterhalten und erheitern als Possenreißer, sondern er stellte sich auf als Sittenschilderer und Sittenprediger und mußte als solcher bei der Wahrheit bleiben. Es konnte aber unmöglich die Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Ehe erhöhen und den Abscheu und Schauder vor der Untreue vermehren, wenn es als selbstredende Voraussetzung in beiden „Schulen" gilt, daß die Treue der Gatten die Ausnahme bilde ꝛc. Wir wollen auf diesen Punkt nicht weiter mehr eingehen; man könnte uns sonst noch zu den Preciösen rechnen, welche nebst anderen Vorwürfen auch den der Unsittlichkeit gegen das Stück erhoben.

Als die Anklagen gegen die „École des femmes" nach den ersten Aufführungen des Stückes immer lauter wurden, glaubte Molière sich öffentlich

---

[1] Dieß hebt auch Molière in der „Critique" hervor und findet darin den Grund, warum das Stück, obgleich meistens nur aus Erzählungen bestehend, doch voller Handlung sei; „daß ein vernünftiger Mann, der von Allem durch die Unschuld seiner Geliebten und die Kopflosigkeit seines Nebenbuhlers unterrichtet wird, dennoch nicht verhindern kann, daß beide ihn betrügen: das ist doch lustig und heiter genug" (Crit. de l'École des femmes, Scene 7). Dasselbe wird auch von Lessing hervorgehoben; nur der oberflächliche und zugleich eifersüchtige Voltaire kann sich nicht davon überzeugen.

vertheidigen zu ſollen. Er ſprach in einem Salon in Gegenwart des Abbé Dubuiſſon die Idee aus, es gäbe eine recht gute Komödie, wenn man die Gegner des Stückes und deſſen Freunde ſich darüber ausſprechen ließe. Der Abbé Dubuiſſon griff die Idee auf, führte ſie raſch durch und ermuthigte Molière dadurch zu einer Ausführung ſeinerſeits. Was Abbé Dubuiſſon in ſeinem „Panégyrique de l'École des femmes“ gethan, das leiſtete nun Molière in ſeiner „Critique de l'École des femmes“, einer „Diſſertation in Dialogform“, die aber an ſchneidiger Satire nicht bald ihresgleichen findet. Sie wurde fortan als Zugabe nach dem Stück ſelbſt geſpielt und trug nicht wenig bei, den Dichter gehäſſig zu machen.

Nach der Antwort Molière's zu urtheilen, waren es nämlich drei Kategorieen von Leuten, welche gegen ſeine Komödie Lärm ſchlugen: „Preciöſen, Turlupine und Neider.“

Unter Preciöſen verſtand er aber ſchon nicht mehr die ehrenwerthe Sorte dieſes Namens, ſondern „was man ſo eine Preciöſe im ſchlimmſten Sinne des Wortes nennt“[1]. Turlupine — nun das waren die dummen, eingebildeten, lächerlichen und wegen einiger faden Wortwitze (turlupinades) von dem Ruhme der Schöngeiſterei zehrenden Marquis. Zu den Neidern gehörten dramatiſche Autoren und die Schauſpieler des Hôtel de Bourgogne.

Es iſt möglich, daß die Preciöſen dem Dichter noch immer nicht die tödliche Satire der „Précieuses ridicules“ verziehen hatten und nun in der „École des femmes“ mit Schadenfreude einige ihrer Anſicht nach gemeine, d. h. gewöhnliche Ausdrücke und beſonders die eine oder andere wirklich zweideutige Stelle aufgriffen, um dadurch nicht bloß das eine Luſtſpiel, ſondern zugleich die Autorität des Dichters in Sachen des Geſchmackes und Anſtandes zu vernichten. Schon um der beleidigten Damen willen, mehr aber noch im Grunde ihrer ſelbſt wegen, traten dießmal auch die „Marquis“ auf den Kampfplatz. Sie formulirten keine eigene Anklage, ſie wiederholten nur, was Andere ſagten, und legten als Begründung ihres abfälligen Urtheils eben ihr abfälliges Urtheil vor. „La pièce est détestable parce qu'elle est — détestable.“[2] Molière hatte ſich die ſchöngeiſtigen Junker eben auch gar zu kühn zu Feinden gemacht. Sie bei Hof auf die Bretter zu bringen und ſo lächerlich zu machen, wie er es in den „Fâcheux“ gethan, das war nicht zu verzeihen, und doch mußte man bei jenem Geißelhieb in Vaux ſtillſchweigen und zur eigenen Verhöhnung lachen; denn der Gewaltige hatte geruht, an dieſer Komödie mitzuarbeiten und zu ihren lebenden Bildern zu lachen. Jetzt aber war es anders. Die „École des femmes“ war Molière's Werk, und da durfte man doch einmal dem gepreßten Herzen Luft machen und ſchreien, daß den Zuhörern die Ohren gellten: „Ich finde das Stück abſcheulich, Morbleu, abſcheulich, über alles Maß abſcheulich, was man nur abſcheulich nennen kann.“[3]

---

[1] „Crit. de l'École des femmes“, Sc. 2.

[2] Ebendaſ. Sc. 6. [3] Ebendaſ.

Wenn wir Molière endlich Glauben ſchenken, ſo war das Maß der Geduld und erlaubten Eiferſucht ſeiner Collegen in Apoll und Thalia durch die fortgeſetzten Erfolge ſeiner Komödien ebenfalls erſchöpft, ſo daß auch ſie offen als ſeine Feinde auftraten. Man beſchuldigte alſo Molière, daß er den öffentlichen Geſchmack verderbe: „Alle Welt will nur mehr dieſe Bagatellen ſehen, die doch von jeder ernſten Kunſt ſo weit entfernt ſind. Man läuft nur zu ihnen; es wird eine immer größere, ſchreckliche Öde um jene großen Werke (die Tragödien), und ganz Paris ſitzt bei den Poſſen. Ich verſichere Sie, mein Herz blutet bei dem Gedanken — es iſt eine Schmach für Frankreich! — Überdieß ſind jene Komödien eigentlich gar keine Komödien und die Regeln des Ariſtoteles und Horaz ſind erſt gar nicht beobachtet u. ſ. w.“ [1]

Ob die Zahl der Feinde, welche ſich aus dieſen drei Kategorieen zuſammenſetzten, wirklich ſo bedeutend war, läßt ſich unmöglich mehr feſtſtellen. Die Anzahl der Junker ſchätzt Molière ſelbſt etwa auf zwölf [2]. Die „Preciöſen“ konnten auch nicht mächtig ſein — weder an Zahl noch an Gewicht; denn die beſſeren jener Art ſtanden unter Führung des berühmteſten „Introducteur des ruelles“, des Abbé Dubuiſſon, auf des Dichters Seite. Es blieben alſo noch die Schauſpieler und Dichter, und dieſe waren hart genug geſchlagen durch die „Öde“, welche ſich mehr und mehr um ſie und ihre Stücke lagerte.

Man fragt ſich alſo, weßhalb Molière gegen das Häuflein dieſer einflußloſen und bedauernswerthen Feinde die Keule ſeiner Kritik in einer ſo blutgierigen Weiſe geſchwungen hat. Selbſt die ruhigeren Bewunderer des Dichters können ihm hier nicht mehr Recht geben. Sie vergleichen den kritiſchen Feldzug in ſeinen zwei Hauptſchlachten, der „Critique de l'École des femmes“ und dem „Impromptu de Versailles“, mit jenen in unſerer deutſchen Literatur ſo berühmten Guerillakriegen der Göthe-Schiller'ſchen Xenien. „Auch die Weimarer Dichter haben wie Molière den Streit begonnen, ſie haben zuerſt ihre ſpitzen Pfeile gegen die offenen und verkappten Widerſacher losgeſchnellt, aber ſie thaten es, weil ſie von vielen kleinen Kränkungen erbittert ſich ein- für allemal zu retten ſuchten. Ihr Mittel war vielleicht nicht richtig gewählt, ſo wenig wie Molière in ſeiner Reizbarkeit correct und klug gehandelt hat: aber wer ſtände heute doch nicht mit vollem Herzen auf der Seite Göthe's und Schillers, wie auf der Molière's?“ [3]

Wir halten in der That das Mittel Molière's für ſchlecht gewählt und vermögen uns deßhalb auch trotz ſeines Erfolges nicht auf ſeine Seite zu ſtellen. Denn was that der Dichter gegen jenes Häuflein ungefährlicher Feinde?

Stark durch den Schutz des Gewaltigen, erkühnte er ſich, die Gegner auf die Bühne zu bringen und ſie lächerlich zu machen. Dieſe Kriegsart war nicht edel; denn er blieb auf dieſe Weiſe Richter in ſeiner eigenen Sache, und er arbeitete mit der tödlichen Waffe des Lächerlichmachens. In der

---

[1] Ebendaſ. Sc. 7. [2] Ebendaſ. Sc. 6.

[3] Lotheißen, Molière, S. 155.

That, man ſehe doch das Zerrbild einer Preciöſen mit Namen Climène, jenen rüpelhaften Vertreter des Junkerthums, der ſogar ohne Eigennamen einfach als Marquis figurirt und ſo gleichſam alle Standesgenoſſen vertritt, jenen eiteln, gelehrt ſchwatzenden neidiſchen Dichter mit Namen Lyſidas, und man wird ſofort eingeſtehen müſſen, daß eine Sache verloren ſein muß, die nur ſolche Vertheidiger hat. Daß es in allen drei Kategorieen einzelne ſolcher Individuen gab, kann ja zugeſtanden werden; aber war es edel und auch nur nothwendig, ſich ihrer mit ſo wuchtigen Waffen zu erwehren und dadurch alle anderen Gegner des Stückes und des Dichters lächerlich zu machen? War überhaupt bei den Urtheilen über die Komödie des Herrn Molière das Vaterland, der gute Geſchmack und die Sittlichkeit ſo in Gefahr, daß man die Angelegenheit als eine allgemeine in einem Tendenzſtück vor die Öffentlichkeit, ja vor die höchſte Inſtanz des Hofes bringen mußte? Und gab es kein anderes Mittel, die Komödie zu retten, „als durch Lächerlichmachen ihrer Gegner"? „Enfin, chevalier, tu crois défendre ta comédie en faisant la satire de ceux qui la condamnent," ſagt mit Recht der Marquis (Sc. 6). Im Übrigen bietet die „Critique" — welche im Grunde, wie bemerkt, nur ein Dialog über das fragliche Stück iſt — manches Intereſſante für das Studium Molière's, weil der Dichter hier und in dem „Impromptu" wie nirgend anders ſeine Anſichten über Kunſt u. ſ. w. in den Mund ſeiner Freunde und Vertheidiger legt.

So ſagt Dorante über den Unterſchied zwiſchen Komödie und Tragödie: „Wenn Sie ſich wegen der größeren Schwierigkeit der Sache mehr zur Komödie neigten, ſo würden Sie ſich darin vielleicht nicht täuſchen. Denn ich finde in der That, daß es viel leichter iſt, ſich auf Stelzen zu hohen Geſinnungen zu erſchwingen, in Verſen dem Schickſal zu trotzen, den Göttern Grobheiten zu ſagen, als geziemend zu den Lächerlichkeiten der Leute hinabzuſteigen und die Fehler aller Welt angenehm auf dem Theater wiederzugeben. Wenn Sie Helden malen, ſo thun Sie eben, was Sie wollen. Das ſind Phantaſieporträts; kein Menſch ſucht in ihnen nach Ähnlichkeit. Sie haben nur dem Zuge der Einbildungskraft zu folgen, welche ſich ſelbſt hinaufſchwingt und häufig das Wahre um des Wunderbaren willen verläßt. Aber wenn Sie die Menſchen malen, ſo müſſen Sie nach der Natur zeichnen. Man will, daß dieſe Bilder getroffen ſeien, und Sie haben nichts gethan, wenn man in ihnen die Menſchen Ihres Jahrhunderts nicht wiedererkennt. In Einem Wort: in den ernſten Stücken genügt es, um vor Tadel geſchützt zu ſein, vernünftige und gut geſchriebene Sachen zu ſagen; das aber iſt keineswegs hinreichend in den anderen; dort heißt es angenehm ſcherzen (plaisanter), und es iſt ein eigenartiges Unterfangen, anſtändige Leute lachen zu machen." [1]

Charakteriſtiſch iſt die Art, wie ſich Molière zu dem gewaltigen Streitobject der ſogenannten ariſtoteliſchen Regeln ſtellt.

„Ihr ſeid mir luſtige Leute mit euern ewigen Regeln, mit denen ihr die Unwiſſenden in's Bockshorn jagt und uns den ganzen Tag die Ohren

[1] Ebendaſ. Sc. 7.

vollſchreit. Hört man euch reden, ſo ſollte man vermeinen, daß dieſe Kunſtregeln das größte Geheimniß der Welt wären; und doch, was ſind ſie? Einige ſehr leichte Erfahrungsſätze, welche die geſunde Vernunft darüber geſammelt, was etwa das Wohlgefallen an derlei Dichtungen vernichten könnte, und dieſelbe geſunde Vernunft, welche ehedem dieſe Beobachtungen angeſtellt, kann ſie auch heute noch ohne Horaz und Ariſtoteles machen. Ich möchte wiſſen, ob die große Regel aller Regeln nicht die iſt, zu gefallen, und ob ein Theaterſtück, welches ſein Ziel erreicht hat, einen verkehrten Weg genommen? Soll denn ein ganzes Publikum in ſolchen Dingen ſich täuſchen können, oder ſoll Jeder nicht über die Freude urtheilen dürfen, die *er* bei ſolchen Stücken empfindet?“ [1]

In ſeinem Apell an das Publikum, denn das iſt im Grunde die „Critique“, tritt bei Molière ſogar eine erſte leiſe Regung demokratiſcher Liebäugelei zu Tage.

„Ich bitte dich, Marquis, ſo lerne doch, du und Deinesgleichen, daß der geſunde Menſchenverſtand im Theater keinen beſtimmten Platz hat, daß der Unterſchied des Eintrittsgeldes durchaus nichts zum guten Geſchmack thut, daß man ſtehend *und* ſitzend ein falſches Urtheil fällen kann, und daß ich mich Alles in Allem auf den Beifall des Parterre verlaſſe, aus dem Grunde, weil diejenigen, aus denen es zuſammengeſetzt iſt, theils nach den Regeln über ein Stück urtheilen können, theils nach der vortrefflichen Methode kritiſiren, daß ſie ſich von dem Gegenſtande ergreifen laſſen ohne blinde Voreingenommenheit und ohne affectirtes Wohlgefallen oder lächerliches Zartgefühl.“ [2]

Molière hatte ſich vorzüglich gegen den Vorwurf der Unſittlichkeit und beſonders wegen einer ſehr ſtarken Zweideutigkeit zu vertheidigen. Nach der gewöhnlichen Art ſchiebt er alle Schuld auf den ſkandaliſirten Zuſchauer. „Agnès ſagt kein Wort, welches nicht ſehr anſtändig wäre; wenn Sie etwas Anderes darunter verſtehen wollen, ſo bringen eben Sie den Schmutz hinein, nicht der Dichter.“ Das iſt vielleicht witzig, aber beweist nicht, daß von hundert Zuſchauern nicht neunundneunzig gerade das unter dem anſtändigen Worte verſtehen, was der Dichter verſtanden wiſſen wollte, und in dieſer Materie werden ja gewöhnlich die Dinge nur verſteckt, *damit* ſie gefunden werden.

Auch wegen der Anklage der Irreligioſität und wegen einiger vermeintlichen Fehler in der Technik vertheidigt ſich der Dichter, und im Allgemeinen müſſen wir ihm hierbei zuſtimmen.

Die „Critique de l'École des femmes“ wurde, wie geſagt, gewöhnlich am Schluſſe der Komödie ſelbſt aufgeführt. Am 9. Juli 1663 erſchien der König im Palais, um einer ſolchen Aufführung beizuwohnen. Er lachte recht herzhaft über die Abfertigung der „Preciöſen, Turlupine und Neider“ und gab dadurch den Angriffen Molière's ein ganz beſonderes Gewicht. Das fühlten die Feinde nur zu gut. Unter den Höflingen glaubte ſich beſonders

[1] Ebendaſ. [2] Ebendaſ.

der Herzog de la Feuillade in der lächerlichen Person des Marquis verhöhnt. Man erzählt, er habe sich in seinem Ärger in einer sehr drastischen Weise gerächt. „Als er dem Dichter eines Tages im königlichen Schloß begegnet sei, und dieser sich grüßend verbeugt habe, sei der Herzog auf ihn losgefahren, habe ihn erfaßt und ihm das Gesicht an den Knöpfen seines Kleides wundgerieben. Mit Recht weist man darauf hin, daß König Ludwig ein solches Benehmen als Bruch des Hausfriedens in seinem Palaste schwerlich ungeahndet hätte hingehen lassen. Die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit des Attentates wird damit nicht verringert. Die Hoffart des Adels wuchs, je mehr derselbe seine wirkliche Bedeutung einbüßte, und noch waren die Sitten der Art, daß die brutale Mißhandlung eines Komödianten von Vielen als ein gelungener Spaß betrachtet wurde.“ [1]

Die angegriffenen Schauspieler des Hôtel de Bourgogne und mehrere dramatische Schriftsteller sannen ebenfalls auf eine Rache und verbündeten sich zu einer theatralischen Gegenkritik. Vor Allem war es ein junger Dichter, Boursault, welcher sich in dem Lysidas der „Critique“ bloßgestellt glaubte und nun seinerseits in einem Stück, „Le portrait du peintre ou la contre-critique de l'École des femmes“, Molière an den Pranger stellen wollte. Dieses Pamphlet gedachten eben die königlichen Schauspieler zur Aufführung zu bringen oder hatten es vielleicht schon wirklich aufgeführt [2], als Molière sich zu einer neuen, dießmal über alles Maß grausamen Vertheidigung in dem sogenannten „Impromptu de Versailles“ aufraffte. Die Geschichte des Dramas dürfte wohl zu keiner Zeit eine so kühne und unerhörte Selbstvertheidigung aufzuweisen haben, wie dieses Bühnenpamphlet.

Um uns die Kühnheit Molière's zu erklären, müssen wir festhalten, daß diese neue Satire direct vom König befohlen war [3], und um ihr mehr Nachdruck zu geben, in das königliche Vorzimmer nach Versailles verlegt wird. Ludwig XIV. hatte sein politisches Interesse dabei, wenn der Adel in den Augen der Bürger recht geschwächt wurde, wie wir dieß bereits bei Gelegenheit der „Fâcheux“ bemerkten. „Zeuge der Unruhen der Fronde, Opfer der Übermacht der Großen, fühlte er schon sehr frühe die Nothwendigkeit, den Adel niederzuwerfen, und er that es. Indessen lebte beim Volke noch das Andenken an die einstige Macht des ersten Standes, und er hätte vielleicht wie unter der Regentschaft in den Provinzen Hilfe gefunden, selbst gegen den König. Ludwig XIV. wollte ihm den letzten Halt rauben, und Molière diente seinen Plänen, indem er das Volk auf Kosten derer erheiterte, welche es bis dahin gefürchtet und verehrt hatte. Man weiß, daß Ludwig dem Dichter mehrmals Charaktere bezeichnete, welche am besten geeignet waren, der Menge zu gefallen.“ [4]

---

[1] Lotheißen, Molière, S. 154.

[2] Molière redet bloß von einer Ankündigung („Impromptu“, Sc. 3).

[3] „Puisqu'on vous a commandé de travailler sur le sujet de la critique qu'on a faite contre vous“ („Impromptu“, Sc. 1). Kurz vorher hieß es, der König habe die Komödie gewünscht.

[4] Note zum „Impromptu“ der Didot'schen Ausgabe S. 217. Zum Belege des

Unter dem Schutze des Mächtigen durfte Molière das Äußerste wagen, und er wagte es. Nicht bloß daß er die königlichen Schauspieler der Reihe nach und sozusagen mit ihrem Namen auf das Theater brachte, ihre Sprechweise, Gesichtsbewegungen und Körperhaltung nachahmte und so dem öffentlichen Gelächter preisgab; daß er den armen Dichter des „Portrait du peintre“ mit wahrem und verächtlich verballhorntem Namen und mit einer grausamen Unterstellung wegen der Autorschaft des „Portrait“ von allen Seiten lächerlich machte — er ging im Dienste seines königlichen Herrn am schlimmsten mit den Adeligen selbst um.

„Der Marquis von heute ist die komische Person der Komödie. Wie man in allen alten Lustspielen einen rüpelhaften Diener haben mußte, um das Volk zu erheitern, so muß sich in allen neuen Stücken ein lächerlicher Marquis finden, der die Gesellschaft zum Lachen bringe.“ Das wagte ein Komödiendichter am Hofe des Königs gegen den Hofadel in Gegenwart dieses Adels! Und zwar dehnt sich der Angriff gegen den Adel dießmal schon weiter und unabsehbarer aus als in der „Critique“. Oder ist es keine furchtbare Satire auf die Mehrzahl der Adeligen, wenn Molière auf das Bedenken, ob er auch immer genug verschiedene lächerliche Marquise finde, mit einer langen, langen Reihe von Typen antwortet, die sich am Hofe vorfinden, und die alle eine Komödie ausfüllen würden?[1]

Das ganze Stück des „Impromptu“ liest sich wie ein Requisitorium des Übermuthes gegen die nebenbuhlerische Schwäche; nur einmal klingt leise ein Ton der Furcht oder des Schmerzes hindurch. „Mögen seine Feinde künftig über seine Stücke herfallen, er lasse ihnen volle Freiheit dazu. Über sein Spiel, sein Äußeres, seine Stimme mögen sie sagen, was ihnen beliebe; aber gegen die niedrigen Verleumdungen, die sie in ihren Komödien über ihn vorbrächten, müsse er protestiren.“ „Indem ich ihnen Alles preisgebe, sollen sie mir die Gnade gewähren und mir den Rest lassen, und nicht an Dinge rühren, die von der Natur derjenigen sind, wie sie sie in ihren Komödien gegen mich verwerthen.“[2]

Diese gedrehte, umständliche Form, das zu bezeichnen, was Molière nicht angetastet wissen will, zeigt genügend, daß es sich um eine sehr zarte Angelegenheit handelt. Dieser „Rest“ war eben die schwere Anklage wegen der zweifelhaften Natur der Ehe Molière's und seines Privatlebens. „Es schwirrte um Molière herum von Gerüchten und unbestimmten Anklagen. Kein Zweifel, er war in seinem häuslichen Leben nichts weniger als fleckenlos . . . Molière hatte gelebt wie seine Standesgenossen, und hätte er nach einer Entschuldigung suchen wollen, er hätte auf das Vorbild der Könige seines Landes und der höchsten Aristokratie hinweisen können. Nun er aber in ein geregelteres Leben einlenken wollte, fand er seine Gegner geschäftig,

---

Gesagten brauchten wir hier nur auf die so wechselvolle Geschichte der Söhne Condé's hinzuweisen, des späteren „großen Condé“ und des Prinzen Conti.

[1] „Impromptu“, Sc. 3: „Et sans sortir de la cour etc.“

[2] Ebendas. S. 4.

ihm den Weg dazu zu verschließen (!?). Man flüsterte einander zu, Molière habe seine eigene Tochter geheirathet, und der Dichter konnte sich, wie wir gesehen haben, gegen diese Verleumdung nicht einmal wehren, da er sonst die Aufmerksamkeit auf die Papiere hätte lenken müssen, die einst von der Familie seiner Frau gefälscht worden waren. Immer lauter wurde die Behauptung. Sie drang selbst bis zum Könige vor, dem Montfleury geradezu eine Anklageschrift gegen Molière überreichte. Ludwig achtete nicht auf sie; der Dichter wird sich persönlich ihm gegenüber gerechtfertigt haben, indem er ihm den Trauact vorlegte, welcher Armande Béjart als Tochter der Marie Hervé declarirte. Loyal, wie Molière war, muß ihm die Täuschung des wohlwollenden Monarchen doppelt peinlich gewesen sein!“ [1]

Für seinen getreuen Leibkomikus würde Ludwig auch wohl ein Übriges gethan und selbst zu dem eingestandenen Betrug ein Auge zugedrückt haben. Wie sehr er alle Gelegenheit wahrnahm, dem Dichter seine Gunst zu zeigen und ihm die geleisteten Dienste zu lohnen, geht daraus hervor, daß er zur Zeit des ersten Feuers des École-Streites den Dichter in die Liste der Schriftsteller eintragen ließ, welche durch eine jährliche Pension ausgezeichnet wurden. Molière erhielt als „homme de lettres“ jährlich 1000 Livres, wofür Molière dem Monarchen mit jenem Gedichte dankte, das später den Ausgaben des „Impromptu“ vorgedruckt wurde. Seiner Gunst gegen den Dichter setzte aber der König die Krone auf, als er allen Anklagen und Gerüchten zum Trotz bei dem ersten der Ehe Molière's mit Armanden entsprungenen Kinde am 19. Januar 1664 Pathenstelle vertreten wollte und an seiner Statt den Herzog von Créquy zur Taufceremonie absandte, während die Herzogin du Plessy die Stelle der Pathin, der Herzogin von Orleans, vertrat.

Man fragt sich erstaunt, ob man nicht im 19. Jahrhundert sich befinde, wenn man solche Ehre einem Schauspielerkinde widerfahren sieht, und wird nun auch weniger schwergläubig sein, wenn man Molière für seinen König Alles wagen sieht — sogar den Tartüff.

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

---

[1] Lotheißen, Molière, S. 161.

Kopenhagen.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

Nach langem Winter und trübem Frühjahr hatte unsere einsame Limburger Haide endlich ihr Sommerkleid angezogen; der Garten stand in vollem Flor, in den Buchenhecken und Lauben zwitscherten die Vögel, die langen prosaischen Alleen zeigten sich in frischer, grüner Jägeruniform, und zwischen den vollen, wogenden Laubkronen hoher Linden, Buchen, Ulmen und Kastanien schien selbst das alte, schwermüthige Kasteel von Blijenbeck ein jugendfröhliches Ansehen zu gewinnen: da, als ich mich eben einmal des Sommers freuen wollte, erhielt ich plötzlich die Einladung, den Sommer wieder mit dem Winter zu vertauschen, d. h. mit dem nächsten Postschiff von Kopenhagen aus nach Island zu fahren, und gemeinsam mit meinem lieben Mitbruder, P. Albert von Geyr-Schweppenburg, die wenigen Katholiken zu besuchen, welche auf den Faröern und auf Island, unter völlig protestantischer Bevölkerung, noch mehr vereinsamt und verlassen sind, als diese Inseln selbst in der melancholischen Öde des nordischen Meeres.

Es war eine seltsame Überraschung! Denn um den skandinavischen Norden hatte ich mich bis dahin, ich muß es zu meiner Beschämung gestehen, gar wenig gekümmert. Es fror mich schon beinahe, nur daran zu denken. Alle meine Herzensneigungen zogen von jeher nach dem schönen Süden, und es kam mir deßhalb wie ein grausamer Spott des Schicksals vor, daß sich mein Lebensweg, statt nach Süden, immer weiter nach dem Nordpol entwickeln sollte, zu den trüben Gestaden „am Ende des tiefen Okeanosstromes", vor welchen schon dem göttlichen Homer ganz angst und bang ward:

Allda lieget das Land des kimmerischen Männergebietes,
Ganz von Nebel umwölkt und Finsterniß; nimmer auf Jen' auch
Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen;
Nicht wenn empor er steiget zur Bahn des sternigen Himmels,
Noch wenn wieder zur Erd' er hinab vom Himmel sich wendet;
Nein, rings grauliche Nacht umruht die elenden Menschen.

Vor dem schönen Reisezweck schwand indeß jenes homerische Frostgefühl rasch dahin. Es ist eine schöne Sache, Verlassene und Betrübte zu trösten, eine noch schönere, an dem großen Missionswerk der katholischen Kirche Antheil zu nehmen und die heiligen Geheimnisse ihres sacramentalen Lebens in fernen Ländern zu erneuern, aus denen sie seit Jahrhunderten verdrängt ist.

Auch in literarischer Hinsicht eröffnete eine solche Reise manch freundliche Aussicht. Die Edda gilt ja Vielen als die „Großmutter" unserer Literatur;

der rauhe, kräftige, naturwüchsige Geist, der in ihr wohnt, hat in den Sprachen des Nordens bis auf unsere Zeit neue, lebendige Schößlinge getrieben, und in der großartigen Natur, die jenen alten Dichtungen Stoff und Bilder lieh, konnte man schon hoffen, aufzuathmen von dem trüben Dunste, der schwer und drückend auf unsern Cultur- und Literaturverhältnissen lastet.

So ging ich denn am 4. Juni vorigen Jahres froh und wohlgemuth auf Reisen, erreichte am selben Tage noch Hamburg und fuhr, nachdem ich mir diese deutsche Seestadt etwas angesehen, am 6. Abends mit dem Nachtzug nach Korsör ab.

7. Juni.

Von einer Nachtfahrt läßt sich nicht viel erzählen. Ich kauerte mich in einen Winkel, duselte so gut es ging und ließ mich so von Altona nach Kiel rollen. Um Mitternacht kamen wir an. Es waren viele Passagiere und deßhalb ein großes Gedränge. Ich half mitdrängen; die Andern kannten aber Schiff und Alles schon besser und kamen mir zuvor. Sie stürzten sich in die Kajüte wie in eine eroberte Stadt, und als ich mich nach einer Schlafstelle umsah, hätte ich über zwei der Eroberer hinüber- und hinausturnen müssen, um mich in einem schlechten Platz ganz hinten im Schiff nach Dänemark hinüberwiegen zu lassen. Das mochte ich nicht, ging darum wieder auf Deck und träumte in den wolkenlosen Himmel hinein. Von Kiel war nichts zu sehen, als der Leuchtthurm und ein paar Lichter am Strand, später der Leuchtthurm von Friedrichsort. Am Himmel regten sind indeß bereits die ersten Lichtwellen des dämmernden Morgens, und je weiter wir durch die langgestreckte Bucht hinausfuhren, desto deutlicher wurden nach beiden Seiten die Umrisse der noch nächtlichen, schattenhaften Ufer. Wir fuhren gerade in das Morgenlicht hinein, das langsam wuchs, während am übrigen Firmamente noch die Sterne flimmerten. So wunderbar schön und träumerisch dieses Schauspiel war, war ich doch vom vorigen Tag noch müde und streckte mich auf einem Divan des Salons zur Ruhe aus. Ich schlief ganz prächtig, und als ich aufwachte, waren wir schon in Korsör. Wie vorher auf die Cabine, stürzten sich die Kämpfer um's Dasein in das Restaurant und an den Frühstückstisch. Es wurde eine ziemlich reiche „Frokost" servirt; ich nahm, da ich die Herrlichkeit noch nicht genauer kannte, mit etwas Kaffee und Eiern vorlieb. Die Passagiere waren vorwiegend Dänen, und da ich ihren Reden nur mühsam folgen konnte, fühlte ich mich sehr isolirt. Das Stück Seeland, durch das man fährt, ist von Juni an ein ganz netter Fleck Erde, üppige Wiesen, gutes Ackerland, freundliche Höfe und Dörfer. Der Baumwuchs ist ansehnlich, die Häuser sind behäbig, wenn auch nicht besonders eigenthümlich oder malerisch. Die merkwürdigste Stätte, an der man vorbeikommt, ist Roeskilde, an einer langen schmalen Meeresbucht (Föhrde), die von Norden her tief in's Land einschneidet, Dänemarks einstige Reichshauptstadt (bis 1445), jetzt, von 100 000 Einwohnern auf 5000 heruntergekommen, nur noch merkwürdig als Mausoleum der dänischen Könige, die in dem romanischen Dom begraben sind. Man sieht den schönen, wohlrestaurirten Bau ganz gut von der Bahn aus. Eine Stunde später war ich schon in Kopenhagen und zu Hause. Denn

Dänemark ist eines der wenigen Länder, wo kein Gesetz uns wie Verbrecher ausschließt oder maßregelt. Zwei meiner Mitbrüder warteten auf mich an der Bahn und führten mich in die Stadt hinein nach Kronprinessegade Nr. 42. Da wohnten sie und hatten schon ein Stübchen für mich bereit.

Wenn Jupiter Pluvius nicht gerade alle seine nordischen Regenvorräthe über Seeland ausschüttet, so muß Kopenhagen auf jeden Ankömmling einen günstigen Eindruck machen. Von dem geräumigen, wenn auch nicht luxuriösen Bahnhof führt die glänzende Vesterbrogade (Westbrückengasse) in die Stadt hinein. Links hat man das Café National, ein Hotel im vornehmsten modernen Stile, Alles neu, brilliant, verschwenderisch und eine ganze Reihe neuer Häuser mit entsprechenden Schauläden; rechts ist der zierliche Eingangspavillon zu Tivoli, dem Prater von Kopenhagen, und dann ein langer Bazar mit allen erdenklichen Schätzen von nothwendiger, nützlicher und überflüssiger Industrie. Auf den breiten Trottoirs fluthet immer eine dichte, nicht nur gut, sondern meist fein und modisch gekleidete Menschenmenge vorüber; auf der weiten Straße drängen sich die Wagen und Tramways. Alles recht großstädtisch. So kommt man auf den Halmtorvet, an den Strohmarkt, einen großen, zum Theil fein, zum Theil aber noch nachlässig gepflasterten Platz. Hier fängt die alte Stadt an, mit engern und krümmern Straßen. Das ist nicht mehr à la Paris, aber doch noch reich und behäbig genug. Durch die Vestergade und Skindergade und etliche andere Gaden kamen wir an einen herrlichen Park mit hohen Bäumen. Ihm entlang läuft die Kronprinzessin-Straße, eine Reihe von meist ältern, aber wohlgebauten Häusern, die den großen Vortheil genießen, kein lästiges vis-à-vis zu haben, sondern das Grüne des schattigen Parks. Gar nicht ungern schlug ich hier für etliche Tage mein Studienzelt auf. Ein paar Spitzbogenfenster im rez-de-chaussée eines schmalen hohen Hauses deuteten die kleine Herz-Jesu-Kapelle und die Wohnung ihrer Pastoren an. Denn die Jesuiten nennen sich, um großen und kleinen Kindern keinen unnöthigen Schreck zu machen — einfach „Pastoren".

Meinen ersten Spaziergang machte ich in dem Rosenborg-Slot-Garten. Das Gute lag zu nahe, um es nicht zu benützen. Ein Spaßvogel, der Kjöbenhavn ved dag og ved nat beschrieben hat, erklärt diesen Garten als das Karlsbad, Marienbad, Ems oder Vichy von Kopenhagen. Wer sich Leber, Lunge, Magen verdorben, wen Gicht oder Melancholie, schwere Verdauung oder Hypochondrie plagt, und wer kein Geld hat, in jene Eldorados des dolce far niente zu reisen, der macht hier seine Brunnenkur. Wirklich wurde hier 1831 ein Gesundbrunnen angelegt und zwei lange Alleen, ein „Damengang" und ein „Cavaliergang" hergerichtet, während der übrige Park anmuthige Krummwege in englischem Geschmack bildet. Wie es mit diesem Kurgastleben am Morgen ist, weiß ich nicht. Als wir gegen Mittag da spazierten, war alles voll von Kindern, Kinderwägelchen und Kindsmägden. Recht pausbackige kleine Dänen, wie Prinzen und Prinzeßchen à la mode gekleidet, doch gesund und munter, an jenes Kind erinnernd, von dem Andersen erzählt, es hätte beim Abendgebet nach der Bitte „Gib uns heute unser tägliches Brod" immer eine kleine Pause gemacht, etwas für sich gemurmelt und dann

erſt laut weiter gebetet. Als die Mutter es fragte, was es denn im Stillen murmele, ſagte es, es füge zu dem „Gib uns heute unſer tägliches Brod“ immer noch die Bitte „und recht dick Butter drauf“. Das iſt recht däniſch oder eigentlich ſkandinaviſch und nordiſch überhaupt. In Süddeutſchland hat man keine Vorſtellung, was im Norden Butter aufgeſtrichen wird. Trockenes Brod kennt man kaum. Auch Kuchen, Süßigkeiten und Näſchereien werden in Dänemark wohl mehr verzehrt, als durchſchnittlich bei der Nation der „Denker“, und zwar nicht bloß von den Kleinen, ſondern auch von den Großen.

Mitten unter den muntern Dänenkindern, die ſich in dem Parke tummeln, hat ihr Freund, der liebenswürdige Märchenerzähler H. C. Anderſen, ein Denkmal erhalten. „Ein ſchrecklich eitler Menſch!“ ſagte mein Begleiter und erzählte mir unter Anderm, Anderſen hätte geweint, wenn er etwa bei einem Diner nicht die erwarteten Complimente erhalten hätte oder bei einer Geſellſchaft nicht von ſeinen Werken die Rede geweſen ſei. Der Vorwurf iſt ihm ſchon zu Lebzeiten gemacht worden, wie er ſelbſt in ſeiner Autobiographie erzählt. Als Zeugen zu ſeiner Rechtfertigung führt er einen Deutſchen an, der geſagt habe, er, Anderſen, ſei nicht eitler als andere Poeten. Poeten, Muſikanten, Sänger und andere Künſtler ſind aber durch ihr Metier weit mehr darauf angewieſen, daß von ihnen geſprochen wird, als verborgene Veilchen von Gelehrten und ſoliden Bürgern. Sollte Anderſen auch etwas eitel geweſen ſein, aus ſeinen Werken ſpricht ein herzlich gemüthlicher, naiv kindlicher Geiſt. Ich kann ihm abſolut nicht böſe ſein. Er iſt mein früheſter däniſcher Bekannter, und ich kann ſeiner ſtandhaften Zinnſoldaten nicht gedenken, ohne auch in meiner Sympathie für ihn ſtandhaft zu bleiben.

Die Buchen und Ulmen, Linden und Platanen des Parkes ſind ſo hoch, breitarmig und vollbelaubt, der Raſen ſo friſch und üppig, daß man vor der Stadt draußen zu ſein glaubte, wenn auf dem Wege nicht ſo viel Leute ſich drängten. Aus dem Grün taucht maleriſch Roſenborg-Slot auf — in Chriſtian' IV. Stil. Was iſt das für ein Stil? Ich könnte nicht viel Unterſchied zwiſchen demſelben und der niederdeutſchen und niederländiſchen Renaiſſance finden. Es erinnerte mich an Kaſteele, alte Bürgerhäuſer, wie man ſie in den Niederlanden vielfach trifft. Der Backſteinbau iſt mit viel ſchnörkelreicher Ornamentik aus Sandſtein eingefaßt, bei breiter Front durch graue Vertikallinien und Gurte in Felder getheilt, denen oben große Dachgiebel mit Fenſtern entſprechen. Thürme und Thürmchen, ebenſo gegliedert, beleben das Ganze noch mehr, und die Hauptgiebel ſchlingen und züngeln gleichſam, von Schmuckfiguren aus, in barocken Windungen und Abſätzen zur Spitze empor, bis endlich in einer Birne oder Zwiebel die vielen architektoniſchen Kratzfüße einen Abſchluß finden. Die Thürme haben oben mehrere niedrige Etagen, die meiſt vom Viereck in's Achteck und dann verjüngt wieder in's Viereck oder kleineres Achteck überſpringen. Würde man das ordentlich fortſetzen, ſo könnte man einen Porzellanthurm herausbekommen.

Mathematik ſteckt nicht viel in all dieſen Gebilden, Poeſie eigentlich auch nicht. Statt Roſe, Stern und Kreuz ſind die Grundformen Zopf, Birne, Wulſt und Schnecke. Aus einem Kranz von Würſten, langen Bratwürſten

und gedrungenen Knackwürsten, ließe sich nicht unschwer die Profilirung eines solchen Giebels construiren. Auf einige Entfernung jedoch sieht das Ganze recht artig aus; der röthliche Grundton und die grauliche Gliederung heben sich gut von der grünen Umgebung ab, während die im Einzelnen nicht immer graziösen Schnörkel doch zu leichten Hauptlinien zusammenfließen. Gegen gothische Schlösser und Schlößchen, deren ich früher viele in England getroffen, sehen diese Renaissancebauten viel munterer und fröhlicher aus, bieten meist auch wohnlichere und hellere Räume und sind einer behaglichen und luxuriösen Ausstattung überaus günstig.

Christian IV. von Dänemark, ein sehr baulustiger Herr, hat mehrere solcher Schlösser errichtet, vollendet oder angelegt. Rosenborg wurde 1606 gebaut, nach Zeichnungen und unter Leitung des Architekten Inigo Jones. Es diente erst als Königsschloß; dann nach dem großen Brande des Schlosses Christiansborg (1794) als Schatzkammer für die königlichen Regalien. Im December 1858 wurde es dazu bestimmt, eine Art Museum für die dänische Königsgeschichte zu werden. Der ausgezeichnete Geschichts- und Alterthumskenner Kammerherr J. J. A. Worsaae besorgte Anordnung und Einrichtung. Aus der Unmasse von Möbeln, Gemälden, Kunstsachen, Luxusgegenständen und historischen Reliquien, die sich pêle-mêle in den verschiedenen Gemächern aufgespeichert hatten, stellte er das Verwandte chronologisch zusammen, gab jedem Zeitraum seine bestimmten Säle und ließ diese dann genau im entsprechenden Stile restauriren und decoriren. Christian' IV. Audienzsaal ist mit Eichenholz getäfelt und mit 95 Gemälden gleichzeitiger holländischer Maler ausgestattet; sein Arbeitszimmer hat ebenfalls Eichenholzgetäfel, aber mit japanesischen Goldfiguren auf grünem Grund, einen reichornamentirten Sandsteinkamin und eine prächtige Stuccaturdecke. Im Schlaf- und Sterbezimmer des Königs, das grüne Moirétapeten mit Goldblumen hat, sind eine Menge Porträts zusammengestellt, die an seine Jugendzeit erinnern. Der Rittersaal, 150 Fuß lang, entspricht der Zeit Christian' V.; er ist mit Gobelins geschmückt, die Scenen aus dem schänischen Kriege darstellen, und enthält eine Menge historischer Andenken.

Der Rosensaal stellt den Übergang von der Zeit Christian' V. auf Friedrich IV. dar. Und so geht es weiter bis auf den Barockstil à la Pompadour und die Herrlichkeit der napoleonischen Kaiserzeit. Da die Sammlung nicht aus willkürlich zusammengetragenen Dingen besteht, sondern aus den wirklichen Familienandenken der dänischen Königsfamilie, da Geld- und Kunstwerth hinter der historischen Bedeutung nicht zurücksteht und das Ganze mit Geschmack zusammengestellt ist, so besitzt Rosenborg als Museum einen außergewöhnlichen Reiz und wird von den Reisenden auch fleißig besucht. Es repräsentirt jedoch nur die Geschichte Dänemarks von etwa 1600 an, also einen Zeitraum, in welchem zwar das Königthum noch viel Pracht und Luxus entfaltete, die Macht des Landes aber schon zusehends bergab ging.

Der zweite Spaziergang galt dem Hafen, dem die Stadt ihren Ursprung und ihre Bedeutung verdankt. Vicus, qui mercatorum portus nominatur, so heißt es bei Saxo Grammaticus. Als „Köpmannahafn-þar sem heitir

i Höfn" wird es zuerſt 1043 erwähnt, als die Könige noch in Roeskilde reſidirten. 1167 baute der Biſchof Abſalon eine Burg auf Slotsholm, einer Inſel, die noch heute den Kern der Stadt bildet; 1171 wurde die Stadt — Urbs Absalonica — mit Mauern umgeben. Noch drei Jahrhunderte blieb ſie bloße Kaufſtadt; dann erſt erlangte ſie als Sitz königlicher Majeſtät eine höhere geſchichtliche Bedeutung.

Durch die ſchönen Anlagen, in welche die ehemaligen Feſtungswälle verwandelt ſind, ſchlenderten wir zum Toldbod, dem alten Zollhaus, das den einen Hafen von der Rhede trennt. Gegenüber auf einer Inſel liegt das Fort Trekroner. Den eigentlichen Hafen bildet ein ſehr enger Meeresarm, welcher der ſeeländiſchen Küſte entlang von Südweſt nach Norden läuft und dieſelbe von der Inſel Amager abtrennt. Weſtlich von dieſer Meerenge lagert ſich ungefähr in einem Halbkreis das eigentliche Kopenhagen, das früher von einer Befeſtigungslinie umſchloſſen war, jetzt ſich frei nach Nordweſten entwickelt. Südlich von der Meerenge liegt die noch ſtark befeſtigte Vorſtadt Chriſtianshavn, eigentlich aus mehreren kleinen Inſeln beſtehend und nur an vier Punkten mit der Inſel Amager verbunden.

Wo die Meerenge gegen Süden hin am ſchmalſten iſt, drängt ſie ſich wie ein Fluß weit in die Stadt hinein und bildet die Inſel Slotsholm. Da ſtand der älteſte Theil der Stadt, das Schloß Abſalons.

Die ganze Meerenge iſt eigentlich nur ein einziger großer Hafen, nach Bedürfniß in willkürliche Regionen abgetheilt bis an die „Faerge" hinauf, wo eine Brücke Slotsholm mit Chriſtianshavn verbindet. Am Ufer der Rhede ſah ich zum erſten Mal in meinem Leben nach Schweden hinüber. Dampfer, Schooner und große Barken belebten das ſchöne Meerbild nach dem Sund hinaus. Nach dem Toldbod hin ſtanden alte, abgetakelte Heldenſchiffe, die jetzt als Kaſernen und Matroſenwohnungen dienen. Im Vordergrund verſchaffte ein älterer Herr ſeinem Pudel ein Bad, indem er ihm Steine in's Meer warf, welche der treue Vierbeiner mit unermüdlichem Eifer zu holen ſuchte.

Ein Rundgang um die Stadt führte uns weiter am Blinden- und Taubſtummeninſtitut vorbei zu den drei langen ſchmalen Seen: Sortedamsſö, Peblingeſö und St. Jörgensſö, welche weſtlich die Stadt umgürten und an deren Ufern ſich bereits die prächtigſten neuen Quartiere entfalten.

8. Juni.

Hamburg hat mit ſeinen Vororten wohl 140 000 Einwohner mehr, als Kopenhagen mit den ſeinigen. Seine Seefahrt und ſein Handel übertrifft ſicherlich denjenigen der däniſchen Hauptſtadt. Dennoch kam mir Kopenhagen im Verlauf meines neuntägigen Aufenthaltes größer, ſchmucker, glänzender vor.

Die Urſache mag vielleicht zum Theil in meiner Auffaſſung liegen; aber objective Anhaltspunkte hat ſie jedenfalls.

Wie in Hamburg haben unternehmende Leute ganze neue Stadtquartiere, herrliche Häuſer, Bazare, Schauläden, Theater, Hotels gebaut. Wie in Hamburg hat man die unnützen Wälle niedergelegt und Anlagen daraus geſchaffen.

Wie in Hamburg geht dem geschäftigen Handelsleben ein immer fröhliches Plaisirleben zur Seite. Hier wie dort dringt das Meer oder wenigstens die Meeresstraße in die Stadt selbst hinein, während viel Park und Garten, Wasser und freier Raum Blick und Lunge erquickt. Hier wie dort ist Handel und Schiffahrt die eigentliche Quelle des Reichthums und des regen öffentlichen Lebens. Aber Hamburg hat bloß einen Bürgermeister, Kopenhagen einen König. Ich bin nicht als Unterthan eines Königs geboren und kann es nicht ausstehen, wenn man die große, religiöse, internationale Sache der Kirche, an der schon so viele Republiken betheiligt sind, mit den monarchisch-dynastischen Interessen dieses oder jenes Fürstenhauses verquickt. Doch als „Mensch und Stadtsoldat", wie der selige P. Rieß zu sagen pflegte, glaube ich, daß es doch einen Unterschied macht, ob eine Stadt bloß einen Bürgermeister oder aber einen König beherbergt.

Mit dem Königthum kommt eine persönliche und historische Einheit, Pracht, Magnificenz, Zusammenhang, Abstufung in das Stadtbild, ein Element, mit dem nur ältere Republiken durch ihre Monumentalbauten concurriren können. Bahnhöfe, Hotels, Kleidermagazine, Theater, Schulpaläste, Museen, selbst Börsen, Banken, Capitole und Parlamentshäuser können es nicht ersetzen. Nur die Kirche überflügelt den Königspalast durch ein noch höheres, idealeres Moment.

Kopenhagen ist noch keine alte Residenz. Es hat als solche erst vier Jahrhunderte hinter sich. Doch ist es die Fortsetzung von Roeskilde und reicht mit seiner Königsgeschichte bis in die nordische Sage hinein. Wo Absalons Burg stand, steht jetzt Christiansborg-Slot, ein umfangreicher Königspalast, von andern bedeutenden Gebäuden umgeben, sichtlich das Centrum der Stadt. Nordöstlich davon beherrscht Amalienborg-Slot, wo jetzt gewöhnlich der König wohnt, ein ganzes Quartier kleiner Paläste und vornehmer Wohnungen. Nordwestlich schmückt Rosenborg-Slot den anmuthigsten Park. Neben Christiansborg-Slot steht das Prinzenpalais und an Kongens Nytorv das Schloß Charlottenborg; am Ende der westlichen Stadt oder Vorstadt aber thront auf einem Hügel inmitten ausgedehnter Gärten Frederiksborg-Slot. So zeigt sich das Königthum an allen Ecken und Enden, nicht in anmaßlicher verschwenderischer Pracht, sondern in wahrer, geschichtlicher Würde, mit freundlicher Herablassung und Gemüthlichkeit. Den größten seiner Paläste hat der König zum Theil dem Staate, zum Theil dem Publikum überlassen, da Christiansborg-Slot die Jedermann zugängliche königliche Gemäldegallerie enthält; Rosenborg ist historisches Museum, Charlottenborg Kunstakademie, das Prinzenpalais ethnographisches Museum. In dem Park von Frederiksborg, der an den zoologischen Garten stößt, kann Jedermann spazieren. Nur Amalienborg hat sich der Regent als Wohnhaus reservirt.

Vor Allem ging ich einmal nach Christiansborg-Slot. Das jetzige Schloß soll weit hinter demjenigen zurückstehen, das der prachtliebende Christian VI. 1725—1727 hier aufführen ließ, das aber 1794 ein Raub der Flammen ward. Doch nimmt es mit seinen Nebengebäuden einen ganzen Stadttheil ein und contrastirt in wohlthuender Größe und Einfachheit zu der mehr auf

Schein als auf Weſen berechneten Pracht der modernen Etagenhäuſer. Vier ſehr lange und hohe Flügel ſchließen einen weiten, viereckigen Hof ein; ein Thorweg führt aus dieſem in einen noch umfangreichern, den die königlichen Stallungen umgeben. Nach Süden reiht ſich die königliche Bibliothek, das Zeughaus und die Miniſterialgebäude, nach Norden die Schloßkapelle und das Thorwaldſen-Muſeum an. Den Miniſterialgebäuden gegenüber ſteht der merkwürdige Bau der Börſe, aus derſelben Zeit und im ſelben Stil wie Roſenborg-Slot. So drängt ſich hier ein Complex von imponirenden Gebäuden, der auch von verſchiedenen Seiten, beſonders vom äußern Schloßplatz aus, ſchöne Zeichnungen bietet.

Die Hauptfaçade nach dem Schloßplatz hin hat einen ſtattlichen Pavillon in der Mitte mit korinthiſcher Colonnade und Fries. Für den Fries hat Thorwaldſen ſelbſt den Vater Jupiter gezeichnet, dem Minerva und Nemeſis (Weisheit und Gerechtigkeit), Oceanus und Gäa (Ocean und Erde) Geſellſchaft leiſten. Eine ganz reſpectable Geſellſchaft. Unten rechts und links am Hauptportal ſtehen Minerva und Nemeſis noch einmal in Bronce, aber dießmal mit Herkules und Äskulap zuſammen. Der Äskulap ſoll nur aus Verſehen dahin gerathen ſein, indem man bei dem Bildhauer eine Darſtellung der Wahrheit — sandhed — beſtellte. Er las aber ſtatt deſſen sundhed — Geſundheit und entwarf eine Statue des mediciniſchen Gottes.

Das Innere enthält eine ganze Reihe ſtattlicher Säle für officielle Vorſtellungen und Feſte (Ritterſaal, Throngemach, Conſeilszimmer, Appartementsſaal, Cavaliergemach u. ſ. w.); daneben beherbergt es das Finanzminiſterium, das Obergericht, Folketing und Landsting und die erwähnten Bildergallerien.

Letztere gehört nicht zu den berühmtern Europa's, enthält aber erſtlich eine erkleckliche Anzahl von Stücken der niederländiſchen Schule und zweitens eine gute Auswahl von Proben däniſcher Malerei. Von Deutſchen, Italienern und Flamländern war nicht viel da, auch nicht von Rubens und deſſen Schule; dagegen hatte ich die Freude, alle meine Bekannten aus den Niederlanden, von Rembrandt an, beſonders die Landſchafts- und Genremaler, in reicher Fülle vorhanden zu finden. Von den Dänen fielen mir bei dem erſten, ziemlich raſchen Beſuch zunächſt zwei Bilder von Bloch auf. Das eine ſtellt den König Chriſtian II. im Kerker zu Sondersburg vor, wie er, irrſinnig geworden, um den Tiſch ſeiner Gefangenenzelle herumgeht und mit dem Daumen eine Rinne darin eingräbt, während ein treuer, gutmüthiger Wärter ihn vergeblich zum Eſſen mahnt. Das Stück iſt mit jener ſorgſamen Liebe für hiſtoriſches Koſtüm ausgearbeitet, wie ſie vielfach den heutigen Geſchmack beherrſcht und das Hiſtoriſche zum Antiquitätengenre herabdrückt. Es iſt aber zugleich eine feine Lichtſtudie und vor Allem ein Meiſterſtück pſychologiſcher Wahrheit. Der wirre, irre Blick des unglücklichen Königs muß jeden Beſchauer feſſeln und rühren — die ganze Phyſiognomie iſt mit der tiefſten Empfindung gemalt. Mehr an Blochs erſte Periode erinnert das andere Bild, ein großes Genregemälde: der Küchentiſch. Zwiſchen verſchiedenen Gemüſen iſt ein großer Krebs, der, aus der Betäubung ſeiner Gefangennahme erwachend, die gewaltige Schere zu regen beginnt. Hinten im Schaufenſter

ſehen ihm zwei Knaben zu, allerliebſte Flachsköpfe mit blauen Augen, der eine mit fröhlicher Neugier, der andere mit einem Schrecken, als wäre er ſchon von dem Ungethüm in ſein Stumpfnäschen gepackt. Alles war ſo wahr und lebhaft, ſo voll kindlichen Humors, wie ein Anderſen'ſches Märchen. Ich werde das ſchelmiſche Bild nie vergeſſen.

Vor dem Schloß ſteht eine Reiterſtatue Friedrich' VII., der durch ſein „Grundlov" (Grundgeſetz) Dänemark Schul- und Religionsfreiheit gewährte. Er ſoll hoch leben dafür! Wann wird man in Deutſchland endlich auch ſo ein Denkmal errichten, ſtatt der vielen Siegesdenkmäler, welche unter dem noch fortdauernden Druck des Culturkampfes eher langweilig als kurzweilig wirken müſſen? Vom Schloßplatz führt eine nette Brücke über den kleinen Meeresarm, der das Schloß umgürtet und kleinere Schiffe bis in die Stadt läßt, ſo daß die Seefahrt in dem ſtattlichen Schloßbilde nicht fehlt. Ein Tramway kreuzt dieſe Brücke und führt dann an der unbedeutenden Holmkirche und der Bank, einem ſchmucken italieniſchen Palazzo, vorbei nach „Kongens Nytorv" (Königs Neumarkt).

Unterwegs begegnet man dem Monumente des Seehelden Peter Weſſel oder Tordenſkiöld, der im großen nordiſchen Kriege am Anfange des vorigen Jahrhunderts bedeutende Waffenthaten verrichtete.

Der „Neumarkt" iſt durch das geſchmackvolle Theatergebäude, große Hotels und Magazine zu einem der ſchönſten Plätze der Stadt geworden. Die Mitte des Platzes iſt mit kleinen Blumenanlagen geziert; darin ſteht das Denkmal Chriſtian' V. Der König reitet über einen Menſchen hinweg, der wahrſcheinlich einen überwundenen Schweden vorſtellen ſoll. Das Volk nennt die Statue einfach das Pferd, „Heſten". Am Heſten treffen ſich die hauptſächlichſten Trams, der nach Bredgade, Gothersgade, Östergade und nach Chriſtiansborg-Slot. Im Ganzen öffnen ſich von dem Platz aus 13 Straßen. Man könnte faſt meinen, das Theater oder das „Pferd" wäre das eigentliche Centrum des ganzen Verkehrs.

Nachmittags benützten wir eine der Pferdebahnen, um vom Heſten aus, durch die Bredgade und Östergade, zur Stadt hinauszufahren. Die Bredgade iſt ein vornehmes Quartier. Es wohnen da Verſchiedene vom Adel, Miniſter, hohe Staatsbeamte und andere Herrſchaften. Ungefähr in der Mitte wird ſie von der Fredriksgade gekreuzt, durch die man links ganz nahe die Marmorkirche ſieht, rechts den Schloßplatz von Amalienborg. Die letzten Jahrzehnte haben hier noch nicht ſo ſehr gewüthet, wie in anderen Theilen der Stadt. Der alte Metternich und die Diplomaten des Wiener Congreſſes könnten ſich hier noch ganz heimiſch fühlen. Die vier Paläſte, aus denen Amalienborg beſteht, waren urſprünglich Privatwohnungen vornehmer Familien (Berkentin, Löveńſkiold, Levetzow und Brockdorff) und gelangten erſt nach dem Schloßbrand von 1794 zu königlichen Ehren. Sie ſchließen mit andern Gebäuden den achteckigen Friedrichsplatz ein. Die Marmorkirche, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnen, ſollte nach Friedrich' V. Plan alle Kirchen Kopenhagens an Glanz überſtrahlen. Aber ſchon um d. J. 1770 hatte der Bau über 700 000 Riksdaler verſchlungen; Geld und Marmor gingen aus,

und ſtatt des ſtolzen geplanten Kuppelbaues ſtand bloß ein Torſo da, mit koſtbaren Wänden und verſchwenderiſcher korinthiſcher Colonnade. Erſt 1874 hat der Etatsrath Tietgen, Director einer Privatbank, es übernommen, der bisherigen Ruine eine Kuppel aufzuſetzen und ſie nach billigerem Plane zur Kirche umzubauen, wofür ihm dann der ganze Platz verkauft ward. Die Kuppel war noch nicht fertig, verſpricht aber eine Zierde für das Quartier und die ganze Stadt zu werden.

Unfern von dieſem lutheriſchen Dom hat Fürſtengunſt eine kleine ruſſiſche Kirche gebaut, katholiſches Almoſen die erſte Miſſionskirche von Kopenhagen, die dem hl. Ansgar geweiht iſt. An derſelben wohnt der apoſtoliſche Präfect und einige katholiſche Weltgeiſtlichen.

Am Ende der Bredgade mußten wir in einen anderen Tram umſteigen. Es wohnen dort franzöſiſche Ordensſchweſtern, die eine kleine Schule haben. Viel Bemerkenswerthes war auf dem weiten Wege nicht zu ſehen: Kaſernen, langgeſtreckte, einſtöckige Arbeiterwohnungen für die Leute, die auf den Werften thätig ſind, Gaswerke, Bierbrauereien, dann ſchöne Villen.

Als wir abgeſtiegen waren, um den angenehmen „Strandvei" entlang zu Fuß zu gehen, begegnete uns bald eine feine Kaleſche mit zwei roth gekleideten Lakaien. Mein Begleiter erkannte in der anſpruchslos gekleideten Dame, die in der Kutſche ſaß, die Kronprinzeſſin und ſalutirte. Ich grüßte auch, und unſer Gruß wurde mit einer freundlichen Kopfneigung erwiedert. Der König und die königliche Familie ſteht überhaupt mit dem Volke auf recht gemüthlichem Fuß, wird geachtet und geliebt und empfängt überall Beweiſe wahren Wohlwollens, ohne daß, wie anderswo, eine ganze Schaar von byzantiniſchen Hofſchranzen und bezahlten Poſaunenbläſern, Horniſten, Flötiſten, Zinkeniſten und Paukenſchlägern nach weiland König Nabuchodonoſors Recepten für royaliſtiſche und patriotiſche Geſinnung zu pfeifen und zu trommeln brauchten.

Die Nordländer haben einen langen Winter und einen kurzen Sommer. Erſt mit Juni wird es draußen erträglich warm, und ſchon im September ſchleicht oft ein trüber Herbſt herein, entblättert Wald und Feld und treibt die Leute nach Hauſe. Um ſo mehr ſind ſie darum angewieſen, die kurze Zeit wohl zu benützen und ſich in den Sommermonaten auf dem Lande gütlich zu thun. Dafür iſt nun in Kopenhagen trefflich geſorgt. Stunden-, ja meilenweit zieht ſich von der Stadt aus nördlich dem Sund entlang die herrlichſte Landſchaft: Wälder und Parke, die ihresgleichen ſuchen, heitere Landhäuſer, koſtbare Villen, königliche Luſtſchlöſſer, fröhliche Gartenwirthſchaften, Badeanſtalten, Vergnügungsorte aller Art.

Die Krone aller dieſer Herrlichkeit iſt der Dyrehaven (Thiergarten), wohl einer der ſchönſten Wälder von Europa. Näher an der Stadt liegt, von einem kleineren Park umgeben, das königliche Schloß Charlottenlund. Zwiſchen dieſen Parken, in der Nähe des Dörfchens Ordrup, hat die Wohlthätigkeit einer vornehmen Dänin, der Kammerherrin Berling, unſern deutſchen Patres erſt ein kleines Wohnhaus als Zufluchtsſtätte gewährt, dann eine ſchmucke gothiſche Kirche hinzugefügt und endlich die Niederlaſſung zu einem ſtattlichen

Collegium erweitert, das, mehr in die Breite als in die Höhe gebaut, mit seinen unregelmäßigen Flügeln sich oben an dem Hügel recht malerisch hindehnt. Im Winter mag da wohl mitunter ein scharfer Nordost oder Ost über den Sund dahersausen; aber im Sommer könnte man sich kaum einen artigern Platz für einen Landsitz wünschen. Würzige Waldluft mischt sich mit der kräftigen, salzhaltigen Seeluft zu einer so vorzüglichen Mischung, daß es nur noch der dänischen Smörbrödchen bedarf, um ein probates Lebenselixir zu Stande zu bringen. Die Buchenhaine des Thiergartens liegen kaum ein Viertelstündchen entfernt; zum Sund hinab ist es nicht viel weiter. Gute Luft, die schönsten Spaziergänge und das stärkende Seebad, das ist für eine Studienanstalt schon eine köstliche Apanage.

Nach diesem freundlichen Ordrupshój lenkten sich unsere Schritte. Schon in dem Park von Charlottenlund hatten wir eine Menge Spaziergänger getroffen, und an der Station hatte der eben angekommene Bahnzug einen dichten Menschenschwarm entlassen. Im Colleg traf ich fast lauter alte Bekannte und ehemalige Studiengenossen, die in ihren Missionsbärten doppelt ehrwürdig aussahen und, obwohl halbe Dänen geworden, doch gerne wieder einmal ein deutsches Wörtchen plauderten.

Das Collegium hat, als erstes katholisches Gymnasium in Skandinavien, bei der geringen Zahl der Katholiken einen schweren Stand. Die jungen katholischen Dänen sind noch nicht zahlreich genug; durch die Aufnahme von Deutschen wird die Einheit des Unterrichts erschwert, und die Zulassung von Protestanten hat auch ihre Schwierigkeit, obwohl das Colleg schon so guten Ruf hat, daß protestantische Eltern ihre Kinder darin unterzubringen wünschen.

Die Schülerzahl ist indeß schon über 40 gestiegen, und mehrere Zöglinge haben der Anstalt bei den Examina in Kopenhagen große Ehre gemacht. Besonders waren die Examinatoren darüber verwundert, daß die jungen Dänen ihr Deutsch so gut wußten, was indeß sehr leicht erklärlich ist. Doch war man auch mit ihren dänischen und anderweitigen Kenntnissen zufrieden. Die Anstalt hat Credit und wird allmälich in immer weitern Kreisen die Anschauungen verdrängen, welche in Dänemark noch über den Katholicismus walten.

Denn nach meinem Dictionär heißt „blive catholsk“ so viel als: katholisch werden, aus der Haut fahren, die Vernunft außer Acht lassen, nicht bei Sinnen sein; „han blev aldeles catholsk“ aber heißt: Er wollte schier aus der Haut fahren, er wurde ganz des Teufels, geberdete sich wie ein unvernünftiger Mensch.

Zum Rückweg in die Stadt benützten wir die stark frequentirte Localbahn, welche sehr oft im Tag nach dem Seebad Klampenborg fährt und den Dyrehaven gewissermaßen in die Stadt hineinrückt. Die zwar gedeckten, aber sonst nach allen Seiten offenen Wagen dritter Klasse waren bei der sommerlichen Wärme und bei dem dichten Menschengewühl sehr angenehm. In einem halben Stündchen ist man an dem kleinen Localbahnhof, der unmittelbar an die Centralstation stößt. Auf einer Höhe der ehemaligen Festungswerke steht da noch eine Windmühle, wohl des Abbruchs harrend. Der benachbarte

Theil der Fortificationen ist in einen charmanten Garten umgewandelt, den Örstedspark, welcher mit dem Standbild des großen Physikers und noch mit allerlei andern Statuen, einer Jungfrau von Orleans, einem sterbenden Fechter, einem unanständigen Silen u. s. w., auch mit Teichen, Brücken und anderem Feenwesen geschmückt ist. Den Park entlang führt der breite Nörrevolds-Boulevard bis zum Rosenborg-Garten — Alles im vornehmsten großstädtischen Stile. Am Eingang in den Rosenborg-Garten war ein großes Gedränge. Es kam eine ganze Schaar Bürgermilizen daher, die irgendwo Übung in Waffen gehalten haben mußten. Sie machten sich's mit ihren Flinten so bequem, wie möglich. Die einen trafen auch Freunde und Bekannte; um diesen und jenen bewaffneten Papa tanzten die Kinder herum, als ob er aus dem Feldzug heimkäme. Die Bürgerschaft von Kopenhagen hat sich in alten Zeiten mehr als einmal durch ihre Wehrhaftigkeit und Tapferkeit hervorgethan und die Stadt gegen mächtige Feinde vertheidigt, noch in diesem Jahrhundert — 1807 — gegen die Engländer. Der kriegerische Geist scheint noch nicht erloschen. Obwohl nicht mit dem Corporalsstab gedrillt, sahen die Leute recht keck und martialisch drein und hielten strammen Schritt noch mitten unter dem Gewühl der müßigen Spaziergänger.

9. Juni.

Außer im Eisenbahncoupé sind mir dicke Leute immer interessant — auch dicke Thürme. Der „Dicke" unter den Thürmen von Kopenhagen ist der „Runde Taarn" an der Trinitatis-Kirche, 111 Fuß hoch auf 48 Fuß Durchmesser, also etwa wie ein Mann, der 5 Fuß hoch und 2 Fuß dick wäre, ein niedlicher Pachyderme. Sein Widerpart, der sich wie Müller zu Schultze verhält, ist der Thurm der Vor Frelsers-Kirche (Erlösers-Kirche), der weit davon, im südlichen Stadttheil Christianshavn, mit einer spindelartigen Gallerie, 144 Ellen hoch, sich gleichsam in den Himmel hineindreht. Die Trinitatis-Kirche baute der König Christian IV. zum Troste der Studenten, welche seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts die benachbarte sogen. „Regenz" bewohnten, ein Convict mit 100 Plätzen, wovon 20 für Islands Söhne. Der dicke Thurm aber sollte dem großen Astronomen Tycho de Brahe als Observatorium dienen und ward denn auch von ihm und Andern bis herab in die neuere Zeit zu himmlischen Erforschungen benützt. Von Peter d. Gr. wird erzählt, er sei mit seiner Frau Katharina vierspännig hinaufgefahren. Das wäre, die letzte Etage abgerechnet, nicht unmöglich gewesen. Denn es führen keine Stufen hinauf, sondern eine ganz sanft ansteigende, schön überwölbte Wendelstraße, auf der auch ein Kurzathmiger sich noch seines Lebens freuen kann. Einzelne alte Möbel, die in den Nischen stehen, erinnern noch an des Thurmes einstige Bestimmung. Jetzt geht der Kopenhagener vorzüglich hinauf, um sich die Erde, d. h. sein Kopenhagen, anzusehen. An einigen Tagen und Stunden kann man das gratis thun, an andern muß man eine Abgabe erlegen. Leute vom Land und Schuljungen stiegen mit mir hinauf. Aus dem Dächermeer, das man oben rund um sich hat, ragen außer Christiansborg breit und massig die kuppelartigen Dächer des königlichen Theaters und des Dagmar-Theaters hervor, dann in verschiedenen Distanzen die stumpfen Thürme der Liebfrauen-

und der Heilig-Geist-Kirche, die spitzen Thürme der Börse und der Erlöser-Kirche. Zunächst unten hat man das prosaische Dach der Dreifaltigkeits-Kirche und die Regenz. Bei trübem Lichte sah die Stadt wohl groß aus, aber nicht glänzend und schön. Die brillantern neuen Quartiere, Parke und Plätze liegen zu weit weg. Über dem Sunde lagerte sich graues Gewölke.

Schon am Nachmittag war übrigens wieder ganz prächtiges Wetter. Ich besuchte den botanischen Garten, der, wie der Örstedspark, von den alten Festungswerken her Berg und Thal erhalten hat. Im kühleren Grunde steht ein gewaltiges Palmenhaus, auf der ansehnlichen Höhe das neue astronomische Observatorium, ihm gegenüber das grandiose städtische Commune-Hospital, fast halb so lang wie der botanische Garten, an dessen südlicher Ecke der Nörrevolds-Boulevard mit der langen, vornehmen Gothersgade zusammenstößt. Für Aussicht ist durch einen künstlichen Felshügel gesorgt, der mit allen Arten von Steinbrech und anderen Felspflanzen decorirt ist. Als ich mich da setzte, kam eines andern Weges eben eine Mama mit ihren Kindern daher. Die Kinder setzten sich ganz ungenirt und urgemüthlich neben mich, ohne mich indeß zu begaffen oder mich anzureden. Die Dänen sind überhaupt sehr höflich und zutraulich zugleich. Dagegen können sie es, nur allzu begreiflicher Weise, den Preußen noch immer nicht vergessen, daß sie ihnen einen so bedeutenden Theil ihres Reiches und ihrer Macht — Schleswig-Holstein meerumschlungen — weggekapert haben. Man trifft darum wenig Sympathien mit Deutschland, viel Interesse und Anhänglichkeit für alles Französische. In der „Nationaltidende" wie in der „Berlingske" Zeitung fand ich die geringsten Bühnen-, Literatur-, Musik-, Moden- und Skandalnachrichten aus Paris registrirt, fast ebenso ausführlich als die dänischen. Sarah Bernhardt, welche in jenen Tagen zu Kopenhagen spielte, wurde mit Ovationen förmlich überschüttet. Fast in allen Schaufenstern stand ihre Photographie, in verschiedenem Costüm und Pose. Sie war die Heldin des Tages.

Über den Schluß dieses Sarah-„Barnum"-Triumphes berichtete am folgenden Tag die Zeitung: „Zu der letzten Vorstellung der französischen Gesellschaft am Samstag Abend war nicht bloß das ganze Haus ausverkauft, sondern auch die Orchesterplätze theilweise von Zuschauern besetzt. Der Beifall war sehr animirt, und es wurden der Mademoiselle Sarah Bernhardt Kränze und eine Menge Bouquets zugeworfen, darunter zwei von Ihren königl. Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin. Ihre ‚Fédora' war wenn möglich noch glücklicher, kräftiger und feuriger, als bei den besten früheren Vorstellungen. Ein Herausrufen folgte auf das andere, besonders nach dem vierten Act, wo ihre Ausführung der letzten großen Scene zwischen Fédora und Loris für alle Zuschauer einen unvergeßlichen Schluß für das zweite Gastspiel der großen französischen Künstlerin auf unserm königl. Theater bleiben wird."

Eine zahllose Menschenmenge umdrängte nach dem Schluß des Schauspiels das Hotel d'Angleterre, wo sie wohnte, rief sie fünf-, sechsmal mit Hurrahruf und Händeklatschen auf den Balkon hinaus, wo sie, mit Handbewegungen dankend, ihr Merci und Vive le Danemarc! rief. Als die Balcon-

thüre ſchon geſchloſſen und die Gardinen herabgelaſſen waren, ging der Enthuſiasmus unten noch einmal los. Die jungen Leute ſtimmten die Marſeillaiſe an und Alles ſang mit, ſo gut es ging. Das war zu rührend. Da kam ſie noch einmal heraus und warf eines ihrer Bouquets unter die Menge. Die Söhne der Vikinger zankten ſich darum.

10. Juni (Sonntag).

In ſo einer großen proteſtantiſchen Metropole in einem ſtillen Kapellchen Meſſe zu leſen, hat für mich immer etwas Rührendes. Von allen Gegenproteſten der katholiſchen Kirche gegen die große Glaubenstrennung iſt es der ſchönſte. Sie lebt und wirkt ruhig weiter. Die gewaltige Prophetie des Malachias vollzieht ſich trotz aller feindlichen Lehrſyſteme, Staatsgeſetze, Brandſchriften, Reſolutionen. Man kann den Prieſter fortjagen, aber er kommt wieder und opfert von Neuem Brod und Wein secundum ordinem Melchisedech. Während die Inhaber „geläuterter Religionsbegriffe" bis tief in den Tag hinein ſchlafen, eilen fromme Katholiken ſchon in aller Morgenfrühe zur Kirche, um dem heiligen Opfer beizuwohnen und ſich mit dem Brode des Lebens zu ſtärken. Armes Volk, Nothleidende, fromme Frauen, bekehrte Zöllner und Sünder, Nikodemus und Joſeph von Arimathäa — alle Haupttypen der evangeliſchen Geſchichte — findet man da wieder, während die Phariſäer erſt ſpät große Toilette machen und die Sadducäer ſich in comfortabler Ruhe von einem Diner auf's andere freuen.

Nachdem den katholiſchen Sonntagsanforderungen im Weſentlichen Genüge geleiſtet war, wurde beſchloſſen, den übrigen Sonntag in echter Kopenhagener Manier zu feiern, nicht des Scherzes und der Neugier halber, ſondern um allen Ernſtes die religiöſe Sonntagsfeier und ihre Kehrſeite im Volksleben zu beobachten. Um Alles vollſtändig zu haben, hätten wir freilich ſchon am Sonntag weit in den Tag hinein ſchlafen müſſen und am Montag dann noch länger. Das ging aber nicht, wenn man katholiſch bleiben wollte.

Die ſteife engliſche Sonntagsruhe kennt man in Kopenhagen nicht. Als wir zur „Vor Frue Kirke" gingen, ſahen wir da und dort arbeiten, manche Kaufläden ſtanden offen, die Leute plauderten luſtig und kein Conſtabel drängte ſie in's Alte Teſtament zurück.

„Vor Frue Kirke!" Unſerer lieben Frauen-Kirche! Es iſt eigentlich eine Ironie, daß die erſte Kirche der lutheriſchen Metropole noch der lieben Mutter Gottes gewidmet iſt. Ihre Verehrung hat man abgeſchafft, aber in merkwürdiger Inconſequenz ihres Namens geſchont und ſie alſo im Grunde als Stadtpatronin beibehalten. Die Notre-Dame-Kirche des nordiſchen Paris iſt gerade kein architektoniſches Meiſterwerk, wie jene an der Seine, aber immerhin ein anſehnlicher, würdiger Bau. Drum herum ſteht die Metropolitanſchule, das Polytechnikum, die Univerſität und die Univerſitätsbibliothek und dahinter das zoologiſche Muſeum mit ſeinen rieſigen Walfiſchen und dem zahlloſen Proletariat des Oceans. Der Liebfrauen-Platz iſt nicht groß, aber läßt doch der Kirche und den benachbarten Schulgebäuden Luft genug, ſich zu zeigen.

Während an der Univerſität das Weltliche entſchieden die Oberhand über das Geiſtliche beſitzt, und Jedermann Gott, Welt und Menſch nach ſeiner

Façon erklärt, obwohl meistens nicht gerade in ausgesprochen antichristlichem Sinne, repräsentirt die Liebfrauenkirche noch annähernd den alten Lutheranismus, dem Dänemark seit 1536 angehört. Den Fries der dorischen Vorhalle schmückt eine von Thorwaldsen entworfene, aber von andern Künstlern in Marmor ausgehauene Darstellung: Johannes der Täufer in der Wüste predigend. Über dem Hauptportal zeigt ein Basrelief den Einzug Christi in Jerusalem. Rechts und links Kolossalstatuen von Moses und David, erstere von Bissen, die andere von Jerichau. Man wird also ganz richtig vom Gesetz und von den Propheten empfangen, durch den Täufer vorbereitet und zieht mit Christus in die Sionsstadt. Den Hauptaltar beherrscht eine gigantische Christusstatue, an den Wänden des Schiffes die zwölf Apostel, alle von Thorwaldsen. Sonstige Heilige gibt es nicht da drinnen. Man muß sich mit dem apostolischen Glaubensbekenntniß begnügen. Alle übrige Decoration ist dem Thorwaldsen'schen Apostelcollegium untergeordnet und hebt es sehr gut hervor. Das breite Schiff macht den feierlichen ruhigen Eindruck einer Basilica, nur ist die Holzdecke zu einem Tonnengewölbe gestaltet, die Seitenmauern erheben sich nur zur halben Höhe und tragen oben die Säulenreihen der Gallerien. Vornehme Sperrsitze nehmen unten zwei Drittel des Raumes ein; im mittleren Gang laufen einige Reihen von Bänken quer zu denselben der Längerichtung der Kirche entlang.

Die Kirchgänger kamen langsam angetröpfelt, fromme alte Ladies, ältere würdige Herren, da ein Mann mit einer oder zwei Töchtern, da ein einzelnes Ehepaar oder auch eine ganze Familie. Die Vornehmen steuerten gleich auf ihre Sperrsitze los, die Andern auf die mittleren freien Bänke. Am Altar zeigte sich ein geistlicher Herr, den ich vom Fond der Kirche aus nicht genauer sehen konnte. Er warf sich mit großer Behendigkeit in den bereitliegenden Ornat, eine Albe mit ungeheuern Puffärmeln und einer dunkelrothen Casel. Zur Beicht und zum Abendmahl gingen etwa 30 oder 40 Leute. Die Ceremonien konnte ich nicht beobachten; aber die Herren und Damen kamen ohne sonderliche Zeichen von Devotion aus dem Chor zurück. Nach einem langen Lied, das auf dem Chor gesungen ward, sang der Officiant — wie man mir sagte, der Stiftsprobst Rothe — in etwas näselndem Tone auf dänisch das Dominus Vobiscum. Der Chor respondirte schön in harmonisirtem Choral. Dann folgte Epistel und Evangelium, doch nach anderer Perikopen-Ordnung, als wir sie haben. Die Leute lasen oder blätterten in ihren Büchern. Nach dem Altar schaute Niemand hin. Als die Predigt anfangen sollte, hatte ich keine Lust mehr, länger zu bleiben. Es mochten um diese Zeit etwa 200 bis 300 Leute in der großen, weiten Kirche sein, in der etliche Tausend Platz haben könnten.

Die Haltung der Kirchgänger war durchweg ruhig, gemessen, ernst, doch ohne sichtliche Theilnahme mit dem, was am Altare vorging. Jeder sitzt und lebt für sich. Ein Maler, der innige Andacht schildern wollte, hätte wohl kaum ein Modell gefunden. Die altkirchlichen Gewänder rufen wohl die Erinnerung an ein Priesterthum wach; aber da man weiß, daß nicht mehr an ein Opfer geglaubt wird, so entbehren sie ihrer großen

ſymboliſchen Bedeutung. Gebete und Ceremonien ſind auf ein mageres, froſtiges Minimum herabgeſetzt, das — nur rein äſthetiſch betrachtet — wenig befriedigen kann. Wie bei den andern Schattirungen des Proteſtantismus, iſt auch bei den Lutheranern Predigt und Lied der Kern des eigentlichen Gottesdienſtes. In ſich gekehrte, ältliche Leute mögen dabei einige Erbauung finden; der weit größere Theil des Volkes wird durch denſelben mehr ernüchtert als gehoben, und ſieht ſich darum mehr nach einer weltlichen Sonntagsfeier um.

Am Klampenborger Bahnhof war ein Gewühl, als ob die halbe Stadt davonlaufen wollte. Außer den gewöhnlichen Wagen waren viele mit zwei Etagen, die ſich ſehr drollig ausnehmen. Auch das reichte kaum aus. Familie drängte ſich an Familie und dazwiſchen viel junges, munteres Volk, Commis, Arbeiter, Handwerker, Ladenjungfern, Studenten; alte Junggeſellen und Bonvivants fehlten auch nicht. Alles ſonntäglich angezogen, Kinder und Weiber nach und über Vermögen aufgeputzt, hatte der Schwarm ein gar fröhliches Anſehen. Es ſummte, plauderte und piſperte in den überfüllten Waggons wie in einem Bienenſtock. Die Kinder waren ſchon am Schnabuliren, und Kiſten, Kaſten und Chatouillen hielten für das Picknick noch mehr und köſtlichere Schätze bereit. Es iſt in dieſen Leuten nichts von jenem bösartigen, blasphemiſchen Geiſt, der in Frankreich gewaltſam die Sonntagsfeier bekämpft. Die meiſten dieſer Leute wollen nicht dem lieben Gott davonlaufen oder ſeinen Geboten den Krieg erklären; ſie beten wohl noch und gehen auch noch ein Bischen in die Kirche. Aber die Hauptſache iſt ihnen, etwas auszuſchnaufen von den Sorgen und Mühen der Woche, ſich zu erholen und einen guten Tag zu gönnen, ein Zweck, der dem Sonntag ſeiner Einſetzung nach gar nicht abgeſprochen werden kann. Nur müßte er eben ſecundär bleiben und die Religion die Hauptſache.

Ein kleiner Theil der Paſſagiere ſtieg ſchon in Charlottenlund aus, der größere fuhr weiter — ſo weit man kommen kann — bis Klampenborg. Wir ſchloſſen uns den erſteren an, um über Mittag in Ordrupshój zu bleiben. Nach Tiſch ging ich dann in den Thiergarten, um das bunte Leben dort anzuſehen, wie es in ähnlichem Umfang kaum eine größere Stadt aufzuweiſen hat. Denn anderswo fluthen die Leute nach verſchiedenen Orten auseinander, hier trifft ſich faſt die ganze Stadt in einem großen gemeinſamen Erholungslocal im Freien.

Für das Local hatte in erſter Linie der liebe Herrgott ſelbſt geſorgt, indem er über das blaue Meer den fröhlichſten Sonntagshimmel ausſpannte, die Sonne feſtlich darüber ſtrahlen ließ und an dem von Schiffen belebten Strande einen Wald wachſen ließ, der unter ſeinen Buchendomen nicht nur eine Stadt, ſondern das Volk eines ganzen Landes beherbergen könnte. So viel herrliche Bäume, Baumgruppen, Alleen, Büſche, große und kleine Waldpartien habe ich noch nie beiſammen geſehen. Die Buche herrſcht vor; aber auch knorrige Eichen, die manches Menſchenalter überdauert, breiten in das majeſtätiſche Laubzelt hinein ihre runenhaften Arme; junges Nadelholz wechſelt da und dort mit dem üppigen Laubwald ab, und weite grüne Raſenplätze, Teiche, Weiher, hügelige Lichtungen, zierliche Waldpfade machen den

Wald zum reizendſten Park. Menſchliche Kunſt und Sorge hat ſich da mit der freigebigen Fülle der Natur vereint, und der Grundherr des Parkes, der König, hält den Feſtſaal offen für Jedermann, auch für den Geringſten ſeiner Unterthanen. Auch das hat etwas entſchieden gemüthlich Patriarchaliſches. Die Rudel von Hirſchen und Damhirſchen, welche ſonſt den Buſch bevölkern, ziehen ſich am Sonntag wohl etwas in's innere Dickicht zurück; aber manche ſind auch vorwitzig genug, ſich an Sr. Majeſtät Unterthanen heranzuwagen, in ihrer Nähe zu graſen und wiederzukauen und ihren Tänzen und Spielen zuzuſehen. Nächſt Gott und dem König hat an der allgemeinen Volksfreude auch die Familienautorität ihren Theil. Denn Vater und Mutter bringen ihre ganze Kinderſchaft in den herrlichen, grünen Saal und laſſen ſie da ſpringen und ſpielen, eſſen und ſchlafen, ſich tummeln und freuen den ganzen lieben Tag, und die Eltern freuen ſich mit und ruhen aus von der Proſa und den Sorgen des Lebens.

Der Grundcharakter des Bildes, das ſich jeden Sommerſonntag in dem weiten Forſte wiederholt, iſt der eines ungeheuern Picknick, an dem Tauſende, bis zu 30 und 40 Tauſend ſich betheiligen, Jeder für ſich und die Seinen, in höchſter Gemüthlichkeit und Unbefangenheit, aber auch wieder mit feinem Wohlanſtand und Rückſicht für Andere, Geſelligkeit ſuchend oder meidend, wie es Jedem am beſten behagt. Da waren Gruppen an einſameren Plätzchen nur zu behäbiger Ruhe ausgeſtreckt, da hatten ſich andere auf einer kleinen Wieſe zu Ringeltanz und Geſellſchaftsſpielen vereinigt; dort kochte eine Mama ihren zahlreichen Sprößlingen den längſt erſehnten Kaffee, hier tummelte ſich eine ganze Schaar Kinder unter Aufſicht von Mägden herum. Ganze Stadtnachbarſchaften und Freundſchaften fanden ſich in fröhlichſter Gruppirung beiſammen, mehr einſiedleriſche Familien richteten ſich ihren iſolirten Haushalt ein. Die Einen ſpazierten und ſchlenderten im Wald herum, die Andern ſonnten ſich an einem Hügelabhang, wieder Andere ſangen und ſprangen zu den Klängen einer Harmonika. Überaus anmuthig, an die alten Volksfeſte erinnernd, waren die gemeinſchaftlichen Tänze des jungen Volkes, in deſſen rhythmiſch wogendem Ring bald eine einzelne Tänzerin oder ein Tänzer graciös durchzuſchlüpfen verſuchen mußte, bald ein munteres Paar den Reigen führte, bald durch Öffnen und Schließen die artigſten Variationen entſtanden. Schminke brauchte es nicht; denn die muntere Bewegung färbte die Wangen mit geſundem Roth und die friſche Waldluft dämpfte es wieder.

Das allgemeine Picknick iſt aber nur die eine Seite des Thiergarten-Lebens — der Park iſt an dieſem Tage zugleich auch ein ungeheurer Wirthshausgarten. Im Garten ſelbſt, drum herum, beſonders aber dem Strand entlang, reiht ſich eine Wirthſchaft an die andere, vom vornehmen Café-Reſtaurant bis herab zur communen Schnapsbude und zum gemeinen Tingeltangel. Die eleganten Gartenwirthſchaften in Klampenborg und Charlottenlund, Fortunen und Skovshoved ſind bis tief in die Nacht hinein mit Beſuchern überfluthet. Alle Gaſthäuſer ſind angefüllt. Überall Concert im Freien, Tanzmuſik, Spiel und Juchhe. Während Etatsräthe, Dannebrogsritter und andere hohe Herren auf ihren Villen ſich ergehen, ergötzt ſich Mittelſtand und

Volk in all den zahllosen Wirthschaften dazwischen. Den ganzen Tag, bis tief in die Nacht hinein, gehen die Züge hin und her, schwärmt es auf allen Wegen und Stegen, wehen fröhliche Flaggen und rauscht lustige Musik dem Wanderer entgegen. Auch ein alter, steifer Philosoph könnte da noch tanzlustig werden.

Seinen Höhepunkt erreicht dieses Vergnügungsleben auf dem sogen. „Skovsbakken" (Waldhügel), etwa eine Viertelstunde Wegs von Klampenborg. Da ist Kirmeß und Jahrmarkt den ganzen lieben Tag. Tausende von Menschen drängen sich über den Hügelrücken hin, wo Bude an Bude steht, Bierbuden, Tanzbuden, Punschbuden, Schnapsbuden, Schießstände, Panoramen, Wachsfigurenkabinete, Schaukeln, Karoussels, Alles in der drolligsten Abwechslung und erfindungsreichsten Verschiedenheit. An schweren Ambossen, Gewichten und Maschinen wurden „Kraftproeven" gemacht, eine amerikanische Brodfabrik leistete dem Erschöpften neue Kräfte. In dem einen Schießstand reichten Tirolerinnen das Gewehr, in dem andern Markedenterinnen; hier wurde auf Adler, Eulen, Spatzen, Schnepfen geschossen, dort auf Türken, Indianer und Preußen. Auf den Zinnen des Morskabs- oder Fröhlichkeitstheaters leisteten ein weißer Bajazzo, ein französischer Chevauxléger und eine dicke Köchin den drolligsten Ulk, um das Publikum anzulocken, während die Drehorgel unten spielte: „Mueß i denn, mueß i denn zum Städtle hinaus". Kasperl, der Meister Jagel hieß, trieb es wie bei uns, prügelte schließlich Alles todt, tanzte mit dem Sarg herum, heulte eine Todtenklage und fing dann von vorn an. Ein rednerisches Talent erster Größe arbeitete auf der Tribüne des Tryllе- — oder Zaubertheaters, in dem wahrscheinlich Köpfe und Nasen abgeschnitten, Uhren in Eier und Taschentücher in Kohlköpfe verwandelt wurden. Rechts davon bunte Ratten aus Afrika, die kletterten, schaukelten, marschirten, turnten und andere Kunststücke verrichteten; Akrobaten liefen auf den Händen und hoben mit den Füßen Gewichte auf; ein armer Soldat verkaufte auf dem Bazar wohlriechende Essenzen. Ein elender Krüppel, der zufolge Inschrift am 6. Juli 1849 im Kampfe für's Vaterland gegen die Preußen den rechten Arm verloren, drehte mit der linken eine Drehorgel ohne Ende. Im Alhambra-Tanzsaal einer gefälligen Rotunde spielte ein artiges Orchester — links und rechts fiedelte und tanzte es in wenigstens 20 andern Buden. Das Tröstlichste für den armen durstigen Erdenpilger verkündigte die Inschrift:

Den koldeste Baier i hele Dyrehavn faaes for 10 øre.

(Den kälteſten „Bayer" im ganzen Thiergarten bekommt man für 10 Öre.)

Ich habe ihn getrunken, diesen kältesten Bayer. Er war nicht in Bayern gebraut; aber er war gut und verhinderte mich, in dem tollen Wirrwarr müd zu werden. Denn es war noch Vieles zu sehen, keine Sorte von „Blech", die da nicht getrieben wurde, und Alles verlief dabei recht anständig, so daß kein vernünftiger Mensch sich daran stoßen konnte. Erst gegen Abend soll es auf dem Skovsbakken nicht mehr ganz geheuer sein.

Man sollte denken, die Herrlichkeiten des Dyrehaven würden selbst für

eine Stadt wie Kopenhagen ausreichen. Aber das ist nicht der Fall. Während das bunte Leben auf dem Skovsbakken noch kaum den Zenith erreicht, geht im Tivoli schon vor halb sechs die allgemeine Heiterkeit in nicht geringerem Umfang los. Nur ist dort Alles artificiell — und das künstlerische Arrangement soll sogar in seiner Ganzheit Alles übertreffen, was Wien und Paris in diesem Genre aufzuweisen hat. Also auf nach Tivoli!

Wir waren nicht allein. Ein fast ebenso großer Menschenschwarm, als uns am Morgen in den Thiergarten begleitet, fuhr wieder mit in die Stadt zurück. Wie in dem Garten selbst, so herrschte auch auf dem Zug nicht jene schreiende Lustigkeit, welche man z. B. in der Schweiz und in Süddeutschland trifft. Die Dänen behalten immer etwas Feines und Vornehmes, schreien nicht und sprechen nicht überlaut. Sie sind mehr still vergnügt.

Der Tivoli-Garten, aus einem Stück der alten Befestigung construirt, ist nicht sehr groß, bietet aber in reizendster Abwechslung Alles, was man an Volksamusement wünschen kann, ja wohl auch noch etwas darüber.

Alles genau zu beschreiben, müßte man ein Hexenmeister sein. Schon der Eingang dem Café National gegenüber mit seinem zierlichen arabischen Hufeisenthor und phantastischen Kuppelthürmchen erweckt die Idee des Märchenhaften. Um hineinzukommen, muß man aber 50 Öre entrichten, so daß der ganz niedrige Publicus abgewehrt bleibt. Sonst trifft man drinnen alle Welt, von den Arbeitern hinauf bis zum Hofe; selbst Prinzen und König zeigen sich zuweilen da. Gleich in der Nähe des Eingangs stößt man auf ein kleines Theater in chinesischem Stil. Statt des Vorhangs steht ein riesiger Pfau vor der Bühne; wenn gespielt werden soll, klappt er sein Rad zusammen. Gold und bunte Farben sind nicht gespart. Ein herrlicher Schattengang führt zur Concerthalle, einem leichten geschmackvollen Bau — drum herum glasgedeckte Pavillons und Lauben. In der Concerthalle das gewählteste Orchester, immer von tüchtigen Kapellmeistern, mitunter von Berühmtheiten ersten Ranges geleitet. In dem prächtigen Restaurant daneben kann man zechen und prassen wie ein Prinz, mit feinster Bedienung. Ein armer Christ, wie ich, trinkt wenigstens sein Pilsener Bier. Die alten Stadtgräben sind stellenweis zu artigen kleinen Seen umgestaltet, auf denen eine Menge Gondeln herumfliegen; das Ufer ist romantisch decorirt, mit Veranden, Einsiedeleien, Thürmchen und anderer Parkromantik. Unweit der Centralhalle ist ein großes Tanzlocal, wo von sieben Uhr bis Mitternacht musicirt und getanzt wird. Da drängte sich mehr das Volk hin, während die Ouvertüre zu Meyerbeers „Nordstern" im Concertsaal ein sehr feines und vornehmes Auditorium vereinte. Außerhalb des Saales spielte noch eine volle Kapelle auf einer Tribüne. Das Concert dauerte etwas über eine halbe Stunde, dann zerstreute sich das Publikum nach anderen Theilen des Gartens hin.

Ein dichter Menschenknäuel drängte sich um ein großes Karoussel, das von Dampf getrieben eine Anzahl Schiffe im Kreise herumbewegte, „Själland", „Jütland", „Denmark" u. s. w., alle von großen und kleinen Kindern gefüllt. Die Musik besorgte ebenfalls die Dampfkraft. Der Lärm, der hier waltete, wurde noch durch die seltsamen russischen Berge vermehrt, auf deren Schienen-

wegen fortwährend Rollwagen von einem Thurm herunterdonnerten und mit der erworbenen Schnelligkeit auf der gegenüberliegenden Bahn faſt ebenſo hoch hinaufgetrieben wurden. Ein paar handfeſte Kerle packten die Paſſagiere beim einen Loch ein und ſtießen ſie hinab, ein paar Andere empfingen den Wagen und riſſen ihn vollends unter Dach. Die meiſten Reiſenden machten verzweifelte Geſichter, verloren Mützen und Hüte und ſchrieen ſich Muth ein. Es war ein ſehr komiſcher Anblick. Erſt nach neun Uhr fing es zu dunkeln an, und der Garten gewann durch die Menge der Gasflammen in verſchiedenfarbigen Laternen und Glasglocken einen feenhaften Anblick. Die Volksmaſſe ſchien mit jeder Viertelſtunde zu wachſen. Wir konnten uns kaum einen guten Platz erobern, als um zehn Uhr ein Streichconcert begann, während der nahe Bazar in mauriſchem Stile von tauſend Gasflammen flimmerte. Als die däniſche Volkshymne geſungen war, drängte Alles nach dem chineſiſchen Theater hin. Der Pfau ſchlug ſein Rad auf und ein meiſterlicher Bajazzo begann in drolliger Pantomime ſeines Amtes zu walten. Nach Allem, was man in gelehrten Büchern über die Abſchaffung des Hanswurſts leſen muß, und von idealen Verdienſten und von moraliſcher Würde und von dramatiſcher Bedeutung, machte es mir eine königliche Freude, Hanswurſt wieder einmal vollſtändig am Leben zu treffen, wie er, obwohl von den gelehrten Kunſtrichtern gebrandmarkt, hingerichtet, begraben und aus der Welt geſchafft, durch unſterblichen Volkshumor alle Jahre neu auferſteht und allen Unſinn von Neuem begeht, mit dem er vordem Tauſende und Millionen von Menſchen hat lachen machen. Der geſunde Menſch vom Volk denkt da ganz anders als der Kunſtphiloſoph, der mit κάθαρσις παθημάτων will mores verbeſſern. Es will 'mal ordentlich gerührt ſein, und dann aber auch wieder einmal lachen, daß es ſchallt. Mit geſpanntem Schweigen umdrängten Tauſende das kleine Theater, murmelten Beifall beim kleinſten Scherz; bei jedem gehörigen Ulk aber entlud ſich ein nicht endenwollender Freudenſturm. Alt und Jung lachte und ſchrie und klatſchte, und die freudeſtrahlenden Geſichter ſagten deutlich genug, daß ihnen Hanswurſt alle Grillen vertrieb und daß ſie ſich wirklich köſtlich amüſirten. Mir ging es auch ſo. Alle dramatiſche Analyſe ging mir verloren, als gleich in der erſten Scene ein fremder Reiſender an einem Hauſe ſchellte und Hanswurſt ihn nebſt Gepäck zum Hauſe hinauswarf. „Das war gewiß ſehr roh!“ würde die Gouvernante ſagen. Aber wie der Hanswurſt das prakticirte, war ſo unnennbar poſſirlich und pudelnärriſch, daß er mir ſofort alle Höflichkeitsbedenken mit zum Hauſe hinauswarf. Nun kommt der Hausherr herbei, er kennt in dem Reiſenden einen lieben alten Freund. Hanswurſt wird ausgeſchimpft, kriecht zu Kreuze und trägt unter zahlloſen Bücklingen das Gepäck in's Haus, das er ſoeben hinausgeworfen, unter Purzelbäumen, verſteht ſich. Purzelbäume! Welche Trivialität! Und doch hat der Hanswurſt Purzelbäume geſchlagen, daß mein ganzes Zwerchfell an's Schwappeln und mir vom Lachen faſt Thränen kamen. Als Hanswurſt vollends einem ſentimentalen, romantiſchen Leiermann den Leierkaſten abſtahl und dieſer ſich urplötzlich in eine Höllenmaſchine verwandelte, Schwärmer und Raketen daraus hervorpraſſelten, alle Schau-

ſpieler wie todt auf der Bühne hinſtürzten und dann allgemach wieder auf-krabbelten, da wollte der Heiterkeit kein Ende mehr werden.

„Letzte Wiederholung des Grundlovs- (Verfaſſungs-) Feſtes. Der Bazar wird illuminirt. Illumination im Garten, der Alleen, der Gebäude, Boſchettos mit Gas und bengaliſchen Flammen.“ So hieß es im Programm, und um elf Uhr fing es denn an, um alle Gartenbeete und oben an allen Thürmen und Thürmchen, zwiſchen dem kleinen Wäldchen und hinab an allen Wegen und Alleen zu leuchten und zu flimmern in magiſcher Pracht. Alle die phantaſtiſchen kleinen Theater und Luſtſchlößchen zeichneten ſich in Feuerlinien, und von Zeit zu Zeit flammte der ganze Garten weiß, grün, roth; Raketen ſchoſſen in den dunkeln Himmel empor, Sternchen rieſelten herunter, Sonnen rauſchten praſſelnd unten herum, und rieſige Feuercascaden ergoſſen ſich in den Zaubergarten. Es war ein glänzender Schluß und ſchien mir eher herab-gedrückt als gehoben zu werden dadurch, daß während der letzten Feuereffecte eine Akrobatin, Miß Victoria, zu ſchwindelnder Höhe emporturnte, dort aus ihrem Munde einen Strick herunterließ, an welchem dann Herr Paul Herzog zu ihr hinaufkrabbelte. Als ſie indeſſen zuſammen am Seil herunterſchoſſen, erſcholl ein tauſendſtimmiger Jubelruf, dröhnend wie Meeresrauſchen. Jetzt erſt fluthete die Menge langſam zum Garten hinaus auf die Verſterbrogade und von da in die Stadt.

Soweit ich beurtheilen kann, erſchöpft das Menu von Tivoli wirklich in hohem Grade alle Arten von Volksbeluſtigung, und in den Gartenanlagen wird der äußere Anſtand ſo weit gewahrt, daß ein vernünftiger Menſch ſich nicht gerade leicht ſtoßen kann. Wenn indeß das ganze Inſtitut feierlich hochgeprieſen wird, weil es der Winkelkneiperei in der Stadt ein Ende gemacht hätte, ſo iſt zu erinnern, daß die Stadt doch noch voll Wirthshäuſer und Pinten ſteckt. In Theater und Circus werden Vorſtellungen gegeben, die ſich ſchon im Programm als unanſtändig und unmoraliſch ankündigen. Die Tanzerei den ganzen Abend bis faſt Mitternacht kann auf die Volksmoral auch nicht eben günſtig einwirken. Im Ganzen aber herrſcht eine ſo hoch-geſchraubte Genußſucht, daß eine daran gewöhnte Jugend den Himmel noth-wendig vergeſſen, hier auf Erden aber unerſättlich werden muß. Ich bin kein Jeremias, habe mich an manchem harmloſen Humor fröhlich miterheitert; aber Alles in Allem läßt ſich von ſo einem Sonntag nicht ſingen:

Das iſt der Tag des Herrn.

Hält man das ganze Treiben aber mit andern großſtädtiſchen Erſchei-nungen zuſammen, dann trüben ſich nothwendig all die flimmernden Lichter, die rauſchende Muſik verliert ihren Zauber, und man könnte herzlich traurig werden über das Elend, das dieſer künſtliche Faſchingsjubel wohl momentan übertäuben, aber weder heilen noch lindern kann. Wie ein Aſchenbrödel iſt die Religion vom Ehrenplatz des Lebens in den Winkel zurückgedrängt; an ihrer Stelle herrſchen die heidniſchen Götter des irdiſchen Genuſſes, die weder in guten Tagen ungetrübte Freude zu bieten vermögen, noch in ſchlimmen Muth, Geduld und Troſt. Zwiſchen all der leichtlebigen Luſtigkeit ſchleicht

aber die Sünde herum, häusliches Elend, persönlicher Jammer, Immoralität in allen Gestalten — und Bankerott und Selbstmord ist nicht selten das Schlußstück, welches auf dem Programm nicht vorgesehen, das bunte Jahrmarktstreiben endigt.

11. Juni.

Heute besuchte ich den Nachfolger des hl. Ansgar, den apostolischen Präfecten, Msgr. Grüder. Er wohnt in einer sehr anspruchslosen Behausung hinter der katholischen St.-Ansgar-Kirche, mit einigen andern Priestern zusammen, ein ernster, stiller Mann von kleiner Statur, die Liebe und Bescheidenheit selbst. Er hat quasi-bischöfliche Jurisdiction über das ganze Königreich Dänemark und dessen Colonien (mit Ausnahme der westindischen), nämlich Island, Grönland und die Faröer. Die Propaganda in Rom hat schon ernstlich daran gedacht, ihm vom Papste die bischöfliche Würde zu erlangen; allein er hat in seiner Demuth Alles aufgeboten, einer solchen Ehre zu entgehen.

Als er 1851 als junger Priester von 23 Jahren nach Dänemark kam, waren außer ihm in dem ganzen Königreich nur zwei andere Priester, von denen der eine eine kleine Gemeinde in Fridericia (Jütland) leitete, der andere, Pastor (später Pater) Zurstraßen, mit ihm die Sorge für die Station in Kopenhagen übernahm. Diese war sehr klein; die katholische Elementarschule wurde von etwa 30, meist armen Kindern besucht; die Missionäre mußten selbst erst dänisch lernen; katholische Bücher gab es in dänischer Sprache nicht, nicht einmal ein Schul- oder Gebetbuch, nur einen kleinen Katechismus. Die beiden wackeren Pioniere, Msgr. Grüder und P. Zurstraßen, unternahmen es indeß mit großem Muthe, die kleinen Anfänge katholischen Lebens in der volkreichen protestantischen Königsstadt zu erhalten und zu fördern, und ihr unverdrossener Opfermuth ist heute wenigstens insoweit gekrönt, daß Dänemark eine eigene apostolische Präfectur mit 28 Priestern und — außer Kopenhagen — noch sieben Missionsstationen bildet. Kopenhagen selbst besitzt jetzt außer der St.-Ansgar-Kirche sechs öffentliche Kapellen; die Katholiken mögen gegen etwa 1000 (auf 250 000 Einwohner allerdings noch eine kleine Zahl) betragen; statt einer Schule sind vier vorhanden, und der unermüdliche Fleiß der Missionspriester hat in einer Series von etwa 30 Bänden bereits den Anfang einer kleinen katholischen Literatur in's Leben gerufen. Das war keine leichte Arbeit! Die Seelsorge ist sehr dadurch erschwert, daß die Katholiken in der großen Stadt ungemein weit auseinander wohnen und gewöhnlich in einer Umgebung, welche das religiöse Leben nichts weniger als begünstigt; in Bezug auf ihre Sprache aber sind die Dänen überaus heikel und empfindlich und stellen an den Prediger wie an den Schriftsteller Forderungen, die nur ein talentvoller und ebenso fleißiger Kenner ihrer Sprache zu befriedigen im Stande ist. Ein sehr praktischer Gedanke war es deßhalb, zunächst eine katholische Volkszeitung (Kirketidende) in's Leben zu rufen und dieser dann nach und nach in bogenweisen Lieferungen Bearbeitungen oder Übersetzungen guter katholischer Schriften und endlich auch selbständige Werke

beizugeben. So ist jene kleine katholische Volksbibliothek entstanden, welche beständig noch weiter anwächst und allen Ständen gute Lectüre in treffender Auswahl und schöner Form darbietet. Eben erschien eine Übersetzung des Lebens der heiligen Dienstmagd Zita, das die Gräfin Ida Hahn-Hahn geschrieben hat. Eine populäre Geschichte Dänemarks war in Vorbereitung. Der Priester, der sich dieser Arbeit widmete, ist ein sehr begabter dänischer Convertit.

Wie anderswo, ist der Protestantismus, dogmatisch betrachtet, auch in Dänemark keine große Macht mehr. Unter den Predigern selbst herrscht so viel Unglaube und Rationalismus, daß nur sehr beschränkte Geister sie blindgläubig als Repräsentanten eines einheitlichen und abgeschlossenen, zuverlässigen und göttlich beglaubigten Lehrsystems betrachten und verehren können. Der dänische Philosoph Kirkegaard hat sie in seinen polemischen Schriften mit einem solchen Hagel vernichtender Argumentation, zermalmender Satire und schneidender Ironie überschüttet, daß man kaum begreift, wie ein Prediger sich noch in seinem weißen Tellerkragen vor einem Volke zeigen mochte, das solche Schriften las. An ätzender Schärfe überbietet er Alles, was der keineswegs zarte Lessing über das Haupt des Pastors Götze ergossen hat. Und doch, das Volk unterhielt sich ganz gemüthlich an Kirkegaards Schriften, begeisterte sich ebenso gemüthlich für die protestantische National-Romantik, welche der langlebige Poet, Theolog, Allerweltsschriftsteller und Titularbischof Grundtvig in seinen zahllosen Schriften entwickelte — und ging ebenso gemüthlich weiter in die Vorträge jener Prediger, die Kirkegaard ohne alle Umschweife, in allen nur erdenklichen Tonarten, Modulationen und Variationen als „Heuchler" gebrandmarkt hatte. Dazu aß es zahllose Butterbrode, ging fleißig in Theater und Concert, amüsirte sich, so gut es hier auf Erden geht, und freute sich an allem Neuen, was der Tag brachte. Bischof Martensen, der in manchen Stücken, wie in der Lehre vom Fegfeuer, katholisirte, fand seine Andächtigen — und der radicale Georg Brandes, der offen den Atheismus predigte, fand auch seine Andächtigen. Die große Masse des Volkes aber hält sich fröhlich leichtlebig in der Mitte, behält etwas protestantisches Formelwesen als „Religion" für den Sonntag, für Hochzeiten, Geburten und Beerdigungen bei und lebt im Übrigen nach den Anschauungen und Forderungen der sogen. „reinen Menschlichkeit", Jeder nach seinem Genre, von einer Art Orthodoxie herab bis zu vollständigem Atheismus und Nihilismus.

In dieser frivolen Leichtlebigkeit, welche dem Katholicismus selten schroff geharnischt gegenübertritt, wohl aber ihn als „trauriges, lebensfeindliches Mönchsthum" verachtet, liegt die große Schwierigkeit der dänischen Mission. Auch an den Katholiken tritt natürlich die Versuchung heran, so lustig in den Tag hineinzuleben. Der Protestant aber kommt im bunten Taumel von Geschäften und Vergnügungen kaum je zu den ernsten Fragen: Gibt es hier auf Erden eine übernatürliche Gottesordnung? — Wo ist sie verkörpert? — Muß ich mich ihr unterwerfen, wenn ich ewig selig werden will?

A. Baumgartner S. J.

Recenſionen.

Historia sacra antiqui Testamenti. Auctore Doctore *Hermanno Zschokke.* Cum approbatione Reverendissimi Archiepiscopalis Ordinariatus Vindobonensis. Editio altera emendata et instructa quinque delineationibus et tabula geographica. 8°. p. 464. Vindobonae, Sumptibus Guilelmi Braumüller, 1884. Preis: *M.* 10.

Zweck vorliegender Schrift iſt, den Theologie Studirenden in überſichtlicher Weiſe alle jene Materialien aus Geſchichte, Geographie, Archäologie und den ſpeciell ſo genannten bibliſchen Einleitungswiſſenſchaften zu bieten, deren ſie zu einem fruchtbaren Studium des Alten Teſtamentes und zur Rechtfertigung und Vertheidigung angegriffener Poſitionen benöthigen. Anlage und Ausführung des Werkes wird dieſer Aufgabe in lobenswerther Weiſe gerecht. Die Prolegomena geben Begriff und Umfang, Quellen und Hilfsmittel der Historia sacra. Dieſe ſelbſt wird, von der Schöpfung angefangen, in der Weiſe erzählt, daß bei den einzelnen Ereigniſſen zugleich eine recht gute und inhaltsreiche Überſicht über die ſich anknüpfenden Fragen aus dem Gebiete der Apologetik, Dogmatik, Exegeſe, Paläontologie, Archäologie, Geographie, Geſchichte nebſt guter Literaturangabe geboten wird. Die einzelnen Bücher des Alten Teſtamentes werden in den zutreffenden Zeitabſchnitten, denen ſie angehören, beſprochen, und nach Verfaſſer, Inhalt, Echtheit abgehandelt. Ein Epimetron bringt die noch rückſtändigen Fragen der bibliſchen Einleitung: Geſchichte des Kanon, des Bibeltextes, der Überſetzungen. Die Druckeinrichtung iſt recht paſſend gewählt. An den eigentlichen Text, der in mäßigen Abſchnitten eine gedrungene, in einfacher und klarer Sprache abgefaßte Darſtellung gibt, ſchließen ſich in Kleindruck erklärende Anmerkungen an, die den im Text angedeuteten Stoff allſeitiger entwickeln, begründen und die einſchlägigen Probleme und wiſſenſchaftlichen Fragen zur Sprache bringen.

Die Gründlichkeit, Reichhaltigkeit, Correctheit dieſer Historia sacra iſt von der katholiſchen Preſſe bereits mit großer Anerkennung hervorgehoben worden. Wir können dem Lobe im Ganzen nur beiſtimmen. Für eine erneute Auflage, die ſchon aus dem Umſtande bald erfolgen wird, weil ja das Buch für akademiſche Vorleſungen als Leitfaden dient, erlaubt ſich Referent, dem Herrn Verfaſſer ein paar Wünſche auszuſprechen. Der erſte Wunſch betrifft die Citate aus den heiligen Vätern. Dieſe ſind oft zu allgemein, indem als Vertreter der verſchiedenen Anſichten gar manchmal nur die Namen der Väter aufgeführt werden. An manchen Stellen bekommt man den Ein-

druck, daß die Citate einfach aus älteren exegetiſchen Werken herübergenommen ſind, und einzelne Vergleichungen mit den Anführungen bei Pererius, Cornelius a Lapide, Bonfrerius, Calmet haben den Referenten in der Anſicht beſtärkt, daß er mit dieſem Urtheil wohl nicht im Unrecht ſei. Nun iſt es aber bekannt, daß die patriſtiſchen Angaben bei den ältern Exegeten nicht immer genau und zuverläſſig ſind. Auch der verdienſtvolle Reinke hat ſie manchmal unbeſehen herübergenommen. Ebenſo iſt zu wünſchen, daß hie und da beſſer der Kritik Rechnung getragen werde. Die Schrift De mirabilibus s. Scr. iſt nicht vom hl. Auguſtin; auch ſoll neben dem Namen Juſtinus kein Citat figuriren, wie qu. de orth. 95; l. 5 c. haer.!? (S. 28.) Daß bei einer ſolchen Maſſe von Detailfragen manche beſtreitbare Behauptung mitunterläuft, iſt nicht zu verwundern. Aber im Intereſſe der Apologetik ſelbſt iſt doch eine Aufſtellung zu vermeiden, wie: licet variae familiae linguarum statuantur, tamen philologia comparativa varia vincula similitudinis mutuae iam demonstravit, was als philologiſcher Beweis für die Einheit des Menſchengeſchlechtes gelten ſoll (S. 30). Über die vestigia diluvii S. 41: Muſcheln auf den Bergen, erratiſche Felsblöcke, werden die Geologen, denke ich, wenig erbaut ſein; auch bei den Knochenhöhlen treten Erſcheinungen auf, die oft eine Beziehung zur bibliſchen Sündfluth rein unmöglich machen. Ob die Erklärung der Völkertafel in allen Stücken ſo ſicher iſt? ob die facta Samsonis wirklich von den Griechen zu ihren Mythen benutzt worden (S. 176)? Bei der ſonſtigen Sorgfalt fällt es auf, daß S. 405 in Betreff des ſamaritaniſchen Pentateuches, deſſen Vorhandenſein vor dem Schisma der Herr Verfaſſer vertheidigt (und ſo plurimi recentiores!?), nicht auch die Anſicht derer berührt iſt, die hierfür das 4 Reg. 17, 28 erwähnte Ereigniß verwerthen. Nach S. 194 muß man ſchließen, Prov. 30, 1 ſei eine zweifelloſe Bezeichnung Salomo's; das Andere und Richtigere aber bringt S. 213.

Die Sprache iſt einfach, klar und durchſichtig. Einzelne unnöthig harte Barbarismen (ſo gleich S. 1 factorum realizatorum; oder S. 76 hanc relationem in essentia confirmant) können leicht vermieden werden.

Das Buch iſt u. A. auch wegen genauer geographiſcher Angaben werthvoll (vgl. z. B. S. 90 über Sinai; S. 151 über Jordan). Recht gut und nützlich ſind die beigegebenen Delineationes (itineris Israelitarum per desertum — montani Sinai — tentorii sacri — templi Salomonici et secundi) und die Karte von Phönizien und Paläſtina aus H. Kieperts Atlas antiquus.

J. Knabenbauer S. J.

Geſchichte der katholiſchen Kirche in Schottland von der Einführung des Chriſtenthums bis auf die Gegenwart. Von Dr. **Alphons Bellesheim.** Zwei Bände. 8°. XXIII, 496; XV, 582 S. Mainz, Kirchheim, 1883. Preis: *M.* 20.

Nachdem Walter Scott mit ſeiner echtnationalen Epik den Jahrhunderte alten Zauberbann calviniſtiſcher Unduldſamkeit durchbrochen und das verhaßte katholiſche Mittelalter unter ſeinen Landsleuten wiederum zu einem Gegen-

ſtand des lebhafteſten Intereſſes gemacht hatte, haben ſowohl einzelne Gelehrte als auch zahlreiche gelehrte Geſellſchaften (wie der Banatyne Club, der Maitland Club, der Spalding Club, der Spottiswood Club, die Wodrow Society u. ſ. w.) ſich eifrigſt der alten ſchottiſchen Geſchichtsquellen angenommen, ſie durchforſcht, neu edirt, kritiſch bearbeitet und zur Grundlage einer ſehr ausgedehnten hiſtoriſchen Literatur gemacht. Katholiken hätten ſich für die ältere Kirchengeſchichte Schottlands kaum pietätsvoller bemühen können, als dieſes von Seite der Proteſtanten Reeves, A. P. Forbes, W. F. Skene, E. C. M. Walcott u. A. geſchehen iſt. Bei der Reformationsepoche angelangt, fand dieſe vorurtheilsfreie Auffaſſung begreiflicherweiſe ein Ziel. Von da ab wurde die Kirchengeſchichte im proteſtantiſchen Sinne, wenn auch nicht mehr ſo bitter wie vordem, geſchrieben. Der Löwenantheil hiſtoriſcher Forſchung ward in Schottland ſelbſt, wie im Ausland, der Geſchichte Maria Stuarts zu Theil, in welcher religiöſe und politiſche, hiſtoriſche und literariſche Momente von höchſtem Intereſſe ſich begegneten. Eine objectivere und deßhalb mildere Beurtheilung der königlichen Dulderin brach ſich dabei immer mehr Bahn, und vorurtheilsfreie Forſcher wie Hoſack kamen zu dem richtigen Schluß, daß die Haupttriebkraft der ſchottiſchen Reformation eigentlich nicht religiöſer Eifer war, ſondern die Habſucht und Herrſchſucht des Adels, the most rapacious and corrupt that probably ever existed [1]. Dieſes Ergebniß ſtreng hiſtoriſcher Forſchung hielt indeß, ebenſo wenig als die innere Zerſplitterung des Proteſtantismus, andere Hiſtoriker davon ab, der Entwicklungsgeſchichte der zahlreichen proteſtantiſchen Zweigfamilien und Abarten viel Fleiß und Studium zu widmen und das Einzelne auch zu umfaſſenderen Darſtellungen zu vereinigen.

Katholiſcherſeits hat einer der letzten Biſchöfe des alten Schottland, John Leslie, Biſchof von Roß, der treue Freund und Diener Maria Stuarts, gleichſam zum Schluſſe jener Epoche die Geſchichte Schottlands bis zu ſeiner Zeit teſtamentariſch zuſammengefaßt [2]. Dann begann für die katholiſche Kirche Schottlands die Zeit des tiefſten Leidens, der bitterſten Verlaſſenheit, eines ebenſo mühevollen als abenteuerlichen Apoſtolats. Erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts, als der proteſtantiſche Glaubenshaß ſich in den Gordon Riots zum letzten Mal ſengend und brennend ausgetobt hatte, fing eine friedlichere Zeit an, die es dem katholiſchen Klerus geſtattete, neben ſeinem noch immer ſchwierigen Miſſionswerk her ſich hiſtoriſchen Forſchungen und Arbeiten zu widmen. Die Documente der Verfolgungszeit waren aber weit zerſtreut, in den Archiven einzelner Familien, Ordensgenoſſenſchaften, Inſtitute, in Rom, Paris, Frankreich, Spanien, Deutſchland, England, Schottland. Nur langſam konnte nach und nach Einzelnes an's Licht gezogen werden. Ein reicher und höchſt werthvoller Schatz biographiſchen und hiſtoriſchen Materials über die Schickſale der ſchottiſchen Miſſion ſpeicherte ſich während der letzten Jahrzehnte in den liturgiſchen Directorien auf, indem man den glücklichen Gedanken

[1] Aus Janſſen iſt zu erſehen, daß er würdige Vorläufer in Deutſchland hatte.

[2] De Origine, Moribus et Rebus gestis Scotorum libri X. Romae 1578.

hatte, dem Kirchenkalender Jahr für Jahr ein Stück neuerer Kirchengeschichte beizugeben. Die Berichte fußten auf verläßlichen Privataufzeichnungen und boten dem Forscher manchen Fingerzeig auf weitere, officielle Documente. Der Protestant J. F. S. Gordon sammelte diese und andere „Memorabilien von Bischöfen, Missionären und schottischen Jesuiten" zu einem stattlichen Quartband [1], während fast gleichzeitig der katholische Priester James Walsh weiter ausholte und die neuere Missionsgeschichte mit den Forschungsresultaten über die ältere Zeit zu einer „Geschichte der katholischen Kirche in Schottland von Einführung des Christenthums bis auf die Gegenwart" [2] vereinigte.

Wenn Walsh sein Werk als eine bloß compilatorische Arbeit bezeichnet, so geht er in seiner Bescheidenheit wohl zu weit. Allerdings ist dasselbe zunächst aus Vorträgen entstanden, welche der Verfasser vor einem Kreise von jungen Leuten hielt, und bekundet durch fesselnde Darstellung durchweg diese seine Entstehungsweise, während einzelne Partien als Zeugnisse und Belege wohl erst später eingeschoben sind. Walsh hat auch nicht selbst umfangreiche archivalische Quellenstudien angestellt; da er indeß zwanzig Jahre lang durch Lectüre und Studium den Kreis der ursprünglichen Vorträge erweiterte, und seine Darstellung sich nicht bloß auf die Arbeiten der tüchtigsten Historiker, wie Tytler, Cosmo Innes, Chambers, Grub, Gordon, Burton, Hosack u. A., stützt, sondern vielfach auf die gedruckten Geschichtsquellen (State Papers, Public Records, die Publikationen der verschiedenen genannten Clubs, katholische Missionsberichte u. s. w.) zurückgeht, so kommt sein Buch dem Werthe eines selbständigen, gründlichen Geschichtswerkes sehr nahe. Bevor noch Janssen's I. Band erschienen war, hat er, hauptsächlich nach protestantischen Zeugnissen und Vorarbeiten, von dem Culturleben des Mittelalters ein treffliches Bild gezeichnet, das in vielen Zügen an Janssen's Darstellung erinnert. Schon als ein wahres Magazin von Zeugnissen bedeutender Protestanten zu Gunsten der katholischen Kirche ist das Buch nicht ohne apologetischen Werth. Diese Zeugnisse, obwohl mitunter etwas abgerissen an einander gereiht, vereinigen sich doch viel öfter zu einer höchst anziehenden, populären Darstellung, und das ganze Buch gibt einen sehr eingehenden, lebendigen Abriß der gesammten schottischen Kirchengeschichte.

Dr. Bellesheim hat nun — anstatt sich mit einer Übersetzung oder Bearbeitung des schottischen Werkes zu begnügen — zwar Titel, Stoff und

---

[1] The Catholic Church in Scotland from the Suppression of the Hierarchy to the present Time: Being Memorabilia of the Bishops, Missioners and Scotch Jesuits. 1874. Das Buch schließt sich an zwei andere werthvolle kirchengeschichtliche Arbeiten desselben Verfassers an: Scotichronicon: Comprising Bishop Keith's Catalogue of Scottish Bishops enlarged with Reeves' and Goodall's Treatises on the Culdees. Glasgow 1867, und Monasticon: An Account of all the Abbeys, Priories, Collegiate Churches and Hospitals in Scotland at the Reformation. Glasgow 1868.

[2] Walsh, James. History of the Catholic Church in Scotland from the Introduction of the Christianity to the present Time. Glasgow, Hugh Margey, 1874.

Inhalt desſelben nach ſeinem ganzen Umfang aufgegriffen, aber ſich dann auf völlig ſelbſtändigen Fuß geſtellt, die von Walſh benützten Quellen unter Zuziehung andern Materials neu durchgearbeitet, die ältere ſchottiſche Kirchengeſchichte durch gründliche Kritik vertieft, die neuere durch die werthvollſten archivaliſchen Forſchungen (in Rom, Florenz, London u. ſ. w.) bedeutend erweitert, ſorgfältiger disponirt und ausgeführt, die Geſchichte um ein Decennium fortgeſetzt und gewiſſermaßen mit der „Wiedereinführung der katholiſchen Hierarchie“ gekrönt, das ganze Werk endlich durch einen ſorgfältigen hiſtoriſch-kritiſchen Apparat (Anmerkungen, Belegſtellen, Urkunden, Zeugniſſe, hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Tabellen, Literaturverzeichniß, Regiſter, Karten) aus einem populären Buche in ein gelehrtes Geſchichtswerk umgewandelt, das allen Anſprüchen ſtrengſter Wiſſenſchaftlichkeit entſpricht. Der Reiz der angenehmen, leichten Darſtellung iſt dabei theilweiſe verloren gegangen; allein ſtatt eines deutſchen „Walſh“ haben wir eine ſelbſtändige, mit deutſcher Gründlichkeit gearbeitete Kirchengeſchichte des katholiſchen Schottland vor uns, die erſte, die in Deutſchland erſchienen iſt, für weitere Forſchung auf dieſem Gebiete grundlegend bleiben wird, und die ſchottiſchen Quellenſammlungen um ein ſehr anſehnliches Urkundenmaterial bereichert, das für die Kirchengeſchichte von höchſtem Gewicht, auch für die Geſchichte überhaupt von Bedeutung iſt.

Den Werth des Buches nach dieſer ſtreng wiſſenſchaftlichen Seite hin eingehender klarzuſtellen, muß den betreffenden Fachzeitſchriften überlaſſen werden. Wir würden es indeß für einen großen Gewinn erachten, wenn ſolche ernſte geſchichtliche Werke religiöſen Gehalts auch in weitern katholiſchen Kreiſen immer mehr Leſer fänden. Wer einmal den erſten Schrecken vor dem ernſtern Tone und dem gelehrten Apparate eines ſolchen Werkes überwunden hat, der wird daraus nicht nur reiche Belehrung, ſondern auch die angenehmſte Unterhaltung ſchöpfen, und wer einmal dieſes Vergnügen gekoſtet, der wird ſich nicht wundern, daß ein ſo begabter Dichter wie Friedrich Leopold von Stolberg nahezu auf alle Poeſie verzichtete, um ſeine ſchönſte Arbeits- und Mußezeit der Kirchengeſchichte zu widmen. Außer der eigentlichen Theologie rückt uns nichts das göttliche Walten ſo nahe, als die Führung Gottes in der Kirche, welche die Welt- und Menſchengeſchichte wahrhaft zu einem göttlichen Schauſpiel verklärt. Die Geſchichte der Kirche iſt zugleich ihre ſchönſte Apologie, ihre glänzendſte Legitimation, Höhepunkt und Blüthe der ganzen Welt- und Völkergeſchichte.

Nachdem das Chriſtenthum ſchon während des erſten Jahrhunderts in Schottland Wurzel gefaßt, trat im vierten der erſte weiter wirkende Glaubensbote auf, der in Rom gebildete hl. Ninian, Sohn eines mächtigen Pictenhäuptlings in Galloway (geb. um 360) und Gründer des Gotteshauſes und biſchöflichen Stuhles von Withern (candida casa), auch magnum monasterium genannt, aus welchem chriſtliche Miſſionäre ſowohl weiter nach Schottland als auch hinüber nach Nordirland drangen und mit dem Ordensleben zugleich chriſtliche Geſittung verbreiteten. Bellesheim behandelt dieſe Anfänge in ſehr würdiger, anſprechender Weiſe, indem er den geſchichtlichen Kern der Legende von deren ſpätern Ausſchmückung kritiſch ablöst, aber letztere doch

zugleich pietätsvoll würdigt und die Streiflichter nicht vernachläſſigt, welche ſie, auch in ihren ſpäteren Zuthaten, auf jene erſte dunkle Zeit wirft. In dieſem Sinne ſind die ſpärlichen Notizen geſammelt, die ſich über die hhl. Palladius, Terranus, Servanus und Monenna erhalten haben (S. 1—27). Bekannter als St. Ninian iſt ſchon der zweite der großen ſchottiſchen Glaubensboten, St. Columba (521—597), der von Irland aus den berühmteſten Stammſitz des Mönchthums, das Kloſter auf der Inſel Jona, gründete. Das Lebensbild dieſes Heiligen, das ſchon von Greith meiſterhaft ſkizzirt wurde, iſt von Bellesheim mit einem großen Detailreichthum weiter ausgeführt, und das Kloſterleben auf Jona (Hy), ſeine Miſſionsthätigkeit und beſonders ſeine Beziehung zu der Kirche von Northumbrien (S. 27—102) mit aller nur wünſchbaren Genauigkeit gezeichnet worden. Die intereſſanteſte Geſtalt in dieſem merkwürdigen Culturbilde iſt nächſt dem gewaltigen, titanenhaften und doch äußerſt liebenswürdigen Columba ſein Lebensbeſchreiber, der gelehrte Abt Adamnan, der lateiniſche Bildung und claſſiſches Studium auf den Felſenklippen der Hebriden einbürgerte, lange bevor dieſelben in Deutſchland feſten Fuß faſſen konnten. Gegenüber der rein objectiven, quellenmäßigen Geſchichte von Jona, die Bellesheim hauptſächlich im Anſchluß an die vorurtheilsfreien, erſten Forſchungen der Proteſtanten Reeves und Skene gibt, fallen die lächerlichen Phantaſtereien von ſelbſt zuſammen, durch welche der Conſiſtorialrath Ebrard die Inſel Hy für ſeine theologiſchen Tendenzzwecke zu erobern verſucht hat. Während St. Columba das Chriſtenthum auf den weſtlichen Inſeln begründete, erhielt die Gegend von Glasgow (Cumbria, Strathclyde) an St. Kentigern (514—603), die von Lothian an St. Cuthbert (626—687) ihre erſten Apoſtel und Kirchengründer (S. 104—117). Höchſt intereſſant ſind die nun folgenden Ausführungen über die Bonifatius-, Fergusian-, Servanus-, Regulus- und St.-Andreas-Legende, ſowie die daran ſich knüpfende gründliche Unterſuchung über die „Keledei", welche weder mit den Columba-Mönchen identiſch, noch Revolutionäre gegen die katholiſche Kirche waren, ſondern harmloſe Eremiten (S. 119—134).

Weniger erfreulich als die erſte religiöſe Blüthezeit, welche von der Inſel Jona aus für Schottland anbrach, ſind die verworrenen, kriegeriſchen Zeitläufte der folgenden Jahrhunderte, während welcher das Ordensleben in Verfall gerieth, das klöſterliche Beſitzthum durch das Clanweſen zum Theil in weltliche Hände gelangte und der Klerus ſelbſt durch Mangel an ſittlicher Kraft ſeinen Einfluß theilweiſe einbüßte (S. 135—159). Ohne Revolution vollzog ſich aber ſchon im elften Jahrhundert die ſegensreiche Erneuerung im Schooße der Kirche ſelbſt und eröffnete eine Periode des blühendſten kirchlichen Lebens. Als Führerin dieſer Neugeſtaltung ſteht die hl. Königin Margaretha da, die Gemahlin Malcolm' III., vielleicht die lieblichſte und anziehendſte Erſcheinung der ganzen ſchottiſchen Geſchichte, eine Heilige im vollſten Sinne des Wortes, der Schutzgeiſt ihrer Familie und ihres Reiches, das erhabenſte Beiſpiel für Große und Mächtige, die unermüdliche Helferin der Armen. Nachdem unter der Regierung ihres Gemahls das ganze kirchliche Leben ſich erneuert hatte, ſtiftete König Alexander die Diöceſen Moray und Dunkeld,

der König David I. die Diöceſen Glasgow, Roß, Aberdeen, Caithneß, Dunblane, Brechin, eine ganze Menge von Klöſtern und führte Margaretha's Werk nach allen Seiten der Vollendung entgegen. Unter den folgenden Königen geſellen ſich den Orden der Benedictiner und Ciſtercienſer die neuentſtandenen Bettelorden der Dominicaner und Franciscaner. Bis in den höchſten Norden hinauf bevölkerte ſich Schottland mit Stiften, Klöſtern und frommen Anſtalten. Tüchtige Biſchöfe und zahlreiche Synoden arbeiten ſowohl an der innern Organiſation der Kirche, als an deren Ausbreitung und Wirkſamkeit, ſo daß ſelbſt während der tiefgehenden Kämpfe zwiſchen Bruce und Baliol, England und Schottland, das kirchliche Leben freudig weiter blüht (S. 161—270). Unter König Jakob I. aus dem Hauſe der Stuarts und ſeinen Nachfolgern beginnt ſich dann der Knoten zu ſchürzen, der mit den politiſchen Schickſalen dieſes Königshauſes auch die religiöſen Verhältniſſe Schottlands in ein unentwirrbares Netz des Unheils verſtricken und endlich zu Falle bringen ſollte. Huſſitiſche und wicleſitiſche Irrthümer dringen in's Land und erhalten ſich trotz der energiſchen Gegenwehr der Kirche. In ſtetem Rivalitätskampf ſich gegenſeitig befehdend, lähmen König und Adel des Landes Macht, greifen in Rechte und Beſitzthum der Kirche ein und erſchlaffen durch ſchlechtes Beiſpiel die öffentlichen Sitten. Der Epiſkopat wird allzu tief in politiſche und andere weltliche Händel hineingezogen, während der Adel ſtets an Macht gewinnt, die wichtigſten geiſtlichen Würden an ſich zieht, ein Theil des Klerus verweltlicht und durch egoiſtiſches Treiben endlich unter Maria Stuart allgemeine Anarchie herbeiführt. Der langſamen Entwicklung des politiſch-ſocialen Verfalls geht übrigens bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts eine noch ſtets erfreuliche, mitunter glänzende Entfaltung kirchlichen Lebens zur Seite. In dieſe Zeit fällt die Errichtung der Hochſchulen von Glasgow, St. Andreas und Aberdeen, ein kräftiger Aufſchwung der Wiſſenſchaft, der Literatur und der Kunſt, und eine Entfaltung chriſtlicher Liebe und Barmherzigkeit, gegen welche die Reformationsperiode ſehr düſter abſticht (S. 271—325). Das ſociale und das wiſſenſchaftlich-künſtleriſche Leben Schottlands im Mittelalter hat Bellesheim in zwei geſonderten Kapiteln dargeſtellt (S. 433—488), zwei andere ſchildern den Übergang zur Neuzeit, die Anfänge der ſogen. „Reformation".

Das Geſammtbild des Mittelalters ſchließt mit folgenden merkwürdigen Geſtändniſſen eines Proteſtanten:

„Unſer Erſtaunen wird erregt, wenn wir gewahren, mit welchem Geſchick die katholiſche Kirche es verſtand, ſich allen Umſtänden anzubequemen; mit welcher Geduld ſie Alles jenem hohen Zwecke unterordnete, in deſſen Dienſt ſie ſelber geſtellt war. Nicht ohne Sympathie kann unſer Auge ruhen auf ihrer Sorge für die Armen und der grenzenloſen Liebe, welche ſie dem Spender wie dem Empfänger des Almoſens einhauchte. Nicht minder angenehm berührt uns die unerbittliche Folgerichtigkeit, mit welcher ſie bemüht war, durch ihre Berufung an Phantaſie und Herz die Frömmigkeit zu fördern. Dieſem hohen Zwecke diente die Freigebigkeit, zu welcher ſie aufforderte. Ad ampliandum cultum Divinum, ad decorem domus Dei — hieß es. Die Herrlichkeit des Hauſes Gottes wurde angeſtrebt. Nicht bloß als ein Ort zur

Ertheilung von katechetiſchem Unterricht oder zur Pflege ſubjectiver Frömmigkeit erſchien die Kirche den Katholiken der Vorzeit; in ihren Augen war ſie der Thron des lebendigen Gottes, wo auf zahlloſen Altären das Opfer der Verſöhnung ohne Unterlaß dargebracht wurde. Die Mittel zur Hervorbringung dieſer Wirkungen: kräftiger Glaube, unverweigerlicher Gehorſam, tiefgehender Einfluß auf die bürgerliche Geſellſchaft — das ſind feſtſtehende Thatſachen, welche keine philoſophiſche Speculation umzuſtoßen, kein auch noch ſo heftiger Gegner der katholiſchen Kirche wegzuläugnen im Stande iſt."

Der II. Band, in 13 Kapitel getheilt, bietet ein ebenſo ſorgfältig gezeichnetes, wenn auch nicht ſo freundliches Gegenbild zu dem, bei allen Schattenſeiten doch erhebenden, großartigen und anziehenden Gemälde des Mittelalters. Dunkle Töne herrſchen hier nothwendig vor. Der herrliche organiſche Bau der ſchottiſchen Kirche wird in ein haderndes Sectengewirr auseinandergeriſſen; das unter Malcolm III. und David I. ſo glänzende Staatsweſen verſchwindet unter Maria Stuart im wilden Strudel der ſchauerlichſten Anarchie; die Kunſt ſtirbt und die Wiſſenſchaft ſiecht an nutzloſem Gezänke hin, bis der aus der Revolution hervorgegangene Cäſaropapismus mit dem alten Königshauſe ſelbſt zuſammenbricht und neue Umwälzungen das frühere Sectenweſen pulveriſiren. Der weite, umfangreiche Stoff theilt ſich in drei Hauptgruppen: die tragiſche Geſchichte Maria Stuarts, welche in weiteren Rahmen den Sturz der alten Religion, den Triumph der religiöſen und politiſchen Anarchie und den tiefſten Verfall des Reiches in ſich ſchließt (S. 1—180); dann die Geſchichte des Vernichtungskrieges, den die proteſtantiſchen Syſteme (Presbyteranismus, Puritanismus und Epiſkopalismus) bald einzeln, bald verbündet, gegen die geſtürzte alte Religion unternahmen (S. 181—368) — und endlich die Geſchichte des „zweiten Frühlings", d. h. des Neuerſtehens und der Weiterentwicklung der katholiſchen Kirche in Schottland, die vor wenigen Jahren durch die Wiedereinführung der Hierarchie feierlich beſiegelt ward (S. 368—446). Alle dieſe drei Epochen hat Bellesheim meiſterlich behandelt, die letztern zwei in einer Vollſtändigkeit, wie ſie bis dahin noch kein engliſcher oder ſchottiſcher, auch kein deutſcher Forſcher geboten.

Die Geſchichte Maria Stuarts braucht dem Intereſſe des Leſers wohl nicht empfohlen zu werden. Sie wird durch ihre ergreifende Tragik immer feſſeln, mehr noch durch ihren religiöſen und politiſchen Charakter. In Maria und Eliſabeth verkörpern ſich die gewaltigſten Gegenſätze der Zeit ſo lebhaft und anſchaulich, daß man, bis zu einem gewiſſen Grade, die beiden Frauen faſt als allegoriſchen Ausdruck der beiden ringenden Mächte, des Katholicismus und des Proteſtantismus, betrachten könnte, wenn nicht die Mittelsperſonen des Kampfes, jene ſchauerliche Bande adeliger Verſchwörer, Räuber und Mörder, wie die Geſchichte kaum eine zweite aufweist, die Charakteriſtik der kirchlichen Revolution bedeutend verſchärfte, Maria Stuart mehr als wehrloſes Opfer der brutalſten Schurkerei und Gewaltthat, denn als klarbewußte Trägerin der kirchlichen Grundſätze und Rechte erſcheinen ließe. Bellesheims Darſtellung, welche die neuere Maria-Stuart-Literatur gründlich, klar und bündig in ihren Hauptergebniſſen zuſammenfaßt, erhält einen großen Vortheil dadurch,

daß ſie ſich im lebendigen Zuſammenhang mit der übrigen ſchottiſchen Geſchichte befindet. Durch die Vorgeſchichte wird ſie weſentlich begreiflicher, durch die weitern Schickſale und den Fall des Hauſes Stuart gewinnt ſie an tragiſchem Intereſſe. Die ganze Leidensgeſchichte der unglücklichen Königin, der gegen ſie angeſtrengte Lügenproceß, die ikonoklaſtiſche Bilderſtürmerei des Demagogen Knox, die Haltung Jakob' I. gegen ſeine Mutter, die ſchmähliche Kirchenpolitik Karl' I. und Karl' II., das Säbelregiment Cromwells und der wüthende Zweikampf des royaliſtiſch-epiſkopalen und demokratiſch-presbyterianiſchen Proteſtantismus vereinigen ſich aber zu einem apologetiſchen Argument von unwiderſtehlicher Kraft. Ein Religionsſyſtem, das ſich nur mit ſolchen Mitteln aufrichten und behaupten konnte, war keine Reformation, ſondern lediglich eine Revolution: von göttlichem Wirken, Läuterung der religiöſen Begriffe, Erneuerung des chriſtlichen Lebens konnte in einem ſolchen Gewebe egoiſtiſcher Politik, gemeiner Leidenſchaft, brutaler Gewalt, ſocialer Zerrüttung keine Rede ſein. Je genauer die ſorgfältigſte Geſchichtskritik den Charakter einer Eliſabeth, eines Knox, Murray, Morton, Mar, Bothwell, kurz aller der ſchottiſchen Reformationsheroen aufdeckt, deſto entſchiedener muß ſich jeder denkende Menſch von dem traurigen Zerſtörungswerk abwenden, das ſie unter dem heuchleriſchen Deckmantel religiöſer Ziele vollbracht haben. Der Proteſtantismus hat ſich in Schottland wie in Deutſchland ſchon durch ſeine Geneſis das vernichtendſte Urtheil geſprochen.

Nur mit tiefer Rührung wird der Katholik die grauſame Verfolgungsgeſchichte leſen, die, mit Maria Stuart beginnend, erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts ihr Ende finden ſollte; die drakoniſchen Geſetzgebungen, die, immer und immer wieder erneuert, die vollſtändige Ausrottung des Katholicismus zum Ziele hatten; die ununterbrochene Kette herzloſer Gewaltthaten, durch welche bald die übermüthige Staatsgewalt, bald der Fanatismus der Prediger, bald der aufgereizte Pöbel, bald alle dieſe Mächte zugleich die beſchloſſene Vernichtung der katholiſchen Kirche durchzuführen ſtrebten; die namenloſen Leiden, welche dieſer „Culturkampf" zwei Jahrhunderte lang über Bekenner jeden Alters und Geſchlechtes, wehrloſe Frauen, gebrochene Greiſe, hilfloſe Kinder, ganze Familien und Landſtriche verhängte, während keiner der Verfolger eigentlich mehr wußte, welches das wahre Evangelium war, während zwanzig verſchiedene Secten ſich um die Herrſchaft ſtritten.

Und doch half Alles nichts! Derſelbe Geiſt des Glaubens, der einſt die hhl. Ninian, Columba, Kentigern und Cuthbert nach Schottland geführt, lebte unbeſieglich weiter, führte der verfehmten Kirche mitten in den Tagen der Verfolgung immer neue Bekenner zu, trotzte allen feindlichen Gewalten und begann das große, civiliſatoriſche Werk der Kirche zum zweiten Mal. Bellesheims quellenmäßige Darſtellung verſetzt uns bald in die Sitzungsſäle der römiſchen Propaganda, wo Cardinäle des berühmteſten Namens über die Rettung des Katholicismus berathen; bald in die ſtillen Räume der Seminare zu Douay, Valladolid, Madrid, Rom, Braunsberg, wo die edelſten Sprößlinge altſchottiſcher Geſchlechter in muthiger Weltentſagung ſich dem Dienſte der verfolgten Kirche weihen; bald hinaus an die Felsgeſtade der Hebriden

und in die Waldschluchten des Hochlands, wo der einsame Missionär zwischen englischen Wachtposten und Forts seinen Pfad zu den verlassensten Katholiken bahnt; bald in die Cabinete der englischen Könige, die aus elender Politik, ohne von einem der protestantischen Systeme überzeugt zu sein, ihre katholischen Unterthanen den nichtswürdigsten Opportunitätsrücksichten opfern und neue Zwangsdecrete gegen sie erlassen; bald in einsame Familiensitze und kleine Missionskapellen, wo aller Gewissenstyrannei unerachtet das heilige Meßopfer um Gnade und Segen zum Himmel ruft; endlich aber in die großen, neuen Handels- und Fabriksitze, wo, mitten unter Bekennern aller Secten, die Religion der hl. Margaretha neu aufblüht und dieselben Werke der Liebe vollbringt, mit dem Scherflein der Wittwe neue Kirchen baut, in der Geduld des Kreuzes die Achtung des Gegners erringt, und langsam sich ausbreitend jene hierarchische Ordnung wieder aufrichtet, welche die Adelsrevolution des 16. Jahrhunderts zertrümmert hatte. Ein ganzes kleines Archiv der merkwürdigsten Urkunden, die der Historiker mühevoll an den verschiedensten Orten gesammelt hat, verbürgt uns mit zahllosen Details und mit minutiöser Genauigkeit, daß es sich nicht um ein seltsames Phantasiebild handelt, sondern daß die Abenteuer jener muthigen Missionäre, die Leiden der Katholiken und der Triumph der Kirche inmitten dieser wechselvollen Jahrhunderte wirkliche Geschichte ist. Möge das ausgezeichnete Werk einen so weiten Leserkreis finden, wie es ihn durch seine Gründlichkeit und den immensen Forscherfleiß seines Verfassers verdient, und möge dieser, von der regen Theilnahme der deutschen Katholiken unterstützt, noch weitere Gebiete der neueren Kirchengeschichte in ähnlicher Weise behandeln! **A. Baumgartner S. J.**

Leonis X. Pontificis Maximi **Regesta** gloriosis auspiciis Leonis D. P. PP. XIII. feliciter regnantis e tabularii Vaticani manuscriptis voluminibus aliisque monumentis, adjuvantibus tum eidem archivio addictis tum aliis eruditis viris collegit et edidit *Jos. S. R. E. Cardinalis Hergenroether*, S. Ap. Sedis archivista. Fascic. I. Fol. p. X et 136. Friburgi, Herder, 1884. Preis: *M.* 7.20.

Unter vorstehendem Titel beschenkte Se. Eminenz Cardinal Hergenröther die gelehrte Welt mit der ersten Lieferung eines Werkes, das für die neuere Kirchengeschichte von der hervorragendsten Bedeutung sein wird. Mit vollem Rechte blicken zwar die gelehrten und gebildeten Katholiken aller Länder, ja alle Freunde der historischen Wissenschaft in gespannter Aufmerksamkeit dem Fortgange und der Vollendung dieses Werkes entgegen; allein für Deutschland bietet das Regestenwerk Leo' X. noch ein ganz besonderes Interesse. Andere Länder besitzen bereits mehr oder minder ausführliche und gründliche Werke über die Päpste, während Deutschland sowohl mit einer Kirchengeschichte als mit einer Papstgeschichte größeren Umfanges noch im Rückstande ist. Dieser Mangel wird einigermaßen ersetzt durch die Regestenwerke über die Päpste des Mittelalters, welche durch Jaffé, Böhmer und

Potthast hergestellt wurden und welchen sich vorliegende Arbeit des berühmten deutschen Kirchenhistorikers, Cardinal Hergenröther, in würdigster Weise anschließt. Ja, das Regestenwerk Leo' X. eröffnet eine ganz neue Epoche der Papstgeschichte. Seitdem Se. Heiligkeit der glorreich regierende Papst Leo XIII. mit weitem Blicke und im Vollverständnisse der geistigen Bedürfnisse der Gegenwart durch apostolisches Schreiben vom 18. August 1883 an die Cardinäle de Luca, Pitra und Hergenröther die unermeßlichen Urkundenschätze des vaticanischen Archives der gelehrten Forschung zugänglich gemacht und eine besondere historische Commission eingesetzt hat, ist dem Giftgewächse der traditionellen Papstfabeln die Axt an die Wurzel gelegt. Schon längst haben gelehrte und erleuchtete Männer zwar das Wort gesprochen: „Um die Päpste zu rechtfertigen, braucht man bloß ihre Geschichte zu kennen." Allein diese Geschichte im vollen Sinne des Wortes blieb eben ein frommer Wunsch, so lange die päpstlichen Archive der Forschung verschlossen blieben. Da nunmehr der Bann glücklich gebrochen ist, weht ein froher, glückverheißender Hauch durch die Kreise der Geschichtsforscher, die in Wirklichkeit diesen Namen verdienen. Daß Papst Leo X. selbst in größtem Maßstabe die praktischen Consequenzen aus seinen archivalischen Anordnungen und Schöpfungen zu ziehen gedenkt, beweist der Umstand, daß in seinem allerhöchsten Auftrage Cardinal Hergenröther die Bearbeitung der Regesten Leo' X. unternommen hat, während gelehrte Benedictiner mit Herstellung der Regesten Clemens' V. betraut wurden.

Wie Cardinal Hergenröther in der schönen Widmung seines Werkes an Papst Leo XIII. richtig bemerkt, empfahl sich das Pontificat Leo' X. für den Anfang der angekündigten umfangreichen Regesten-Arbeiten aus mehrfachen Gründen. Dieser Papst hat in Folge seiner eigenen glänzenden Bildung und des wirksamen Schutzes, welchen er den Künsten und Wissenschaften angedeihen ließ, jener Epoche gleichsam den Stempel seines hochstrebenden Geistes aufgedrückt. Sodann ist Leo X. der letzte Papst, welcher die ganze abendländische Christenheit vereinigt und ungespalten unter seinem Hirtenstabe erblickte. Die Regesten seines Pontificates gewähren daher einen getreuen Einblick in die kirchlichen, politischen und religiös-sittlichen Zustände der katholischen Christenheit, wie dieselben unmittelbar vor dem Ausbruche der unseligen Kirchenspaltung sich gestaltet hatten. Ferner lassen sich die Anfänge und die weiteren Fortschritte der Neuerung Schritt für Schritt verfolgen. Wie Cardinal Hergenröther auf Grund seiner umfassenden archivalischen Studien versichert, entrollt sich vor unserem Auge das Bild einer wahrhaft großartigen apostolischen Thätigkeit, und die Mängel dieses Pontificates, die jeder Katholik aufrichtig beklagt, sind viel mehr den mißlichen Zeitverhältnissen als dem Papste selbst zuzuschreiben; das gilt besonders von dem tief eingewurzelten Commenden- und Reservationenwesen und der Anhäufung von kirchlichen Pfründen und Beneficien auf einen und denselben Träger.

Die Prolegomena sollen am Ende des Werkes folgen, und somit beginnt diese erste Lieferung gleich mit dem Texte der Regesten. S. 1—2

werden die Hauptmomente aus dem Leben des Mediceers Johann angegeben. Am 11. März 1513, einem Freitage, erfolgte ſeine Papſtwahl. Bis zum Krönungstage, den 19. März, wurden 13 Actenſtücke ausgefertigt, an dieſem ſelbſt nicht weniger als 1889, meiſt Verleihungen von Beneficien und päpſtlichen Gnaden, die theilweiſe ſchon von ſeinem Vorgänger, Julius II., in Ausſicht genommen waren. Vom 20. März bis 30. April 1513, mit welchem Tage der Fascikel abſchließt, erhalten wir noch 446 Nummern. Die Geſammtzahl der mitgetheilten Documente beträgt demnach 2348. Der bei weitem größte Theil derſelben war noch nicht edirt; was ſich bereits bei Bembus, Sadolet, Ughelli, Raynald, Bzovius, Theiner vorfindet, wurde ſtets angemerkt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf den Inhalt des Näheren eingehen.

In Betreff der Orthographie bei Perſonen- und Ortsnamen iſt nicht zu überſehen, was der verdienſtvolle Herausgeber bereits in der Widmung ſagt, daß die Leſung oder vielmehr Entzifferung der überaus flüchtig hingeworfenen Copien mit der größten Schwierigkeit verbunden iſt. Manche dankenswerthen Anmerkungen erleichtern das Verſtändniß der Regeſten. Die techniſche Anordnung des Stoffes wie die typographiſche Ausſtattung verdient alles Lob. Möge es Sr. Eminenz vergönnt ſein, die angekündigten zwölf Lieferungen, die je 128 bis 160 Seiten umfaſſen ſollen, in der beabſichtigten verhältnißmäßig raſchen Folge von zwei bis drei Heften per Jahr veröffentlichen zu können.

A. L.

Der Pantheismus. Gewürdigt durch Darlegung und Widerlegung von **G. M. Schuler.** 8°. 136 S. Würzburg, Bucher, 1884. Preis: *M.* 2.

Der Verfaſſer erinnert im Eingange ſeiner Schrift an das Wort des hochſeligen Pius IX.: „In heutiger Zeit braucht die Kirche die Streiter mit der Feder beinahe noch nothwendiger, als die Streiter auf der Kanzel und im Beichtſtuhle.“ Wir freuen uns, in Herrn Schuler einen ſo gewandten Streiter für die großen und grundlegenden Wahrheiten der Religion und der Philoſophie begrüßen zu dürfen. Derſelbe erſcheint übrigens hier nicht zum erſten Male auf der Arena. Schon ſeit 1868 hat er in einer Reihe von Schriften, welche über den Atheismus, den Materialismus, die Unſterblichkeit der Seele u. ſ. w. handeln, ſich erfolgreich am Kampfe gegen die modernen Irrthümer betheiligt. Der Pantheismus, dem der Verfaſſer ſich jetzt zuwendet, iſt auf dem vaticaniſchen Concil in feierlichſter Weiſe ſignaliſirt worden: zu dieſen Canones bildet die Arbeit Schulers einen gediegenen und anregenden Commentar für den heute ſich ſo weit ausdehnenden Kreis aller Derjenigen, die auf Bildung Anſpruch machen.

Im Rahmen von vierzehn Vorleſungen behandelt der Verfaſſer den modernen Pantheismus eines Spinoza, Fichte, Schelling und Hegel. Um das Weſen des Pantheismus zu kennzeichnen, wird im erſten Vortrage die allgemeine Grundlehre des Pantheismus — die Einheit und Einzigkeit der

Subſtanz — nach Spinoza, dem Begründer, und nach Hegel, dem Vollender des modernen Pantheismus, kurz dargelegt und ihr Gegenſatz ſowohl zum Materialismus als auch zum Theismus der chriſtlichen Weltweisheit ſcharf beleuchtet. Von den ſechs folgenden Vorleſungen beſchäftigen ſich je zwei mit Spinoza, Fichte, Schelling; die übrigen bis auf die letzte ſind Hegel gewidmet, weil deſſen Einfluß bis zur Stunde noch der mächtigſte iſt. Die letzte Vorleſung hält die ſchließliche Abrechnung mit dem Pantheismus.

Im Einzelnen möchten wir Folgendes hervorheben. Spinoza's Beweisführung wird ihren weſentlichen Beſtandtheilen nach bloßgelegt und wirkſam zurückgewieſen (2. Vorl.). Die Quelle ſeiner Irrthümer liegt darin, daß er den Begriff Subſtanz mit dem Abſoluten verwechſelt und daher meint, eine zweite Subſtanz wäre eine Einſchränkung der erſteren (3. Vorl.). Beſonders gut wird der Fichte'ſche Idealismus und Akosmismus widerlegt (5. Vorl.). Daß der Herr Verfaſſer in der vierten Vorleſung auf das Verhältniß unſeres empiriſchen Ich zum abſoluten Ich im Sinne Fichte's nicht näher eingegangen iſt, darf ihm wohl kaum übel angerechnet werden; Fichte ſelbſt ließ es ja, wenigſtens während ſeiner ganzen erſten Periode, vollkommen im Dunkel. Weniger gefällt uns, daß bei Schelling (6. Vorl.) nur die erſte Geſtalt ſeiner Weltanſchauung, das klar pantheiſtiſche Stadium, berückſichtigt, die letzte Form aber, deren Anhänger noch bis in die jüngſte Zeit hinaufreichen, mit keinem Wort berührt wird. Denn dieſe Form iſt in der That nur ein verbrämter Pantheismus; daß Schelling in ſeiner „Philoſophie der Offenbarung" wirklich „ein Schüler der chriſtlichen Offenbarung mit ihrem Gottesbegriffe" geworden ſei und demgemäß ſeine pantheiſtiſche Weltauffaſſung habe fallen laſſen, kann eben nicht behauptet werden. Er ſpricht von chriſtlichen Lehren, weil er nicht mehr bloß die Natur, ſondern auch Mythologie und Chriſtenthum als gegebene Thatſachen in den Bereich ſeiner pantheiſtiſchen Erklärung hineinzieht. Die Widerlegung Hegels iſt eine glänzende. In handgreiflicher Weiſe werden die mannigfachen Conflicte aufgezeigt, in die ſein Syſtem mit dem geſunden Denken geräth. Es wird dargethan, daß Hegel ſich in Widerſpruch ſetzt mit den drei Grundgeſetzen des Denkens: dem des Widerſpruchs, dem des ausgeſchloſſenen Mittlern und dem des hinreichenden Grundes. Schon bald ſteht Hegel mitten in einem wahren Kreuzfeuer: das Irrige ſeiner Begriffe, das Falſche ſeiner Vorausſetzungen, das Unlogiſche ſeines Beweisverfahrens, das Abſurde ſeiner Folgerungen, überhaupt alle Ungereimtheiten und Denkwidrigkeiten des Pantheismus Hegels werden gewiſſermaßen en masse aufgedeckt und gegen ihren Urheber auf den Plan geführt. — Daß bei der Hitze des Kampfes einmal ein einzelner Ausdruck verfehlt, eine Erklärung nicht ganz zutreffend iſt, eine Unterſcheidung nicht hinreichend beachtet wird, darf nicht Wunder nehmen. So ſollte es S. 101 zweimal „das Denken" ſtatt „das Gedachte" heißen, was übrigens ſchon aus dem unmittelbar folgenden „Erkennen" hervorgeht. Bei den Erörterungen über Deduction und Induction, wo ſich manche treffliche Bemerkung findet, hätte nur ihre Bedeutung für die Begriffsbildung von ihrer Anwendung in der Beweisführung genauer unterſchieden wer-

den sollen. Der Gesammtwirkung thun jedoch solche kleine Versehen keinen Eintrag.

Was der Verfasser auf dem Titel in Aussicht stellt, den Pantheismus „durch Darlegung und Widerlegung" zu würdigen, hat er voll und ganz erreicht; die Darlegung ist getreu und übersichtlich, die Widerlegung für den Leserkreis, den er im Auge hat, gründlich und oft von packender Kraft. Der Verfasser verräth eine vielseitige Belesenheit und weiß seinen Vortrag stets durch schlagende Citate aus philosophischen Schriftstellern wie aus Dichtern zu festigen und zu würzen. Die Sprache ist frisch, anschaulich, lebhaft.

Schließlich noch die Bemerkung, daß Anlage und Durchführung der Schrift sich nicht mit einer rein negativen Wirkung begnügen; die Schrift ist zugleich ein Beitrag zur Kräftigung der christlich-theistischen Weltauffassung, so daß der Verfasser mit Recht am Ende sagen kann: „Nur der Gott des christlichen Theismus genügt den tiefsten Tiefen und höchsten Höhen der Speculation und löst in harmonischer und befriedigender Weise sowohl das Problem der Außenwelt, wie der andern großen Fragen, welche die Menschenbrust an sich stellt. Diesen Gott aber — Alles kündigt ihn an: die Ahnung wie die Gewißheit, die Sprache unseres Herzens, die Forderung unserer Vernunft, die Stimme unseres Gewissens, die Lapidarschrift unseres Erdballs, wie die Flammenschrift des Firmaments. Alles deutet auf ihn hin, und Niemand hat das Recht, die Augen davor zu schließen.... Man kann die Pole der Magnetnadel durch einen gewaltsamen Stoß auf Momente verrücken, aber Nord bleibt Nord, und so wird die Magnetnadel unserer Vernunft auch immer wieder sich ihrem ewigen Pole zuwenden und zu Gott kehren, wie sehr sie sich auch gewaltsam von ihm losgerissen haben mag."

P. Hansen S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

1. **Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.** Jahresbericht für 1883. Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts. 8°. 39 S. Köln, Bachem, 1884.
2. **Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.** Jahresbericht der Section für Philosophie für das Jahr 1883. 8°. 110 S. Köln, Bachem, 1884.

Der letzte Jahresbericht der Görres-Gesellschaft weist wiederum eine erfreuliche Zunahme von Betheiligten auf: während der Verlust sich auf 2 lebenslängliche Mitglieder beschränkt, beläuft sich der Zuwachs auf 2 Ehrenmitglieder, 237 Mitglieder

und 24 Theilnehmer. — Auf der letzten Generalversammlung trat die philosophische Section mehr in den Vordergrund, und der jetzt neben dem allgemeinen Jahresbericht veröffentlichte „Jahresbericht der Section für Philosophie für das Jahr 1883" soll den Anfang machen zur Schaffung eines eigenen Organs für diese Section, ähnlich wie die Section für Geschichte ein solches in dem „Historischen Jahrbuch" besitzt. Der vorliegende Bericht enthält die vier Vorträge der letzten Versammlung: 1. Die objective Bedeutung des aristotelischen Begriffs der realen Möglichkeit, von Dr. M. Gloßner. 2. Die vis aestimativa s. cogitativa des hl. Thomas von Aquin, von Professor Dr. Schütz. 3. Über den Ursprung des Lebens, von Dr. Const. Gutberlet. 4. Die Objectivität der äußeren Sinneswahrnehmung gegenüber der neueren Physiologie, von Professor Dr. Schneid. Als gemeinsame Grundlage der Veröffentlichungen des Jahresberichtes wird der katholische Grundsatz bezeichnet, „daß zwischen der von der Kirche getragenen Offenbarung und den Ergebnissen echter Wissenschaft niemals ein Widerspruch bestehen kann, vielmehr Glaube und Wissenschaft einander wechselseitig fördern und ergänzen". Und über die den philosophischen Arbeiten der Görres-Gesellschaft gestellte Aufgabe erklärt sich Freiherr v. Hertling in einem dem allgemeinen Jahresberichte angefügten Vortrage dahin: „Zu wiederholten Malen haben unsere Generalversammlungen Zeugniß dafür abgelegt, daß die Mitglieder der Görres-Gesellschaft die Aufgabe der Philosophie so verstehen wollen, wie der erlauchte Förderer der Wissenschaft an der höchsten Stelle der Christenheit, Papst Leo XIII., dieselbe vorgezeichnet hat; daß sie im Anschlusse an die Lehrer des Mittelalters, in der Führerschaft des Engels der Schule die unentbehrliche Voraussetzung einer sicheren und fruchtbaren, den Forderungen des Wissens wie den Ansprüchen des Glaubens gleichmäßig Rechnung tragenden Speculation erblicken."

Neunte General-Versammlung des katholischen Preßvereins in der Diöcese Seckau. Nach stenographischer Aufnahme. 8°. 40 S. Graz, Selbstverlag des katholischen Preßvereins, 1884.

Gaben des katholischen Preßvereins in der Diöcese Seckau für das Jahr 1883. 8°. 187; 211; 48 S. Graz, Selbstverlag des katholischen Preßvereins.

Der katholische Preßverein in der Diöcese Seckau, auf dessen höchst segensreiches Wirken wir schon früher (Bd. XXII. S. 223) die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenkten, hat im Februar dieses Jahres seine neunte Generalversammlung abgehalten. Die dabei gehaltenen Reden, insbesondere die des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofes Dr. Johannes Zwerger, verdienen wohl, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden, um überall die Begeisterung für eine so eminent gute Sache anzufachen und in praktische Bahnen zu leiten. — Auch die letztjährigen Vereinsgaben — wie immer, für den äußerst billigen Preis von *M.* 1.04 — machen dem Preßverein alle Ehre. Sie umfassen: 1. St. Sebastian. Eine Erzählung aus der Diocletianischen Verfolgungszeit. Frei nach den Martyreracten von J. B. Fastenau. 2. Kurzgefaßte Geschichte Österreichs für das Volk. VII. Bdchn. Von Dr. Peter Macherl. 3. Anhang: Statistisches über den Preßverein. Aus dem Schlußwort mögen folgende Sätze hier einen Platz finden: „Es handelt sich wirklich um eine gute Sache, die Gott wohlgefällig und dem Volke nützlich ist. Wer selbst nicht lesen mag, der wird Kinder oder Dienstboten im Hause haben, die Sonntags besser gute Bücher lesen als herumlaufen. Wer auch diese nicht hat, der unterstützt mit seinen 52 Kreuzern die katholische Presse, und das ist ein gutes treffliches Werk."

Eléments d'archéologie chrétienne, par le chanoine Reussens, Professeur d'Archéologie à l'université catholique de Louvain. Deuxième édition, revue et considérablement augmentée. Aix-la-Chapelle, Rud. Barth. 1884. Preis: *M.* 20.

Diese zweite Auflage der Elemente der Archäologie ist bedeutend erweitert und vermehrt. Sie bietet besonders viele neuen Nachrichten über die ältere fränkische Kunst und verwerthet die Ergebnisse der letzten Forschungen aus dem Gebiete der Katakomben, um den Leser in leichter und ansprechender Weise, wie sie unsern französischen Nachbarn eigen ist, in das Studium der christlichen Kunst und Alterthumskunde einzuführen. Der Verfasser wendet sich an gebildete Katholiken und bietet ihnen ein Buch, das von kirchlichem Geiste getragen ist und ebenso sehr gelehrtere Untersuchungen als oberflächlichen Wortschwall vermeidet. Der Leser gewinnt so einen klaren Einblick in den großen Entwicklungsgang, bei welchem die christliche Kunst alle Gegenstände des Gottesdienstes gebildet und ausgeschmückt hat; nie bereiten mühsame Detailuntersuchungen Hemmnisse. Die vorliegende erste Hälfte des ersten Bandes enthält 261 Holzschnitte, und da es von der Zahl der Subscribenten abhängt, ob die drei folgenden Lieferungen ebenso reich illustrirt werden können, möchten wir das Buch schon jetzt durch diese Zeilen dringend empfehlen.

Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von Professor Dr. J. Hense. Erster Theil: Dichtung des Mittelalters. XI u. 207 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: *M.* 1.40.

Über die Grundsätze, welche für die Ausarbeitung eines „Lesebuches für Gymnasien" maßgebend sein müssen, hat sich der Verfasser selbst im „Literarischen Handweiser" eingehend ausgesprochen. Außerdem liegen der Einrichtung des neuen Buches die Bestimmungen des veränderten preußischen Lehrplanes vom 31. März 1882 zu Grunde. Durch diese ist die mittelhochdeutsche Sprache und die deutsche Literaturgeschichte vom Lehrplan der Mittelschulen gestrichen und nur eine wohlgewählte Klassen- und Privatlectüre empfohlen worden. Der Schüler soll auf diesem kürzeren Wege zu einer fruchtbareren Bekanntschaft mit den Haupterscheinungen der Literatur, und zwar rücksichtlich der mittelhochdeutschen Epoche durch den Gebrauch guter Übersetzungen, angeleitet werden. An die Lesung der Meisterwerke wird sich naturgemäß eine knappe ästhetische Würdigung und ein Überblick über die beiden Blütheperioden anzuschließen haben. So bietet der vorliegende Theil des „Lesebuches" fast nur Übersetzungen aus der ersten Blütheperiode, diese aber in reicher Auswahl und möglichster Vollständigkeit; Inhaltsangaben der nicht aufgenommenen Theile der großen Dichtungen helfen dem Zusammenhange und kurze literarische und kritische Bemerkungen dem Verständnisse nach. So wird es dem Schüler ermöglicht, ohne bedeutenden Zeitaufwand zu einer genügenden Kenntniß und Würdigung des Nibelungenliedes, der Gudrun, der besten Werke Hartmanns von Aue, Wolframs von Eschenbach, Gottfrieds von Straßburg und Walthers von der Vogelweide durchzudringen. Zur Ergänzung dieser Hauptdichtungen ist noch eine reiche Beigabe aus andern Lyrikern des Mittelalters und aus Freidanks Bescheidenheit geboten; in der „Einleitung" wird das Verhältniß der deutschen Sprache zu den Schwestersprachen und der hervorragendsten Mundarten zu einander behandelt, und zur Veranschaulichung der älteren Zeit (bis 1150) dienen das Hildebrandslied und Waltharius. Wie schon aus dieser Übersicht erhellt, ist die Auswahl in zweckgemäßer Weise getroffen, und wird der Gebrauch des Buches ohne nutzlose Belastung

des Gedächtnisses mit unverstandenen Namen und Urtheilen eine vernünftige Kenntniß aus Anschauung und Einsicht wesentlich fördern helfen. Auch ist mit strenger Sorgfalt Alles entfernt worden, was das sittliche Zartgefühl der Jugend verletzen könnte. Indem wir daher dem Buche eine weite Verbreitung von Herzen wünschen, erlauben wir uns nur noch eine Bemerkung hinzuzufügen. Bei der Beschränkung der Auswahl auf wenige der besten Dichtungen hätte wohl eine genauere Beurtheilung der Anlage und des Werthes derselben folgen sollen. Wenige Seiten mehr hätten genügt, auf Grund der mitgetheilten ausgiebigen Proben auch dem Schüler eine tiefere Einsicht in das Kunstwerk als solches zu vermitteln. Es würde sich dabei Gelegenheit gefunden haben, ihm die wichtigsten Grundsätze ästhetischer Beurtheilung an die Hand zu geben, und auf diesen hätte im zweiten Theile mit bestem Erfolge fortgebaut werden können.

Thomas von Kempen. Vier Bücher von der Nachfolge Christi. (Görres' Übersetzung.) Mit Original-Zeichnungen von Joseph Ritter von Führich. In Holzschnitt ausgeführt von K. Oertel. Volks-Ausgabe. Leipzig, Dürr, 1884. 18 Lieferungen à 50 *Pf.*

Da die Malerei, wie viel Licht, Leben und Bewegung sie auch in ihr Bild sammeln mag, dennoch immer nur einen Augenblick darstellen kann, der in seiner Bedeutsamkeit nicht verständlich und wirksam sein wird, wenn nicht das lebendige Wort oder die Schrift ihn erläutert, so hat sie immer ihre größern Stoffe aus Traditionen oder Büchern genommen, welche Eigenthum des Volkes waren. Ein Volksbuch, wie kein zweites nach der biblischen Geschichte gefunden wird, ist die Nachfolge Christi von Thomas v. Kempen. Führich's Zeichnungen, welche dieselbe in der oben genannten Volksausgabe begleiten, finden im tiefen Texte einen vielsagenden Hintergrund und dienen auch wieder zum Eindringen in die Bedeutung der kurzen und doch so reichen Worte des Thomas. Unsere Zeit ist reich an Wissen, aber arm an Verständniß der geistigen Wahrheit. Das Eindringen in ihren Gehalt fällt uns so schwer, weil unsern Sinnen so vieles und so mannigfaltiges Neue geboten wird. Darum sind solche Illustrationen, die uns die Geistesarbeit erleichtern und durch den Reiz der Schönheit lieb machen, ein Bedürfniß. Wir können uns nur freuen, wenn Viele die Gelegenheit, die hier geboten ist, benützen, um sich von Führich in den Geist der Nachfolge Christi mehr und mehr einführen zu lassen.

Wanderbuch für die Reise in die Ewigkeit. Von Franz Hattler S. J. Mit 112 feinen Holzschnitten illustrirt. Gr. 8°. Düsseldorf, Schulgen, 1883. Circa 40 Lieferungen à 50 *Pf.*

P. Hattler ist als Redacteur des mit Recht weitverbreiteten und überaus empfehlenswerthen „Herz-Jesu-Sendboten", als Verfasser der „Sendboten-Kalender" und vieler andern vorzüglichen Erbauungsschriften in den weitesten Kreisen der katholischen Leserwelt bekannt und beliebt, und wir zweifeln deßhalb durchaus nicht daran, daß auch sein neuestes, größeres Werk, welches uns jetzt bis zur 13. Lieferung vollendet vorliegt, die größte Verbreitung finden, manchem Verirrten den rechten Weg zur glückseligen Ewigkeit zeigen, manchen Müden durch liebreichen Trost und herzlichen Zuspruch ermuthigen werde. Das „Wanderbuch" wurde von der katholischen Presse allseitig mit so viel Lob begrüßt, daß wir unserem lieben Mitbruder keine neuen Lorbeerkränze zu winden brauchen, und von hervorragenden katholischen Bischöfen so warm empfohlen, daß wir, statt eigener Empfehlung, uns darauf beschränken, einige dieser Worte anzuführen. Der hochwürdigste Bischof von Regensburg schreibt u. A.:

„Ich kann nur wünschen, daß dieß Wanderbuch eine große Zahl von Abnehmern und Lesern, aber auch ebenso viele gute Pilger finde, d. h. solche, die in dem Buche nicht bloß Kurzweil und Unterhaltung suchen, sondern seine Rathschläge, Mahnungen und Warnungen mit Ernst befolgen und munter und standhaft den Weg zum Vater im Himmel wandeln, mag auch die Welt all ihre Lockungen und Drohungen aufbieten, um sie vom rechten Ziele und Wege abwendig zu machen!" — Der hochwürdigste Bischof von St. Gallen weist auf die glückliche Eigenart dieser Erbauungsschrift hin: „Das Eigenthümliche des Wanderbuches ist, daß es den Inhalt des Katechismus in höchst zeitgemäßer und praktischer Weise mit dem letzten Ziele des Menschen in Beziehung setzt. Praktisch ist diese Behandlung, weil sie den Leser fortwährend in dem Bewußtsein erhält, daß es sich um ihn und das ewige Heil seiner Seele handelt; und sie ist sehr zeitgemäß, weil das moderne Leben mit seinen zahllosen Zerstreuungen, seinem unruhigen Treiben und Jagen auch die Gläubigen in Gefahr bringt, in rein irdisches Sinnen und Trachten sich zu verlieren." Die Form selbst endlich, in welcher P. Hattler seine Belehrungen kleidet, lobt der hochwürdigste Bischof von Trier mit den Worten: „Der Verfasser behandelt die Wahrheiten unserer heiligen Religion in frischer, edel-populärer Sprache. Die vielfach eingeflochtenen Erzählungen und beigefügten Illustrationen machen die Ausführung noch anschaulicher und allgemein verständlicher." Diesen Worten voll Lob und Empfehlung haben wir, wie gesagt, nichts beizufügen. Was den Inhalt des Werkes angeht, so zerfällt dasselbe in sechs Theile, welche, wie es scheint, zwei starke Bände füllen werden. Die bis jetzt erschienenen zwölf Lieferungen bilden die zwei ersten Theile des ersten Bandes; der erste dieser Theile (Lieferung 1—6) behandelt das Ziel des Menschen. Woher? Wohin? Sündenfall, Menschwerdung, Erlösung, Bekehrung oder Verstockung, Tod und Auferstehung, Ausblick in die Ewigkeit bilden den reichen Stoff dieser ersten Abtheilung, welche dem Gange des apostolischen Glaubensbekenntnisses folgt. Der zweite Theil (Lieferung 7—12) ist überschrieben: „Das Mutterhaus", und zeigt dem Pilger in der katholischen Kirche und ihren Sacramenten und sonstigen Gnadenmitteln den sichern Weg zur Erlangung des ewigen Zieles. Der dritte Theil, der mit Lieferung 13 beginnt, hat den Titel: „Familienbilder" und will uns die christlichen Tugenden im Spiegel des frommen Lebens unserer Brüder und Schwestern, der Heiligen Gottes, vor Augen führen. Der Inhalt des zweiten Bandes wird dem Plane gemäß die Erklärung des Vater unsers und Ave Maria's und der zehn Gebote Gottes enthalten. Das „Wanderbuch" wird mithin einen vollständigen Volkskatechismus bilden, der, wiewohl zunächst für die breiten Schichten der Bevölkerung bestimmt, auch dem Katecheten in seinem reichen Schatze von Vergleichen und Beispielen eine dankbare Fundgrube sein dürfte. Druck und Ausstattung sind tadellos, die bis jetzt zur Verwendung gekommenen 53 Illustrationen sehr gut, und das schöne Buch gereicht auch der Verlagshandlung zur Ehre.

The Gospel according to St. Matthew from the St. Germain Ms. (G 1), now numbered Lat. 11 553 in the National Library at Paris ... edited by John Wordsworth, M. A. Oxford, at the Clarendon Press, 1883. Kl. 4°. XLIII u. 79 S. (Das Evangelium nach dem hl. Matthäus, aus der St.-Germain-Handschrift ... herausgegeben von Joh. Wordsworth.)

Für die biblische Texteskritik ist der hier gebotene, allem Anscheine nach diplomatisch genaue Abdruck des Matthäus-Evangeliums aus dem Codex Sangermanensis

(G 1 bei Tischendorf u. A.) werthvoll. Eine Vergleichung des jetzt ganz vorliegenden Textes zeigt bald, daß, abgesehen von älteren Collationen, selbst die von Tischendorf (Novum testamentum graece; edit. 8. critica major. Lipsiae 1869) und Joh. Belsheim (Codex aureus, sive quattuor Evangelia ante Hieronymum latine translata. Christianiae 1878) gegebenen Nachweise nicht immer ganz dem wirklichen Texte gerecht werden, sondern manchmal einer Vervollständigung, resp. Berichtigung bedürfen. — Der Herausgeber überschreibt sein Buch: Old-Latin Biblical Texts: No. 1; es steht daher zu erwarten, daß in Oxford eine ganze Reihe für das textkritische Studium wichtiger Veröffentlichungen in Aussicht genommen ist. — Vorliegender Band bringt als Einleitung eine genaue Beschreibung des betreffenden Codex, sodann dessen Geschichte und Benützung durch Robertus Stephanus, Martianay, Bentley, Le Long, Sabatier, und erörtert dann die Textgestalt des Matthäus-Evangeliums, wie sie im Codex vorliegt, in ihrem Verhältnisse zu andern alt-lateinischen Texten und zur Vulgata. Wordsworth anerkennt im Codex Bestandtheile und Verbesserungen, die aus der Vulgata herübergenommen sind; aber they bear but a small proportion to the mass which is of a distinctly Old-Latin Type (p. xxxv). Einige Proben des Textes mögen hier folgen. 3, 16 wird hinzugefügt: et cum baptizaretur Jesus, lumen magnum fulgebat de aqua, ita ut timerent omnes qui congregati erant; 1, 25 fehlt primogenitum; 5, 22 qui irascitur fratri suo sine causa; 6, 4 reddet tibi in palam; 6, 11 panem nostrum cotidianum (die Vulgata liest hier supersubstantialem; bei Luc. quotidianum); 6, 13 findet sich der bekannte Zusatz: quoniam tuum est regnum etc.; 9, 2 u. a. constans esto statt confide der Vulgata; 10, 31 multo vos meliores estis passeribus statt multis passeribus meliores estis vos der Vulgata; 12, 6 quia sabbato major est hic; 13, 13 ut videntes non videant; 13, 22 voluptas divitiarum; 14, 6 in medio triclinio; 19, 4 masculum et feminam fecit eos et benedixit: propter hoc . . .; 21, 31 novissimus etc. Angehängt sind fünf Appendices, von denen erwähnenswerth sind die Notizen über die von Erasmus, Rob. Stephanus und J. Walker gebrauchten und verglichenen Handschriften.

Miscellen.

Das Testament eines katholischen Arbeiterfreundes. Unsern Lesern ist gewiß die Arbeiter-Corporation von Val-des-Bois bei Rheims bekannt, die uns ihr gegenwärtiger Leiter, Leo Harmel, in einer auch in's Deutsche übersetzten gleichnamigen Schrift (vgl. diese Zeitschrift, Bd. XIX. S. 343) so beredt und interessant geschildert hat. Wer sehen will, was ausdauernde katholische Liebe mit Hilfe von Vereinen auf religiöser Grundlage unter den Fabrikarbeitern zu Stande zu bringen vermag, gehe nach Val-des-Bois. Vor Kurzem ist der Gründer und erste Leiter dieser Anstalt, J. J. Harmel, im Alter von 89 Jahren, reich an christlichen Tugenden und Verdiensten, vom Schauplatze seiner Liebesthätigkeit zum ewigen Lohne abberufen worden. Als

der ehrwürdige und heiligmäßige Greis seine letzte Stunde nahen fühlte, ließ er sich noch einmal in die Mitte seiner Arbeiter tragen. Er wollte noch einmal diejenigen sehen und segnen, die er mit so aufopfernder Hingebung geliebt hatte und die deßhalb auch mit kindlicher Liebe an ihm hingen und ihn nur den „guten Vater" zu nennen pflegten. Seinen eigenen Kindern und Enkeln hinterließ er als schönstes Vermächtniß ein eines frommen Christen wahrhaft würdiges Testament, das unmittelbar nach seinem Hinscheiden von einem seiner Söhne der ganzen versammelten Familie vorgelesen wurde. Wir lassen es hier unverkürzt folgen:

„Meine theuren und vielgeliebten Kinder und Enkel!

Ich will sterben in dem katholischen, apostolischen und römischen Glauben. Ich opfere meinen Tod auf zur Sühne für meine begangenen Fehler, und bitte unsern Herrn Jesus Christus, Euch zu segnen, wie ich selbst Euch mit Liebe meinen Segen ertheile.

Wenn Ihr diese Zeilen lesen werdet, so bin ich nicht mehr in Eurer Mitte. Ihr wisset, wie sehr ich Euch geliebt habe; ich habe nur für Euch und durch Euch gelebt, und mein ganzes irdisches Glück fand ich in der Liebe, welche Ihr mir erwieset.

Der letzte Gedanke meines Lebens wird noch Euch gehören, und dieses Testament soll für Euch alle mein letztes Wort sein.

Präget denn die letzten Willensbestimmungen Eures Vaters dem Herzen ein und lasset die Erinnerung daran Eurem Gedächtnisse nie entschwinden.

Wenn ich nicht mehr sein werde, so sei Eure erste Sorge, für mich zu beten und beten zu lassen. Der Gott, vor dessen Richterstuhl ich bereits erschienen sein werde, wenn Ihr diese Zeilen leset, ist ein unendlich heiliger Gott, vor dem der geringste Flecken eine Makel ist. Ich wünsche, daß Ihr drei Monate hindurch täglich wenigstens drei Messen für mich lesen lasset, und während der zwei folgenden Jahre werdet Ihr jeden Tag einmal das heilige Opfer in derselben Meinung darbringen lassen.

In Euren Gebeten für mich sollet Ihr zugleich Eurer Mutter gedenken, die dessen vielleicht noch bedarf. Vater und Mutter sollen in Eurem Andenken unzertrennlich verbunden sein. Gedenket auch meiner Eltern und derer Eurer Mutter, und wenn Gott in seiner erbarmungsreichen Gerechtigkeit ihnen noch etwas abzubüßen übrig gelassen, so mögen Eure Gebete ihre Befreiung vollenden helfen.

Rufet Euren Kindern oft in's Gedächtniß zurück, daß meine Väter mir einen fleckenlosen Namen hinterlassen haben; mögen auch sie ihn in seiner vollen Reinheit auf ihre Nachkommen vererben. Die gewissenhafteste Redlichkeit leite Euch in den Unternehmungen; besser ist ein ehrenhafter Verlust, als ein gewissenloser Gewinn.

Helfet einander; sollte Jemand auf einem schlechten Wege wandeln, so stehet ihm mit Euren Rathschlägen zur Seite; sollte Jemand in Unglück gerathen, so unterstützet ihn mit Eurem Vermögen.

Hütet sorgfältig das Erbe der Einfachheit, welches ich Euch hinterlassen habe. Der Luxus untergräbt die Familien, entzweit sie oft und ist eine Beleidigung Gottes. Folget daher nicht dem Beispiele jener Weltkinder, die nach einem glücklichen Erfolg sogleich ein Leben voll Aufwand und Prunk beginnen, worin ihre Eitelkeit eine thörichte Befriedigung sucht. Einfachheit herrsche in Eurem Hause und in Euren Gewohnheiten, und zwar eine viel größere, als Eure Stellung sie erheischt. In Eurem

Leben und in Eurem Hausrathe walte eine gewisse Strenge vor, welche Christen besser ansteht. Auf diesen Punkt kann ich nicht zu nachdrücklich dringen; so werdet Ihr Eure Kinder an dieses einfache Leben gewöhnen, welches die Bürgschaft guter Sitten und glücklichen Fortkommens in sich schließt. Die Kinder ahmen alles nach, was sie sehen, und wenn die Eltern einfach leben, so folgen sie ihrem Beispiele.

In unserer Zeit werden wir vom Luxus wie auf abschüssiger Bahn, selbst ohne es zu merken, fortgerissen. Es ist eine Ideenströmung, eine Atmosphäre, die man einathmet und von der man allmählich durchdrungen wird. Alles in der Welt predigt uns den Luxus und drängt uns dahin; man hat ihn fast zu einer Tugend gestempelt. Es ist mein Wille, meine lieben Kinder, daß Ihr Euch gegen diesen verderblichen Strom stemmet, und Ihr werdet dann das rechte Maß in der Einfachheit einhalten, wenn die Welt findet, daß Ihr zu einfach seid.

Auf diese Weise werdet Ihr stets im Wohlstande leben, Eure Kinder werden bessere Gewohnheiten annehmen, und Ihr werdet die Armen nicht vergessen.

Arbeitet mit Energie und Klugheit an der Erhaltung und Vermehrung des Erbes, das ich mit so vieler Mühe erworben habe. Ist man in den Geschäften, so soll man ganz darin sein und nicht halb. Lasset Euch nicht in Unternehmungen ein, welche Eure Kräfte übersteigen; Euer Geschäft ist schon sehr bedeutend, und zuweilen verleitet der Erfolg zu Unklugheiten, die lange Zeit wie eine schwere Last die Familie drücken und ihren Ruin herbeiführen können. Die großen Geschäfte sind schweren Verlusten ausgesetzt, wenn kritische Zeiten kommen oder die Beaufsichtigung etwas erschlafft. Bleibet also in angemessenen Grenzen und arbeitet muthig, um Euer Geschäft in Blüthe zu erhalten.

Zugleich aber vergesset nicht, daß das Seelenheil Eure Hauptaufgabe ist, ja die einzige, deren glücklicher Erfolg unumgänglich nothwendig ist. Die Güter dieser Welt sind nichtig, der Besitz Gottes allein ist das Gut, welches nicht trügt. Stellet denn alle Eure Industrie- und Handelsgeschäfte unter den Schutz unseres Vaters, der im Himmel ist; thut, was in Euren Kräften steht, und erwartet Alles von seiner Hand. Er gibt der Arbeit Gedeihen, wie er auch die Unfälle und Leiden schickt.

Wenn Er Eure Arbeit segnet, so werdet deßhalb nicht eitel, und von Euren Gedanken und Worten bleibe der Hochmuth fern. Denn dieser ist die Quelle jeglichen Falles, selbst auf dieser Welt, und die große Ursache der häufigen Glückswechsel, welche unsere Zeit kennzeichnen. Wenn Er dagegen, trotz Eurer Arbeit und Sparsamkeit, Euch Unglück zustoßen läßt, so ergebet Euch ohne Murren in seinen heiligen Willen; denn sein Wille ist immer ein Wille der Liebe. Gibt Er Euch glücklichen Erfolg, so thut Er es deßhalb, damit Ihr durch Wohlthaten seine Erkenntniß um Euch her verbreitet; sendet Er Euch Mißerfolg, so will Er, daß Ihr Euch unter seiner Hand demüthigt und Ihn in der Widerwärtigkeit segnet; sendet Er Euch Trübsal, so geschieht es, damit Ihr Eure Leiden mit der Bitterkeit seines Leidens vereiniget und so unschätzbare Güter erwerbet.

Denn was ist unser Leben in den Augen des ewigen Gottes? Und was verschlägt es, ob dieses Leben glücklich oder unglücklich gewesen ist, wenn wir damit nur den Himmel für die Ewigkeit gewinnen? Meine theuren Kinder, wie kurz ist das Leben selbst in den Augen der Menschen! Ich habe mehr Lebenstage gesehen, als viele Andere, und doch ist mein Leben vorübergeeilt wie ein Schatten. Jetzt, an der Schwelle der Ewigkeit, bedauere ich nur Eines, nämlich nicht mehr für Jesus Christus gelitten zu haben.

In welcher Lage Ihr immer ſein möget, liebet die Armen. Wenn Euer Vermögen zunimmt, ſo ſpendet einen Theil deſſen, was Euch verliehen iſt; wenn Ihr weniger glücklich ſeid, ſo gebet weniger. Möget Ihr aber glücklich oder unglücklich ſein, ſchenket Euch ſelbſt Euren leidenden Brüdern. Die Geldſpende hat keinen Werth, wenn Ihr nicht Euer Herz gebet. Die Liebe wird ein mächtiger Anwalt ſein bei dem Gotte der Liebe, und Er wird nicht zulaſſen, daß die, welche ſie geübt haben, in den Abgrund der Hölle ſtürzen.

Nie vergifte Haß oder Neid Euer Herz. Vergebet Euren Feinden und ſeid von vornherein überzeugt, daß Ihr immer viel weniger verzeihen werdet, als Gott Euch ſelbſt verziehen hat.

Wenn jedoch Euer Bruder Euch beleidigen ſollte, ſo möge das ein Grund für Euch ſein, ihm eine deſto zärtlichere Liebe zu beweiſen. Wehe dem, der gegen ſeinen Bruder Groll im Herzen hegt!

Mögen die Kinder meiner Kinder Brüder unter einander ſein, und Einigkeit und Liebe in all ihren Beziehungen zu einander herrſchen!

Haltet ſorgfältig die Einigkeit in der Familie aufrecht; bereuet nie die Opfer, welche Ihr in dieſer Beziehung bringen werdet. In der Familie allein kann man wahre Zuneigung finden. Erinnert Euch, welchen Werth wir, Eure Mutter und ich, ſtets auf dieſe Einigkeit gelegt haben.

Seid allen denen, die mich geliebt haben, mit derſelben Liebe zugethan.

Liebet unſere theuren Arbeiter; ſie waren meine Kinder; an meiner Statt werdet Ihr ihnen Vater ſein; Ihr werdet fortfahren, ſie zu Gott zu führen und ihnen Gutes zu erweiſen.

Das ſind, meine lieben Kinder und Enkel, meine letzten Rathſchläge; Eure Liebe bürgt mir dafür, daß ſie kein leeres Wort für Euch ſein werden. Ihr werdet ſie von Zeit zu Zeit wiederum leſen und dabei Euch erinnern, daß Euer Vater und Eure Mutter in dem beſſeren Vaterlande Euch erwarten und bereit ſind, mit offenen Armen ihre Kinder, Enkel und Urenkel aufzunehmen.

Möge der himmliſche Vater ſtets mit Wohlgefallen auf Euch herabſchauen! Möge Jeſus Chriſtus oft in Eure Seelen einkehren und dort das Reich der Frömmigkeit und Reinheit errichten! Möge der heilige Geiſt Eure Herzen mit Liebe zu Gott entflammen! Ich bitte die heiligſte Dreifaltigkeit, Euch zu ſegnen, wie ich Euch nochmals ſegne:

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen!"

Die päpſtliche Encyklika „Humanum genus“.

Vox Domini in virtute, vox Domini in magnificentia![1]

Das iſt wieder einmal ein rechtes Papſtwort, die Encyklika vom 20. April! Ein Wort der Wahrheit — es bringt Licht in die Lage des Kampfes und zeichnet klar und ſcharf die Stellungen der beiden Heere; ein Wort der Kraft und des apoſtoliſchen Freimuthes, wie wir ihn am Papſtthum immer gewohnt ſind; ein Wort des Troſtes und der Ermuthigung in dieſer öden Zeit, bei dieſer Geſchlagenheit der Geiſter. Wenn ſtets ſchon *eines* Mannes Muth und Entſchloſſenheit die ganze Kampfreihe ermuntert, um wie viel mehr, wenn das Beiſpiel von hoher Stelle, vom ſichtbaren Kriegsherrn der ſtreitenden Kirche ſelbſt kommt.

In der That hätte es, natürlich und menſchlicherweiſe geſprochen, Niemand weniger nöthig gehabt, zu einem Angriff überzugehen, als der Papſt. Vereinſamt und von allen Seiten unterminirt, ſteht der Vatican da, und an ſeinen Thoren harrt und glüht und ſtampft ſeit Jahren ſchon der Feind und wartet auf den Augenblick, wann der letzte Reſt des Felſens Petri fällt und in den Abgrund ſtürzt. Dem Papſte bleibt nichts, als das Schwert des Wortes. Aber das iſt nicht in Feſſeln zu ſchlagen. Es erhebt ſich zu einem Schlage geraden Weges auf das Haupt des Feindes. Wird der Schlag treffen? Und wenn nicht, was wird die Folge ſein? Aber darauf kommt es einem Papſte nicht an. Lieber einen Welttheil und das Leben verlieren, als der Kirche und der Welt ein Titelchen von der Wahrheit vorenthalten, die ſie nothwendig hat.

Wenn uns unſere Gedanken nicht täuſchen, kam das Wort des Papſtes Allen ganz ungeahnt und ſchlug an einer Stelle ein, wo es Niemand erwartet hatte. Wir wollen deßhalb an die Thatſache herantreten und nach unſern geringen Kräften das päpſtliche Wort in ſeiner

[1] Pſ. 28, 4.

Tragweite und Bedeutung, in ſeiner Wahrheit und Angemeſſenheit zu würdigen verſuchen.

Welches iſt eigentlich der Zweck und das Ziel der Encyklika? Anſcheinend iſt es bloß eine Verurtheilung der Freimaurerei, ihrer Grundſätze, ihrer Ziele, ihrer Mittel und Erfolge. Wenn man ſich aber die Sache näher anſieht, ſo iſt das nur ein Theil der Abſicht des Papſtes. Wenn ein Papſt ſpricht, dann ſpricht er als Wächter, als Lehrer und Richter ſeiner Zeit und der ganzen Welt. Es wäre auch wirklich zu ſchmeichelhaft für die Freimaurer, ſollte bloß ihnen die Encyklika gelten. Sie galt wirklich ihnen, aber auch vielen Andern. Unſerer Anſicht nach verurtheilt der Papſt alle neueren, falſchen Syſteme über Religion und Religiöſität, alle Elemente und Richtungen, die von der poſitiven, geoffenbarten, übernatürlichen Religion, von Chriſtus, von der Kirche abtreiben: alle ſammt und ſonders verdammt er ſie, und namentlich in der heutigen beliebten Form und Benennung von Naturalismus und religiöſem Indifferentismus. Die Freimaurer ſind nur die Schanze, hinter welcher alle dieſe zerſprengten Haufen ſich ſammeln und Stand gewinnen. Der Papſt verurtheilt ja die Maurer gerade auf ihren Naturalismus hin. Der iſt ihre Sünde, aber die Sünde noch unzählig vieler Anderer außer dem Bunde. Ein ehrwürdiger Bruder ſagt uns, es gebe eine Freimaurerei außer dem Freimaurerbund[1]. Dieſe wilde Freimaurerei ſind die verſchiedenen frei treibenden Maſſen des Naturalismus, die Schwärme der Freigeiſter, aus deren Reihen die Maurerei gewöhnlich ihr Contingent erſetzt. Die alle verdammt der Papſt in ſeinem Rundſchreiben, und dann auch die Freimaurer ſelbſt.

I.

Der Papſt verurtheilt alſo zunächſt den religiöſen Naturalismus und Indifferentismus. Und das mit Fug und Recht. Als vor einigen Wochen der unheimliche Gaſt der Cholera in dem ſüdlichen Frankreich an die Thore des Abendlandes klopfte, da flogen die Ärzte aus allen Ländern zuſammen, um ihm die Luft unzugänglich zu machen. Unſere unglückliche Zeit iſt gehüllt in einen Giftdunſt, der ſich gerade an die edelſten und wichtigſten Organe des Menſchen- und Völkerlebens ſetzt und ſie ertödtet: an die Religion und Religiöſität. Welch eine Wohlthat, daß einmal eine mächtige Hand dieſe Giftnebel zu theilen verſucht

[1] Allgemeines Handbuch der Freimaurer, I. S. 407.

und erfrischende, reinigende Lüfte in den modernden Dunst hereinführt. Es ist geradezu entsetzenerregend, wie die verschiedenen Philosophenschulen sich abmüden, die Religion, dieses nothwendige Brod der Menschheit, zu vergiften.

Was ist denn Religion im weitesten Sinne? Der Inbegriff unserer Beziehungen zu Gott, mithin der Wahrheiten, die wir festzuhalten, und der Pflichten, die wir Gott gegenüber zu erfüllen haben. Die Religion umfaßt also den ganzen Menschen, Verstand und Willen, und ordnet Alles zu Gott hin; auch das Gefühl, insofern es durch die Religiösität Befriedigung findet und als Stimmung zu deren Erfüllung hilft. — Was ist die übernatürliche Religion? Die Summe der religiösen Wahrheiten und Pflichten, welche den natürlichen die Offenbarung hinzufügt, um uns für die übernatürliche Seligkeit fähig zu machen. — Der Naturalismus aber will bloß von Wahrheiten und Pflichten gegen Gott etwas wissen, die der Mensch aus seiner natürlichen Erkenntniß schöpft mit Umgehung der Offenbarung. — Der Indifferentismus nun ist die Gleichgiltigkeit gegen die Religion und in Folge davon eine theilweise oder gänzliche Ablehnung und Verneinung der religiösen Wahrheiten und Pflichten. Wir wollen hier drei Stufen unterscheiden. Der Indifferentismus der Mitte läugnet bloß das Übernatürliche; es ist der Standpunkt des einfachen Deismus oder Rationalismus. In der jetzigen Ordnung ist also Naturalismus stets Indifferentismus und unsittlich. Der Indifferentismus der Linken verwirft und läugnet die Berechtigung jeder Religion; es kann dieses nur der Fall sein in der Voraussetzung des Materialismus oder Pantheismus. Der Indifferentismus der Rechten läugnet auch theilweise die natürliche Religion. Entweder sagt er, die Religion bestehe bloß in der Moral, und hält die religiöse Erkenntniß für gleichgiltig und überflüssig, oder die Religion ist ihm bloß Gefühl. Wie immer, der Indifferentismus in jeder Gestalt ist stets ein Verbrechen, eine Auflehnung gegen Gott und führt leicht zur Läugnung Gottes.

Welches ist nun, nachdem wir uns so umgesehen, die Stellung des heutigen Naturalismus, des heutigen Indifferentismus? Es ist die weitgehendste und radicalste. Es handelt sich nicht mehr um Indifferenz zwischen den geoffenbarten Religionen, sondern bloß um Naturreligion, und die entweder nur halb oder gar nicht. Wir wollen zuerst kurz sehen, wie weit die Ausschreitungen gehen, wie verderblich sie sind und wem sie ihren Ursprung verdanken.

Der Geſammtinhalt der Religion dreht ſich um dieſe vier Begriffe: Gott, Menſch, Gewiſſen und Unſterblichkeit. Nun, kaum einer unſerer heutigen Religionsphiloſophen[1] der außerkirchlichen Schulen erhebt ſich zum Begriff und zur Exiſtenz eines perſönlichen, außerweltlichen Gottes. Allen iſt die Exiſtenz Gottes eine bloße Wahrſcheinlichkeit, und wenn er exiſtirt, iſt er wohl der Weltbildner, aber nicht der Weltſchöpfer. Die Meiſten ziehen Gott friſch in die Welt herab, oder aus ſich, und ſagen: Gott exiſtirt bloß in unſern Gedanken, wie die Idee des Schönen und des Guten; die cultivirte Menſchheit iſt der Gott, und der Gottmenſch iſt die humaniſirte Menſchheit.

Der Menſch ſelbſt iſt natürlich den Materialiſten ein bloßes Product des Organismus und der Umgebung, den Pantheiſten ein Auswuchs und Anhängſel des Allſeins. Die Unſterblichkeit? Die Unſterblichkeit in der irdiſchen Ewigkeit, als Fortleben im Gedächtniß der Menſchen, die mag beſtehen; alles Andere iſt unerweislich, unwiſſenſchaftlich und bloß als unentbehrliche, widerſpruchsvolle Illuſion feſtzuhalten. So der hochwürdige Lipſius. Mill meint ſogar, es ſei tröſtlich, zu denken, daß man nicht für immer an die Exiſtenz gekettet ſei.

Und was hören wir von Gewiſſen, von Moral, von Bös und Gut, von Sünde? Kaum ein Wort. Oder es heißt, Alles ſei gleich, und die Unterſcheidung zwiſchen Bös und Gut Spiel des Zufalls. „Genüge der Natur!" das iſt die rechte Moral. Natürlich, die Natur iſt ja Gott.

Man kann ſich nun wohl denken, was aus dem Geſammtbegriff der Religion wird, und man könnte verſucht ſein, zu glauben, der Begriff werde ſammt und ſonders preisgegeben und über Bord geworfen ſein. Dem iſt aber nicht ſo. Es ſummt und brummt ſo religiös in allen Philoſophenſchulen wie in einem frommen Mönchschor. Niemand will ohne Religion, Alles will religiös ſein. Aber was iſt die Religion? Den Realiſten iſt ſie die niedrige, unverwindbare Sucht, immer über das Sichtbare und Handgreifliche hinaus zu ſehen; ſie iſt da, um hübſche Ideale und gemüthvolle Motive zu bieten, das Leben zu idealiſiren und dem Leben zur Beluſtigung und zur Decorirung zu dienen. Den Idealiſten iſt ſie nur ein Träumen, eine fixe Idee, eine Fiction des Gemüthes und ein rein pſychiſcher Proceß, und alle Religionsgebilde ſind Hallucinationen. — Für die Pantheiſten iſt Religion das Selbſtbewußtſein des abſoluten Geiſtes in ſich ſelber, die Andacht zur Natur, der Sinn für das Unendliche, für den Romantiker dieſer Richtung die unendliche Wehmuth und das Suchen nach der verlorenen Kirche. Einem Feuerbach iſt das eigentliche Weſen der Religion „der Wunſch". „Hätte der Menſch keine Wünſche, hätte er auch keine Götter. Gott war mein erſter Gedanke, Vernunft mein zweiter, der Menſch mein dritter und letzter . . . Alles Übermenſchliche iſt weſenloſes Phantaſieproduct, hohler Schein, in dem der Menſch ſein eigenes göttliches Weſen im Spiegelbilde außer ſich erblickt." Die Materialiſten erkennen in der Religion nur eine Privatſchwäche, eine Waffe

[1] Die folgende Blumenleſe naturaliſtiſcher Religionsanſichten iſt geſammelt aus den „großen Welträthſeln" von T. Peſch S. J. II. Zweites Kapitel. S. 463—546.

der Selbſtvertheidigung im Kampf um das Daſein, Abhängigkeitsgefühl von dem vernünftigen gütigen Univerſum und Furcht vor Unbekanntem. Strauß bemerkt geiſtreich: „Es ſcheint Geſchmackſache, ob man das Masculinum ‚Gott‘, oder das Feminium ‚Natur‘, oder das Neutrum ‚All‘ verehrt.“ — Der Peſſimiſt Schopenhauer erſt ſchilt die Religion eine Feindin der Cultur und einen Mißbrauch der Sucht, über ſich hinauszugehen . . . ein nothwendiges Übel, ein excellentes Zähmungsmittel des verkehrten, boshaften Geſchlechtes, aber in den Augen des Freundes der Wahrheit eine verwerfliche fraus pia. Der Philoſoph des Unbewußten, von Hartmann, belehrt uns endlich, die Religion ſei bei uns gewachſen, wie beim Hunde die Pietät gegen ſeinen Herrn . . . Das Heiligthum der Religion iſt das „Unbewußte“ . . . Wer ſich Eins fühlt mit dem Unbewußten und die Welt mit ihrer Unſeligkeit zu vernichten ſich abmüht für dieſes Unbewußte, der hat Religion . . . Sie iſt ihm das Höchſte zugleich und ein Unglück und eine Tollheit, am Ende ein Gefühl . . . aber das unklarſte, unbeſtimmteſte aller Gefühle, es iſt ein myſtiſches Gefühl. Wer ſich in dieſes Gefühl verſenkt, ſchaut gleichſam in einen Abgrund, in welchem er nichts zu erkennen, nichts zu unterſcheiden vermag, oder er ſchaut in den alleserfüllenden Glanz des abſoluten Lichtes, das ſeine Sehkraft blendet. Alſo Nacht und Licht zugleich, Erhabenheit und Tollheit, und Alles in Allem Gefühl!

Das alſo hat der Naturalismus und Indifferentismus aus der Religion gemacht. Sie iſt nicht mehr das Höchſte im Menſchen, der erhabenſte Vorzug ſeiner Natur, die vorzüglichſte unter den ſittlichen Tugenden, die erſte Anforderung an den Menſchen, die Prieſterin Gottes hienieden; nein, ſie iſt ihnen bloß eine läſtige Naturnothwendigkeit, eine angeborene Sucht und Schwäche, der wir uns nicht zu entſchlagen vermögen. Wir müſſen eben religiös denken und fühlen. Sie iſt nur Dienerin und zum Nutzen und zur Luſt des Menſchen, ſie muß einem Bedürfniß genügen, ſie muß ihm angenehme Gefühle und Träume bieten, ſie muß uns Raſt aus der Qual des Außenlebens verſchaffen, ſie muß uns über die Vorwürfe des ſchuldbeladenen Gewiſſens tröſten und ſie vergeſſen machen; man fragt nicht mehr: Was befiehlſt du? — ſondern: Was bieteſt du? Sie iſt endlich nur ein Gefühl, und zwar ein blindes, und ſoll es bleiben; nie ſoll ſie zur Erkenntniß und zum klaren Bewußtſein kommen, damit ſie ſich nicht als hehre, heilige Macht gegen uns wende und Anforderungen an uns ſtelle. Es ſind dieſes die tiefſten Gründe des religiöſen Indifferentismus und enthüllen uns das entehrendſte Complott der Selbſtſucht gegen das Heiligſte im Menſchen. Auf einer dieſer drei Stufen der Entehrung finden wir die Religion faſt bei allen neueren Religionsſyſtemen, welche in der Loge friedlich beiſammen hauſen.

Aber muß denn eine solche Auffassung der Religion nicht von den traurigsten und schrecklichsten Folgen für die Menschheit sein? Ohne Zweifel; der Papst zählt sie in seinem Rundschreiben auch auf. Die erste Folge ist dieses Angehen gegen jede positive Religion, das grundsätzliche Abschließen vor dem Übernatürlichen, diese Furcht vor ihm, dieser Ingrimm und Haß gegen die Kirche, die sichtbare Anstalt und Organisation des Übernatürlichen in dieser Welt, gegen ihre Lehre, ihre Sacramente, ihre Hierarchie. Weil sie eben immer Zeugniß ablegt von der Wahrheit der übernatürlichen Ordnung und den Menschen daran gemahnt, deßhalb muß sie fort und vertilgt sein aus dieser Welt bis auf die Fundamente. Es ist dieser Haß, dieser fanatische Eifer gegen das Übernatürliche so recht die Sünde gegen den heiligen Geist und das Merkmal unserer Zeit. — Das wäre wohl schon traurig genug, daß das Menschengeschlecht sich so von dem Höheren abwendet und die Kirche mit den unschätzbaren Gaben eines höheren göttlichen Lebens, mit den herrlichen Zielen ewiger Seligkeit von sich wirft. Aber was soll man erst sagen, wenn es mit den übernatürlichen Gütern auch die Gaben des natürlichen Lebens einbüßt? Und das ist die zweite Fälschung, die natürliche Folge der religiösen Wahrheit. Es ist dieses eben der alte Gang der Dinge. Da sie Gott nicht geehrt als Gott, hat er sie dem Irrthum überliefert und jeglichem Verderbniß des Herzens[1]. Wenn der Mensch sich loslöst von Gott, fällt er auf sich selbst, und da er keinen Halt in sich findet, so fällt er auch von sich, von seiner gottgeschaffenen, vernünftigen Natur und leidet Einbuße an der klaren und festen Erkenntniß der ersten Wahrheiten der Vernunft. Daher diese grenzenlose Verwirrung aller Begriffe und der beschämende Irrsinn in den ersten Wahrheiten des vernünftigen sittlichen Lebens. Es gibt keine Ferne des Wahnwitzes und der Thorheit, die der menschliche Verstand nicht durcheilt, wenn er aus den Bahnen der Wahrheit einmal hinausgeschleudert ist. — Die dritte Folge ist die sittliche Verirrung, das Übermaß des Unglücks und Verderbens und die gänzliche Auflösung aller Ordnung. Diese verwerfliche Religionswissenschaft wird eben von allen Dächern gepredigt, von abermaltausend Büchern, Blättern und Romanen verbreitet, auf allen Schaubühnen mit jedem Aufwand des Sinnenreizes verherrlicht, von hohen und den höchsten Lehrstühlen als erprobte tiefe Wissenschaft verkündet. Und leider wird sie angenommen, diese Kost des Todes,

[1] Röm. 1, 24.

und mit Gier verſchlungen. Der Hunger nach religiöſer Befriedigung muß geſtillt und der Schrei des mahnenden Gewiſſens muß niedergekämpft ſein. Aber, fragen wir, was ſoll denn aus einem Geſchlecht werden, das die Wahrheit ſo in Ungerechtigkeit niederhält, das ſich am Heiligſten ſo verſündigt, das den feſteſten Damm der Sittlichkeit ſo leichtſinnig niederreißt und die mächtigſten Klammern, das Gewiſſen und die Furcht vor der ewigen Strafe, mit denen die Ordnung, der Beſtand der Familie, des Staates, des privaten und öffentlichen Wohles verankert ſind, mit ſolchem Frevelmuth auseinanderſprengt? Was läßt ſich da anders erwarten, als eine Sündfluth der Verbrechen und Strafe und das Zuſammenbrechen aller Ordnung in dem Herandrängen und in der Sturmfluth einer entſetzlichen Kataſtrophe? Sind denn die ſcheußlichen Ungeheuer ſocialer Verirrung, von denen wir bedroht ſind, nicht die natürliche Ausgeburt ſolch verabſcheuungswürdiger Grundſätze und Lehrmeinungen? Wer kann da helfen und dem Zuge der hereinbrechenden Übel Stillſtand gebieten? Die Religion allein könnte es. Jedoch Tag um Tag bricht eine Veſte ihres Anſehens und ihrer Macht zuſammen, und die es ſehen ſollten, ſehen es nicht. Was bleibt uns da übrig, als ergeben und angſtvoll der Stunde zu warten, wo die vier Bücherſiegel gelöst werden und den Himmel heraufſtürmt und über die Erdenlänge dahinfährt das ſchreckliche Heer der apokalyptiſchen Reiter auf ihren weißen, feuerrothen, ſchwarzen und fahlen Roſſen, die Hungersnoth, der Krieg und die Peſt, mit der Wage, dem Bogen und Schwert und der Hölle im Geleite, und den Grund fegen und bereiten für eine neue Weltlage, für ein neues Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit, wo das Lamm herrſcht, der Treue und Wahrhaftige, das Wort Gottes, auf deſſen Saum geſchrieben ſteht: der König der Könige und Herr der Herrſchenden[1]. Eine Dazwiſchenkunft Gottes muß kommen. Ob es eine im Frieden iſt? Wir fürchten ſehr, daß es eine im Gericht und Grimme ſein wird. Das ſind die unſeligen Folgen, von denen wir bedroht ſind durch den Abgang der Religion, an dem dieſe philoſophiſchen Syſteme ſo viele Schuld haben.

Aber woher kamen ſie denn und wo ſind ihre Urſprünge? Abgeſehen von der menſchlichen Schwäche und Verderbtheit und der raſtloſen Verführungsthätigkeit der Hölle, führen uns die Wege dieſer Irrthümer zuerſt auf die unſelige Glaubensſpaltung des 16. Jahrhunderts. Sie gab den Anſtoß und die erſte Urſache. In ihr finden wir auch alle

[1] Apok. 5, 6; 14, 11 f.

Keime der Übel, die jetzt mächtig vor uns stehen. Die Reformation wurde unternommen ohne klares äußeres Bewußtsein, bloß im blinden Drang des innern subjectiven Gefühls; die menschliche Freiheit wurde geläugnet, die Sünde ist also nicht mehr Sünde, sondern bloß Beschränktheit und Schwäche der Natur, und verläßt auch den Gerechtfertigten nicht; andererseits war dem Christenmenschen jede Fessel genommen und jede Freiheit zugesprochen; auf gute Werke kam es nicht mehr an, sondern bloß auf Glauben; Glaube aber ist bloß Vertrauensseligkeit und Sittlichkeit nichts als Gefühl. Sehen wir da nicht schon alle Ansätze unserer heutigen unseligen philosophischen Religionswissenschaft, namentlich des Pantheismus? In der Tiefe der Luther'schen Glaubensmystik, sagt Pfleiderer, seien bereits alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen gewesen, welche sich später in der protestantischen Wissenschaft erschließen sollten. — Diese Ansätze wurden dann rasch entwickelt durch die Philosophie, die, einmal der Meisterin des Glaubens ledig, auf eigene Entdeckungen und Eroberungen ausging, in England und Frankreich den Deismus und Materialismus, in Deutschland aber vorzüglich das Reich des Idealismus und Pantheismus gründete. — Die Freimaurerei aber, die natürliche Tochter der Reformation und des naturalistisch philosophirenden Geistes, erwies sich seit ihrer ersten Zeit bis auf diese Tage in pietätvoller Hingabe als die treueste Pflegerin des religiösen Indifferentismus; die Loge ist wirklich die Schule, die Dogmatisation, die Organisation und mächtigste Propaganda des Naturalismus und Indifferentismus.

II.

Wir sind hiermit an die Freimaurerei gelangt, die, wie wir oben gesagt haben, der Papst eigentlich in seiner Encyklika verdammt.

Ganz weise und gerecht bemerkt er Eingangs des Rundschreibens, seine Anklage auf so viel Verbrecherisches in der Freimaurerei gehe nicht auf die einzelnen Maurer, auch nicht auf einzelne Bruchtheile, Länder und Lager derselben. Um deßhalb die Gesammtheit mit Recht verurtheilen zu können, müsse man einen Punkt finden, wo Alle sich treffen, und einen Grundsatz herauskehren, in dem Alle sich einigen und der Allen als eigentliches Wesen gemeinsam sei. Und dieses findet er eben in dem Naturalismus oder religiösen Indifferentismus.

Wir müssen da nun vor Allem etwas näher eingehen auf das Wesen des Freimaurerthums.

Die Freimaurerei iſt weſentlich und immer Naturalismus oder Indifferentismus der Mitte, d. h. Deismus, Ablehnung, Läugnung des Übernatürlichen. Aber kein ernſtlicher, folgerichtiger Indifferentismus der Mitte. Bald geht er über zur äußerſten Linken und macht alle Ungeheuerlichkeiten mit, die wir eben als Ausſchreitungen der naturaliſtiſchen Religionsideen angeführt haben [1]. Gewöhnlich aber hält er ſich auf der Rechten. Ein Gott ſoll ſein, aber Jeder kann ihn ſich denken, wie er will. Auf die Vorſtellung von Gott kommt es gar nicht an; eine beſtimmte Gottesidee mit Ausſchluß der andern gehört nicht zur Religion, ſondern bloß Moral. Wie aber die Moral ſei, darum kümmert ſich der große Weltbaumeiſter nicht viel. Sie iſt die allgemein menſchliche. Pflichten, namentlich gegen Gott, gibt es kaum, bloß religiöſe Gefühle. Das iſt die Religion des Maurers. Wie wir ſehen, ſo recht die Religion der Lebemänner und des religiöſen Liberalismus.

Es iſt durchaus wichtig und nothwendig, feſtzuſtellen, daß die Freimaurerei nicht von aller Religion abſieht. Sie will religiös ſein, und das Weſen ihrer Religion beſteht darin, daß ſie bloß Moral umfaßt und einen beſtimmten Gottesbegriff ausſchließt. Das Religionsbekenntniß des Maurers alſo iſt: „kein beſtimmtes Glaubensbekenntniß und bloß Moral“. Es iſt deßhalb ein Trug, wenn der Maurer vorgibt, das Maurerthum berühre die Religion und deren Dogmen nicht, es nehme als ſolches keine Kenntniß von dem Religionsunterſchied. Es hat doch ein Dogma. Es behauptet einfach, es komme in Religionsſachen auf den Glauben nicht an; es ſtellt ſeine Glieder einfach über alle Glaubensſätze hinaus. So gefaßt, erkennt man gleich, worin das Eigenthümliche der Maurerreligion und ihr Unterſchied von allen andern Religionen beſtehe: ſie läugnet die Berechtigung und Nothwendigkeit des Glaubens in der Religion; ſie ſagt, der Glaube jeder Religion ſei gut, und vernichtet damit alle Religionen. Man ſieht auch, in welch ſchreienden Widerſpruch ſich die Maurer mit unſerer Kirche ſtellen, die, ſo wie es ſein muß, ſo viel auf den Glauben gibt.

Die „Hiſtor.-polit. Blätter“ bemerken ganz richtig über den Urſprung und das Weſen der Freimaurerei: „Heimath und erſte Wiege derſelben iſt England; von dort her hat ſie ſich mit der dem Poſitiven in der Religion und Kirche abgeneigten Richtung über ganz Europa und deſſen

[1] Vgl. „Der Götze der Humanität“, von M. Pachtler S. J. (1875). Der Verfaſſer fordert in der Vorrede alle Maurer auf, ihn zu widerlegen. Es iſt bis jetzt noch nicht geſchehen.

Colonien verbreitet. — Ihrem Weſen nach iſt ſie der in die Fäulniß des Indifferentismus übergegangene Proteſtantismus. Dieſer hatte gegen Ende des 17. Jahrhunderts (in England zuerſt und früher als in andern Ländern) das letzte naturnothwendige Ziel und Ende der Reformation in der Losſagung von aller und jeder poſitiv chriſtlichen Baſis erreicht. Da dort der alte Glaube bis auf die letzte Spur aus vielen Gemüthern gewichen war und andererſeits dennoch die ganze Zeit den chriſtlichen Erinnerungen des Mittelalters zu nahe ſtand, um ſich in heutiger Weiſe ohne alle kirchengeſellſchaftliche Form behelfen zu können — ſo entſtand in jenem alten Heimathlande der Corporationen, begünſtigt und hervorgerufen durch die allgemeine, ſo kirchliche als politiſche Zerrüttung Englands, das Bedürfniß zu einem Surrogate der allgemeinen, alle Stände und Völker umfaſſenden Kirche. — Dieß iſt die Freimaurerei, die ſonach am kürzeſten definirt werden kann als Kirche des Indifferentismus, als geſellige Form der Häreſie des 18. und 19. Jahrhunderts, in welcher der Proteſtantismus verſchwommen iſt. . . ." Der Indifferentismus iſt deßhalb das wahre und offene Geheimniß der Maurerei. Was ſonſt noch den Schwachen im Geiſte als Geheimniß geboten wird, iſt kindiſcher Alfanz oder hohler Formelkram, erfunden, um Einfältige zu berücken und müßigen Gimpeln Unterhaltung zu gewähren[1].

Alſo Naturalismus und Indifferentismus in dieſem Sinne, daß die Maurerei wirklich eine Religion bekennt, die aber nur an einer gewiſſen natürlichen Moral feſthält, den Gottesbegriff indeſſen ganz freigibt — das iſt es, was wir von ihr zu beweiſen haben. Und das genügt uns.

Beweiſe unſeres Satzes finden wir bei jedem Griff in irgend ein Blatt oder in irgend eine Bekenntnißſchrift des Bundes. So heißt es: „Der Proteſtantismus iſt in religiöſer Beziehung nur halb, was die Freimaurerei ganz iſt. . . . In der Freimaurerei ſoll die Vernunft nicht bloß die Geſtalt, ſondern auch den Inhalt der Religion ſchaffen."[2] Alſo eine Religion, und eine neue! — „Wie ſtellt ſich die maureriſche Idee zur Idee der Religion?" fragt ein Bruder[3]. „Die Idee der Religion iſt nicht ein Product des Denkens, ſondern des Fühlens und Ahnens des Überirdiſchen, des Allmächtigen und der Fortdauer nach dem Tode, d. h. der Glaube an Gott und die Unſterblichkeit. . . . Wie die Gottes-

[1] Bd. VIII (1841) S. 66 f.

[2] Zu Dr. Dreſchlers „Kirchenlehre und Ketzerglaube". Einleitung. Latomia. 4. B.

[3] „Bauhütte" 1875, Nr. 26.

und Unsterblichkeits-Idee gedacht wird ..., das steht Jedem frei ..., wie er es will oder fühlt. Verlangen wir, daß die Andern dieselben Vorstellungen vom Übersinnlichen haben sollen, so verlassen wir den Boden des Idealen, die Religion wird zur Theologie, die Moral zur Kirche, und damit stehen wir vor der Ursache aller Streitigkeiten. Nun finden wir auch den Standpunkt, den wir in religiösen Streitigkeiten einzunehmen haben. ... Wir ehren jede individuelle Ansicht und reichen Jedem die Bruderhand, ob er den Geist aller Geister als Gott, Jehovah oder Allah anbetet.“ Dasselbe sagt uns auch Br. Trentowski im Programm zur Reform vom 4. April 1865 an fünfter Stelle: „Der Bund betet Gott an, bekennt die Religion als solche und bethätigt die echte Moral, thut jedoch dieß nur in seinem humanistischen oder rein allgemein menschlichen Geiste. ... Gott wird von der gesammten Menschheit verehrt, von Allen anders verstanden. Ganz das Nämliche findet in der Freimaurerei, dem Spiegel der Menschheit, statt. Sie verehrt in all ihren Tempeln Gott, den sie in ihrer Bausprache ‚Großer Baumeister aller Welten‘ nennt, läßt aber den Begriff Jedem frei. Ihr Weltbaumeister ist das höchste Wesen, welches man verstehen kann, wie man will, welches ebenso ein Christ, ein Jude, ein Muhammedaner, ein Heide, wie ein Monotheist, Deist, Pantheist, ja sogar ein Atheist, der irgend einen Urgrund für den ersten und letzten Grund der Dinge angibt, anerkennen muß. ... Die Freimaurerei ist so ... das Heiligthum der wahren Religion, die Religion aller Religionen.“ [1]

Denselben Gedanken drückt derselbe Herr Bruder anderswo dahin aus, die Maurerei sei die Wiederherstellung des hellenischen Heidenthums, das keine Dogmatik kenne, zwischen dem Göttlichen und Menschlichen wenig Unterschied mache. ... Ja, der hellenische Geist, der wohne in den Maurerhallen, der sei der wahre heilige Geist [2]. — Der „Globe“ erweitert diese Idee nur, wenn er sagt: „Es ist gleichgiltig, was für einen Namen du dem höchsten Wesen gibst. Was liegt daran, ob du es Gott, Herr, Allah, Jehovah, Ormuzd, Zeus, Jupiter oder Natur nennst.“ [3] Nach Lessings Gedanken ist dieß Endziel der Freimaurerei, „die Gestaltung der Jetztzeit zu leiten durch einen Centralgedanken oder Mittelpunkt, welcher allen Confessionen gegenüber neutral bleibt“ [4]. Nach dem

[1] „Bauhütte“ 1865, S. 125.
[2] Wesen und Unwesen der Freimaurerei, S. 142.
[3] II. p. 51.
[4] Ersch u. Gruber, Freimaurerei, Bd. 49. S. 76.

„Schwäbiſchen Merkur“ (15. Juni 1884, S. 1082) fordert Br. Bradlaugh, Mitglied des engliſchen Unterhauſes, den Prinzen von Wales auf, an der Verbreitung des Atheismus mitzuarbeiten, dieß ſei das Ziel der engliſchen und feſtländiſchen Maurerei. Wir könnten noch Dutzende von Gewährsmännern anführen. Zum Schluſſe nur noch die naive, erbauliche Nachricht: „Überhaupt von Candidaten ein Glaubensbekenntniß fordern, öffnet der Heuchelei die Thore.“ [1]

Aber, wird man ſagen, das ſind nur „Brüder“ und vielleicht „verirrte Brüder“, die wir gehört haben. Das iſt aber nicht die Loge ſelbſt in ihren amtlichen Ausſprüchen. Das gehört nämlich auch zur Kriegstaktik der Loge, daß ſie ſich nicht verantwortlich macht für die Brüder, wenn ſie auch noch ſo ſehr in ihrem Geiſte ſprechen und handeln, und ſie im Nothfall fallen läßt und opfert. Nun, wir ſind im Stande, für unſern Satz auch amtliche Ausſprüche aufzubringen. Zuerſt einen allgemeinen, der die ganze Maurerei angeht.

Bekanntlich gelten „die alten Pflichten“ aus dem Conſtitutionsbuche der engliſchen Großloge von 1723 jetzt noch allgemein als die magna charta der Freimaurerei. Dieſe alten Pflichten heißen ſo: „Der Maurer iſt durch ſeinen Beruf verbunden, dem Sittengeſetze zu gehorchen, und wenn er die Kunſt recht verſteht, wird er weder ein dummer Gottesläugner, noch ein Wüſtling unſerer Religion ſein. Aber obgleich in alten Zeiten die Maurer verpflichtet waren, in jedem Lande von der jedesmaligen Religion des Landes oder der Nation zu ſein, ſo hält man doch jetzt für rathſam, ſie bloß zu der Religion zu verpflichten, in welcher alle Menſchen übereinſtimmen, und Jedem ſeine beſondere Meinung zu laſſen, d. h. ſie ſollen gute und treue Männer ſein oder Männer von Ehre und Rechtſchaffenheit — durch was für Secten und Glaubensmeinungen ſie auch ſonſt ſich unterſcheiden. Hierdurch wird die Maurerei ein Mittelpunkt der Vereinigung und das Mittel, treue Freundſchaft unter Perſonen zu ſtiften, welche ſonſt in beſtändiger Entfernung bleiben.“ [2]

Da haben wir alſo, was wir wollen: eine Religion ohne Glaubensbekenntniß. Es ſoll ja die Religion ſein, in der alle Menſchen übereinſtimmen. Da die Menſchen ſich aber im Glauben nicht einigen, ſo bleibt bloß die Moral und zwar die recht ſeichte, verwäſſerte, die ſogenannte „unabhängige“. Wir könnten eigentlich hier noch fragen, ob denn in

---

[1] „Freimaurer-Zeitung“ 1874 (21. März), S. 91.

[2] „Bauhütte“ 1878, S. 111.

dieser Moral auch Alle übereinstimmen? und ob die Moral nur Pflichten gegen die Menschen und nicht auch gegen Gott kenne? Doch im Reiche des Irrthums und der Lüge darf man keine Ordnung und Folgerichtigkeit suchen.

Aber hören wir nun auch das Amt der deutschen Logenbrüder. Wir stoßen da allerdings in der Behauptung des maurerischen Religionsprincips auf einige Schwankungen. Während der Wilhelmsbader Congreß 1783 alle Nichtchristen von der maurerischen Gemeinschaft ausschloß, entschied der Großlogen-Tag der vereinten deutschen Brüder 1874 am 24. Mai ganz getreu der Überlieferung: „der neutrale Friedenstempel der deutschen Loge sollte alle Brüder verschiedener Confession menschlich einigen, wenn sie nur die Ideen und Grundsätze der Maurerei anerkennten“. Nun entbrannte bekanntlich in neuester Zeit ein gar ernster Streit. Der Groß-Orient in Frankreich läugnete statutengemäß die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Die englische Großloge antwortete mit einem Anathem und brach mit den französischen Brüdern ab. So sah sich nun der Großlogen-Tag in Hamburg 1878 am 9. Juni in die Nothwendigkeit versetzt, sich auch authentisch vernehmen zu lassen. Wir setzen das Statut als sehr wichtig und belehrend ganz her.

1. Der Freimaurerbund fordert von seinen Mitgliedern kein dogmatisch bestimmtes Glaubensbekenntniß, und die Aufnahme der einzelnen Brüder wird nicht abhängig gemacht von einem religiösen Bekenntniß.

2. Er ist sich bewußt, daß die Menschen je nach ihrer Eigenart und Bildung sehr mannigfache Vorstellungen von Gott haben, die alle nur unvollkommene Bilder des ewigen Geistes sein können.

3. Aber die freimaurerischen Symbole und Rituale weisen nachdrücklich auf Gott hin und wären ohne Gott unverständlich und unsinnig.

4. Die Principien und die Geschichte der Freimaurerei lehren und bezeugen Gott.

5. Die Freimaurer verehren Gott in dem Bilde des Baumeisters des Weltalls.

6. Das den Freimaurern heilige Sittengesetz hat seine tiefste und stärkste Wurzel in Gott.

7. Würde die Freimaurerei abgelöst von der Gottesidee, so würde ihr ideales Streben überhaupt seine nachhaltige Kraft und sein höchstes Ziel verlieren, und würde haltlos und ohnmächtig werden.

8. Der deutsche Großlogentag spricht daher im Namen des dentschen Freimaurerbundes die Überzeugung aus, daß eine Freimaurerloge, welche die Existenz Gottes bestreiten oder verläugnen wollte, nicht als eine gerechte und

vollkommene Loge anzuſehen ſei, und daß eine atheiſtiſche Freimaurerei aufgehört habe, eine Freimaurerei zu ſein.

Das iſt offenbar ſehr wichtig. Und was ſollen wir dazu ſagen? Sehen wir uns das Actenſtück einmal etwas näher an. Zuerſt heißt es: „kein dogmatiſch beſtimmtes Glaubensbekenntniß“; denn alle Glaubensbekenntniſſe können gleich unvollkommen ſein. Das iſt ein ganz echt maureriſcher Satz. Wir haben alſo da die Kirche ohne Glaubensbekenntniß und des radicalſten Indifferentismus. — Nun kommt aber der hohe Rath und betont ſehr ſtark und auffallend den Gottesglauben und excommunicirt die atheiſtiſche Loge. Iſt dieß nicht eine Inconſequenz? ein Aufgeben ſeiner ſelbſt? Wie ſtimmt das zu den alten Pflichten? Läugnet er, was er eben zugegeben? Wie kann er von der Geſammtheit den Gottesglauben fordern, den er beim Einzelnen fallen läßt? — So ſollte man wohl denken. Wenn man aber näher zuſieht, iſt doch Alles ganz folgerichtig nach den maureriſchen Grundſätzen. Denn, wenn es nach den erſten Sätzen Jedem erlaubt iſt, ſich unter „Gott“ zu denken, was er will, was bedeutet dann noch dieſer ernſte Hinweis auf Gott, der eine ſo wichtige Rolle ſpielt in dem Ritual, in der Geſchichte, in den Symbolen und im Sittengeſetz der Loge? Iſt das nicht ein wahrer Scheingott? Was iſt alſo mit dieſem feierlichen Gottesbekenntniß der Loge eigentlich geſchehen? Nichts. Und mit der Excommunication der atheiſtiſchen Loge? Auch nichts. Es gibt vor der Loge gar keine Atheiſten. Es iſt ja gar nicht möglich, die Exiſtenz Gottes zu läugnen, wenn es erlaubt iſt, ſich unter Gott zu denken, was man will. Eine grundſätzlich atheiſtiſche Loge? Ja, die iſt eine unvollkommene, iſt gar keine Loge, die muß ganz mit Recht excommunicirt werden. Warum? Sie iſt zu einſeitig für den Gottesbegriff des Maurers. Unſer Urtheil über das Actenſtück geht alſo dahin: Inconſequenz, oder Unehrlichkeit, oder Beides zuſammen. Was man mit der einen Hand gibt, nimmt man wieder mit der andern; man ſcheint etwas zu ſagen und ſagt nichts; man gibt ſich den Schein, zu ändern, und es bleibt beim Alten. Es iſt eben ein rechtes Stück maureriſcher Unehrlichkeit, Doppelzüngigkeit und Verlogenheit. Es iſt wirklich lächerlich und geradezu herausfordernd, daran zu erinnern, was Gott in den Principien, in der Geſchichte und im Sittengeſetz der Maurerei iſt. Oder iſt es nicht wahr, wenn ein Maurerblatt ſelbſt bezeugt: „Nichts trennt die Freimaurer ſo unter einander, wie die Idee Gottes“?[1]

[1] Monde maçonnique. Oct.-Nov. p. 385.

Denſelben Eindruck machte der Erlaß bei der hörenden Kirche des Maurerthums. Er erweckte große Mißſtimmung und vielfältigen Proteſt, wie man in der Bauhütte leſen kann[1]. Da heißt es einerſeits, die Erklärung ſei ganz traurig, pietiſtiſch augenverdrehend, ein Compromiß mit Furcht und Unentſchiedenheit, ein Rückſchritt, ein Anathem bedenklich wegen der innern Widerſprüche und gefährlich wegen der Folgen und Malicen. Das heiße ja die Atheiſten an die Wand drücken und hinauswerfen, auf dieſe Art wäre nicht einmal Virchow und Darwin logenfähig... Warum keine atheiſtiſche Freimaurerei? Wie, wenn die Atheiſten den Satz umkehrten und ſagten, eine Freimaurerei, die dem Fortſchritt und der Wiſſenſchaft keine Rechnung trägt und den Drang nach Reform auf allen Gebieten hemmt, iſt keine Freimaurerei? Iſt ſie nicht fähig, dem Zeitgeiſt voranzugehen, ſo muß ſie ihm wenigſtens folgen können. Kann ſie Beides nicht, ſo iſt ſie ein Spiel für große Kinder, und zum Spielen ſind die Zeiten zu ernſt. — Ja, der Großmeiſter wird ernſtlich vermahnt, zuzuſehen, daß er mit dem Ausdruck, „die Freimaurer verehrten Gott im Bilde des Weltbaumeiſters“, ſich nicht den Vorwurf des Götzendienſtes zuziehe.

Anderſeits erhoben ſich auch Stimmen, welche die aufgeregten Gläubigen beruhigten mit dem wahren Hinweis auf die Sache. Die Widerſprüche müſſe man ſtill hinnehmen; es hätte noch ſchlimmer kommen können. Der Groß-Orient ſei ſehr ungezogen geweſen gegen den deutſchen Kaiſer; dieſem Umſtande habe man Rechnung tragen müſſen. Im Grunde ſei die Erklärung auch nicht im Widerſpruch mit den maureriſchen Grundſätzen. In der Praxis erſt, meint Einer, würden ſich die Folgen gar nicht ſo malitiös herausſtellen, von einem „an die Wand drücken oder hinauswerfen“ könne keine Rede ſein...! Ein wahres Wort, braver Maurer! Dein Haus iſt ſo groß und dein Tempel ſo weit, daß es gar nicht möglich iſt, einen Menſchen an die Wand zu drücken oder hinauszuwerfen. So weit der menſchliche Verſtand und Wahnwitz, die menſchliche Ehrlichkeit und Unehrlichkeit reichen, ſo weit wölben deine Hallen ſich aus. Die Maurer ſollen ſich alſo nur über das Glaubensdecret nicht aufregen und fürchten. Sie haben keinen Grund dazu. Nur zum Schein hat ſich der Großmeiſter zum Deismus bekannt. Im Grunde iſt es beim Alten geblieben. „Ihr wißt nichts“, hat der Hoheprieſter auch dieſes Mal geſagt. „Laſſet uns nur machen. Wir wiſſen beſſer unſer

[1] „Bauhütte“ 1878, S. 249. 311. 319. 367.

‚ideales Streben‘ und unser ‚höchstes Ziel‘ zu verfolgen — die Alten zu bleiben und anders zu scheinen, um viele Anhänger zu gewinnen, nach Oben nicht anzustoßen und alle Welt zu betrügen.“

So viel über die amtlichen Aussprüche der Loge. Andere authentische Entscheidungen sind uns nicht zu Gesicht gekommen.

Hat sich also, fragen wir, die Maurerei und namentlich auch die deutsche Maurerei vom Vorwurf des religiösen Indifferentismus gereinigt? Hat sie jemals klar, bestimmt und unzweideutig einen Gottesglauben bekannt? Nein. Sie hat es nicht gethan. Und sie konnte es nicht thun. Die Loge umfaßt grundsätzlich alle Formen des religiösen Bewußtseins und sie hat nicht das Recht, auch nur eine Form auszuschließen, wenn sie sich nicht selber aufgeben will. Man kann von ihr auch wohl sagen, was der hl. Leo vom alten Rom bemerkte, mit der Herrschaft über die ganze Welt habe es auch das Oberpriesterthum alles Götzendienstes an sich gerissen. Was es an abgöttischem Cult in der ganzen Welt gab, das habe sich in Rom Alles vorgefunden. Mit dem Grundsatz der allgemeinen Indifferenz eignet sich auch die Maurerei Alles an, was an Irrthümern der Religionsbegriff gibt. Es wäre anziehend und belehrend, wenn es einer Weltausstellung einmal einfiele, in einem Tempel Alles bildlich aneinander zu reihen und aufzustellen, was die Menschheit als Gott angebetet hat, Brahma, Wischnu, Baal, Zeus, Jupiter und wie die Abgötter alle heißen, und dazwischen die Krokodile und Hunde und Katzen, Schlangen und alles Thierthum, vor dem die Menschen anbetend lagen — welch eine Versammlung, welch ein Ausbund und eine Zusammenthat von Ernstem und Lächerlichem, von sinnlich Schönem und Scheußlichem, von Lieblichem und Abschreckendem, von Erhabenem und Gemeinem, von Wahrheit und Wahnsinn! Nun, das wäre so ein Bild von dem geistigen Innern der Maurerei[1], nur mit dem Unterschied, daß in diesem Tempel der Loge immer noch Platz und Berechtigung findet, was künftig noch menschlicher Wahnwitz erfinden mag. Es hat dieses Vage und Leere, dieses All und Nichts, diese Vermischung von Bös und Gut, dieses Durcheinander von Licht und Finsterniß, dieses Behaupten und Absprechen, Bejahen und Verneinen desselben durch dasselbe, dieser laute Anspruch der Lüge, des Bösen und Vernunftwidrigen auf Duldung, Gleichberechtigung und Mitachtung und Liebe und Verehrung mit dem

[1] Vielleicht könnte uns auch das Gesicht Ezechiels eine Idee geben, wie im Maurertempel Gott verehrt wird. Ezech. 8, 7 f.

Wahren und Guten und Heiligen etwas so Verwirrendes und Anwiderndes und Abschreckendes für den denkenden Verstand und das sittliche Gefühl, daß man lebhaft an Dante's Höllenschilderung erinnert wird.

Also Indifferentismus und grundsätzlicher Indifferentismus in Glaubenssachen! Das haben wir, scheint uns, bewiesen. Und dabei bleiben wir stehen. Mit Personen und Thatsachen geben wir uns nicht ab. Ob die Maurer aus ihren Grundsätzen die praktischen Folgerungen gezogen und ziehen und von diesen Folgerungen ihr Leben und Streben bestimmen lassen — ob sie die wilde Ehe und freie Liebe pflegen, ob sie allen Unterschied der Stände vernichten wollen, ob sie gegen Thron und Kirche hetzen, ob sie schuld am Culturkampf sind, ob sie in der Commune und der socialen Revolution machen, ob sie mit Dolch und Mord wüthen, ob sie die Massen durch eine schlechte Presse entchristlichen und brutalisiren, ob sie auf eine Weltrepublik losgehen — das lassen wir Alles dahingestellt, das beschäftigt uns nicht. Was wir wissen, ist dieses, daß dieß Alles einfache und natürliche Folgen aus dem grundsätzlichen Indifferentismus sind, den die Loge bekennt. Und das ist genug. Ein Mann, der das Leben kennt, und um wie viel mehr ein Verein von Männern, muß wissen, was für eine Bedeutung und Tragweite Grundsätze im praktischen Leben haben. Wer sich offen zu einem Grundsatz bekennt, der macht sich auch verantwortlich für all seine praktischen Folgen. Ihr Segen und Fluch ruht auf ihm. In diesem Sinne kann man sicher und ohne Verleumdung sagen, daß Communismus, Socialismus und noch viel Anderes an den Rockschößen der Freimaurerei hängt. Wir wollen gewiß nicht läugnen, daß viele Ehrenmänner in der Maurerei sind, die das Gute wollen. Ist es nun nicht traurig und ein arger, verhängnißvoller Mißgriff, einem Verein beizutreten, der schlechter ist als man selbst? Sonst ist ja das Gegentheil der Fall. Man gesellt sich einer Verbindung zu, um mit deren Zielen zu wachsen und besser zu werden. Hier wird man um so sittlich schlechter, als man sich dem Ideal nähert und sein Leben ihm gleichförmig macht. Wie kann denn ein Verein sittlich bessern und veredeln, der, abgesehen von allem Andern, sich zu einem so radicalen Indifferentismus in Glaubenssachen bekennt, die schöne „unabhängige Moral“ befolgt und in seinem ganzen Thun und Lassen eine solche Unehrlichkeit und Unoffenheit, eine solche Verschlagenheit und Heuchelei bethätigt? Unehrlichkeit ist vor Allem die Behauptung, die Maurerei betheilige sich nicht an religiösen und politischen Fragen und Kämpfen, wie der Großlogen-Tag in Berlin den 24. Mai 1874 er-

klärte[1]. Unehrlichkeit dieſes undurchdringliche Geheimniß, in welches der Bund ſich hüllt; legt damit die Loge nicht den Gedanken nahe, ſie ſei ſo ſchön und vollkommen, daß ſie ſich nicht zeigen dürfe in ihrer wahren Geſtalt, ohne zu verlieren?[2] Unehrlichkeit dieſe Zweideutigkeit der Worte, der Formeln und Symbole, Unehrlichkeit dieſes Spiel mit „oſtenſiblem" und „eigentlichem" Sinn, Unehrlichkeit dieſes ewige Umſpringen von einer äußeren Form in die andere bei zähem Feſthalten des inneren Weſens, Unehrlichkeit dieſes Drehen, Erweitern und Einziehen des Statuts, Unehrlichkeit dieſes Hinausſchleudern von geheimnißvollen Schlagwörtern, Unehrlichkeit dieſes Mantelhängen nach dem Sinne der Staatsgewalt. In liberalen, ſchwachen Staaten ſind die Maurer frech, vorlaut und tyranniſch; in einer ſtarken Monarchie, wo der Landesherr Religion im Volke haben und Herr im Lande ſein will, ziehen ſie ſich ſcheu zurück, ſind zahm und faſt fromm. Natürlich, die Maulwürfe arbeiten nicht gerne beim Tacte der Regimentsmuſik und nach den Etappen, die ein energiſcher Miniſter anweist. Dieſes und der Warnungsruf vom 13. Juni 1874[3], man müſſe beſonders das Vertrauen Deutſchlands gewinnen, erklären Manches, namentlich die Beſcheidenheit der deutſchen Maurer und den Großlogen-Beſchluß von 1878. Ein Dienſt iſt ja des andern werth. Kurz, Unehrlichkeit und Verlogenheit von allen Seiten und nach allen Seiten — das iſt nebſt religiöſem Indifferentismus das Charakterbild der Loge. Einſt wandelte der Sohn Gottes hier auf Erden. Als die ewige Weisheit und Güte hatte er für alle menſchlichen Zuſtändlichkeiten gerechte und milde Urtheile; er löſchte den glimmenden Docht nicht aus und knickte nicht das gebeugte Rohr, große Sünder und Sünderinnen nahm er in Gnaden auf, Alles erfuhr ſeine erbarmende Milde und Liebe. Nur gegen Eine Menſchenart war er unverſöhnlich, für ſie hatte er nur Ernſt, Strenge, Tadel und Weh. Das waren die Menſchen, die in Schafspelzen umhergingen und innerlich unverſöhnliche

---

[1] Die Maurerei iſt eine religiöſe Secte, wie wir geſehen, und ſie thut wohl in Politik. Warum erklärt denn die „Bauhütte" (Nro. 28 dieſes Jahres) den Ausfall der letzten Wahlen in Belgien für einen dies nefastus der ganzen Freimaurerei?

[2] Deßhalb ruft der Johannisredner dieſes Jahres: „Öffnet die Tempel der Freimaurerei! ... Die Symbole ſind längſt verrathen. ... Wenn wir uns rühmen, das Wahre zu pflegen, zu hegen, verſündigen wir uns nicht an den Mitmenſchen ..., wenn wir ihnen das Wahre vorenthalten?" („Bauhütte" Nr. 28.) Das iſt doch wenigſtens ehrlich!

[3] „Freimaurer-Zeitung" Nr. 24.

Wölfe waren, die äußerlich fromm thaten und alle Gerechtigkeit übten, im Innern aber, wie übertünchte Gräber, nichts als Moder und Fäulniß bargen, die den Menschen den Schlüssel der wahren Weisheit versprachen und ihnen nur ihren Eigendünkel und Aberwitz verkauften, die um Erde und Meer liefen, um einen Proselyten zu gewinnen, und ihn dann zum Kinde der Hölle machten. Dieser Menschenschlag waren die Pharisäer. Pharisäismus — was Anderes ist der Charakter der maurerischen Secte? Uns kommt die ganze Freimaurerei nicht anders vor als eine abgefeimte Leutefängerei, ein Netz des Betruges und der List, ein nichtsnutziger Anschlag auf die Einfalt und Schwäche der Menschen.

Und wie hat sie die päpstliche Encyklika aufgenommen? Altgewohnte, vornehme Verbrecher thun nicht dergleichen und verziehen keine Miene, wenn sie sich steckbrieflich verfolgt sehen. So, scheint es, macht es auch die Maurerei. Es kam der Tag in Berlin. Und sie riethen hin und riethen her, was sie dem unangemeldeten Störer erwiedern sollten. Und wie es scheint, war guter Rath theuer. Am Ende erhob sich der hohe Rath und sprach: „Es ist nur ein Jesuit — laßt ihn! Gehen wir zur Tagesordnung über.“ So spricht man oft, wenn man nichts zu sagen weiß. Man schnuppert eben Jesuiten. Offenbar wollte man das Wort des Papstes entkräften. Es wuchtet also doch etwas drin. Indessen fangen die maurerischen Blätter zu reden an. Da liegt die „Bauhütte“ Nr. 27 und 28 (Juli 1884) vor uns. Man sieht und fühlt, die Verlegenheit ist groß. Soll man antworten, nicht antworten? und was? Ja, es ist geradezu zum Erbarmen, wie die „Kinder der Wittwe“ unter den Staatsmantel flüchten und um Hilfe flehen gegen den Papst. Sie sind ja gar nicht die bösen Kinder und Ketzer, das beweisen „die alten Pflichten“ und der Erlaß von 1878. Da steht deutlich geschrieben und ausgesprochen ihr „Gottesglaube“. Man hätte doch erwartet, dieser ‚Leo‘ wäre klüger und zurückhaltender als der ‚Polterer‘ Pius IX. Baal, Baal! hilf und schütze uns vor diesem greulichen Papst, der die Scheiterhaufen anzündet, zur Bluthochzeit das Tedeum singt, Fürstenmord und Treubruch gegen die Ketzer lehrt und den Gott der Rache an die Stelle des barmherzigen Vaters setzt. Bartholomäusnacht?! Aber, ich bitte, wie kann denn ein in der Geschichte fortgeschrittener Maurer sich im neunzehnten Jahrhundert mit der längst schadhaft gewordenen Nachthaube der Bartholomäusnacht vor gebildeten Menschen sehen lassen? — Der Papst ist schrecklich, greulich? Und wir behaupten, wenn der Papst — was freilich nie geschehen wird — an den Thoren der Loge einmal anklopfen und um Aufnahme

bitten sollte, dann würde sie ihn aufnehmen und gern, sehr gern aufnehmen.

Mit den Maurern wären wir jetzt fertig!

* * *

Was haben wir Katholiken nun der Encyklika gegenüber zu thun?

Vor Allem sie gehorsam annehmen und befolgen. Wenn acht Päpste so oft und feierlich ihre Verdammungsurtheile über die Maurerei erneuern und die Betheiligung an derselben mit schweren Strafen belegen, dann ist doch unsere Lage klar und scharf genug dargethan. Es handelt sich um unsere Angehörigkeit zur katholischen Kirche, um unser Seelenheil. Lassen wir uns da nicht täuschen. Es fragt sich nicht, ob es schlimm sei, daß Männer von verschiedener Religion sich zu gemeinsamer Thätigkeit und Geselligkeit zusammenfinden; es fragt sich auch nicht, ob in der Logensitzung gegen unsere Religion gesprochen wird oder nicht. Wir geben gerne zu, daß in manch inneren Kreisen der Loge anscheinbar nichts das Gewissen beleidigt, daß es sich da recht gesellig lebt, daß namentlich natürliche Kenntnisse, Kundschaften und zeitliche Angelegenheiten trefflich gedeihen und Unterstützung finden. Es ist dieses eben die Schutzdecke und das Förderungsmittel für die Ausbreitung des Bundes selbst und das Lockfutter für unzählige Strebsame. Darum handelt es sich nicht. Das sind bloß die nächsten Mittel. Die Freimaurerei selbst in ihrem Wesen und Zweck ist schlecht und unsittlich, und die Mittel heiligen nie einen schlechten Zweck.

Wir müssen zweitens die Encyklika aufnehmen mit aller Bereitwilligkeit des Vertrauens, die wir dem obersten Haupt unserer Kirche schuldig sind. Man hört oft nicht gern sprechen von Freimaurern wegen des „Systems und der Consequenzmacherei“. Das trifft hier aber nicht zu. Oder wenn hier System ist, dann ist es das System der Wahrheit gegen die Lüge, das System der Abwehr gegen offenen und geheimen Angriff, das System der Treue und Hirtensorge um die Kirche und unser ewiges Heil. Sagen wir nicht: „Unsere Lage in Deutschland ist nicht so gefährlich, die deutsche Loge ist nicht so schlimm wie manche andere.“ Die Freimaurerei ist überall dieselbe in ihrem Wesen, in ihren Grundsätzen, mag sie dieses Wesen zeigen oder nicht, mag sie aus ihren Grundsätzen Thaten machen oder nicht. — Vergessen wir auch nie, daß der Papst Oberhaupt der ganzen Kirche und nicht bloß Haupt der Kirche Deutschlands ist. Manche päpstlichen Maßregeln haben nicht die gleiche Wichtigkeit und Nothwendig-

keit für alle einzelnen Theile der katholiſchen Welt, ſie ſind aber erſprießlich und nothwendig für das allgemeine Wohl der Kirche. Das muß der Papſt im Auge haben, und wir ſelbſt verlieren damit nichts. Wir in Deutſchland, wir leben mehr von der allgemeinen Kirche, als von der Kirche Deutſchlands. — „Aber was nützt es am Ende?“ Wir antworten: An uns iſt es, zu zeigen, was es nützt, und zu machen, daß es nützt. Wenn auch nur Eine Seele vom verderblichen Bunde losgebrochen und der Kirche gewonnen wird, iſt das Nutzen genug für den guten Hirten, und wir müſſen uns darüber freuen mit den Engeln im Himmel. — Aber welch ein Nutzen, welch ein Gewinn liegt ſchon in dem herrlichen Beiſpiele des Muthes und der Unerſchrockenheit, das uns unſer heiliger Vater hier gibt, einem Beiſpiele, das an die glorreichſten Zeiten des Papſtthums erinnert! Freuen wir uns. Nun ſind wir im Vortheil des Angriffs. Wer wollte zudem bei dem Acte der päpſtlichen Encyklika das Walten des heiligen Geiſtes verkennen, der, durch alle furchtſamen und zögernden Berechnungen menſchlicher und natürlicher Klugheit fahrend, ſein Ziel an den Enden der Erde erreicht und das Heil errichtet in Mitten des Erdkreiſes durch Mittel, die uns kleine Menſchen oft mit Zittern und Beben erfüllen?

Endlich legen wir Hand an, greifen wir zur That, wie der Papſt es uns ſagt[1]. Verein gegen Verein, Heer gegen Heer. Die italieniſchen Maurer ſchreiben den deutſchen: „Die italieniſche Freimaurerei, obgleich jung an Jahren, aber glühend von Muth und Begeiſterung, ſteht auf euern Vorpoſten. An euch iſt es, ihr das Loſungswort zu geben und den Platz in dem mit weiſer Taktik zu führenden Kampfe anzuweiſen.“[2]

---

[1] Die Freimaurer finden den Feldzugsplan des Papſtes in der Encyklika ſo gut, daß ſie nichts Beſſeres zu erfinden im Stande ſind, ihn zu vereiteln, als mit denſelben Mitteln ihm entgegenzuarbeiten. Beſonders betonen ſie die Organiſation, die unter den Brüdern, ſelbſt unter den deutſchen, noch Manches zu wünſchen übrig läßt. — Überhaupt finden ſie, daß das Rundſchreiben Leo' XIII., die „ungeheuerlichen Albernheiten“ abgerechnet, mit einer „abgefeimten, auf gewiſſe Leſerkreiſe berechneten, rhetoriſch wohlausgearbeiteten Raffinirtheit“ zuſammengeſchrieben ſei („Bauhütte“ 1884, Nr. 28). — Albernheiten? Der Papſt, ſcheint es, kennt die Ziele der Freimaurerei beſſer, als viele Maurer ſelbſt, an denen der dießjährige Johannisfeſtredner es beklagt, daß ſie den Zweck des Bundes ſo ſchief und miſerabel auffaſſen („Bauhütte“ Nr. 28). „Die römiſche Hierarchie kennt Zweck und Tragweite des Bundes früher, klarer und blieb ihren Anſichten treuer, als viele Glieder des Bundes ſelbſt.“ Das war ſchon 1841 geſchrieben (Vierteljahrsſchrift Nr. 13), und ſeither hatte ſie noch viel Gelegenheit, eingehendere Studien und Erfahrungen zu machen.

[2] „Bauhütte“ 1884, Nr. 27.

Das Wort iſt für uns Deutſche. In Deutſchland, unter uns iſt alſo das Hauptquartier, der Generalſtab, das Genie des Feindes. Merken wir uns das! Wir alle, Prieſter und Laien, katholiſche Vereine und katholiſche Blätter!

Die Maurerei ſagt: „Der Sieg kann uns, die wir für die Wahrheit und Gerechtigkeit kämpfen, nicht fehlen.“ [1] Sie hat alſo große Hoffnungen. Wir noch größere. Ihre Hoffnung iſt jedenfalls keine theologiſche. Die maureriſche „Wahrheit und Gerechtigkeit“ — dieſer Wechſelbalg von Lüge und Heuchelei — was kann der für Hoffnung ſtützen? Wiſſen die Freimaurer nicht, daß ihr wie unſer Leben in der Hand eines Mächtigeren ruht und daß ſie mit all ihrem Thun und Eifer gerade nur ſo viel erreichen, als dieſer Mächtigere will? Wiſſen ſie nicht, daß dieſer Mächtigere am Abſchluß der Zeiten daſteht und, nachdem er der menſchlichen Freiheit und Bosheit volles Spiel gewährt und ſich ſcheinbar zurückgezogen von ſeinem Geſchöpfe, doch alles vielfach verſchlungene Streben und Drängen von Bös und Gut als glorreiche Vollendung all ſeiner Ziele in der Hand trägt: die größere Ehre ſeines Namens und das Heil ſeiner Geſchöpfe? Die Maurer hoffen ihr Ziel zu erreichen? Das ſind Wünſche — aber keine frommen! Deßhalb iſt ihre Hoffnung keine Hoffnung. Und wenn ſie ſich begeiſtern und opfern können für ein Ziel, das ſie nicht ſehen und das ihnen fehl gehen wird, um wie viel mehr wir, die wir an dieſes Ziel glauben. Die unſerige ſtützt ſich auf Gott. Da hat ein Feldherr vor einer Stadt gerufen: „Stralſund! Und wäreſt du mit eiſernen Ketten an den Himmel geſchmiedet, du mußt herunter.“ Aber es kam doch nicht herunter und blieb. Unſere Hoffnung iſt viel feſter. Mit vier eiſernen Ketten iſt ſie an den Himmel geſchmiedet: es iſt das Vertrauen auf die Allwiſſenheit, die Treue, die Güte und die Allmacht Gottes. Das ſind die Fundamente unſerer Hoffnung. Die Hölle wird ſie nicht ſprengen! Unſere Kirche hat ſchon mächtigere Herrſchaften gegen ſich im Felde geſehen als die Maurerei und hat ſie alle begraben.

In te Domini speravi, non confundar in aeternum! Das iſt der Schlachtruf unſerer katholiſchen Kirche. Er war es immer, wird es am Ende der Zeiten auf der letzten Wahlſtatt ſein, er iſt es auch im jetzigen Kampfe.

M. Meſchler S. J.

---

[1] „Bauhütte“ 1884, Nr. 27.

Das Kunſtwerk der Zukunft und ſein Meiſter.

(Schluß.)

5. Parſifal — die „Weihe“ des Hauſes.

Ist zwîvel herzen nâhgebûr
daz muoz der sêle werden sûr[1].
(Wolfram v. Eſchenbach, Parzivâl.)

„Wagner erzählte mir (1877), er habe in den fünfziger Jahren zufällig an einem Charfreitage in Zürich eine neue, ſchöne Wohnung bezogen und, durch das herrliche Frühlingswetter angeregt, an jenem Tage den ‚Charfreitags-Zauber‘ entworfen.“ So erzählt Herr W. Tappert in einer Note zu Ende ſeiner Wagner-Biographie und bemerkt dazu: „Aus einem ſeiner Briefe an Tichatſchek, datirt Z. 9. Febr. 1857, glaube ich ſchließen zu dürfen, daß 1857 die einzig richtige Jahreszahl iſt.“ Wir gönnen Herrn Tappert von Herzen dieſe Frucht ſeiner Findigkeit und ſind ihm ſogar dankbar, daß er einen ſo charakteriſtiſchen Zug für das Schaffen des Meiſters der Unkunde und Vergeſſenheit noch zu guter Letzt entzog. Denn mag das Ganze dem mindergradigen Wagner-Verehrer auch nur als eine artige Cauſerie erſcheinen, ſo iſt es doch ſehr intereſſant, zu erfahren, daß das Bühnenweihfeſtſpiel ſeine erſten Anfänge auf einen Charfreitag zurückführt, daß es aber nicht der Andachtszauber dieſes heiligen Tages war, was die erſten Töne zu „Parſifal“ im Geiſte des Meiſters wach rief, ſondern herrliches Lenzwetter, welches das Behagen an der neuen ſchönen Wohnung durch Sonnenſchein und Frühlingsluft erhöhte. Das ſind alſo die fruchtbaren Momente, denen die Zukunftsmuſik ihren „Charfreitags-Zauber“ verdankt.

Wenn nun aber dieſer erſte Antrieb gewiß kein religiöſer war, ſo blieb es bei der Schöpfung des Parſifal doch nicht allein bei ähnlichen erregenden Zufälligkeiten. Wagner hat ſein letztes Werk nicht umſonſt ein Bühnenweihfeſtſpiel genannt. So ſehr dieſe ſchwerfällige

[1] Nach Simrock: Wo Zweifel nah dem Herzen wohnt,
Das wird der Seele ſchlecht gelohnt.

Titulatur den kritiſchen Witz herausfordern mag, ſie beſagt immerhin eine ſehr ernſte Sache. Es ſteht außer allem Zweifel, daß R. Wagner mit ſeinem Parſifal der Welt ein religiöſes Kunſtwerk vorſtellen wollte. Das iſt dieſes ſeines jüngſten und letzten Werkes eminenteſte Bedeutung. „Parſifal“ — ſchrieb im verfloſſenen Jahre das ‚Deutſche Volksblatt‘ — „iſt ein gewaltiger, poſitiv (?) religiös-philoſophiſcher Markſtein in der Geſchichte des Drama's und der Oper. Hat er auch noch lange nicht das volle klare Licht poſitiver Religiöſität, ſo iſt er doch eine Phaſe religiöſer Götterdämmerung, nicht zum Abend, ſondern zum Sonnenaufgange.“ Sehr zutreffend bemerkte ein Kunſtkritiker der „Augsburger Poſtzeitung“ in einem Artikel über „die Ideeloſigkeit in der (jüngſten) Kunſtausſtellung“ zu München: „R. Wagner hatte eine Ahnung von den Aufgaben der Kunſt; er ſuchte die religiöſe Idee in ſich aufzunehmen und wirken zu laſſen; aber die Gewohnheiten der ſocialen Schichte, in der er aufgewachſen und groß geworden, waren ſelbſt in dieſem Kopfe ſo foſſil geworden, daß er das chriſtliche Ideal nach der Schablone einer moderniſirten Philoſophie zurecht zu ſchneiden verſuchte. — . . . Wagner hatte einen Blick in die Zukunft gethan, er hatte aber nicht das Zeug, um der Kunſt für dieſe Zukunft eine Richtung zu geben, weil er nicht im Stande war, die chriſtliche Idee in ihrer ganzen großen, univerſellen, welterlöſenden Bedeutung zu erfaſſen, ſich ſelbſt an ihr zu erheben und zu läutern und ſie in einen paſſenden Stoff einzukleiden. Die Sagen aus grauer Vorzeit genügten kaum, um die abgeſtandene Kunſt zu verjüngen. Sein ‚Parſifal‘ iſt der Schwanengeſang einer untergehenden Kunſtperiode.“[1] Wir wünſchten

[1] 1883, Nr. 295. Dabei wird auch auf den Umſtand aufmerkſam gemacht, daß die internationale Kunſtausſtellung allerdings Wagnerbüſten zur Genüge geboten, daß aber aller Glanz der Bayreuther Feſtſpiele weder Maler noch Bildhauer zu einer wirklichen Kunſtſchöpfung veranlaßt habe. — Dagegen berichtet man, daß Altmeiſter Eduard v. Steinle in Frankfurt zu Wolframs „Parzival“ fünf herrliche Bilder geſchaffen habe: Parzivals Beruf, Erziehung, Schuld und Buße, und den Gralstempel. So macht v. Steinle wahr, was Wagner im „Tannhäuſer“ ſeinen Wolfram ſingen läßt:

Und ſieh, mir zeiget ſich ein Wunderbronnen,
in den mein Geiſt voll hohen Staunens blickt,
aus ihm er ſchöpfet gnadenreiche Wonnen,
durch die mein Herz er namenlos erquickt.

Was Wolfram weiter ſingt, hat Wagner bei ſeinem „Parſifal“ leider ganz vergeſſen:

Und nimmer möcht' ich dieſen Bronnen trüben,
berühren nicht den Quell mit frevlem Muth!

gewiß von Herzen, daß dieſes prophetiſche Wort Erfüllung finden möge und daß nach der Götterdämmerung einer entchriſtlichten Zeit auch für die Kunſt ein wahrer Gralstempel ſich erſchließen möge. Doch Wagner iſt keineswegs der Mann, der den Führer dazu abgeben wird. — War es pure Künſtlerlaune und die Macht früherer, liebgewonnener Eindrücke, oder war es ein richtiger Künſtlertakt, was Wagner von den Göttermythen der Edda zum alten ehrwürdigen Gralsdom von Monſalvat zurückführte? Vielleicht Beides zugleich. Bedeutſam bleibt es dabei, daß er dort nicht mehr den alten König Parzival[1], welchen uns in früheren Tagen ſein Lohengrin genannt hatte, finden wollte, ſondern daß es der reine Thor Parſifal ſein mußte, welchen er in's Weiheſpiel vom Kunſtwerke der Zukunft einführen wollte. Nomen et omen!

So wenig wir es unterſchätzen, daß R. Wagner in unſern Tagen ein eigentlich religiöſes Spiel — ein Myſterium, wie es ſeine begeiſterten Freunde mit Vorliebe nennen — auf die Bühne gebracht hat, ebenſo wenig glauben wir, des Meiſters Gabe ohne ernſtere Prüfung auf ihren religiöſen Gehalt rückhaltlos hinnehmen zu dürfen. Ja wir ſind der Anſicht, daß dieſe Unterſuchung jeder andern vorausgehen müſſe. Die religiöſen Prätenſionen des Werkes ſelbſt, die beſtimmten und aufdringlichen Erklärungen ſeiner Hochverehrer[2] und endlich des Meiſters eigenſte

---

[1] In der poetiſch und muſikaliſch gleich ſchönen Erzählung vom heiligen Gral und ſeinen Rittern auf Monſalvat ſingt der Schwanenritter zum Schluſſe: „Mein Vater Parzival trägt ſeine Krone, ſein Ritter ich — bin Lohengrin genannt."

[2] Hans v. Wolzogen z. B. ſchreibt in ſeinem thematiſchen Leitfaden zum „Parſifal" S. 4: „Ein nach Wolframs Zeit dichtender Neubildner des alten Stoffes durfte Parſifal und den Gral nicht mehr trennen; auch er mußte in dem Gral den Inbegriff tiefſter Religiöſität darſtellen — aber nunmehr derjenigen tiefſten Religiöſität, wie ſie in einem wahrhaftigen Chriſtengemüthe unſerer Zeit bei erleuchteter Geiſteskraft zur vollen Entwicklung zu kommen vermag." Sogleich darauf wird „Parſifal" bezeichnet als eine religiöſe Tragödie, „Bühnenweihfeſtſpiel" genannt. — Albert Heintz, deſſen Commentar zum „Parſifal" wir den Vorzug vor allen übrigen geben, verſichert ſogar, daß Wagner aus ſeiner Dichtung jeden weltlichen Beigeſchmack, der dem Wolfram'ſchen Gralreiche noch anhaftet, verbannt und die Bedeutung des Grals entſchiedener an die Opferthat Chriſti geknüpft habe. R. Wagner hat nach Heintz den verlorenen Pfad zur verlorenen Kirche wiedergefunden, und „die alten Glocken tönen wieder"! — R. Pohl verſichert (S. 194), daß uns Wagner im „Parſifal" eine Dichtung gebracht habe, „welche den reinſten chriſtlichen Geiſt athmet". „Parſifal," ſchreibt er, „iſt die Darſtellung des chriſtlichen Myſteriums der Erlöſung durch die göttliche Liebe und den beſeligenden Glauben." — Tappert ſagt: „Wäre es möglich, daß das Wort jemals in Erfüllung ginge: ‚Es ſoll eine Heerde und ein Hirt werden' — durch den ‚Parſifal' könnte es geſchehen. — ... Nicht eine Oper war es, was wir ſahen — ein Myſterium erlebten wir!" (S. 96.) — Sonderbar heben

That zwingen gleichſam dazu. Zwiſchen der Vollendung des Parſifal-Entwurfes und ſeinen erſten Aufführungen liegt nämlich die Ausgabe der Wagner'ſchen Schrift: „Religion und Kunſt". Sie erſchien im Verlage des Bayreuther Patronatsvereines als Beigabe für die Abonnenten des Jahrganges 1881 der „Bayreuther Blätter". Faſt möchte es ſcheinen, als ob dieſe Schrift zunächſt nur für einen engern Leſerkreis beſtimmt geweſen ſei und nicht für das allgemeine Publikum. Auch iſt es auffallend, daß von ihr in der geſchworenen Wagner-Literatur im Großen und Ganzen nur ſpärlich und zurückhaltend Notiz genommen und gegeben wird. Es wäre aber doch ſehr belehrend geweſen, von Kennern der tieferen Ideen und der innerſten Intentionen des Meiſters, als welche z. B. Pohl und Tappert ſich erweiſen, ſichere Angaben zu erhalten, ob und in welchen Beziehungen des Meiſters letztes Kunſtwerk zu dieſer ſeiner letzten bedeutenderen literariſchen That ſteht. Wenn wir freilich Herrn Bernhard Vogel unbedingten Glauben ſchenken wollten, ſo müßten wir eine Ideenverwandtſchaft zwiſchen der Parſifal-Dichtung und „Religion und Kunſt" rundweg verneinen. Derſelbe behauptet nämlich, der Meiſter habe im „Parſifal" die Schopenhauer'ſche Weltanſchauung, der er von „Lohengrin" ab gehuldigt hatte, vollſtändig aufgegeben und ſich zur Myſtik des katholiſchen Mittelalters zurückbegeben [1]. Allein wer den Bildungsgang Wagners aufmerkſam verfolgt hat, wird geſtehen, daß ein ſo radicaler und dazu noch raſch vollzogener Wechſel von Anſchauungen beim Meiſter nicht leicht vorausgeſetzt werden darf. Wer „Religion und Kunſt" mit Aufmerkſamkeit geleſen hat, wird zugeben müſſen, daß Wagner, als er dieſe Schrift ſchrieb, ſeine Anſichten aus den Jahren 1849 und 1850 noch nicht vergeſſen und verlaſſen hatte, wenn auch ſeine Sprache ihre demokratiſche Schroffheit etwas abgeſchliffen haben mag. Es war alſo von Seite der Freunde Wagners klug gethan, wenn ſie von „Religion und Kunſt" möglichſt wenig ſprachen. Es war aber auch den Gegnern desſelben ganz und gar nicht zu verargen und

---

ſich ab von ſolchen andachtsvollen Reflexionen ſeiner Jünger einige Worte des Meiſters ſelbſt, welche uns in den „Bayreuther Briefen und Augenblicksbildern" aus den Parſifaltagen von 1882 durch einen redſeligen Anonymus ausgeplaudert wurden. Es war am Vorabend der erſten Aufführung beim Feſtbankett. „Im kleineren Kreiſe ſagte der Meiſter da: ‚Meine Herrſchaften, wir Mitwirkende bei der Aufführung des „Parſifal", ich und die Künſtler, wir haben den Teufel im Leibe. Wenn Sie Alle morgen Abend nicht ebenfalls den Teufel im Leibe haben — dann iſt es mit dem Parſifal nichts.'"

[1] Vogel S. 85.

nicht als eine Art von Verleumdung anzurechnen, wenn sie die „zweifellos am meisten religiöse dramatische Schöpfung unseres Jahrhunderts“ [1] nach den Ideen beurtheilten, welche sich in „Religion und Kunst“ mit scharfen Zügen breit machen. Gesteht ja doch Herr Vogel selber ein, daß Wagner in seinem Parsifal verkündigt habe, „was er glaubte und wie er glaubte, in welchen Formen das Erlösungswerk am Menschen sich vollzieht, auf welchem Wege er zum christlichen Heile gelangt“. Nun denn, das „Was und wie er glaubte“ in eben der Zeit, wo er den Parsifal schuf, hat er uns nach eigenster Aussage in „Religion und Kunst“ mitgetheilt. Dort hat er uns klar und deutlich gesagt, wie nach seiner Vorstellung die Erlösung und das Heilswerk am Menschen sich vollzieht. Dort hat er sich aber auch, ganz entgegen der Ansicht Vogels, rund heraus zur Lehre Schopenhauers bekannt und behauptet, daß sie „in jeder Beziehung zur Grundlage aller ferneren geistigen und sittlichen Cultur zu machen sei“. Die Schrift: „Religion und Kunst“ und „Parsifal“ gehören zusammen [2], wenn auch der Meister in ersterer des andern mit keiner Silbe erwähnt. Den Weihrauch-Wolkenschleier, womit im Parsifal der Schopenhauer'sche Pessimismus und Wagners eigenster Unglaube, um nicht zu sagen — eigenste religiöse Frivolität, dem argloseren Auge kunstreich verhüllt werden [3], reißt allerdings die Hand unbarmherzig entzwei, welche die Feder zu „Religion und Kunst“ führte. Wir haben im Laufe unserer Betrachtungen genügend erfahren, was solche literarische Ergüsse des Meisters für seine künstlerische Thätigkeit zu bedeuten haben, um ihnen ihr entscheidendes Gewicht nicht voll und ganz zu lassen.

Die 44 ansehnliche Seiten haltende Schrift theilt sich in zwei, dem Umfange nach sehr ungleiche Theile, deren einer den Titel trägt: „Religion und Kunst“, während der andere überschrieben ist: „Was nützt uns diese

---

[1] Vogel S. 91.

[2] Darauf wurde auch von protestantischer Seite nachdrücklich hingewiesen, z. B. in den Aufsätzen des Dr. Köstlin über die „religiösen Anschauungen R. Wagners“ in den Beilagen zur „Allg. Zeitung“, 1882, N. 319 ff.

[3] Doch ist auch diese Hülle an einzelnen Stellen fadenscheinig genug, um den wahren Gehalt richtig erkennen zu lassen, z. B. wenn Parsifal singt:

O, Weltenwahns Umnachten:
in höchsten Heiles heißer Sucht
nach der Verdammniß Quell zu schmachten!

Da ist Parsifal wirklich entweder reinster Thor, oder er hat, um mit dem Meister zu reden, den Teufel im Leibe.

Erkenntniß?" und als „ein Nachtrag" zu ersterer bezeichnet wird. Wie also schon die Aufschrift dieses Nachtrages genügend andeutet, stehen beide Theile zu einander in enger Verbindung, genauer — im Verhältnisse eines nächsten, untergeordneten Zweckes zu einem weiteren, übergeordneten, höchsten Zwecke. Was es aber mit diesem für eine Bewandtniß habe, besagt uns eine Art von These, welche als Resumé des Ganzen auf der letzten Seite im weit gesperrten Drucke sich präsentirt und also lautet: „Wir erkennen den Grund des Verfalles der historischen Menschheit, sowie die Nothwendigkeit einer Regeneration derselben; wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration, und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne."[1] Als vorzüglichstes Mittel dazu erscheint dem Verfasser, neben der weisen Benutzung der Schopenhauer'schen Philosophie und der vereinten Thätigkeit der Vegetarianer, Thierschutzvereinler, der Mäßigkeitspfleger und, sofern er mit diesen Dreien in eine wahrhaftige und innige Vereinigung tritt, auch des heutigen Socialismus, die von unsittlichen Ansprüchen völlig befreite Kunst im Kunstwerke, welches, das Gleichniß des Göttlichen der Lebensübung selbst entnehmend, dieses dem Leben wiederum zuführt zur reinsten Befriedigung und Erlösung über das Leben hinaus, wann alle Erscheinungsformen der Welt uns wie im ahnungsvollen Traume zerfließen[2]. Das heißt mit anderen Worten:

[1] Gleich darauf heißt es: „Was den Verfasser der vorliegenden Zeilen betrifft, so muß er allerdings erklären, daß nur Mittheilungen von dem bezeichneten Gebiete aus von ihm ferner noch zu erwarten sein können."

[2] Wir geben hier wie im Folgenden den Wagner'schen Gedankengang möglichst mit seinen eigenen Worten. Was wir über die Schwierigkeit Wagner'scher Schriften für klare Darlegung ihres Inhaltes schon wiederholt gesagt haben, gilt für dieses sein letztes Werk im höchsten Grade. Wir konnten uns bei wiederholtem Durchlesen und eingehendem Studium desselben nicht des Gedankens an Puschmanns psychiatrische Studie (Berlin 1872) erwehren. Eine wahre babylonische Verwirrung herrscht durch diese 44 Seiten von „Religion und Kunst". Nur mit vieler Mühe läßt sich der logische Gedankengang des über alles, was bunt und rund ihm in die Feder geräth, absprechenden Mannes verfolgen. Da hält er den Theologen vor, daß sie die theologischen Tugenden in unrichtiger Ordnung setzten und Liebe, Glaube, Hoffnung zu sagen hätten. Dann geht es über Jesuiten und Juristen, Philologen und Universitätshistoriker, Physiker und Chemiker her. Auch die Juden bekommen wieder ihren erklecklichen Theil. Mendelssohn darf natürlich nicht fehlen. Selbst des Reiches mächtiger Kanzler bekommt, nicht mehr ganz sub rosa, seine ernste Vermahnung, weil ihn die von Wagner „gemeinte Erkenntniß nicht erleuchtet hätte". Möglicherweise müßte aber dieser letzte Hieb auch von höher herab parirt werden (S. 37). Seinem einstigen Gönner Napoleon III. weiht er ein Bedauern, weil ihn die Jesuiten irregeführt hätten (S. 37). Die zehn Gebote der mosaischen Gesetztafel „sind genau

das Heil der Menſchheit liegt in der zur Religion gewordenen Kunſt, wie ſie thatſächlich leibt und lebt im Parſifal. Den Beweis *dafür* übernimmt der erſte Theil: „Religion und Kunſt", indem er zunächſt „auf die Bezeichnung der Affinitäten Beider" ſeine Abſicht lenkt. Die letzteren erweiſen ſich nämlich dem Meiſter ſo wirkſam, daß ihm zuletzt der Begriff von Religion ganz in den der Kunſt aufgeht, welche mit ihrer erlöſenden Kraft die Religion und die durch Kirche und menſchliches Carnivorenthum entartete reine Lehre des Erlöſers wirklich rettet und ſo Erlöſung dem Erlöſer bringt. Dieß Alles zu beweiſen wird ſelbſtverſtändlich *dem Meiſter* nicht ſchwer. An die Spitze der Argumentation treten zwei Sätze, welche ihm als purſte Vernunftpoſtulate zu gelten ſcheinen, gegen die ſich nichts einwenden laſſe. Der *erſte* Satz lautet: „Eine Religion muß um ſo göttlicher erſcheinen, als ihr innerſter Kern einfacher befunden wird." Wagner trägt damit nur die längſt abgegriffene Waare eines der platteſten und ordinärſten Aphorismen des Rationalismus zu Markt. Göttlicher erſcheint vor Allem unſtreitig jene Religion, welche, bei mindeſtens gleicher Gewißheit, vollkommenere Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge vermittelt. Das iſt aber der Wagner'ſchen Vorſtellung juſt entgegen; denn ihm gilt offenbar als die einfachſte Religion jene, welche die wenigſten Wahrheiten vorſtellt. Nicht beſſer ſteht es um den anderen Satz: „Die tiefſte Grundlage jeder wahren Religion ſehen wir in der Erkenntniß der Hinfälligkeit der Welt und der hieraus entnommenen Anweiſung zur Befreiung von derſelben ausgeſprochen." Das iſt falſch; denn die tiefſte Grundlage der Religion liegt in der Erkenntniß Gottes ſelbſt und unſerer Beziehungen zu ihm. Ohne dieſe Erkenntniß führt die von Wagner poſtulirte Erkenntniß der Hinfälligkeit der Welt zum kraſſeſten Peſſimismus. Die weitere Entwicklung des Wagner'ſchen Gedankenganges bindet jedoch nicht an den zweiten, ſondern an den erſten Satz an und ſpinnt den Faden alſo weiter: Eben weil die Vollkommenheit einer Religion in der Einfachheit ihrer Dogmen beſteht, gebührt der chriſtlichen Religion der Vorzug, weil ſie ausdrücklich an die Einfachen — die *Armen am Geiſte* ſich wendet (S. 4). Die Lehre des Chriſtenthums iſt nämlich die That des freiwilligen Leidens. Den Armen am Geiſte aber liegt in ihrer eigenſten Empfindung die

---

betrachtet nur *Verbote*, denen meiſtens erſt Luther durch ſeine beigegebenen Erklärungen den Charakter von *Geboten* ertheilte" (S. 40). Selbſt von der ſcholaſtiſchen Philoſophie ſpricht der Meiſter als von der Magd, durch welche im Mittelalter die Kirche ihre Glaubensſätze beweiſen ließ (S. 7).

Erkenntniß des Leidens ſelbſt offen. Bei ihnen beſchränkt ſich alſo die wahrhaft göttliche Forderung von der That des freiwilligen Leidens allein darauf, ihre eigene Empfindung ſich ſelbſt nicht verſchloſſen zu halten[1] (S. 4). Wegen ſolch wahrhaft göttlicher Forderung ſtellt ſich auch der Stifter des Chriſtenthums nicht bloß als weiſe wie Buddha, ſondern als göttlich dar (S. 4). Durch dieſen „Sohn Gottes“[2], der ſich für die Erlöſung der Welt aus ihren Banden des Truges und der Sünde am Kreuze geopfert hat, war auch die Geſtalt des Göttlichen in anthropomorphiſtiſcher Weiſe von ſelbſt gegeben: der leidende Gott am Kreuze, das Haupt voll Blut und Wunden, der zu qualvollem Leiden am Kreuze ausgeſpannte Leib des höchſten Inbegriffes aller mitleidvollen Liebe ſelbſt. Mit unwiderſtehlicher Kraft reißt dieſes wirkliche Abbild der höchſten mitleidvollen Liebe zu wiederum höchſtem Mitleiden, zur Anbetung des Leidens und zur Nachahmung durch Brechung alles ſelbſtſüchtigen Willens hin (S. 6). Hierin beſteht die Erlöſungsthat des Erlöſers nach ihrem tiefſten, innerſten Weſen. In der in Folge dieſer Erſcheinung unter den Menſchen eingetretenen Umkehr des Willens zum Leben war das größte Wunder offenbar geworden, das die Göttlichkeit des Heilsverkünders ſelbſt in ſich begriff[3] (S. 5). Wäre nun der

---

[1] Wagner verſteht unter der Armuth im Geiſte, welche unſer göttlicher Erlöſer im Evangelium an erſter Stelle ſelig preist, das Bewußtſein des Mangels an irdiſchen Gütern; denn dieſes hat der Arme allerdings durch die einfache Empfindung der Entbehrungen, Beſchwerden und Leiden ſeiner Armuth.

[2] Dieſe Bezeichnung wird S. 6 unverſehens hineinskamotirt, hat aber ganz und gar nichts gemein mit dem dem gläubigen Proteſtanten ebenſo wie dem katholiſchen Dogma eigenen Begriffe von der weſenhaften Göttlichkeit des Erlöſers. Wagner ſpricht ſich über ſeine Gottesidee nirgends klar aus; aber aus dem Conterte deſſen, was er überhaupt ſagt, geht nothwendig hervor, daß er nicht nur den dreiperſönlichen Gott des chriſtlichen Glaubens, ſondern jeden perſönlichen Gott läugnet. Er erſcheint zum beſten als Pantheiſt, wenn nicht gar als Atheiſt. Ein perſönlicher Gott iſt ihm eine eingeſchmuggelte Idee vom „jüdiſchen Schöpfer des Himmels und der Erde“ und des „jüdiſchen Jehovahs als Vaters“. S. 6 leſen wir die Blasphemie: „Der Jehovah im feurigen Buſche, ſelbſt auch der weißbärtige ehrwürdige Greis, welcher etwa als Vater ſegnend auf ſeinen Sohn aus den Wolken herabblickte, wollte, auch von meiſterhafteſter Künſtlerhand dargeſtellt, der gläubigen Seele nicht viel ſagen.“

[3] Das Weſen der Heilsthat Chriſti beſtand alſo nach der Wagner'ſchen Theologie in der freiwilligen Übernahme des Leidens, um 1. die Menſchen durch das in ihnen erregte Mitleid für ſein Beiſpiel empfänglich zu machen, und dann 2. ſie zu belehren und zu bewegen, die Leiden des Lebens durch willige Annahme derſelben ſich erträglich zu machen. Doch bleibt ſich Wagner nicht conſequent; denn S. 17 ſetzt er das Weſen der Erlöſungsthat Chriſti darein, daß er „ſein eigenes Blut und Fleiſch

Glaube an Jeſus den Armen am Geiſte allein zu eigen verblieben, ſo wäre das chriſtliche Dogma als die einfachſte Religion auf uns gekommen. Allein zwei feindliche Agentien griffen ſchädigend und verderbend ein. Einmal waren es die Geiſtes-Reichen, welchen dieſe Religion zu einfach war und welche darum den Glauben der Geiſtes-Armen umſtimmten und verdrehten. Die unvergleichlichen Verwirrungen des Sectengeiſtes in den erſten drei chriſtlichen Jahrhunderten geben hiervon Zeugniß (S. 4). Das andere corrumpirende Agens war die Kirche. Sie verwarf zwar die philoſophiſche Ausdeutung der Glaubenslehre nach Art der Geiſtes-Reichen, aber ſie umgab ſie dafür „mit einem ungemein complicirten Mythenvorrath", für welchen ſie fortan den unbedingten Glauben als an etwas durchaus thatſächlich Wahrhaftiges forderte (S. 5). Was ihr dabei zum größten Verderben ausſchlagen mußte und endlich zu dem immer ſich ſtärker ausſprechenden Atheismus unſerer Zeiten führen konnte, war der durch Herrſcherwuth eingegebene Gedanke der Zurückführung des Göttlichen am Kreuze auf den jüdiſchen Schöpfer des Himmels und der Erde (S. 6), wodurch der jüdiſche Stammgott Jehovah in die einfache Lehre des Chriſtenthums hereingezogen wurde. Der Verderb der chriſtlichen Religion leitet ſich alſo her von der Herbeiziehung des Judenthums zur Ausbildung ihrer Dogmen. Dieſe „altteſtamentariſche chriſtliche Kirche" iſt darum auch unfähig geworden zur Regeneration des tief gefallenen Menſchengeſchlechtes (S. 26).

Der Darſtellung des menſchlichen Verderbens und ſeiner Erhebung nach Wagner'ſchen Ideen iſt der zweite und dritte Abſchnitt des Theiles „Religion und Kunſt" ganz gewidmet. Sie gehören unſtreitig zum Sonderlichſten, Unverſtändlichſten, Verworrenſten und Tollſten, was Wagner überhaupt geſchrieben hat. Alles menſchliche Verderben kommt vom Fleiſchgenuſſe. Die Entartung des menſchlichen Geſchlechts iſt bewirkt worden durch ſeinen Abfall von ſeiner natürlichen Nahrung

dahingab, als letztes höchſtes Sühnopfer für alles ſündhaft vergoſſene Blut und geſchlachtete Fleiſch, und dafür ſeinen Jüngern Wein und Brod zu täglichem Mahle gab und ſie hieß, ſolches allein fortan zu ſeinem Andenken zu genießen". „Dieſes iſt das einzige Heilsamt des chriſtlichen Glaubens: mit ſeiner Pflege iſt alle Lehre des Erlöſers ausgeübt." Der Meiſter gibt ſich natürlich nicht die Mühe, zu zeigen, wie dieſe Lehre mit jener von der Hinwendung zum Leben durch Ertragen ſeiner Leiden zuſammenhängt. Ihm genügt, die heiligſten Dogmen des Chriſtenthums mit unvergleichlicher Frivolität in Fratzenbilder zu verzerren, um ſie für das Hirngeſpinnſt ſeiner Regenerations-Ideen gebrauchen zu können. Schiller ſchrieb, die Geſchichte ſei ihm ein Magazin für ſeine Phantaſie. So genügſam iſt Wagner nicht. Er macht das ganze Chriſtenthum zum Blocksberg für den Herentanz ſeiner Paroxysmen.

(S. 26). Die Vegetarianer ſind darum die Meſſiaſſe der Menſchheit in erſter Reihe. Auf ihr Rettungsmittel weist auch Chriſtus ſelbſt, wenn er ſeinen Jüngern Wein und Brod reichte zum täglichen Mahle (S. 17—18), und ſein Gedanke war es, den die Vegetarianergemeinden feiern, wenn ſie nach der Arbeit des Tages ſich zum Mahle verſammeln, um an Brod und Wein ſich zu erlaben (S. 26). Zuletzt verſteigt ſich darum der Meiſter zu dem wunderlichen Einfalle, eine „vernunftgemäß angeleitete" Völkerwanderung nach Südamerika in Vorſchlag zu bringen, um dort, in einem angemeſſeneren Klima, ſchadlos, in Hülle und Fülle allein die Pflanzennahrung genießen zu können, während die „der Fleiſchnahrung bedürftigen nordiſchen Länder den Sauhetzern und Wildjägern, ohne alle weiter beläſtigende und nach Brod verlangende untere Bevölkerung[1], zur alleinigen Verfügung zurückgelaſſen bleiben". Dieſes etwas ſocialdemokratiſch durchklungene Gerede illuſtrirt der Meiſter mit einem Bibelſpruche: „Uns aber dürfte daraus kein moraliſcher Nachtheil erwachſen, daß wir, etwa nach Chriſtus' Worten: ‚Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott, was Gottes iſt', den Jägern ihre Jagdreviere laſſen, unſere Äcker aber für uns bauen: die von unſerem Schweiße gemäſteten, ſchnappenden und ſchmatzenden Geldſäcke unſerer Civiliſation aber, möchten ſie ihr Zetergeſchrei erheben, würden wir etwa wie Schweine auf den Rücken legen, welche dann durch den überraſchenden Anblick des Himmels, den ſie nie geſehen, ſofort zu ſtaunendem Schweigen gebracht werden" (S. 27). Nicht wahr, der Meiſter führt eine zarte Sprache? Das iſt der rechte Ton für Eſſays über „Religion und Kunſt". Da aber das „zum Himmel Blicken" immerhin ſelbſt beim Meiſter noch zur Religion gehören muß, ſo wird der Kunſt als Kunſtwerk der Zukunft vom Meiſter die Leiſtung eingeräumt, genannte Leute „wie Schweine auf den Rücken zu legen". Große Nobleſſe! Rohheit, Frivolität und Gottloſigkeit bilden, ſcheint es, eine Art von Orgelpunkt im literariſchen Teſtamente des Meiſters der Zukunftsmuſik.

Wir haben nun Wagners religiöſen Standpunkt aus ſeinen eigenſten Bekenntniſſen dem Leſer gekennzeichnet. Freilich ließen ſich die Conturen

[1] Dem Meiſter ſind ſelbſt im ſommerlichen Reich der königlichen Gnade ſeine alten Ideen und Phraſen nie ganz verdunſtet. Übrigens iſt dieſer Satz ein treffliches Exempel, wie der Meiſter mit Worten („Brod") ſpielt. Hier erinnert man ſich unwillkürlich an eine Epiſode aus den „Wagner-Jahren" 1848—1849, wo bei einer Volksverſammlung in Baden bei dem Rufe des Volksredners: „Brod ſollt ihr haben!" — ein Freiheitskämpfer erwiederte: „Hunger haben wir keenen, edler Volksfreund, aber Dorſt — viel Dorſt!"

unseres Bildes noch durch manchen treffenden Zug verschärfen. So z. B. durch die Wagner'schen Lehrsätze über den Ursprung des Menschengeschlechts (S. 22—29), durch seine höchst unbestimmt ausgesprochene Ansicht über die Unsterblichkeit (S. 42). Des Meisters Antwort auf die Frage darnach wird mit den Worten seines Philosophen gegeben: „Friede, Ruhe und Glückseligkeit wohnt allein da, wo es kein Wo und kein Wann gibt." Was die Moral betrifft, so hat man darauf hingewiesen, daß im Parsifal der Begriff von Sünde und Schuld in der einzigen Vorstellung der Unkeuschheit aufgehe. Diese allein gilt dort für Sünde schlechthin. Wir glauben, daß nicht einmal dieses in „Religion und Kunst" übrig geblieben ist. Das ganze Verderben der Menschheit führt sich dort zurück — auf den Fleischgenuß. Er ist die große, die einzige Sünde der gegenwärtigen Menschheit. Dagegen wird über die zehn Gebote mit einem gewissen Cynismus berichtet, der sich zu den Worten erfrecht: „In eine Kritik derselben haben wir uns nicht einzulassen, denn wir würden dabei nur auf unsere polizeiliche und strafrichterliche Gesetzgebung treffen, welcher zum Zweck des bürgerlichen Bestehens die Überwachung jener Gebote, selbst bis zur Bestrafung des Atheismus, überwiesen worden ist, wobei nur etwa die ‚andern Götter neben mir' human davonkommen dürften" (S. 40). Das ist der Respect, den der Meister für die zehn Gebote Gottes übrig hat. Das ist die Ansicht des Schöpfers des Kunstwerkes der Zukunft über die heiligsten Grundgesetze aller Sittlichkeit. Wir glauben, daß dieses genügt, ein Urtheil über den religiösen Standpunkt des Wort- und Tondichters des Parsifal sich zu bilden.

Sehen wir also, wie er sich zu dieser seiner Religion seine Kunst gestellt denkt. Die Kunst trat nach ihm da an die christliche Religion heran, wo die Kirche den reinen Glauben der Geistes-Armen durch ihre Mythendogmen zu verunstalten begann. Durch die Kunst wurde der jüdische Gott gerichtet, „indem von einem künstlerischen Bedürfnisse gedrängt der Glaube, gleichsam den Jehovah als Vater auf sich beruhen lassend, auf das nothwendige Wunder der Geburt des Heilandes durch eine Mutter verfiel, welche, da sie selbst nicht Göttin war, dadurch göttlich ward, daß sie gegen alle Natur den Sohn als reine Jungfrau gebar". „Ein als Wunder-Annahme sich aussprechender unendlich tiefer Gedanke" (S. 7). Raffael hat in seiner Sixtina dieses Ideal der erlösenden wahren Kunst in höchster Vollendung verwirklicht und das unfaßbare Geheimniß des religiösen Dogmas in unverschleierter Offen-

barung nicht mehr der grübelnden Vernunft, ſondern der entzückten Anſchauung zugeführt (S. 8). So ſchön und gewinnend das Alles lautet, ſo unwahr und verkehrt iſt es in ſich. Wagner ſtellt wieder einmal die ganze Sache einfach auf den Kopf, um ſie für die Zukunfts-Kunſttheorie in die richtige Poſition zu bringen. Als alraunender Vater der Zukunft aller Kunſt mußte er natürlich auch von der unbefleckten Empfängniß Maria's ſprechen. Er wußte aber ganz und gar nicht, was das kirchliche Dogma beſagt; denn hätte er es gewußt, ſo wäre ſeiner Schrift wenigſtens eine Zote erſpart geblieben. Wir wollen ihm auch in ſeinen übrigen kunſthiſtoriſchen Phantaſien nicht weiter folgen, ſondern nur noch andeuten, wie er ſich das Verhältniß zwiſchen Religion und Muſik denkt. „Streng genommen," heißt es S. 11, „iſt die Muſik die einzige dem chriſtlichen Glauben ganz entſprechende Kunſt, wie die einzige Muſik, welche wir, zum mindeſten jetzt, als jeder andern ebenbürtige Kunſt, lediglich ein Product des Chriſtenthums iſt." Gegen die zweite Hälfte des verſchrobenen Satzes haben wir nichts einzuwenden. Schließlich ſagt ſie auch nichts, als was wir bei Ambros leſen: „Der Gregorianiſche Geſang hat überall den Boden bereitet, daß die europäiſch-abendländiſche Muſik ſich in allen dieſen Ländern gleichartig entwickeln konnte"[1], und: „Von Guido von Arezzo führt ein directer Pfad bis in unſere Muſik hinein."[2] — Die erſte Hälfte aber iſt an und für ſich ſchon eine Übertreibung, wird jedoch durch die Exegeſe und Argumentation des Meiſters ganz und gar unannehmbar. Nach dieſen Details wäre nämlich die Muſik darum die dem chriſtlichen Glauben einzig ganz entſprechende Kunſt, weil ſie die Worte der dogmatiſchen Begriffe und damit dieſe ſelbſt „bis zum Verſchwinden ihrer Wahrnehmbarkeit auflöst, ſo daß ſie hierdurch den reinen Gefühlsinhalt derſelben faſt einzig der entzückten Empfindung mittheilt" (S. 11). Das gewiß nicht zu logiſche Argument beruht alſo auf den alten eingeroſteten Irrthümern des Meiſters, auf der Verwechslung oder Identificirung des Wahren und Schönen, ſowie darauf, daß das muſikaliſche Darſtellungsmittel die Erkennbarkeit und Wahrheit unſerer Vorſtellungen ſchlechthin ſteigern ſoll, was freilich eine Folge des erſteren und Grundirrthums iſt. „Die Muſik ſagt uns: das iſt, weil ſie jeden Zwieſpalt zwiſchen Begriff und Empfindung aufhebt" (S. 11). Sonderbar; denn eigentlich ſagt das ſo viel als: die Muſik ſteigert die bezeichnende Kraft auf's Höchſte, weil ſie eine minder klare und

[1] Geſchichte der Muſik, Bd. II. S. 117.

[2] Ebendaſ. S. 216.

beſtimmte Vorſtellung zu geben vermag. Übrigens wird der logiſche Gang des Kunſtphiloſophen mit jedem Schritte vorwärts bedenklicher. Zuletzt geräth der Mann in einen förmlichen Taumel und ſchreibt: „Es mußte bei dieſer ihrer erhabenen Eigenſchaft der Muſik vorbehalten ſein, von dem begrifflichen Worte ſich endlich ganz loszulöſen: die ächteſte Muſik vollzog dieſe Loslöſung auch in dem Verhältniſſe, in welchem das religiöſe Dogma zum eitlen Spiele jeſuitiſcher Caſuiſtik oder rationaliſtiſcher Rabuliſtik wurde. Nur ihre endliche volle Trennung von der verfallenen Kirche vermochte der Tonkunſt das edelſte Erbe des chriſtlichen Gedankens in ſeiner außerweltlich neugeſtaltenden Reinheit zu erhalten; und die Affinität einer Beethoven'ſchen Symphonie zu einer reinſten, der chriſtlichen Offenbarung zu entblühenden Religion ahnungsvoll nachzuweiſen, ſoll unſere Aufgabe für den Fortgang dieſer begonnenen Darſtellung ſein" (S. 12). Damit ſchließt er nun ſeine Unterſuchungen über Religion und Kunſt. Während von erſterer ihm nichts übrig geblieben iſt als der reine äſthetiſche Genuß eines Raffael'ſchen Meiſterſtückes, iſt die letztere in der Tonkunſt an die Stelle der Religion getreten. Das Chriſtenthum iſt verfallen; aber auf ſeinen Trümmern entblüht ihm das Kunſtwerk der Zukunft als geläuterte chriſtliche Offenbarung. Chriſtus, der Erlöſer, den der Kirchenglaube gebunden hielt, findet Erlöſung durch die Kunſt. „Erlöſung dem Erlöſer!" Der äſthetiſche Genuß wird zum Gottesdienſt, das Theater wird zum Heiligthum, wo wir ſelbſt der Erlöſung vorempfindend theilhaftig zu werden glauben, „wenn alle Erſcheinungsformen der Welt uns wie im ahnungsvollen Traume zerfließen" (S. 32). „Über alle Denkbarkeit des Begriffes hinaus offenbart uns der tondichteriſche Seher[1] das Unausſprechbare: Wir ahnen, ja wir fühlen und ſehen es, daß auch dieſe unentrinnbar dünkende Welt des Willens nur ein Zuſtand iſt, vergehend vor dem Einen: Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt!"

So haben wir den ganzen Standpunkt gewonnen, den der Meiſter des Zukunfts-Kunſtwerkes einnahm, als er ſein Bühnenweihfeſtſpiel ſchrieb. Wir hatten zuerſt nicht die Abſicht, den Leſer ſo weit hin und her, über Stock und Stein, durch Dick und Dünn Wagner'ſcher Kunſttheologie führen zu wollen. Aber die Anfangs genannten Prätenſionen ſeiner Freunde, denen allerdings von verſchiedenen Seiten ſchon widerſprochen wurde, ohne jedoch auf „Religion und Kunſt" die gebührende

[1] Wagner als Prophet!

Rückſicht zu nehmen, dazu der Umſtand, daß nach unſerer Erfahrung dieſe letzte Schrift Wagners weder genügend bekannt noch leicht zu erhalten iſt, haben uns bewogen, ihren weſentlichen Inhalt ſo viel als möglich verſtändlich geordnet hier wiederzugeben. Vieles und nicht Unbedeutendes haben wir übergangen oder nur angedeutet. Es wird nebenbei der Leſer auch genügend überzeugt worden ſein, wie unbegründet man behauptet, Wagner habe in ſeinen letzten Lebensjahren über Religion und Kirche und Religiöſes milder gedacht. Wir läugnen gewiß nicht, daß der Schein des Parſifal bisweilen blendend und beſonders die Muſik voll von tiefreligiöſer Stimmung iſt. Jedoch dieſes und Ähnliches mußte uns nur beſtärken, die weihevolle Hülle hinwegzuziehen. Ein Myſterium ſoll Parſifal ſein. Der Geiſt, der die Schrift „Religion und Kunſt“ eingegeben hat, der ſie durchweht und aus ihr ſpricht, ſchafft allerdings auch Myſterien, doch nicht im Sinne der Freunde Wagners, ſondern, wie der hl. Johannes im apokalyptiſchen Bilde auf der Stirne des Weibes geſchrieben las: Mysterium: Babylon magna [1].

Wir haben nun das Kunſtwerk „Parſifal“ als ſolches zu betrachten, glauben aber uns dabei um ſo mehr kürzer faſſen zu dürfen, als über dasſelbe ſeit ſeiner erſten Aufführung wiederholt und mehr als genügend berichtet wurde. Man hat den Dichter ſchon wegen des Namens „Parſifal“ angegriffen. Er habe damit ſein Vorbild und ſeine Quelle, Wolframs von Eſchenbach „Parzival“, gleichſam desavouirt. Wir glauben dagegen Wagner in Schutz nehmen zu müſſen, da er nirgends erklärt hat, er habe den „Parzival“ als muſikaliſches Drama, alſo nur ſo viel wie nöthig formell geändert, auf die Bühne bringen wollen. Das hat er nicht nur nirgends behauptet, ſondern er hat in der ganzen Anlage ſeiner Dichtung thatſächlich die entgegengeſetzte Abſicht kundgethan. Anders geſtaltet ſich die Sache, wenn man bedenkt, daß Wagner durch die Namensänderung, wie wir ſchon bemerkt haben, den Zuſammenhang mit ſeiner Lohengrin-Dichtung eigentlich abgeriſſen hat. Man müßte ſich dann auch fragen, ob denn wirklich die dramatiſche Situation ſeines Parſifal durch das eingeführte Wortſpiel vom „reinen Thoren“ und „thör'gen Reinen“ [2] etwas gewonnen habe gegenüber dem Vorbilde Wolframs. Das wird wohl Niemand zu bejahen wagen, abgeſehen, daß die ganze

[1] Apok. 17, 5.

[2] Kundry ſingt (II. Act):

Dich nannt' ich, thör'ger Reiner: „Fal parsi“ —
Dich, reinen Thoren: „Parsifal“.

Wortſpielerei philologiſcher Richtigkeit entbehrt. Der einzige Grund, der Wagner zu dieſer Änderung bewogen haben mochte, war und bleibt, daß er mit ſeiner „dichteriſchen Abſicht“ wieder einmal Tendenz machen und ſeine Feuerbach-Schopenhauer'ſchen Ideen auf die Bühne zur Weihe bringen wollte. Das war ja immer ſeine Manier. Gerade aber die Tendenz der Werke iſt es, welche zwiſchen Parzival und Parſifal einen himmelweiten, um nicht zu ſagen: himmelſchreienden Unterſchied einführt. Parzival ruht auf poſitiv chriſtlich-religiöſer (katholiſcher) Grundlage. „Die Führung Parzivals durch die Nacht des Irrthums und der Sünde empor zum Lichte der Wahrheit und des Friedens, das Ringen ſeiner Seele nach dem einzigen wahren Glücke: das iſt der ergreifende Grundton des Gedichtes.“ [1] In der Parſifal-Dichtung Wagners möchte es dagegen allernächſt ſchwer fallen, überhaupt eine Alles verbindende, beſeelende und belebende Grundidee herauszufinden, wenigſtens ſo lange man die Dichtung iſolirt von „Religion und Kunſt“ betrachtet. Anders freilich wird die Perſpective, wenn wir beide zuſammenhalten. Unſer Urtheil geht deßhalb dahin, daß der Parſifal-Dichtung entweder gar keine höhere Grundidee unterliege, daß ſie vielmehr nur ein geſchickt und kunſtfertig gefügtes Spiel aus mehr äußerlich verbundenen Momenten der Parzival-Dichtung biete, oder daß der Grundton der ganzen Wagner'ſchen Bühnenſchöpfung durch die in „Religion und Kunſt“ vertretenen, das Chriſtenthum verhöhnenden und verläugnenden Ideen gebildet werde. Wir ſehen auch keinen Grund, das Letztere in Abrede zu ſtellen. Haben wir ja doch oft genug darauf hingewieſen, daß durch die ganze großartige Kunſtthätigkeit des Meiſters der künſtleriſche Gedanke des Kunſtwerkes, oder, wie er es doppeldeutig nennt, — die künſtleriſche Abſicht mit ſeiner Tendenz ſich zu decken pflegt, und daß wir ſelbſt in ſeinen früheren Werken ſeinen eigenen Commentaren zu Folge eigentlich nur ſeine verſchrobenen, überſpannten und peſſimiſtiſchen Lebensanſchauungen zu genießen hätten. Damals überflügelte der Genius des Künſtlers noch ſieghaft die Tendenzen des Philoſophen. Lohengrin, Elſa u. ſ. w. ſind Kunſtgebilde von ſo klarer und ungetrübter Schönheit, daß wir ſie erfaſſen und verſtehen können ohne die karikirenden Laufzettel ihres Herrn und Meiſters.

Anders ſteht es mit dem „reinen Thoren“, mit Kundry und andern

[1] „Die leitenden Ideen im Parzival“, von J. Seeber, im „Hiſtoriſchen Jahrbuch der Görres-Geſellſchaft“ 1881, S. 180. — Hier wird vollſtändig geleiſtet, was S. 57 als Abſicht angegeben iſt: „den Dichter aus ſeiner Dichtung und dieſe aus ihrer Zeit zu kennzeichnen“.

Geſtalten des Bühnenweihfeſtſpieles. Sie alle geben uns, ſo wie ſie auf der Bühne kommen und gehen und ſtehen, über ſich ſelbſt und was ſie ſind und bedeuten und wollen, keine genügendere Auskunft, als etwa jene Parſifals an Gurnemanz: „Das weiß ich nicht.“ Der Meiſter freilich muß es wiſſen. Er weiß es auch. Und wer wiſſen will, was er weiß, der nehme und leſe „Religion und Kunſt“. Da wird Vieles klar, wenn auch nicht Alles; denn Parſifal ſcheint uns nachgerade förmliche Widerſprüche zu enthalten. Dahin gehört einmal die zwiſchen „Vieh“ und „Zauberweib“ balancirende Kundry, die ſtracks ſo dumm iſt, wie Parſifal ſelbſt, und doch die Heilmittel Arabiens alle kennt und ihre Kraft zu ſchätzen weiß; die auch eine in der dramatiſchen Literatur wahrſcheinlich einzig daſtehende Charakteriſtik aus dem Munde des greiſen Tempeleiſen erhält, welcher, obwohl er die Dummheit des wilden Weibes erſt kurz zuvor preiswürdig fand, ihr das Zeugniß gibt:

nie lügt Kundry, doch ſah ſie viel.

Man kann es dem Parſifal trotz ſeiner purſten Thorheit wirklich nicht verargen, daß er dabei „lange wie erſtarrt ſteht“ und dann „in ein heftiges Zittern geräth“. Mit ſolchen Poſſenreißereien zeichnet man nicht dramatiſche Charaktere! Dieſe unverſtändliche Kundry wird nun ziemlich verſtändlich im Contexte von „Religion und Kunſt“. Es iſt in ihr der heidniſche Menſch gegeben, der aber ſeine Erlöſung nicht im hiſtoriſchen Chriſtus, ſondern im Kunſtcult des Wagner'ſchen Chriſtenthums findet:

laß mich an ſeinem Buſen weinen,
nur eine Stunde dir vereinen,
und ob mich Gott und Welt verſtößt!
in dir entſündigt ſein und erlöst.

Dasſelbe gilt von Parſifal ſelbſt. Während Wolframs Parzival ein Meiſterſtück feiner pſychologiſcher Zeichnung iſt, wird es in Wagners Dichtung ſchwer, zu urtheilen, was man von Parſifal halten ſoll, ob man einen ungezogenen Jungen oder einen erwachſenen Tölpel ſich vorſtellen muß. Die Bühnenerſcheinung ſelbſt vermag indeſſen den Zweifel nur zu Ungunſten des Helden zu löſen, wie wir ſchon früher bemerkten. Die Tenorſtimme des Helden macht nämlich die Vorſtellung eines naiven Knaben ſchlechterdings unmöglich, und es bleibt einem nur der Eindruck einer plumpen, um nicht zu ſagen dummen Unbeholfenheit. Sittliche Unverdorbenheit und geiſtige Unentwickeltheit ſind Wagner eben identiſche Begriffe. Man hat richtig bemerkt, daß Parſifal im ganzen Stücke nie eigentlich handle, ausgenommen bei ſeinem Schwanenmorde.

Er wird immer nur vorangeſchoben und ſteht ſo ziemlich im Zenith der „dichteriſchen Abſicht", wo er als erklärter Gänſerich von dem „grieſigen" Gurnemanz freislich vor die Thüre geſchoben wird[1]. Das heißt wirklich dem blinden Willen des Frankfurter Philoſophen Leib und Leben verleihen! Wir wollen aber damit nicht ſagen, daß Schopenhauer die Sache ſo plump ſich gedacht und ausgeſprochen hat, wie Wagner in ſeinem reinen Thoren ſie vorſtellt.

Ganz ungereimt erſcheint auch der todte Gralskönig Titurel in der Handlung. Die Ungeheuerlichkeit ſeiner dramatiſchen Exiſtenz bezeichnet er hinreichend ſelbſt, wenn er ſingt:

Im Grabe leb' ich durch des Heilands Huld;
zu ſchwach doch bin ich, ihm zu dienen.

Todt iſt er, aber doch lebt er, jedoch nicht drüben in der Ewigkeit, denn die exiſtirt für den Meiſter vielleicht nicht, ſondern im Grabe lebt er. Wir ſehen, ſeit ſeinen Knabenjahren hat Wagner Fortſchritte gemacht. Damals ließ er, um ſeine Tragödie zu Ende zu führen, die Geiſter der Geſchiedenen auftreten. Jetzt läßt er ſie todt ſein und durch „des Heilandes Gnade" dennoch leben, damit ſie, um einen draſtiſchen Bühneneffect hervorzubringen, „aus einer gewölbten Niſche" heraus noch Baß ſingen können. Allerdings erhält der Muſiker dadurch ein Moment, wo ſeine ganze Geſchicklichkeit zur Geltung gelangt. Kommt zu der eigenartig, aber höchſt charakteriſtiſch geführten Singſtimme erſt nur der dumpfe Paukenton, ſo treten bei den eben angeführten Worten, von tiefen Klängen der Violen und Celli vorbereitet, in wirklich geiſterhafter Klangfärbung die leiſe gehaltenen Accorde der Poſaunen ein, welche das Gralmotiv geben. Das Alles iſt für das Kunſtwerk der Zukunft ſehr bezeichnend. Es muß

---

[1] Hans v. Wolzogen beſchreibt den Actus wie folgt: „Da ſtößt ihn Gurnemanz mit einer heftig aufzuckenden Figuration des Parſifal-Motives zum Tempel hinaus, und in den kurzen Reimſpruch des Alten miſcht ſich auch die Melodie des Schwans." Der „kurze Reimſpruch" lautet:

Dort hinaus, deinem Wege zu!
Doch räth dir Gurnemanz:
laß du hier künftig die Schwäne in Ruh'
und ſuche dir, Gänſer, die Gans!

Bei Wolfram ruft dem abziehenden Parzival nur ein verborgener Knappe nach:

... Ihr ſeid eine Gans.
Hättet ihr gerührt den Flans
Und hättet den Wirth gefragt!
Nun bleibt euch großer Preis verſagt!

ferner dabei das Gruſeln gelernt werden, wenn auch auf Koſten des künſtleriſchen Geſchmackes, der geſunden Vernunft und des religiöſen Glaubens. Was würde Wagner geſagt haben, wenn das ſeine Gegner — die Frivolen — gethan hätten? Das iſt überhaupt der Eindruck, den das letzte Kunſtwerk Wagners macht: überall zeigt es die kundige Hand, welche die längſt bekannten, ihr längſt geläufigen wirkſamen Elemente und Momente zuſammenträgt, zu wechſelſeitiger Wirkung aneinanderreiht und fügt, ſowie Alles dahin zu ſtellen verſteht, wo es für den Augenblick ſeinen Zauber geltend machen kann; aber die innere Entwicklung, der organiſche Aufbau, die künſtleriſche Einheit der Theile im Ganzen, wir möchten ſagen — der urſachliche Zuſammenhang, fehlen.

Es ſcheint uns, daß, was die Geſammtconſtruction des Stückes betrifft, „Parſifal“ von „Siegfried“, „Walküre“, „Triſtan“ weit zurückgelaſſen wird, und auch die loſer gefügten: „Götterdämmerung“, „Meiſterſinger“, „Rheingold“ nicht erreicht. Vom erſten Acte des „Lohengrin“ wollen wir ganz ſchweigen. Wagner hat damit ſein dramatiſches Meiſterſtück geliefert, das er ſelbſt nicht mehr erreicht hat. Sehen wir in dieſem Mangel an Einheit und organiſcher Entwicklung, was beides wir nach Wagners eigenſten Theorien vom Kunſtwerk der Zukunft fordern müſſen, den *einen* bedeutenden Fehler des Parſifal, ſo erkennen wir in ſeiner ſchon beſprochenen Unklarheit der Idee den zweiten. Ein Kunſtwerk muß ſich in gewiſſem Grade ſelbſt erklären. Das leiſtet der Parſifal nicht. Und doch ſcheint er den alten Zauber Wagner'ſcher Kunſtwerke auf den größten Theil des Publicums ebenfalls auszuüben. Das kommt einmal vom Sujet ſelbſt her, das, wenn der geſunde Sinn nicht ganz verjudet iſt, ſeinen alten Reiz immer ausüben wird. Für manche Seele mag dabei noch der Genuß kommen, wieder einmal religiös angemuthet zu werden, ohne ſelbſt Religion haben und üben zu müſſen. Man ſoll ja, wie wir hörten, in Bayreuth heiße Thränen religiöſer Rührung geweint haben. Ein zweiter Grund liegt offenbar darin, daß Parſifal ſich aus einer anſehnlichen Reihe hoch dramatiſcher Tableaux zuſammenſetzt, die alle wahre Meiſtergriffe des Wagner'ſchen Genie's ſind und in denen ſich ſeine unübertreffliche Kunſtfertigkeit noch in jugendlicher Friſche zeigt. Zu dieſem Zwecke genügt es ſchon, an die erſten Scenen der einzelnen Acte zu erinnern. Es iſt geradezu unmöglich, daß bei der gewiß vorzüglichen Bühnendarſtellung des Bayreuther Feſtſpielhauſes die Wirkung keine bezaubernde ſei. Die ſceniſchen Mittel ſind überhaupt in reichſter Fülle gebraucht, ſo daß auch hier Wagner ſeinen alten Frivolen nichts vorzuwerfen hätte. Ob die

gerühmten Wandeldecorationen in einem fein gefügten Kunſtwerke eine paſſende Stelle finden, wollen wir nicht entſcheiden. Es ſcheint uns da ſchließlich die Bühne nur einen rieſigen Guckkaſten vorzuſtellen, wozu ſie nicht eigentlich berufen iſt, ſo lange das Theater ein Kunſtinſtitut bleibt. Die Malerei hätte alſo, wenn ſie genügſam ihr Plätzchen im Kunſtwerk der Zukunft für die Welt ihres Schaffens halten möchte, im Parſifal zufrieden ſein können. Die Poeſie wird ſich's geſtehen müſſen, daß ſie ihre Anforderungen an die dramatiſche Dichtungsart bei Parſifal nur mit Reſerve ſtellen dürfe, falls ſie nicht mit dem reinen Thoren zurechtgewieſen werden will. Wenn ſie überdieß in der Wagner'ſchen Renaiſſance des Stabreimes einen neuen Frühling ihres Lebens erblickt hätte, ſo müßte ſie erfahren, daß des Meiſters Wille dieſer faſt ſo raſch zum Verblühen half, wie Kundry's Erſcheinen die „früh welkenden Blumen" in Klingsors Zaubergarten verſcheucht. Es hat manchen ſeiner Freunde ein kleines sacrificio dell' intelletto gekoſtet, daß hier der unfehlbare Meiſter ſo bald ſein eigenſtes Werk aufgab, welches ſie ſo heiß vertheidigt hatten. Wagner hat nicht mitgetheilt, was ihn zu dieſem Rückzuge bewogen hatte. Er kam wahrſcheinlich ſelbſt zur Überzeugung, daß der unmuſikaliſche Conſonant in der Muſik eine ſolche Bevorzugung nicht verdiene. Fand ja doch, gewiß nicht zum Nachtheile der betreffenden Stellen, der verfehmte Reim auch wieder häufigere Anwendung. An der Marotte vom Sprachverſe hielt der Meiſter aber feſt. Er ſchien zu glauben, daß er ohne ihn mit ſeiner unendlichen Melodie nicht recht zu Streich komme. In einem beſtimmten Maße mag das wirklich richtig ſein. Die poetiſche Diction ſelbſt iſt im Parſifal eher beſſer, als in der Trilogie, wenn ſie auch noch immer genügend viel Plattes und Ungefügiges und Barockes aufweiſt. Auch Parſifal hat indeſſen Partien, wo ſich der dichteriſche Ausdruck zu hoher Schönheit erhebt, ſo z. B. die Erzählung des Gurnemanz an die Knappen im erſten Acte:

Vor dem verwaisten Heiligthum
in brünſt'gem Beten lag Amfortas,
ein Rettungszeichen heiß erflehend:
ein ſel'ger Schimmer da entfloß dem Grale;
ein heilig Traumgeſicht
nun deutlich zu ihm ſpricht
durch hell erſchauter Wortezeichen Male:
„durch Mitleid wiſſend
der reine Thor
harre ſein,
den ich erkor."

Recht hübſch, aber etwas zu kindiſch für einen Tenor ſingenden Darſteller, läßt ſich auch die Erzählung des Parſifal an:

Und einſt am Waldesſaume vorbei,
auf ſchönen Thieren ſitzend,
kamen glänzende Männer:
ihnen wollt' ich gleichen;
ſie lachten und jagten davon, u. ſ. w.

Auch für die verſchiedenen Geſänge der Ritter, Jünglinge und Knaben im Gralstempel iſt im Durchſchnitt der Text wohl gelungen. So beſonders die kleine Strophe des Knabenchores aus der Kuppel des Domes:

Der Glaube lebt:
die Taube ſchwebt,
des Heilands holder Bote.
Der für euch fließt,
des Weins genießt,
und nehmt vom Lebensbrode!

Es wurde gleich Anfangs von proteſtantiſcher Seite mit unverkennbarem Erſchrecken und Widerwillen eingeſtanden, dieſe Geſänge hätten einen rein katholiſchen Inhalt. Auf den erſten Anſchein hin iſt dieſes allerdings ſo, und ſicher iſt jedenfalls, daß, wenn ſie überhaupt einen chriſtlichen Sinn haben, es jener der katholiſchen Lehre ſein muß. Jedoch wenn man recht zuſchaut, wird man bald gewahr, daß der Meiſter hier nur unter religiöſer Hülle ſeine Idee von dem regenerirenden Einfluſſe der Vegetarianer zur Geltung bringt. Zum Beweiſe der Richtigkeit unſerer Auffaſſung führen wir nur die Strophen an, welche die drei Chöre nacheinander zu ſingen haben:

Knabenſtimmen:

Wein und Brod des letzten Mahles
wandelt' einſt der Herr des Grales,
durch des Mitleids Liebesmacht,
in das Blut, das er vergoß,
in den Leib, den dar er bracht'.

Jünglingsſtimmen:

Blut und Leib der Opfergabe
wandelt heut zu eurer Labe
der Erlöſer, den ihr preist,
in den Wein, der nun euch floß,
in das Brod, das heut' euch ſpeist.

Die Ritter:

Nehmet vom Brod,
wandelt es kühn

zu Leibes Kraft und Stärke;
treu bis zum Tod,
feſt in Müh'n,
zu wirken des Heilands Werke.
Nehmet vom Wein,
wandelt ihn neu
zu Lebens feurigem Blute,
froh im Verein,
brüdertreu,
zu kämpfen mit ſeligem Muthe.

Das iſt die Wagner'ſche Dogmatik vom heiligen Abendmahle! Die Knaben lehren: daß in Chriſtus nach der Thätigkeit der menſchlichen Natur die Speiſe und der Trank, welche er beim Abendmahle genoß, ſich in ſeinen Leib und ſein Blut verwandelten, und daß er dieſe für uns am Kreuze hingab, — zu welchem Zwecke, haben wir oben ſchon geſagt. Die Jünglinge lehren, daß die Ritter dieſe Lehre verſtehen mögen und in ihrem, aus Brod und Wein beſtehenden Mahle die Erlöſungsthat Chriſti feiern, d. h. daß ſie mit ihrer vegetariſchen Nahrung das Beiſpiel des Abendmahles Chriſti nachahmen ſollen. Die Ritter zeigen, daß ſie das Alles wohl verſtanden haben. Sie ſingen ihr Vegetarianer-Bundeslied. Es ſträubt ſich faſt die Feder, dieſe Impertinenzen des Meiſters hier niederzuſchreiben. Wir müſſen noch bemerken, daß zu dieſer Parodirung des heiligſten Altarſacramentes die Knaben als Einleitung die eigentlichen Einſetzungsworte Chriſti ſangen. Als die Feinde des ſchamloſen Alcibiades ihren Gegner beim atheniſchen Volke in ſicherſten Mißcredit bringen wollten, da ſorgten ſie dafür, daß es an den Tag kam, wie der liederliche Mann einſt im trunkenen Zuſtande die heiligen Myſterien von Eleuſis verhöhnt hatte. Das genügte, um das Volk ihm abſpenſtig und todfeind zu machen. Heutzutage darf aber im Culturtempel zu Bayreuth der Meiſter des Zukunftskunſtwerkes das heiligſte Myſterium des Chriſtenthums zum Coup de théâtre herabwürdigen, um nebenbei auch für ſeine, das ganze Erlöſungswerk Jeſu Chriſti verhöhnende, Chriſti Gottheit verläugnende, Kirche und Chriſtenthum verläſternde Kunſtreligion Propaganda zu machen!

Das Alles iſt allerdings keine Oper, kein Spiel mehr, ſondern ein Myſterium, aber ein Myſterium, vor welchem der hl. Paulus einſt die Gläubigen von Theſſalonich warnte, als er ſchrieb: „Laſſet euch von Niemand irre führen auf keine Weiſe: denn zuvor muß der Abfall kommen, und offenbar werden der Menſch der Sünde, der Sohn des Verderbens, der ſich widerſetzt und ſich erhebt über Alles, was göttlich und heilig

heißt, so daß er sich in den Tempel Gottes setzt und sich für Gott ausgibt." Wir haben zu Anfang des Artikels gesagt, daß wir die Bedeutung der That Wagners, ein religiöses Musikdrama, wie Parsifal es ist, auf die Bühne zu bringen, nicht unterschätzen. Wir haben uns gleichfalls damit einverstanden erklärt, daß sein Werk auch in dieser Beziehung gewissermaßen epochemachend sein könne. Wir können aber jetzt auch darauf hinweisen, mit wie viel Grund bezweifelt wurde, ob Wagner dazu der rechte Mann sei. Nein — er ist es sicher nicht! Er mochte es gut meinen, gut wollen; aber sein ganzes Denken und Wollen sind von Jugend an in eine Richtung hineingedrängt worden, welche nothwendig dahin auslaufen mußte, wo wir ihn im Parsifal finden. Eines ist dabei sicher, daß der Protestantismus auf ihn jedenfalls nicht den ersten Stein werfen darf. Denn wahrlich, er ist nicht ohne Sünde, wenn wir den reich begabten Geist Wagners auf solche Irrwege gerathen sehen.

Wo Zweifel nah dem Herzen wohnt,
Das wird der Seele schlecht gelohnt.

Luther hatte wohl nicht geahnt, daß im Jubeljahr seiner Geburt der Mann von der Erde scheiden sollte, der sich zu den Seinen zählte und doch weder an Christus noch an sein heiliges Sacrament glaubte, sondern beide der Idee opferte, die Sünde des Menschen und ihr Unheil läge nur darin, daß er Fleischspeisen genieße. — Wir brauchen da wahrlich von der Moral des Parsifal nicht mehr zu sprechen. Wir wollen aber doch bemerken, daß der Meister sich solche Ausschreitungen, wie wir sie schon gerügt haben, im Parsifal nicht erlaubt. Nur die Verführungsscene des zweiten Actes muß als schlechterdings verwerflich bezeichnet werden. Wir gestehen zwar zu, daß durch die sieghafte That des Parsifal, welche bekanntlich ein höchst katholisch-religiöses Colorit erhält, der widrige Eindruck insofern gehoben wird, als alles Vorausgehende dadurch eine andere Bedeutung gewinnt. Wagner nimmt die ganze Verführungsscene nicht um ihrer selbst willen hinein, sondern als Mittel zum Zweck. Allein das kann das Beginnen, solche Dinge in solcher Weise und in solch krasser Realität auf die Bühne zu bringen, nicht entschuldigen. Übrigens ist das Betragen Parsifals während der ganzen Scene schon wegen seiner Passivität ebenso unrichtig als sittlich verwerflich. So benimmt sich in solchen Augenblicken die wahre Unschuld nicht. Sie flieht vor Allem, wenn sie noch kann. Ekelerregend ist auch der berüchtigte Kundry-Kuß. Es liegt im ganzen Momente etwas Frivoles, das der Befriedigung der Sinnlichkeit und Sinnenlust alles Andere und selbst die

edelsten Triebe des menschlichen Herzens hinopfert. Auch dieses findet in den Theorien von „Religion und Kunst“ nicht nur seine Begründung, sondern auch sein vollstes Verständniß.

Wir haben jetzt noch das musikalische Element des Parsifal zu besprechen. Man hat finden wollen, daß auch dieses in Abnahme gekommen, daß es greisenhaft geworden sei. Wir finden das nicht. Doch müssen wir bemerken, daß die Natur der Wagner'schen Musik hier eine Beurtheilung wirklich schwieriger macht, als es den Anschein haben möchte. Sie wirkt gewissermaßen palliativ. Denn das, was wir im Schaffen des Künstlers als greisenhaft zu bezeichnen pflegen, bezieht sich auf die Erfindungsgabe. Es liegt aber auf der Hand, daß in der Wagner'schen Manier der Leitmotive eine gewisse Armuth derselben durch großartige Technik reichlich gedeckt werden kann. Überdieß muß man wohl zugeben, daß einigen der schönsten seiner Leitmotive ein gewisser Mangel an Originalität anhaftet. So wurde schon aufmerksam darauf gemacht, daß das prächtige Gralmotiv in der Art und Weise, wie in der Dresdener Hofkirche die Responsorien beim Hochamte gesungen werden, seinen Originaltypus habe. Wenn man dadurch in der Dresdener Hofkirche sich gezwungen gesehen hätte, an Stelle dieser jedenfalls für das Theater tauglicheren Weisen die einfachen Choralresponsorien zu setzen, so hätte die That des Meisters auch für die Kirche ihren Nutzen gebracht. Seinem Parsifal war sie jedenfalls nicht zum Schaden, zeigt aber auch, was eine so vollendete Technik, gepaart mit jener höchsten Feinfühligkeit für Klangverschiedenheit, wie sie Wagner ganz eminent eigen waren, aus Wenigem zu machen versteht. Auch das sogenannte Abendmahlsthema klingt stark an kirchliche Choralweisen an. Bei den ersten Noten der Heilandsklage (bei Heintz Nr. 6) erinnerten wir uns unwillkürlich an den Anfang des Cantus Lamentationum. Das sehr packende Glaubensmotiv hat im Tannhäuser (der Gnade Wunder Heil!) ihre verwandten Klänge. Deßungeachtet bieten die übrigen im Parsifal auftretenden Motive noch immer den genügenden Beweis, daß den greisen Meister die Findigkeit für seinen prägnanten melodischen Ausdruck noch lange nicht verlassen hatte. Man nehme nur das Motiv des Segenspruches[1], welches im dritten Acte bei der Salbung des Parsifal und bei Kundry's Taufe eintritt. Die ganze Scene böte überhaupt ein Bild von wundervoller Zartheit und Weihe, wäre uns dabei die Wahrnehmung erspart, hier ver-

[1] S. XXII bei v. Wolzogen; 59 bei Heintz. Klavierauszug S. 227.

ſchiedene Momente aus dem Leben unſeres göttlichen Erlöſers von Parſifal (Chriſtus), Kundry (Magdalena) und Gurnemanz (Johannes der Täufer) dargeſtellt und ſo ſchlechterdings profanirt zu ſehen. Die Wirkung ſoll noch um ſo beleidigender ſein, als die äußere Erſcheinung des Parſifal in dieſem Momente lebhaft an ein Chriſtusbild erinnere. Parſifal muß eben mit ſeinem Namen die alte Idee des Meiſters maskiren, Chriſtus ſelbſt auf die Bühne zu bringen. Von großartigſter Wirkung iſt ohne allen Zweifel das Vorſpiel zum Parſifal. Man kann es nicht anders nennen, als weihevoll. So lange ein Muſiker ſeinem Orcheſterſatze noch einen ſolch erhabenen, tief ergreifenden Ausdruck zu geben vermag, wie es Wagner in dieſem Vorſpiele gethan, kann ſich die Inſtrumentalmuſik ruhig vordemonſtriren laſſen, ſie ſei gar keine Kunſt[1]. Nach unſerer Meinung iſt jene Muſik wirklich geeignet, ein Myſterium im wahren, alten Sinne des Wortes, ein Paſſionsſpiel zu höchſter künſtleriſcher Vollendung zu heben. Das wäre ein Kunſtwerk der Zukunft im beſten Sinne des Wortes!

Stellen wir uns zum Schluſſe noch die Frage: Verdient wirklich Wagners muſikaliſches Drama dieſen Namen? Haben ſeine Thätigkeit und ihr Ideal ſich eine Zukunft zu verſprechen? Wir glauben vom rein äſthetiſchen Standpunkte aus mit Ja antworten zu müſſen. Denn wir glauben nach Allem, was unſere Unterſuchungen darüber nach Theorie und Thatſache feſtgeſtellt haben, behaupten zu können, daß Wagners muſikaliſches Drama die Lebensbedingungen eines Kunſtwerkes in ſich trägt. Damit wollen wir freilich nicht ſagen, daß alles und jedes an demſelben im gleichen Grade und ganz nach ſeiner Idee und Ausführung dieſelbe Lebensfähigkeit in ſich trage. Ganz verſchieden wird freilich die Frage zu beantworten ſein, wenn es ſich darum handelt, wo der Mann ſei, der nach den Theorien und den Muſtern Wagners weiterſchaffen werde. Bis jetzt, ſagt man, habe ſich noch nirgends einer gezeigt. Wagner träumte und plante viel von einer Muſikſchule; doch hat er keine Schüler hinterlaſſen, welche er ſich zur Fortſetzung ſeines Werkes herangezogen hätte. Ob er glaubte, es könne, weil ſchon abgeſchloſſen, nicht weiter

[1] So andachtsvoll und tief religiös dieſes Vorſpiel ertönt, ebenſo leidenſchaftlich und voll der ſinnlichen Gluth ſind die Tonfarben, der Rhythmus, das ganze harmoniſch-melodiſche Gefüge in der Verführungs-Scene. Einzelne Kritiker geben dieſem Paſſus unbedingt den Vorzug vor allen andern. Das mag ſubjective Voreingenommenheit bewirken. Jedenfalls muß man zugeſtehen, der Meiſter ſei hier in ſeinem Elemente. Das aber war gewiß eine gewaltige Kraft, die ſolche Contraſte ſchaffen konnte, wie das Vorſpiel und dieſe Scene ſie bieten.

und höher geführt werden? Doch darf uns dieſes Alles nicht zum Urtheil beſtimmen, es würde ſich nicht noch der Meiſter finden, der das Wagner'ſche Werk einſt weiterführe. Man müßte über einer gewiſſen Voreingenommenheit den freien Blick verloren haben, wenn man nicht zugeſtehen wollte, daß Wagner im muſikaliſchen Schaffen Gedanken und Kräfte wachgerufen hat, die nicht mehr gebannt werden können, weil ſie wahr und fruchtbar ſind. Es lag in des Meiſters Auffaſſen und Schaffen etwas Gigantiſches. Zwerghafte Epigonen werden damit freilich nur Lächerliches zu Stande bringen. Aber die Zeit wird auch wieder ihre Meiſter bringen, wie ſie nach Mozart und Weber einen Richard Wagner gebracht hat, und die werden auf ſeinen Errungenſchaften fortbauen, wie er auf denen jener.

Das Kunſtwerk der Zukunft hat auch ſeine Tendenz. Wird dieſe ihm Dauer verbürgen? Gewiß, ſo lange unſer chriſtusfeindlicher, dem poſitiven Chriſtenthum und der Kirche abgewandter, auf die hohlen Ideen einer Schopenhauer'ſchen Philoſophie ſtolz erpichter Zeitgeiſt die gebildete Welt mehr oder minder beherrſcht. Dieſes um ſo mehr, als, wie es uns ſcheint, die Loge in Wagners Tendenz-Zukunftsmuſik eine Kraft erſehen muß, welche ihren Zwecken überaus dienlich iſt. Nur engherzige Stubengelehrtheit unterſchätzt die wirkende Kraft der Kunſt, und nur Unkunde der Thatſachen wird verkennen, daß Richard Wagner mit ſeinem Muſikdrama mehr als ein bloßes kunſthiſtoriſches Moment repräſentirt. Die Kunſt iſt immer eine Macht; dreifach wird ſie aber in ihrer Wirkſamkeit wachſen, wenn ſie in ſolcher Zauberkraft mit dem Zeitgeiſte vorwärts drängt, wie ſie den Wagner'ſchen Muſikdramen innewohnt. Der Erfolg beweist ſchon jetzt genug. Wagners Kunſt hat ihren Siegeslauf durch die cultivirte Welt begonnen. Sie wird ihre Ideen und Tendenzen nicht im Wahnfried bei Bayreuth zurückgelaſſen haben. Darum darf ſie auch des Beifalls dieſer Welt für jetzt ſicher ſein; denn ſie trägt ja auf ihrer Stirne leſerlich genug das Schiboleth: Mysterium, Babylon magna, mater fornicationum et abominationum terrae. — Wenn aber gläubigere Zeiten für unſere Culturvölker wiederkehren, dann mag ſich Wagner gratuliren, daß er einſt auch einen „Lohengrin" geſchaffen hat, der zeigt, was man Schönes haben und bilden kann aus den Schatzkammern einer alten gläubigen Zeit. Dann mag ein anderer Meiſter, dem nicht der Zweifel nah dem Herzen wohnt, was wird der Seele ſchlimm gelohnt, von Wagner's „Lohengrin" belehrt und geführt, die Errungenſchaften der Zukunftsmuſik zu einem Myſterium vom heiligen Gral und vom König

Parzival gebrauchen, wie dieſe der Geiſt des wahren Chriſtenthums einſt in gläubigerer Zeit dem Wolfram von Eſchenbach vor die dichteriſche Phantaſie geführt hatte.

Theodor Schmid S. J.

Die „Religion“ des Agnosticismus.

(Fortſetzung.)

II.

Herbert Spencer hat eine neue Fundamentirung des poſitiviſtiſchen Syſtems unternommen, und zwar in ſo ausgedehnter Weiſe, daß man ſich wundern muß, wie er es wagen konnte, mit einem ſo umfangreichen philoſophiſchen Werke vor das engliſche Leſepublikum hinzutreten. Allein der Erfolg ſpricht für ihn. Spencer wird geleſen, und viel geleſen. Nicht wenig mag dazu beigetragen haben, daß Charles Darwin zu ihm wie zu einer Autorität aufzuſchauen gewohnt war und ihn deßhalb auch wiederholt als „unſeren großen Philoſophen“ ſeinen Landsleuten vorführte.

Bis jetzt liegen unter dem gemeinſamen Titel: „Syſtem der ſynthetiſchen Philoſophie“ [1] bereits eine Reihe Bände (theilweiſe ſchon in mehreren Auflagen) vor, in denen zuerſt die Grundlagen der Philoſophie oder die erſten (allgemeinen) Principien, dann die Principien der Biologie und die der Pſychologie, theilweiſe auch ſchon die Principien der Sociologie und die der Ethik behandelt werden.

Charakteriſtiſch für das ganze Syſtem iſt die ſtrenge Unterſcheidung zwiſchen dem, was man wiſſen, und dem, was man nicht wiſſen kann. Dieſer Unterſcheidung iſt der einleitende Band („Grundlagen der Philoſophie“) gewidmet, indem derſelbe in zwei Theilen über „das Unerkenn-

[1] A System of Philosophy. Vol. I: First principles, 1862. Vol. II. III: The principles of Biology, 1863—1867. Vol. IV. V: The principles of Psychology, 1855. Vol. VI: The principles of Sociology, 1854. Vol. IX: The Data of Ethics, 1879. Eine autoriſirte deutſche Ausgabe, beſorgt von Dr. B. Vetter, in Stuttgart bei Schweizerbart, 1875 ff.

bare" und über „das Erkennbare" handelt. Es wird hier das Gebiet des „Erkennbaren" gegen das des „Unerkennbaren" genau abgegrenzt, und dem letzteren werden viele sonst von den Philosophen mit Vorliebe behandelte Gegenstände überwiesen. So begreift es sich, weßhalb man das ganze System auch „Agnosticismus" nannte.

Agnosticismus — dieses Wort weist uns auch auf den wesentlichsten Bestandtheil der Religionsphilosophie Spencers hin. Letztere steht zu der Lehre vom „Unerkennbaren" in den nächsten Beziehungen und wird deßhalb auch in den „Grundlagen der Philosophie" bereits vollkommen angebahnt. Diese Erörterungen haben wir daher genauer in's Auge zu fassen, bevor wir dem in jüngster Zeit erfolgten weiteren Ausbau unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Das Resultat jener Untersuchungen dürfen wir wohl in die drei Sätze zusammenfassen: Es gibt eine Erste Ursache, ein Absolutes; aber das Was des Absoluten ist durchaus unerkennbar; dieses „Unerkennbare" ist das neutrale Gebiet, auf welchem Religion und Wissenschaft sich einträchtig begegnen. Der Weg, auf welchem der englische Philosoph zu diesem Resultate gelangt, soll im Folgenden skizzirt werden.

Spencer sieht sich vor die Thatsache gestellt, daß zwischen Religion und Wissenschaft bis auf den heutigen Tag schwere Kämpfe geführt worden sind. Er schildert dieselben ohne Scheu vor Übertreibungen also: „Von allen Gegensätzen in den Ansichten ist der älteste, verbreitetste, tiefste und wichtigste derjenige zwischen Religion und Wissenschaft. Derselbe erhob sich, als die Erkenntniß der einfachsten Gleichförmigkeiten in den umgebenden Dingen dem ursprünglich allgemeinen Fetischismus eine Grenze setzte. Er zeigt sich überall im Gebiete des menschlichen Wissens: von ihm sind die Menschen beeinflußt bei der Erklärung der einfachsten mechanischen Vorgänge sowohl wie der complicirtesten Erscheinungen in der Völkergeschichte. Er wurzelt tief in den verschiedenen Gewohnheiten des Denkens bei den mannigfaltigen Gemüthsarten. Und die widerstreitenden Auffassungen von Natur und Leben, welche diese verschiedenen Denkweisen jeweils erzeugen, üben ihren guten oder schlechten Einfluß auf die Grundstimmung des Gefühls und die tägliche Handlungsweise aus. Ein unaufhörlicher Meinungskampf wie der, welcher durch alle Jahrhunderte hindurch unter den Bannern der Religion und der Wissenschaft geführt worden ist, hat natürlicherweise eine Erbitterung hervorgerufen, welche einer gerechten Würdigung jeder Partei durch die andere sehr hinderlich ist. In höherem Grade als irgend ein anderer

Streit bildet dieser eine Illustration im größten Maßstab für jene stets bedeutsame Fabel von den Rittern, die sich um die Farbe eines Schildes schlagen, von welchem keiner mehr als die eine Seite angesehen hat. Jeder Kämpfende, klar seine eigene Anschauungsweise der Frage überblickend, legt seinem Gegner Dummheit oder Unredlichkeit zur Last, weil er die Sache nicht von derselben Seite ansieht, während keiner die Aufrichtigkeit hat, auf seines Gegners Seite hinüberzugehen, um ausfindig zu machen, wie es kam, daß dieser Alles so verschieden anschaute."

Hiernach sollte man meinen, die ganze Menschheit habe sich seit unvordenklichen Zeiten in zwei große Heerlager gespalten, in denen die gegenseitige Erbitterung bis zu einer Höhe angewachsen sei, daß sowohl die Vertreter der Wissenschaft als die der Religion nur noch einer blinden Leidenschaft Heerfolge leisteten. Was bezwecken so handgreifliche Übertreibungen? Sehen wir zu. Auf dem wild-kriegerischen Hintergrunde hebt sich alsbald ein Bild des Friedens ab: ein Friedensherold erscheint, Versöhnung verkündend; der Kriegslärm verstummt, und Friedensgeläute ertönt aus der Ferne. Der Friedensherold ist Herbert Spencer. In „unparteiischer Haltung", gefeit gegen „die Macht der Erziehung" und gewappnet gegen „die Einflüsterungen sectirerischer Gelüste", will er die That der Versöhnung vollbringen. Wer sollte ihm da nicht zujauchzen, sich nicht mit Freuden seiner Führung überlassen?

Den Ausgangspunkt bildet der Satz, daß auch in Ansichten, welche ganz und gar falsch zu sein scheinen, dennoch ein kleiner Betrag von Wahrheit entdeckt werden könne. Dieser Satz soll bei consequenter Handhabung zur Aussöhnung der widerstrebendsten Ansichten führen. Insofern Spencer nicht einmal die sich contradictorisch widerstreitenden Ansichten ausnimmt, spricht er sich offenbar selbst das Urtheil — wenigstens in den Augen aller Derer, welche noch an den ersten Denkgesetzen festhalten.

Die Methode, welche bei Anwendung jenes Satzes einzuhalten, ist nach Spencer folgende: „alle Ansichten von derselben Gattung zu vergleichen, jene mannigfaltigen speciellen und concreten Elemente, in welchen solche Ansichten sich widersprechen, da sie sich gegenseitig mehr oder weniger aufheben, auf die Seite zu schaffen; zu beobachten, was nach Beseitigung der gegensätzlichen Bestandtheile übrig bleibt, und für diesen übrig bleibenden Factor einen abstracten Ausdruck zu finden, welcher sich in allen seinen auseinandergehenden Abänderungen als der richtige bewährt". So

ſollen nun auch die mannigfaltigſten Formen religiöſen Glaubens, welche je exiſtirt haben, alle eine gemeinſame Grundlage in irgend einer „letzten Thatſache“ beſitzen. Man könne dieſe Frage nach der „letzten Thatſache“ nicht dadurch illuſoriſch machen, daß man behaupte, religiöſe Ideen ſeien Producte des religiöſen Gefühls, welches, um ſich ſelbſt zu genügen, ſich Vorſtellungen bilde, die es nachher in die Außenwelt verſetze und nach und nach für Realitäten anſehe. Auf ſolche Weiſe werde die Frage nicht gelöst, ſondern nur weiter zurückverlegt. Ob das Bedürfniß der Erzeuger des Begriffs ſei, oder ob Gefühl und Idee gemeinſame Abkunft hätten, in jedem Falle entſtehe die Frage: woher kommt das Gefühl? Zur Erklärung des Letzteren müſſe eine andere „letzte Thatſache“ aufgeſucht werden. Spencer erwärmt ſich hier in ſehr naiver Weiſe für eine Binſenwahrheit — für den Satz vom zureichenden Grunde. Mag ſein, daß er ſich ein Leſepublikum denkt, für das auch ſolche Erörterungen nicht ohne Nutzen ſind. Zu hoch denkt er ſich jedenfalls das Niveau der geiſtigen Entwicklung ſeiner Jünger nicht: das geht offenbar auch aus den folgenden Ausführungen hervor. Statt nämlich die in Ausſicht geſtellte Unterſuchung zu beginnen, wendet ſich Spencer beſorgt nach rechts und links und ſucht in eigenthümlicher Weiſe nach beiden Seiten hin — Stimmung zu machen. Indem er glaubt, vor Vorurtheilen warnen zu müſſen, bekundet er ſelbſt dabei die allergrößte Voreingenommenheit. „Die Wiſſenſchaft“, natürlich die Wiſſenſchaft im Spencer'ſchen Sinne, d. h. die Entwicklungslehre im poſitiviſtiſchen Gewande, iſt ſo ſehr im Vollbeſitze der Wahrheit, daß es ebenſo thöricht wäre, hieran zu zweifeln, als zu fragen, ob die Sonne Licht ſpende. Bei der Religion aber muß man von den Glaubensſätzen, welche bei den einzelnen Religionen den Glaubensinhalt ausmachen, vollſtändig abſehen. Dieſe mögen immerhin falſch und abſurd ſein, das iſt Nebenſache. Es handelt ſich ja gerade darum, das Quentchen Wahrheit, welches ihnen allen in letzter Inſtanz zu Grunde liegt, noch erſt zu finden, erſt zu „entdecken“. Ja es wird von vornherein ziemlich nahe gelegt, daß alle exiſtirenden Religionen unhaltbar und falſch ſeien. „Wie unhaltbar alſo auch manche oder alle (!) exiſtirenden religiöſen Glaubensſätze, wie plump auch die Abgeſchmacktheiten ſein mögen, die ſich mit ihnen verbinden, wie unvernünftig auch die Argumente, die zu ihrer Vertheidigung vorgebracht werden: wir dürfen doch die Wahrheit nicht unbeachtet laſſen, welche allem Anſchein nach in denſelben verborgen liegt.“ „Wir können ſicher ſein, daß die Religionen, obgleich auch nicht eine derſelben wirklich wahr

ſein mag, doch alle wenigſtens Schattenbilder (!) einer Wahrheit ſind.“ Auf ſolche Weiſe läßt Spencer den Wahrheitsgehalt der Religionen auf ein Minimum zuſammenſchrumpfen, während er die Wiſſenſchaft als einen wohl organiſirten, immer höher wachſenden Bau von Wahrheiten betrachtet wiſſen will. Das Lehrgebäude des Chriſtenthums iſt bereits vollſtändig unterminirt. Ausdrücklich genannt wird zwar das Chriſtenthum an keiner Stelle; aber gerade deßhalb gilt auch von den chriſtlichen Glaubensſätzen dasſelbe, was von den Lehren anderer Religionen: unzweifelhaft *wahr* iſt nur die eine „letzte Thatſache“, die „Grundwahrheit“, welche in allen Religionen „verborgen“ liegt. Gegen die Möglichkeit einer geoffenbarten Religion ſpricht ſich Spencer noch nicht offen aus; aber ehrerbietige und demüthige Unterwerfung, wie ſie einer wirklichen Offenbarung gegenüber als ſelbſtverſtändliche Pflicht auftritt, will *er* nur der Wiſſenſchaft gegenüber ausgeübt wiſſen. „Die Wiſſenſchaft muß für ſich beurtheilt werden; und von dieſem Standpunkte aus iſt nur der verdrehteſte Kopf im Stande, nicht einzuſehen, daß ſie *aller Ehrerbietung würdig* iſt. Mag es nun noch irgend eine andere Offenbarung geben oder nicht, wir haben eine wirkliche Offenbarung in der Wiſſenſchaft, eine fortwährende Enthüllung der Ordnung des Univerſums durch die Vernunft, mit der wir begabt ſind. Und die Pflicht eines Jeden iſt es, dieſe Enthüllung zu prüfen, ſoweit er es vermag, und nachdem er ſie wahr befunden, ſie in aller *Demuth* anzunehmen.“ Von ähnlichen Pflichten gegen das verborgene X der Religion iſt bezeichnender Weiſe nicht die Rede. Vielmehr wird dieſes ſchon bis zum Erbarmen abgemagerte Weſen auch noch beſchnitten und zugeſtutzt, bevor es unter die Sonde gebracht wird. Man möchte nämlich wähnen, daß jenes „allen Religionen gemeinſame Element“, jene „Grundwahrheit“ der Religion eben auch eine *religiöſe* Lehre ſein müſſe. Nein, erklärt da Spencer kategoriſch, jenes Element muß abſtracterer Natur ſein, als irgend eine religiöſe Lehre. „Weder ſolche Dogmen, wie diejenigen der Trinitarier und Unitarier, noch irgend ein Begriff wie derjenige von der Verſöhnung, *mag er auch allen Religionen gemeinſam ſein*, kann die geforderte Grundlage der Verſtändigung darſtellen.“ Und warum nicht? „Denn die Wiſſenſchaft kann derartige Glaubensmeinungen nicht anerkennen, ſie liegen jenſeits ihrer Sphäre.“ Das iſt die Spencer'ſche „Wiſſenſchaft“, wie ſie leibt und lebt! Religiöſe Lehren können und dürfen nicht Gnade finden vor ihren Augen. Das ſteht von vornherein unerſchütterlich feſt. „Wiſſenſchaftlich“ läßt ſich einmal eine con-

crete Religion, eine concrete religiöse Lehre nicht rechtfertigen — wäre es selbst eine Lehre, die zu allen Zeiten und von allen Völkern anerkannt wurde, zu deren Erkenntniß es keiner Offenbarung, sondern bloß des Lichtes der Vernunft bedarf. Hier hat Spencer seine „freidenkerischen“ Landsleute, die Deisten der früheren Jahrhunderte, an Skepsis und antireligiöser Voreingenommenheit bereits um Sonnenfernen überholt. Und dennoch will er noch den Schein wahren, als vertheile er Licht und Luft gleichmäßig nach beiden Seiten. Auch die Wissenschaft, betont er nämlich, wird ihren abstractesten Satz, ihre abstracteste Vorstellung aufzusuchen haben, um in ihr sich mit der Religion zu begegnen. „Eine solche Vorstellung muß allgemeiner sein als alle jene, muß ihnen allen zu Grunde liegen. Wenn es Etwas gibt, was die Religion mit der Wissenschaft anerkennt, so muß es jene Thatsache sein, von welcher die einzelnen Zweige der Wissenschaft wie von ihrer gemeinsamen Wurzel auseinandergehen.“ Daß bei diesen Forderungen die Respectirung der Gerechtsamen von Wissenschaft und Religion nur scheinbar eine gleichmäßige ist, springt sofort in die Augen. Oder wer sähe nicht, daß Spencer, wenngleich er hier zum Zwecke der Aussöhnung nur einen einzigen Satz der Wissenschaft für beachtenswerth erklärt, dabei durchaus nicht auf seine stete Forderung verzichtet, auch alle übrigen Sätze der Wissenschaft als Ausstrahlungen der Wahrheit mit „Ehrfurcht“ zu betrachten, während ihm umgekehrt bei der Religion das Absehen von allen Sätzen mit Ausnahme jenes abstractesten einfachhin ein Aufgeben derselben, bezw. ein skeptisches Anzweifeln ihres Wahrheitsgehaltes bedeutet?

So ist also über Christenthum und Offenbarung, ja über sämmtliche religiösen Lehren und Überzeugungen das Verdict ausgesprochen, bevor dieselben auch nur auf ihre Beglaubigung geprüft oder auf ihren Wahrheitsgehalt untersucht sind. Eine solche Prüfung, eine solche Untersuchung anzustellen, kommt unserm Religionsphilosophen nicht einmal in den Sinn; Christenthum und göttliche Offenbarung gelten ihm unbesehen für abgethane Dinge. Es war der „voraussetzungslosen“ Wissenschaft unseres Jahrhunderts vorbehalten, mit solchen „Voraussetzungen“ an die Untersuchung der wichtigsten und weittragendsten Probleme heranzutreten. Angesichts der unabsehbaren Verheerungen und der zum Himmel schreienden Vergewaltigungen, welche der modernen „Wissenschaft“ bei ihren Streifzügen auf die idealen Gebiete der Philosophie und der Religion als untrennbare Schatten folgen, kann auf die helle Willkür, welche ihre Wege bezeichnet, gar nicht eindringlich genug aufmerksam gemacht werden.

Leider gibt es ja Tausende und Tausende, welche durch das herrische Auftreten der Afterweisheit sich einschüchtern oder durch ihr zur Schau getragenes wissenschaftliches Gepränge sich täuschen lassen und schließlich in ihren heiligsten Überzeugungen wankend werden. Und doch — die von Gott geoffenbarte Religion, die Religion des Gottessohnes mit ihrer Fülle von Wahrheiten, die ein neues Licht ausgossen über die Völker des Erdkreises und aus allen Stürmen und Anfeindungen bis zur Stunde siegreich hervorgingen, sie hat am allerwenigsten zu fürchten von einer aufgeblähten Wissenschaft, die sich äußerlich ihr gegenüber in das Schweigen der Verachtung hüllt, während es ihr thatsächlich zu einem offenen, ehrlichen Kampfe ebenso sehr an Muth wie an Kraft gebricht.

Ein System, welches auf so willkürlichen und falschen Voraussetzungen fußt, wie die des englischen Philosophen es sind, muß naturgemäß auch in seinen Resultaten der Wahrheit zuwiderlaufen, selbst wenn alle übrigen Sätze und Beweisführungen an sich unanfechtbar wären. Wollten wir daher bloß über die Wahrheit oder Falschheit des Systemes ein Urtheil gewinnen, so könnte es überflüssig erscheinen, auf die Entwicklung desselben weiter einzugehen. Da es indessen auch unsere Absicht ist, über die agnosticistische Religionsphilosophie, wie dieselbe im Spencerschen Systeme ihren Ausdruck findet, die nöthige Orientirung zu geben, so müssen wir uns schon entschließen, dem Philosophen noch weiter zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Aug. Langhorst S. J.

Von Kopenhagen nach Thorshavn.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

Mit Vorbereitungen zur Reise, Studium des Dänischen, Besichtigung der Merkwürdigkeiten und einigen Ausflügen strichen die wenigen Tage meines Aufenthalts in Kopenhagen rasch vorüber.

An Kirchen und Palästen, gelehrten und Kunstsammlungen, an charitativen Anstalten und gemeinnützigen Einrichtungen ist die dänische Königsstadt sehr reich. Die Anzahl von Stiftungen für Universität, Schulen und Spitäler ist geradezu eine erstaunliche; das religiöse Gefühl, das direct für gottesdienstliche Zwecke wenig Gelegenheit zur Bethätigung findet, scheint sich auf diese Weise zu Gunsten des Mitmenschen und zur Hebung der Bildung Luft machen zu wollen. Etwas Freimaurerei wirkt wohl auch mit dabei. Denn das ist ja gerade das Charakteristische der Freimaurerei, alles Sinnen und Denken, alle Thätigkeit und allen Opfersinn von dem Göttlichen auf das Menschliche hinzulenken und schließlich den Menschen selbst zum Gott zu machen, der keines anderweitigen höheren Wesens bedarf.

Die „Freimaurerloge", an der Klaerkegaden in der Nähe der Marmorkirche und im Diplomatenviertel gelegen, ist ein ziemlich umfangreicher Palast, der einen Flächenraum von etwa 6000 □Ellen bedeckt. Die Façade ist 136 Ellen lang. Der Festsaal ist auf 40 Ellen Länge 20 Ellen breit. Der Bau wurde im Mai 1867 begonnen, am 6. October 1868, dem Geburtstag des vorigen Königs Friedrich VII., feierlich eingeweiht. Dieser König war ein sehr eifriger Freimaurer, was aber dem Lande sehr wenig half, da bald nach seinem Tode (15. Nov. 1863) die deutschen Brr. das humane Verlangen trugen, die drei Herzogthümer Holstein, Lauenburg und Schleswig inniger mit Preußen verknüpft zu sehen. Außer in Kopenhagen bestehen jetzt Logen in Nykjöbing, Odense, Helsingör, Aarhus und Aalborg. Juden werden in die dänischen Logen nicht aufgenommen, sondern dürfen, soferne sie auswärtigen Logen angehören, nur als „Gäste" die Versammlungen besuchen. Gegenwärtiger Großmeister ist der Kronprinz Friedrich.

Die merkwürdigste und eigenartigste Sammlung Kopenhagens ist das Thorwaldsen-Museum. Diesem großen Bildhauer ist nämlich eine Ehre widerfahren, die sonst wohl kaum noch einem Künstler zu Theil geworden ist: daß man nämlich seine sämmtlichen Werke und zwar in strenger Ausschließlichkeit zu einem Museum vereinigte. Man braucht nicht in der Welt herumzureisen, um ihn kennen zu lernen; man hat ihn — von seinen Erstlingsversuchen bis zu seinen wichtigsten Meisterwerken und von diesen bis zu seiner letzten Skizze —

vollständig in Kopenhagen beisammen. Vielleicht finde ich ein andermal Gelegenheit, darüber Einiges zu sagen.

Besuche machte ich nur einige wenige, so weit sie für meine Reise nöthig waren. Der französische Gesandte, Graf de Croy-Chanel, den ich um eine Empfehlung an den Consul in Reykjavik anging, empfing mich sehr zuvorkommend und erleichterte mir die erste diplomatische Visite, die ich je in meinem Leben abzustatten hatte, durch zutrauliche Gemüthlichkeit. Um mir zu zeigen, wie man in Island über die Flüsse reitet, zog er seine beiden Beine wie ein Türke auf das Sopha hinauf, so daß die Deutlichkeit der Darstellung nichts zu wünschen übrig ließ. Nur erschien mir die Aufgabe immer schwieriger, sich so vor dem Wasser zu schirmen, daß man, mehr kauernd als sitzend, noch fest auf dem Pferde bleibt.

Nachdem ich nun aber einmal in die höheren Regionen des Lebens gerathen war, besuchte ich auch den katholischen Grafen Holstein, einen der tüchtigsten Redner des dänischen Reichstags. Er gehört einer der ersten Familien des Landes an, ist aber als Convertit den Protestanten überhaupt keine persona grata, als gewandter Führer der Opposition den Ministern ein unliebsamer Gegner. Da die Venstre (Linke) aus sehr verschiedenartigen, zum Theil sehr radicalen und religionslosen Elementen besteht, ist seine politische Stellung oft eine äußerst schwierige und isolirte. Seine Abkunft würde ihn zu den ersten Stellen bei Hofe berechtigen, Talent und Wissen zu einem Ministerportefeuille; allein seine im Grunde conservativen Bemühungen, den Bauernstand, die ländliche Bevölkerung, den eigentlichen Kern des dänischen Volkes, politisch und wirthschaftlich zu heben, verhalten sich zu dem trägen, sesselbequemen laissez-aller der Regierung oppositionell, und die radicalen Führer des Volkes wollen in demokratisirender Richtung viel weiter gehen, als ein der Monarchie wie dem Volke treu ergebener, weiser Staatsmann es thun kann. Als Führer einer katholischen Volkspartei könnte er die segensreichste Wirksamkeit entfalten; aber als Katholik steht er nicht nur vereinzelt in der Kammer da, sondern ist fast überhaupt der einzige hervorragendere Katholik im Lande.

Abends — es war ein ganz politischer Tag — hatte ich die Freude, in Ordrupshoj sechs Mitglieder der deutschen Centrumspartei zu treffen, welche sich durch einen kleinen Ausflug nach Dänemark von den Drangsalen der langen Berliner Session erholen wollten. „Warum," das war die einzige melancholisch-politische Frage, welche sich diesen Herren bei der Besichtigung des kleinen Collegiums aufdrängte, „warum müssen diese deutschen Ordensleute und Lehrer, aus der Heimath verbannt, mühsam im fremden Lande unter Protestanten wirken, während in Deutschland Noth an katholischen Schulen, Instituten und Lehrkräften ist?"

Anderseits freuten wir uns zusammen, daß die Dänen noch keine Culturpauker sind, sondern auch den Katholiken Licht, Luft und Freiheit gönnen.

Von den vielen Gelehrten der dänischen Hauptstadt lernte ich Niemanden kennen, außer dem Dichter und Literaturhistoriker Gisli Brynjulfsson,

Professor der isländischen Literatur an der Universität. Ich fand an ihm nicht nur einen vorzüglichen Kenner der Geschichte und Poesie seines eigenen Landes, sondern auch einen in älteren und neueren Literaturen trefflich bewanderten und ebenso freundlichen und liebenswürdigen Mann. Er nahm mich auf's Liebreichste auf, gab mir auf meine Fragen gütige Auskunft und gewährte dem in Island völlig Unbekannten sogar die zuvorkommendste Empfehlung an seine Freunde. Sein Name gewöhnte mich zuerst an die schöne patriarchalische Art der isländischen Namengebung, daß Jeder nämlich seines Vaters Taufnamen dem eigenen beifügt. Seine gewinnende Herzlichkeit aber nahm mich schon von vorneherein für seine Heimath und seine Landsleute ein.

Da ich mein Lebtag noch nie auf einem Pferde gewesen war, so gehörte es zu den unerläßlichen Vorbereitungen der Reise, auch, ich will nicht sagen, reiten zu lernen, aber mich wenigstens daran zu gewöhnen, in irgend einer Weise auf einem gutgearteten Thiere sitzen zu bleiben. Es kam mir unendlich drollig, andererseits aber auch wahrhaft beschämend vor, nach entsetzlich langen Jahren von Studium und Bildung nicht einmal das zu können, was ein jeder Bauernjunge kann und was eigentlich jeder Mann loshaben müßte. Da redet und philosophirt man davon, daß der Mensch der Herr der Schöpfung sei, und der „Herr der Schöpfung" weiß nicht einmal mit dem gewöhnlichsten Hausthier umzugehen! Es ist ein Schimpf! Wäre es nicht ein wahrer Gewinn für die Erziehung, wenn, statt des langweiligen Kunstturnens, jeder Knabe ordentlich reiten, schwimmen, fechten, schießen lernen müßte? Es würden ganz andere Charaktere herauskommen, als bei dem ewigen Analysiren, Disputiren, Aufsatzschreiben, Zeichnen und Musiciren! Hunderte von gelehrten und ungelehrten Schrullen, an denen jetzt die Menschheit krankt, würden ihr erspart bleiben, wenn die Erziehung für Leib und Seele natürlicher, kräftiger, männlicher wäre. Wie alle Ketzereien, haben auch diejenigen Rousseau's ein Körnlein Wahrheit in sich, und ich hätte gern von meinen vielen Schuljahren eines zurückgenommen, um es, statt auf der Schulbank, zu Pferde zuzubringen. Weil sich aber die Vergangenheit nicht wieder einfangen läßt, so that ich wenigstens jetzt — in meinen alten Tagen — mein Bestes, um vom Schritt zum Trab und vom Trab zum Galopp voranzukommen und so gut thunlich, aller komischen Schwierigkeiten ungeachtet, noch ein Reitersmann zu werden. Den nöthigsten Unterricht in der ritterlichen Kunst ertheilte mir ein Nachkomme eines der berühmtesten Rittergeschlechter Deutschlands, der junge Graf Max Waldburg zu Wolfegg, der in den letzten Jahren Zögling des Collegs in Ordrupshoj gewesen war und nun auf dem Punkte stand, dasselbe zu verlassen. Zu meiner großen Freude hatte er von den Seinigen Erlaubniß erhalten, sich unserer Islandsfahrt anzuschließen, so daß wir nun ein wohlorganisirtes Trio bildeten: ein Graf, ein Baron und ein schlichtes Bürgerkind. — Auch ich wurde übrigens in Folge so guter Gesellschaft zeitweilig in den Adelstand erhoben. Wenigstens kündigte die „Nationaltidende" am Tage unserer Abreise an, daß „drei römische Priester von adeliger Herkunft" mit dem Postschiff nach Island gingen. Wahrscheinlich sollte das eine Warnung für die Isländer sein. Wir erfuhren die drohende Nachricht erst in Edinburgh

und hatten nicht wenig Spaß, der Eine sich in den Priesterstand, der Andere sich in den Adelstand erhoben zu sehen.

16. Juni.

Der ersehnte und gefürchtete Tag, da wir die lange Seereise antreten sollten, brach endlich an. Es war der 16. Juni, für uns Familienfesttag, nämlich das Fest des hl. Franz Regis, der bekanntlich ein Freund armer Bergbewohner und ein wackerer Wandersmann und Fußgänger gewesen ist. Ich empfahl ihm unsere Seefahrt und weitere Wanderschaft, Island und seine Bewohner von Herzen und machte mich dann bereit. Draußen war es durchaus nicht festtäglich. In klatschendem Regen fuhren wir an den Hafen, wo unser Schiff bereit stand. Es hieß „Romny" — wie man mir sagte, zu Ehren einer Stadt in Südrußland. Es schien mir kaum so groß wie die Passagierdampfer auf dem Bodensee, auf denen ich als Student so oft gefahren. Es war schon stark befrachtet, aber der Schiffsraum doch noch nicht gefüllt. Immer kreischte der Schiffskrahn von Neuem und rasselten die Ketten und schrieen die Matrosen, um noch eine Kiste und noch einen Ballen und wieder eine Kiste, nein, ganze Haufen von Ballen und Kisten in den gähnenden Schiffsraum herabzulassen. Um den Regen kümmerten sich die in Wachstuch gekleideten Matrosen nicht im mindesten. Sie ließen das Himmelswasser, so wie's kam, von ihrem Sturmhütlein in den Bart und auf den Rücken niederrieseln und gaben auf nichts Acht, als Jeder auf seine Manipulation. Auf dem Schiff und um das Schiff war ein furchtbares Gedränge. Hunderte von Leuten standen am Ufer herum oder rannten zu unserm oder andern Schiffen. Der Steward wies uns unsere Cabinen an, trotz früher Meldung nicht von den bessern. Nachdem diese wenigstens gesichert, konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, uns noch so lange als möglich an dem Anblick von Kopenhagen zu erfreuen, und halfen in unsern Regenmänteln das Gedränge vermehren, das auf Deck war. Sehr freudig überrascht waren wir, unter den Besuchern, die sich noch auf das Schiff drängten, den hochwürdigsten Herrn apostolischen Präfecten zu treffen, den das schlechte Wetter nicht abhielt, uns ein letztes Lebewohl zu sagen und uns seines Segens und seiner Gebete zu versichern. Endlich erscholl das dritte Zeichen, und das Schiff ward flott. Abschiedsrufe, Wehen von Taschentüchern und Hutschwenken und andere Grüße verfolgten noch lange die Passagiere, von denen viele, namentlich die Frauen, dieselben unermüdlich erwiederten. Über dem langen Hafenquai stieg bald die Kuppel der Marmorkirche empor, dann die fernern Thürme und hinaus ging's auf den Sund.

Der „Romny" war für bloß 8 bis 10 Tage ein erträgliches, aber doch enges Haus. Es gehört der „Vereinigten Dampfschiffahrtsgesellschaft" (Forenede Dampskib Selskab), die nach einem im Salon befindlichen Programm mit etwa 70 Dampfern Sund und Belt, Nord- und Ostsee, wohl auch fernere Meere befährt. Ein anständiges Kapital — so 70 Dampfschiffe! Für uns Landratten ist schon eines ein bedeutendes Ding. Man hätte allenfalls auf dem „Romny" noch einen Spaziergang zu Stande bringen können; aber er war bepackt wie ein Judenpferd, das zu Markte soll. In

Island ist eben Mangel an Allem, was die Natur gemäßigteren Klimaten freigebig schenkt und womit die moderne Industrie das Leben verschönert. Kartoffeln, Frucht, Mehl, Kohlen, Möbel, Tuch, Holz, Leder, Eisen und Eisenwaaren, Töpfergeschirr, Luxusgegenstände — Alles, Alles erwartet Island von Kopenhagen, und die zwölf Postdampfer, die jährlich von der Königsstadt nach der fernen Insel gehen, müssen deßhalb jeden Raum ausnützen, um den tausendfachen Forderungen zu entsprechen, die an sie gestellt sind. Das schwerbefrachtete Schiff ging darum tief im Wasser, und das Deck sah aus wie ein buntes Waarenlager. Mehlsäcke, Petroleumfässer, Eisenwaaren, Blumentöpfe, Öfen, Bretter, Zimmerholz, kurz alles Erdenkliche war unter regenfester Emballage oder wasserdichten Decken in drolligstem Wirrwarr da aufgeschichtet, und da die Maschine ziemlich weit nach hinten stand, so blieb von der hinteren Seite des Maindeckes nur ein kleiner Raum zum Sitzen oder Gehen für die Passagiere erster Klasse. Sitzbänke oder dergleichen gab es nicht; es mußte Jeder sich selbst ein Tabouret mitbringen. Vom Deck ging es eben in den Salon hinein, welcher zum Schutze der Damen die gewohnte Inschrift trug: „Rygning forbydes“ (Rauchen ist verboten). Der Salon war übrigens zu eng, um viel Comfort zu erlauben. In der Mitte zog sich die Tafel hin, die ziemlich von einem Ende zum andern reichte. Links und rechts festgeschraubte Bänke mit beweglichen Rücklehnen, dann gerade so viel Raum, daß man in die unmittelbar anstoßenden Cabinen gelangen konnte.

Die Schiffsgesellschaft war nicht sehr zahlreich. Erster Klasse mit uns fuhren zwei Grossirer, reiche und angesehene Herren aus Kopenhagen, welche in Island mehrere Factoreien besaßen und ungefähr alle Jahre dahin reisen müssen, um nach dem Stand ihrer Geschäfte zu sehen; ein auf Island selbst ansässiger dänischer Handelsmann, der sich von einem Fabrikjungen in einer Nadelfabrik zum selbständigen Geschäftsbesitzer emporgearbeitet hatte; ein Norweger, früher Seemann und jetzt Handelsmann, der viel von Stürmen und Walfischen zu erzählen wußte; einige Damen, welche der Haute-Volée von Reykjavik angehörten und von einem Besuch in Dänemark zu ihren Familien zurückkehrten, und eine junge dänische Offiziersfrau, welche ihren auf einer dänischen Corvette zu Reykjavik stationirten Mann besuchen wollte. Das Präsidium führte in Amtsuniform, blau mit gelben Knöpfen, der Kapitän West, ein kräftiger, echter Seebär, kurz und dick, mit kurzgeschorenem blonden Haar und borstigem Bart derselben Farbe, ein Mann ohne viel Complimente, der, wie ich hörte, vom schlichten Matrosen zu seinem jetzigen Rang emporgestiegen war, sein Metier verstand, die Reise nach Island aber zum ersten Male machte. Eine Frau aus den Farörern war fast beständig unsichtbar; ihr kleines Kind krabbelte den ganzen Tag zwischen den Kisten und Kasten auf dem Deck herum, bald seekrank und bald wieder ganz seelenvergnügt am Spielen.

Während die Gesellschaft erster Klasse die eigentlichen „Herren“ auf Island andeutete, nämlich dänische Kaufleute, dänisch-isländische Beamte, entsprach jene zweiter Klasse mehr dem isländischen Volke und zwar „Jung-

Island", das noch immer genöthigt ist, seine Bildung in Dänemark, d. h. in Kopenhagen zu suchen, daselbst die nöthigen Connexionen anzuknüpfen und dann in der Heimath seinen Weg zu machen. Außer einigen Geschäftsleuten waren es meist ganz junge Leute: so ein Rechtscandidat, der soeben sein Beamtenexamen gemacht, seine Schwester, welche in Kopenhagen eine Normalschule besucht hatte, um nun als Lehrerin nach Island zurückzukehren, ein Candidat der Theologie u. s. w. Die interessanteste Persönlichkeit war mir Herr Björn Jónsson, Redacteur der isländischen Zeitung „Isafold", ein Herr von etwa 30 Jahren, der mit seiner Frau und zwei kleinen Mädchen — nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Kopenhagen — in seine Heimath zurückkehrte. Er verstand etwas Deutsch, sprach Englisch und war mit den Verhältnissen Dänemarks wie mit jenen seiner Heimath wohlbekannt.

So wenig er und die übrigen Isländer sich auch in Bezug auf Politik äußern wollten, so machte mir doch gleich die ganze Zusammensetzung und Physiognomie der Schiffsgesellschaft den Eindruck, daß eigentlich nicht Reykjavik, sondern Kopenhagen die Hauptstadt von Island ist. Da residirt der König und der Minister für die isländischen Angelegenheiten; da wohnen die großen Kaufmannsfirmen, in deren Händen noch immer der Löwenantheil des isländischen Handels ruht; da ist die Universität, an welcher die isländischen Juristen, Theologen und Mediciner studiren; da wurzelt das Lutherthum, zu dem der Bischof von Reykjavik und sein Klerus nur ein ergebenes Colonialannexum bildet; da ist der „Kaufhafen", der Island hauptsächlich mit Lebensmitteln, Holz und mit den andern nöthigsten Lebensbedürfnissen versieht. Religion, Politik, Handel, Industrie, Bildung, Schule, ja selbst die materiellen Grundbedingungen des Daseins haben ihren Mittelpunkt in Kopenhagen.

Der „Luncheon" oder das Gabelfrühstück versammelte zum ersten Mal die Reisegesellschaft, die sich bald an einander gewöhnte und sich auch gegen die beiden „Pastoren" recht freundlich erwies. Nur der erste Steuermann fühlte das Bedürfniß, gelegentlich hinter unserem Rücken etwas Theologie zu treiben und unserem jüngeren Reisegefährten allerlei dummes Zeug zu sagen, das indeß sofort die verdiente humoristische Abfertigung erhielt.

Ich hatte schon bedauert, daß das Frühstück uns ganz das Vergnügen entzöge, den Sund zu sehen. Das war indeß nicht der Fall. Als wir wieder auf Deck kamen, lag eine Insel vor uns, die ganz auf's Haar dem Fort „Tre Kroner" glich, und die große Stadt dahinter war Kopenhagen. Wir waren nicht vom Fleck gekommen, weil erst der Kompaß in Ordnung gebracht werden mußte. Der Magnet ist nämlich nicht, wie ihn manchmal die Poeten auffassen, der unwandelbar treue Geselle, der nicht rechts, nicht links, sondern unveränderlich gen Norden strebt. Der bewegliche Patron läßt sich vielmehr auch von allem Eisen anziehen, das auf dem Schiff ist und durch die Einwirkung des Erdmagnetismus magnetisirt wird. Bevor man sich deßhalb seiner Führung in die weite nordische Meereswüste überlassen kann, muß erst festgestellt werden, wie groß der Winkel ist, um welchen der Magnet von der Nord-Süd-Linie des magnetischen Meridians abgelenkt wird.

Dann erst ergibt eine genaue Deviationstabelle die zuverlässigen Anhaltspunkte, deren man bedarf.

Schon bei der Abfahrt hatte das Regnen nachgelassen. Während der Deviations-Untersuchungen klärte sich der Himmel langsam und die Sonne strahlte hell über dem Sunde, der mehr einem großen Landsee als einem Stück Meere gleicht. Noch lange konnten wir Kopenhagen sehen und die herrlichen Wälder des Thiergartens, die Thürmchen von Ordrup, die Villen bei Charlottenlund und das Schloß Skoborg. Zeitweilig kamen wir etwas näher an die schwedische Küste und erhielten einen guten Ausblick auf die Festung Landskrona. Kaum hatten wir aber die Insel Hveen erreicht, da war schon wieder Zeit zum Essen, wozu aber kein Waldhorn geblasen, sondern bloß geläutet wurde.

Als wir von unserm ersten Schiffsdiner auf das kleine Oberdeck stiegen, nahte sich das Schiff bereits der kleinen Meerenge, wo Schweden und Dänemark fast zusammenstoßen — Dänemark flach wie ein holländischer Polder, Schweden mit etwas Gebirg, das, durch keine rivalisirenden Höhen gestört, viel höher scheint, als es wirklich ist. Es wär ein ganz prächtiger Nachmittag. Das Bedeutendste in dem Bilde lieferte aber doch Dänemark, nämlich die Stadt Helsingör und das Schloß Kronborg, das mit wahrhaft königlicher Majestät auf der äußersten Spitze des dänischen Ufers in's Meer hinausragt.

Für Dänemark war dieses schöne Plätzchen noch bis tief in die neuere Zeit eine sehr erträgliche Geldquelle. Es ist der Schlüssel zum Sunde, d. h. das Thor zu der einzigen Wasserstraße, welche die Nordsee und den Atlantischen Ocean mit Sund, Belt und Ostsee, mit den deutschen, dänischen, schwedischen, finnischen und russischen Häfen verbindet. Kein Schiff konnte von Norwegen, England, Frankreich, Spanien, Amerika oder noch entlegenern Länder in diese Häfen gelangen, ohne an den Kanonen von Helsingör vorbeizupassiren. Der Däne wollte nicht umsonst Thürhüter sein, sondern ließ jedes Schiff seine zwölf Speciesthaler bezahlen und von der Waare noch obendrein 1—1½ Procent. Nur die Hansestädte hatten sich von alten Zeiten her dieser Besteuerung zu entziehen gewußt. Das brachte dem kleinen Lande noch 1853 von 21 000 Schiffen eine Summe von zwei und einer halben Million Thaler ein. Die Amerikaner wollten sich indeß 1855 diesen Zoll nicht mehr gefallen lassen. Sie kündigten ihn auf, und ihrem Beispiel folgten bald die sämmtlichen Staaten Europa's und erlangten im April 1857, daß Dänemark gegen eine Entschädigung von 30 Millionen Riksdaler den Zoll aufhob. Militärisch ist der Platz indeß noch immer bedeutend und wäre es noch mehr, wenn ganz Skandinavien ein Reich wäre und derselbe König über die beiden Thürflügel des Sundes verfügte.

Das Schloß Kronborg hat übrigens nichts, was an einen alten Zollwächter erinnerte; es drückt vielmehr das Bewußtsein jener einstigen Macht und Selbstherrlichkeit aus, welche nicht bloß diese wichtige Handelsstraße beherrschte, sondern auf die Geschicke Nordeuropa's den entschiedensten Einfluß besaß. Es ist nicht ein mit so verschwenderischer Pracht ausgestatteter Feenpalast, wie ihn zu Frederiksborg Christian IV. sich und seiner Geliebten Christine Münch zum

Denkmal ſetzte. Faſt ohne Schmuck, ernſt, gewaltig und feſt erheben ſich ſeine Quadern über die weitſchichtigen Wälle und Gräben, Mauern und Terraſſen. Doch nachdem unten für gebührende Feſtigkeit geſorgt, erhebt ſich oben in Thürmen und Giebeln, Fenſtern und Gallerien ein maßvoller und doch reicher Schmuck in den muntern Formen däniſcher Renaiſſance, der dem Geſammtbild hohe Würde und Schönheit verleiht, ohne den Eindruck der Feſtigkeit zu verwiſchen. Die Feſte hat wenigſtens neun Thürme, von denen der Glockenthurm wohl der ſchönſte iſt. Die Ausſicht von der eleganten alten Säule auf den Sund muß herrlich ſein. Gerne wäre ich an's Land geſtiegen, um dieſe Ausſicht zu genießen und die Schloßkapelle zu beſichtigen, die ſehr gerühmt wird, beſonders aber, um, wie manch andere Touriſten, einmal an Ort und Stelle von Hamlet zu träumen.

Denn Elſinore, Helſingör, iſt der Schauplatz dieſer — man kann wohl ſagen berühmteſten aller Tragödien. Auf der Terraſſe, wo heute im hellen Abendſonnenſchein die däniſche Flagge, der Danebrog, auf der hohen Stange weht, iſt in dunkler Mitternacht der Geiſt des Vaters dem Prinzen Hamlet erſchienen; in den Sälen des Schloſſes hat er der buhleriſchen Mutter im ſchrecklichen Schauſpiel ihre eigene ſchmähliche Blutthat vorgeführt; in den Gärten und Wieſen des Schloßparks hat die unglückliche Ophelia ſich Rosmarin und Fenchel und Maßliebchen zum Kranze gewunden, da iſt ſie in wirrem Traume umhergeirrt und hat endlich ihr trauriges Schickſal beſchloſſen.

Es neigt ein Weidenbaum ſich über'n Bach,
Im klaren Strome ſpiegelt ſich ſein Laub,
Aus welchem ſie phantaſtiſch Kränze wand
Von Hahnfuß, Neſſel, Maßlieb, Purpurblumen;
Dort klomm ſie auf, um ihre wilden Kränze
An den gebeugten Äſten aufzuhängen.
Da brach ein morſcher Zweig, und nieder fielen
Die rankenden Trophäen und ſie ſelbſt
In's weinende Gewäſſer. Ihr Gewand,
Weit ausgebreitet, hielt noch eine Zeitlang
Sie oben, einer Waſſernymphe gleich,
Indeß ſie Stellen alter Lieder ſang,
Als hätte ſie nicht Ahnung ihres Unglücks,
Wie ein Geſchöpf, geboren und begabt
Für dieſes Element. Doch nur zu bald
Geſchah's, daß ihre waſſerſchweren Kleider
Das arme Kind aus ihren Melodien
Hinunterzogen in den feuchten Tod.

An dieſer merkwürdigen Stätte vollzog ſich die furchtbare Rache an König und Königin, Hamlets Untergang und der Sturz des ganzen Hauſes.

Nach Saxo Grammaticus hätte die Sache freilich einen andern Ausgang gehabt. Der Schuft Fegge tödtet wohl mit Zuſtimmung der ehebrecheriſchen Königin Gertrud den guten König Orwendel von Jütland, heirathet dann die Genoſſin ſeiner Verbrechen und ſetzt ſich ſelber auf den Thron. Der Sohn Amlet, der in Deutſchland ſtudirt, ſpielt den Verrückten, doch nicht zweifels-

voll, ſondern mit voller ſkandinaviſcher Geiſtesklarheit, Schlauheit und Energie, ſtößt Ophelia's Liebe als hinderlich für ſeine Pläne harſch von ſich, betrauert aber hinterher ihren Tod. Als gerechter Rächer tödtet er den Mörder ſeines Vaters, als mitleidiger Sohn ſchont er aber der Mutter, als glücklicher und ſiegreicher Held beſteigt er ſelbſt den ledig gewordenen Thron.

Dieſe Züge der urſprünglichen Sage entſprechen mehr dem Charakter des ſkandinaviſchen Nordens, als dem philoſophiſchen Tiefſinn, durch den Hamlet ſo berühmt geworden iſt. Dieſen hat Shakeſpeare in das Drama hineingetragen und dadurch dem alten Sagenhelden einen Weltruf erworben, den er durch ſeine Rachethat allein wohl nie erlangt haben würde.

Helſingör beherbergt aber nicht bloß Hamlets Schatten; denn in den Verließen der Burg ſchlummert auch Dänemarks volksthümlichſter nationaler Sagenheld, Holger Danske, ganz genau wie Kaiſer Rothbart im Kyffhäuſer, thronend auf einem Felſen an einem gewaltigen Felſentiſch, das im Schlummer ſinnende Haupt auf den Ellbogen geſtützt. Blond iſt ſein Haar und blond iſt ſein Bart, der in dichten Flocken über den Tiſch herabwallt und durch die dicken Mauern hinausdringt bis in's Meer — denn was der Unkundige für Algen anſieht, das iſt Holger Danske's Haar. Seit Jahrhunderten ſchlummert er da, der Zeitgenoſſe Karls des Großen und Rolands, König Götriks Sohn, der Herr von Seeland, des ſaatenreichen Landes. Nach gewiſſen Überlieferungen wäre er älter als der Odin der nordiſchen Mythologie; nach andern taucht er erſt in dem Kriege der Dänen mit Karl dem Großen auf. Gegen dieſen kämpfte er mit unbeugſamem Muthe, wurde aber als Kriegsgeiſel begehrt und gefangen an den Rhein gebracht. Da gefiel es ihm nicht; von den Ufern des herrlichen Stroms verlangte er unaufhörlich zurück nach ſeinen geliebten Feldern und Wäldern am Sunde.

Held Roland befreite ihn endlich aus der Sklaverei, doch nur unter der Bedingung, daß er nach Rom zöge und den Papſt aus den Händen der Ungläubigen befreite. Das that er gern und ſchlug die Ungläubigen todt bis auf den letzten Mann. Mit dem Segen des Papſtes begleitet, wanderte er dann in der ganzen Welt herum, in Deutſchland und Frankreich, Spanien und England, Italien und dem Orient, verrichtete Wunder von Tapferkeit, bezauberte Prinzeſſinnen und Feen, und erwarb ſich in Golconda ſogar die Frucht der Unſterblichkeit. Eigentlich geſtorben iſt er nicht, ſondern nur von einer Zauberin des Meeres dem Anblick der Sterblichen entrückt, und er harrt in ſeinem unterirdiſchen Gemache des Tages, wo Dänemark ſeines tapfern Schwertes bedarf. Dann wird er mit dem bereitſtehenden Schwert den Bart durchhauen, der durch den Tiſch gewachſen iſt, und emporſteigen und unſichtbar mitſtreiten die Schlachten ſeiner Heimath und ihre Schaaren unbeſieglich machen. Denn er iſt Dänemarks Schutzgeiſt.

Zu meinem Bedauern wurde in Kronborg nicht gehalten, ſondern unſer Schiff dampfte weiter in's Kattegat hinaus, zwiſchen viele andere Schiffe, die da kamen und gingen. Noch bis zum ſpäten Abend beſtrahlte die Sonne manches ferne Segel und glitzerte und funkelte auf den Wellen herum, die das Schiff umtanzten. Es wurde ſpät, bis ich in meine Koje kam. Das

Bettchen war eng, wie ein Sarg. Über mir ſchlummerte indeß der Herr „Baron" den Schlaf des Gerechten. Ich ſchlief auch bald ein, träumte von Hamlet und Holger Danske, Walfiſchen und feuerſpeienden Bergen, Recenſenten und Aquavit. Wir konnten den Sundzoll nicht bezahlen. Ophelia bot umſonſt ihren goldenen Schmuck als Löſegeld an. Holger Danske ließ unſer Schiff in Brand ſchießen. Die vielen Petroleumfäſſer loderten gleich hell auf. Als ich erwachte, war ich „ſöſyg" und die ganze Welt konnte mir jetzt geſtohlen werden.

19. Juni.

Zu gutem Glück ward uns die Welt nicht ganz geſtohlen, ſondern wir „rollten" — wie die Seeleute dieſe lieblich ſchwankende Wiegenbewegung des Schiffes nennen — durch Skagerack, Kattegat und Nordſee recht munter nach den britiſchen Inſeln hinüber. Die erſten zwei Tage nichts als Meer — Meer, Meer — dunkel eiſengraues Meer und bewölkter Himmel darüber. Am dritten hellte ſich der Himmel wieder auf; die Sonne durchbrach das Gewölk, und nach Weſten hin zeigte ſich zu meiner großen Freude Land, noch etwas nebelhaft verſchwommen, aber doch immerhin Land — dear auld Scotland, das liebe alte Schottland mit ſeinen poetiſchen Hügeln und Seen, Schlöſſern und Kloſterruinen, Geſchichten und Balladen. Ich hieß es herzlich willkommen, wie einen lieben alten Bekannten. Gegen Nachmittag trat die Küſte deutlicher hervor — und zwar vor Allem der „Baß Rock", ein ungeſchlachter Felſenklotz, der, ich weiß nicht in welcher geologiſchen Periode, am Eingange des Firth of Forth in's Meer gepoltert iſt und ſeither wie ein rieſiges Schiffszeichen daſteht, ein paar engliſche Meilen von der Küſte, dem hochromantiſchen Felſenſchloß Tantallon gegenüber. Das liebe dicke Ungeheuer hat etwa eine engliſche Meile im Umfang, fällt faſt nach allen Seiten ſchroff ſenkrecht in's Meer ab und beherbergt Niemanden als „viele tauſend friedlicher Vögel", denen es hier ſehr wohl ergeht. Sie ſind nahe genug an der Küſte, um ihr Diebsweſen zu treiben, weit genug entfernt, um wenig geſtört zu werden. Schon eine Stunde weit voraus kündigten ſie uns den Baß Rock an. Sie wurden immer häufiger, je näher wir kamen, bis ſie endlich in zahlloſen Schwärmen das wunderliche Felſenneſt ſelbſt in raſtloſem, ſcheuem Flug umflatterten. Der Vogel heißt Sula — sula bassana — deutſch Tölpel oder auch Seerabe. Dem Tölpel-Namen macht er alle Ehre, wenn er ſitzt oder zu watſcheln verſucht. Er ſieht dann recht unbehilflich aus; der große, bläuliche Stoßſchnabel iſt viel zu ſtark für den kurzen Hals, und die ganze plumpe Figur weiß ſich auf den patſchigen, grünen Schwimmfüßen kaum zu halten, während das gelbe Auge allzeit mehr Appetit als Genie verräth. Es war ein ſonderbares, auf die Dauer ſehr einförmiges Ballet, das dieſe weißen Seeraben aufführten, indem ſie ſich bald einen Flügelſchlag gaben und pfeilſchnell weiterſchoſſen, bald ſich wieder drehten und in weiten Krümmungen umherkreiſten, bald hart das Meer ſtreiften und in ebenſo weiten Bogen emporflogen, mit viel Gewandtheit, aber nicht eigentlich graziös.

Es wurde über fünf Uhr, bis wir Inch Keith erreichten, eine kleine Inſel, die ungefähr mitten im Firth of Forth liegt und mit ihrem Leucht-

thurm die ganze weite Bucht beherrscht. Außer etwas Moos und spärlichem Gras hat sie fast keine Vegetation. Über die dunkeln Felsen laufen kleine weiße Mauern hin, zum Theil mit Kanonen besetzt. Das weiße Lighthouse hob sich sehr scharf von der mit viel Dunst gesättigten, graublauen Atmosphäre ab. Der Ausblick war schön und wurde immer schöner, indem dunkles Gewölk sich am Himmel durcheinander wälzte, abwechselnd etwas lichtete und dann wieder verdüsterte, wieder aufhellte, bis endlich ein schwacher Wind der Abendsonne langsam zum Siege verhalf und die letzten Wolkentrümmer in langen, glühendrothen Schichten sich am Rande des Horizontes ausbreiteten, ein Rest aber wie ein fernes Gebirge hinter der Salisbury Craigs sich niederließ. — Nachdem das malerische Edinburgh eine Zeit lang sich deutlich den Blicken entrollt hatte, verschwanden seine Thürme wieder hinter den Gebäuden des nähern Leith. Da aber Ebbe war, wurde auf der Rhede Anker geworfen, und erst spät um zwölf Uhr öffneten sich die Hafenthore und brachte ein Lootse uns in den eigentlichen Hafen hinein.

Die Zeit bis dahin ließen wir uns nicht lange werden. Wir baten die Isländer, uns einmal ein isländisches Lied zum Besten zu geben. Sie gingen freundlich auf diese Bitte ein, beriethen alsbald, was sie singen wollten, gruppirten sich in der Nähe der Kajütenthüre im Kreise und am Schiffsgeländer herum und begannen ihren Sang. Der Redacteur ging auf und ab und schlug den Takt mit Händen und Füßen. Das erste Lied war in Moll und hatte einen schwermüthigen Charakter. Das zweite war ein patriotisches auf die Melodie „Heil dir im Siegerkranz", auf welche bekanntlich auch Engländer und Schweizer ihrem Patriotismus huldigen und die sich eines Tages am besten zu einem pangermanischen Universallied eignen wird. Der isländische Text, von Bjarne Thorarensen, lautet also:

Uraltes Isafold,
Heimath so traut und hold,
Bergkönigin:
So lang die Sonne glüht,
Meer um die Länder zieht,
Liebe im Herzen blüht,
Denkt dein mein Sinn.

Ach, aus des Hafens Qualm
Sehn' ich mich heim zur Alm,
Heimath, zu dir.
Denn in der Stadt Gewühl
Lockt uns der Thoren Spiel,
Sind wir des Spottes Ziel,
Fremdlinge hier.

Land ohne Bergeshang,
Machest mich krank und bang
Mit Nebelhauch.
Nie schmückt dich Zauberlicht,
Hast ja gar kein Gesicht,

Haſt eine Naſe nicht,
Auge fehlt auch.

Ganz anders ſiehſt du aus,
Schimmerndes Bergeshaus,
Hoch in der Luft.
Leuchtender Sonnenſtrahl
Blitzt in dem Fluß zu Thal,
Flammt hin am Gletſcherſaal
Durch Fels und Kluft.

Uraltes Iſafold,
Heimath ſo treu und hold,
Bergkönigin:
Freude und Heil ſei dir,
Beten von Herzen wir,
So lang des Weltalls Zier
Nicht ſinkt dahin.

Mit der Bergkönigin Iſafold iſt natürlich Island gemeint, mit dem Hafen Kopenhagen und mit dem Land, das perſonificirt gedacht, weder Augen, noch Naſe, überhaupt kein Geſicht hat, Dänemark. Das iſt ſchon etwas boshaft gedichtet; aber man muß es den Isländern zu gute halten. Kein Volk in Europa, ſelbſt die Schweizer nicht, ſind ſo begeiſtert für ihr Land, wie die Isländer für ihre Bergeseinſamkeit im nördlichen Meere. Auf den Wunſch der Isländer ſangen wir übrigens auch deutſche Lieder, einer der Paſſagiere holte eine Zither herbei, Geſang und Muſik lockte nach und nach die ganze Schiffsgeſellſchaft zuſammen, von einer Barke aus wurden die Lieder der Isländer mit engliſchen Liedern erwiedert, und ſo entwickelte ſich in der Abenddämmerung ein ganz gemüthliches internationales Concert, während zahlloſe Flammen von Schiffen und Booten, von Hafen und Stadt aus das anmuthige Seebild erleuchteten.

20. Juni.

Da es erſt gegen Mitternacht auf dem Schiffe ruhig wurde, ſo war es früh für uns, daß wir ſchon bald nach Sechs unſere Kojen verließen und uns an Deck begaben. Nur vereinzelte Hafenarbeiter ließen ſich ſehen, um allmählich das Ein- und Auspacken vorzunehmen. Sonſt war es ſeltſam ſtill in dem weiten Hafen mit ſeinen vielen Baſſins, Schiffen, Maſten, Dampfröhren, Magazinen und Krahnen. Als wir durch das Labyrinth des geſchäftigen Hafens endlich in die Stadt gekommen waren, war hier weder ein Tram noch eine Droſchke aufzutreiben. Nach der langen Seefahrt that übrigens ein kleiner Morgenſpaziergang gut. Eine ungeheuer lange Straße, faſt ſo breit wie ein Platz, führt ziemlich gerade und mit erträglicher Steigung durch Leith nach Edinburgh hinauf und mündet bei dem ſtattlichen Poſtgebäude auf die prächtige Princesſtreet, eine der ſchönſten von Europa. Ich war ganz ſelig, ſtatt des fremden Däniſchen wieder angelſächſiſche Civiliſation um mich zu haben. Die prächtige Häuſerzeile, Walter Scotts Denkmal, das majeſtätiſche Felſenſchloß, der Park zu ſeinen Füßen, die Tempelhalle der

Nationalgallerie und die Royal Institution — die romantische Altstadt dahinter — Alles, Alles war mir so heimisch — nur schien mir das bekannte Bild noch schöner geworden. Edinburgh ist lange nicht so groß wie Hamburg und Kopenhagen; aber es hat etwas Poetisches, Königliches, Majestätisches. Stolz ragt es auf seinen Hügeln über das Meer empor; Schloß und Kirchen aus vorreformatorischer Zeit krönen das bunte Stadtbild, das die folgenden Jahrhunderte an einander gereiht.

Nachdem wir die heilige Messe gelesen, P. von Geyr bei unsern Patres in Lauriston Street, ich in einem Klösterchen, sorgten wir zunächst für unsere Correspondenz. Denn von Edinburgh an hörte für uns die tägliche Post auf, welche wie ein unaufhaltsames Lauffeuer sonst das ganze civilisirte Europa verbindet. Nach Reykjavik kommt nur alle Monate einmal ein regelmäßiger Postdampfer, auf andere Schiffe ist nicht sicher zu rechnen, und ein Spaßvogel wollte sogar wissen, der Bischof von Reykjavik hebe sich alle Zeitungen bis zum Schlusse des Jahres auf, um sie dann im folgenden, Tag für Tag, regelmäßig und ohne Unterbrechung lesen zu können. Genug, wir hielten es für das Sicherste, für ein paar Wochen vom übrigen Europa Abschied zu nehmen und uns höchstens allenfalls nach Reykjavik einen Brief zu bestellen. Zu meiner nicht geringen Freude traf ich bei unsern Patres den P. Provinzial von England, der früher mein Oberer in Stonyhurst gewesen war, und einen Missionär aus Calcutta, so daß wir auf dem Wege nach Island zugleich das Neueste aus England und Indien vernehmen konnten.

Edinburgh will ich nicht weiter beschreiben; ich habe das schon früher ausführlich gethan und fand meine früheren Eindrücke bestätigt. Es war gerade der Tag der Thronbesteigung Ihrer Majestät der Königin Victoria. God save the Queen! Schon seit 1837 ist sie am Regieren und hat den Katholiken nie etwas Böses, wohl aber viel Gutes gethan! Zu ihrer Ehre waren viele Gebäude beflaggt. Bei prächtigstem Wetter sah die Stadt von selbst festtäglich herrlich drein. Alles wimmelte von Leuten und Wagen. Unterwegs trafen wir mit einigen Isländern von unserer Schiffsgesellschaft zusammen, welche die Stadt noch nicht näher kannten. Sie schlossen sich uns an, und gerne übernahm ich das Amt eines Cicerone in der mir wohlbekannten Stadt.

Ich führte meine Freunde zunächst in die Gärten an Princesstreet, dann an der Bank vorbei hinauf auf's Schloß, dann durch Highstreet und Canongate hinab nach Holyrood und von da nach Calton Hill, zum Nationalmonument. Auf dem Schloß standen und liefen viele Soldaten herum von einem Hochländer-Regiment in ihrer buntphantastischen Tracht mit bloßen Knieen. In der Altstadt begegnete uns mehr Proletariat und zerlumptes Volk, als man in Kopenhagen zu sehen gewohnt ist, und doch hielten wir nur auf der größten Verkehrsader, ohne in die wunderlichen Seiten- und Winkelgassen des alten Häusergewirrs hineinzudringen. Auf einem Green bei Holyrood wurde Cricket gespielt. Auf Calton Hill ließ sich eine Regimentsmusik zu Ehren des Festtages vernehmen. Es war ein herrlicher Abend. Eine Menge Volk lagerte sich über den weiten Hügelrücken hin. Die Musik

ſpielte wacker, und die zahlreichen Kinder fingen von ſelbſt zu tanzen an. Nach der einen Seite hat man die ebenſo glänzende als merkwürdige Stadt zu Füßen, nach der andern Leith, den breiten Fjord und das majeſtätiſche Meer im Strahl der Abendſonne. Einem gewaltigen Leuchtthurm gleich ragt Nelſons Monument in den goldigen Himmel; geiſterhaft, wie ein Traum aus „Child Harolds Pilgrimage", ſtarren daneben die trümmerhaften Säulen des Nationalmonuments; rieſige Schlöte aus weiten Fabrikrevieren heraus, dampfende Schienenwagen und gewaltige Schiffe verkünden die Triumphe modernen Erfindungsgeiſtes, und ritterlich poetiſch wie ein alter Balladenkönig thront das impoſante Felſenſchloß über dem glänzenden Luxus der Neuzeit!

Gern wäre ich noch bis in die Nacht hinein auf dem Hügel geblieben; aber mit dem Kapitän war nicht zu ſpaßen. Wir kehrten alſo zum „Romny" zurück, wo wir die bisherige Geſellſchaft um einige neue Mitglieder vermehrt antrafen. Es war uns dann noch ein ganz angenehmer Abendſpaziergang auf den Docks beſchieden. Gegen elf Uhr erſt wurde das Schiff langſam in die Rhede hinausbugſirt.

21. Juni.

St. Andrew's Bay war längſt paſſirt, als ich meinen Sonnenaufgang hielt, wobei aber die eigentliche Sonne nicht recht herauskam. Wir fuhren ziemlich nahe der ſchottiſchen Küſte entlang, an der zahlreiche Luſtſchiffe und Fiſcherboote herumſegelten. Streckenweis läuft eine Bahn hart längs des Geſtades. Man konnte die Züge fahren ſehen. Hinter den Hügeln des Strandes zeigten ſich in der Ferne die Grampians. Der ganze Küſtenſtrich iſt nicht beſonders intereſſant. Der großen Stadt Aberdeen kamen wir nicht nahe genug, um ihre merkwürdigen Bauten genau unterſcheiden zu können. Eine Reihe dampfender Schlöte bezeichneten eine große Fabrikſtadt, ein Wald von Maſten den nicht unbedeutenden Hafen. Mit dem Feldſtecher konnte man einzelne Thürme und Gebäude der „Granitſtadt" nothdürftig unterſcheiden.

Gegen fünf Uhr kamen wir in die Nähe von Peterhead. Dann öffnete ſich der weite Eingang zum Moray Firth. Dunkel und melancholiſch ſtiegen die Berge von Sutherland und Caithneß aus dem Meere auf. Es wurde gegen elf Uhr Abends, bis wir am Pentland Firth die Nordſpitze von Schottland erreichten. Die Küſte iſt hier wild, felſig, zerklüftet. Da das Meer außerordentlich ruhig war, beſchloß der Kapitän, nicht an den Orkney-Inſeln vorbeizufahren, ſondern die zwiſchen ihnen und dem Feſtland liegende enge Pentlandsſtraße zu durchſchiffen. Wegen der ſtarken Meeresſtrömung, die ſich von Weſten her in dieſen Kanal drängt, iſt dieſe Fahrt ſonſt gefährlich. Links hatten wir die ſchroffen Felſen von Dunkansby Head und die Inſel Stroma, rechts die Inſeln South Ronaldſha, Swona und Hoy, ſämmtlich niedrig, kahl, mit verwetterten Klippen und ſpärlichem Grün, zu dem Abend von geſtern ein merkwürdiges Gegenbild. Der prachtvolle Sonnenuntergang dauerte lange, das Abendroth wollte kein Ende nehmen; erſt um elf Uhr herum begann es zu dunkeln. Die Luft war mehr kalt als friſch. Es war Alles ſchon ziemlich nordiſch.

Nach Einigen ſoll in der Pentlandsſtraße das Meer „verſalzen“ worden ſein. Denn alſo berichtet ein Skaldenlied:

„Skjöld hieß ein Sohn Odins, von dem die Skjöldunger ſtammen. Er hatte Sitz und Herrſchaft in den Landen, die nun Dänemark heißen; aber damals hießen ſie Gotland. Skjöld hatte einen Sohn, Fridleif genannt, der nach ihm die Lande beherrſchte. Fridleifs Sohn hieß Frodi, der nach ſeinem Vater das Königthum überkam. Das war in der Zeit, da Kaiſer Auguſtus in der ganzen Welt Frieden ſtiftete und Chriſtus geboren ward, und weil Frodi der mächtigſte aller Könige in den Nordlanden war, ward ihm dieſer Friede in der däniſchen Zunge beigelegt und nannten ihn die Nordmänner Frodi's Frieden. Niemand beſchädigte da den Andern, wenn er auch ſeines Vaters oder Bruders Mörder getroffen hätte, los oder gebunden. Da war auch kein Dieb oder Räuber, ſo daß ein Goldring lange Zeit unberührt auf Jalangers Haide lag. König Frodi ſandte Boten nach Switjod zu dem Könige, der Fjölnir hieß, und ließ da zwei Mägde kaufen, die Fenja und Menja hießen und ſehr groß und ſtark waren. In dieſer Zeit gab es in Dänemark zwei ſo große Mühlſteine, daß Niemand ſtark genug war, ſie umzudrehen. Dieſe Mühlſteine hatten die Eigenſchaft, daß ſie mahlten, was der Müller wollte. Die Mühle hieß Grotti, der Mann aber, der dem König Frodi die Mühle gab, ward Hengikjöpter genannt. König Frodi ließ die Mägde in die Mühle führen und gebot ihnen, ihm Gold, Frieden und Frodi's Glück zu mahlen. Er verſtattete ihnen nicht längere Ruhe, als ſo lange der Hahn ſchwieg oder ein Lied geſungen werden mochte. Da ſollen ſie das Lied geſungen haben, das Grottengeſang heißt, und ehe ſie von dem Geſange ließen, mahlten ſie dem König ein Heer, ſo daß in der Nacht ein Seekönig kam, Myſingr genannt, welcher den Frodi tödtete und große Beute machte. Damit war Frodi's Frieden zu Ende. Myſingr nahm die Mühle mit ſich, und ſo auch Fenja und Menja, und befahl ihnen, Salz zu mahlen. Und um Mitternacht fragten ſie Myſingr, ob er Salz genug habe, und er gebot ihnen, fortzumahlen. Sie mahlten noch eine kurze Friſt, da ſank das Schiff unter. Im Meer aber entſtand nun ein Schlund, da wo die See durch das Mühlſteinloch fällt. Auch iſt die See ſeitdem geſalzen.

Die Mägde mahlten
Aus aller Macht:
Die jungen waren in Jotenzorn.
Die Mahlſtange brach,
Die Mühle riß,
Der mächtige Mühlſtein
Fuhr mitten entzwei.

Die Bergrieſen-
Bräute ſprachen:
‚Nun finden wir, Frodi,
Wohl Feierabend,
Genug gemahlen
Haben wir Mägde.‘“

22. Juni.

Zum erſten Mal in meinem Leben hatte ich die volle Einſamkeit des Atlantiſchen Meeres vor mir. Sie iſt wirklich grandios, wenn die Phantaſie dabei auch etwas mitſpielt. Die See war ruhig, das Wetter prächtig. Eine Zeit lang war eine däniſche Brigg in Sicht; am Nachmittag kamen drei

Walfiſche ziemlich nahe und kündigten ſich durch die Spritzbrunnen an, die ſie aus ihren Spritzlöchern über den tiefblauen Ocean emporſandten. Indem ich die Kajüte mied, befand ich mich erträglich wohl und fing an, mich mit Vater Ocean auszuſöhnen. Gegen Abend überzog ſich indeß der Himmel, das Meer ward ſehr unruhig und ſchien mir ſich zu einem Sturme vorbereiten zu wollen.

Als wir etwa um zehn Uhr Abends uns den Faröern näherten, ſtellte ſich heraus, daß der Kapitän zu weit weſtlich hatte ſteuern laſſen. Es mußte etwas gedreht und ein anderer Kurs eingeſchlagen werden. Das bot den Vortheil, daß wir die erſte Vorburg der Inſelgruppe ziemlich lange im Auge behielten. Es iſt das der Mönch („Munken"), ein einſames, gewaltiges Felſenriff, das dunkel aus haushoher Brandung emporſtarrt, von kleineren Riffen wie mit Trümmern eines Walles umgeben, ſo daß weit herum milchweißer Schaum aus den dunkeln Wogen aufziſcht. Ein Mahlſtrom von Weſten nach Oſten hält die zürnende Fluth in beſtändiger Bewegung. Im Dunkel der hereinbrechenden Dämmerung ſah das prachtvoll aus, wie eine Scene aus dem gewaltigſten Meeresſturm. Es war, als müßte das wettergepeitſchte Riff dem Andrang erliegen; aber ruhig ſchüttelte es jede neue Woge ab — einſam, ſchutzlos, der ganzen Wuth des Atlantiſchen Oceans und aller ſeiner Stürme preisgegeben, aber immer noch feſt und unerſchütterlich. Die Seeleute haben dem Mönchsthum ein ſchönes Zeugniß ausgeſtellt, daß ſie dieſen wackeren Einſiedler den Mönch nennen. Er wird ſonſt auch „Sumbö Steinar" oder „Sunnböar Steinur" genannt.

23. Juni.

Wie die alten Mönche hatten wir dießmal eine kurze Nacht. Um elf Uhr zu Bett, um drei Uhr ſchon wieder auf. Man warf die Anker ziemlich weit vom Strand der Inſel Stromö, und ein paar ſchrille Signale verkündeten dem einſamen Städtchen Thorshavn unſere Ankunft. Wir machten raſch Toilette und rüſteten die Koffer, die unſere Paramente enthielten. Denn es kam Alles darauf an, heute noch den wenigen Katholiken auf den Faröern die heiligen Sacramente ſpenden zu können. Sonſt blieb nichts übrig als bis zum nächſten Schiff, d. h. etwa 14 Tage, auf dieſen traurigen Felsinſeln zu verweilen. Im Dämmerlicht eines trüben Morgens, ohne Bäume und Buſch, aus knorrigen Felsmaſſen geballt, wie man ſie künſtlich an den Weihnachtskrippen nachmacht, ſah die Küſte von Stromö ſchrecklich öde aus, die gegenüberliegende, nur von Vögeln bewohnte Inſel Naalsö noch trauriger. Die meiſten Dächer von Thorshavn ſind mit Gras überwachſen, und die Ortſchaft ſieht deßhalb mehr einem Alpendorf als wie einem Städtchen gleich. Nur die Kirche, das Haus des Amtmanns, einige andere Häuſer und der Flaggenſtock einer kleinen Befeſtigung geben dem Ganzen etwas Anſehen.

Auf das Schiffsſignal kam ein Nachen heran mit drei Färingern, einem Alten und zwei jungen Burſchen. Der Alte, Zacharias mit Namen, war ein Seebär von echtem Schrot und Korn. Er dient ſeit langen Jahren als Lootſe und Poſtgehilfe. Mit ſeinem wettergebräunten Geſicht, ſcharfen Zügen, dunklem Haar und Vollbart konnte er wohl einen Vikinger vorſtellen,

die beiden Burschen aber das Romantische der Saga übernehmen. Alle drei trugen kurze, graubraune Jacken, Kniehosen derselben Farbe, Wollstrümpfe ebenso, sandalenartige Schuhe von Schafleder. Die Charakteristik aber gab die Färingerkappe, eine spitze hohe Mütze von blau und roth gestreiftem Wollzeug, nach Art einer Freiheitsmütze vorn umgebogen. Sie steht ganz keck, republikanisch.

Zacharias kannte den P. von Geyr schon und schüttelte deßhalb ihm und uns gleich treuherzig die Hände, sorgte für unsern Koffer und ruderte uns mit seinen munteren Gesellen an's Land. Es waren prächtige Burschen, schlank, gutgewachsen, urkräftig, ohne Schuletikette und Culturfirniß; doch hatten sie im Gesicht etwas Pfiffig-Verschmitztes, was mir nicht recht gefallen wollte. Sie ruderten uns in der feierlichen Morgenstille in den kleinen Hafen hinein, dessen dunkles Felsgestein arg von den Wogen zerpeitscht, zerklüftet und abgeplättet war. An einem Vorsprung ward gehalten. Er heißt Thingnäs — Dingnase. Da wurden in alten Zeiten die Volksversammlungen gehalten. Jetzt lag Alles voll ausgeweideter Dorsche — Köpfe und Eingeweide ohne viel Umstände daneben und drum herum. Ein kleiner Pfad führte uns an die Bretterhäuser einer ansehnlichen Factorei. Sie gehört einem Hamburger Kaufmann, Namens Hansen, der den P. von Geyr schon zweimal gastlich beherbergt hatte. Es war etwas früh, Besuch zu machen, noch keine fünf Uhr. Allein Noth bricht Eisen, und mit der Etikette nimmt man's im Norden nicht so genau. Frau Hansen hatte uns pochen gehört und kam selbst im Morgenanzug, uns die Thüre aufzumachen, uns einen Kahn mit Ruderern nach Hvidenäs zu bestellen und uns selbst als liebevolle Martha ein Frühstück zu bereiten. Da P. von Geyr sich unwohl fühlte, verzichtete ich auf das Frühstück, um die heilige Messe zu lesen. Zeit war nicht viel übrig; denn nach Hvidenäs war es zu Wasser wenigstens eine Stunde und der Kapitän hatte unsern Termin auf neun Uhr gestellt.

Also gleich wieder in's Boot. Zwei Burschen von etwa 20 Jahren und ein Mann von etwa 30 ruderten uns mit einer Kraft und Gewandtheit, wie sie nur solche Insulaner besitzen, zum Hafen hinaus und hart an der brandenden Küste entlang eine Stunde weit nördlich nach Hvidenäs. In dem kleinen Nachen nimmt sich das Meer viel großartiger aus, als vom Dampfer. Eine einzige Woge spielt mit dem winzigen Ding wie mit einer Nußschale. In einiger Entfernung vom Strand schäumte weißer Gischt an kleinern und größern Klippen auf und bezeichnete mit seinem Tosen auch verborgene Riffe, während der Küste entlang dasselbe Schauspiel sich in allen erdenklichen Variationen wiederholte.

Auf diesen von Wind und Wellen gepeitschten Inseln, die einst ganz katholisch waren, wohnen unter 11 000 Menschen verlassen und einsam drei arme Katholiken, ein Schmied und ein Fischer mit seiner Frau. Sie hatten bei einem Missionsversuch auf dieser Insel die Wahrheit des katholischen Glaubens eingesehen und waren mit heldenmüthiger Hinopferung aller irdischen Interessen zur einen Kirche Christi zurückgetreten. Ein wahrer Sturm, eine Art Christenverfolgung brach gegen sie los. Eine Zeit lang waren sie kaum ihres Lebens sicher, und als die ärgste Aufregung der Prote-

ſtanten verraucht war, ſahen ſie ſich von allen ihren Landsleuten excommunicirt. Die Frau des Schmiedes Jakob und ſeine zwölf Kinder verließen ihren Gatten und Vater; der bereits bejahrte Mann ſah ſich von da an genöthigt, ſelbſt zu kochen und alle Hausgeſchäfte zu beſorgen. Auch von Paul und ſeiner Frau zogen ſich Freunde und Angehörige grollend zurück. Alle drei hielten indeß muthig aus und blieben der Kirche auch dann noch treu, als die Miſſion aufgegeben, Miſſionshaus und Kirche verkauft, der Miſſionär abberufen wurde und künftig höchſtens einmal im Jahr ein katholiſcher Prieſter hinkommen konnte, ihnen die heiligen Sacramente zu ſpenden.

Es rührte mich tief, als Geſandter der katholiſchen Kirche zu dieſen armen Verlaſſenen gehen zu dürfen, um ihnen in ihrer Armuth einen Feſttag zu bereiten. Es rührte mich nicht weniger, bei dieſem Beſuche zwei Sprößlinge hoher und vornehmer Geſchlechter in jene armen Hütten zu begleiten. Die katholiſche Kirche allein gleicht alle Verſchiedenheit der Stände und Völker aus, ohne ſie zu zerſtören.

In einer öden Felſenbucht landeten wir; unten am Strand deckten ein paar Strohhütten die langen Fiſcherkähne. Da hingen auch Rochen, Klippfiſche und andere Fiſche zum Trocknen aus. An den Hügeln herum klebten etliche zwölf arme Hütten, ärmer als die ärmſten, die man in den Alpen ſieht. Zu einer derſelben führte uns unſer Bootsmann. Da wohnte Paul; er war krank und lag zu Bette. Seine Frau wies uns aus dem Mittelraum, der zugleich Küche und Stube vorſtellte, in ein kleines Stübchen, das der frühere Miſſionär nothdürftig tapeziert und zum Kapellchen eingerichtet hatte. Während P. von Geyr die ihm ſchon bekannten Leute begrüßte und dann Beichte hörte, bereiteten Graf Wolfegg und ich Alles zur heiligen Meſſe vor. In keinem Dome und in keiner noch ſo andächtigen Kapelle habe ich das heilige Opfer je mit ſolcher innigen Rührung dargebracht, wie in dieſem armen Stübchen, das an die Verlaſſenheit von Bethlehem erinnerte. Der alte Jakob und die Frau Pauls communicirten am Altare; dem kranken Paul mußte ich die heilige Communion an ſein Schmerzenslager bringen. Es ſollte für ihn die letzte ſein. Alle empfingen die heilige Speiſe mit der herzlichſten Andacht, und die Proteſtanten, die ſich außer den Bootsleuten noch eingefunden hatten, wohnten dem Gottesdienſte mit ernſter Ehrerbietung bei. Während wir uns nach vollendeter Meſſe ſofort wieder zur Abreiſe rüſteten, hielt P. von Geyr im Mittelraum der Hütte noch eine kleine däniſche Predigt; dann ſtellte er uns den guten Leuten vor, die uns die Hände gar nicht mehr loslaſſen wollten und uns in unerſchöpflichen Ausdrücken ihrer Herzensfreude dankten. „Das war ein Feſttag!“ ſagte der alte Jakob; „o wenn Sie nur bei uns bleiben könnten. Wann kommt wieder ein Prieſter, der bei uns bleibt?“

Es that uns ordentlich weh, von den guten Leuten ſo raſch wieder Abſchied nehmen zu müſſen. Unſer Auftrag war indeß erfüllt, und wir mußten eilen, um rechtzeitig wieder auf dem Dampfer zu ſein.

A. Baumgartner S. J.

Molière.

Biographiſch-kritiſche Studie.

(Fortſetzung.)

V. Die Anfänge des Tartüff (1664).

Tartüff — Tartüffe — Tartufe — wie man das Wort auch ſchreiben mag — es ſcheint in der Molière-Literatur immer und immer der glänzendſte oder dunkelſte Name, der ſymboliſche Inbegriff des höchſten Lobes oder des bitterſten Tadels bleiben zu ſollen, je nachdem man Stellung für oder wider Molière genommen hat [1].

[1] Vgl. die „Notice“ zum Tartüff, Bd. IV., in der Molière-Ausgabe von E. Despois (Fortſetzung von P. Mesnard) 1878. Wir citiren dieſelbe als D.-M. — Adolph Laun, Molière's Charakter-Komödien, S. 131 ff. „Tartuffe par ordre de Louis XIV.“, par Louis Lacour. Paris 1877. „Jacques du Lorens et le Tartuffe“, par Prosper Blanchemain. Paris 1867. „Molière et Bourdaloue“, par L. Veuillot. Paris 1877. 6. Aufl. „Molière et Bossuet, Réponse à M. L. Veuillot“, par H. de Lapommeray. Paris 1877. „Les origines de Tartuffe“, par l'Abbé Davin, im Pariſer „Monde“, Auguſt und September 1873. Das Vollſtändigſte in deutſcher Sprache erſchien mit: Wilh. Mangold, Molière's Tartuffe. Geſchichte und Kritik. Oppeln 1881. Auf andere deutſche Studien, beſonders auf Fritſche's verſchiedene Auslaſſungen, können wir im Einzelnen nicht eingehen. Die meiſten der genannten Schriftſteller, bis auf Lacour und beſonders Davin, ſind mehr oder weniger der Anſicht, der Tartüff ſei gegen die Jeſuiten; Despois-Mesnard (D.-M.) entſcheiden nicht. Als Grundquelle dient den akatholiſchen, jeſuitenfeindlichen Autoren die Geſchichte von Port-Royal durch Sainte-Beuve oder Reuchlin, oder auch das Leben Pascals von Reuchlin, u. dgl., kurz die Janſeniſtengeſchichte vom janſeniſtiſchen oder doch akatholiſchen Standpunkt. Wir werden im Folgenden dieſe Quellen, wie die Gegner ſie bringen, ebenfalls berückſichtigen, ſie aber naturgemäß durch katholiſche Zeugniſſe ergänzen müſſen. Und da tritt denn vor Allem der Name des Jeſuiten Rapin hervor, der bekanntlich nicht anſtand, Molière ſeinen Freund zu nennen. Neben der „Histoire du Jansénisme“ hinterließ P. Rapin als koſtbarſte Quelle über ſeine Zeit die „Mémoires“, die jedoch erſt 1865 zu Paris durch Léon Aubineau vollſtändig herausgegeben wurden. In ſeinen kritiſchen Studien „Les comparaisons etc.“ iſt ebenfalls an vielen Stellen, beſonders des zweiten Bandes, von Molière die Rede. — Noch fügen wir hinzu, daß, ſo nahe unſere Anſicht derjenigen L. Lacour's auch kommen mag, wir abſichtlich deſſen „Tartuffe par ordre de Louis XIV.“ nicht benutzt haben, eben weil wir bei unſeren Studien von vornherein jeden Parteiſtandpunkt vermieden. Daß wir von L. Veuillot's Meinung und Urtheil gründlich abweichen, bedarf keiner Erwähnung.

Ganze Bücher sind über dieses eine Stück geschrieben worden, ohne den Streit zum Austrag zu bringen, eben weil diese Bücher und Aufsätze meist von einem bestimmten Parteistandpunkte geschrieben waren und darum auch alle, jedes in seinem Sinne, Recht haben.

Es ist nicht zu läugnen, heute, nachdem eine glaubensfeindliche Literatur und Kritik den Tartüff zum Schiboleth in ihrem Kampfe gegen die Kirche und kirchliche Frömmigkeit gemacht und in die Molière'sche Dichtung das Gift ihres Hasses geträufelt hat, ist diese Dichtung wirklich zu einer furchtbaren, verderblichen Wirkung auf die Massen äußerst geeignet; der Tartüff ist zu einem Tendenzstück traurigster und verderblichster Art geworden; geworden wenigstens durch Andere.

Ebenso sicher aber ist es auch, daß ein christlich frommer Leser, welcher ohne Kenntniß der Umstände, Commentare und Streitigkeiten das Stück selbst liest[1] und aus sich heraus verstehen will, sich wohl an der einen oder anderen Freiheit stoßen, im Allgemeinen aber durchaus nichts Gefährliches, Glaubensfeindliches oder die Frömmigkeit Verhöhnendes in der Komödie finden wird. Er wird eben den Heuchler als Heuchler erkennen und verachten.

Liest jedoch mit derselben Unbefangenheit und Unkenntniß der Umstände ein nichtchristlicher Leser das Stück, so wird er die Ausdrücke, welche der erfahrene Christ auf die Maske bezieht, leicht der Person zuschreiben; die Heuchelei wird mit den aufrichtigen Übungen und Gesinnungen der Frömmigkeit nur zu leicht vermengt und der Tartüff nicht mehr die Satire des Mißbrauches äußeren Frömmigkeitsscheines, sondern aller Frömmigkeitsäußerungen werden.

Wer überhaupt die katholische Ascese und Frömmigkeit entweder als Selbsttäuschung oder als Betrug Anderer betrachtet, wer ihr entweder die Existenzberechtigung oder doch wenigstens die Existenz abspricht, der muß im Tartüff nicht bloß den schurkischen Frömmler, sondern den katholischen Frommen überhaupt verachten lernen. Er wird gleich „Jesuitismus!" rufen, weil er es eben für unmöglich hält, daß ein Mensch aus anderen Gründen fromme Gespräche führe, äußere Abtödtungen verrichte, faste, bete, enthaltsam sei u. s. w., als weil er ein Jesuit, d. h. Betrüger, oder das Opfer der Jesuiten, d. h. ein Betrogener — ein Schurke oder ein Schafskopf sei.

Ist auf diese Weise durch den religiösen Standpunkt bereits eine grundverschiedene Auffassung des Stückes bedingt, und wird diese Grundverschiedenheit eben so lange als die Verschiedenheit des Standpunktes dauern, d. h. auf immerdar, so kommen andere Umstände hinzu, welche die Verwirrung der Meinungen und Ansichten noch erhöhen, und auch diese Verwirrung wird fortbestehen, so lange nicht Klarheit in jene zur Zeit noch ziemlich dunklen oder bestrittenen Umstände gebracht sein wird.

---

[1] Wir sagen „liest"; denn bei einer Aufführung werden schon die Schauspieler ein objectives Urtheil über die Dichtung in sich erschweren, da sie eben ihre subjective Auffassung zur Geltung bringen wollen.

Dieſe Umſtände haben wir vorzugsweiſe in der Entſtehungsgeſchichte der Komödie zu ſuchen. Denn es iſt beim Tartüff eben die Entſtehung von der größten Wichtigkeit, weil ſie allein uns über den Sinn aufklären kann, den Molière ſeinem Stück geben und gegeben wiſſen wollte.

Ehe wir jedoch weiter gehen, dürfte es angezeigt ſein, uns den Inhalt des Stückes hier kurz zu vergegenwärtigen.

Orgon, ein reicher Bürger, lebt mit Elmire in zweiter Ehe und hat aus der erſten zwei erwachſene Kinder, Marianne und Damis. Erſtere iſt einem jungen Manne, Valère, zur Ehe verſprochen. Da findet eines Tages der Hausvater in einer Kirche einen ſchäbigen Menſchen, Tartüff, welcher ihm durch ſeine frommen Grimaſſen und ſein zuvorkommendes Weſen den Kopf verrückt. Er nimmt, wie dieß in jenen Zeiten der Sectirerei nicht ſelten geſchah, den anſcheinend tieffrommen, weltverachtenden Mann als ſeinen Seelenführer in ſein Haus auf und hat in kurzer Zeit die gewaltigſten Fortſchritte in der „Vollkommenheit", d. h. in der Schule Tartüffs gemacht. Auch die Mutter Orgons — Madame Pernelle — ſchwärmt nur für den frommen Mann. Mit dieſem kam aber zugleich der Unfriede in das Orgon'ſche Haus. Tartüff will nicht bloß Orgon, ſondern die ganze Familie reformiren; Alles iſt ihm zu ſündhaft und weltlich, und beſonders die Dame des Hauſes ſcheint ſeinem Seeleneifer große Sorge zu bereiten, in Wirklichkeit aber hat er es darauf abgeſehen, gerade ſie zu verführen. Alle Vorſtellungen der Kinder und der Frau helfen bei Orgon nichts; je mehr jene gegen Tartüff, den ſie bald als Heuchler durchſchaut haben, beim Vater reden, um ſo mehr verliert dieſer allen geſunden Menſchenverſtand an den Heuchler. Schließlich geht der arme Mann ſo weit, ſein dem jungen Valère gegebenes Verſprechen zu verletzen und die Tochter dem Betrüger als Frau geben zu wollen. In dieſer äußerſten Noth faßt Elmire ſich ein Herz und will von Tartüff ſelbſt erlangen, daß er wenigſtens dieſes Opfer der Narrheit Orgons als Ehrenmann nicht annehme. Tartüff verſteht das Entgegenkommen Elmirens falſch und erklärt ihr dabei in frecher, widerlicher Weiſe ſeine Liebe. Dieſe Scene wird von Damis belauſcht und der Sohn glaubt, jetzt wenigſtens werde der Vater ſich von dem wahren Charakter des Schuftes überzeugen. Allein durch heuchleriſche Selbſtanklagen Tartüffs geblendet, jagt Orgon den Sohn ſelbſt aus dem Hauſe und verſchreibt dem Betrüger ſofort bedingungslos ſein ganzes Vermögen. Jetzt glaubt Elmire das letzte Mittel verſuchen zu ſollen. Wenn Orgon dem Sohne nicht glauben will, wird er denn glauben, wenn er mit eigenen Augen die Verruchtheit des Menſchen ſieht, ſeine Anträge an die Frau ſeines Wohlthäters mit eigenen Ohren hört? Orgon geht mit dem blindeſten Vertrauen in die Unſchuld Tartüffs auf die ihm von der Gattin vorgeſchlagene Probe ein und verſteckt ſich unter den Tiſch. Tartüff wird gerufen, und Elmire beginnt ihr Spiel doppelſinniger Reden, bis der Betrüger, in dieſen Netzen gefangen, zum Äußerſten ſchreiten will. Da er zudem noch einige verächtliche Worte über Orgon fallen läßt, gehen dieſem die Augen auf. Er ſpringt unter dem Tiſch hervor und will den entlarvten Verführer mit Schimpf aus dem Hauſe jagen. Nun aber kehrt auch Tartüff ſeinen

wahren Charakter hervor und verlangt, auf Orgons tolle Schenkung gestützt, daß Orgon mit Familie sofort ein Haus verlasse, das ihm, Tartüff, gehöre. Der Betrüger zieht sich drohend zurück und verläßt das Haus Orgons mit einem Kästchen, welches dieser von einem Freunde als Vertrauenshinterlage erhalten und von dessen Inhalt er Tartüff Kenntniß gegeben. Es enthielt nämlich die Papiere des Freundes Argan, der wegen seiner Theilnahme an den Kriegen der Fronde das Land hatte fliehen müssen. Durch Vorzeigung dieses Kästchens auf der Polizei hofft nun Tartüff auch den armen Orgon verdächtigen und als Feind des Königs verfolgen lassen zu können. Unterdessen hat er einem Gerichtsvollzieher auch Vollmacht und Auftrag gegeben, Orgon aus dem Hause zu werfen. So kommt denn im Hause des armen geprellten Orgon plötzlich alles Unheil auf einmal zusammen, zuerst der Gerichtsvollzieher, dann Tartüff mit der Polizei. Alles scheint verloren. Doch wo die Noth am größten ist, dreht sich plötzlich das Blatt; der Polizeigefreite ergreift statt des Orgon den Tartüff, den man inzwischen dort als einen Betrüger erkannt, während sich andererseits herausgestellt hat, daß Orgon zur Zeit der Fronde als treuer Bürger auf Seiten der Regierung gestanden hatte. Auch die Vermögensschenkung wird vom König als null und nichtig erklärt; Valère und Marianne werden natürlich ein Paar, und Alles endet in einem Lobgesang auf Ludwig XIV.

Das ist in flüchtigen Umrissen der Inhalt des Tartüff.

Der komische Held des Stückes ist Orgon — ihm zur Seite seine Mutter, Madame Pernelle. Die Komik liegt in der Leichtgläubigkeit Beider, wodurch sie zu einem wahren Fanatismus der Verehrung für den Betrüger kommen. Streng genommen wird kein einziges Mal über Tartüff selbst gelacht; sein Erscheinen, Reden und Handeln kann nur Ekel oder Empörung erregen. Ob Tartüffs *Charakter* im Mittelpunkt des Interesses steht, wie gewisse Kritiker behaupten, möchten wir bezweifeln. Wir sind eher geneigt, zu sagen, Tartüffs *Name* sei die Seele des Stückes und der Erfolg seiner Thätigkeit die geheime *Triebfeder* der Handlung; die Handlung selbst ist Orgons Manie und deren Heilung. So aufgefaßt kann uns die anscheinend seltsame Structur des Stückes nicht mehr befremden, und es ist durchaus keine Anomalie mehr, daß der Titelheld in den ersten zwei Acten gar nicht zum Vorschein kommt. Dafür trägt aber der Dichter Sorge, uns gleich von der ersten Scene die ganz vernarrte Madame Pernelle und in der fünften Scene den womöglich noch närrischeren Orgon zu zeigen. Die dramatische Frage wird dadurch eingeleitet, daß gleich Madame Pernelle mit der klugen Elmire und später Orgon mit dem vernünftigen Cleant wegen des Betrügers hintereinander kommen und sich so das Interesse darauf concentrirt, zu erfahren, wer schließlich den Sieg davontragen wird, Tartüff oder die Vernunft. In echt dramatischer Weise entwickelt sich dieser Kampf; der Sieg Tartüffs steigert sich bis zuletzt. Eine erste Peripetie ist die endliche Aufklärung Orgons — und dabei hätte es bleiben sollen. Molière aber wollte eine Lobrede auf den König anbringen, und so kam der allgemein als schwach und theatercoupmäßig anerkannte Schlußeffect.

Kehren wir nach dieser kurzen Übersicht des Inhaltes und Charakters zur Entstehungsgeschichte des Stückes zurück.

Auf welche bestimmte oder bestimmbare erste Anregung hin hat Molière seinen Tartüff unternommen?

Ging der Anstoß zu diesem Stücke vom Dichter — von den Zeitumständen — von anderen Personen, etwa wieder von Ludwig XIV. aus?

Haben wir bestimmte sichere Zeugnisse, welche uns die ersten und ärgsten Feinde des Tartüff bezeichnen, so daß wir aus dem Schmerzensschrei des verwundeten Opfers auf das Ziel des Molière'schen Pfeiles schließen könnten?

Auf die Beantwortung dieser drei Fragen kommt für die Beurtheilung des Tartüff ungemein viel, wo nicht Alles an. Leider aber kann nicht auf jede dieser Fragen mit gleicher Entschiedenheit und geschichtlicher Sicherheit geantwortet werden; ja höchstens die dritte bietet eine etwas größere Gewißheit, wenn auch bei ihr eine allseitig befriedigende Klarstellung noch immer zu den frommen Wünschen gehört. Erzählen wir nunmehr in aller Ruhe und Kürze, was uns die besten Schriftsteller über das Einzelne berichtet haben.

Es war im Jahre 1653. Molière befand sich mit seinem Personal bei Pézenas, an dem kleinen Hofe des Fürsten Conti auf dessen Gut La Grange. Die Thatsache haben wir bereits berichtet, den Grund derselben aber bisher übergangen. Er gab den ersten Anlaß zum Tartüff.

Fürst Conti, Armand von Bourbon, erster des Namens Conti aus dem Geschlecht derer von Condé und Bruder des großen Condé, war der zweite Sohn Heinrich' II., Fürsten von Condé, Herzogs von Enghien, den Heinrich IV., König von Frankreich, in der katholischen Religion erziehen ließ. Der Vater und Großvater Heinrich' II., Heinrich I. und Ludwig I., hatten in den Religionskriegen auf Seiten der Hugenotten gestanden, ja nach der Krone Frankreichs gestrebt, um aus diesem Lande ein Hugenottenreich zu machen. Heinrich von Béarn war in seiner Bewerbung glücklicher, und als späterer König Heinrich IV. war er auch politisch klug genug, dem Lande seine angestammte Religion zu belassen. Da Heinrich II. (Condé) kurz nach dem Tode seines Vaters zur Welt kam, fiel dem König als dem Haupte des Hauses Bourbon die Sorge um die Erziehung des Kindes zu, und er ließ es in der katholischen Religion unterrichten. Dieser Unterricht trug die herrlichsten Früchte; denn Heinrich II. von Condé war einer der besten und edelsten Katholiken seiner Zeit, aber sehr unglücklich in seinen Kindern: Ludwig II., dem späteren großen Condé, Armand, Fürsten von Conti und Anne-Geneviève von Bourbon-Condé, späterer Herzogin von Longueville. Alle drei nahmen gleich zu Anfang an der Bewegung der Fronde während der Minderjährigkeit Ludwig' XIV. Theil, ja die Schwester Anne-Geneviève wurde mit Recht als die Seele dieser Bewegung betrachtet, wie sie denn auch mit den Hauptführern, ihre eigenen Brüder nicht ausgenommen, in sehr intimem und galantem Verhältniß stand. Diese Frau — in der Geschichte als Herzogin von Longueville bekannt und berüchtigt — ist zu enge mit der Geschichte des Tartüff verknüpft, als daß wir bei ihr nicht einen Augenblick

verweilen müßten. Ihre Ehrsucht kannte keine Grenzen; neben der Herrschsucht aber war es besonders ihr Hang zu allem Geheimnißvollen, Extravaganten, welcher sie in ihren Handlungen bestimmte. War etwas, wodurch sie von sich reden machen konnte, so gab es keine menschliche noch göttliche Schranke mehr für sie. Als ihr frommer Vater gegen die „häufige Communion" des Jansenisten Arnauld geschrieben, zeigte die Tochter ganz unverhohlen die lebhaftesten Sympathien für dieses Buch. Nachdem sie die Welt durch ihre Ausschreitungen genug in Erstaunen gesetzt und die Zeit gekommen war, wo das Alter und die Umstände in dieser Hinsicht Einschränkungen geboten, warf sie sich auf die „Frömmigkeit". Nachdem sie sich Alles erlaubt hatte, fand sie plötzlich die Moral der Jesuiten zu lax, das Concil von Trient erregte ihr Mitleiden; überhaupt seit sie „ihre Sitten geregelt", ging sie „in der Galanterie des Geistes beim Umgang und der Wahl ihrer Seelenführer noch weiter, als sie es früher in der Galanterie der Sinne gethan hatte". Sie glaubte, durch die tollsten Excesse ihrer Buße und durch ihr ganzes Leben den Jansenismus zu Ehren bringen und gegen Rom vertheidigen zu sollen. Man schmeichelte ihr, sie müsse den hl. Augustin und seine Lehre unter ihren Schutz nehmen — und sie hätte nicht die Herzogin von Longueville sein müssen, um eine so hohe Aufgabe nicht mit aller Leidenschaftlichkeit zu umfassen. Indeß greifen wir nicht vor. Im Jahre 1652 hatte Armand von Conti sich zwar von dem Aufstand der Fronde losgemacht und mit dem Minister Mazarin und Anna von Österreich ausgesöhnt; aber die Herzogin, seine Schwester, blieb in Ungnade und verbannt. Der Umgang der Geschwister war noch immer ein so intimer, daß Conti auf Jeden eifersüchtig wurde, welcher der Schwester sich etwas mehr als gewöhnlich näherte. Die Beiden lebten indessen häufig getrennt, Conti bei Pézenas, sie dagegen bei ihrer Mutter in Chantilly oder sonstwo. In La Grange am Hofe des Bruders hielt sich eine Anzahl geistreicher Männer auf, unter Anderen die beiden Abbés de Cosnac und de Roquette. Der junge, damals kaum 22jährige de Cosnac stammte aus einer der ältesten Familien des Limousin und hatte sich gegen Ende der zweiten Fronde an den Fürsten Conti, welcher Abt von Cluny war und nach dem Cardinalat strebte, in der Hoffnung angeschlossen, am Hofe und durch die Gunst dieses Fürsten seinen Weg zu machen. Er besaß aber nicht bloß einen großen Ehrgeiz, sondern auch eine große Geschicklichkeit in allerlei Geschäften. Diese bewährte er vorzüglich trotz seiner Jugend bei den Friedensverhandlungen von Bordeaux (1652), denen er als Vertreter seines Herrn beiwohnte und bei denen er sich nicht bloß einen bedeutenden Zuwachs der fürstlichen Gunst, sondern auch die Gewogenheit des Ministers Mazarin zu gewinnen verstand.

Trotz seiner geistlichen Pfründe führte Conti nicht gerade ein geregeltes Leben. An seinem Hofe, in La Grange besonders, ging es hoch und sehr weltlich her. Eine „verachtenswerthe" Person, Mad. de Calvimont, herrschte über Fürst und Hof. Kaum war sie in La Grange einquartiert, als sie auch eine Schauspielertruppe verlangte. Cosnac hatte die Verwaltung der Gelder für solche Hofvergnügen, und er erhielt von Conti den Auftrag, eine Theater-

gesellschaft zu besorgen. Als der Abbé vernahm, Molière und die Béjart seien im Languedoc, so ließ er diese Truppe berufen, und Molière traf auch bald ein. Unterdessen aber hatte eine andere Gesellschaft unter Führung eines gewissen Cormier die Maitresse durch Geschenke für sich zu gewinnen gewußt. Molière wurde abgewiesen.

Abbé Cosnac erzählt, er sei über diese Intrigue so empört gewesen, daß er Molière eher in Pézenas wollte spielen und ihm 1000 Thaler aus seiner Tasche zahlen lassen, als dem Schauspieler sein gegebenes Wort zu brechen. Als nun Molière wirklich in der Stadt seine Bühne errichten wollte, fühlte sich Conti doch etwas gereizt, und gedrängt von seinem Secretär Sarazin, den Cosnac gewonnen hatte, gestattete er, daß sein ehemaliger Mitschüler einmal wenigstens in La Grange spielen könne. Molière spielte so gut, und die Freunde wußten dem etwas einfältigen, äußerst leitsamen Fürsten so viel Rühmens von der Kunst dieser Gesellschaft zu machen, daß Cormier abziehen mußte und Molière's Truppe als troupe de M. le prince de Conti weiterspielte.

So lernten sich Cosnac, der spätere Bischof von Valence, und Molière, der Dichter des Tartüff, im Jahre 1653 kennen. Dieses Jahr sollte nicht vorübergehen, ohne daß Cosnac auch die Bekanntschaft des Mannes machte, den er zu gelegener Zeit dem Dichter als Urbild des Tartüff überliefern wird.

Die Gesellschafts-Atmosphäre, in welcher sich bis jetzt unsere Erzählung bewegte, ist wahrhaftig nicht gesund, und es ist gewiß überaus traurig, bei den Vertretern des geistlichen Standes — die, wenn auch nicht Priester, so doch Cleriker und Inhaber geistlicher Pfründen und Würden waren — eine solche moralische Verkommenheit und das nackteste Streberthum wuchern zu sehen. Aber auch das war eine Frucht des Staatskirchenthums, wie es leider unter Ludwig XIV. noch immer größere Ausdehnung gewinnen sollte[1]. Als

[1] Zur richtigen Beurtheilung der Kirche in jenen Zeiten und zur Verhütung von Ärgerniß beim Anblick des ziemlich irreligiösen und sittenlosen Klerus im Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts müssen wir nothwendig eine aufklärende Bemerkung machen. Wir thun es mit den Worten des Geschichtschreibers der „Monarchie de Louis XIV.", der sicher nicht der Parteilichkeit und des Klerikalismus verdächtig ist. „Man fuhr fort, Freiheiten der gallikanischen Kirche zu nennen, was eigentlich Freiheiten des Thrones hätte heißen sollen. Obgleich die Kirchengüter scheinbar ihrer religiösen Bestimmung erhalten blieben, waren sie doch in Wirklichkeit das Erbtheil des Adels und der Preis kriegerischer Tüchtigkeit. Soldaten besaßen von Anfang an einen großen Theil derselben. Ludwig XIV. fuhr selbst bis 1687 fort, adeligen Laien einfache Beneficien und Pensionen aus Bisthums- und Abteigütern zu geben; ohne den beständigen Widerspruch des Papstes wäre er sogar dahin gekommen, die großen kirchlichen Stiftungen mit den Commenden des Ritterordens vom hl. Ludwig zu vereinigen. Dieser Zustand dauerte so lange, als die Beichtväter des Königs nicht dahin gelangten, ihren Pönitenten davon zu überzeugen, daß die Staatsangelegenheiten auch Gewissenssachen seien" (Lemontey S. 26 ff.). Das Übel war übrigens älter, als Ludwig XIV. Man braucht nur die Geschichte des hl. Vincenz von Paul zu lesen, um zu sehen, wie er seit dem Tode Ludwig' XIII. fast beständig durch den Minister Mazarin in

eines der treffendſten Beiſpiele jener Staatsgeiſtlichkeit und der Wege, auf welchen ſie zu Amt und Würden gelangte, kann der Mann gelten, deſſen Geſchichte wir jetzt kurz bis zur Zeit des Molière'ſchen Tartüff geben müſſen, eben weil dieſer Mann nahezu einſtimmig als das Urbild des Tartüff genannt wird. Man glaube aber darum nicht, daß er zu dieſer zweifelhaften Ehre durch außerordentliche Thaten gelangt ſei — hundert Andere thaten, was er gethan; aber ſie hatten keinen eiferſüchtigen Cosnac „mit Luchsaugen" neben ſich und hatten nicht das Unglück, durch einen Cosnac ſich in die Studienblätter der Dichtermappe Molière's zu verirren.

Gabriel de Roquette war 1623 in Toulouſe geboren und kam nach glänzend durchlaufenen Studien als ein junger Streber nach Paris, wo er ſich bald in den Beſitz mehrerer kirchlichen Pfründen zu ſetzen wußte. So wurde er zum Abt von Grandſelve, zum Prior von Cherlieu und Saint-Denis-de-Vaux ernannt und erlangte ſchließlich auch noch die Stelle eines Generalvicars des Fürſten Conti in deſſen Eigenſchaft als Abt von Cluny. Während der Fronde hielt er ſich in Rom auf und intriguirte dort angeblich für ſeinen Herrn Abt, um dieſem den Cardinalshut zu erlangen — im Grunde aber hatte er keinen anderen Zweck, als nach allen Seiten hin den Dienſteifrigen zu ſpielen und zu ſehen, wo für ihn am meiſten zu erhaſchen ſei. Nach Paris zurückgekehrt — natürlich ohne Cardinalshut —, hält er ſich bei der Mutter des Fürſten auf. „Mit einer feinen, ſanften und devoten Miene und viel Geiſt weiß er ſich in die Gunſt der Prin-

---

Athem gehalten wird, damit keine unwürdigen Candidaten auf die Biſchofsſitze berufen würden. Mazarin, obgleich tonſurirter Kleriker, hatte entweder vom kanoniſchen Recht keine Kenntniß, oder er wollte ſie vergeſſen, um nach den Combinationen ſeiner Politik geiſtliche Beneficien zu vertheilen. Da ihm der Beirath des hl. Vincenz von der Königin aufgedrungen, ſuchte er oft noch dadurch den Willen der Königin zu umgehen, daß er die Sitzungen des Gewiſſensrathes plötzlich abhielt, ſo daß nur die übrigen Glieder, nicht aber der unerbittliche Vincenz beiwohnen konnten. (Vgl. ſowohl „Vie de S. Vincent de Paul" von Collet, tom. I. p. 369 u. 370, als dasſelbe „Leben" von Abelly, livre II. chap. dern., sect. III. p. 445. Ed. in quarto.) Nun denke man ſich aber die Verheerungen, welche es im Klerus eines ganzen Landes während eines Jahrhunderts anrichten muß, wenn der Wolf ſelbſt die Hirtenſtellen beſetzt; wenn die Freundſchaft einer Maitreſſe, das Intereſſe der perſönlichen Politik eines allgewaltigen Miniſters, eine rühmlich gewonnene Schlacht oder auch das Wort eines Dichters über das Loos einer Diöceſe — einer Pfarrei, oder doch wenigſtens über deren Einkünfte entſcheiden. Wollten die von der Regierung ernannten Titularbeneficiare die geiſtliche Hälfte, d. h. die Arbeit nicht übernehmen, ſo bezahlten ſie einfach einen Stellvertreter und lebten ſelbſt um ſo flotter am Hof in galanten Abenteuern und ſcheingeiſtigem Nichtsthun. Aber man lege dieſe Baſtardbrut nicht vor die Thüre der Kirche; die Kirche hat nicht aufgehört, ſie zu verurtheilen und zu verwerfen. Die Eltern des abſcheulichen, für Frankreichs Kirche ſo verderblichen Wechſelbalges wohnten im Königspalaſt oder in den Sälen des Miniſteriums. Dieſer gottverlaſſene, ſchmachvolle „Klerus" war einzig ein Staatsklerus, und er wird regelmäßig — wie die Pilze nach einem warmen Regen — in der Staatskirche emporſchießen und mit den Sporen des Verderbniſſes die Lüfte erfüllen.

zeſſin durch eine affectirte Frömmigkeit einzuſchmeicheln. Mit dieſer Frömmigkeit verdeckte er aber nur die Abſichten, welche ihm einestheils ſeine Ehrſucht, andererſeits aber auch die Liebe für einige Damen des Hofes einflößte — eine Liebe, welche denn auch einige Zeit ſpäter in Skandalen ausbrach und zu Tage trat. Während er mit dem Bruder in regem und intimem Briefwechſel ſteht, wagt er der Schweſter, Mad. de Longueville, von Liebe zu ſprechen.“[1]

Wer dieſe Schilderung genau lieſt, erkennt ſofort die Verwandtſchaft des Mannes mit dem Helden des Molière'ſchen Luſtſpiels.

Am Silveſterabend 1653 traf Conti mit ſeinem Gefolge in Lyon ein. Dort kam ihm Roquette von Paris aus entgegen. Die ehemalige Freundſchaft hatte ſich bereits wegen der Annäherung Roquette's an Mad. de Longueville bedeutend gemäßigt; aber trotzdem war ſie noch immer groß genug, um den Abbé Cosnac auf den Ankömmling eiferſüchtig zu machen. Dieſe Eiferſucht erreichte den höchſten Grad, als Conti den Abbé Roquette während des ganzen Abends in geheimer Unterhaltung zurückgehalten hatte. Des anderen Morgens rief Conti den Abbé Cosnac an ſein Bett und ſagte: „Geſtehen Sie es nur, Herr Abbé, Sie ſind eiferſüchtig auf den Abbé Roquette.“ „Ich geſtand ihm,“ ſchreibt Cosnac naiv, „daß es mich in der That etwas ernſt ſtimme, wenn ich ſehen müſſe, wie dieſer Herr, den man doch in gewiſſem Sinne einen Neuling nennen könne, es in der Gunſt des Fürſten einem ſo langjährigen Diener wie mir zuvorthue. Darauf gab mir der Fürſt ſo viel Zeichen ſeiner Zuneigung zu mir und bewies ſo viel Kälte gegenüber dem Abbé Roquette, daß mein ganzer Verdacht vernichtet wurde.“ In der That, die lange Unterhaltung mit dem Abbé Roquette hatte nur den Zweck gehabt, Nachrichten über Mad. de Longueville zu erhalten, welche der Abbé auf ſeiner Reiſe geſehen hatte. Dieſe Nachrichten müſſen aber den Fürſten wenig befriedigt haben; denn Conti warnte ſogar ſpäter den Abbé Cosnac vor dem intriganten Roquette, auf deſſen Ehrlichkeit man ſich nicht verlaſſen könne. Roquette erkannte denn auch bald, daß er ſich mit ſeinem begünſtigteren Rivalen nicht verfeinden dürfte, und ſuchte klug deſſen Freundſchaft zu gewinnen. Allein Cosnac, der uns von den Zeitgenoſſen als ein ſcharfer und ſchlauer Beobachter geſchildert wird, durchſchaute den Mann und hielt ſich von ihm fern. Bei irgend einer Feſtlichkeit indeß platzten die geheimen Feinde auf einander und ſagten ſich, wie es ſcheint, ſolche Liebenswürdigkeiten, daß eine lebenslängliche Feindſchaft die Folge war. Ihre Wege trennten ſich übrigens bald; denn Fürſt Conti entſagte 1654 dem geiſtlichen Stande, d. h. ſeiner Pfründe, und heirathete die Nichte des Cardinals Mazarin. Seit dieſer Heirath wurde er „um Vieles geregelter in ſeinen Sitten“, aber verfiel auch bald in das anſcheinende Extrem des Janſenismus. Wie dieß geſchah, müſſen wir nothwendig erzählen, da es mit dem innerſten Weſen des Tartüff auf das Engſte zuſammenhängt.

[1] Vgl. zu Vorſtehendem: Mémoires de Daniel de Cosnac, t. I. p. 142—145.

„Der Fürſt Conti hatte einen unentſchloſſenen Charakter, er wollte und wollte nicht, und änderte ſeine Meinung jeden Tag. Um die Wette wollüſtig und frömmelnd, von ſchwacher Geſundheit und einer ziemlich mißförmigen Geſtalt, fiel er aus einem Extrem in's andere und das oft an Einem und demſelben Tage. Sein innerſtes Weſen zog ihn zu Gott — aber ſein Leichtſinn kannte ebenfalls keine Schranke.“ [1] „Auf einer Reiſe in's Languedoc kam Conti durch Lyon und lernte dort eine neue Cabale von Devoten [2] kennen, welche daſelbſt nicht wenig von ſich reden machte. Zuerſt beſtand dieſelbe aus einer Anzahl unwiſſender Leute, welche ſich an einen Barbier aus der Franche-Comté angeſchloſſen, der ſich zum geiſtlichen Vater aufgeworfen hatte, um Allen das betrachtende Gebet beizubringen. Dieſer Barbier, ein im Grunde frommer, dabei viſionärer Menſch, hieß Cartenet. . . Nach ſeinem Tode trieben ſeine Schüler, denen ſich inzwiſchen auch mehrere Geiſtliche angeſchloſſen hatten, die Lehren ihres Meiſters noch weiter. Man predigte kühn, daß der Gebrauch der Sacramente ohne das betrachtende Gebet zu Nichts nütze, daß das Gebet und die Sünde unvereinbar ſeien und daß es ein Zeichen der Verwerfung ſei, zur beſtimmten Zeit ſeine Betrachtung nicht zu halten. Die Ehe wurde als Unenthaltſamkeit bezeichnet u. ſ. w. Auf dieſem Punkte waren die Dinge angelangt, als Fürſt Conti (1656) durch Lyon kam. . . Man ſprach ihm von den Carteniſten wie von außerordentlich frommen Leuten. Vor Allem war es der Graf Coligny — berühmt durch ſeine carteniſtiſchen Miſſionäre, welche er in ſeine verſchiedenen Beſitzungen ſchickte —, dann Rogles, d'Attignat, la Barge u. ſ. w., alles Männer vom höchſten Rang, die ſich zur der Secte geſellt und Devoten geworden waren, welche, da ſie den Geſchmack Conti's an ſolchen Neuerungen wohl kannten, dem Fürſten von dieſer neuen Reformpartei ſprachen.“ Dieſer ging mit ganzer Seele auf die Beſtrebungen der Carteniſten ein. Er nahm ſogar einen der Hauptſectirer, einen Geiſtlichen Du Four, mit ſich nach Paris, damit er auch dort die neue Lehre verkünde. Allein dieſer Meiſter des inneren Gebetes war ein Spitzbube, der ſich einen Theil der Almoſen, welche er für Conti vertheilen ſollte, ſelbſt zuwandte. Er wurde weggejagt und durch einen neuen Carteniſten, Urbain, erſetzt. Durch dieſen Urbain ſowohl als durch Coligny und la Barge lernte Conti dann auch auf ſeinen nächſten Reiſen nach dem Languedoc den Abbé de la Vergne und den Abbé Ciron kennen, und dieſe Beiden führten ihn zum Biſchof von Aleth, dem Erzapoſtel des Janſenismus. „Denn Alles war ihm (Conti) dazumal recht und gut,

[1] Mémoires de l'abbé de Choisy, livre VII.

[2] Den Grund, warum wir das franzöſiſche Wort „dévots“ hier und im Folgenden mit dem Eigennamen „Devoten“ ſtatt einfach mit „Frommen“ oder „Frömmlern“ überſetzen, ſiehe weiter unten. Die Sache iſt für das richtige Verſtändniß von Wichtigkeit. Ebenſo behalten wir den Ausdruck „Cabale“ unüberſetzt bei, weil er in dem Tartüff-Streit immer und immer in einem prägnanten Sinne wiederkehrt, d. h. nicht irgend eine geheime Vereinigung, ſondern eine ganz beſtimmte, damals nur la cabale genannte Partei bezeichnet.

wenn es nur seine Neugierde befriedigte, und so kam es, daß er Jansenist wurde."[1]

Dem Abbé Cosnac scheint die „Bekehrung" seines Herrn nicht besonders zugesagt zu haben. Er war freilich seit der Heirath Conti's und durch dessen Einfluß bei Mazarin zum Bischof von Valence ernannt worden — war aber erst 25 Jahre alt, also zu jung, um die bischöfliche Weihe zu erhalten. Trotzdem wollte er nicht mehr im Gefolge Conti's bleiben, sondern kaufte sich 1657 um den Preis von 25000 Ecus die Stelle eines Almoseniers beim Bruder des Königs und wurde von Tag zu Tag mehr Haus- und Spielfreund des Cardinalministers und der Königin Wittwe. Diese günstige Stellung des ehemaligen Gönners aus La Grange kam auch Molière zu Statten; denn als dieser (1658) von Rouen aus das Terrain in Paris auskundschaftete, war Cosnac ohne Zweifel einer der ersten, bei dem Molière anklopfte. Und Conti? Die Sache ist jedenfalls zweifelhaft. Es wird zwar gewöhnlich, indeß ohne Quellenangabe, angenommen, daß auch der Fürst sich seines alten Schulkameraden und Hofschauspielers in Gnaden erinnert und ihn dem Cardinal und durch diesen dem Prinzen, Bruder des Königs, empfohlen habe. Aber damit scheint es auf den ersten Blick schwer zu vereinigen, daß Conti im vorigen Jahre Molière und seiner Gesellschaft den Titel „Troupe de Monsieur le prince de Conti" genommen hatte, weil er bereits ganz in dem Fahrwasser des Jansenismus und Cartenismus sich befand[2]. Und daß die Abneigung gegen die Komödie sich bei Conti immer mehr festsetzte, je weiter er in die Geheimnisse der Secte eindrang, zeigt ein Brief Racine's aus Uzès (25. Juni 1662): „Der Fürst Conti befindet sich drei Meilen von hier und macht sich in der Provinz gewaltig fürchten. Eine kleine Truppe von Schauspielern hatte sich in einer kleinen Stadt in der Nähe niedergelassen; er aber hat sie vertrieben und sie haben sich über die Rhône in die Provence zurückgezogen. Man sagt, er habe in seinem Gefolge nur mehr Missionäre [natürlich keine Jesuiten!] und Gendarmen (archers). Die Leute im Languedoc sind freilich an solche Reformen nicht gewöhnt, allein was wollen sie machen?" (Man bemerke die Zeit dieser Bekehrungszüge Conti's, welche gerade mit der Abfassung des Tartüff zusammenfallen!) Allein unglaublich ist bei dem Charakter Conti's auch nicht der Widerspruch, daß er heute eine Truppe Schauspieler verfolgt und sie morgen dem König empfiehlt — denn „er ging ja oft an Einem Tage von einem Extrem in's andere".

Mit der Ankunft und dem wachsenden Erfolge Molières, seiner Stellung und seinem Einfluß bei Hof einerseits, den Bestrebungen der Sectirer —

[1] Über diese Bekehrung Conti's zum Jansenismus durch den Cartenismus vgl. Rapin, Mémoires etc., tom. II. p. 426—429.

[2] „Il y a des comédiens ici, qui portaient mon nom autrefois; je leur ai fait dire, de le quitter, et vous croyez bien que je n'ai eu garde de les aller voir" (Brief, datirt: Lyon, 15e mai 1657). „Arme Truppe Molière's!" ruft der Geschichtschreiber von Port-Royal, „sie muß die Kosten der Bekehrung Conti's tragen" (Sainte-Beuve, Port-Royal, tom. V. p. 33).

der „Cabale des dévots“, welche wie in Lyon so auch in Paris im Bunde mit den Jansenisten in der Stadt und bei Hof Alles reformiren wollten — andererseits, sind wir dem ersten Anstoß zum Tartüff ziemlich nahe gekommen. Es bedurfte bloß noch eines Anstoßes, um die Beiden, d. h. Molière und die Cabale, sich so nahe zu bringen, daß aus der Reibung der zündende Funke hervorgelockt wurde. Und auch diese Reibung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Wir müssen auch hier wieder zurückgreifen, um einen anderen Zünd- oder Verwickelungs-Faden kennen zu lernen. Wir meinen die Pariser Secte der Devoten.

Der P. de Condren, General des Oratoriums, und der Jesuitenpater Suffren hatten in den dreißiger Jahren eine Art „geheime Gesellschaft“ frommer Männer vorzüglich aus dem Laienstande gegründet, welche, sowohl der Kirche als dem Staate überaus treu, sich unter dem Namen der „Gesellschaft des heiligsten Sacramentes“ allen Arten guter Werke widmeten. Der erste Gedanke an eine solche Gesellschaft ging von dem Herzog von Ventadour aus, welcher sich freiwillig aller seiner Güter und der Ehren seines mit der Familie Condé verwandten Hauses entäußert hatte und in stiller Zurückgezogenheit nur der Frömmigkeit und seinem Seelenheile lebte. Einer der eifrigsten Genossen des Herzogs war der Baron de Renty, eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete und achtenswerthe Persönlichkeit, die es sich besonders zur Aufgabe gestellt hatte, in der ihr zustehenden Weise und dem natürlichen Wirkungskreise bei Freunden und Bekannten der Ausbreitung des Jansenismus aus allen Kräften Widerstand zu leisten. „Nach diesem Muster bildete und regelte sich die Secte der Devoten, welche in der Folgezeit so viel Lärm machte, und deren Hauptführer der Marquis de Fénelon, der Graf de Brancas, der Marquis de Saint Mesme, der Graf d'Albon — Alles Persönlichkeiten von Rang und Hofleute — waren.“ [1] Der sociale Einfluß dieser „Devoten“ war ebenso groß als der religiöse. Der bekannte Pfarrer Olier war ebenfalls Mitglied; der hl. Vincenz von Paul schöpfte aus den Almosen, welche die reichen Mitglieder ihm zur Verfügung stellten, jene wahrhaft königlichen Summen, welche er zu Werken der christlichen Charitas verwendete. Die Jansenisten ihrerseits wußten am besten, welch gefährlichen Feind sie an dieser geheimen Gesellschaft hatten, die ohne viel Aufsehen, aber deßhalb um so wirksamer ihren schleichenden Bestrebungen entgegenarbeitete. Schließlich glaubte man die Thätigkeit der Gesellschaft dadurch am besten zu vernichten, daß man nach und nach Sectirer in dieselbe hineinschmuggelte und dieselben dann wo möglich zu Amt und Einfluß in derselben brächte. In der „Gesellschaft“ aber war man auf der Hut. „Bei jeder Neuwahl des Vorstandes traten einige Mit-

[1] Aus diesem Titel: „Secte der Devoten“, geht zur Genüge hervor, daß Mesnard in seiner „Notice“ p. 299 sich täuscht, wenn er behauptet, es sei nicht erwiesen, daß der Ausdruck „dévot“ im 17. Jahrhundert einen speciellen Sinn gehabt habe. Weil er aber diesen speciellen Sinn hatte und die Mitglieder der Sacraments-Gesellschaft bezeichnete, dürfen wir ihn nicht mit dem deutschen Wort „Fromme“ und noch weniger mit „Frömmler“ übersetzen. — Der Name Secte war nicht der ursprüngliche: so hieß die Gesellschaft erst seit ihrem Abfall von der ursprünglichen Regel.

glieder an die Wähler heran und riefen: ‚Nur keine Janseniſten!‘ Ebenſo hatte man bei der Aufnahme alle mögliche Sorge, Niemanden zuzulaſſen, welcher der Neuerung verdächtig war.“ Schließlich aber erlahmte die Vorſicht; einige der früheren Mitglieder wurden dem erſten Geiſte abtrünnig, und ſo kam es, daß mit der Zeit „die Secte der Devoten“ zu einer der widerlichſten Miſchmaſch-Parteien voll voreiligen Eifers und importuner Sittenrichterei wurde, welche „durch eine lächerliche Neutralität zur Unzeit die Vermittler zwiſchen der guten und der falſchen Lehre machen wollten, ſich jedes Intereſſes, ſelbſt desjenigen der Religion entäußerten, um ſich über die Einen wie die Anderen zu erheben und auf den Ruinen der beiden Parteien ſelbſt eine neue dritte zu gründen. Da es aber gleichbedeutend iſt mit feindlicher Parteinahme *gegen* die Religion, wenn man ſich nicht *für* dieſelbe erklärt, ſo hatte dieſe Secte der Devoten, welche einige Zeit ihr Daſein friſtete, aber nichts Feſtes in ihren Principien zeigte — wenig neue Anhänger, und ſelbſt die Wenigen, welche ihr angehörten, wurden durch ihren vorlauten Eifer bei Hofe gehäſſig. An der Spitze der Geſellſchaft ſtand ſchließlich der Fürſt Conti, der Marquis de Liancourt und andere Anhänger der Secte. Mazarin, deſſen beſte Stütze die *urſprüngliche* Geſellſchaft zur Zeit der Fronde geweſen war, ſah ſich ſchließlich veranlaßt, auf die Unterdrückung derſelben hinzuarbeiten; aber die Rückſicht auf Conti, welcher des Cardinals Nichte geheirathet hatte, hielt ihn lange Zeit von dem äußerſten Schritt zurück. — Als aber Alles nichts half, kam er beim König und Parlament um die Vernichtung des Herdes ſo vieler Unruhe und Unordnungen ein, und ſo erging denn Ende 1660 das Verbot, Verſammlungen der genannten Geſellſchaft zu halten [1].

[1] Rapin erzählt: „Sie (die Janſeniſten) ſuchten das Mittel, ihnen (den Brüdern vom heiligen Sacrament) ſchlechte Dienſte beim Miniſter zu leiſten, indem ſie ihm Furcht vor dieſer Geſellſchaft einflößten und ihm Vorhalte machen ließen über die gar zu große Macht einer Genoſſenſchaft, welcher eine ſo große Menge vornehmer Männer angehörte, die ſich durch die Freiheit und Anmaßung, ſich in Alles zu miſchen und Alles zu reformiren, dem ganzen Königreich gefährlich machten. Der Cardinal war dieſen Vorhaltungen gegenüber um ſo empfindlicher, als er ſchon auf die eine oder andere Art den *Eifer einiger Devoten gekoſtet hatte*, welche ihm Bemerkungen über ſein Betragen machen wollten. Er war beleidigt und geſtoßen durch gewiſſe Billets, welche er entweder unter ſeinem Beſteck bei Tiſche, oder in ſeinen Taſchen beim Kleiderwechſeln, oder auf ſeinem Schreibtiſche fand, wenn er ſich in ſein Zimmer zur Arbeit zurückziehen wollte. Auf dieſe Art war es nicht ſchwer, ihn gegen die Geſellſchaft aufzubringen“ („Mémoires“, tom. II. p. 331 sq.). Alſo da die Janſeniſten in der Geſellſchaft ſelbſt nicht ſchnell genug die Oberhand gewinnen konnten, ſuchten ſie dieſelbe von Außen zu verdächtigen, und die Wenigen, welche ſie als Geiſtesverwandte in der Geſellſchaft hatten, ſorgten durch unzarten — vielleicht abſichtlich indiscreten Eifer dafür, daß die Anſchwärzungen der äußeren Feinde ſich auf „Thatſachen“ ſtützen konnten. Freilich, als ſich die Secte immer mehr der Geſellſchaft auch im Innern bemächtigte und durch den Fürſten Conti ſogar deren Leitung gewann, nahm ſie eine förmliche Schwenkung vor, und nun waren es die Janſeniſten, welche ſich als die lebhafteſten Vertheidiger des vom Miniſter angeklagten „Vereins der Devoten“ aufſpielten.

Als Mazarin dem König von den unbequemen Devoten und deren stets wachsender Frechheit sprach, traf er bei dem jungen Fürsten nur eine allzu sympathische Saite. Auch Ludwig XIV. hatte von den „Hof-Devoten", besonders einigen hervorragenden Jansenisten, vorzüglich dem Erzbischof von Sens, M. de Gondrin, unliebsame Zurechtweisungen wegen seiner Liebschaften erhalten. Die Unterdrückung der „Gesellschaft vom heiligen Sacrament" konnte aber unmöglich allein den Einfluß und das Ansehen der Devoten vernichten — und so kam man auf den Gedanken, nach den lächerlichen, jansenisirenden Preciösen, den unbequemen Hof-Marquis, nun auch die Cabale der Hof-Devoten von Molière aufspielen zu lassen und dem allgemeinen Gelächter preiszugeben.

Vielleicht ist der erste Gedanke an diese Inscenirung des „Devotismus" von Cosnac ausgegangen. Wir wissen, wie er sich von Conti getrennt hatte, wie ihn eine tiefe Feindschaft gegen den schweifwedelnden, überall den Eifrigen spielenden Abbé Roquette beseelte. Bei den Spielpartien, zu denen ihn theils die Königin Wittwe, theils Mazarin so oft einlud, mußte nothwendig die Rede auf die Unbequemlichkeit und Zudringlichkeit der Devoten fallen. Diese Devoten aber waren in Cosnacs Augen vorzüglich Roquette und Conti, und so kann es sehr leicht geschehen sein, daß Cosnac als alter Vertrauter mehr denn eine lustige Geschichte über die Beiden und ihren Anhang erzählte und so mitten zwischen den einzelnen Zügen des Spieles auf dem Damen- oder Schachbrett die Hauptzüge eines Spieles auf den Brettern entwarf. Ein Wort gab dann, wie es zu gehen pflegt, das andere; Mazarin fand den Stoff einer Komödie werth, sprach dem König davon, und der Exécuteur poétique des hautes oeuvres du Roi, Molière, wurde gerufen, fand die Sache ganz vortrefflich und gab sich um so eifriger an's Werk, als auch er seinen Grund hatte, mit den Jansenisten und Devoten durchaus nicht zufrieden zu sein, weil sie ihrerseits keine Freunde des Theaters waren und es wahrlich nicht an ihnen lag, wenn der Dichter überhaupt nur noch ein Theater und Zuschauer hatte.

Wie gesagt, es ist möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß Cosnac den ersten Gedanken zu der Dramatisirung des allen Betheiligten — Mazarin, Ludwig XIV., Molière und Cosnac — gleichmäßig verhaßten Devotenthums gab, weil er am besten die sich hinter den Coulissen abspielenden Komödien desselben kannte, und diese, wie geschichtlich feststeht, dem Dichter auch für die Ausarbeitung des Stückes mitgetheilt hat. Will Jemand diese Initiative Cosnacs indeß nicht gelten lassen, so wollen wir mit ihm nicht rechten, müssen aber — im Hinblick auf die Zeugnisse zeitgenössischer Schriftsteller — daran festhalten, daß die von uns erzählten Umstände und Motive, sowie die genannten Personen alle, wenn auch in ungleichen Verhältnissen, zur Entstehung des Tartüff beigetragen, ja diese Entstehung bewirkt haben.

Ohne uns bei einigen zweifelhaften Aussprüchen aufzuhalten, geben wir nachstehend diejenigen Aufzeichnungen, welche einerseits an Klarheit nichts

zu wünschen übrig lassen, andererseits von Männern herrühren, die das von ihnen Behauptete wissen konnten und wegen der Verschiedenheit ihres Standpunktes sicher nicht so einmüthig berichtet hätten, wenn ihnen nicht die Wahrheit über alle Partei-Interessen gegangen wäre.

In den Memoiren des Abbé de Choisy[1] lesen wir: „Guilleragues und der Abbé Roquette waren bei ihm (dem Fürsten Conti). Der erstere war ein ehrlicher, anständiger Mensch. ... Der Abbé Roquette, seitdem Bischof von Autun, hatte alle Charaktereigenschaften, welche der Verfasser des Tartüff so vollkommen nach dem Muster eines falschen Menschen dargestellt hat[2]. ... Die Rede des Abbé Cosnac war nahe daran, das Haus (des Fürsten Conti) zu theilen, und dieß war die Quelle des Hasses, welchen der Herr von Autun (Roquette) und er (Cosnac) seitdem gegen einander getragen haben, und welcher der Grund war, der Guilleragues, den Freund Cosnacs, bewogen hat, die Memoiren zu schreiben, auf Grund deren Molière seine Komödie vom falschen Devoten (faux dévot) gemacht hat.“[3]

Ein anderer Zeitgenosse, der Jesuit Rapin, schreibt, nachdem er von der Bruderschaft des heiligen Sacramentes gesprochen, in welche sich, wie oben erzählt, die Jansenisten, unter Anderen auch Conti, eingeschlichen: „Diejenigen, welche dazu gehörten, wurden dem Hofe verhaßt durch die Zudringlichkeit, mit welcher sie dem Minister (Mazarin) Bemerkungen machten oder machen ließen über sein Verhalten, und zwar auf beleidigenden und gar nicht anständigen Wegen. Das reizte den Cardinal und zwang ihn in der Folge, diese Leute dem König zu verdächtigen, und dieser (der König) ließ sie einige Jahre später auf das Theater bringen, und zwar durch Molière, den berühmtesten Schauspieler seiner Zeit“ (les fit jouer quelques années après sur le théâtre par Molière, le plus célèbre comédien de son temps)[4].

Ein weiteres, weniger von den Autoren beachtetes Zeugniß finden wir in den „Journaux“ des Jansenisten M. Deslyons[5]. Dieser schreibt 1665: „Man sagte, Molière habe den Tartüff geschrieben, um den Abbé Roquette zu verschreien, und zwar in Folge des Neides, den er einstens gegen diesen Abbé gefaßt, als beide zusammen beim Prinzen Conti wohnten.“

Der Jansenist Saint-Simon kann ebenfalls, trotz seiner Vorliebe für die Secte und ihre Häupter, Mad. de Longueville und Roquette, nicht umhin zu sagen: „Molière nahm vom Bischof von Autun (sur l'évêque d'Autun) seinen Tartuffe, und Niemand hat sich darüber einer Täuschung hingegeben.“[6]

---

[1] Choisy war ein intimer Freund Cosnac's.

[2] Mémoires de Choisy, édit. de 1747, p. 337.

[3] Ibid. p. 339.

[4] Mémoires du P. Rapin. t. I. p. 294. Édition L. Aubineau, Paris 1865.

[5] Bibl. nat. Fr. 24998, p. 493. 567. 577 — mitgetheilt von Faillon. „Vie de Mons. Olier.“ 4. Ausg. Bd. II. S. 278 f. Paris 1873.

[6] Mémoires ... Édition 1853. tom. X. p. 8.

Ein ferneres Zeugniß über die Tendenz des Tartüff beſitzen wir in der an Ludwig XIV. gerichteten Klage der Stadt Autun, welche in Verſen ihren Biſchof (Roquette) beſchuldigt, er ſei Tartüff, er habe unterſucht, ob der Stoff fein ſei[1] — er ſei ein geldgieriger Betrüger, ein Schurke, ein Gauner, ein feiger, ſchwarzer Heuchler u. ſ. w.[2]

Daß übrigens ſeit dem Erſcheinen der Komödie Roquette als das Urbild des Heuchlers galt, bezeugen zu viele Äußerungen damaliger Zeit, als daß wir ſie alle aufführen könnten. Nur noch Mad. de Sévigné ſei erwähnt, welche ſich ſpäter ebenfalls durch das honigſüße, falſche Weſen des Biſchofs von Autun fangen ließ und ſich nun gleichſam ſelbſt zürnt, daß ſie ihn früher einmal „le pauvre homme“ (bekanntlich eine Bezeichnung für Tartüff) genannt, und ihn deßhalb gegen den Vorwurf, er ſei ein Tartüff, ganz energiſch in Schutz nimmt[3].

Meiſter Boileau erzählte Broſſette am 9. November 1702 Folgendes:

„Als Molière ſeinen Tartüff ſchrieb, las er dem König die drei erſten Acte vor[4]. Dieſes Stück gefiel Sr. Majeſtät und Sie ſprach viel zu vortheilhaft von demſelben, um nicht den Neid der Feinde Molière's und beſonders den der Cabale der Devoten zu erregen. Mgr. de Péréfixe, Erzbiſchof von Paris, ſtellte ſich an ihre Spitze und ſprach dem König gegen dieſe Komödie. Und wie man den König dieſerhalb drängte und immer von Neuem antrieb, ſagte er ſchließlich zu Molière, man dürfe die Devoten nicht reizen, ſie ſeien ein unverſöhnliches Geſchlecht, und ſo möge er, Molière, ſeinen Tartüff nicht öffentlich ſpielen. ... Madame, die erſte Gattin Monſieurs, aber hatte eine große Sehnſucht, den Tartüff aufgeführt zu ſehen. Sie redete dem König mit vielem Eifer davon, und zwar that ſie dieß zu einer Zeit, als der König erzürnt war gegen die Hof-Devoten. Denn einige Prälaten, beſonders Herr de Gondrin, Erzbiſchof von Sens, hatten ſich beikommen laſſen, dem König Vorhaltungen wegen ſeiner Liebſchaften (amours) (mit Frl. de Lavallière, Mad. de Monteſpan)[5] zu machen. Übrigens haßte der König die Janſeniſten, welche er noch der Mehrzahl nach als den Gegenſtand der Komödie Molière's anſah. (D'ailleurs le Roi haïssait les Jansénistes, qu'il regardait encore la plupart comme les objets de la comédie de Molière.) Alles dieß bewog Se. Majeſtät, ſeiner Schwiegerin zu erlauben, daß Molière ſein Stück (vor ihr) aufführe.“[6]

Wenn man bedenkt, daß Boileau ebenſo ſehr Freund der Janſeniſten

---

[1] Anſpielung auf die bekannte Scene im Tartüff.

[2] Vgl. Pignot, Un Évêque réformateur sous Louis XIV., Gabriel de Roquette. Paris 1876. I. chap. 1.

[3] Vgl. die beiden Briefe, den erſten vom 3. September 1677, den zweiten vom 12. April 1680.

[4] In Wirklichkeit wurden ſie geſpielt.

[5] Hier täuſcht ſich Broſſette in den Namen; es kann 1664 nur von der Lavallière die Rede ſein.

[6] Mémoires de Brossette sur Boileau-Despréaux. Paris 1858. p. 563 sq.

als des Dichters war, so dürfte diesem seinem Zeugniß wohl Glauben beizumessen sein. Ludwig XIV. betrachtete „die Mehrzahl der Jansenisten" oder, wenn man will, „der Hauptsache nach die Jansenisten als Gegenstand des Tartüff", und Ludwig konnte es wissen.

Nehmen wir alle diese Zeugnisse von Männern — Zeitgenossen — der verschiedensten Parteistellung und Lebensstände zusammen, die theils ihr eigenes, persönliches Wissen, theils das allgemeine Sagen und Meinen jener Tage uns mittheilen, so können wir unter all den verschiedenen Formen der Zeugnisse, unter all dem nicht immer ganz exact richtigen Beiwerk als einstimmig behauptete Thatsache herauslesen, daß Molière seinen Tartüff gegen die Jansenisten-Partei, hauptsächlich die der sogen. Hof-Devoten, geschrieben hat, zu denen Abbé Roquette und Fürst Conti gehörten.

Auch muß selbst W. Mangold bekennen, daß der Abbé Roquette „sein Leben lang für das Urbild des Tartüffs nicht nur, sondern auch für das des Heuchlers Théophile bei Labruyère gegolten" [1] habe.

Da an der Einstimmigkeit der Zeugnisse über das Urbild des Tartüff nicht zu rütteln ist, sucht man nach Gründen, die vorgebliche Ebenbildlichkeit des Komödien-Charakters und der historischen Person auf Rechnung der stets nach Urbildern suchenden Neugier des Publikums zu setzen. „Zu allen Zeiten," sagt Mesnard, „findet die Bosheit der Zeitgenossen ihre Freude daran, sich in Gegenwart einer satirischen Schöpfung in allerlei Unterstellungen zu ergehen, welche statt der minder erheiternden Abstraction irgend einen Lebenden zum Gegenstand ihres Genusses machen. Umsonst hatte Molière gesagt, ‚daß, wenn irgend etwas im Stande wäre, ihm für immer das Komödienschreiben zu verleiden, so sei dieß die beständige Sucht nach Ähnlichkeiten (Originalen)'; daß ‚nichts ihm so viel Leid verursache, als die Anklage, er ziele bei seinen Bühnenporträts auf lebende Originale', und ‚seine Absicht sei, die Sitten zu schildern, ohne an die Personen zu rühren'." [2] Diese Erklärungen Molière's, auf welche Mesnard hier anspielt, finden sich leider in dem „Impromptu" von Versailles und nehmen sich gerade bei diesem Sammelstück von gehässigen und beleidigenden Persönlichkeiten seltsam genug aus, um uns nicht als aufrichtig und beweiskräftig zu erscheinen. Was aber den Tartüff und dessen Urbildlichkeit angeht, so ist es keinen Augenblick zweifelhaft, daß der Dichter Urbilder gehabt und benutzt hat. Im ersten Placet an den König sagt er ausdrücklich, „die Originale hätten die Copie unterdrücken lassen"; im zweiten Placet sagt er, „er habe sich Mühe gegeben, den berühmten Originalen des Bildes, das er entworfen, jeden Vorwand zu nehmen". — Es handelt sich aber in den Bittschriften nicht um Charaktere, sondern um wirkliche bestimmte Personen, welche die Aufführung des Stückes hintertrieben, und diese Personen nennt Molière selbst „die be-

[1] Ibid. p. 55.

[2] Oeuvres de Molière. Édition Despois-Mesnard. Vol. IV. p. 303.

rühmten (d. h. doch wohl bekannten und mit Fingern gezeigten) Originale des Bildes, das er entworfen".

In dieſen Placets, dem erſten beſonders, gibt Molière übrigens nicht zu mißdeutende Winke über die Tendenz ſeines Werkes. Da dieſe Winke im Allgemeinen kurz das zuſammenfaſſen, was wir in geſchichtlicher Entwicklung bisher über die Entſtehung der Komödie geſagt haben, ſo wollen wir ihnen hier als dem natürlichſten Abſchluß unſerer Ausführung eine Stelle gewähren.

„Sire! Da es die Aufgabe des Schauſpiels iſt, die Menſchen zu beſſern, indem es ſie beluſtigt, ſo habe ich dafür gehalten, daß ich in meiner Stellung nichts Beſſeres thun könne, als die Laſter und Thorheiten meines Jahrhunderts durch komiſche Spiegelbilder derſelben anzugreifen. Da aber die Heuchelei eines der gebräuchlichſten, unbequemſten und gefährlichſten iſt, ſo dachte ich, Sire, allen ehrlichen Leuten Ihres Königreiches keinen geringen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ein Luſtſpiel dichtete, das die Heuchler verſchrie und die ſorgfältig ſtudirten Grimaſſen jener übermäßig braven Leute, alle verdeckten Spitzbübereien dieſer Falſchmünzer der Frömmigkeit, die durch verſtellten Eifer und eine ſophiſtiſche Liebe die Menſchen zu fangen ſuchen, in ihr wahres Licht ſtellte."

Auf dieſe Stelle iſt unſeres Wiſſens noch nicht hingewieſen, trotzdem ſie für die ganze Frage ſo entſcheidend iſt.

Molière zieht nicht gegen abſtracte Fehler und Laſter, ſondern gegen ſolche ſeiner Zeit, alſo gegen ganz beſtimmte, ſich in beſtimmten Perſonen verkörpernde Zeitgebrechen, los. So die „Précieuses ridicules", ſo die „Fâcheux" u. ſ. w., welche nicht allgemeine Fehler jeden Landes und jeder Cultur geißeln, ſondern ganz charakteriſtiſche, localiſirte und temporiſirte Gebrechen zum Gegenſtand haben. So alſo auch die Heuchelei des Tartüff. Es iſt nicht die Heuchelei im Allgemeinen, ſondern jene, die im 17. Jahrhundert in Frankreich und ſpeciell am Hofe im Schwung war. Dieſe Heuchelei aber hatte beſtimmte, wohlbekannte Vertreter bei beſtimmten religiöſen Parteien — les célèbres originaux —, und daß zu dieſen Parteien die Jeſuiten nicht zählten, iſt ebenſo ſicher, als daß die Janſeniſten in erſter Linie dazu gehörten. Die Heuchelei war freilich ein Krebsſchaden des übertünchten, innerlich faulen 17. Jahrhunderts, ja dieſes Jahrhundert ſelbſt war eine einzige große Heuchelei, die ſich im 18. Jahrhundert ſo furchtbar entlarvte und nicht bloß den armen Orgon der alten franzöſiſchen Geſellſchaftsordnung in gehöriger Form exmittiren ließ, ſondern ihn durch ihre Blutbüttel auch auf das Schaffot führte, ohne daß dießmal ein Exempt dem ſauberen Proceß Einhalt gethan hätte. „Wir können es zu unſerer Schande geſtehen," ſagt Bourdaloue[1], „daß das Jahrhundert, in welchem wir leben, eines jener unglückſeligen iſt, wo die Heuchelei am meiſten herrſcht, weil es gewiß iſt, daß der Mißbrauch ſcheinbarer und verſtellter Frömmigkeit niemals größer war, als heute." Fénélon in ſeinem Telemach und Boſſuet in ſeiner Predigt über das jüngſte Gericht, La Bruyère in ſeinen „Charakteren" und La Roche-

[1] „Sermon sur l'Hypocrisie", Ende des zweiten Theiles.

foucauld in seinen „Maximen" ziehen ebenfalls gegen die Heuchelei als einem Modelaster zu Felde. Wenn es nun auch gewiß unter den Römisch-Katholischen Heuchler gab, so muß doch anerkannt werden, daß die Jansenisten als Partei es waren, welche durch ihre zur Schau getragene Strenge und Tugend Eingang und Verbreitung ihrer Secte suchten. Sie sind jene „gens de bien à outrance", deren wohl einstudirte Grimassen Molière in's wahre Licht stellen will. Es ist seltsam. Die meisten Commentatoren, welche den Tartüff als gegen den Jesuitismus gerichtet darstellen, führen zum Beweise dessen an, daß sich in einzelnen Büchern der Jesuiten ähnliche Ausdrücke wie im Tartüff finden, daß Pascal in seinen Provinzialbriefen den Jesuiten gerade die Grundsätze zuschreibt, durch welche Tartüff seine Handlungsweise rechtfertigt. Bei dem Allem aber vergessen diese Schriftsteller die Hauptsache: Tartüff ist äußerlich Rigorist, er ist homme de bien à outrance, er zieht los gegen die Weltkinder, welche glauben, auch im Glanze und dem Genusse der Welt ihr Heil wirken zu können, eifert gegen Kleiderpracht, Tanz, Theater u. s. w. Das aber ist nicht das Bild eines Jesuiten, wie ihn uns Pascal und die heutigen Commentatoren darstellen. Die Jesuiten werden nicht wegen ihres Rigorismus, sondern wegen ihrer „laxen Moral" verschrieen; sie predigen keine dévotion à outrance, sondern schreiben, wie die Commentatoren mit so sicherem Selbstgefühl anführen, die „dévotion aisée", „die bequeme Frömmigkeit" von P. Le Moine oder auch „Der geheiligte Hof" von P. Caussin, welches erstere Buch ja besonders von Pascal verspottet wurde. Und daß die Jesuiten damals Feinde einer anständigen standesgemäßen Unterhaltung — und wäre es selbst ein Tanz oder eine Komödie — gewesen, haben ihre Feinde noch nie behauptet, sondern im Gegentheil auf das Zeugniß der Port-Royalisten hin ihnen sogar die infamsten Concessionen an die Leidenschaft und Genußsucht vorgeworfen. Also ein Typus des Jesuiten im 17. Jahrhundert ist der Tartüff Molière's nicht. Jenen Schriftstellern kann man darum sagen:

Entweder hat Pascal Unrecht, wenn er die Jesuiten beschuldigt, durch ihre laxen Grundsätze Alles für sich und ihre Zwecke zu gewinnen;

oder Molière hat — wenn er die Jesuiten in seiner Komödie schildern wollte — seine Originale schlecht studirt und falsch gezeichnet;

oder endlich — da das Letztere nicht möglich ist —, er hat nicht die „laxen" Jesuiten, sondern die mit „Rigorismus" äußerlich um sich werfenden Jansenisten zeichnen wollen und auch wirklich nach dem Leben gezeichnet.

Das sehen die ruhigeren Commentatoren denn auch ein. Da aber nun einmal der Jesuitismus der Feind sein muß, so schließen sie: „Molière habe nur den Schein einer jansenistischen Färbung angewendet, um desto stärkere Schläge gegen die Jesuiten führen zu können" [1].

---

[1] Vgl. Mangold S. 65. Daß Mangold sich über die Jesuiten zu keinem objectiven Urtheil erschwingen kann, kommt zum großen Theil auch daher, daß er als Hauptquellen nur jansenistische Schriftsteller oder Lobredner benutzt.

Dieſer äußerſt ſpeciöſe Ausweg iſt mehr überraſchend als wahr. Worum handelt es ſich im Tartüff? Um einen Betrüger, der durch Vorhalten einer Maske zu täuſchen ſucht. Nun iſt die Frage: Welche Maske nimmt er, die eines „Jeſuiten“ [1] oder die eines Janſeniſten? Nach Mangold müßte er deren zwei anlegen, zuerſt die des Jeſuiten, und um ſich unkenntlicher zu machen, darüber noch die des Janſeniſten, ſo daß ſchließlich doch auf der Bühne nur der Janſeniſt erkenntlich wäre und nach des Dichters Plan auch nur erkannt werden ſollte.

Aber die „Jeſuitengrundſätze“, welche unverkennbar in dem Stücke vorkommen?

Mit dieſer Frage berühren wir einen der feinſten komiſchen Züge, die Molière ſeinem Stück gegeben hat. Tartüff iſt äußerſt rigoriſtiſch, erſtens wenn es ſich bloß um Andere handelt und zweitens in ſeinen Mienen und Worten auch für ſich, wenn er ſich beobachtet weiß. Was aber geſchieht, wenn er einen Vortheil für ſich erreichen will, dem ſich Skrupel oder gegründete Bedenken von Seiten Anderer entgegenſtellen? Gleich iſt er mit irgend einem der ſogen. „Jeſuitengrundſätze“ bei der Hand und ſucht die Bedenken der Anderen zu ſeinen Gunſten zu beſchwichtigen. Was heißt dieß aus der Zeichenſprache der Handlung in einfache Worte überſetzt? Doch wohl nur: „Ihr Janſeniſten, die ihr mit Pascal ſo gewaltig über ‚Jeſuitismus‘ ſchreit, ihr ſeid die Erſten, jene Grundſätze in der Wirklichkeit anzuwenden, die ihr ſo laut und beſtändig den Jeſuiten zuſchreibt.“ Und das könnte auch heute noch den liberalen Tartüffs zugerufen werden, die nur um ſo gewaltiger „Haro!“ über die Jeſuiten ſchreien, damit man ihnen ſelbſt unterdeſſen nicht auf die Finger ſchaue, wenn ſie z. B. nach dem Satze handeln: Der Zweck heiligt die Mittel.

Sodann iſt in Betreff jener Jeſuitenſätze des Tartüff zu bemerken, daß wir nicht mehr — wie wir ſpäter ſehen werden — den urſprünglichen Text des Stückes haben, daß vielmehr Molière der janſeniſtiſchen Cabale zulieb Manches ſpäter geändert hat. Somit iſt es durchaus nicht unmöglich, daß der Dichter einzelne dieſer Sätze erſt ſpäter eingefügt, um die Janſeniſten nicht als ausſchließliches Object der Komödie erſcheinen zu laſſen.

Haben die Tartüff-Jeſuitler [2] dagegen auch einmal darüber nachgedacht, daß Tartüff kein Jeſuit ſein kann, da er Weltmann, Laie und heirathsluſtig iſt? Solcher Jeſuiten hat es nur in der Phantaſie der Jeſuitenriecher gegeben, die ſchließlich ſogar „proteſtantiſche Jeſuiten“ herausgeſchnuppert hatten. Man wird ſagen: Molière wollte nur den jeſuitiſchen Geiſt vorführen und gehäſſig machen. Dem widerſpricht, daß dieſer „Geiſt“ durchaus nicht der

[1] Wir verſtehen hier unter „Jeſuiten“ durchaus nicht die wahren Mitglieder des vom hl. Ignatius geſtifteten Ordens der Geſellſchaft Jeſu, ſondern jenes weſenloſe Phantaſiebild Pascals und ſeiner Nachbeter bis auf den heutigen Tag, jenes Weſen, das ſich in den Mantel der bequemen Frömmigkeit und der laxen Moral hüllt, um Königsmord, Erbſchleicherei, Verführung ꝛc. zu betreiben.

[2] D. h. alle Jene, welche unter allen Bedingungen wollen, die Jeſuiten ſeien mit dem Tartüff gemeint.

„Geist" Tartüffs ist, wie wir gezeigt haben, daß im Gegentheil Tartüff mit Haut und Haaren, Geist und Leib im Lager der Jansenisten sich befand, wo alle Welt ihn suchte und fand.

In welchem Lager, dem „jesuitischen", d. h. dem katholischen, oder dem jansenistischen, war das Unwesen der Laiendirecteure, der sogen. Laien-Beichtväter im Schwunge? Die Jesuiten — um ein Argumentum ad hominem zu gebrauchen — würden als Priester ein solches Unwesen nicht geduldet und (immer im Sinne ihrer Feinde!) es als einen Eingriff in ihre Alleinherrschaft über die Gewissen betrachtet haben, wenn sich Laien in die Gewissensleitung gemischt hätten. Wir geben zu, daß es auch auf Seiten der Katholiken um jene Zeit einige vorzügliche, durch Adel der Geburt und durch Heiligkeit des Lebens ausgezeichnete Laien gab, wie den Baron de Renty und den Marquis de Fénelon, die zwar keine eigentliche Seelenleitung übernahmen, aber doch ein wahres Apostolat unter ihren Standesgenossen ausübten. Geschichtlich steht dagegen fest, daß auf der Seite der Sectirer, Jansenisten, Quietisten[1], Carteniſten und wie die Verirrungen des religiösen Revolutionsgeistes damals hießen, das Unwesen der Laien-Gewissensführer in vollster Blüthe stand. Da der ganze Tartüff auf dem Boden der Schwärmgeisterei steht und mit allen seinen tieferen Voraussetzungen auf ihn sich stützt, so ist es nöthig, darauf hinzuweisen, daß gerade das 17. Jahrhundert in Frankreich unter dem Einflusse dieses bösen Geistes stand. Wir haben die Carteniſten im Südosten Frankreichs, ihre Zahl und ihren Einfluß schon erwähnt; im Norden verbreitete sich schon in den dreißiger Jahren eine Secte von Illuminaten, welche bald in der Picardie allein an 60 000 Anhänger gezählt haben soll. Da diese Secte von Labadie, dem geistlichen Leiter eines Frauenklosters von Montdidier in der Picardie, eingeführt und zuerst bei den Klosterfrauen Eingang gefunden hatte, so hieß man dieselbe: Die Illuminaten der Picardie. Im Jahre 1637 hielt der fromme Mr. Olier auf Wunsch des hl. Vincenz von Paul eine Mission in Montdidier und hatte bei dieser Gelegenheit auch das Glück, die „Mütter des picardischen Illuminatismus" zur Wahrheit und Reinheit ihres Standes zu bekehren[2]. Die Secte starb freilich, trotz der Maßregeln, welche Richelieu gegen sie veranlaßte, nicht aus. Wie Mangold diese infamen Schwärmereien auf Rechnung der Jesuiten schreiben, sie „eine Partei auf der jesuitischen Seite"[3] nennen kann, ist uns unerfindlich.

Kaum ließen die Picarden mit ihren Tollheiten etwas nach, so begannen die Normannen. Ein abgefallener Kapuziner war der Gründer dieser neuen Secte. Er kam auch nach Paris und verrückte hier vielen Leuten die Köpfe. Als die Ketzerei sich bis nach St. Germain verbreitete, stieß sie wieder auf den eben genannten frommen und seeleneifrigen Priester, der neben und mit Vincenz von Paul die Zierde und der Stolz des damaligen Pariser Weltklerus

---

[1] Wir sprechen natürlich von den Quietisten vor Quesnel.

[2] „Vie de Mons. Olier", par Faillon. 4. Aufl. tom. I. p. 261.

[3] A. a. O. S. 29.

war. Er entlarvte die fromme Schwindelei und zeigte unter den von Frömmigkeit und Salbung triefenden Worten den Schuft. Der Apoſtat hieß bis dahin wie auch Tartüff „le bon pauvre“. Olier ſchreibt: „Quant à ce pauvre homme, que vous m'adressâtes, il y a quelque temps, il ne le faut pas nommer bon pauvre, car il s'est trouvé très-méchant.“ Dieſe Secte, in der ſich ein gewiſſer Lagrange, ein Baron de Beauſoleil und Simon Morin beſonders hervorthaten, endigte öffentlich mit der Hinrichtung dieſer drei Häupter. Da der Name Simon Morin's in der Tartüff-Geſchichte noch einmal wiederkehren wird, ſo ſei es hier bei ſeiner bloßen Erwähnung belaſſen[1].

Kaum hatte Olier in ſeiner Pfarrei, St. Germain de Près, etwas Ruhe vor den Quietiſten, als eine neue Secte ſich bei ihm einzuſchmeicheln kam: die Janſeniſten. Freilich nicht zuerſt durch theologiſche Irrthümer, ſondern als echte Tartüffs mit der Disciplin und dem Bußhemd, und dem ganzen Apparat der alten öffentlichen Kirchenbußen. Und auch darin zeigten ſie, d. h. die Leiter der Secte, St. Cyran und ſein Emiſſär Du Hamel, ihre Tartüff-Natur, daß ſie ſich nicht an den Klerus der Pfarrei wendeten, ſondern zuerſt das Laienelement für die „ſtrenge Zucht“ und „Reform“ zu gewinnen ſuchten. Aber Olier kam hinter ihre Schliche und entlarvte auch hier die faux dévots, wie er es eben bei dem Kapuziner, ce bon pauvre, gethan hatte[2]. Allein er konnte nicht verhindern, daß die Sectirer einzelne vornehme Häuſer des nobeln Viertels St. Germain für ſich gewannen und ſie zu Bollwerken ihres Irrthums machten. P. Rapin nennt und beſchreibt als ſolche beſonders die Hotels des Herzogs von Liancourt und das Haus des Grafen Du Pleſſis de Guénegaud. Als echte Tartüffs wußten ſich die Sectirer in dieſe Häuſer einzuſchleichen und wie bei Conti entweder den Hausherrn oder, wo dieſer zu gleichgiltig oder zu geſcheidt war, die Dame des Hauſes zu fanatiſiren[3]. Und die Wiege des Janſenismus, Port-Royal, was bietet ſie anders als das Bild eines von einem Laien geleiteten und verleiteten Ordenshauſes? Der alte Arnauld d'Andilly, der verwittwete Staats- und Kriegsmann, hat ſich in die Abtei zurückgezogen, und unter dem Vorwand, die weltlichen Geſchäfte des Kloſters zu beſorgen, hat er die ganze Oberleitung desſelben in Händen und tritt ſie an den Häreſiarchen Hauranne, Abt von St. Cyran, ab. Wir wollen gewiß nicht — wie Andere es gethan — ſo weit gehen, d'Andilly wegen ſeiner galanten Redeweiſe zum Urbild des Tartüff zu machen — aber daß er vom Tartüff in dieſer Beziehung etwas an ſich hat, zeigen dieſe Ausdrücke doch[4]. Wir haben das Urbild und halten es feſt nach den geſchichtlichen Zeugniſſen; es iſt der Abbé Roquette, der „faux dévot“, der Janſeniſt, von dem es in den Memoiren Lenet's heißt: er habe ſich mit ſeiner ſüßlich frommen Miene (avec une petite mine douce et dévote) in die Gunſt der verwittweten Fürſtin (Condé) durch eine affectirte Frömmigkeit eingeſchlichen, unter dieſer

[1] Vgl. „Vie de Mons. Olier“, tom. II. p. 470.
[2] A. a. O., II. S. 413 ff.
[3] A. a. O., II. S. 426 ff. Ebendaſ. die verſchiedenen Verweiſe auf P. Rapin.
[4] Vgl. Mangold a. a. O. S. 62.

Maske aber seine von Ehrsucht erfüllten Pläne verborgen. Unter derselben Maske verbarg er auch die zärtlichen Absichten für einige Damen des Hofes, Absichten, welche nachher zu öffentlichen Scandalen führten [1].

Schließen wir. Wir haben auf Seiten der verschiedenen Secten jener Zeit das heuchlerische Treiben erkannt und das Streben nachgewiesen, auch durch Herbeiziehen des Laienelements die falsche Religion unter dem Deckmantel einer übertriebenen, falschen Frömmigkeit einzuführen; die Geschichte des armen Conti bietet uns zwei berühmte Beispiele dieser Art: zuerst die Carteniſten-Direkteure Du Four und Urbain, dann den Abbé Roquette. Du Four bestiehlt den Fürsten um sein Geld, Roquette bringt die Schmach und Eifersucht in sein Haus — gerade wie Tartüff bei Orgon. Zudem ist das Zeugniß der besten Quellen da, welche uns Roquette als Haupt-Urbild des Tartüff nennen; also fragen wir: welches Recht haben die Schriftsteller der nachfolgenden Zeiten bis auf unsere Tagen hinab, im Tartüff etwas Anderes zu sehen als eine in der Hauptsache gegen das damalige, frommthuende Sectenwesen, den Janſenismus vor Allem, gerichtete Satire?

Wir sagen „in der Hauptsache"; denn erstens werden wir nachzuweisen haben, daß auch eine Nebenabsicht, die mit Janſenismus und Jesuitismus nichts zu thun hatte, bei der Abfassung des Stückes obwaltete; sodann aber verwahren wir uns vor der Annahme, als ob nun auch jeder Zug des Tartüff auf die genannten Persönlichkeiten Roquette's, Conti's, der Mad. Longueville u. s. w. passen müßte, oder der Tartüff nur die versificirte Geschichte dieser Personen wäre. Als echter Dichter hat Molière seine Zeit und ihren Geist, die ganze Secte und ihre Art beobachtet, er hat die Literatur über seinen Gegenstand und Züge aus dem Leben rechts und links benutzt, kurz sein Tartüff ist eine Dichtung, aber eine auf geschichtlichen Voraussetzungen beruhende Tendenzdichtung, und wir behaupten bloß, daß diese Voraussetzungen und diese Tendenz sich auf Seiten der Janſeniſten befinden.

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

---

[1] Collect. Michaud et Poujoulat, tom. II. de la 3e série, p. 220. Angeführt ist diese Stelle bei D.-M. a. a. O. S. 305.

Recenſionen.

Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. Nach handſchriftlichen Quellen dargeſtellt von **Herm. Joſ. Schmitz**, Doctor der Theologie und des kanoniſchen Rechts. Gr. 8°. XVI u. 864 S. Mainz, Kirchheim, 1883. Preis: *M.* 15.

Die Kirche braucht die Forſchungen der Geſchichte nicht zu ſcheuen. Was auch immer aus dem Staube der Archive hervorgezogen werden mag, was für Hypotheſen auch immerhin auf dem ſtückweiſe bloßgelegten Quellenmaterial aufgebaut werden mögen: ſie geht ruhig ihren Gang. Wenn übereifrige Gegner aus Bruchſtücken von Funden auch glauben mögen, ein mit tödlichen Geſchoſſen beladenes Panzerſchiff gegen das Schifflein Petri gefertigt zu haben: — es iſt immer die kurze Freude eines Traumes; gründlichere Studien oder neue Aufſchlüſſe decken regelmäßig die Hohlheit des feindlichen Spielzeuges auf und entlarven den Panzerthurm als ein Kartenhaus, welches, noch bevor ein Windſtoß bläst, in ſich zuſammenſtürzt.

Die Bußbücher, welche vom 6. chriſtlichen Jahrhundert her bald zahlreich auftauchten, und ihre nach Waſſerſchleben gebräuchlich gewordene Gruppirung haben Andern Anlaß geboten, den geſchichtlichen Verlauf der kirchlichen Bußdisciplin höchſt ſchief darzuſtellen und gar das Beichtinſtitut der katholiſchen Kirche als eine von mönchiſchen Übungen hergenommene und auf die Univerſalkirche ausgedehnte Praxis zu bezeichnen.

Als urſprüngliche Bußbücher iſt man nämlich ſeit Waſſerſchleben geneigt geweſen, zwei oder drei Klaſſen anzunehmen: die altbritiſchen oder iriſch-ſchottiſchen, die angelſächſiſchen und etwa noch die fränkiſchen, obgleich ſich dieſe ihres Urſprungs wegen mit den altbritiſchen berühren; das ſogen. römiſche Bußbuch datire von ſpäter her, es ſei kaum mehr als eine Überarbeitung oder Copie fränkiſcher Vorlage; ein urſprüngliches für die ganze Kirche maßgebendes Bußbuch habe eben nicht exiſtirt, ſondern es ſei allmählich das Bußbuch überall herrſchend geworden.

Ginge man nicht weiter, als zu behaupten, das ſogen. römiſche Bußbuch ſei kein urſprüngliches, es ſei ſein Gebrauch von außen her erſt ſpäter nach Rom verpflanzt: ſo läge darin eigentlich gar nichts Verfängliches, und nicht einmal etwas ſo Sonderbares, daß man bis zu ſeinem evident erbrachten Beweis gegen ſolche Annahme ſich ſträuben müßte. Thatſächlich haben ja ſchon längſt auch katholiſche Gelehrte ſo geurtheilt. Will man aber mit dem Bußbuch die ganze Bußdisciplin als eine erſt ſpäter und allmählich eingebürgerte darſtellen: ſo kann ſich zu ſolcher Behauptung nur Jemand ver-

ſteigen, welcher ſich vor einem Einblick in die Schriften der Väter der erſten Jahrhunderte abſchließt. Uns würde es an ſich nicht einmal wundern, wenn Rom wirklich in dieſem Punkte des Bußbuches zurückgeblieben wäre. Daß man anderswo früher, als eben dort, das Bedürfniß der zu Buch gebrachten Sammlung der Bußſatzungen fühlte und auf ſchleunigere Abhilfe dachte, wäre ſehr wohl anders erklärlich. Wenn man in Rom eine beſſere und genauere Kenntniß der beſtehenden Bußkanones hatte, dann konnte ein ſo hohes Bedürfniß nach Codificirung derſelben, weil es nicht vorlag, auch nicht gefühlt werden. Daß aber ſpäter anderswo gefertigte Sammlungen, weil ſie eben doch eine große praktiſche Bequemlichkeit hatten, in Rom auch in Umlauf gekommen und nach Ausſcheidung des Nicht-Zuträglichen in Übung geſetzt wären, ließe ſich ſehr wohl mit der Hegemonie der römiſchen Kirche in Einklang bringen.

Daß alſo eine weſentliche Schwierigkeit gegen katholiſche Lehre und Einrichtung, ſpeciell gegen den Vorrang der römiſchen Kirche oder gegen die Allgemeinheit der Beicht- und Bußübung in der ganzen Kirche nicht erhoben werden kann, wenn auch das ſogen. römiſche Bußbuch, welches nachweislich im 10. Jahrhundert vorhanden und in Rom in Gebrauch war, auf Urſprünglichkeit und Vortritt keinen Anſpruch ſollte erheben können: dieß zu erhärten, dazu dienen die lichtvollen, in gedrängter Kürze gegebenen Erörterungen der erſten ſechs Kapitel des I. Theiles vorliegenden Werkes. Dr. Schmitz zeigt ſummariſch recht gut den Verlauf der Bußpraxis in den erſten Jahrhunderten der Kirche, ſowohl für's innere wie für's äußere Forum. Er legt dar, wie die im äußeren Forum zu leiſtende Buße allmählich zurücktrat und faſt das ganze Geſchäft der Ausſöhnung des Sünders in's innere Forum verlegt wurde, dabei jedoch die mit der Zeit gewachſenen und in's Einzelne gehenden Strafbeſtimmungen der kirchlichen Kanones auch hier maßgebend blieben; wie aber, je weniger nunmehr die Strafbeſtimmungen vom Biſchofe ſelber auferlegt werden konnten und doch dem freien Gutdünken der einzelnen Prieſter entzogen bleiben ſollten, das Bedürfniß um ſo größer wurde, in einer möglichſt vollſtändigen Sammlung der Strafbeſtimmungen einen Leitfaden zu beſitzen, nach welchem der Prieſter im Bußgericht verfahren durfte. Von der heiklen Frage, wie lange in der Kirche die öffentliche Buße herrſchend geweſen ſei, können wir hier abſehen: es iſt dieß ein für die Zwecke des Verfaſſers ganz untergeordneter Punkt. Für den Zweck des Buches ebenfalls untergeordnet, an ſich aber von weit größerer Bedeutung iſt, was der Verfaſſer auch ſpeciell für die Zeit vor Abfaſſung der Bußbücher hervorhebt, daß man in der ganzen Bußpraxis die Ausſöhnung des Büßers im innern Forum und die Ausſöhnung vor dem äußern Forum der Kirche ſehr wohl unterſcheiden müſſe. Das dießbezügliche Reſultat faßt Schmitz S. 18 kurz zuſammen: „Es iſt alſo zu unterſcheiden: a) ſacramentale Abſolution, b) Empfang des Abendmahles, c) kanoniſche Abſolution. Mit der letztern war eine feierliche Wiederaufnahme verbunden; die ſacramentale Abſolution dagegen wurde keinem reuigen Sünder verweigert und ſchon vor der kanoniſchen ertheilt. Zum Verſtändniß der Bußbücher iſt daran feſtzuhalten, daß

die ſacramentale Abſolution für alle Sünden ertheilt wurde. Eine Ausdehnung der Bußwerke auf Lebenszeit und Verſchiebung der (kanoniſchen) Wiederaufnahme bis zur Todesſtunde war eine Ausnahme; in der Regel war die Buße auf beſtimmte Zeitfriſten begrenzt; dagegen wurde des Ärgerniſſes wegen den Büßern, die außerordentlich ſchwere Sünden begangen hatten, die Darreichung des heiligen Abendmahles verſagt und in der Zeit vor dem Concil zu Nicäa ſelbſt noch in der Todesſtunde verweigert."

Gerade die Nichtunterſcheidung der hier ſehr wohl unterſchiedenen Sachen hat manche Mißverſtändniſſe und irrige Auffaſſungen veranlaßt. Man hat ſogar gemeint, es ſeien gewiſſe ſchwere Verbrechen ſelbſt in der Todesſtunde von der ſacramentalen Losſprechung ausgenommen geweſen. Vereinzelt mag ſolch unerträgliche Strenge vorgekommen ſein; beim Apoſtoliſchen Stuhl hat ſie Billigung nie gefunden, ſondern nur die entſchiedenſte Verwerfung.

Einen Punkt, welchen der Verfaſſer in dieſen erſten geſchichtlichen Kapiteln zur Sprache bringt, können wir nicht unbeanſtandet laſſen. Von der Praxis der erſten Jahrhunderte heißt es S. 55: „Nehmen wir noch hinzu, daß nach Gutdünken des Bußprieſters auch geheime Sünden öffentlich gebüßt werden mußten" u. ſ. w., und erſt vom ſiebenten Jahrhundert wird geſagt: „... von nun an tritt der allgemeine Grundſatz in den Vordergrund und bildete ſich als geltende Regel aus, öffentlich begangene Sünden müſſen durch öffentliche Buße geſühnt werden, geheim begangene Sünden werden auch durch geheim geübte Genugthuung geſühnt." Auch hier wollen wir nicht in Abrede ſtellen, daß hie und da in dieſem Sinne Überſchreitungen vorgekommen ſein mögen, und etwa mißverſtandener Eifer für geheime Sünden zur öffentlichen Buße zwang; aber daß die allgemeine Sitte und allgemeine Überzeugung geweſen wäre, als ſtehe die Auferlegung ſolch öffentlicher Buße beim Ermeſſen des Bußprieſters, dagegen zeugt zu laut das Schreiben Leo's I. an die Biſchöfe des öſtlichen Italiens, welches Schmitz ſelbſt S. 67 theilweiſe mittheilt. In einer ſolchen öffentlichen Bußauflegung liegt eben eine Veröffentlichung der Sünden; eine ſolche Veröffentlichung nennt aber der heilige Papſt „eine Vermeſſenheit gegen die von den Apoſteln her überkommene Satzung": in eine ſolche Vermeſſenheit kann unmöglich die ganze Kirche gefallen ſein!

Mit dieſen Bemerkungen haben wir erſt die einleitenden Kapitel des ganzen Werkes berührt. Die folgenden Kapitel (7—15) des I. Theiles enthalten dann die geſchichtliche Darſtellung der Entſtehung und Veränderung der Bußbücher — zum Theil grundlegend für die im Folgenden weiter erhärtete neue Theſe des Verfaſſers: „Es ergibt ſich, daß man in einem Poenitentiale Romanum ein Poenitentiale commune der Kirche zu erblicken hat. Sonach wird mit dem Ausdruck Poenitentiale Romanum ein Pönitentialbuch bezeichnet, welches der Liturgie und der Disciplin der römiſchen Kirche entſpricht, die canones des jus commune enthält und in der römiſchen Kirche, ſowie in jenen Theilen der Univerſalkirche, welche die in der römiſchen Kirche übliche Praxis in Handhabung des Bußweſens beobachtete, praktiſche Be-

nutzung gefunden hatte. Das Beiwort Romanum zu Poenitentiale bezeichnet alſo unmittelbar den Ort der Entſtehung und Benutzung des Bußbuches, und im abgeleiteten Sinne ſo viel als ‚commune‘, ‚gemeinkirchliches‘ Bußbuch“ (S. 175).

Der übrige weitaus größte Inhalt des Werkes iſt faſt ausſchließlich der Mittheilung einzelner Bußbücher, vielfach neu aufgefundener, und der Erklärung ihrer Kanones gewidmet. Nämlich der II. Theil (S. 227—490) gibt die Bußbücher der römiſchen Gruppe (Valicellanum I. u. II., Casinense, Arundel, Romanum); der III. Theil (S. 490—588) die Bußbücher der angelſächſiſchen Gruppe; der IV. Theil (S. 588—712) die Bußbücher gemiſchten Inhalts, ſogen. fränkiſche Bußbücher, theis vollſtändig, theils bruchſtückartig; der V. Theil (S. 712—792) die ſpätern ſyſtematiſchen Sammlungen vom 9.—11. Jahrhundert; der VI. Theil endlich (S. 792—840) beſpricht in kurzer Form die Bußdisciplin von Gratian bis zum Trienter Concil.

Es ſucht nun der Verfaſſer beſonders im II. Theile zu erweiſen, daß die von ihm der römiſchen Gruppe zugetheilten Bußbücher die urſprünglichen ſeien, nur mit einigen nachträglichen Zuthaten vermiſcht, und daß die der fränkiſchen Gruppe zugeſchriebenen unter Benutzung der erſtern abgefaßt, ſelbſt die Bußbücher der angelſächſiſchen Gruppe nicht ohne Einfluß jener zu Stande gekommen ſeien: was jene römiſchen Bußbücher enthalten, ſei den alten kanoniſchen allgemein-kirchlichen Vorſchriften gemäß; was hingegen die Bußbücher anderer Gruppen Abweichendes aufweiſen, bekunde ſich klar als eine durch Rückſicht auf Zeit und Ort hervorgerufene Eigenthümlichkeit verſchiedener Einzelkirchen.

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß die Vertreter der alten liebgewordenen Eintheilung wie pro aris et focis für ihre Anſicht kämpften, beſonders wenn auf akatholiſcher Seite confeſſionelle Voreingenommenheit ſich im Beſitze einer Scheinſtütze bedroht glaubte. Die wichtigſten Inſtanzen, welche gegen Schmitz' Auffaſſung erhoben ſind, laſſen ſich in zwei Punkte zuſammenfaſſen: 1. daß er zu vielen und willkürlichen Interpolationen und Interpretationen in den vorgefundenen Codices genöthigt werde; 2. daß es unvernünftig ſei, das planloſe Merſeburger (der fränkiſchen Gruppe zugehörige) Bußbuch durch Benutzung eines wohlgeordneten römiſchen Bußbuches entſtehen zu laſſen, während umgekehrt ein vernünftiges Verfahren es erheiſche, das wohlgeordnete römiſche Bußbuch als eine Umarbeitung des in den weitaus meiſten Kanones mit ihm gleichlautenden aber ungeordneten Merſeburger Codex anzuſehen. Beide Inſtanzen bringt Waſſerſchleben in ſeiner durchaus wiſſenſchaftlich gehaltenen Kritik vor; der erſte Grund wird auch im Zarncke'ſchen Literaturblatt gegen den Verfaſſer verwerthet und mit mehreren anderen von Schmitz unterdeſſen widerlegten Gründen verflochten, um ſo eine Verurtheilung eher zu ermöglichen.

Wir geben ohne Widerſtreben zu, jene beiden von uns als die wichtigſten Inſtanzen bezeichneten Einwürfe verdienen Beachtung; auch ließe noch ſonſt wohl der eine oder andere Ausdruck in einem „römiſchen“ Pönitential Bedenken

gegen römiſche Entſtehung aufkommen: aber ſo vollwichtig ſind ſie doch bei weitem nicht, daß man wähnen konnte, es ſei wohl (nämlich durch jene vorgebrachten Gegengründe) das Geſpenſt eines römiſchen Pönitentials für immer beſeitigt. Wir glauben im Gegentheil, das „Geſpenſt" wird die confeſſionell beunruhigten Gegner noch lange verfolgen und — ſollte es bis zur Evidenz eines Beweiſes der wirklichen Exiſtenz kommen — das ſchlecht verborgene confeſſionelle Vorurtheil um ſo ſchlagender zu Boden werfen.

Was die Annahme von Interpolationen betrifft, ſo iſt das an ſich freilich eine mißliche Sache: allein da einmal Alle eingeſtandenermaßen irgend welche nachträgliche Zuſätze oder Einſchaltungen annehmen, ſo iſt das Mehr oder Weniger, beſonders wenn ſonſtige Gründe dafür ſprechen, doch kein durchſchlagender Beweis für die Unſtatthaftigkeit der auf ihnen beruhenden Erklärung. Auch wird keineswegs der Vernunft damit in's Geſicht geſchlagen, daß man annimmt, es habe aus einem wohlgeordneten Buche ein Copiſt einen großen Theil entlehnt und das Entlehnte mit Anderem vermengend ohne feſten Plan durcheinander geworfen. Wenn auch bei Ermangelung anderer gegentheiliger Gründe die Wahrſcheinlichkeit größer ſein mag, daß ein Copiſt in ein ordnungsloſes Original Ordnung hineinbrachte, als daß die vorgefundene Ordnung wegen anderweitiger Zuſätze ganz vernachläſſigt wurde: ſo iſt das eben doch nur eine größere Wahrſcheinlichkeit, welche bloß eine Verſtärkung anderer etwa vorliegender Beweismomente abgeben kann, welche aber ihrerſeits durch entgegengeſetzte Beweismomente auch völlig entkräftet werden mag.

Ohne zu behaupten, die von Neuem angeregte Frage ſei zum vollen Abſchluß gekommen, möchten wir doch im weiteren Sinne das Urtheil eines gegneriſchen Recenſenten acceptiren, als dieſer ſelbſt es fällt, wenn er ſagt, daß vorliegendes Werk bei wiſſenſchaftlicher Behandlung der Bußdisciplin nicht mehr unbeachtet bleiben könne: er zwar meint, zur Bekämpfung, wir jedoch glauben, es werde auch nach anderer Seite hin nicht unbeachtet bleiben, nämlich um die neu gezeigten Wege weiter zu verfolgen und eine weitere Bekräftigung der neu aufgeſtellten Anſicht zu verſuchen.

A. Lehmkuhl S. J.

Die Bildung und Erziehung der Geiſtlichen. Bemerkungen aus Anlaß der gleichnamigen Schrift des Irenäus Themiſtor. Von **Juſtinus Friedemann.** 8°. 36 S. Aachen, 1884. Preis: 60 *Pf.*

Ruft auch der Name „Juſtinus" unwillkürlich die Erinnerung an Juſtinus Febronius traurigen Andenkens wach, ſo ſei es doch ferne, dergleichen Erinnerungen mit den Anſchauungen und Intentionen des Verfaſſers in Verbindung bringen zu wollen, in welchem ich den braven Religionslehrer eines kleinen Gymnaſiums zu erkennen glaube. Auch ohne ſeine Proteſtation Seite 24, über die ich mich im Grunde ein wenig gewundert habe, nehme ich gerne an, daß er von den beſten Geſinnungen und Abſichten geleitet iſt. Auf ſubjective Momente kommt es indeß hier gar nicht an; ich habe lediglich den objectiven Werth ſeiner Schrift in Betracht zu ziehen. Derſelbe wird nun

allerdings inſofern durch den Namen angedeutet, als dieſer offenbar eine Umkehr des Namens Irenäus Themiſtor iſt. Beim Themiſtor fällt der Hauptnachdruck auf die Behauptung des Rechtes, daß der Kirche ihr göttliches, in der ganzen civiliſirten Welt, aber auch im preußiſchen Concordat anerkanntes Recht wiederum zurückgegeben und ſo auch der Friede wiederhergeſtellt werde; beim Friedemann fällt der Hauptnachdruck thatſächlich auf die Wiedergewinnung des Friedens, den die Kirche dadurch erhalten ſoll, daß ſie auf ihr Recht verzichte, keine „einſeitigen Forderungen" ſtelle, ſondern das maigeſetzliche triennium academicum[1] anerkenne. Und hierin liegt auch die ganze Verurtheilung der Schrift.

Der Verfaſſer will nicht bloß die in der Erzdiöceſe Köln bislang eingehaltene Erziehungsweiſe des Klerus für dieſe Diöceſe erhalten wiſſen; er ſchießt über dieſes Ziel weit hinaus und hat uns deßhalb zu einer Antwort gezwungen; denn er iſt bemüht, ganz allgemein „die Nothwendigkeit und den Nutzen ihrer [der Geiſtlichen] akademiſchen Ausbildung für unſere deutſchen Verhältniſſe wenigſtens energiſch zu betonen" (S. 20).

„Von der Forderung akademiſcher Vorbildung," heißt es, „glauben wir nicht abſtrahiren zu dürfen" (S. 20). „Die wiſſenſchaftlichen Anforderungen, die heute auch an den Seelſorgeklerus allerſeits geſtellt werden, ſind ſo groß, daß er denſelben unſerer Meinung nach nur auf Grund einer tüchtigen claſſiſch-humaniſtiſchen und akademiſchen Ausbildung gerecht werden kann" (S. 21). „Wie die genannten gelehrten Stände aber der akademiſchen Vorbildung nimmer werden entrathen können, ſo nimmer auch der Geiſtliche, ſoll er anders mit auf der Höhe der Zeit zu ſtehen befähigt ſein" (S. 21). „Bei der Allgemeinheit wiſſenſchaftlicher Anforderungen an den Geſammtklerus ſeitens der Kirche ... glauben wir auch nicht einen Aſpiranten des geiſtlichen Standes von der ſo trefflich geſchilderten Wohlthat des Univerſitätsſtudiums ausſchließen zu ſollen" (S. 22). „Seiner claſſiſch-humaniſtiſchen und ſeiner akademiſchen Bildung ... verdankt der deutſche katholiſche Klerus weſentlich mit das hohe Anſehen und den tiefgreifenden Einfluß, deren er ſich in ſo großem und verdientem Maße in allen Schichten des Volkes erfreut. Durch jene Bildung ſteht er ebenbürtig da zwiſchen den Führern und Leitern der Nation auf allen Lebensgebieten. Wer möchte wähnen, dieſen ſeinen Ruhm zu ſchmälern, ohne die Sache der Kirche ſelbſt zu ſchädigen?" (S. 23.) „Wir verlangen für die Bildung und Erziehung unſerer Geiſtlichen Folgendes: ... 2. das akademiſche Studium der Theologie; ... 4. einen ein-, beſſer zweijährigen Curſus im Klerikal-Seminar" (S. 24). „Der deutſche Klerus vermag nur in der Ausrüſtung, welche er durch dieſe Form der Bildung und Erziehung gewinnt, ſeiner eigenthümlichen Stellung und Aufgabe ganz und voll gerecht zu werden" (S. 25). Das ſcheint dem Verfaſſer gefordert durch die „echte und nothwendige nationale Bildung, von der wir auch den Geiſtlichen nicht zu dispenſiren vermögen" (S. 25).

Das Syſtem, welches der Verfaſſer für nothwendig, indispenſabel, nimmer zu entrathen, energiſch zu fordern und zu verlangen, u. ſ. w. u. ſ. w.

---

[1] Dieſes triennium iſt in den Maigeſetzen als Norm aufgeſtellt, während das Studium im Seminar nur dann zugelaſſen wird, wenn der Miniſter anerkennt, daß es das Univerſitätsſtudium zu erſetzen geeignet iſt.

hält, iſt nun gerade dasjenige, welches der Heilige Stuhl verworfen hat. Es erhellt das klar aus der Antwort, die Cardinal Conſalvi den Regierungen der oberrheiniſchen Kirchenprovinz gegeben hat, noch mehr aber aus den dreihundertjährigen Bemühungen und Opfern, denen der Heilige Stuhl in allen Ländern für Errichtung von Seminarien nach der vom Tridentinum vorgeſchriebenen Form ſich unterzogen hat, endlich ſpeciell für Deutſchland noch aus allen mit deutſchen Fürſten abgeſchloſſenen Concordaten[1]. Der Verfaſſer verurtheilt den vom Heiligen Stuhl für nothwendig gehaltenen Erziehungsgang als ſchädigend für die dem Geiſtlichen unentbehrliche höhere Bildung. Er will an dem Buche des Themiſtor nicht Kritik üben und übt in Wahrheit Kritik an dem conſtanten Verhalten des Heiligen Stuhles in einer Angelegenheit, die, wie keine andere, eine Lebensfrage des Klerus, ja der Kirche iſt. Durch dieſe Verurtheilung hat aber der Verfaſſer ſein Buch in den Augen eines jeden Katholiken gerichtet. Dazu kommt die Unopportunität einer ſolchen Kritik. In Preußen herrſchen jetzt in Bezug auf Seminarien unendlich traurige Zuſtände, wie außer Deutſchland nirgends in der ganzen civiliſirten Welt. Das ſonſt überall anerkannte Recht, den Klerus frei in den nach kirchlicher Norm eingerichteten Seminarien zu erziehen, iſt der Kirche durch die Maigeſetze verkümmert worden. Nur etwas Kenntniß der Kirchengeſchichte und des Kirchenrechtes gehört dazu, um einzuſehen, daß der Heilige Stuhl von ſeiner mehr als dreihundertjährigen traditionellen Forderung tridentiniſcher Seminarien auch Preußen gegenüber wenigſtens in den Diöceſen, wo ſie beſtanden, nicht abgehen kann und wird. Und nun kommt der Verfaſſer und vertheidigt das maigeſetzliche triennium academicum als nothwendig zur wiſſenſchaftlichen Ausbildung und greift ſo die Baſis an, auf der einzig und allein ein gedeihlicher Friede zu Stande kommen kann. Führt das zum Frieden? Verlängert es nicht vielmehr den unſeligen Streit?

Und welches ſind die Gründe, die der Verfaſſer für ſeine Anſicht anführt? Nichts als allgemeine Phraſen: der Klerus ſteht ſonſt nicht auf der Höhe der Zeit, hat nicht die echte nationale Bildung, nimmt nicht eine ebenbürtige Stellung den andern gelehrten Berufsklaſſen gegenüber ein u. dgl. So lange aber der Verfaſſer nicht beweist, daß die Univerſitäten Wiſſenſchaftlichkeit und nationale Bildung in Generalpacht genommen und die Seminarien nicht auch den Geiſtlichen die für ihren Stand geziemende wiſſenſchaftliche Erziehung gewähren können, beſagen jene Phraſen nichts. Der Verfaſſer denkt ſich nun freilich, der angehende Theologe könne außer den philoſophiſchen und theologiſchen Vorleſungen auch noch ſolche über andere Fächer hören und ſo eine vielſeitigere Bildung erlangen. Freilich, aber die drei Jährchen, in denen der Student die Univerſität beſucht, ſind für die dem Geiſtlichen unentbehrlichen philoſophiſchen und theologiſchen Studien ſo über die Maßen knapp bemeſſen, daß er ohne Verbrechen an ſeiner Berufspflicht ſich nicht ernſtlich während dieſer

[1] Der thatſächliche Zuſtand in der Kölner Erzdiöceſe iſt gegen den Willen des Heiligen Stuhles eingeführt und nur wegen der Unmöglichkeit einer ſpäteren Änderung tolerirt worden, beweist alſo nichts gegen obige Behauptung.

kurzen Zeit noch mit andern Studien befaſſen kann, wie es doch zu einem erklecklichen Fortſchritt in dieſen gefordert würde. Ein beſcheidenes Maß von Ausbildung in andern Dingen kann er ſich aber auch im Seminar verſchaffen. Will er größere Zeit auf Studien verwenden, ſo kann er das ja, wie Themiſtor anräth, nach vollendeten Fachſtudien auf Univerſitäten nach Belieben thun, und zwar dann ganz und gar, ungetheilt und ungehindert. Auch die Erfahrung iſt dem Verfaſſer nicht günſtig. Oder glaubt er wirklich, daß z. B. der Trierer Klerus im Allgemeinen wiſſenſchaftlich hinter dem Kölner zurückſteht? Jahre lang war ich in beiden Diöceſen und bin viel mit Geiſtlichen zuſammengekommen, ohne daß ich je dieſen Unterſchied wahrgenommen. Und wie ſieht es vollends mit den Ordensgeiſtlichen aus, die in der größten Abgeſchiedenheit von der Welt ausgebildet wurden? Beſteht denn wirklich eine Kluft zwiſchen den Kapuzinern und dem Volke? Hätten wir Ordensgeiſtliche wirklich deßhalb weniger Einfluß auf alle Schichten der Bevölkerung, weil die meiſten von uns nicht auf Univerſitäten gebildet ſind?

Aber „die belgiſch-franzöſiſchen Zuſtände"! Nun wohl, die franzöſiſchen Revolutionen, insbeſondere die erſte, und die frivole, von Haß gegen die Kirche erfüllte franzöſiſche Literatur haben leider vielfach in Frankreich und manchen franzöſiſch ſprechenden und denkenden Kreiſen Belgiens eine Kluft zwiſchen Klerus und Volk gegraben; es mag auch ein dort in manchen Seminarien herrſchender janſeniſtiſcher Geiſt dazu beigetragen haben. Aber die Kirche mit ihren Inſtitutionen iſt doch wohl nicht für die Folgen einer unkirchlichen Richtung und eines frivolen Kirchenhaſſes verantwortlich zu machen! Und unzweifelhaft würde ſie nicht einen ſo vorzüglichen Klerus dort beſitzen, wenn derſelbe auf ſtaatlichen Athenäen, Lyceen und Univerſitäten erzogen worden; ja, ſie würde dann ſchwerlich überhaupt noch Geiſtliche finden. An wiſſenſchaftlichem Streben ſteht im Allgemeinen der franzöſiſche Curatklerus dem deutſchen nicht nach; und nur dieſem Streben iſt es zu verdanken, daß die wirklich großartigen Unternehmen Migne's und anderer Pariſer Verleger gelingen konnten, wozu die Verzweiflung mancher katholiſchen Buchhändler in Deutſchland, wenn es ſich um den Druck größerer lateiniſcher Werke handelt, in merkwürdigem Contraſte ſteht. In den Kreiſen Belgiens, wohin franzöſiſcher Einfluß weniger dringt, herrſchen auch nicht jene traurigen Folgen desſelben; ja wir ſehen dort ein ſo erfreuliches Zuſammenwirken von Klerus und Volk, daß ſelbſt die rheiniſch-weſtphäliſchen Katholiken trotz ihres bewunderungswürdigen Eifers ſie um dasſelbe beneiden könnten. Schwerlich hätten dieſe, obwohl ſie an Zahl den ultramontanen Katholiken Belgiens gleichkommen, in wenigen Jahren 28 Millionen Franken für die Pfarrſchulen aufgewendet, ſchwerlich ſo koloſſale Summen aufgebracht, wie ſie das belgiſche Volk ſeit 50 Jahren für die Löwener Univerſität geſpendet. Und was ſpeciell den in Seminarien gebildeten Klerus Belgiens und Hollands betrifft, ſo bin ich in den 12 Jahren, die ich unter ihm weile, in jeder Beziehung von ihm erbaut worden. Lieben wir unſern Klerus, lieben wir unſer Volk, lieben wir unſer Vaterland mehr als alle andern; aber ſehen wir nicht mit Verachtung auf

die andern herab. Der Chauvinismus iſt immer häßlich, am meiſten aber bei Katholiken in kirchlichen Angelegenheiten.

Bei der Abſchätzung praktiſcher Dinge ſind die Vortheile und Nachtheile auf beiden Seiten in Betracht zu ziehen, und dann iſt nicht demjenigen der Vorzug zu geben, was keine Nachtheile und nur Vortheile hat — ſolche Dinge gibt es im praktiſchen Leben nicht —, ſondern das zu erwählen, was größere Vortheile und geringere Nachtheile bringt. Auch ſind nicht die Ausnahmen, ſondern die Dinge im großen Ganzen zu betrachten. Wir läugnen keineswegs, daß die Univerſitäten in einigen Punkten größere Vortheile beſitzen, als die Seminarien; als ſolche können im Allgemeinen wohl genannt werden: größere Gelehrſamkeit bei manchen Profeſſoren, umfaſſendere Lehrmittel, höhere wiſſenſchaftliche Anregung. Aber dieſes vermag, auch bloß unter Rückſicht des wiſſenſchaftlichen Studiums betrachtet, für den Zweck, welcher hier in Frage kommt, nicht aufzuheben die größeren Vortheile des Seminarlebens: daß nämlich dort fleißiger, in lebendigerem Contact mit den Lehrern und freier von Hemmniſſen ſtudirt wird. Wir ſagten: für den Zweck, der hier in Frage kommt. In dem triennium nämlich ſoll der geſammte Curſus der Philoſophie und der Theologie, nicht bloß der Dogmatik und Moral, ſondern auch der Exegeſe, Kirchengeſchichte, Einleitungswiſſenſchaft, des Kirchenrechtes durchlaufen werden. Jeder, welcher auch nur etwas von dem immenſen Umfang dieſer Fächer verſteht, wird zugeben, daß in jener kurzen Zeit von denſelben nur die für den geiſtlichen Beruf unumgänglich nöthigen Elemente erlernt werden können. Für dieſen Zweck nun wird, wenn der Biſchof nur einigermaßen ſeiner heiligſten Pflicht nachkommt, für gute Profeſſoren ſorgt und durch Viſitation und Inſpection dem leidigen Schlendrian entgegengewirkt, das beſſere Studiren im Seminar mit den dortigen Lehrkräften und Lehrmitteln mehr ausrichten, als der Beſuch der wiſſenſchaftlich beſſer ausgerüſteten Univerſitäten. Umgekehrt gibt gerade dieſe vorzüglichere wiſſenſchaftliche Ausſtattung den Ausſchlag für die weitere Fortbildung eines Geiſtlichen und iſt darum für dieſen von Themiſtor angegebenen Zweck nicht nur nützlich, ſondern nothwendig. Aber bei der Erziehung der Geiſtlichen iſt noch Anderes zu beachten, als bloße Wiſſenſchaft. Die Kirche muß ausreichende Garantien für die Correctheit der Lehre und das ſittliche Verhalten der Candidaten haben: das iſt ein Punkt, der unendlich ſchwerer wiegt als die bloße Wiſſenſchaft, in dem aber die Univerſität mit dem tridentiniſchen Seminar keinen Vergleich aushalten kann. Der Verfaſſer bittet uns, von den überaus traurigen momentanen Verhältniſſen in der Bonner Facultät abzuſehen. Doch, großer Gott, ſind das momentane Zuſtände, wenn faſt ein halbes Jahrhundert hindurch die von der Kirche ſuspendirten Prieſter in Amt und Würde erhalten werden? Und wie iſt es den Erzbiſchöfen ergangen, als ſie ſich gezwungen fühlten, gegen dieſelben einzuſchreiten? Für Clemens Auguſt war dieſer Schritt Miturſache ſeiner Entfernung von Köln, und wir gehen wohl nicht irre, wenn wir urtheilen, daß das pflichtgemäße Auftreten des jetzigen Herrn Erzbiſchofes gegen die altkatholiſchen Profeſſoren Miturſache war, weßhalb der Streit ſo acut

wurde. Da begreift man, daß die kirchlichen Behörden nur in Nothfällen vorgehen mögen. Wie anders iſt es in den tridentiniſchen Seminarien, deren Profeſſoren ganz vom Biſchofe abhängen und unter ſeiner nächſten Aufſicht ſtehen? Sie bieten darum der Kirche größere Garantie für die Correctheit der Lehre und die Solidität des Unterrichtes.

Wir kommen nun zum letzten und wichtigſten Punkt, den ſittlichen Zuſtänden. Doch in dieſer heiklen Frage müſſen wir kurz ſein. Im Allgemeinen iſt es zwar ohne Zweifel für einen Jüngling leichter, die dem Prieſterberufe nothwendige hohe Sittenreinheit auf der Univerſität zu bewahren, als auf den höhern Klaſſen der meiſten deutſchen Gymnaſien. Doch wie ſieht es auch auf den deutſchen Hochſchulen aus? Darüber könnten uns die Worte, welche ein begeiſterter Lobredner der deutſchen Univerſitäten, Döllinger, gerade in ſeiner Lobrede vorgebracht hat, belehren. Dieſer ſagte nämlich zur Empfehlung der auf den alten engliſchen Hochſchulen gebräuchlichen Burſen und Collegien: „Warum verzichten wir Deutſche denn ſo ganz auf eine Einrichtung, welche Vernunft und Erfahrung gleichmäßig empfehlen, welche Tauſende von Vätern und Müttern von ſchlafloſen Nächten, von nagendem Kummer und peinigender Angſt erlöſen und zahlreiche Jünglinge vom Untergang erretten, andere von lebenslänglicher Reue bewahren würde?“[1] Nicht wahr, es müſſen doch überaus ſchlimme Zuſtände ſein, wenn die Väter und Mütter, welche derentwegen von Kummer zernagt, von Angſt gepeinigt werden, vor Sorgen nicht ſchlafen können, nach Tauſenden zu zählen ſind! Und die heilige Kirche ſollte ihretwegen weniger Angſt, weniger Kummer, weniger Sorgen haben, als die irdiſchen Eltern? Nein, das ſei fern; ſie wird die Candidaten des geiſtlichen Standes, dieſen ihren Augapfel, den ſie nicht nur vor dem „Untergang“ zu behüten, ſondern auch in der ihrem unendlich wichtigen Berufe entſprechenden und für das zeitliche und ewige Wohl der Völker nothwendigen Sittenreinheit zu bewahren hat, gegen jene Mißſtände durch Seminarien zu ſchützen ſuchen und ihnen gegenüber um ſo feſter auf Ausführung des tridentiniſchen Geſetzes beſtehen, welches noch jetzt verpflichtet, und dieß ſelbſt für den Fall, daß es wahr wäre, was der Verfaſſer behauptet, daß nämlich einzelne untergeordnete Punkte unſern Zeitverhältniſſen nicht mehr angemeſſen ſeien. Dieſe heilige Pflicht hat der Verfaſſer thatſächlich angegriffen; ſie haben wir vertheidigt.

G. Schneemann S. J.

Essai sur les rapports de l'église chrétienne avec l'état romain pendant les trois premiers siècles suivi d'un mémoire relatif à la date du martyre de sainte Félicité et ses sept fils et d'un appendice épigraphique, par *Henri Doulcet*. p. XIX et 240. Paris, Plon, 1883.

Die großartigen Erfolge, welche de Roſſi auf dem Gebiete der Katakombenforſchung erzielte, haben die Blicke der Hiſtoriker wiederum auf die

[1] Döllinger, Die Univerſitäten ſonſt und jetzt, S. 31.

Zeiten der Verfolgung hingewieſen. Da aber die unerwarteten Entdeckungen des römiſchen Archäologen in vielen Fällen alten katholiſchen Auffaſſungen, welche die neuere Kritik über Bord geworfen hatte, wieder zu ihrem Rechte verhalfen, ſo haben ſich beſonders Proteſtanten oder nicht ſehr kirchlich geſinnte Gelehrte der Unterſuchung der Anfänge der Kirchengeſchichte mit Eifer hingegeben, und ſo ſind auch in der in vielfacher Hinſicht werthvollen Realencyklopädie der chriſtlichen Alterthümer die „Chriſtenverfolgungen" von Franz Görres in einem Artikel behandelt worden, der ſich durch große Beleſenheit auszeichnet, aber das katholiſche Gefühl tief verletzt. Herr Kraus hat zwar von dem Rechte und von der Pflicht eines katholiſchen Herausgebers Gebrauch gemacht und durch manche Zuſätze gegen die anſtößigſten Stellen Einſprache erhoben, aber den Geſammteindruck nicht zu verwiſchen vermocht. Das vorliegende Buch verſucht nun die Chriſtenverfolgungen in einer Weiſe zu ſchildern, die ebenſo den Anforderungen einer geſunden Kritik als der Ehrfurcht vor den kirchlichen Überlieferungen gerecht wird. Es unterſcheidet im Verhältniſſe der Kirche zum Staate während der Verfolgungszeit vier Perioden, deren erſte bis zum Jahre 96, d. h. bis zum Tode des Domitian reicht. So lange dauerte es, bis die Chriſten vor dem Geſetze vollſtändig von den Juden getrennt waren, und die Regierenden den Gegenſatz zwiſchen der moſaiſchen und der chriſtlichen Gottesverehrung juriſtiſch zu würdigen gelernt hatten. Dieſer Unkenntniß der Gewalthaber verdankte die Kirche die Theilnahme an den Rechten, welche die Juden ſich ſeit langen Jahren mühſam erworben hatten, und ſo iſt auch hierin die providentielle Aufgabe des Judenthums anzuerkennen. Die Entwicklung der Zeiten zwang indeſſen die Juden wie die Chriſten, immer lauter gegen eine ſolche geſetzliche Vermengung ihrer Intereſſen Verwahrung einzulegen. Bei den Juden ſtieg der Haß gegen die Heidenchriſten immer höher, ſo daß ihnen die Veranlaſſung der Verfolgung des Nero und der Tod der Apoſtelfürſten zur Laſt gelegt wird. Doulcet hält für das Martyrthum dieſer Apoſtel das Jahr 67 feſt, indem er nachweist, daß die Verfolgung des Nero nicht auf Rom beſchränkt blieb und längere Zeit währte. Die nahende Kataſtrophe, in der Jeruſalem untergehen ſollte, zwang die Chriſten auch ihrerſeits, ſich von den Juden mehr und mehr zurückzuziehen, um nicht in ihren Fall hineingezogen zu werden. Die Weigerung, die jüdiſche Kopfſteuer zu zahlen, und die Bekehrung vornehmer Römer, beſonders die Hinrichtung des Conſuls Flavius Clemens (95) und die Verbannung ſeiner Nichte Flavia Domitilla klärten die Verhältniſſe, vollendeten die geſetzliche Scheidung der Anhänger des Alten nnd Neuen Bundes und leiteten ſo über zur zweiten Periode, die von 96—180 reicht und in der die Staatsgewalt den Chriſten unmittelbarer gegenüber trat. Doulcet nennt ſie die Zeit der legalen Repreſſion und ſieht ihre juriſtiſche Baſis in dem Reſcript, das Trajan 112 an Plinius, den Statthalter von Bithynien ſandte. Das Edict verbot den Behörden, die Chriſten aufzuſuchen, befahl ihnen aber, die Angeklagten entweder zum Abfall zu bringen und dann in Freiheit zu ſetzen oder ſie im Weigerungsfalle zu ſtrafen. Trotz ſeiner juriſtiſchen Unbegreiflichkeit, vermöge der nur das ſtandhafte Bekenntniß vor Ge-

richt ungeſetzlich wurde, blieb doch das Trajanreſcript für lange Zeit maßgebend. Es war in den Händen der Statthalter ein Schwert, das ſie ſchärfer oder milder handhaben, ja ſelbſt gegen die Ankläger wenden konnten, indem dieſe als Verleumder beſtraft werden durften, ſobald Jemand ſein Chriſtenthum abläugnete und ſomit trotz aller vorhergegangenen Handlungen als unſchuldig erklärt werden mußte. Doulcet beſpricht dann die Schriften der Apologeten unter dem Geſichtspunkte des Proteſtes gegen dieß Reſcript, das trotz aller chriſtlichen Gegenſchriften 124—125 von Hadrian und 177 von Marc Aurel erneuert wurde und viele Martyrien verurſachte. Als die vorzüglichſten Martyrer dieſer zweiten Periode werden ausführlicher behandelt der hl. Ignatius von Antiochia (116), die hl. Symphoroſa mit ihrem Gemahl und ihren Kindern (136—138), der hl. Polykarp (155), die hl. Felicitas mit ihren Söhnen (162), die Martyrer von Lyon (177), die hl. Cäcilia (178) und die Blutzeugen von Scillita (180).

Die dritte Periode wird von Commodus bis zum Regierungsantritt des Maximin, alſo für die Jahre 180—235, angeſetzt. Als ihr beſtimmendes Merkmal wird die Geſetzgebung über das Aſſociations- und Vereinsweſen, über die ſogen. Collegia, angeſehen, auf die Kirche und Staat ſich ſtützen und in der man die Grundlagen zu einem modus vivendi fand. Dieſer führte eine erträgliche Ruhe herbei, welche an manchen Orten zeitweilig einem Frieden zwiſchen beiden Gewalten glich und als Toleranz bezeichnet werden darf, vermöge deren das Chriſtenthum wie eine religio licita behandelt wurde. Der Hiſtoriograph des Septimius Severus kennzeichnet demnach den Zeitraum mit den Worten: Christianos esse passus est, d. h. „man ließ den Chriſten Leben und Gewiſſensfreiheit“. Da indeſſen derſelbe Septimius im Jahre 202 ein Edict gegen die Chriſten erließ, und das Trajan-Reſcript noch immer Geſetzeskraft hatte, ſo fehlten die Martyrien nicht, zu denen Volkswuth, Böswilligkeit einzelner Statthalter und Rache oder Habſucht der Ankläger Veranlaſſung boten. Die Bekenntniſſe der hhl. Apollonius, Perpetua und Felicitas 202, des hl. Leonidas, Vaters des Origenes, und des hl. Irenäus werden beſonders beſprochen. Die Thronbeſteigung des Thraciers Maximin eröffnete 235 die vierte Periode, in der ſyſtematiſcher Vernichtungskrieg mit ſteigender Gunſtbezeugung oft ganz plötzlich wechſelten. Jeder neue Kaiſer mußte von nun an mehr und mehr offen Partei ergreifen, um der neuen Weltmacht der Kirche zu huldigen oder ſie mit allen Mitteln zu befehden und niederzutreten. Freund und Feind kannte die Organiſation der Kirche und wußte, worauf es ankam. Darum legten die Culturkämpfer von damals die Axt an die Wurzel, um die Hierarchie zu verderben oder auszuroden. Sowohl die Geſetze des Maximin als die des Valerian (253—260) wandten ſich nur gegen die Vorſteher der Kirche, während Decius (249—251) den „politiſchen Fehler“ einſchob, auf die ältere Geſetzgebung zurückzugreifen und auch die Laien zu verfolgen, wodurch er die Intereſſen aller Chriſten wiederum mehr ſolidariſch verband. Der Tod des Valerian brachte vielen Kirchen eine faſt vierzigjährige Ruhe, die durch Aurelians Edict vom Ende des Jahres 274 am empfindlichſten geſtört wurde. 298 erſchien

das Edict des Diocletian, welches die Christen aus der Armee ausschloß, dem 303 die Blutbefehle folgten, um den großen Schlußact des Kampfes zu beginnen, den das Edict von Mailand (313) beendete und verurtheilte.

Doulcet behandelt besonders die letzte Periode sehr knapp, hat aber doch für die ganze Zeit reiches Material verwerthet und bewiesen, daß er nicht nur die Quellenwerke der Alten, sondern auch die neueren französischen und deutschen Bearbeitungen gründlich gelesen hat. Leider ist es ihm nicht gelungen, seinen Stoff so zu beherrschen, daß keine bedeutenden Lücken geblieben wären und die Übersichtlichkeit gewahrt würde. Nur mit Mühe gelingt es, die leitenden Gedanken festzuhalten und den Faden seiner Untersuchungen nicht zu verlieren. Da das Werk seinem Titel nach nur als Essai gelten soll, so möge der Verfasser durch eine minder günstige Aufnahme, über die er schon im Vorworte redet, sich nicht entmuthigen lassen und seinem Versuche eine Geschichte des Verhältnisses zwischen dem heidnischen Staate und der Kirche folgen lassen, die um so mehr zu wünschen ist, als es sich hier um die geschichtliche Entwicklung und Darstellung von Principien handelt, die auch heute noch in wenig veränderter Form die Welt bewegen und die Geister theilen.

St. Beissel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Geschichte unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. Von Felix Dupanloup, Bischof von Orléans, Mitglied der Akademie von Frankreich. Autorisirte Übersetzung nach der dritten Auflage. 8°. XI u. 395 S. Mainz, Kirchheim, 1884. Preis: *M.* 4.

Ein ganz herziges Büchlein! Der erste Theil, „Einleitung" betitelt, ist eine anmuthende Studie über das Leben oder vielmehr über den Charakter des Lebens Jesu, die Liebe. Es ist, man möchte sagen, das Evangelium, in die Perspective der Liebe gebracht. Es sind da ganz schöne Dinge gesagt über das Herz und die Liebe und wie der Inbegriff des Lebens Jesu eben Thaten der edelsten Liebe waren, Liebe zu den Armen, Kindern, Kranken und Sündern. Die Liebe zu Gott und zu den Menschen ist das Grundgesetz der Religion, die der Heiland gestiftet. Einzelne Partien heben sich namentlich schön und wohlthuend ab von dem dunklen und grauenhaften Hintergrund der damaligen heidnisch-syrischen und jüdischen Anschauung und Denkungsart, die kurz und schlagend gezeichnet wird. — Indessen hat jede Perspective ihr Gemachtes und Einseitiges. So auch die vorliegende. Christus ist da beinahe nur der Mann mit dem guten Herzen, und das muthet Einen etwas weich und unbefriedigend an. Der Gottmensch ist Liebe, ja, aber noch mehr; er ist auch Gottes Weisheit und Kraft, kurz, das ganze, vollendete Ideal eines Menschen und Mannes. — Der zweite Theil ist eine kurze Evangelien-Harmonie, nach gewissen Gesichtspunkten geordnet und aus den Worten des heiligen Textes zusammengestellt. — Das Büchlein liest sich mit Lust

und Frucht. Namentlich ist für die obengenannten Zielpunkte schöner und reichlicher Stoff geboten.

Die kirchlichen Censuren oder praktische Erklärung aller noch zu Recht bestehenden Excommunicationen, Suspensionen und Interdicte der Bulle „Apostolicae Sedis" ꝛc. Von Fr. Heiner, Dr. jur. can. Mit bischöflicher Approbation. 8°. IV u. 437 S. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1884. Preis: *M.* 5.40.

Ein deutsches Originalwerk über die seit dem Erlasse der Bulle „Apostolicae Sedis" rechtskräftigen kirchlichen Censuren bestand bisher noch nicht. Vorliegende Erklärung würde gewiß, wenn sie nicht gerade in der Muttersprache geschrieben wäre, ihren Weg über die Grenzen der deutschen Sprache hinaus finden. Sie geht auf die praktischen Einzelheiten der verschiedenen Verhältnisse, zumal mit Rücksicht auf die gegenwärtige Lage, recht genau ein, ohne die wissenschaftliche Begründung zu verkürzen. Zwar dürfte die Lösung einiger Detailfragen noch wohl beanstandet werden; im Allgemeinen aber ist dem Verfasser das Zeugniß auszustellen, daß er mit großer Einsicht und Besonnenheit die Fragen geprüft und mit Klarheit und Mäßigung die Entscheidung trifft. Wo er gewichtige Autoren fand, welche eine ihm nicht zusagende Meinung vertreten, hat er es nicht versäumt, auch auf diese entgegengesetzte Meinung aufmerksam zu machen, damit der Leser im Stande sei, auch sie, falls er sie für praktisch anwendbar erachte, zu befolgen. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, möchten wir nur ein paar Punkte von allgemeinerer Natur berühren. Der hochw. Verfasser bezeichnet als vitandi außer denen, die sich notorisch eine Realinjurie gegen Kleriker erlaubt haben, constant nur die vom Papste namentlich Excommunicirten. Worauf sich diese Erklärung stützt, ist uns unerfindlich; bisher galten, wie der Verfasser selbst sagt, alle namentlich Excommunicirten, seien sie vom Papst oder Bischof namentlich benannt, als vitandi. Die Bulle „Apostolicae Sedis" spricht über diesen Punkt keine Änderung aus. — Dann heißt es S. 375, daß mit der indirecten Lossprechung von einer mit reservirter Excommunication belegten Sünde auch die Freiheit von der Excommunication eintrete: das stimmt keinenfalls zu dem S. 392 beifällig citirten Texte aus Suarez; auch ein innerer Grund für jene Annahme läßt sich schwerlich auffinden. — S. 18 wird mit Rücksicht auf c. 4 de sent. excommunicationis etc. in 6° behauptet, die Cardinäle unterlägen im Gegensatz zu den Bischöfen auch nicht einmal den päpstlichen Excommunicationen, wenn ihrer nicht ausdrücklich Erwähnung geschähe: in dem beregten Kapitel ist jedoch nur von der Suspension und dem Interdict die Rede; ausgenommen werden aber „Episcopi et alii superiores Praelati", also Bischöfe und Cardinäle in gleicher Weise. — Diese paar Bemerkungen, welche wohl auf ein Versehen des Verfassers schließen lassen, sollen durchaus nicht die Gründlichkeit des ganzen Werkes bemängeln.

Die Sacramente des Alten Testamentes im Allgemeinen. Nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin dargestellt von Dr. P. Schmalzl, Professor der Theologie am bischöfl. Lyceum zu Eichstätt. 8°. 133 S. Eichstätt, A. Hornik, 1883.

Gegenstände wie vorliegende sind recht eigentlich Monographien zuzuweisen. Beim mündlichen Vortrag des Lehrers kann einer derartigen Erörterung kaum jene Zeit gewidmet werden — weder im Dogma noch in der Exegese —, welche in eine eingehende Kenntniß speciell der Stellung der alttestamentlichen Sacramente im Culte und in

der Heilsökonomie des Alten Bundes einführte; auch die vollständigen Dogmatiken befassen sich nicht leicht tiefer mit dieser Frage. — Der Verfasser geht in sieben Hauptstücken — über Existenz und Begriffsbestimmung, physische Constitution, Wirksamkeit, Ursachen, Zahl und organischen Zusammenhang, Nothwendigkeit, Verhältniß zu den neutestamentlichen Sacramenten — allseitig in seinen Gegenstand ein. Die in einigen Partien hervortretende Breite findet ihren Grund und ihre Entschuldigung in der vornehmlichen Absicht, für Schüler ein Hilfsmittel zu bieten besonders zu einem volleren Verständniß der Briefe des hl. Paulus, in welchen so oftmals auf die alttestamentlichen Ceremonien und Sacramente hingewiesen wird. — Vielleicht möchte der Frage, ob der allgemeine Begriff „Sacrament" den alt- und neutestamentlichen univoce oder nur analog zukomme, eine etwas zu hohe Wichtigkeit beigelegt sein; das Eine wie das Andere kann gesagt werden, je nachdem man den Begriff Sacrament, der ja nicht etwas a priori Gegebenes ist, feststellt. Vergleicht man ferner dasjenige, was der Verfasser selbst S. 17 über die typische Bedeutung der alttestamentlichen Sacramente als etwas ihnen Wesentliches sagt, mit S. 14, so wird sachlich kaum ein Unterschied merkbar zwischen der Auffassung der Wirceburgenses, die der Verfasser annimmt, und der des Suarez. — Doch wenn auch in einzelnen Abschnitten nicht alle Gründe des Verfassers uns gerade durchschlagend scheinen, so hat er doch durchgängig mit scharfem und sicherem Urtheil und großer Erudition sich der Lehren der heiligen Väter sowohl wie der scholastischen Theologen bemächtigt und sie zur klaren Darstellung gebracht.

Miscellen.

Unwissenheit in katholischen Dingen geht auf protestantischer Seite mit Unduldsamkeit nur zu häufig Hand in Hand. Das kann aber nicht befremden, wenn man beachtet, daß hierin mit System vorgegangen wird. Werden doch zu diesem Zwecke in manchen Schulen religiöse Gegenstände selbst in Lehrfächer hineingezogen, die an und für sich deren Besprechung gar nicht fordern. Einige Proben zum Beweise, die wir dem Buche entnehmen: „25 Themata mit ausführlichen Dispositionen zu deutschen Aufsätzen ... für die oberen Klassen höherer Schulen, von Dr. Jul. Naumann, Director des Realgymnasiums zu Osterode" (1882, bei Teubner). Hier findet sich u. A. das Thema: „Der Jesuitenorden", dazu eine Disposition. Daß unter den ersten Genossen des hl. Ignatius ein Xaves genannt wird statt Xaver, ein Levre statt Lefebre (Faber), hat wenig zu sagen. Bedenklicher ist der zweite Haupttheil, in dem es wörtlich heißt:

„Alle Glieder zerfallen in vier Klassen:
a. Die Professi,
b. Kleriker,
c. scholastici und
d. die Fratres ohne bestimmten Beruf."

Unglückliche Stunde, die den Verfasser zur Wahl einer solchen Aufgabe führte! Was sollen denn die Schüler anfangen mit dieser Eintheilung, von der sie gar nichts verstehen? Soll der Lehrer sie ihnen erklären? Aber wenn nun der Lehrer selbst nichts davon versteht? Oder darf der Herr Director bei Anderen ohne Weiteres voraussetzen, was ihm persönlich, nachdem er die Sache studirt hat, noch vollständig fehlt? Er selber kennt offenbar nicht die Bedeutung der von ihm gebrauchten Ausdrücke. Sonst würde er a, b und c nicht als getrennte Punkte anführen. Er würde wissen, daß die Professen sämmtlich Priester sind, daß die Scholastiker zum Theil die Priesterweihe oder andere Weihen empfangen, insofern mithin doch wohl zu den Klerikern gehören. Und was sollen denn diese „Fratres ohne bestimmten Beruf", die in der Gesellschaft Jesu selbst vollständig unbekannt sind? — Man bringt den Schülern, um ihnen die Erfordernisse einer guten Eintheilung anschaulich zu machen, wohl falsche Beispiele und läßt sie zur Übung die Mängel derselben aufsuchen. So zerlegt man ihnen z. B. das ganze Menschengeschlecht in: Kinder, Rothhäute, Weiber, Chinesen und Zuckerbäcker — eine Gliederung, mit der gewiß kein Secundaner im Ernst auftreten würde. Nun, die Eintheilung, die wir besprechen, ist noch fehlerhafter und wird doch allen Ernstes von einem angesehenen Schulmann als richtig hingestellt.

Ein weiterer Punkt der Disposition lautet:

„Mittel und Wege zur Erreichung der vorgesteckten Ziele (Bekämpfung des Protestantismus und seiner Geistesfreiheit — Heidenbekehrung):

a. Die Gewandtesten und Verschlagensten wurden zu Beichtvätern und Prinzenerziehern gemacht;
b. die Gelehrten beförderte man in Schulämter;
c. die Begeisterten entsandte man als Heidenbekehrer;
d. sie nahmen eine bessere, einnehmendere Ordenstracht als die übrigen Orden an."

Der Herr Director kann sich freuen, nicht Jesuit geworden zu sein. Denn wenn es wahr ist, was er unter b schreibt, so wäre er nie in das Amt gelangt, welches er jetzt bekleidet. Eine einzige Musterleistung wie die vorliegende Disposition hätte genügt, ihm das Lehrfach zu verschließen. Er wäre wahrscheinlich seinen „Fratres ohne bestimmten Beruf" zugetheilt worden.

Königsmord und Zweck und Mittel fehlen natürlich nicht. Am Schlusse heißt es:

„Durch die, wenn auch nicht vom Orden selbst, so doch von vielen Mitgliedern aufgestellte empörende Lehre, daß der Zweck die Mittel heilige, zogen sich die Jesuiten den Fluch aller Protestanten zu."

Der Verfasser sollte einmal aufmerksam Band II und III von Janssens „Geschichte des deutschen Volkes" lesen. Da fände der ahnungslose Herr, daß es, bevor ein Jesuit existirte, Leute gab, die offen den Fürstenmord predigten und thatsächlich jenem empörenden Grundsatze huldigten; Leute, die dem Dr. Naumann und seinen Religionsgenossen viel näher stehen, als die

Jünger Loyola's, die mithin billigerweise das Vorrecht haben auf jenen kräftigen Ausdruck proteſtantiſcher Entrüſtung.

Luther wird in dem Buche zweimal verherrlicht mit der obligaten Begleitung von Ablaß, Tetzel, „dem tiefen Kerker, in dem die Menſchheit ſchmachtete" u. ſ. w. u. ſ. w.

Geſchichte ſcheint überhaupt nicht die ſtarke Seite des Verfaſſers zu ſein. Der Vortrag: Friedrich der Schöne im Kampf mit Ludwig dem Bayer, beginnt mit folgender Einleitung:

„Kaiſer Heinrich VII., einer der edelſten Herrſcher Deutſchlands, hatte, als das Haupt der Waiblinger, den reichsfeindlichen Welfenbund der Habsburger mit dem Papſte zu Avignon und mit Frankreich beſiegt, und darum wurde er von einem Mönch im Abendmahl vergiftet. ‚Im Kelch des Lebens haſt du mir den Tod gereicht, aber fliehe, bevor die Meinen dich ergreifen!' So ſprach der Sterbende zu dem Mörder und verſchied."

Kännte der gelehrte Herr doch nur die Geſchichtsforſcher ſeiner eigenen Confeſſion beſſer! In K. Fr. Beckers „Geſchichte des Mittelalters", neu bearbeitet von M. W. Duncker (7. Ausgabe 1841), heißt es Bd. V. S. 352, Anmerkung:

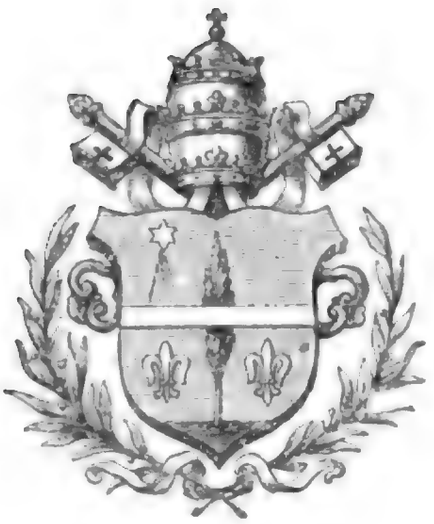
„Nach den gründlichen Unterſuchungen, welche Barthold angeſtellt hat, ſcheint es erwieſen, daß Heinrich eines natürlichen Todes geſtorben iſt."

Leo ſchreibt in ſeiner „Univerſal-Geſchichte" (3. Aufl. 1851), Bd. II. S. 600:

„Daß Heinrich nicht vergiftet worden iſt, ſondern durch eigene Unvorſichtigkeit ſich ſeinen Tod zugezogen hat, geht aus Barthold's Zuſammenſtellung unwiderſprechlich hervor."

Aber Erzählungen, wie die eben angeführte, ſind ſo ſchön und gruſelig und ſtellen die Verworfenheit des katholiſchen Mönchthums in ein ſo klares Licht; alſo werden ſie auch wohl wahr ſein. Jeder richtige Proteſtant, der ſie hört oder lieſt, muß ja unwillkürlich die Augen zum Himmel erheben: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie die da!"

Derartige Sachen gibt der Leiter einer höheren Anſtalt in Druck als Hilfsmittel zur Bildung der Schüler. Was muß man nun erſt von der freieren mündlichen Belehrung erwarten? Iſt es zu verwundern, wenn die albernſten Märchen fort und fort das Urtheil Tauſender fälſchen und vergiften? Bedauernswerth die argloſe Jugend, die mit ſolchem Unterricht erzogen wird!



Papſt Leo XIII.

Zum künftigen Andenken. Unter den ſegensreichen Sodalitäten, die zu Ehren der jungfräulichen Gottesgebärerin allenthalben gegründet ſind, nimmt ohne Zweifel den erſten Platz jene ein, welche den Namen „Prima Primaria“ (Erſte und Haupt-Congregation) führt und ſchon durch dieſen bekundet, wie weit ſie an Größe die anderen überragt. Dieſe Congregation wurde nämlich von Unſerm Vorgänger Gregor XIII. ſel. Andenkens durch ein unter dem Fiſcherringe erlaſſenes apoſtoliſches Schreiben unter dem Titel der Verkündigung der allerſeligſten Jungfrau Maria zuerſt kanoniſch errichtet, zeichnete ſich ſtets durch die große Zahl ihrer Mitglieder aus und wurde von den römiſchen Päpſten reichlich mit Ablässen ausgeſtattet. Sie erfreute ſich nun eines ſolchen Zuwachſes, daß

Leo PP. XIII.

Ad futuram rei memoriam. Frugiferas inter Sodalitates, quae in Deiparae Virginis honorem sunt ubique terrarum institutae, principem procul dubio locum obtinet, quae Prima Primaria appellatur, et ipso nomine prodit quantum amplitudine ceteris antecellat. Haec enim Congregatio per Apostolicas sub Piscatoris annulo datas litteras a Gregorio XIII Praedecessore Nostro s: me: ad invocationem Beatae Mariae Virginis ab Angelo Salutatae canonice primum erecta, sodalium frequentia iugiter conspicua, indulgentiarumque thesauris per Romanos Pontifices ditata ea incrementa suscepit, ut in universum terrarum

ſie ſich in kurzer Zeit unter dem göttlichen Schutze über den ganzen Erdkreis ausbreitete und daß gegenwärtig weit über Land und Meer hinaus in allen noch ſo fernen Gegenden der Erde Töchter-Congregationen desſelben Namens und derſelben Regel beſtehen. Da nun am 5. December dieſes Jahres die hundertjährige Jubiläumsfeier der kanoniſchen Errichtung dieſer Congregation zum dritten Male wiederkehrt, ſo richtete Unſer geliebter Sohn Antonius Maria Anderledy, Generalvikar der Geſellſchaft Jeſu, die inſtändige Bitte an Uns, daß Wir geruhen möchten, die himmliſchen Kirchenſchätze, deren Ausſpendung der Allerhöchſte Uns anvertrauen wollte, bei dieſer feierlichen Gelegenheit zu erſchließen. Dieſen frommen Wünſchen wollen Wir, ſoweit Wir es im Herrn vermögen, entſprechen. Geſtützt auf die Barmherzigkeit des Allmächtigen und auf die Vollmacht ſeiner heiligen Apoſtel Petrus und Paulus, verleihen und bewilligen Wir daher gnädig im Herrn allen Regularklerikern derſelben Geſellſchaft Jeſu und allen Congreganiſten, welche der genannten Sodalität der jungfräulichen Gottesmutter unter dem Titel Mariä Verkündigung einverleibt ſind oder zur Zeit noch einverleibt werden, einen vollkommenen Ablaß und Nachlaſſung aller ihrer Sündenſtrafen, wenn ſie, unter der Bedingung einer reumüthigen Beicht und heiligen Communion, entweder am 5. December dieſes Jahres oder an einem von den Vorſtehern der einzelnen Congregationen zu beſtimmenden Tage (der jedoch

---

orbem sese brevi Deo favente extenderet, atque ad praesens omnibus in regionibus magno etiam terrae, marisque intervallo disiunctis, filiales eiusdem nominis, et instituti Congregationes reperiantur. Nunc autem cum die quinta mensis Decembris huius vertentis anni canonicae Congregationis eiusdem erectionis centenaria solemnitas tertia vice recurrat, dilectus filius Antonius Maria Anderledy Vicarius Generalis Societatis Jesu enixas Nobis adhibuit preces, ut coelestes ecclesiae thesauros, quorum dispensatores Nos esse voluit Altissimus, hac auspicatissima occasione reserare dignaremur. Nos autem piis hisce votis obsecundare, quantum in Domino possumus, volentes, de Omnipotentis Dei misericordia, ac Beatorum Petri, et Pauli Apostolorum eius auctoritate confisi, omnibus, et singulis tum Clericis Regularibus ex eadem Societate Jesu, tum Sodalibus [in] dictam Sodalitatem Deiparae Virginis ab Angelo Salutatae inscriptis, vel pro tempore inscribendis, qui vel die quinta Decembris mensis huius anni, vel die per singularum huiusmodi Congregationum Moderatores statuendo non tamen ultra limites adventantis anni MDCCCLXXXV quo centenaria solemnitas celebrabitur respectivae Congregationis Ecclesiam, vel Sacellum vere poenitentes, et con-

nicht über das Ende des künftigen Jahres 1885 hinausliegen darf), an dem die Centenarfeier begangen wird, die Kirche oder die Kapelle ihrer bezüglichen Congregation andächtig beſuchen und dort für die Eintracht unter den chriſtlichen Fürſten, die Ausrottung der Ketzereien, die Bekehrung der Sünder und die Erhöhung unſerer heiligen Mutter, der Kirche, fromme Gebete zu Gott emporſenden; doch müſſen ſie auch der neuntägigen Andacht, welche dieſer Feier vorangehen ſoll, wenigſtens fünfmal beigewohnt haben. Dieſer Ablaß kann auch den noch im Fegefeuer zurückgehaltenen Seelen der Chriſtgläubigen fürbittweiſe zugewandt werden. Damit aber die Gläubigen dieſer himmliſchen Schätze leichter theilhaftig werden können, ſo verleihen und ertheilen Wir durch Gegenwärtiges aus Unſerer apoſtoliſchen Machtvollkommenheit den Biſchöfen jener Orte, an denen obenbezeichnete kanoniſch errichtete Congregationen beſtehen, die Befugniß, einige zum Beichthören approbirte Welt- oder Ordenspriester zu bevollmächtigen, dieſe Gläubigen, nachdem ſie ihre Beichte ſorgfältig gehört haben, von allen Ausſchreitungen, Verbrechen und Fällen jeder Art, ſowie auch von der Excommunication und andern für jene auferlegten kirchlichen Cenſuren und Strafen, welche kraft der von Pius IX. ſel. Andenkens am 11. October 1869 erlaſſenen Conſtitution „Apostolicae Sedis moderationi“ dem römiſchen Papſte irgendwie vorbehalten ſind, nach Auferlegung einer ihrem Ermeſſen anheimgeſtellten Buße, jedoch nur

---

fessi, ac S. Communione refecti devote visitaverint, ibique pro Christianorum Principum concordia, haeresum extirpatione, peccatorum conversione, ac S. Matris Ecclesiae exaltatione pias ad Deum preces effuderint, dummodo novemdiali supplicationi eidem solemnitati praemittendae saltem quinquies adstiterint, plenariam omnium peccatorum suorum indulgentiam, et remissionem, etiam animabus Christifidelium in purgatorio detentis per modum suffragii applicabilem, misericorditer in Domino concedimus, atque elargimur. Ut autem Christifideles caelestium munerum huiusmodi facilius valeant esse participes, de Apostolica Nostra auctoritate per praesentes facultatem tribuimus, ac elargimur, ex qua respectivi locorum in quibus Congregationes supramemoratae canonice erectae extant Antistites aliquot Presbyteros saeculares, vel regulares ad excipiendas ipsorum sacramentales confessiones alias approbatos deputare licite valeant, qui eosdem Christifideles, eorumdem confessionibus diligenter auditis, ab omnibus quibuscumque excessibus, criminibus, et casibus, nec non excommunicatione, aliisque Ecclesiasticis censuris, ac poenis desuper inflictis, Romano Pontifici vigore Constitutionis a fe: me: Pio PP. IX quarto idus Octobris MDCCCLXIX

vor Gott und dem Gewiſſen, loszuſprechen und einfache Gelübde in ein anderes frommes Werk, deſſen Beſtimmung gleichfalls ihrem Gutbefinden und ihrer Klugheit überlaſſen iſt, umzuändern. Ausgenommen ſind jedoch die in den Artikeln 1, 7 und 10 genannter Conſtitution bezeichneten Excommunicationen, die in beſonderer Weiſe dem römiſchen Papſte vorbehalten ſind, ebenſo die in Nr. 3, 6, 8, 9 und 10 derſelben Conſtitution dem römiſchen Papſte einfachhin vorbehaltenen Excommunicationen; für dieſe ſoll der Vorbehalt ganz in ſeiner Kraft beſtehen bleiben. In gleicher Weiſe aber bewilligen und geſtatten Wir den vorgenannten Klerikern der Geſellſchaft Jeſu, ſowie den vorerwähnten Congreganiſten, wenn ſie durch eine Krankheit oder irgend ein anderes Hinderniß abgehalten ſind, die obenbezeichneten Bedingungen oder einige derſelben zu erfüllen, daß ihnen die ſchon approbirten Beichtväter dieſe in andere Werke der Frömmigkeit umändern und Solches auferlegen können, was die Beichtkinder zu erfüllen im Stande ſind. Obgenanntem ſoll in keiner Weiſe entgegenſtehen Unſere und der apoſtoliſchen Kanzlei Regel über die Nichtbewilligung von Abläſſen ad instar, noch auch andere Conſtitutionen und apoſtoliſche Erlaſſe oder ſonſt Etwas, was auch immer. Gegenwärtiges ſoll nur für dieſes Mal Geltung haben. Wir wollen aber, daß den Abſchriften oder den Exemplaren dieſes Schreibens, auch den gedruckten, wenn ſie von einem öffentlichen Notar unterzeichnet oder

---

editae, quae incipit „Apostolicae Sedis Moderationi“ quomodolibet reservatis, exceptis casibus sub articulo primo, septimo, ac decimo excommunicationum latae sententiae speciali modo Romano Pontifici reservatarum, item sub numeris tertio, sexto, octavo, nono, ac decimo excommunicationum latae sententiae Romano Pontifici reservatarum eiusdem Constitutionis, pro quibus reservationem in suo plene robore manere volumus, imposita cuilibet arbitrio suo poenitentia salutari, in foro conscientiae tantum absolvere, votaque simplicia in aliud pium opus eorum similiter arbitrio, et prudentia commutare possint. Clericis vero supradictis e Societate Jesu, nec non praefatis Sodalibus aliqua corporis infirmitate, seu alio quocumque impedimento detentis, qui supra expressa, vel eorum aliqua praestare nequiverint, ut illa Confessarii iam approbati in alia pietatis opera commutare possint, eaque iniungere, quae ipsi poenitentes efficere valeant pariter concedimus, et indulgemus. Non obstantibus Nostra, ac Cancellariae Apostolicae regula de non concedendis indulgentiis ad instar, aliisque Constitutionibus, et Ordinationibus Apostolicis, ceterisque contrariis quibuscumque. Praesentibus hac vice tantum valituris. Volumus autem ut praesentium litte-

von einer mit kirchlicher Würde bekleideten Perſon unterſiegelt ſind, derſelbe Glaube beigemeſſen werde, wie dem Gegenwärtigen, wenn es vorgelegt oder gezeigt würde.

Gegeben zu Rom bei St. Peter unter dem Fiſcherringe am 27. Mai 1884, im ſiebenten Jahre Unſeres Pontificates.

L. S. Fl. Card. Chigi.

---

rarum transumptis, se uexemplis, etiam impressis, manu alicuius Notarii publici subscriptis, et sigillo personae in ecclesiastica dignitate constitutae praemunitis, eadem prorsus adhibeatur fides, quae adhiberetur ipsis praesentibus, si forent exhibitae, vel ostensae.

Datum Romae apud S. Petrum sub annulo Piscatoris die XXVII Maii MDCCCLXXXIIII Pontificatus Nostri Anno Septimo.

L. S. Fl. Card. Chisius.

Die marianiſchen Congregationen oder Sodalitäten.

Zur dritten Säcularfeier, 5. December 1584 bis 5. December 1884.

„Um Hilfe und Fürſprache wollen wir uns an Maria, die jungfräuliche Gottesmutter, wenden; ſie, die von ihrer Empfängniß an den Satan beſiegte, möge ſich auch mächtig über die gottloſen Secten erweiſen, in welchen des Teufels unbändige Empörungsſucht, Verlogenheit und Tücke vor unſern Augen wieder aufleben."

Leo XIII., Encyklika gegen die Freimaurer.

Dieß ſtreitbare Papſtwort kann als Bindeglied zwiſchen der gegen die Loge gerichteten Encyklika Humanum genus und dem vorſtehenden, der marianiſchen Congregation zu ihrer dritten Säcularfeier die Gnade eines Jubiläums ſpendenden Apoſtoliſchen Breve angeſehen werden. Daß dieſe Verknüpfung keine chronologiſch-äußere, daß ſie eine in der eigenartigen Gegenſätzlichkeit beider Geſellſchaften innerlich begründete ſei, beweist die Inſtruction des heiligen Officiums vom 10. Mai 1884, welche der päpſtlichen Bulle zu deren praktiſchen Erläuterung und Durchführung auf dem Fuße folgte. Zweimal zeigt dieſelbe mit ſchwerwiegenden Worten auf die marianiſche Sodalität als auf eine mächtige Antagoniſtin der geheimen Bünde hin und mahnt Jugend und Alter zum Beitritt.

Dasſelbe Jahr, in deſſen erſtem Viertel die Hand Leo' XIII. die dunklen Thore der Freimaurerei mit ſeinem höchſten Verwerfungsurtheile getroffen und gezeichnet, nachdem die päpſtlichen Anatheme ſie ſchon mehr denn zehnmal während eines Jahrhunderts für die Gläubigen verriegelt hatten: — dasſelbe Jahr eröffnet in ſeinem letzten Monate den Einblick in eine andere, oft von der Kirche geſegnete, ſtille, aber großartige Welt des Lichtes und Heiles, in die Ideale ihrer Ziele, in die Tüchtigkeit ihrer Kräfte, in die Spende ihrer Segnungen, in die glorreichen Fernen ihrer dreihundertjährigen Geſchichte.

Die Stimme Gottes, die im Paradieſe als Donner des Fluches über Fürſt und Volk der Finſterniſſe losbrach, und ſich dann als Prophetie ewiger Sieghaftigkeit über die hohe Schirmfrau des Gottesreiches auf Erden ergoß, — ſie findet nach Jahrtauſenden in den Worten Leo' XIII. ihren unſterblichen Wiederhall, indem ſie neuerdings die eine Fahne ächtet und die andere ſegnet.

Seitdem der Feind „aus den Finſterniſſen heimlicher Verſchwörung an's Licht gekommen", und Clemens XII. 1738 der kirchlichen Streitmacht das Alarmſignal gegeben, war die Geſellſchaft Jeſu — dieß Lob ſpendet ihr der Gegner ſattſam ſelber — für die Freimaurerbünde der Gegenſtand beſonderen und unverſöhnlichen Haſſes. Ihr zu wahrem Troſte fügt es ſich, daß ſie nach dreihundert Jahren die marianiſche Congregation, ihren Schützling und Liebling von Kindheit an, durch Gottes Stellvertreter dem alten Jugendfeinde Stirn gegen Stirn gegenübergeſtellt ſehen kann. Der Mutter iſt es verlegt, ſich in die feiernden Reihen ihrer Männer, Jünglinge und Knaben mitfeiernd zu mengen: ſo ſei es ihr denn wenigſtens geſtattet, den alten Veteranen, die noch übrig aus alten Zeiten, und den friſchen Bataillonen, die ſie ſelbſt geformt, geſchult, aus der Ferne ein Wort der Ermuthigung und Mahnung in den Jubel der Säcularfeier hinüber zu rufen.

Es iſt kurz und ſchlicht. In Sparta galt es als eine Schmach, aus dem Kriege lebendig ohne den Schild heimzukehren. Als eine Spartanermutter ihrem Sohne den Schild der Väter reichte, ſprach ſie: „Kehre heim lebend mit ihm, oder todt auf ihm — ohne ihn nicht!" So mahnen wir: Den Geiſt der Congregation bewahrt oder geht unter mit ihm, friſtet das Leben nicht ohne ihn!

Dieſer Geiſt gründet in Bau und Weſen, lebt und leuchtet in der Geſchichte der marianiſchen Congregation.

Betrachten wir erſtere, hören wir letztere.

I. Bau und Weſen der Congregationen.

1. Gründung.

Es hatte in verhängnißvoller Zeit Gott ſeiner Kirche die Geſellſchaft Jeſu als neues Hilfscorps geſandt. Bereits ſeit acht Jahren war deſſen heiliger Führer, Ignatius von Loyola, früher ſchon als er, waren ſeine furchtbarſten Soldaten, Xaver, Faber, Le Jay, zur ewigen Krone emporgeſtiegen. Die neuen Waffen ſchlugen überall der Häreſie grimmige Wunden, ſchirmten und retteten, was beſtand, eroberten auf den Straßen des Columbus, Cortez, Vasco di Gama für großen Abfall unermeßlichen Erſatz in Oſt und Weſt und Süd; auf dem Stammcontinente erhoben ſich, von Königen und Völkern gebaut, ihre Univerſitäten, Collegien, Kanzeln; es war der Orden, wie ſein göttlicher Meiſter, ſchon über die Meere gewandelt, hatte Schaaren von Teufeln ausgetrieben, Todte er-

weckt; die Tauſende des Volkes lauſchten ihm in den Wüſten und auf den Bergen Aſiens, Amerika's und in den Straßen und Tempeln Europa's: da erneuerte ſich in den ſtillen Mauern eines ſeiner Collegien endlich auch die liebe Scene, welche einſt Judäa geſehen hatte. Erbin des Namens wie des Wirkens Chriſti, legte die Geſellſchaft Jeſu den klaren Stirnen einiger Kinder die Hand voll ſchöpferiſcher Gnade auf, ſie gründete die erſte Congregation. — Größeres hat die Geſellſchaft Jeſu nicht gethan. Wir werden das ſehen.

Wie es überhaupt Grundſatz und Gewohnheit des jungen Ordens war, das Gute, welches geſchaffen wurde oder geſchaffen werden ſollte, zu deſſen Befeſtigung und Verallgemeinerung in geſellſchaftlichen Organismen zu verkörpern, ſo machte ſich auch, und zwar mit beſonderer Vorliebe und Umſicht, dieß Beſtreben geltend bei ſeiner lehrenden und erziehenden Thätigkeit. Von religiöſen Studentenvereinen, die ſie in Ingolſtadt, Genua, Perugia, Köln und anderen Städten gefunden, erzählen uns die großen Geſchichtsſchreiber der Geſellſchaft Jeſu: Orlandini, Sacchini, Juvencius. Daher mag es kommen, daß irrthümlich der ſelige Petrus Caniſius als Gründer der marianiſchen Congregationen von vereinzelten Stimmen genannt wird. Es hatten dieſe Vereine aber urſprünglich nur den allgemeinen Zweck, einzelnen und zwar den beſſeren Schülern durch engern Anſchluß an einander eine kräftigere Ausgeſtaltung der Tugend und Wiſſenſchaft zu ermöglichen. Das hehre, jungfräuliche Siegel, das markante Gepräge beſonders gepflegter und nach feſten Regeln organiſirter Mutter-Gottes-Verehrung trugen dieſe kindlichen Anfänge des ſpätern großen Werkes noch nicht. Es waren Congregationen, doch keine marianiſchen.

Die erſte Idee zu den marianiſchen Congregationen gab Syrakus, die volle Ausgeſtaltung Rom, in beiden Städten ein junges Mitglied der Geſellſchaft Jeſu. Zu Syrakus lebte bereits vor 1560 Sebaſtian Cabarraſi, Lehrer einer der unteren Gymnaſialklaſſen. Er hatte, um ſeine Schüler nebſt menſchlichen Kenntniſſen göttliche Weisheit zu lehren, die Beſſeren derſelben allwöchentlich zu beſonderer Verehrung der heiligen Jungfrau verſammelt. Leitung und Förderung dieſer Anfänge überließ er, zu anderer Arbeit berufen, ſeinem ebenfalls noch jungen Ordensmitbruder Johann Leon aus Lüttich. Nachdem dieſer zuerſt in Syrakus Idee und Erfahrung ſich hatte ausreifen laſſen, nahm er beide zu Weiterem mit ſich nach Rom, wo die Annalen ihn bereits 1560 finden. In Rom ja ſollte und mußte der weitſchattende Baum

wurzeln und aus dem apoſtoliſchen Grundquell das Leben zur Verjüngung von Millionen ſaugen. Außer den eigenen jüngeren Schülern ſammelten ſich dort bald ſolche anderer Klaſſen des Collegs um Leon, ſo daß dieſer im Jahre 1563 dem 70 Glieder zählenden Vereine bereits feſte Norm und Form zu geben im Stande war. Nun zog derſelbe aus den Mauern des Collegs, zog feierlichſt in deſſen öffentliche Kirche und nannte ſich nach deren Namen „Congregation der allerſeligſten Jungfrau Maria unter dem Titel der Verkündigung Maria's".

Das Kind, auf ſolch erlauchten Namen getauft, fing an, gewaltige Hoffnungen zu erwecken. Ein heiliger Wetteifer durchzündete und vereinigte ſchnell faſt die ganze ſtudirende Jugend Roms zum Dienſte Maria's. Wie immer, ſo „wußte auch dießmal bald die Welt, was Rom gelernt hatte": die Idee tauchte an hundert Orten auf. Berichte über ungeahnte Wirkungen liefen ein. Der Heilige Stuhl ward aufmerkſam, ſprach 1577 ſein erſtes belobendes, ermunterndes Wort. Es wirkte wunderbar. Nach nicht einem Jahrzehnt — es war am 5. December 1584 — erfolgte die päpſtliche Beſtätigung durch Gregors XIII. Bulle „Omnipotentis Dei". Es wurde die Congregation zu Rom kanoniſch errichtet und zur Stamm- und Muttercongregation (Prima Primaria) aller künftig in der ganzen katholiſchen Welt zu gründenden Sodalitäten beſtimmt. — Was Gregor XIII. begonnen, ſetzten fort und erweiterten Sixtus V. in den Bullen „Superna dispositione" vom 5. Januar 1586 und „Romanum decet" vom 29. September 1587, Clemens VIII. durch Breve vom 30. Auguſt 1602, Gregor XV. durch die Bulle „Alias pro" vom 15. April 1621. Jeder einzelne dieſer Päpſte überbot, hocherfreut ob der Segnungen, welche über immer weitere Strecken in immer reicherer Fülle erfloſſen, ſeine Vorgänger an Gnadenſpende, an Lob und Ermunterung. Sie alle eröffneten den Zutritt allen Ständen und Altern an allen Orten, bis endlich der größte päpſtliche Gönner der marianiſchen Congregationen, Benedict XIV., in ſeiner Bulle „Gloriosae Dominae" vom 27. September 1748, beſtätigend und erweiternd, was an Lob und Privileg alle vor ihm geſpendet, dem edlen Sproſſen einer nicht unedlen Mutter ein wahrhaft fürſtliches Adelsdiplom für's irdiſche Gottesreich ausſtellte unter „goldenem Siegel" [1].

[1] Die Bullen, der höchſte auctoritative Ausdruck päpſtlichen Willens, tragen ein Siegel in Blei; diejenigen aber, deren Inhalt von größter Tragweite für die geſammte Kirche iſt, erhalten ein ſolches in Gold und werden „goldene Bullen" genannt.

Das iſt in wenigen Strichen die Abſtammung und Geburt der Congregation. Wie aus dem Binſenkörbchen der kleine Moſes ſich zum Volke Gottes auswuchs, ſo zog die muntere Knabenſchaar aus dem römiſchen Schulzimmer in tauſend Collegien, Univerſitäten, Miniſterien, Gerichtshöfe, Armeen, Hütten und Paläſte, auf die Throne der Welt und die Apoſtelſtühle der Kirche. Gott hatte wieder das Schwache zum Anſtoß für große Wandlungen im Leben der Menſchheit gewählt. Kinder mußten dießmal die Impulſe zu Gewaltigem geben. Aus dem römiſchen Tiefborn war ein neuer Strom des Lebens entſprungen, der ſich in raſcheſtem Laufe über alle Länder ergoß, nachdem er mit ſeinen erſten ſilbernen Tropfen einige zarte Halme erquickt hatte.

Treten wir nunmehr an die Betrachtung des Werkes ſelbſt heran. Sein Aus- und Einbau, Lebenszweck und Lebensfond ſollen uns der Reihe nach beſchäftigen. Von allen dieſen Geſichtspunkten aus wird ſich uns die marianiſche Congregation als ein großes, ſchönes Werk Gottes darſtellen.

2. Geſtalt.

Was iſt eine marianiſche Congregation? Betrachten wir ihren äußeren Bau, ſo unterſcheidet ſie ſich weſentlich und klar von den loſen religiöſen Verbänden, die ſich Bruderſchaften nennen. Die Bruderſchaft gehört zu jener Gruppe ſocialer Exiſtenzen, die ſich aus gleichſtehenden Einzelweſen unorganiſch zu einem Ganzen agglomeriren. Die Bruderſchaft bietet den Individuen keinen andern Vereinigungsgrund und Berührungspunkt, als ein gewiſſes Maß gleicher Mittel der Frömmigkeit, die Jeder für ſich nach Belieben ausnützt. Die marianiſche Congregation hingegen iſt eine organiſche Geſellſchaft, gebildet aus ungleichen Gliedern, die, als Haupt und Untergebene, in der Sphäre des Vereinszweckes in lebhafter und ſtetiger Ein- und Rückwirkung zu einander ſtehen. Sie iſt ein geſellſchaftlicher Organismus von Einzelkräften, deren Thätigkeit von der leitenden Auctorität zur moraliſchen Einheit des Strebens nach demſelben Vereinsziele zuſammengeſchloſſen und hingelenkt wird. Da findet ſich ein Haupt, dem geſetzgebender, überwachender, treibender, zwingender Einfluß zuſteht, das im Bereich des Vereinszweckes überall eingreift, fördert, aufnimmt, ausſcheidet; und da gibt es Unterthanen, die in freiwillig übernommener Verpflichtung des Gehorſams ſich leiten, fördern, bilden, die behufs Verfolgung des gemeinſamen Vereinszweckes in richtiger Weiſe und Stellung zum Ganzen ſich ver-

wenden lassen. Kurz, die marianische Congregation ist ein lebendiger Socialorganismus.

Ihren Grundriß finden wir in den Bullen der Päpste, besonders Gregor' XIII. und Sixtus' V., entworfen. Sie weisen die marianischen Congregationen verfassungsgemäß an die oberste Leitung des jeweiligen Generals der Gesellschaft Jesu, diesem aber erkennen sie Vollmacht und Pflicht zu, Orts- und Zeitverhältnissen gemäß Gesetze zu geben; sie sprechen von einem Localvorstande der einzelnen Verbände, sprechen von Untergebenen und mahnen diese zu frommem Gehorsame gegen Verfassung und Regierung. Das Alles beweist, daß eine gesellschaftliche Gliederung im Plane der gründenden kirchlichen Gewalten lag.

Denselben Gedanken finden wir folgerichtig in dem Aufrisse, in der Schichtung der Vereinsmasse thatsächlich ausgeführt. Ein hierarchischer Cadre trägt und bindet das Ganze. Er gipfelt in dem Präses, der höchsten und zwar priesterlichen Localbehörde der Congregation; in seinen Händen fließt alle maßgebende und entscheidende Gewalt zusammen. Unter ihm gliedert sich ein vielschichtiger Administrationskörper aus: Präfect, Assistenten, Secretär, Räthe und verschiedene Officiale. Sie alle theilen sich, abhängig vom Präses, in die bestimmt abgegrenzten Ressorts der Verwaltung, d. h. in die Regelung und Handhabung des äußern Triebwerkes, wie in die Pflege des inneren Lebens. Zu diesem Zwecke versammelt sich der Vorstand (Magistrat) der Congregation zu regelmäßigen „Rathssitzungen". Da wird Bericht erstattet über den Stand des Ganzen wie der Theile, da werden die zweckdienlichsten Mittel berathen und beschlossen, und zur Durchführung die rechten Werkzeuge ausgesucht.

Das Alles erweist wiederum die organisch-gesellschaftliche Structur der Congregation und ihren eigenartigen Gegensatz zu den losen und leichten Gebilden kirchlicher Bruderschaften.

Diese Verfassung ist ein kleines Meisterwerk social-politischer Baukunst, sie ist eine weise Mischung aller Regierungsformen. Grund und Tiefe ist Demokratie: das Volk der Sodalen wählt sich für die Dauer einer begrenzten Regierungsperiode seine Häupter. Es kann ein Jeder zur höchsten Würde gelangen, den nach dem Urtheile der Menge Talent und Verdienst dazu befähigen. Diese aus der Masse durch freie Wahl erhobene Gruppe von Gewalten bildet eine aristokratische Schichte, nach oben hin sich in Präfect und Assistenten verjüngend. Sie ist Organ der Executivgewalt. Die hierarchische Spitze endlich ist monarchisch. Der

prieſterliche Leiter, der Präſes (Moderator), ſcheinbar im Hintergrunde des öffentlichen Lebens und Wirkens ſtehend, überläßt in kluger Mäßigung dem, meiſtens aus Laien beſtehenden, „Magiſtrate“ die äußere Repräſentation der Auctorität und Raum zu freudiger Initiative; ſich ſelbſt bewahrt er Recht und Pflicht, letzterer, wenn nöthig, Impuls und Richtung, jedenfalls Nachdruck, Geltung und Sanction zu geben. Von ihm, der ſelber und allein in Geheimniß und Kraft kirchlicher Miſſion wurzelt, ergießt ſich durch das Geäſte lebendiger und doch inſtrumentaler Gewalten in den ganzen Körper mit der ſicheren Leitung auch das hebende Bewußtſein apoſtoliſcher Sendung.

Durch dieſen prieſterlichen Ring iſt die Congregation endlich verankert mit dem apoſtoliſchen Orden der Geſellſchaft Jeſu, deren oberſtes Haupt auch zum geſetzgebenden Haupte aller marianiſchen Congregationen vom römiſchen Stuhle beſtellt worden. Überflüſſig iſt es, zu bemerken, daß dieſe Abhängigkeit nicht eine „Affiliirung“ in dem vielfach ebenſo beliebten als unverſtandenen Sinne des Wortes ſei. Nicht zur Verfolgung der individuellen Zwecke des Ordens ſoll die Congregation deſſen Haupte Hörigkeit und Heeresfolge ſchulden, ſondern nur für die Bewahrung ihres inneren, wir möchten ſagen, aſcetiſchen Geiſtes an ſeine geiſtige Leitung angewieſen ſein. Es hat die Geſellſchaft Jeſu niemals die compacte Maſſe ihrer Geſtalt und Geſetze ausgegliedert in die Verrankungen eines zweiten (weiblichen) und dritten Ordens, wie das neuere Congregationen und ältere Orden, Franciscaner, Dominicaner, Serviten u. ſ. w. für gut und thunlich fanden. Der Granitblock, deſſen Exiſtenzgeſetz lautet: „So oder gar nicht“ („Sint, ut sunt, aut non sint“), mag ſich nicht in Secundärgebilde verſpinnen laſſen; ein Kriegercorps, dem zur Energie ſeiner Actionen die Reihen wie Eiſen ſtramm geſchloſſen, und doch wieder leicht und fliegend ſein müſſen, wie die Reiter der Wüſte, darf ſich weder verzetteln noch mit ungelenken Maſſen umgeben. Aber geboren auf dem Schlachtfelde, im wildeſten Sturme der Kirche, Soldatenkind mit allen Inſtincten und Intuitionen des Soldaten, wußte und fühlte die Geſellſchaft Jeſu wohl, daß die Vereinigung in ſtrammer und geſchmeidiger Gliederung das Geheimniß der Kraft ſei. Ausſtürmend daher zum Schutz und Trutz für Chriſti Reich, ſoweit ſich immer die unendliche Wahlſtatt ſtrecken mochte; nur mit des geliebten Herrn und Meiſters *größerer* Ehre die Ziele all ihres Kämpfens und Blutens meſſend und deßhalb ihres Gründers Formel: „Je allgemeiner deſto göttlicher“, zum Anſatz all ihres Rechnens

und Planens machend, ging sie stets darauf aus, ihre Influenzen nicht auf Einzelwesen zu zersplittern, sondern entweder auf Vieles umschließende Peripherien oder auf deren maßgebende Centren spielen zu lassen. Sehend und beklagend, daß die Hochfluth der abtrünnigen Zeit vom heimischen Land und Boden der Kirche wegschwemmte, was leichtes, loses Alluvialgebilde, und nicht vulkanisch-feuerflüssig in einander und mit dem ewigen Felsen verschweißt war, glaubte die Gesellschaft Jesu vom Beginne ihres Lebens an, ihre Eroberungen oder ihre Originalwerke zu gesellschaftlich geschlossenen Gebilden gestalten, und so dem Einzelnen die Kraft und Resistenz geben zu sollen, die im Ganzen wuchtet. Das war Gesetz für ihre ascetische, wissenschaftliche, civilisirende, christianisirende Arbeit. Wie sie die schweifenden Stämme der Prairien und Wälder durch „Reductionen", wie sie die Jugend in ihren dem Familienorganismus nachgebildeten „Convicten", wie sie die besten Köpfe ihrer Schulen durch „Akademien", so strebte sie Charakter und Glaubenstreue zunächst der Jugend, dann aller Stände in allen Zonen zu bilden durch ihre „Congregationen". So vererbte sie, was nächst Gott ihre eigene Kraft war, die starke Organisation und damit ihre Universalität bei aller Centralisirung, auf ihre Werke, am markantesten auf ihr Lieblingswerk, auf ihren Benjamin, auf ihre Congregationen. Deßhalb sehen auch beide sich gleich, wie das Kind der Mutter, wie der junge Löwe dem alten.

3. Ideale und Ziele.

Dieses Organismus' bildende und belebende Seele, — der äußern Form ausbauender Gedanke, — Ziel und Ideal der Kräfte, was sind sie denn?

Wir fragen nach den innern Lebenszielen der marianischen Congregationen.

Die Idealität eines Wesens liegt in seinen Zwecken, weil darin seine Vollkommenheit liegt.

Bei jedem Dinge lassen sich, in logischer und genetischer Perspective zu einander stehend, zwei Zwecke unterscheiden, der nähere und der entferntere. Dieser ist, als letztes Ziel des Dinges, Resultat all seiner Kräfte und Arbeit, Niederschlag seines Lebens, Summe seines Wohles und seiner Größe, das Non plus ultra des Dinges. Der nähere Zweck ist eigentlich nur Durchgang, Weg und Mittel zum letzten.

Welches ist der letzte, welches der nähere Zweck der marianischen Congregationen?

Da, wie wir ſahen, dieſelben nicht Bruderſchaften ſind, ſo kann ihr Zweck vor Allem ſich nicht abſchließen in der Verrichtung gewiſſer Gebete, im Beſuche gewiſſer Verſammlungen u. ſ. w. Die Zwecke der Congregationen liegen tiefer, ſind umfaſſender.

Selbſt die Verehrung der allerſeligſten Jungfrau, im ſpecifiſchen Sinne genommen, iſt nicht der letzte Zweck, iſt zu dieſem nur Durchgang, iſt nächſte, aber nicht höchſte Aufgabe der Congregation.

Dieſe umfaßt geradezu das ganze Leben des Sodalen: das will ſie regeln, veredeln. Aber auch damit iſt ſie ſchließlich nicht zufrieden, ihre Mitglieder bloß zur treuen Erfüllung deſſen anzuleiten, wozu ſie ohnehin das Gewiſſen verpflichtet; ſie erſtrebt ein Höheres, ſie ſucht das Höchſte. Das letzte Ziel der Congregation gipfelt ſich in der chriſtlichen Lebensvollkommenheit des Menſchen aus, wie ſolche für jeden Einzelnen ſich nach Stand und Rang differenzirt. Vollkommene Jünglinge, vollkommene Väter, Gatten, Bürger, Beamten, Kaufleute, chriſtliche Männer will ſie bilden, ganze Männer, eine Elite von Männern aus allen Ständen. Wie die Männer, ſo die Stände, ſo die Welt. Reform der Stände und damit der Welt, das iſt ihr letzter Zweck, ihr höchſtes Ideal. Somit begrenzen nur die höchſten Ziele des menſchlichen Lebens, der Kirche, der göttlichen Gnade, der Erlöſung Bahn und Horizont der Congregation.

Täuſchen wir uns nicht? Gibt uns die Geſchichte Recht? die Geſetzgebung der Sodalität?

Das Urtheil der Geſchichte werden wir ſpäter vernehmen; nur ein Wort ſei jetzt ſogleich geſprochen. Die Congregationen hatten bereits zwei Jahrhunderte gelebt, als ihnen Papſt Benedict XIV. in ſeiner goldenen Bulle angeſichts der Kritik der Welt, die ſie beobachtet hatte, das Zeugniß auszuſtellen keinen Anſtand fand: „In den Congregationen werden die Mitglieder angeleitet, ſich dem Dienſte und der Verehrung der heiligſten Jungfrau zu weihen und ſo, gewiſſermaßen an der Hand derjenigen, welche ‚die Mutter der ſchönen Liebe, der Furcht und Erkenntniß Gottes‘ iſt, nach dem Gipfel der chriſtlichen Vollkommenheit und dem Ziele ewigen Heiles zu ſtreben. Es iſt unglaublich, welch großen Nutzen Menſchen aller Stände aus dieſem frommen und löblichen Vereine geſchöpft haben!“ Darauf entwirft der große Papſt im Prachtſtile der Panegyrik eine Schilderung der Generationen, die in den Sodalitäten von allen, nahen und fernen, Enden der Bahn aus zum Gipfel chriſtlicher Vollkommenheit emporgeklommen ſeien.

Es iſt, als blättere er im Buche des Lebens und leſe er die Liſten der Auserwählten Gottes. Dieſe Bulle „Gloriosae Dominae“, zuſammenfaſſend alle Gedanken und Hoffnungen, wie alle Segnungen der heiligen Kirche über die marianiſchen Congregationen, dieſe Magna charta derſelben, ſteckt doch zweifellos die richtigen Ziele aus und die zu denſelben führenden Bahnen. Es ſind die Ziele und Bahnen der ſtandesgemäßen Vollkommenheit und der Reform aller Stände der chriſtlichen Menſchheit.

Was die Päpſte in dem majeſtätiſchen Stile ihrer Bullen lehren, das zergliedern in der ſchlichten Sprache der Geſetzgebung die Regeln der Congregation. Die erſte derſelben, um nur eine anzuführen, beſagt: „Die allerſeligſte Jungfrau ſchirmt und ſegnet als Patronin die Congregation; denn die Mutter der Barmherzigkeit liebt diejenigen, welche ſie lieben, und ſchützt, wer voll Glauben und Inbrunſt ſeine Zuflucht zu ihr nimmt. Deßhalb iſt es billig, daß die Mitglieder der Congregation ſich nicht bloß ihre Verehrung und Verherrlichung angelegen ſein laſſen, ſondern auch durch ein unſchuldiges, ſittenreines Leben die hohen Tugenden Mariens nachahmen und ſich zu ihrer Liebe und Verehrung gegenſeitig aneifern.“ — Wollen ferner die Satzungen, daß vom Congregationsverbande ausgeſchieden werde, wer auch immer den Anforderungen chriſtlichen Eifers nicht entſpreche; daß nur derjenige Zulaß finde, welcher in ſeinem Vorleben und mehr noch in der monatelangen Probezeit die Gewähr des Strebens nach Höherem zu bieten vermöge: ſo leuchtet aus dieſen conſtitutionsgemäßen Grundſätzen zweifellos die Abſicht hervor, nicht eine mittelmäßige Menge, ſondern eine Elite zu ſammeln, welche allein geeignet und gewillt iſt, die über das Niveau des Gewöhnlichen hinausragenden Ziele der Congregation anzuſtreben. Dieſer Art ſind nicht die Vielen; auszuwählen gilt es die Wenigen, welche, faſt möchten wir ſagen, die edle Raſſe der Charaktere, idealer und conſequenter Leute, bilden. Deßhalb galt es von Beginn an als Geſetz, ſo weit möglich, nur ſolche in den Verband aufzunehmen, welche größere Aufgaben zu erfüllen, den Muth, größere Gnaden zu verwerthen, den Nerv zeigten. Wann und wo immer von dieſem, in den Congregationszwecken gründenden, Geſetze abgewichen wurde, da hatte man Unfruchtbarkeit und Verfall des einzelnen Vereins zu beklagen.

Ein zweiter, ebenſo weſentlicher Charakterzug des Ideals, deſſen Verwirklichung die Congregation ſich zu ihrer Lebensaufgabe macht, iſt das apoſtoliſche Feuer, womit ſie für Heil und Vervollkommnung Anderer,

der Mitbrüder im eigenen Bunde zunächſt, und Aller außer demſelben, die ihr Eifer erreichen kann, beſorgt und thätig iſt.

Dieſer apoſtoliſche Inſtinct, den die oben bereits angezogene Regel in den Sodalen thätig ſehen will, zeichnete die Congregation ſchon in ihrem Knabenalter aus. Es hatte Papſt Gregor XIII. lange vor der kanoniſchen Errichtung der römiſchen Stammcongregation dieſe wie ihr Nachbild in Dillingen durch Breve vom Jahre 1577 beſtätigt und mit Abläſſen begnadigt. Unter den Tugendübungen, welche nach des Papſtes Zeugniß bereits in Übung waren, und wozu er durch die Verleihung der Abläſſe noch mehr anſpornen will, finden wir folgende apoſtoliſche Werke verzeichnet: Zurückführung der Häretiker in den Schooß der heiligen Kirche — Bekehrung der Sünder — Anleitung zur Ablegung einer Generalbeichte oder zur wöchentlichen heiligen Communion — Belehrung über die heilige Beicht, über die Anhörung der Predigt, über die täglichen Gebete eines Chriſten, über die Ceremonien der Kirche u. ſ. w. Noch weiter geht das Confirmations-Inſtrument, womit der päpſtliche Legat Felician, Biſchof von St. Agatha, ein Jahr ſpäter (1578, 13. October) die Münchener Congregation bedenkt. Des Heiligen Stuhles höchſter Stellvertreter in Deutſchland ſpendet Abläſſe jedem Sodalen, der Feindſchaft ſchlichtet, — den Glauben oder die Ehre der heiligen Jungfrau vor Häretikern durch That, Schrift oder Wort vertheidigt, — von Andersgläubigen oder Gottloſen des Glaubens oder der Tugend wegen ſich ſtandhaft verlachen läßt, — Andere zur Anhörung der heiligen Meſſe oder Predigt an Sonn- und Feſttagen, zur Beſeitigung oder Vertilgung eines ſchlechten Buches veranlaßt, — für Erhaltung des Glaubens in Deutſchland, England, Frankreich betet u. ſ. w.

So übte ſich bereits in apoſtoliſchen Werken der Knabe; in größerem Stile ſetzte es der Mann fort. Die Geſchichte wird es uns ſpäter erzählen.

Deßhalb konnte P. Anton Poſſevin (1534—1611), apoſtoliſcher Nuntius unter Gregor XIII. und Seelenführer des hl. Franz von Sales, berichten, die Congregationen hätten in den Bereich ihrer Wirkſamkeit alle Werke der thätigen Nächſtenliebe gezogen, die für ihren Eifer erreichbar geweſen. Und nach zwei Jahrhunderten konnte Benedict XIV., übereinſtimmend mit früheren Päpſten, in ſeiner goldenen Bulle ſchreiben: „Zum Schluſſe empfehlen wir allen marianiſchen Sodalen auf's Angelegentlichſte, die Liebe ſowohl unter einander als gegen alle Chriſtgläubigen eifrigſt zu pflegen, durch die Werke der Frömmigkeit und

Barmherzigkeit die zwei Gebote zu erfüllen, in denen das ganze Gesetz und die Propheten liegen, und so, wie bisher, die Kirche Gottes zu erfreuen und in ihrer großen Arbeit zu unterstützen."

Diese apostolische und charitative Thätigkeit der marianischen Congregationen auf allen Gebieten des privaten wie öffentlichen Lebens mochte einer der Gründe sein, die das Frauengeschlecht grundsätzlich von dem Eintritte in den weitverzweigten Weltverband ausschlossen. Stille Gebetsvereine sollten die Congregationen nicht sein, durften sie nicht werden; in das schaffende und ringende Gewoge der Zeiten, in denen dieselben sich mächtig tummelten, konnte das in die Stille des Hauses durch göttliche Providenz gebannte Weib nicht heraustreten. Erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts ließ der Apostolische Stuhl auch solche Bündnisse unter Jungfrauen und Frauen zu. Sie sollen wirken, was sie können.

Streben nach christlicher Standesvollkommenheit und apostolische Reform aller Stände bilden den zweitheiligen höchsten Lebenszweck der marianischen Congregation.

Anders kann es nicht sein. Die Congregation ist die sociale Verkörperung, wir möchten sagen, die Personificirung der Mutter-Gottes-Verehrung. Diese aber hat, wie von Christus ihren Ausgang, so auch in Christus ihren Abschluß. In der Heiligkeit, und in der apostolischen zumeist, trägt sie ihre naturgemäße reife Frucht. Es ist nöthig, diese Doppelwahrheit sattsam zu beleuchten; denn sie stellt uns vor das eigentliche Lebensgeheimniß der Congregation und vor die Pragmatik ihrer großen Geschichte.

Die „Andachten", welche im Laufe der Kirchengeschichte auftauchen und äußeres wie inneres Leben der Christenheit oft in die großartigste Bewegung versetzen, sind nicht etwa willkürliche Erregung des religiösen Subjectivismus, vorüberleuchtende Phosphorescirung des kirchlichen Wogenganges einer Zeit: sie sind vielmehr Werke des heiligen Geistes, der zur übernatürlichen Erziehung und nach Bedürfniß der wandelnden Geschlechter bald das eine bald das andere der geoffenbarten Dogmen oder Geheimnisse oder deren gotterkorne Werkzeuge aus der stetigen Beleuchtung, die sie alle im Glaubensbewußtsein der Christenheit besitzen, durch ein überwältigendes Schlaglicht hervorblitzen läßt, Aug' und Herz der Menschheit darauf hinzieht, und so aus den alten Bergen junge Quellen lockt, an denen Millionen frische Gnade trinken können zu frischem Aufleben der gesammten Kirche. Ein Engel Gottes ist dann in die schlummernde Fluth göttlicher Wahrheit und Gnade herabgestiegen, an deren

Geſtaden eine ſiechende Generation nach Hilfe ſchmachtet, hat die heilenden Gewäſſer zu mächtiger Wallung geweckt und den Strom entfeſſelt, „der die Stadt Gottes erfreut“. Die kirchlichen „Andachten“ ſind Dogmen, die, in's praktiſche Leben umgeſetzt, das Leben mächtig anregen; große Schwungräder ſind ſie in der Mechanik der Gnade; Taue, mächtige, vom Himmel in das Meer der Zeitlichkeit herabgelaſſen, damit an ihnen ſich die Menſchheit zum Himmel emporarbeite; Leuchtthürme zur Orientirung ganzer Zeitläufe; welthiſtoriſche Gnadenergüſſe; Heimſuchungen Gottes, ihn mit einem ſeiner Worte, ſeiner Werke, ſeiner Wunder mächtiger kündend, als alle Sterne des Himmels. Gilt das von allen Andachten, die Gottes übernatürliche Providenz ſeiner Kirche geſchenkt, und läßt ſich dieß Geſetz ihrer Erſcheinung und Wirkung durch das Gefälle der Zeiten abwärts von der „Andacht zum guten Hirten“, dem Troſte der Katakombenkirche, bis zur „Herz-Jeſu-Andacht“, dem Lebensborne „dieſer letzten Zeiten“, hiſtoriſch nachweiſen: ſo gilt es mehr, als von den übrigen, von der Andacht zur gebenedeiten Mutter Chriſti, dem Anfange alles Heiles, der Quelle alles Lebens.

Die edelſte, durch das Aufgebot ſocialer Mittel zur höchſten Erreichbarkeit geſteigerte Verehrung der Gottesmutter iſt nach Theorie der Regeln wie nach Erſcheinung des Lebens der *nähere* Zweck der marianiſchen Congregation. Die Verfolgung dieſes näheren Zweckes aber führt ſchnell und leicht und ſicher, wie kein anderer Weg, zum letzten Ziele, zur Heiligkeit und zur apoſtoliſchen Heiligkeit. Wir treten damit in die Conturen des göttlichen Planes, der dem Aus- und Einbau der marianiſchen Congregation zum Grundriſſe dient. Dieſelbe wurzelt in den Fundamenten und gipfelt ſich aus im Scheitel göttlicher Heilsordnung.

Welches iſt die providentielle Stellung Maria's in dem Gottesreiche auf Erden und ſomit in der Ordnung der objectiven und ſubjectiven Heiligung ihrer Glieder?

Zwei große Dogmen beleuchten uns die beiden Seiten, die innere und die äußere, dieſes Gottesreiches und ſeines Verhältniſſes zur Mutter des göttlichen Gründers.

Das Reich Gottes auf Erden, wie es von Grundſteinlegung der Welt durch die Jahrtauſende alten Bundes angebahnt, im irdiſchen Leben Chriſti grundgelegt und durch alle Räume und Zeiten bis zum Weltende ausgebaut wird: — dieſes Reich Gottes, dieſes Chriſtenthum iſt *ein* Werk, ja *eine* That Gottes — iſt *Chriſtus*. In dem Koloſſer- und

Epheser-Briefe führt der hl. Paulus den Gedanken aus. Diese eine That Gottes ist nach ihm der Ausbau des einen geistigen Leibes, dessen Haupt Christus, ist die in Gnade vollzogene geistige Ausdehnung der Menschwerdung des Sohnes, ist die Einlebung und Ausreifung Christi in der Menschheit. Das Geheimniß, das in den Mauern Nazareths in physisch-wesenhafter Weise sich vollzogen, es soll heraustreten, geistig soll es weiter wachsen, weiter wogen bis zum Ende der Zeiten und der Räume. Das ist die Kernidee des Christenthums. Das ist Christi Reich. Das ist Christus, wie der Weltapostel sich im Kolosserbriefe (1, 27) mit energischer Kürze ausdrückt. In welchem Verhältnisse steht Maria zu diesem einen Christus? Sie ist Gottes eines und stetes Werkzeug. Zur leiblichen Mutter des persönlichen Christus erhoben, ist sie auch die geistige Mutter des geistig sich in der erlösten Menschheit erweiternden Christus geworden. Wie Maria zu objectiver Erlösung Christum der Menschheit und dem Menschen gegeben, so soll sie auch zu subjectiver Heiligung Christum einem Jeden und Allen geben, indem sie uns zum Leben der Gnade führt, darin erzieht, vervollkommnet, heiligt. Das gottgeschlungene Verhältniß Mariens zum Reiche Gottes und zu jedem in der heiligen Taufe edelgebornen Gliede desselben ist somit das tiefe, gewaltige, zarte Verhältniß der Mutter zum Kinde, nur tiefer noch, gewaltiger, edler und zarter, da die Werke der göttlichen Gnade unendlich die der Natur an innerer Schönheit, Wahrheit und Klarheit überragen. Sie soll uns die Stammmutter, die zweite Eva der Gnade nach sein, uns erziehen „zum Vollmaß des Alters Christi" (Ephes. 4, 13), zur christlichen Tugend, Vollkommenheit, Heiligkeit.

Mit dieser erziehenden Thätigkeit betraut zeigt sie uns die Kirche in den heiligen Büchern. Wie mütterlich ernst und mild ruft sie uns zu (Sprüchw. 8, 32 u. s. w.): „Meine Söhne, nun höret mich denn. Selig, die meine Wege wahren! Höret die Lehre, und seid weise und werft sie nicht weg. Selig der Mensch, der mich hört und wacht an meiner Thüre Tag um Tag, und harret an den Pfosten meines Thores! Wer mich findet, findet das Leben und schöpfet das Heil vom Herrn." — Dieser mütterlich erziehenden Thätigkeit waltet sie im irdischen Leben. Wo haben Israels Auserwählte — die Hirten, Anna, Simeon —, wo haben die königlichen Stammherren des gläubigen Heidenthums —, wo hat die Welt ihn gefunden? Auf den Knieen Mariens. Wie sie als Mutter Christi lebengebend an der Krippe gekniet, so sollte, so mußte sie in der Consequenz des göttlichen Gedankens als Mutter

des fortlebenden Chriſtus an deſſen Wiege im Pfingſtſaale knieen. Ihr jungfräuliches Gebet und Verdienſt mußte wie prophetiſches Salböl auf das Haupt des Apoſtelchores träufeln und die flammende Herabkunft des vom Heiland verheißenen Geiſtes auf ihn beſchleunigen, als er zum Werke geſchürzt daſtand, den einen Fuß auf das Feſtland, den andern auf's Meer geſetzt, um die ewigen Fundamente des Reiches Gottes in den Erdball zu ſenken, und aus den Völkern und Inſeln, die ihm entgegenjauchzten, ſeine Mauern und Säulen zu ſtrecken, ſeine Kuppeln wölbend zu ſchließen.

Das Werk hat ſich in's Unermeſſene geweitet; ſein Baugeſetz iſt dasſelbe geblieben: durch Maria zu Jeſus. Die tiefſte Erfahrung der Seelen iſt es ja, daß Niemand Maria verehren kann, ohne von der Sünde zur Reinheit, von der Reinheit zur Tugend, von der Tugend zur Vollkommenheit emporzuſteigen. Und die ſtete Erfahrung der Geſchichte iſt es ja, daß die Seelen, in denen Chriſti Wahrheit und Gnade am vollſten und reifſten Leben und Form gewonnen, die werkthätigſten und vertrauendſten Verehrer ſeiner heiligen Mutter waren. Was Wunder alſo, wenn die marianiſche Congregation, indem ſie ihre Glieder der wahrſten und edelſinnigſten Verehrung Mariens verlobt, denſelben zum Zielpunkt die chriſtliche Vollkommenheit ſteckt?

Indeſſen iſt das nur die eine, iſt die Innenſeite der großen, für die Congregation ſo glorreichen Wahrheit. Es gibt auch eine Außenſeite. Zweck und Geiſt der Sodalität iſt, wie oben gezeigt, ebenſo weſentlich in allen Richtungen und Formen des Wirkens apoſtoliſch. Der Grund dieſes edlen, markigen Nationaltypus der Congreganiſten iſt wiederum ihr Verhältniß zu ihrer Königin und Mutter. Ihr Lebenszweck *muß* ein apoſtoliſcher ſein.

Auf dem erſten Blatte der heiligen Schrift wird, nach der heiligen Väter einſtimmiger Erklärung, Maria die große Frau genannt, die mit ihrer Nachkommenſchaft einen ewigen Kampf führen werde gegen Satans Reich. Dieſer Kampf wogt ſichtbar durch die Weltgeſchichte. Reich gegen Reich, zwiſchen beiden liegt unverrückt die ewige Kriegserklärung. Die Nachkommenſchaft der gewaltigen Frau, die königliche Generation der Söhne Mariens muß ſomit als ſolche ſich ausweiſen, indem ſie eine Streitmacht darſtellt zum Schutz für Wahrheit und Freiheit, für Gnade und Recht, die Chriſtus gebracht; zum Trutz gegen Lüge und Laſter, Knechtung und Verderben, die finſtere Mächte auf der Menſchheit Nacken legen wollen. Der königlichen Mutter hörig, muß ſomit die marianiſche

Congregation der Reichsfahne der katholiſchen Kirche auf alle Schlachtfelder folgen, wo Chriſtus mit Belial, wo die Wahrheit mit der Nacht, wo die Gnade des Himmels mit der Sünde der Abgründe ringt. Mehr noch. Mit höherem Ernſte als andere Söhne der Kirche ſind die Congreganiſten an dieſe Heeresfolge gebunden. Denn durch heilige Gelöbniſſe Maria, der Schirmfrau der ſtreitenden Kirche, zugeſchworen, bilden ſie deren Elitetruppe, gehören zu des Heeres Beſten. Müſſen ſie nicht in heiligſter Fahnentreue gegen jeden Feind — in jedem Kampfe — Schulter an Schulter — der heiligen Kirche makelloſes, tauſendjähriges Reichsbanner umdrängen?

Dieſer Kampf aber ſchlägt zwei Richtungen ein. Zu zerſtören ſind die feindlichen Werke des Irrthums und der Sünde, aufzubauen oder zu ſchirmen ſind die göttlichen Werke des Lichtes und der Gnade. Deßhalb wird das apoſtoliſche Wirken der Congregation die doppelte Bahn des Kämpfens und des Segnens, des mannhaften Bekenntniſſes und der mildeſten Barmherzigkeit verfolgen. So ſchritt ſie durch ihre verfloſſenen drei Jahrhunderte; die Geſchichte wird es uns ſpäter erzählen.

Es waren gewaltige Kämpfe, welche die Wiege der marianiſchen Congregation umdonnerten. Die Häreſie, die alte Sturmcolonne der Hölle im erſten Gliede, rannte wieder am wildeſten an gegen die heilige Jungfrau, wie es geſtern, wie es vorgeſtern ihre Väter, die Ebioniten, die Doketen, die Gnoſtiker und Manichäer, die Albigenſer und Waldenſer, die Huſſiten und Wicleffiten, die ganze unſterbliche Nachkommenſchaft der Schlange gethan. Aus edlem Soldatenblut entſproſſen, ſtieß 1564 die Schaar junger Freiwilliger zur alten Reichsfahne der heiligen Jungfrau, die zerfetzt, aber ungebeugt über der Heeresmacht der Kirche wallte; ſie ſtieß zu alten Regimentern, den Segen Jakobs über Benjamin auf ihrem Haupte tragend: „Benjamin, ein reißender Wolf iſt er, am Morgen ſeines Lebens ſchon verzehrt er Beute, am Abende theilt er Beute.“ Das war die Prophetie der Congregationsgeſchichte. Deßhalb umrauſchen kriegeriſche Klänge auch heute noch den Altar, an deſſen Fuße der Congreganiſt ſich ſeiner Königin weiht. Auf ſeinen Lippen liegen Eide der Soldaten und Symbola der Apoſtel, ſeine Hand ruht ſchwörend auf dem Evangelium Gottes, die Schultern umſchlingt in den Farben der jungfräulichen Herrin die ritterliche Schärpe, und unter ihrem Bilde ſchlägt ein Soldaten-, ſchlägt ein Apoſtelherz.

Das ſind die hohen Ziele der marianiſchen Congregation. Sie gründen im tiefſten Herzen der Kirche, ſind verankert mit den größten

Werken Gottes, ſcheiteln ſich aus in den erbarmungsvollſten Preiſen und Früchten der Erlöſung.

Sammeln wir in zwei Worten das Gewonnene. Es will die marianiſche Congregation nicht einzelne chriſtliche Werke, auch nicht ein gewiſſes Maß von Gewinn für's innere Leben ihrer Glieder, ſie will deren allſeitige Standesvollkommenheit durch Dienſt und Verehrung der Mutter des Erlöſers. Sie will alsdann und durch dasſelbe Mittel Reform aller Stände nach deren chriſtlichem Ideale, und deßhalb will ſie ſo viele Apoſtel, als ſie Sodalen will.

Der große, univerſale Geiſt des hl. Ignatius, aus deſſen Fleiſch und Bein ſie iſt, wird ihr Geiſt und Lebensgeſetz. Kein anderes Maß ihrer Blüthe gibt es, als das Rieſenmaß dieſes Ideals. Alles Verkümmern und Zurückbleiben ihres Lebens ſchuldet ſie der Alltäglichkeit, die ſich die großen Conturen des Zieles verwiſchen und entſchwinden läßt und kleine Leute vor große Gedanken ſtellt. Die dritte Säcularfeier diene, wenn nöthig, dazu, dieſe großen Linien wieder ſcharf und klar aus der Nebelmaſſe, die etwa menſchliches Altern in langer Zeitfriſt darumgelegt, herauszuſchneiden, Geiſt und Herz ihrer Tauſende von Männern zu erweitern, den alten erlauchten Wappenſchild blank zu fegen, auf daß er in neuem Leuchten, ein Schild des ſtreitbaren Engels, hineinblitze in die neuen Zeiten.

4. Kräfte und Talente.

Aus der Frage nach den Lebensaufgaben der marianiſchen Congregation entſpinnt ſich von ſelbſt die Frage nach den Mitteln, durch welche ſie jene löſen könne. Es müſſen reiche Fonds ſein, die zu ſolch großem Unternehmen genügen. Beſitzt ſie die Congregation? In zweifacher Kategorie bieten ſie ſich dem ſuchenden Auge. Es ſind äußere, es ſind innere Mittel.

Die äußern Mittel liegen in der Bethätigung des gemeinſamen, öffentlichen Lebens der Congregation. Wo und wann ſich dieſelbe in ihrer Geſammtheit zeigt, da wirken dieſe Kundgebungen ihres corporativen Lebens mit einer ſolchen Schönheit und Herrlichkeit, einer ſo fein berechnenden Pſychologie und deßhalb mit einer ſolchen Wucht des Eindrucks auf den Sodalen ein, daß die Früchte ſicher und groß ſein müſſen.

Dieſe corporativen Kundgebungen ihres Lebens ſind ihre Verſammlungen und ihre Feſte.

In Städten, deren Congreganiſten zahlreich, ſind dieſe in ſogenannte Sectionen oder Stadtviertel (Roſenkränze) eingetheilt. Unter Vorſitz eines Decans treten dieſelben abwechſelnd in den einzelnen Privathäuſern zu Sectionsverſammlungen zuſammen. Das iſt ein Feſt für Familie und Haus. Vater, Mutter, Kinder und Geſinde, ja die blank geſcheuerte und geſchmückte Wohnung haben einen Freudentag — eine Heimſuchung Mariens in Hebron oder in Bethanien. Man betet, ſingt, labt ſich an einer geiſtlichen Leſung und beſpricht die Intereſſen der Section wie der geſammten Sodalität. Es iſt erſtaunlich, wie dadurch das katholiſche Leben zu allen Werken häuslicher Frömmigkeit und Tugend in Fluß geräth, wie die Intereſſen des Ganzen Eigenthum der Einzelnen werden, indem die Glieder ſich näher treten, verbinden und durchleben. Geiſt und Segen der Congregation wird auf jeder Scholle ihres Reiches eingebürgert und ſeßhaft. Das ſind die wandernden Caſinos der marianiſchen Congregation.

Die eigentliche Pulsader des Ganzen aber ſind die öffentlichen Verſammlungen aller Mitglieder. Ihre Wirkungen ſind ſtaunenswerth. Beſuchen wir eine ſolche deutſche Männercongregation.

Gegen die feſtgeſetzte Stunde ſieht man aus allen Quartieren Mann um Mann, einzeln und in Gruppen, der Congregationskirche zueilen. Mag's regnen, ſchneien oder wettern: gleichviel — „Es iſt Congregation!" — da fehlt kein Mann. Iſt die Zeit gekommen, ſo beginnt der Präfect die üblichen Eröffnungsgebete. Darauf beſteigt der Präſes, der väterliche Hausfreund Aller, die Kanzel. „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!" ſo ruft er grüßend in dieſes Männermeeting. „In Ewigkeit. Amen!" antwortet es ihm, aber ſo gewaltig, daß man einen Augenblick wie angedonnert ſteht, bis ſich das Herz von ſeiner Überraſchung erholt hat und ſich ſagt, daß dieſe Hunderte, ja Tauſende von Männern nicht Feinde ſind, die man bekämpfen ſolle, ſondern Kinder der einen ſüßen Mutter, ebenſo zärtlich und demüthig, als ſtark und trotzig, über deren Herz, Willen und Vermögen man zu verfügen habe. Der Vortrag beginnt. Er iſt klug, praktiſch, populär und kurz. Jeder findet darin Aufklärung und Ermunterung zur Treue gegen ſeine Pflichten in Familie, Gemeinde, Staat und Kirche, wie die Zeit ſie geſtaltet. Da geht kein Wort verloren, Schlag fällt auf Schlag; denn das Auditorium iſt gleichartig an Stand und Alter. — Nach einem kurzen Gebete zur Himmelskönigin für die eigenen und die allgemeinen Anliegen, für die lebenden und die verſtorbenen Brüder, erhebt ſich ein Geſang, aber ein

Geſang, wie das „Toſen vieler Waſſer“. Es iſt wie ein Nachhall der großen alten Paradieſes-Prophezeiung: „Sie wird dir den Kopf zertreten“, die in jedem Augenblicke der Zeit ſich wie ein Gebirgsdonner in irgend einem Punkte der Kirche Gottes bricht. Es iſt wie das Zuſammenſchlagen der Speere und der Schilde von tauſend ſtreitbaren Mannen, die dem Könige huldigen, die die Schlacht künden. — Beſeelt von dem Segen dieſer Prophetie und Huldigung ſchlägt die Menge ihren Rückweg an durch die Straßen und Gaſſen. Das Tagewerk der Woche kann für dieſe Männer beginnen in Werkſtatt, Atelier, Schule, Comptoir, Bureau.

Indeſſen die Menſchenſeele will auch Feiertage und Sonntagsſonnenſchein. Ein Feſt zündet mehr anregende Gedanken, als ganze Wochen im Werktagsgange. Sie fehlen in der Congregation nicht, dieſe ſchönſten Kundgebungen ihres Lebens: die monatlichen Communionen, Einführung des neuen Magiſtrats, Aufnahme von Sodalen, Stiftungs- und Titularfeſte und endlich die kirchlich-politiſchen Feierlichkeiten, an denen ſich die Congregation als ſolche betheiligt.

Am Morgen eines ſolchen Tages welch rührendes Schauſpiel, dieſe langen, ſich immer verjüngenden Reihen von Männern oder Jünglingen zur heiligen Communion ſchreiten zu ſehen, die Hände gefaltet, die Medaille an breitem Bande auf der Bruſt! Wo und was wären wohl die Meiſten, die jetzt Stolz und Mark einer Stadt und der Segen ihrer Familien ſind, wenn die Congregation ſie nicht verſammelt hätte? Der Nachmittag gehört dem eigentlichen Feſtgedanken. Wie ſtrahlt ſchon von Außen Kirche oder Kapelle im Schmuck der Flaggen, der Kränze, der Lorbeerbäume! Innen aber weht's und duftet's wie Himmelsfriede und Himmelspracht, wie königliche Majeſtät und Mutterliebe. Aus dem heiligen Halbdunkel des Chors, aus dem friſchen Duft der Blumen und Laubgewinde, aus Fahnen und Inſignien der Congregation und ihrer Würdenträger, aus dem kleinen Paradies, das um den Altar blüht und rankt, aus dem lichtſtrahlenden Kerne desſelben blickt und neigt ſich niederwärts das Schönſte, Reinſte, Mildeſte, das in Demuth Höchſte, was nach Gottes fleiſchgewordenem Wort Menſchenaug' auf dieſer Welt geſchaut — die liebe Mutter und die gnädige Herrin: — „Unſere Liebe Frau“. — Die Räume haben ſich gemach mit Sodalen, Fahnenjunkern, Magiſtratsperſonen, ausgezeichnet durch maleriſche Inſignien, gefüllt. Geſang, getragen auf den mächtigen Fittigen der Orgel, durchwogt das Heiligthum, — vorbereitet durch die begeiſternde Rede des Präſes, be-

ginnt die Aufnahme neuer Sodalen. Sie hat der erhebendsten Momente viele: die Ablegung des tridentinisch-vaticanischen Glaubensbekenntnisses auf das Evangelium, die laute Bitte um Zulassung, den Weiheact, die Aufnahme durch den Präses, die Bekleidung mit den Insignien. Kann ein Congreganist diesen Augenblick vergessen? Trägt der nicht den Segen großer Gedanken und Eindrücke für das ganze Leben in sich?

Wie schön und begeisternd aber wird es erst, wenn die Congregation ihr Heiligthum verläßt, wenn sie heraustritt in die offene Welt, wenn sie ihre Reihen entfaltet, einherschreitet in ihrem marianischen, kriegerisch-frommen Staate, das flatternde Panier an ihrer Spitze, die Medaille auf jeder Brust, das Standbild der jungfräulichen Königin, getragen wie auf den Schilden dieser Männer, wenn Alles ehrfurchtsvoll Platz macht und flüstert: „Das ist die marianische Congregation!" Wie weit und stark hebt sich da nicht die Brust dieser katholischen Männer und Jünglinge! Wie schaut man da doch kühn der Zeit in's Angesicht, als wollte man rufen: „Du glaubst, die Kirche sei todt? Sieh' da, wir leben noch, komm und miß dich mit dieser Macht!" Das ist ein Ehrentag des Mannes, der Kirche und der hohen Schirmfrau beider. Nein, so lange es noch solche Augenblicke gibt, ist die Männerwelt für die Kirche nicht verloren, gehört die Zukunft ihr. Das hat die Congregation gewirkt jahrhundertelang, das wirkt sie heute noch in zahllosen Städten, wo sie, frei von alternder Erstarrung, männlich, markig lebt und webt.

Diese Mechanik äußerer Mittel, in unausgesetzter Folge das Volk der Congregationen beherrschend und durcharbeitend, in den täglichen Übungen, den wöchentlichen Versammlungen, den monatlichen Communionen, den im Jahre oft wiederkehrenden Festen den großen Zweck vor die äußeren Sinne stellend und in's innerste Bewußtsein rammend: was muß sie durch ihre Stetigkeit und psychologische Zweckberechnung nicht wirken zur Vervollkommnung der Einzelnen, zur Erhaltung des Ganzen auf der Höhe seiner Ideale! Hören wir darüber den großen Kenner und Lehrer der christlichen Vollkommenheit und der zu ihr führenden Mittel, den hl. Alphons von Liguori: „Ein Mann, welcher der Congregation nicht angehört, begeht durchschnittlich mehr Sünden, als zwanzig Andere zusammen, welche die Versammlungen der marianischen Congregationen fleißig besuchen." Wie der heilige Kirchenlehrer lehrt, so handelten die großen Lichter der Wissenschaft. Der Meister der Löwener Hochschule, um hier nur Einen zu nennen, das Orakel der

Wiſſenſchaft in ſeinem Jahrhunderte, der Rath der Könige, der unſterbliche Juſtus Lipſius, hätte ſich ein Gewiſſen daraus gemacht, auch nur eine Verſammlung der Congregation, der er angehörte, zu verſäumen. Mehr denn einmal erhob er ſich von der Tafel lange vor deren Beendigung, um ſich im Dienſte derjenigen keine Vernachläſſigung zu Schulden kommen zu laſſen, der er nach ſeiner Bekehrung nächſt Gott die treueſte Liebe gelobt hatte. Der große Lipſius kam zum Sterben und auf dem Todesbette erklärte er, die tröſtlichſte Erinnerung aus ſeinem Leben ſei ſein Eintritt in die Congregation der heiligen Jungfrau.

Mittel, ungleich ſtärker als die äußeren, ſind die *inneren*, die im Weſen der Sache ſelber als organiſche Mächte liegen. Zerlegen wir nunmehr dieſe innere Muskulatur, womit der Organismus der Congregation zu ſeiner Strebtüchtigkeit ausgeſtattet iſt.

Die einen dieſer Kräfte ſind der *natürlichen*, die andern der *übernatürlichen* Lebensordnung entnommen.

Zu erſteren gehört vorab die Macht des *Vereinslebens*. Wie groß iſt ſie nicht! Der unendliche Typus aller Einheit in der Mehrheit, die Dreifaltigkeit, die Gott iſt, wirft ihr ſich offenbarendes oder dämmerhaftes Spiegelbild in zahlloſen Analogien als die eine Grundform abwärts von der Höhe durch die ganze Hierarchie der göttlichen Werke. Die unſichtbare Engelwelt, „der Anfang der Wege Gottes", iſt ein in organiſcher Gliederung und Abhängigkeit ausgebautes Ganzes und Eines; die Menſchheit zeigt ein Moſaikbild, zuſammengefügt aus ſocialen Einzelgruppen, die in ſtetig ſich ſteigernder Dependenz die eine aus der anderen geboren werden; die übernatürliche Gnadenordnung ſchließt ihre Herrlichkeit in den Organismus eines Gnadenreiches ein, und die Schichten aller geiſtloſen Creatur, die Sonnenſyſteme oben, wie die Reihe vielgeſtalteter, belebter wie unbelebter Materie unten, bilden und bewegen ſich nach Geſetzen, die, Allen obwaltend, das Niedere an das Höhere zu beiderſeitigem Beſtande und Wirken weiſen und ſo, Einheit in die Vielheit bringend, das Letzte dem Erſten, das Erſchaffene dem Unerſchaffenen analog nachbilden. Auf und in dem Geſetze der Aſſociation ruht und wuchtet, arbeitet und ſchafft Alles, was da iſt, das Ganze und das Einzelne. Auch der Menſch ſieht ſein natürlich-menſchliches wie ſein übernatürlich-göttliches Leben dadurch bedingt. In der Vereinſamung liegt für Jeden die Gefahr des Stillſtandes und der Zurückbildung aller ſeiner Talente, in der Geſelligkeit die Potenzirung derſelben.

Eine dreifache Kraft verleiht der marianiſchen Congregation ihr

Vereinsleben: die Kraft, welche die Idealität des Zweckes, die Solidarität der Glieder, die Auctorität der Regierung zu geben vermag.

In den Bund ſich eingliedernd, deſſen Zwecke ſich ſetzend, tritt der Congreganiſt unter die Herrſchaft einer höheren Idee und eines höheren Willens. Er nimmt damit ein höheres Lebensprincip in ſich auf, er ſieht eine zweite univerſale Natur mit ſeiner Perſönlichkeit vereinigt. Das Ideale iſt ſeine zweite Heimath geworden. Er iſt gewachſen mit ſeinen Zielen.

In der That, wo iſt der Knabe, der Arbeiter, der junge Kaufmann, der ſchlichte Beamte, dem es jemals in den Sinn gekommen, mehr zu werden und zu wirken als Seinesgleichen, zur Vollkommenheit chriſtlichen Lebens ſich zu erſchwingen und als Apoſtel Andere mit ſich zu gleicher Höhe zu führen? Und doch fühlt und weiß ſich zu dem Allem der Knabe, Arbeiter, Kaufmann, Beamte in der Congregation berufen, talentirt, gerüſtet und geſchürzt. Die Ideale nehmen ihn auf ihre Schultern und tragen ihn in Höhen, wohin er nicht konnte und nicht wollte.

Aber muß er nicht fürchten, bald mit verſengten Fittigen von ſeinen Sonnenbahnen in tägliche Trivialität herabzuſtürzen? Nein, denn da droben hält ihn eine zweite Macht, die mit dem Vereinsleben gegeben: die Gemeinſamkeit mit Anderen, die Solidarität der Glieder. Der Umgang ſchafft und beſtimmt des Menſchen Werth; er iſt das Kind ſeiner Umgebung. Darum verflicht ſorgſam die heilige Kirche jeden Tag unſeres Kleinlebens mit dem eines oder mehrerer Heiligen des Himmels. Welch mächtiger Hebel iſt doch für den Sodalen der Gedanke, daß er nicht allein das Hohe, Schöne wolle, daß Tauſende gleichen Alters, Standes vor ihm, um ihn, hinter ihm dasſelbe ſuchen, und durch dieß gemeinſame Streben ihn tragen, ſchützen, umwallen, in die Höhe mit ſich entführen! — So bietet das Sandkorn, in der unendlichen Düne des Sieges ſicher, der ſtürmenden Allmacht des Meeres Trotz und Schranke; ſo fühlt im Meere der Tropfen ſich als Meer; im Soldaten liegt des geſammten Heeres Centnerlaſt.

Das Böſe und Finſtere iſt bloß ſtark über uns, wenn es uns allein und im Finſtern findet. Vor wie vielem Alltäglichen ſchützt deßhalb nicht den Congreganiſten der Gedanke, daß ihn jede Verſammlung mit ſo vielen Edlen confrontirt, daß beim ſonntäglichen Appell Mann um Mann zur Muſterung vor der königlichen Mutter erſcheinen muß, daß Gideon die Mannſchaft zählt, und daß ein Jeder auf ſeines Schwertes

Spitze das Heil des Volkes Gottes trägt! Der Gedanke ist ein hundertfaches Kreuzfeuer der Gnade, das, von allen Punkten der Peripherie eröffnet, seine Wirkung hineinträgt in das Alltagsleben eines jeden Einzelnen. Es ist dieser Corpsgeist der Truppe ein heiliger Bann, der zum Guten zwingt und nur gebrochen werden kann durch Apostasie vom Ganzen. Besonders gilt das von der Jugend. Eine edle Eigenthümlichkeit, ein nobler Trotz derselben ist es, daß sie viel leichter von Ihresgleichen zum Guten vermocht wird, als durch Gesetz und Obere. Was von da kommt, betrachtet das in weite, lichte Freiheit schweifende Auge des Jünglings gar gerne als Last, Beschränkung, Zwang. Plant, thut aber einer aus den jungen Recken selber etwas Gutes, Großes, spricht Wort und Beispiel von Hunderten für dasselbe, dann wird es unfehlbar zünden: das Gewollte ist nicht mehr unerreichbar, und verführerisch wirkt das freudige Bewußtsein, aus eigener Freiheit es gewollt zu haben. Es ist unmöglich, daß ein junger Mann lange in dieser reinen Höhenluft lebt, ohne kerngesund zu werden. In solchem Kernholze setzen sich Zaghaftigkeit, Verkümmerung, Menschenfurcht, Fäulniß und Gewürm nicht an: „Der Gerechte blüht wie eine Palme, wächst wie die Ceder des Libanon."

Wollte aber der Geist der ertödtenden Mittelmäßigkeit in das Ganze eindringen, wollte Ceder und Palme von Innen absterben, weil der Libanon unfruchtbar und Cades wasserlos geworden, wollte mit einem Worte Erschlaffung den Gesammtkörper der Congregation erfassen und die Glieder abdörren, so fände sich im Vereinsleben der Congregation eine dritte Kraft, die das eigentliche Lebensprincip des socialen Organismus ist und, in dessen tiefster Zelle wohnend, von da heraus frisches Leben in das Gewebe der Zweige und Ranken pulsiren kann. Das ist die Auctorität, ihre gegliederten Organe und deren Spitze, — der Priester — der Präses.

Wie in jedem Socialkörper, so ist auch in der marianischen Congregation die letzte und sicherste Gewährleistung ihrer Zwecktüchtigkeit die Concentrirung der Einzelfunctionen in der Hand der Auctorität. Wie stark und heilsam muß der so natürlich und so kunstvoll, so psychologisch und so staatsmännisch, so stramm und so gelenk gebaute Organismus der Auctorität seinen Einfluß auf die Congregation bethätigen, wenn er richtig functionirt, wenn die große Schraube gedreht wird, und all die Räder und Rädchen spielen, wenn der Präses auf den Magistrat, dieser auf die Sodalen und diese auf einander einwirken! Welch eine Kraft der Wirkung in der Einheit der weitverzweigten Ursache!

Wie wird da Alles klar überblickt, wie wird da überall raſch und ſicher, vorbauend und abhelfend eingegriffen, wie werden da klug und zäh die einzelnen Ziele verfolgt und zuſammengefaßt zum Geſammtreſultate! Die Erfahrung beweist das. Warum ſind manche Congregationen, die einſt herrlich blühten, zu ſeelenloſen Schemen, zu Geſtalten im Puder und Zopf der feſtgehaltenen, alten Formen ohne den lebendigen alten Geiſt herabgeſunken? Die Organiſation iſt entwichen oder erſtarrt. Der Präſes wirkt nicht auf den Magiſtrat, dieſer nicht auf die Maſſe; es fehlt Wahl in der Aufnahme, Controle im Wandel, Concentration in der Leitung, Zweckbewußtſein in den Übungen, Leben in den Formen. Ein moderner Feind der Congregationen ſchreibt: „Die Congregationen haben alle Wirkungen der mächtigſten Bruderſchaften, ſelbſt die Roſenkranzbruderſchaft nicht ausgenommen, in raſchem Siegeslaufe überflügelt.“ Den Grund gibt ganz richtig ein anderer der heutigen Gegner an: „An und für ſich ſcheinen dieſe Congregationen ganz harmloſe Inſtitute zu ſein. Äußerer Zweck: Gebet und Beförderung eines guten, ſittlichen Lebenswandels; aber des Pudels Kern liegt anderswo. Eine Congregation iſt eine organiſirte Geſellſchaft.“ Ja, das iſt die Congregation, und „da liegt des Pudels Kern“. Nicht ungreifbare, unſichtbare, loſe und fahle Gebilde ſind ihre Verbände, ſondern geſchloſſene, wohl organiſirte und gut regierte, ziel- und kraftbewußte Geſellſchaften. Das macht ſie lebenstüchtig, beachtenswerth, — gefährlich für den Feind des Guten.

Das Vereinsleben mit der Univerſalität ſeiner Zwecke, mit der Solidarität ſeiner Strebkräfte, mit der Energie ſeiner hierarchiſchen Gliederung: das iſt der nächſt gelegene Complex von Mitteln, auf den wir ſtoßen, wenn wir im inneren Weſen der marianiſchen Congregation die Talente ſuchen, welche ihr zur Erreichung ihrer Ziele angeboren ſind.

Wir müſſen indeſſen in noch tiefere Schachte ſteigen, wollen wir die Tiefquellen treffen, aus welchen die Wurzeln den Lebensſaft trinken und zum verjüngenden und mehrenden Umſatz in alle Weiten und Breiten des Baumes treiben.

Übernatürliche Ziele poſtuliren übernatürliche Mittel: die Kirche hat der Congregation all ihre großen Heilskräfte zur Verfügung geſtellt, und dieſe reicht ſie ihren Söhnen in dem Maße mütterlicher Weisheit.

Da iſt es zunächſt das Gebet, dieſe Bedingung aller übernatürlichen Kraft und Bildung. Aber ein weiſes Gebet, nicht erdrückend

durch ſein Übermaß und doch den ganzen Tag mit der Summe ſeiner Pflichten und Kämpfe umſpannend und in eine übernatürliche Lebensſphäre hebend; ein wirkſames Gebet, weil aus einem durch die tägliche Gewiſſenserforſchung geläuterten und vom Streben nach Höherem beſeelten Herzen aufſteigend; ein gemeinſames Gebet, das wegen der Solidarität, in der die Congreganiſten zu einander ſtehen, das Intereſſe des Einzelnen als Intereſſe Aller vor Gott vertritt und wie ein großer Strom den einzelnen Tropfen des einzelnen Gebetes in das Meer der Erbarmung, in Gottes Herz, zur Erhörung trägt; ein Gebet endlich, das als Familiengebet auch Gebet der Mutter iſt, das als ſolches ſeine Laute von der Erde, ſeinen Reiz für Gottes Herz von derjenigen empfängt, welche die heiligen Väter die „bittende Allmacht" nennen. Welch ein Gebet auf den Lippen von Männern einer Zeit, deren Gebetsſcheu nichts Anderes iſt als praktiſcher Atheismus! Männer, die beten, ſind der Segen für Haus, Gemeinde und Staat, ſind die Rettung der Geſellſchaft, ſind Männer Gottes, ſind Alles, was ſie ſein ſollen. — Nächſt dem Gebete die womöglich tägliche Anweſenheit bei dem heiligen Opfer. Da iſt der Mann an ſeinem Ehrenplatze, denn da verhandelt er, der Träger aller Intereſſen der Menſchheit, als gleichberechtigte Macht mit Gott; er trägt ja ein unendliches Äquivalent zur Sühne, Bitte, Huldigung und Dankſagung in ſeinen Händen. Da ſchöpft er immerfort den ſtarken, mannhaften Opfergeiſt, den ſeine Stellung in der Familie und in der Zeit ihm zur täglichen Pflicht macht. — In der heiligen Communion, welche der Congreganiſt monatlich und an den Feſten der heiligen Jungfrau, meiſtens gemeinſam mit Anderen und unter erhebender Feierlichkeit empfängt, taucht der Mann ſich unabläſſig in das ihn wahrhaft vergöttlichende Leben des Königs und Ideals des Mannes ein, wird der Vertraute Jeſu Chriſti, wird mehr und mehr die Darſtellung der Weisheit, Kraft und Majeſtät aller Männlichkeit. — Endlich führt die Congregation ihre Söhne öfters in die Einſamkeit, dieſe Werkſtatt großer Gedanken und Bekehrungen, verſetzt ſie in die Exercitien, die, gleichzeitig mit der marianiſchen Congregation geboren, derſelben Jugendfreundin ſind.

Welche Fülle übernatürlicher Mittel legt ſomit die Sodalität nicht in den Schooß ihrer Mitglieder! Der Extract des Chriſtenthums iſt ihr tägliches Brod. Sollte das nicht Männer nach Gottes Herz und zu Gottes Werk großziehen können?

Das iſt nicht Alles. Es hat dieſe kleine Welt der Gnade eine

höchste Sonne, es hat die Familie einen Familienschatz, es hat der Bau seinen geheimen Schwerpunkt, auf dem, im Mitbesitz der Größe und Schönheit des Ganzen, jeder Stein und jedes Stäubchen ruht und schläft. Das größte Talent der Congregation ist das Mutterherz Mariens. „Wer mich gefunden, hat das Leben gefunden und schöpfet das Heil vom Herrn" (Sprüchw. 8, 35).

Es braucht die Congregation zur Lösung ihrer Aufgaben ein Vorbild und eine Kraft, die diesen gleich im Range sind.

Zur heiligen Mutter schaut sie auf, und sie muß, sie kann gar hoch schauen, will sie ihr Ideal erschauen. Maria ist das Ideal, weil sie das klarste Bild aller vergangenen und künftigen Größe der Menschheit ist.

Maria ist allein rein wie der paradiesische Morgen der Welt. Es steht eine antike Säule einsam in endloser Wüste, auf Felsengrund wurzelnd und über die Stürme ihr mit Unsterblichkeit gekröntes Haupt erhebend. Sie ist allein noch übrig aus verschollenen Zeiten, die voller Pracht und Herrlichkeit waren, ein ganzes Testament eines großen entschwundenen Volkes. So ist Maria einzig unerschüttert geblieben in der Zerstörung der ersten Weltordnung, ewige Zeugin unserer ersten Herrlichkeit, allein den alten göttlichen Adelstitel tragend. In ihr sehen wir mit Stolz und Schmerz den Plan der ersten Liebe Gottes über uns, den gnädigen, zertrümmerten. An der Seele trägt sie keine Spur des alten Fluches, wohl aber „den Wiederschein des ewigen Lichtes, die makellose Spiegelung der Hoheit Gottes und seiner Güte" (Weish. 7, 26). Ihre Stirne ist wie die goldene Krone, die die Bundesarche überleuchtete und Gottes Nähe verkündete. Ihre Lippen öffnen sich nur der Weisheit und der Milde. Ihr Blick kommt vom Himmel und kehrt dahin zurück, wie der Strahl der Sonne, der hienieden Segen gespendet hat. Ihr Herz ist ein Heiligthum für die Anbetung der Magd und für das Entzücken der Mutter, die ihren Gott in ihrem Kinde liebt. Der jungfräulichen Seele jungfräuliche Hülle aber ist ein goldenes Gefäß der Gnade: Caro angelificata (Tert.). Das ist ja des Engels Vorrecht, daß er die volle Freiheit des Geistes genießt, daß sein Blick und sein Flug zu Gott durch keine erdhafte Faser gehemmt ist, daß er trunken ist von der Schönheit Gottes. Maria beständig Jungfrau: das die Freude ihres Herzens, das der Grund ihrer Himmelfahrt. Nie hat der Tod den Schleier ihrer Seele gewaltsam zerrissen; das Leben löst sich auf wie ein Thautropfen, den der Sonnenstrahl trinkt; die Seele entflieht, nicht als ein letzter

Angſtruf, ſondern als ein Jubel der Anbetung und Liebe. So beſitzt Maria die Gerechtigkeit des paradieſiſchen Zuſtandes; ſie würde auch ſeine Glückſeligkeit vollkommen beſitzen, wenn ſie nicht dem leidenden Erlöſer ähnlich werden ſollte.

Das klare Bild aller vergangenen Größe, iſt ſie zugleich das höchſte Aufleuchten aller künftigen Herrlichkeit; denn ſie iſt der Kelch, in dem alle Gnade Chriſti zuſammenſtrömt, ſie iſt die Vollfrucht der Erlöſung. Den Gnadenreichthum Mariens preiſen die großen Väter der Kirche in überſchwänglichem Jubel. Epiphanius nennt ihn „unendlich", Auguſtinus „unausſprechlich", Chryſoſtomus „alle Gnade", Vincentius „größer als die Gnadenfülle aller Engel und Heiligen". „Du haſt," ſo ruft Sophronius, das Licht der Kirche im ſiebenten Jahrhundert, „du haſt alle Ordnungen der Engel überflügelt — den Glanz der Erzengel haſt du verdunkelt — hoch über den Thronen ſchwebſt du — den Herrſchaften und Fürſtenthümern biſt du vorausgeeilt — ſtärker biſt du als die Gewalten — kräftiger als die Kräfte — über den Cherub ſtrahlſt du, fliegſt über die Seraph." — Das iſt die Krone, die höchſte Vollendung, das Ideal der Menſchenkinder.

Ideal der Größe, iſt Maria ihren Söhnen auch leuchtender Stern auf dem dunkeln Wege, der zu dieſen Höhen führt. Die Welt ſpricht ſtets von Größe, und bei dieſem Worte ſchlägt ſtärker das Herz des Mannes, ſein Auge leuchtet, Majeſtät überfliegt ſein Antlitz. Aber wie unendlich winzig ſind doch die Begriffe von Größe! Du ſuchſt ſie im eigenen Gewinne. Ja wohl, Größe kann mit deinem Gewinne verbunden ſein: Deine Größe iſt er nicht. Auf Gott Alles zurückführen, nach Gott Alles meſſen und regeln, in Gott ſich ſelbſt vergeſſen, das heißt groß ſein. Dann trage Scepter oder Bettelſtab, du biſt eine Majeſtät. Der Weg zur Größe iſt Demuth, Stolz iſt Verneinung aller Größe. Darum gründet Gott auf die Demuth die neue Ordnung. Maria iſt die Demuth ſelber in ſich und die Erhöhung der Demuth durch Gott. Die ernſten, ſchmerzhaften Züge des Erlöſungswerkes, die Paulus eine Vernichtung nennt, ſind deßhalb ihrem Leben tief eingeprägt. Es iſt eine lange Kette von Verdemüthigungen und Opfern. Ihre Familie vom Throne in die Werkſtatt des Zimmermanns; ihre Sinne in einem tiefen Martyrium der Armuth, Einſamkeit, Arbeit, Jungfräulichkeit; ihr Herz, gebildet aus allem Edlen, was Natur und Gnade zu ſchaffen vermögen, lebend im Erlöſer, leidend in all ſeinen Leiden, brechend ſiebenmal mit dem ſeinigen.

Das iſt das Ideal, das der Congreganiſt in ſeiner königlichen Mutter ſchaut und immer wieder ſchaut. Nicht aus Dichtungen iſt es gewoben, nicht jenſeits liegt es von uns in fernen, übermenſchlichen Welten: Maria iſt Menſch, ganz Menſch, nur Menſch, ein Erdengebilde, aber durchklärt von Gottes unermeßlicher Hoheit und Milde. Mutter des Gottes und des Menſchen, iſt ſie der lebendige Mittelpunkt, in dem beide ſich treffen, ſchließt ſie in ſich die Größe der Menſchheit, garantirt all ihre Hoffnungen, leiht ſie von Gott die Herrlichkeit ſeiner Strahlen, um ſie zu reflectiren auf dieſe Welt; erhebt ſie zu Gott die Niedrigkeit des Menſchen und neigt zum Menſchen die Majeſtät Gottes; iſt ſie das höchſte Gebilde dieſer Erde und die wundervollſte Offenbarung der Gnade des Himmels. Dieſes Ideal ſteht fortwährend vor der Seele des Congreganiſten, er trägt es im Bilde auf ſeinem Herzen, er ſchreibt es in ſeinem Namen, er grüßt es am Abend, grüßt es am Morgen, feiert es im Gebete, feiert es im Liede, betrachtet, copirt es als Knabe, als Mann, als Greis: dieſes Bild, kann es der Congreganiſt ſchauen und immer wieder ſchauen, ohne erhoben, geläutert, veredelt, verklärt, vollkommen zu werden? Wer mag ermeſſen, mit welcher Macht es die Kinder Mariens ſeit Jahrhunderten aus den Niederungen des erdhaften, weltlichen Lebens, aus dem Strudel wilder Freude und finſterer Täuſchung emporgezogen hat zum Idealen, Überirdiſchen, Göttlichen? Dieß Bild iſt das größte Kleinod der marianiſchen Congregation.

Jedoch, vom Anſtaunen des Idealen formt ſich nicht allein die Menſchenſeele zum Idealen um. Das Licht, welches vor uns aufleuchtet, zeigt uns zuerſt die grundloſe Tiefe, in der unſer wirkliches Leben kreucht und fleugt. Wir kennen das Beſſere und vermögen es nicht. Wir ſind frei, aber fühlen es kaum. Wir ſündigen, und fluchen der Sünde, um ſie nochmals und nochmals zu begehen. Wahrlich, wir brauchen mehr als Ideale, die uns verhöhnen, mehr als Beweggründe, die uns verurtheilen: wir brauchen Samariter-Öl und -Wein für unſere Wunden, wir brauchen Flügel, die uns heben, Stärke, die vom Himmel ſich in unſere Seele ſenkt und ihren letzten Nerv durchglüht, eine zweite, göttliche Natur brauchen wir, die wurzelhaft uns eignet und zu göttlichem Leben uns befähigt. Dieſe Macht iſt die Gnade. Woher kommt die Gnade? Es gibt im Chriſtenthum einen Namen, den die Stimme des Elends ſogleich nach Gottes heiligem Namen anruft, — einen Namen, geliebter, geſegneter als Alles, — einen Namen, ſo ſüß wie die Barmherzigkeit, der im Himmel klingt als der höchſte Ausdruck göttlicher Er-

barmungen, in der Tiefe der Erde als Muttername. Angerufen zu allen Zeiten mit dem ſüßen Namen des Erlöſers vom erſten Unglück bis zum letzten, war er die Hoffnung der Patriarchen, die Begeiſterung der Propheten, die Leuchte der Apoſtel, der Muth der Martyrer, der Troſt der Büßer, das Lied der Jungfrauen. Dieſer Name hat Alles erſchüttert auf Erden, was ihr Verderben, hat Alles geſchaffen, was ihr Segen war. Im Laufe von Jahrtauſenden hat er nichts verloren an Macht und Süßigkeit. Noch jetzt krönen ihn die Tempel, tragen ihn die ſiegreichen Fahnen der Kirche, lallen ihn die Säuglinge, ruft ihn die Menſchheit an in ihrem tiefſten Leide: in Verſuchung und Schuld —, in ihrer bangſten Stunde: im Tode —, in ihrer entſetzlichſten Hilfloſigkeit: im Hintritt zum Gerichte Gottes. Spes nostra salve!

In Mariens Namen wird ihren Söhnen Gnade, alle Gnade. — Sie trug für alle Welt in ihrem Schooße Gott, die unerſchaffene Gnade; ſie gab zur Erlöſung Aller dieſen ihren Schatz hin: iſt's nicht ſelbſtverſtändlich, daß auch ſie die einzelne Gnade an die einzelne Menſchenſeele ſpende? Der hl. Bernardin ſagt: „Keine Gnade ſenkt ſich vom Himmel auf die Erde, ſie gehe denn durch Mariens Hände.“ Der hl. Petrus Chryſologus ſagt: „Ja, ſie iſt voll der Gnade, denn ſie ſoll in reichem Thau die Gnade über jede Creatur ausgießen.“ Der hl. Germanus ſagt: „Keiner wird gerettet, o Heiligſte, außer durch dich. Keiner wird von Übeln befreit, o Reinſte, außer durch dich.“ Der hl. Antonin ſagt: „Wer von der Erde in den Himmel ſteigt, wie die Heiligen alle, der tritt durch dieſe Himmelspforte ein.“ Der heilige Lehrer von Siena ſagt: „Deßhalb heißt ſie Königin der Barmherzigkeit, weil ſie die Abgründe göttlicher Gnade erſchließt, wem ſie will und wann ſie will und wie ſie will. Ja, der größte Sünder geht nicht zu Grund, wenn die Heiligſte der Heiligen ihm ihres Schutzes Hilfe leiht.“ Der hl. Anſelm ſagt: „Von wem du, o Allerſeligſte, dich abwendeſt, der muß verloren gehen; wem du dich zukehrſt, wen du in Huld anſchauſt, der muß gerettet werden.“ — Darum mahnt, den Glauben der Väter zuſammenfaſſend, der hl. Bernardin: „Laſſet uns Gnade ſuchen, aber durch Maria laſſet ſie uns ſuchen.“

Iſt ſie ſchwer zu finden, dieſe Gnade? O welche Erbarmung unſeres Gottes! Nicht hinter eiſerne Thore und Riegel hat er ſie geborgen, die göttlichen Kleinodien, die ſo koſtbar ſind, wie er ſelbſt; hat ſie nicht wie Perlen in des Meeres Tiefe verſenkt, nicht wie Sterne an die Gewölbe des Himmels entrückt: — wer möchte ſie holen? — Nein, in

Mutterhänden liegen sie. Keine Hände sind ja leichter, sind ja weiter zu öffnen und ihrer Schätze zu entleeren, als Mutterhände. „Unerhört, so lang die Welt steht," nennt es der hl. Bernhard, „daß die mildeste Jungfrau Maria vergebens angerufen worden sei." O welch eine leuchtende Fernsicht eröffnet dieses Wort der Zuversicht des Congreganisten! Wie, wenn man von Kindheit, von des Lebens frühesten Tagen an zu ihr gerufen, und im Vereine mit Anderen tausendstimmig gerufen, bis mit dem Leben die Stimme entschwunden, — wie, wenn man ihrem Dienste in edler Treue, zu mannhaftem Wirken und Kämpfen sich verlobt, und dabei auf sie gebaut: diesem Gebete, diesen Eiden, diesen Opfern, diesem Vertrauen ihrer Söhne sollte, dürfte eine Gnade versagt bleiben? — Was die heilige Kirche löst und bindet auf Erden, gilt im Himmel als gelöst oder gebunden. Verträge, die sie am Fuße ihrer Altäre, auf Gottes Evangelium, mit der Schlüsselgewalt ihrer Päpste, sub annulo piscatoris, schließt, besiegelt, segnet: können diese feierlichen Acte vor dem Forum des Himmels etwas Anderes sein, als Wahrheit, ernste Wahrheit, beglückende Wahrheit, Wahrheit, die „Himmel und Erde" überdauert? Nun wohlan, lesen wir den feierlichen Vertrag, den der Congregantist in der Ehrlichkeit und Freude seines Herzens mit seiner „Herrin, Beschützerin und Fürsprecherin" für's Leben abschließt. Er ist gegenseitig. Der Sodale verspricht, „niemals ihren Dienst aufzugeben, nie ihre Ehre durch Wort oder That zu kränken oder kränken zu lassen"; die königliche Mutter verspricht, „ihn zu beständigem Dienste annehmen, ihm in allen seinen Handlungen beistehen und in der Stunde seines Todes nicht verlassen zu wollen". Glückliches, reiches Volk der Sodalen! Wird die hohe Mutter ihres Amtes und ihrer Pflicht, die Kinder zu erziehen, saumselig walten? Versteht sie das Erziehen nicht? Ist denn nicht alles Große von ihren erziehenden Händen herabgestiegen, der Gottmensch und ihm nach alle seine Heiligen?

Nein, der Congregation größter Reichthum ist das Mutterherz Mariens. Die Congregation ist das Haus der Mutter Gottes, drinnen sie waltet mit sorgsamen Händen, drinnen sie spendet Gnade um Gnade. Da gibt's keinen Nothleidenden, kein Bettler schleicht da ein und aus, da ist Alles reich, Alles groß, Alles fürstlich. Da „wohnen sie Alle, Juda und Israel, ohne jegliche Furcht, Jedermann unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaume, von Dan bis Bersabee" (3 Kön. 4, 25).

Bis hierher beschäftigten uns die äußere, gesellschaftliche Gestaltung und das innere, in Zweck und Mittel sich abschließende Wesen der Con-

gregation. Allerdings ſind das ſchöne Formen, Anlagen, Garantien und Pläne, welche die größten Erwartungen wecken können: haben ſie in der That entſprochen? Haben ſie ihre Tüchtigkeit bewährt? Sind die Ziele erreicht, die Aufgaben gelöst?

Wir treten getroſt heran an die Geſchichte der marianiſchen Congregation.

(Schluß folgt.)

Philipp Löffler S. J.

Erzbiſchof Egbert von Trier und die byzantiniſche Frage.

Dicht drängten ſich im Frühlinge des Jahres 972 die Volksſchaaren auf der großen Landſtraße, welche von Rom nach Unteritalien führte. Römiſche Patricier und Edle zogen neben deutſchen Herzogen und Grafen; auf ſtolzen Roſſen ſah man die Prälaten der päpſtlichen Curie neben den Äbten und Biſchöfen, welche der kaiſerliche Hof aus dem kalten Norden hergeführt hatte. Hoch wehte das Banner der Sachſen über dem Helmſchmuck zweier Kaiſer. Siegreich hatte Otto I. es durch Deutſchland und Italien getragen. Er ſtand an der Schwelle des Greiſenalters, denn er war ſchon in ſeinem ſechzigſten Lebensjahre; aber neben dem ergrauten Vater ritt in aller Kraft jugendlicher Begeiſterung der ſiebenzehnjährige Sohn Otto II., der ſchon am Weihnachtsfeſte des Jahres 967 die Kaiſerkrone Karls des Großen erhalten hatte, welche er jetzt bereits im fünften Jahre trug.

Weit vor den Thoren der ewigen Stadt begegnete den deutſchen Kaiſern ein anderer Zug, der von Konſtantinopel kam und ihnen die Braut und Schwiegertochter brachte. Theophanu, das Kind des oſtrömiſchen Kaiſers Romanus II., war in Bari gelandet und gewann durch ihre Schönheit, ihren klaren Verſtand und ihre liebreiche Rede bald alle Herzen, ſelbſt die jener Patrioten, denen die griechiſche Brautwerbung höchlichſt mißfallen hatte.

Die Heirath, welche der Papſt in St. Peter feierlich einſegnete,

war ein bedeutendes politisches Ereigniß, ein Ring für die große Kette jener Mittel, welche die Ottonen anwandten, um ihre Kaiseridee nach innen und außen zu verwirklichen. Wie die oströmischen Kaiser das Morgenland, so wollten sie das Abendland beherrschen, und die Braut sollte die Gleichheit des Ranges der Kaiser des Orientes und des Occidentes besiegeln.

Das scharfe Schwert, welches Otto I. führte, hatte ihm überall Ansehen erworben; ihm verdankte er auch diese Braut für seinen Sohn. Er war aber zu weise, um nicht einzusehen, daß militärische Erfolge und äußerliche Beziehungen nicht genügen könnten, um die Herrschaft und das Ansehen seines Hauses auf die Dauer zu befestigen. Er fühlte die Macht geistiger Waffen und Hilfsmittel und bestrebte sich, Kunst und Wissenschaft zu fördern und zum Gemeingute seines Volkes zu machen. Darum gründete er die alten Dome von Magdeburg und Merseburg, und baute er kaiserliche Paläste und Burgen, unter denen seine Pfalz von Ravenna hervorragte. Noch nach dem Tode seiner ersten Gemahlin lernte er lateinische Bücher lesen und verstehen, und als Gerbert, der gelehrteste Mann der Zeit, durch Mißverständnisse in den Ruf gekommen war, Irrthümer zu lehren, ließ Otto I. ihn vor seinem Hofe mit dem sächsischen Gelehrten Otricius eine Disputation halten, die nicht nur dessen Ruf herstellte, sondern ihm auch die Gunst des kaiserlichen Hauses in solchem Grade erwarb, daß er von Stufe zu Stufe aufstieg und zuletzt als Silvester II. die Tiara erhielt.

In ähnlicher Weise präsidirte Otto's Bruder, Erzbischof Bruno, bei philosophischen Disputationen, welche die Gelehrtesten der Griechen und Lateiner vor ihm hielten. Der Kölner Erzbischof war gewohnt, einen großen Theil seiner Bücher auf seinen weiten Reisen mit sich zu nehmen. In Köln gründete er die Abtei von St. Pantaleon, die sich zu einem Centrum rheinischer Kunstthätigkeit erhob und aus der vielleicht auch jene goldene Tafel hervorging, welche er für das Victorstift von Xanten in Auftrag gab und welche den Hochaltar jener alten Kirche durch 800 Jahre zierte.

Es war also mehr als Neugierde, die Otto II. bei seinem Besuche, welchen er bald nach der Hochzeit in St. Gallen machte, in die Bibliothek führte, wo er sich die Handschriften und Miniaturen zeigen ließ.

Selbst die Frauen des sächsischen Hauses pflegten Kunst und Wissenschaft. Hedwig, die Nichte Otto' I., verstand griechisch; die Prinzessin Gerberga war die Lehrerin der bekannten Roswitha, und den Äbtissinnen

desselben Hauses verdankte das Stift Essen seine weltberühmten Kreuze und Schätze. Daß man von der kaiserlichen Braut Großes erwartete, lag also auf der Hand. Alter, Geschlecht, Stellung und Herkunft wiesen sie darauf hin, Glanz und Pracht zu entfalten. Kam sie doch aus jener berühmten Stadt, in der die Traditionen der classischen Kunst und der altrömischen Herrlichkeit fortlebten, und in die noch kein Heer der Barbaren eingedrungen war, um ihre seit Jahrhunderten angesammelten Kunstschätze zu zerstören. So hoch stand am Bosporus das Ansehen der Künstler, daß selbst der Kaiser Konstantin VII. Porphyrogenitus, der Großvater der Theophanu, das Goldschmiedehandwerk übte. Die dortigen Kirchen besaßen viele seiner Werke, und auch in Köln ist noch ein Kreuz, das aus der Kirche Maria Stiegen stammt, und das dieser Kaiser verfertigt haben soll.

Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zeigte man im Kloster Gandersheim den Ehevertrag, der zwischen Otto II. und Theophanu abgeschlossen ward. Jetzt liegt er im herzoglichen Archiv von Gotha mit goldenen Buchstaben auf buntem Pergament geschrieben und mit Bildern verziert. In seiner kunstvollen Ausstattung kann er wie ein Programm angesehen werden, das schon im Voraus für all den Glanz zeugt, welcher sich am Kaiserhofe entfalten sollte. Ein Theil des Ceremoniells der Cäsaren, das sich in Konstantinopel erhalten und ausgebildet hatte, wurde nach Deutschland verpflanzt.

Zu viel ließ sich der Stolz der deutschen Fürsten nicht bieten. Sie hielten sich darüber auf, als Otto III. später nach „altrömischer" Sitte auf einem erhöhten Sitze allein speiste; aber einige hochklingende Hofämter und glanzvolleres Auftreten sagte ihnen zu. Schon Bischof Luitprand von Cremona, der im Jahre 968 in Konstantinopel um die Braut warb, wollte bei seiner Heimkehr kostbare Prachtmäntel mitnehmen und die werthvollsten seinem Kaiser bringen. Sie wurden ihm damals von den byzantinischen Hofherren abgenommen, weil nur ihr Kaiser solche Stoffe tragen dürfe. Nachdem aber jetzt die Heirath abgeschlossen war, fanden sich die Griechen bereit, dem Gemahle ihrer Prinzessin selbst Purpurgewebe aus der kaiserlichen Fabrik zu überlassen. Widukind und Thietmar berichten mit dem Chronisten des Klosters des hl. Benedict, Theophanu habe unermeßliche Reichthümer und Schätze von Gold- und Silbersachen mitgebracht. Ja so sehr hat der Glanz ihrer Einrichtung und ihres Anzuges das Auge der deutschen Frauen und Mädchen geblendet und zur Nachahmung gereizt, daß der Mönch Othloh von St. Emmeram erzählt, sie

sei nach ihrem Tode in jämmerlicher Gestalt erschienen und habe geklagt, jetzt müsse sie es büßen, daß sie die deutschen Fürstentöchter zu sündhafter Kleiderpracht und zu übertriebenem Verlangen nach fremden Seidenstoffen verführt habe.

Die griechischen Herren und Damen, welche die junge Braut begleiteten oder besuchten, haben oft mit byzantinischem Hochmuthe herabgesehen auf die Deutschen und auf deren Kaiser, die aus Gegenden kamen, welche erst Karl vor etwa 200 Jahren der Finsterniß der Abgötterei entrissen hatte. Das Wort „Barbaren" kehrte in den classischen Schriftstellern, die im oströmischen Reiche noch immer hochgehalten wurden, so häufig wieder, daß es fast unbewußt auf ihre Lippen kam, um auf die deutschen Nordländer angewandt zu werden, die als Weströmer angesehen sein wollten.

Auch heute gibt es nur zu Viele, die das Zeitalter der Ottonen als das dunkle Jahrhundert brandmarken, in dem Rohheit und Barbarei auf dem Throne saßen und die Kunst auf der niedrigsten Stufe des tiefsten Verfalles darniederlag.

Weil sich nun aber doch in Deutschland bedeutende Arbeiten erhalten haben, die aus der zweiten Hälfte dieses dunkeln zehnten Jahrhunderts stammen, und die eine lange Kunstübung und hohe technische Fertigkeit beweisen, so hat man all diese Meisterwerke mit dem Auftreten der Theophanu in Verbindung gebracht und behauptet, dieselben seien entweder von ihr aus Byzanz mitgebracht oder von griechischen Künstlern in Deutschland verfertigt worden. Labarte, einer der tüchtigsten Kunstschriftsteller Frankreichs, spricht von ganzen Schaaren griechischer Künstler, die nach Deutschland eingewandert seien, und wo er in unserem Vaterlande ein hervorragendes Kunstwerk aus der Zeit um 1000 findet, ist es ihm eine Spur jener Griechen, die er, ohne freilich auch nur eine Beweisstelle anführen zu können, mit Theophanu aus Konstantinopel kommen läßt. In ähnlicher Weise umgibt ja auch Violet-le-Duc Karl den Großen mit byzantinischen Künstlern, von denen die Quellen nichts wissen. Wie Ludwig XII. und Franz I. die italienische Renaissance in Frankreich, gerade so soll Theophanu den Byzantinismus in Deutschland eingeführt haben.

Unter den deutschen Verehrern der Theophanu ist wohl Ernst Weyden am weitesten gegangen, der im Organ für christliche Kunst 1862 also schrieb:

„Kölns Handel war unter den Ottonen schon bedeutend, nicht minder blühend sein Gewerbfleiß. Zur Hebung desselben trug die griechische Prinzessin Theophanie, Gemahlin Kaiser Otto' II., welche eine Reihe von Jahren

in Köln mit ihrem Gefolge lebte, Vieles bei. Wahrscheinlich hatte die kaiserliche Wittwe, nach dem Tode ihres Gemahls in Rom am 7. December 983, Köln zu ihrem Wittwensitz gewählt, wo sie ihren Aufenthalt in dem vom Oheim ihres Gatten, dem Erzbischofe Bruno, gebauten Kloster St. Pantaleon fand, dessen Kirche Erzbischof Evergerus ihr auch als letzte Ruhestätte anwies, als sie 991 in Köln starb. Der Erzbischof Gero von Köln, Kaiser Otto' I. Beichtvater, hatte 971 die Prinzessin aus Konstantinopel abgeholt und sie nach Rom begleitet, wo der Kaiser Otto II. 972 am 14. April in Gegenwart seines Vaters Otto I. seine Vermählung feierte.

„Groß war der Prinzessin Geleit, welches sich in Köln in der Nähe des Klosters St. Pantaleon, innerhalb der südwestlichen römischen Ringmauer niederließ. Noch heißt dieser Stadttheil ‚Griechenmarkt', weil hier die griechische Colonie Jahre lang hauste, in ihrem Gefolge byzantinischer Gewerbfleiß, besonders Seidenweberei und byzantinische Kunst."

Eine Quelle zum Beweise der Existenz jener „griechischen Colonie" ist nicht beigebracht, und es ist eine merkwürdige Idee, der Regentin, die ihrem Sohne Otto III. Reich und Krone rettete, einen müßigen Wittwensitz in einem Mannskloster anzuweisen, das in der Stadt lag, also gewiß keine überflüssigen Räume besaß. Ebenso neu ist es, ihr Gefolge so arm zu machen, daß es Markt halten muß, um die Erzeugnisse seines Gewerbefleißes zu verwerthen, es aber andererseits wieder so zu heben, daß es im Stande gewesen sein soll, entweder am Rhein schon im zehnten Jahrhundert Seidenwürmer zu züchten, oder Rohseide aus dem Oriente zu beziehen und sie in Köln zu byzantinischen Seidengeweben zu verarbeiten. Daß Theophanu das Kloster von St. Pantaleon schützte und bereicherte, ist bekannt, ebenso, daß sie in dessen Kirche begraben liegt; unrichtig aber, daß sie in Köln und nicht in Nymwegen gestorben ist.

Was Theophanu für die Kunst des deutschen Reiches that oder nicht that, läßt sich, da directe Zeugnisse bis dahin nicht aufgefunden sind, nur indirect bestimmen. Es wird darum die Aufgabe dieser Arbeit sein, zu zeigen, wie Erzbischof Egbert von Trier, welcher der Kaiserin sehr nahe stand, die Kunst beförderte, und wie sich bei ihm dennoch ein eigentlicher Byzantinismus nicht nachweisen läßt. Wenigstens einige Spuren desselben müßten sich in Trier zeigen, wenn Theophanu für die Kunst ihrer Heimath Propaganda hätte machen wollen. Sie sind dort ebenso wenig zu entdecken, als in Hildesheim, wo Bernward, welcher als Erzieher Otto' III. der Theophanu sehr nahe stand, als Bischof die Kunst so sehr förderte. Also ist das Gerede von der byzantinischen Colonie oder von den griechischen Künstlern, die damals im Schatten des kaiserlichen Thrones gesessen haben sollen, nicht mehr haltbar, und eine Herrschaft der directen und

eigentlichen byzantinischen Kunst durch Theophanu weder angebahnt noch befestigt worden.

I.

Einer der einflußreichsten Männer am Hofe der Ottonen war Erzbischof Willigis von Mainz (975—1011); denn da er die kaiserliche Kanzlei leitete, gingen alle wichtigen Geschäfte durch seine Hand. Als Stellvertreter des Mainzer Archicapellanus unterzeichnete 976 und 977 Egbertus cancellarius, der Sohn des Grafen Theodorich II. von Holland, die kaiserlichen Urkunden. Egbert war groß an Gestalt wie an Geist und erwarb sich bald solche Gunst bei Otto II. und Theophanu, daß sie ihn auf den Stuhl von Trier erhoben. Die Gesta Trevirorum sagen, Christus selber habe ihn dieser Diöcese schenken wollen, und kaum sei er auf den bischöflichen Sitz gestiegen, so habe er durch seine reiche Liebe und Barmherzigkeit die Schäden dieser Kirche so gründlich geheilt, daß sein Name alles Preises würdig sei, so lange diese Welt ihren Kreislauf fortsetzen werde.

Einige Zeit nach der Inthronisation besuchte Egbert den Kaiser, der sich bei ihm nach seinen Plänen und Absichten erkundigte. Der Erzbischof erzählte ihm, die Kirche des hl. Eucharius, worin die meisten seiner Vorgänger und viele Leiber der Heiligen ruhten, befinde sich in einem ärmlichen und schlechten Zustande. Er getraue sich aber nicht, einen Neubau zu unternehmen, weil ihm die Mittel fehlten, auch nur einen Theil derselben zu vollenden. Otto entgegnete ihm: „Geht und beginnt das Werk, und habt Ihr es so weit gefördert, daß Ihr mir die Nachricht bringen könnt, es sei eine Elle hoch über den Boden emporgestiegen, dann will ich aus meinem Schatze so viel Unterstützung gewähren, daß Euer Bau in wenig Jahren unter Dach kommen soll."

Freudig eilte Egbert nach Trier, erzählte den Mönchen von St. Eucharius, was der Kaiser versprochen habe, dingte mit ihnen Arbeiter und begann die Fundamente auszuwerfen. Bald stießen die Werkleute auf einen Sarkophag aus weißem Steine mit einem Titel von Marmor, dessen Aufschrift besagte, daß hier die Gebeine des hl. Bischofes Celsus beigesetzt seien. Egbert wagte nicht, den Sarg zu öffnen, versiegelte ihn, und da gerade eine Synode zu Ingelheim angesagt war, entschloß er sich, ihr den Fall vorzulegen und sie um Rath zu fragen. Der Kaiser und die Bischöfe, denen er die Sache vortrug, waren der Ansicht, er dürfe und müsse den Sarkophag feierlich eröffnen und die Überreste, die er in ihm finden werde, als Reliquien erheben und auf die Altäre stellen.

Der Entſcheid entſprach den Wünſchen des Erzbiſchofs. Er kehrte heim, entbot ſeine Geiſtlichkeit zu ſich und zog mit ihr nach St. Eucharius, wo er die heiligen Gebeine mit eigener Hand aus dem Steinſarge nahm, auf eine Tragbahre legte und von den Mönchen in die Kirche tragen ließ, in der dann ein feierlicher Gottesdienſt abgehalten und unter dem Geläute der Glocken ein Te Deum geſungen ward.

Da der Scholaſticus Theodorich die gemeldeten Thatſachen von Augenzeugen erfahren hat, und er es iſt, der meldet, die Reliquien ſeien in die Kirche des hl. Eucharius gebracht worden und man habe die Glocken geläutet, ſo erhellt daraus, daß Egbert die alte Euchariuskirche nicht ganz abbrechen ließ, ehe er die Fundamente der neuen grub. Da aber der Leib des hl. Celſus wohl innerhalb der alten Baſilika beigeſetzt war, muß doch ein Theil derſelben zu Boden gelegt worden ſein, ehe der Bau begann. Es ſcheint darum, daß der Neubau, von dem im Jahre 1127 die Rede iſt, nur als Fortſetzung der von Egbert begonnenen Arbeit anzuſehen iſt. Wer möchte glauben, daß die von Egbert mit Hilfe des Kaiſers aufgeführten Mauern ſchon nach 150 Jahren wieder abgebrochen worden ſeien, beſonders da man ja damals mit ſo feſtem Kalk ſo dicke Wände hinzuſtellen gewohnt war? Die Geſchichte zeigt, daß während des Mittelalters ſelten eine Kirche in einem Zuge gebaut und in wenig Jahren vollendet ward. Die Arbeit wurde nämlich ſo getheilt, daß nach Vollendung eines Stückes gewöhnlich eine Pauſe eintrat, nach der wiederum weitergebaut wurde. Eine lange Bauthätigkeit ſolcher Art erklärt es, daß in St. Eucharius immer auf's Neue von Reliquienfunden Meldung geſchieht, weil für jede Bauperiode neue Fundamente erforderlich waren, alſo auch die Erde immer wieder tief durchwühlt wurde und ſo die alten Sarkophage und Grabſtätten zu Tage kamen. Ebenſo ſtimmt jene Art und Weiſe, die Bauten zu fördern, wohl zu dem für die rheiniſche Kunſtgeſchichte ſo wichtigen Teſtamente des Erzbiſchofes Bruno, der 1124, alſo drei Jahre vor der neuen Bauthätigkeit, welche 1127 begann, 300 Pfund Gold nicht zum Neubau, ſondern zum Ausbau und zur Erweiterung der Euchariuskirche vermachte.

Wahrſcheinlich hat demnach Erzbiſchof Egbert die Reliquien des heiligen Celſus gefunden, als er die Fundamente der weſtlichen Hälfte legte; Abt Bertulph entdeckte dann beim Weiterbau 1049 die Überreſte der heiligen Biſchöfe Eucharius und Valerius, und endlich brachte 1127 die letzte Bauperiode, wobei zur „Erweiterung" der alten Kirche der Marienaltar abgebrochen wurde, die Erhebung der Reliquien des heiligen Apoſtels Matthias. Stand der Marienaltar zwiſchen den alten Weſtthürmen, deren Glocken läuteten, als Egbert ſein Te Deum ſang, und waren die Gebeine des Apoſtels dort zu einer Zeit beigeſetzt worden, als der Oſtchor ſchon lange das Grab des hl. Eucharius enthielt, dem die Kirche ihren Namen verdankte, dann iſt es nicht mehr unbegreiflich, wie die Erinnerung an das Apoſtelgrab ſich verlieren konnte. Die Namen des hl. Eucharius und der allerſeligſten Jung-

frau waren eben für Ost- und Westchor in Gebrauch, und das Grab vor dem Marienaltar wurde darum wegen seiner Lage wenig genannt.

Ist die hier vorgetragene Baugeschichte, welche in die bis jetzt kaum entwirrbaren Schwierigkeiten der alten Berichte und in ihre Chronologie Ordnung und System bringt, richtig, dann verleiht sie der großartigen Kirche des hl. Eucharius und des hl. Matthias ein neues Interesse, indem sie ihr Alter um fast 150 Jahre höher hinaufrückt und wahrscheinlich macht, daß noch der Theil vorhanden ist, den Egbert mit Hilfe Otto' II. baute. Bei einer Restauration wird es nicht schwer sein, die Mauern eingehend zu untersuchen und aus ihrem Material, ihrer Technik wie aus ihrem Verband die Zeit und die etwaigen Perioden des Baues sicherzustellen.

Die alten Legenden erzählen, der hl. Eucharius sei vom hl. Petrus nach Trier gesandt worden, um den hl. Maternus vom Tode zu erwecken. Die Verbindung, worin diese Legenden die beiden Heiligen setzen, wird wohl die Veranlassung gewesen sein, neben die Euchariuskirche eine dem hl. Maternus geweihte Kreuzkirche zu erbauen. Ihr schenkte Egbert seine Villa Langsur an der Sauer, damit aus deren Ertrag die Kosten des Gottesdienstes und die einer Lampe bestritten würden, welche Tag und Nacht vor dem Hauptaltar brennen sollte.

Wie St. Eucharius-Matthias südwestlich vor der Stadt liegt, so ist das Kloster des hl. Paulinus vor der Porta Nigra, dem nordöstlichen Stadtthore, erbaut. Egbert bestätigte und vermehrte dem Paulinusstift durch eine Urkunde vom Jahre 981 alle seine Güter. Da aber diese Güter auch so noch kaum den zehnten Theil des ehemaligen Grundbesitzes erreichten, der in den stürmischen Zeiten vor Egberts Regierungsantritt fast ganz verloren gegangen war, so bestimmte der Erzbischof, seine Nachfolger sollten für die Dächer, die Decken und die Fenster der Paulinuskirche aufkommen und alle Kosten bestreiten, die für neue Kaseln, Dalmatiken und Chorkappen nöthig seien, und zwar sollten sie das mit derselben Sorgfalt und mit demselben Eifer thun, womit sie die Domkirche in Stand zu halten verpflichtet seien. Die übrigen Theile des Gebäudes, also besonders die Ausbesserung der Mauern, wies er dem Stiftspropste zu, während dem Sacristanpriester die Erneuerung der Kirchenleinwand obliegen sollte.

Diese Vertheilung der Baulast und der Ausgaben blieb indeß nicht lange rechtskräftig; als aber die Mordbrenner Ludwig' XIV. die alte Paulinuskirche in die Luft gesprengt hatten, hat doch ein Nachfolger des freigebigen Egbert, nämlich Kurfürst Franz Georg von Schönborn, seit 1734 die neue Kirche in ihren heutigen großartigen Anlagen erbaut und

ſo glanzvoll ausgeſtattet, daß wenige Kirchen dieſer Zeit ſich mit ihr meſſen dürfen.

Die Beſtimmung, daß die Erzbiſchöfe für St. Paulin wie für den Dom ſorgen ſollten, iſt in doppelter Hinſicht beachtenswerth; denn ſie beweist erſtens, daß damals noch der Erzbiſchof und nicht das Kapitel Herr der Kathedrale war, und zweitens ergibt ſich aus ihr, daß der Dom ſich in gutem baulichen Zuſtande befunden haben muß, weil ſonſt der freigebige Egbert für ihn geſorgt hätte.

Neben die Kathedrale, deren kräftige Ziegelmauern römiſche Technik zeigen und lebhaft an die Zeiten der hl. Helena erinnern, baute Egbert eine Andreaskapelle, um in ſie die Überreſte ſeines drittletzten Vorgängers zu beſtatten, die er aus Italien mitgebracht hatte und bei denen er ſelbſt ſeine letzte Ruheſtätte finden ſollte.

Uber die Kirchen, die er nach Angabe älterer Schriftſteller an vielen anderen Orten errichtete, haben ſich nähere Nachrichten nicht erhalten, und es iſt ſomit über deren Stil nichts bekannt. Da aber die Bauten, die vor ſeinem Regierungsantritt wie nach ſeinem Hinſcheiden in und um Trier entſtanden, den Stil beibehielten, der damals in Deutſchland allgemein verbreitet war, obgleich ſie ſich dank der römiſchen Ruinen, welche die Bauherren Tag für Tag vor Augen hatten, durch großartigere Anlage auszeichneten, ſo kann mit Sicherheit behauptet werden, daß auch Egbert ſich nicht von der gewöhnlichen Bahn entfernte. Hätte er byzantiniſirt, ſo würden die alten Berichterſtatter dieſe Abweichung von der allgemeinen Sitte erwähnt haben, wie ſie von den „griechiſchen“ Bauleuten des Biſchofes Meinwerk von Paderborn erzählen, oder es würde irgend ein Einfluß der neuen Richtung in den Bauten ſeiner Nachfolger wahrzunehmen ſein.

Theophanu hat alſo in architektoniſcher Hinſicht auf Egberts Arbeiten nicht eingewirkt. Für die Entwicklungsgeſchichte der deutſchen Baukunſt iſt nicht nur ſie, ſondern überhaupt die ganze Kunſt der Griechen nie von unmittelbarer und darum nie von durchgreifender Bedeutung geweſen. Selbſt die merkwürdige Bartholomäuskapelle, die ſich an der Nordſeite des Domes von Paderborn erhalten hat, ſteht ſo ſehr innerhalb der architektoniſchen Ideen des Abendlandes, daß ſie nur mit Unrecht als byzantiniſch bezeichnet werden kann.

Nach dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft wird kein ernſter Forſcher mehr zugeben, daß ſich in Deutſchland auch nur ein Bauwerk befindet, das unter die Rubrik des byzantiniſchen Stiles claſſificirt werden

darf. — Die Anwendung des Beiwortes byzantiniſch iſt ſelbſt dann abzuweiſen, wenn man es auf die Polygone von Aachen und von St. Gereon von Köln, auf die Centralanlagen von Schwarzrheindorf und Apoſteln in Köln anwenden will, oder gar auf die leider abgebrochene Marienkirche von Brandenburg, die ſchon deßhalb zu einer centralen Anlage aufforderte, weil ſie auf dem Harlunger Berge erbaut wurde, wo ſie den von allen Seiten herbeieilenden Pilgern ſo viel als möglich immer dieſelbe Anſicht bieten ſollte.

II.

Erſt 28 Jahre alt, trat Otto II. am 7. December 983 vom Schauplatze der Geſchichte ab. Seine Leiche ward im Vorhofe der Kirche des Vaticans beigeſetzt. Neben den Porphyrſarg, in welchem ſie ruhte, wurde das Bild des Erlöſers geſtellt, der ſeine Rechte zum Segen erhob. Sein Sohn Otto III. ward ſchon am Weihnachtsfeſte desſelben Jahres in Aachen zum Könige geſalbt und gekrönt; da er aber erſt fünf Jahre alt war, nahm Theophanu die Zügel der Reichsregierung zum großen Theil in ihre Hand.

Noch im Sommer war Egbert zu Verona bei Otto II. geweſen, wo der Kaiſer zum letzten Male mit den Fürſten getagt hatte. Daß er bei der Kaiſerin-Wittwe hoch in Gunſt blieb, beweist der Gnadenbrief vom Jahre 985, wodurch ihr ſiebenjähriger Sohn dem Vater des Erzbiſchofs, dem Grafen Dieck II. von Holland, alles das zu eigen überwies, was er bis jetzt nur als Lehen beſeſſen, namentlich den Gau Texla und die drei Grafſchaften Maſalant, Kinhem und Texla. Auch das große Privileg, welches Otto III. im Jahre 990 der Abtei von St. Maximin ausſtellte, und das Münzrecht, welches er dem Abte von Echternach verlieh, deuten auf die guten Beziehungen des Kaiſerhofes zur Diöceſe Egberts. Im Jahre 992 beſuchte Kaiſer Otto III. den Erzbiſchof in Trier. Theophanu war damals ſchon ein Jahr lang todt. Mit ihr hatte Otto der Abtei von Echternach ein mit zahlreichen Miniaturen verziertes Evangelienbuch geſchenkt. Ähnlich ausgemalte Bücher ſtifteten ſie nach Magdeburg und Aachen, und an letzterem Orte zeigt man außerdem noch ein kunſtvolles Spreng- oder Weihwaſſer-Gefäß von Elfenbein, das den Namen dieſes Kaiſers trägt.

Die ottoniſchen Handſchriften von Echternach und Aachen ſtehen nun einer andern ſehr nahe, die den Namen des Codex Egberti trägt. Dieſelbe iſt von den Kunſtgelehrten zwar ſchon häufig beſprochen worden,

wurde aber doch erst auf der Düsseldorfer Ausstellung des Jahres 1881 gründlich untersucht und nach deren Schluß von Lamprecht in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande eingehend beurtheilt und mit dem Evangeliar von Echternach verglichen. Diese gründliche Arbeit hat alle wichtigeren Fragen, die sich auf beide Manuscripte beziehen, erläutert und klargestellt. Im laufenden Jahre hat dann Professor Kraus bei Herder in Freiburg die Miniaturen des Codex Egberti in unveränderlichem Lichtdruck herausgegeben und mit einem kurzen Text begleitet, der einige neue Gesichtspunkte bietet. Zu gleicher Zeit publicirte derselbe unter Mitwirkung des Bauinspectors Bär in der gleichen Verlagshandlung die neuentdeckten Wandgemälde der St. Georgskirche zu Oberzell auf der Reichenau.

Schon 1859 untersuchte Baurath Adler eingehend das Gemälde des jüngsten Gerichtes, welches die Außenseite der Westapsis von Oberzell schmückt, und stellte fest, daß es im elften Jahrhundert entstand. Daß die Innenwände des Schiffes mit noch älteren und noch werthvolleren Bildern geschmückt seien, die unter der Tünche verborgen ihrer Befreiung harrten, ahnte man damals noch nicht. Erst im Jahre 1880 wurden auf der südlichen Wand des Mittelschiffes und 1882 auf der nördlichen je vier große Bilder freigelegt. Dadurch gewann die deutsche Kunstgeschichte ein vollständiges Beispiel, welches zeigt, wie unsere Vorfahren vor etwa 900 Jahren, d. h. zur Zeit der Theophanu, ihre Kirchen ausgemalt haben.

Die acht genannten Bilder zeigen acht Wunder, durch die Christus seine Gottheit erwies und seiner Kirche das feste Fundament ihres Glaubens sicherte: die drei Todtenerweckungen, von denen die Evangelisten berichten, drei Wunderheilungen, die Stillung des Sturmes und eine Teufelaustreibung. Obgleich nun diese Gemälde selbstverständlich weit entfernt sind von der Richtigkeit der Zeichnung und der Perspective, sowie von der Harmonie der Farbenmischung, welche die Künstler der Gegenwart auszeichnet, so gehören sie doch, wie der Herausgeber mit Recht sagt, zu den lichtvollsten und edelsten Erzeugnissen, die wir aus dem zehnten Jahrhundert kennen. Sie zeigen zudem eine solche Größe der Composition und der Auffassung, daß sie nicht nur hohen historischen Werth für die Archäologie und für die Kunstgeschichte beanspruchen, sondern auch ästhetische Vorzüge haben, die sie für unsere Zeit, in welcher die Auffassung und Darstellung so oft verweichlicht und verflacht erscheint, als sehr beachtenswerthe Vorbilder hinstellen. Die Kraft des alten Glaubens und die Strenge der alten Disciplin leuchtet durch sie hindurch und zeigt uns auf jedem Bilde den Heiland in einer Gestalt, die seiner Würde besser entspricht, als manche spätere, viel richtiger gezeichnete und in den Farben viel harmonischer gestimmte, aber zu naturalistisch aufgefaßte Christusbilder, in denen die schöne menschliche Form das Licht der Gottheit nicht mehr durchscheinen läßt, obgleich doch diese Gottheit das Wesentliche ist, auf das es ankommt.

Die Bilder von Oberzell sind nach einer glaubwürdigen Annahme um 1376 übermalt worden, und zwar durch den Steinmetzen Heinrich Müller, Bürger von Mengen, der auffallenderweise auch den Pinsel zu führen verstand. Eine zweite Übermalung fand 1708 statt, der dann die Tünche folgte, bei deren Ablösung manche Stellen stark abblätterten, so daß viel verloren gegangen ist von der alten Kraft der Zeichnung und von der Reinheit ihrer vollen Farben.

Erzbischof Egbert hat die Gemälde von Oberzell höchst wahrscheinlich in ihrem ersten Glanz und in ihrer Frische gesehen, weil ja der Weg für seine italienischen Reisen rheinaufwärts zum Bodensee führte, in dem die Reichenau ihre Kirchthürme spiegelt, und er in ihr reiches Kloster einkehrte. Bei einem seiner Besuche überreichten ihm die beiden Mönche Keraldus und Heribertus den obengenannten Codex Egberti, auf dessen Vorsteheblatt sie sich porträtirt haben, wie sie dem Erzbischof, der, groß und in majestätischer Haltung, mit allen Insignien seiner Würde bekleidet, vor ihnen thront, ihr Evangelienbuch überreichen.

Nicht weniger als 56 Miniaturen zieren ihr Werk und geben ihm solchen Werth, solchen Bilderreichthum und solches Interesse, daß kaum ein Codex jener Zeit erhalten ist, der diesem gleichkommt. Die ganze Geschichte des Neuen Bundes ist in ihm vorgeführt, und wenn auch die Scenen, die in diesen Miniaturen und in den Gemälden von Oberzell gleichmäßig dargestellt sind, sich nicht decken, so zeigen sie doch denselben Familientypus, dieselbe Auffassung und, soweit die verschiedene Größe und das verschiedene Material es zuläßt, dieselbe Technik.

Offenbar stammen demnach beide Arbeiten aus demselben Künstlerkreis, der nirgendwo anders gesucht werden kann, als unter den Mönchen der Reichenau, deren Kunstfertigkeit schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts so berühmt war, daß Abt Grimaldus von St. Gallen von dort die Maler berief, deren er bedurfte, um gegen das Jahr 854 seine Neubauten auszuschmücken.

Es könnte scheinen, als ob der Codex Egberti und noch weit mehr die Malereien von Oberzell eine sehr äußerliche und entfernte Beziehung zur Trierer Kunst hätten. Daß aber diese Beziehung im Gegentheil eine sehr enge ist, zeigt eine Anzahl anderer Codices, die dem aus der Reichenau stammenden nahe verwandt sind und im Trierischen entstanden. Den ersten Rang nimmt unter ihnen jenes Psalterium ein, das einstens der hl. Elisabeth von Thüringen gehörte und jetzt im Domschatze von Cividale in Friaul aufbewahrt wird. Es ist im Jahre 981 geschrieben und zeigt auf seinem ersten Blatte einen Ruodprecht, der das Bild des

Buches in ſeiner Hand hält, um es dem Erzbiſchof Egbert zu überreichen, deſſen Porträt auf dem zweiten Blatt erſcheint, während auf dem dritten und vierten Egbert dem hl. Petrus, dem Patrone des Domes von Trier, die Handſchrift weitergibt.

Ruodprecht kann Niemand anders ſein, als der Chorbiſchof Ruprecht, der 970—981 in Trier nachgewieſen iſt. Er muß den Codex auch geſchrieben oder ausgemalt haben, indem ja die Schreiber und Maler ſich in jener Zeit in ihren Werken ſo darſtellten, wie wir den Chorbiſchof hier finden. Die Bilder von 14 Biſchöfen von Trier und die Namen von 22 Biſchöfen derſelben Kirche, die in der Allerheiligen-Litanei mit goldenen Buchſtaben eingefügt ſind, beſtärken die Anſicht, daß die ganze Handſchrift in der Diöceſe des Egbert entſtand.

Weiterhin weiß man, daß unter Egberts Regierung das Kloſter Mettlach ſo aufblühte, daß ſein Ruhm ſich weithin verbreitete, und nicht nur Gerbert mit ſeinen Mönchen eine lebhafte Correſpondenz unterhielt, ſondern auch Otto III. dem Abte Remigius einen in Verſen abgefaßten Brief ſandte. In Mettlach wurde nun unter Egbert ein „Leben des hl. Adalbert" geſchrieben, während zu gleicher Zeit in St. Paulin die Briefe des hl. Gregor in reicher Ausſtattung hergeſtellt wurden.

Mit Rückſicht auf ſolche Thatſachen, welche beweiſen, daß die edle Schreibkunſt des Mittelalters unter Egbert blühte, hat man mit großer Wahrſcheinlichkeit geſchloſſen, daß auch das Evangelienbuch, welches Otto III. mit ſeiner griechiſchen Mutter nach Echternach ſchenkte, im deutſchen Rom geſchrieben ſei, beſonders weil es ſich in Stil, Anlage und Ausführung eng anſchließt an den Codex aureus der Ada, der in St. Maximin lag, und an den Codex Egberti, den St. Paulin beſaß, welches dicht neben der erſteren Abtei liegt.

Weiterhin hat dann Kraus auch noch jenes Antiphonar von Prüm, das jetzt in Paris iſt, als ein Erzeugniß der Egbertiſchen Kunſtperiode bezeichnet.

Alle genannten Handſchriften, und vor Allem die Miniaturen des Codex Egberti, der Handſchrift von Cividale und das Evangeliar von Echternach, zeigen zuerſt, daß die Kunſtthätigkeit damals keineswegs localiſirt war, daß der Kunſtfleiß nicht nur auf der Reichenau, ſondern auch an anderen Orten blühte, und daß man ſich demnach hüten muß, dem Kloſter des Bodenſees ein Kunſtmonopol zuzuſchreiben, das es nie beſaß, wenn es auch das Scepter im Reiche der deutſchen Kunſtthätigkeit geführt haben ſollte.

Ein Stil beherrscht die Miniaturen des süddeutschen Klosters und die von Trier. Ist es der Stil, der aus dem Vaterland der Theophanu kam? Schon Kugler betonte 1841 die Bedeutung des Codex Egberti. Wie er, haben Waagen, Förster, Schnaase und Woltmann hervorgehoben, wie die Linienführung in seinen Zeichnungen germanisire, und wie sich in seinen Bildern die altrömischen Traditionen fortentwickelt finden, an welche die karolingische Kunst angeknüpft hatte. Lamprecht hat dann an einer ganzen Reihe von Beispielen überzeugend nachgewiesen, daß die Zeichnung freier ist, als bei den Griechen; daß sie, weit entfernt von dem steifen Hofceremoniell der Byzantiner, echt deutsche Naturbeobachtung durchklingen läßt; daß ihre Personen, in deutsche Trachten gekleidet, jene Handbewegungen machen und jene Beizeichen tragen, die aus den symbolischen Handlungen der deutschen Rechtsbücher bekannt sind; und daß endlich die Inschriften nicht in griechischer Sprache abgefaßt sind, sondern aus der lateinischen Übersetzung stammen.

Nach Aufdeckung der Oberzeller Wandgemälde und nach den glänzenden Ergebnissen, welche das Studium der altchristlichen Monumente, besonders in den Katakomben, lieferte, kann es einem Zweifel nicht mehr unterliegen, daß die Malerei des zehnten Jahrhunderts sicher nie in dem Maße von byzantinischen Vorbildern beeinflußt war, wie man bis dahin anzunehmen gewohnt war. Ein Zug geht durch alle jene Handschriften, die zu Egbert in Beziehung stehen, wie auch durch die anderen, die diesem Jahrhundert oder dem vorhergehenden angehören. Der alte Faden, den die karolingische Kunst nach den ausdrücklichen Zeugnissen der Zeitgenossen in den Ländern „diesseits des Meeres" und vor Allem in Italien aufgriff, ist vom deutschen Geiste in consequenter Weise weitergesponnen.

Da es meist Mönche waren, welche diesen Entwicklungsgang in Fluß erhielten und förderten, und da der Ernst und die Stille ihrer Klöster, sowie die demüthige Unterwürfigkeit, an welche der religiöse Gehorsam sie gewöhnte, in ihrem ganzen Thun sich mehr oder weniger ausprägen mußte, so wird man sich nicht wundern, daß ihre Erzeugnisse manche Züge und Merkmale erhielten, die oft als Folgen der strammen Organisation der byzantinischen Hof-Etiquette und des Servilismus der Höflinge gedeutet werden. Hatte man in Byzanz eine Hofhaltung, die Glanz und Luxus entfaltete, dann fehlte auch den Mönchen nicht ihr feierlicher Gottesdienst, bei dem die Priester in den reichsten Gewändern einhergingen und die Altäre mit Kleinodien geziert waren, deren Pracht in den Miniaturen und Bildern sich wiederspiegelte. Man ist überdieß

nur zu ſehr geneigt, Dinge, die in alten Zeiten allgemeiner Ausdruck der menſchlichen Gefühle waren, auf beſtimmte Orte oder Perſonen einzuſchränken. Sich Jemand zu Füßen werfen, ſcheint ſo byzantiniſch wie möglich, und Bilder, in denen eine Perſon eine andere fußfällig verehrt, werden faſt allgemein auf griechiſche Sitten zurückgeführt. Und doch warfen ſich Otto II. und ſeine Mutter gegenſeitig vor einander auf den Boden, als ſie ſich ausſöhnten, und es wird dieß von den Zeitgenoſſen als ſpontane Handlung, nicht als Hof-Etiquette erwähnt.

Bringt man dieſe und ähnliche Thatſachen in Rechnung, beſonders aber den Umſtand, daß die plaſtiſchen Werke und mehr noch die Handſchriften und die Miniaturen der Bernwardiniſchen Kunſt in Hildesheim in ganz ſächſiſcher Art auftreten und ſich höchſtens an römiſche Vorbilder anlehnen, dann darf man wohl mit Recht behaupten, daß ein byzantiniſcher Einſchlag, der in merklicher Weiſe ſtörend oder hemmend in die Kette der Kunſtentwicklung der ottoniſchen Zeit unmittelbar eingegriffen hätte, nicht mit Sicherheit nachweisbar iſt, und daß die feine Hand der Griechin, die neben Otto II. auf dem Throne ſaß und für Otto III. das Reich regierte, nur wenige Spuren in den Werken der deutſchen Miniaturiſten und Maler hinterlaſſen hat. Somit kann für die Malerei, wenn auch vielleicht nicht in demſelben Maße, der Satz feſtgehalten werden, der für die Baukunſt aufgeſtellt iſt, daß ſie, wenigſtens in Deutſchland, ſo frei blieb von den Feſſeln directer griechiſcher Abhängigkeit, daß ſie als unſer nationales Eigenthum angeſehen werden muß und nicht weiter mit dem Namen „byzantiniſch“ zu bezeichnen iſt.

Daß Theophanu manche Werke der byzantiniſchen Kleinkunſt als Brautſchmuck aus ihrem Vaterlande nach Deutſchland brachte, daß ſie oft in ihren griechiſchen Prachtgewändern erſchien und ſich in ihnen gerne abbilden ließ, daß Kaufleute manche Kunſterzeugniſſe aus der Stadt des Konſtantin im Reiche der Ottonen zum Kaufe ausboten, und daß ſolche ſeltene, theure und werthvolle Arbeiten auch mehr oder weniger oft von deutſchen Künſtlern nachgeahmt wurden: alle dieſe Thatſachen werden nicht zu läugnen ſein. Jedenfalls wird aber eine neue kritiſche Sichtung der ſogen. „byzantiniſchen Arbeiten“ deren Zahl vermindern und ſomit noch klarer zeigen, daß die Kunſt unſerer Voreltern um das Jahr 1000 viel zu eigenartig war, um ſich von einer Griechin byzantiſiren zu laſſen.

(Schluß folgt.)

St. Beiſſel S. J.

Die Honigameiſe des Göttergartens.

Die Theilnahme für das kleine Volk der Ameiſen iſt in jüngſter Zeit aus dem engen Bereiche der ſpecialiſtiſchen Forſchung herausgetreten und macht noch täglich in weiteren Kreiſen neue, ſiegreiche Fortſchritte. Gottes Schöpferhand zeigt ſich in der That groß in dieſen kleinen Weſen, und zwar um ſo größer, je getreuer und aufmerkſamer man ihr Werk bis in die einzelnen Züge betrachtet. Die folgenden Blätter ſollen deßhalb unſern Leſern die Lebensſkizze einer einzigen amerikaniſchen Ameiſenart vorführen, deren lebendige Honiggefäße beſonderes Aufſehen erregt haben; dabei werden auch einige Streiflichter auf die ſogenannten geiſtigen und moraliſchen Fähigkeiten der Ameiſen fallen, die man in der Stufenreihe der Intelligenz dem Könige der Schöpfung zunächſt ſtellen wollte.

Im Süden des Staates Colorado, nahe bei Manitou am Pike's Peak, liegt der ſogenannte „Garten der Götter". Dieſes Ameiſenparadies umfaßt eine von höheren Gebirgszügen umgrenzte, hufeiſenförmige Fläche von ungefähr zwei engliſchen Meilen Länge bei einer größten Breite von einer Meile. Hügelzüge von rothem Sandſtein durchſchneiden mannigfach zerklüftet die Ebene, welche von verſchiedenen Gräſern, von zwergförmigen Cedern und Föhren beſtanden iſt. Wo das dichte Buſchwerk einer ſtrauchartigen Eiche (Quercus undulata) es geſtattet, haben ſich in den kleinen Thälern und Schluchten Sonnenblumen und wilde Roſen niedergelaſſen. Auf der Spitze und an den öſtlichen und ſüdöſtlichen Abhängen jener Hügel finden ſich zahlreiche Neſter der Honigameiſe (Myrmecocystus melliger, Var. hort. deor.)[1]. Um die Sandſteinblöcke und Klippen, die mit ihren abenteuerlichen, nicht ſelten menſchenähnlichen Umriſſen Götterſtatuen gleichen und der kleinen Landſchaft den Namen eines „Göttergartens" ſchenkten, kümmert ſich unſere Ameiſe wenig. Aber der erhöhte Standort gewährt ihr nicht bloß die erſprießliche Trockenheit und Wärme, ſondern läßt ſie auch ohne großen Schaden die ſchweren Regen-

[1] The honey ants of the garden of the gods. By H. C. McCook DD. Philadelphia, Lippincott & Co., 1882.

ſchauer der Sommermonate aushalten, welche die tiefer gelegenen Neſter der Prairie-Ameiſe des Weſtens (Pogonomyrmex occidentalis) nicht ſelten theilweiſe oder ganz zerſtören.

Ein abgeſtutzter Kegel von grobkörnigem und feinkörnigem Sande, mit größeren Steinchen untermiſcht, erhebt ſich, ſanft anſteigend, 2 bis 3 Zoll über den Boden; es iſt der oberirdiſche Giebel einer Wohnung unſerer Honigameiſe. Der Durchmeſſer des Kegelſtrunkes beträgt an der Grundfläche meiſt 6 bis 7 Zoll, an der oberen Fläche gegen 2 Zoll. Die Oberſeite iſt ein flacher Krater, in deſſen Mitte ein röhrenförmiger Eingang in das geheimnißvolle Innere des Neſtes hinabführt: in einen ſehr einfachen und kunſtloſen Bau, der in den lockeren Sandſtein und in deſſen natürliche Ritzen und Spalten eingehauen wurde. Als Meißel dienten die gezähnten Oberkiefer der ſechsbeinigen Arbeiter; Zähne und Pfoten zugleich waren die Werkzeuge, mit denen die Krumen des bröckeligen Steines aus den Gängen herausgeſchafft und um den Eingang aufgehäuft wurden. So wächst hier der äußere Neſtkegel empor, während im Innern Gänge und Gallerien von dem Thorwege aus abwärts und ſeitwärts nach verſchiedenen Richtungen immer weiter und tiefer verlaufen. Die Gänge münden in weitere, ovale Kammern oder verbinden ſie; in dieſen iſt der Familienherd der Honigameiſe zu ſuchen. Der ganze Neſtbezirk nimmt beiſpielsweiſe 8 Fuß in der Länge ein, $2^1/_2$ Fuß in der Tiefe, 2 bis 3 Fuß in der Breite. In einem anderen von McCook ausgemeſſenen Neſte endete der letzte unterirdiſche Gang 82 Zoll vom Eingangsthore, $40^1/_2$ Zoll unter der Kraterfläche des Neſtkegels, $29^1/_2$ Zoll unter der Seitenfläche des Hügels, auf deſſen Abhange das Neſt lag. Mit dieſen Angaben über Ausdehnung und Bauſtil des Neſtes müſſen wir uns begnügen, wenn wir nicht die wechſelnde Richtung und Länge der Gänge, die wechſelnde Zahl und Lage der Kammern für jedes einzelne Neſt aufzählen wollen. Denn ein regelmäßiger Plan in Anlage der Gallerien und Kammern iſt nicht vorhanden; wer in dem Syſtem von abwärts und ſeitwärts, links und rechts ſich windenden und verzweigenden Gängen, von mehr oder minder länglich-runden Hohlräumen, die durch ihre höhere oder tiefere Lage mehrere Stockwerke bilden, einen an Menſchenwerk erinnernden Bauſtil findet, ſpiegelt nur ſeine ſchöpferiſche Phantaſie in den Wänden des Ameiſenpalaſtes wieder.

Wenn wir bei Tage in der heißen Mittagsſonne einem Neſte der Honigameiſe uns nähern, zeigt ſich keine lebende Seele auf der Oberfläche. Wir vermiſſen das rege Treiben, das um dieſe Tageszeit ſogar

in dem phlegmatiſchen Holland auf jedem Haufen unſerer Waldameiſe (Formica rufa) ſich tummelt; wir haben aber auch keinen kriegeriſchen Empfang zu fürchten, den ein ſolcher Ameiſenhaufen jedem Störenfried entgegenbringt, welcher das Neſt zu berühren wagt. Die Honigameiſe iſt nämlich nicht bloß lichtſcheu, ſondern auch ſo empfindlich für den unmittelbaren Einfluß der Sonnenſtrahlen, daß die Ameiſen, in einer leeren Glasflaſche der Sonne ausgeſetzt, ſchon nach mehreren Minuten ſterben. Wer alſo ein Mitglied des Thierſchutzvereins iſt und das Neſt aus Mitleid mit den armen Bewohnern nicht gewaltſam erbrechen will, der muß warten, bis der Himmel ſich umwölkt und große Regentropfen fallen; dann erſcheinen einige Arbeiter am Thore und verſchließen mit Sand und Steinchen den kraterförmigen Eingang. Wer es vorzieht, kann auch Abends mit der Laterne kommen und die Ameiſen auf ihren nächtlichen Honig-Expeditionen begleiten. Aber in beiden Fällen wird er höchſtens einige Arbeiter, keine wandelnden Honiggefäße von Myrmecocystus melliger zu Geſichte bekommen.

Die Ameiſenſtadt aus rothem Sandſtein beherbergt vier, dem erſten Anſcheine nach ſogar ſechs Klaſſen von Bürgern. Nachdem wir mühelos den äußeren Neſtkegel entfernt haben und nun von dem ſoeben demolirten Thorwege aus das Innere des Neſtes mit dem Meißel und anderen Eiſenwerkzeugen bloßlegen, begegnen uns zuerſt mehrere Arbeiter, die ſich eilig in die unteren Stadttheile zurückziehen. Ihre Länge, von $8\frac{1}{2}$ mm über 7 bis $5\frac{1}{2}$ mm ſchwankend, läßt drei durch allmähliche Übergänge untereinander verbundene Größenſtufen unterſcheiden; ein helles Gelb, ähnlich jenem, das auch unſere verborgen lebenden Ameiſenarten zeigen [1], iſt ihre Körperfarbe. Verfolgen wir die Richtung eines Hauptganges, der $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Zoll im Durchmeſſer hält, ſo ſind wir bald an einer unregelmäßig ovalen Kammer angelangt, aus der einige Arbeiterinnen haſtig Eier, Larven und jene ſeidenumſponnenen Puppen fortſchleppen, die man gemeiniglich Ameiſen-Eier nennt. Die mit ihren Pflegebefohlenen im Maule davoneilenden Ameiſen ſind alte Jungfern, welche vom Staate mit der Erziehung der Jugend betraut wurden. Die Länge einer Sandſteinkammer beträgt meiſt 5 bis 6 Zoll, ihre Breite 3 bis 4 Zoll, ihre größte Höhe $\frac{3}{4}$ bis 1 Zoll; ſie dient je nach Bedürfniß als Wohn- und Schlafzimmer für die Ameiſen, als Kinderſtube

[1] Z. B. die gelbe Wieſenameiſe Lasius flavus und die verwandten Lasius mixtus, incisus, umbratus und affinis; ebenſo die gänzlich unterirdiſch lebende Zwergameiſe Solenopsis fugax.

oder Fröbel'ſcher Kindergarten für die unentwickelte Jugend des Volkes, endlich auch als Vorrathskammer, in der zu fetten Zeiten lebendige Honigſchläuche angelegt und zu mageren Zeiten wiederum geleert werden. Die Zahl derartiger Räume wechſelt ſehr je nach der ſtärkeren oder ſchwächeren Bevölkerung einer Ameiſenſtadt.

Von der ſoeben aufgedeckten Kammer führt ein Gang vertikal abwärts in das untere Stockwerk und mündet in ein faſt kreisförmiges Gemach von 4 Zoll Durchmeſſer; wir befinden uns im königlichen Salon. Dort ſitzt noch eine alte Herrſcherin, von einer Anzahl Gemeiner umringt; vielleicht iſt ſie das einzige gekrönte Haupt in dieſem Neſte, vielleicht theilt ſie dieſe Würde noch mit mehreren anderen, die ſich bereits durch eine Hinterthüre entfernt haben. Bei den Ameiſen leben nämlich nicht ſelten mehrere, ja Dutzende fruchtbarer Weibchen in demſelben Neſte friedlich beiſammen, ohne Zwietracht unter ihr Volk zu ſäen. Denn dieſes beſteht aus echten Socialdemokraten, die ihre „Königin" nur füttern und belecken, weil ſie ihnen Eier legt; von einer einheitlichen Leitung und monarchiſchen Führung iſt hier keine Rede. Betrachten wir uns dieſe ſogenannte Königin, bevor ſie, halb ſelbſtthätig, halb fortgezerrt von ihren Getreuen, in einer Seitengallerie verſchwindet. Ihre bedeutende Größe (13 mm), die Geſtalt ihrer Vorder- und Mittelbruſt, welche noch Flügelanſätze verrathen, und der Umfang ihres Leibes unterſcheiden ſie leicht von den Arbeiterinnen, mit denen ſie die übrige Körpergeſtalt und die Färbung theilt. Als ſie aus der Puppe ſchlüpfte, hatte ſie noch vier lange, glashelle Flügel, die ihr jedoch nach der Befruchtung von den Arbeitern ausgeriſſen wurden, wenn ſie nicht ſelbſt ihre nun nutzloſen Schwingen abzuſtreifen verſuchte. Die Männchen ſind nur 5 mm lang und auf der ganzen Oberſeite dunkler gefärbt; ſie ſind die ſtupideſten und indolenteſten Glieder in dem Staatsverbande von Myrmecocystus melliger.

Die vierte Klaſſe der Neſtbewohner iſt in den Honigtöpfen des Göttergartens verkörpert. An der oberen Wölbung einer ovalen Kammer, die wir möglichſt vorſichtig erbrechen, hängt eine Gruppe von 20 bis 30 gelblichen Weinbeeren; aber es iſt keine Orangentraube, ſondern eine Reihe von 13 mm langen Ameiſen, die ſich mit ihren Füßen feſt an den rauhen Sandſtein angeklammert halten, während ihr kugelrunder, von klarem Honig ſtrotzender Hinterleib ſich abwärts neigt. Durch die rauhe Decke der Kammern wird ihnen dieſe Stellung ermöglicht; manchen Beobachter mag ſie an einen amerikaniſchen Yankee in ſeiner Hängematte

erinnern. Die lebendigen Honiggefäße ſind aber trotz ihrer gaſtriſchen Hypertrophie nicht ganz ſo unbeholfen, wie ſie manchmal geſchildert wurden. Einige fallen zwar vor Schrecken aus ihrer Höhe herab und können ſich, auf dem Rücken liegend, natürlich nicht mehr aus eigener Kraft aufrichten; andere dagegen kriechen ziemlich behende an den Seitenwänden herab und entfernen ſich wackelnd durch einen finſtern Gang. Einige Arbeiterinnen, die flüchtig denſelben Weg verfolgen, beſchleunigen den Transport; während eine mit ihren zangenförmigen Oberkiefern die Oberkiefer ihrer dickeren Schweſter ergreift und geſchickt rückwärts laufend ihre ſüße Laſt mit ſich fortzieht, greift eine andere von hinten ſchiebend und zerrend ein, um den Gang der Honigmaſchine zu fördern.

In einem Neſte, das mehrere Tauſend Arbeiter zählt, beträgt die Zahl der wandelnden Honiggefäße nicht über 600. Dieſe bilden trotz ihrer äußeren Verſchiedenheit keine eigene Kaſte; zufolge der Beobachtungen und anatomiſchen Unterſuchungen McCooks ſind es nur größere Arbeiter, die zu Honigſchläuchen ausgefüttert wurden. Bei den Ameiſen liegt nämlich innerhalb der erſten Hinterleibsringe eine blaſige Erweiterung der Speiſeröhre; von den Anatomen wurde dieſe Blaſe (entſprechend dem Kropfe der Vögel) mit dem techniſchen Namen Kropf bezeichnet. In dem genannten Organe bewahrt die Ameiſe den Honig auf, der ihr nicht unmittelbar zur Nahrung nöthig iſt; das Kröpfchen der Honigameiſe zeichnet ſich durch ſeine große Elaſticität aus, die es eine unverhältnißmäßige Honigmenge zu faſſen befähigt. Bei einer echten Rotunde (rotund), wie McCook die beſtgefüllten und kugelförmig abgerundeten Honigbehälter nennt, ſchweben die Chitinhalbringe des Hinterleibes, die, urſprünglich dicht aneinander geſchloſſen, die äußere Leibesbedeckung bildeten, nur noch wie ſchmale, etwas dunklere Balken auf den hoch aufgeblähten, ſtraff geſpannten Verbindungsmembranen, durch die der ambrafarbige Honig hindurchſchimmert. Außer dieſen Rotunden gibt es auch Semirotunden bis hinab zu dem gewöhnlichen Hinterleibsmaße des gemeinen Volkes. Begleiten wir nunmehr unſere Ameiſen auf ihren nächtlichen Expeditionen, um die Bezugsquelle ihrer Honigmagazine kennen zu lernen.

Wenn die abendliche Juliſonne ihre letzten Strahlen aus dem Göttergarten zurückgezogen hat, um im fernen Weſten in das Goldland Californien hinabzuſteigen, folgt auf eine kurze Dämmerung ſchnell das Dunkel der Nacht. Nun beginnt es ſich auf dem Neſte zu regen, das bei Tage öde ſchien wie eine Todtenſtadt. Um $7^1/_2$ Uhr erſcheinen einige

Ameiſen am Thore; bald folgen ihnen zahlreiche Schweſtern, und der Neſtkegel erſcheint im Zwielichte gelb von der Menge der Arbeiterinnen, die ſich zum Abzuge ſammeln. Der Zug ſetzt ſich in Bewegung. Führer haben ſie keinen, brauchen aber auch keinen. Eine kleine Arbeiterin läuft voraus, von anderen gefolgt und überholt, und bald bewegt ſich eine mehrere Zoll breite Kette von Ameiſen über den Kamm des Hügels hin. Ihr Ziel iſt der Rand des benachbarten Eichengebüſches; an einer Gruppe von geſpenſterhaften Götterſtatuen, die ſich in der nächtlichen Beleuchtung grauſig ausnehmen, führt ihr Weg vorbei. Am Fuße einer alten, weitbuſchigen Zwergeiche angelangt, klettern ſie den niedern Stamm empor und vertheilen ſich. Die Einen ſpazieren auf dieſen, die Andern auf jenen Zweig, mit ihren Fühlern aufmerkſam ſuchend. Endlich hat eine Abtheilung den Gegenſtand ihres Verlangens gefunden; ſie macht Halt um einige roſafarbige Galläpfelchen, die in Gruppen von Zweien und Dreien an dem Zweige ſitzen. Emſig wandeln die Ameiſen von einer Galle zur andern, betaſten ſie mit ihren Fühlern und lecken mit ihrer Zunge gierig den klaren, ſüßen Saft, der in kleinen Tröpfchen an der Oberfläche der Gallen ſich geſammelt hat. Die Größe derſelben entſpricht einer größeren oder kleineren Johannisbeere; ihre rundliche, oben wulſtig gerandete und abgeflachte Geſtalt erinnert an einen türkiſchen Turban ſammt Kopf. Sind die Gallen roſenfarbig bis gelb oder grünlich gefärbt, ſo ſind ſie friſch, weich, nektarſchwitzend, und umſchließen noch die in der Entwicklung begriffene Larve einer Gallweſpe (Cynips quercus-mellariae Engelmann?); ihre rothbraune Farbe verräth dagegen, daß ſie bereits trocken und hart geworden ſind und durch ein an der Baſis gelegenes Flugloch ihren Einmiether entlaſſen haben. Das ſehen die Ameiſen allerdings nicht; ſie ermitteln im nächtlichen Dunkel wahrſcheinlich durch den Geruchs- und Taſtſinn ihrer Fühler, ob ſie einer friſchen oder einer trockenen Galle gegenüberſtehen.

Mehrmals kehren die Ameiſen zu den ſchon einmal von ihnen beleckten Gallen zurück; denn deren Oberfläche zeigt nach kurzer Friſt ſchon wieder friſche Tropfen des ſüßen Schweißes. Nach und nach ſchwillt der Hinterleib der ausdauernden Honigſammler ſichtlich an, bleibt jedoch immer noch drei- bis viermal ſo ſchlank, als der Hinterleib eines im Neſte weilenden Honigſchlauches. Schon gegen Mitternacht haben einige ihr Kröpfchen gefüllt und treten den Rückweg an. Die weniger vom Glücke begünſtigt waren, kehren erſt ſpäter heim, die letzten zwiſchen vier und fünf Uhr Morgens; denn das nächtliche Tagewerk muß vor Sonnen-

aufgang vollbracht ſein. Heimgekehrt, füttern die Arbeiter zuerſt die hungrigen Schildwachen, die auf der Oberfläche des Neſtes umherpatrouilliren. Mund fügt ſich an Mund; aus dem Kröpfchen des Honigſammlers kehrt ein Tropfen ſüßen Honigs denſelben Weg zurück, den er gekommen, und die Zunge der bettelnden Ameiſe leckt ihn behaglich ab von der Unterlippe ihrer freigebigen Freundin. Dann zieht man ſich in das Innere des Neſtes zurück, wo noch mancher hungrige Magen der ſüßen Labung harrt. Die Königinnen, die jungen geflügelten Weibchen und Männchen, die übrigen Arbeiter, die für ihr Wachsthum reichlicher Nahrung bedürftigen Larven — Alle bekommen ihren Theil an der Beute. Was noch übrig iſt, wird an die zu Honigtöpfen beſtimmten Arbeiter verfüttert und ſo als Zehrpfennig für magere Zeiten zurückgelegt. Denn der von den Galläpfeln geſammelte Zuckerſaft iſt, wie es ſcheint, faſt die einzige Nahrung dieſer Ameiſenart im Naturzuſtande. Die auf den Eichenzweigen entſpringenden Honigquellen fließen aber keineswegs das ganze Jahr, und die Ameiſen ſelbſt ziehen ſich während der Wintermonate gänzlich in ihre unterirdiſchen Quartiere zurück: wie deßhalb ihre körnerſammelnden Verwandten [1] im Sommer und Herbſt providae futuri in wohlgeborgenen Erdneſtern Kornmagazine für den Winter anlegen, ſo füllen die Honigameiſen während des Sommers ihre Sandſteinkeller mit lebenden Honigſchläuchen für die ungünſtige Jahreszeit. Schon während jener Periode, in welcher die Ameiſen den Honig von den Gallen einheimſen, laſſen ſie ſich gelegentlich und im Vorübergehen von ihren rundlichen Gefährtinnen füttern; aber im Winter werden dieſe die einzige Nahrungsquelle des Volkes. Dann ſteigen die hungrigen Arbeiter in die Keller hinab, an deren Wölbung ihre ſüßen Vorräthe hängen; mit ſanften Fühlerſchlägen ihre dicken Schweſtern betaſtend, fordern ſie die Zinſen ein von dem Kapitale, das ſie ihnen vor einigen Monaten anvertraut hatten; die Fütterung erfolgt willig auf die oben beſchriebene Weiſe.

Unterziehen wir die Gewichtsverhältniſſe der Honiggefäße von Myr-

[1] Für die Vereinigten Staaten allein ſind bereits fünf Arten körnerſammelnder Ameiſen vorzüglich durch McCooks Forſchungen näher bekannt geworden: Pogonomyrmex barbatus (the Texas harvester), crudelis (the Florida harvester), occidentalis (the occident ant), Pheidole pennsylvanica und die auch in Europa vorkommende kosmopolitiſche Pheidole megacephala. Der erſtgenannten wurde in Folge ungenauer Berichte von Lincecum und Darwin der Betrieb eines rationellen Ackerbaues angefabelt, bis McCook den wahren Sachverhalt entdeckte.

mecocystus einer genauen Prüfung auf einer empfindlichen Wage, so stellt sich heraus, daß der Honigvorrath einer wohlgefüllten Rotunde 8,2mal so schwer ist, als dessen lebendige Trägerin. Die chemische Analyse des Ameisenhonigs ergab, daß er aus Traubenzucker mit Hydratwasser bestehe. Das chemische Laboratorium, dem dieser Pflanzensyrup entstammt, ist nicht im Leibe der Honigameise, sondern in den nektarschwitzenden Galläpfeln der Straucheichen (Quercus undulata) zu suchen, die von den Ameisen in der Sommernacht besucht werden.

Auch die Menschen haben sich den Ameisenhonig zu Nutzen gemacht. Die Eingeborenen plündern seit alter Zeit die Nester von Myrmecocystus, verzehren die honigschwellenden Rotunden lebendig oder pressen den Hinterleib derselben aus wie eine Citrone; der gewonnene Honig wird entweder direct als Nahrungsmittel verwendet oder zur Bereitung eines alkoholhaltigen Getränkes verwerthet; sie schreiben ihm auch besondere Heilkraft zu und legen ihn als Balsam auf gequetschte und geschwollene Glieder. Dr. Loew kam deßhalb auf den Gedanken, die Honigameisen nach Art der Bienen künstlich zu züchten. Der Vorschlag war wissenschaftlich tief begründet, aber praktisch unausführbar; vermuthlich werden die Mexikaner und Indianer das Honigmonopol von Myrmecocystus melliger noch lange ungestört behaupten. — Kehren wir nun noch einmal zu dem inneren Leben unseres kleinen Ameisenstaates zurück.

Die social-ökonomischen Sitten der Honigameise besitzen zwar entfernte Ähnlichkeit mit einem menschlichen Gemeinwesen. Aber es wäre sehr unwissenschaftlich, auf Grund dieser oberflächlichen Analogie den Ameisen Verstand und Freiheit zuzuschreiben, wie es so vielen materialistischen Ameisenfreunden unserer Tage beliebt. Die Arbeiter bauen ihren Honiggefäßen zwar eine passende Wohnung, sie retten dieselben beim Nahen des Feindes, sie füllen deren lebendige Schläuche zur Zeit des Überflusses und verwerthen den aufgespeicherten Vorrath zur Zeit des Mangels. Sind sie sich aber auch des Zweckes vernünftig bewußt, den sie hierbei verfolgen? Kennen sie den Werth ihrer rundlichen Schwestern für die Erhaltung des Volkes? Schätzen und lieben sie dieselben auf Grund der Blutsverwandtschaft und des unentbehrlichen Nutzens für das Gemeinwohl?

Wenn eine honigspendende Rotunde ihr Leben geendet, so wird ihr nektarschwellender Hinterleib von den Arbeitern nicht eröffnet. Man sägt den dünnen Stiel durch, der Brust und Hinterleib der todten Ameise ver-

bindet; dann wird der Vordertheil hinausgezerrt, der Hintertheil hinausgewälzt, bis beide außerhalb des Neſtes dort angekommen ſind, wo die reinlichkeitsliebenden Ameiſen die Leichen ihrer Freunde und Feinde zugleich mit anderen Abfällen aufhäufen; man hat den Platz — allerdings nicht ſehr paſſend — die Begräbnißſtätte der Ameiſen genannt. Weßhalb machen die Ameiſen keinen Gebrauch von dem Honig ihrer todten Gefährtinnen? Iſt es vielleicht „ein Gefühl der Pietät", welches den edelmüthigen Ameiſen verbietet, an ihren verſtorbenen Schweſtern ſich zu vergreifen? Dieſelben Ameiſen ſcheuen ſich nicht, aus dem Hinterleibe einer zufällig gequetſchten Rotunde zu trinken; McCook beobachtete öfters, wie ſich die Arbeiter an der klaffenden Wunde ihrer noch lebenden Gefährtin mit großem Behagen labten — wahrlich, ein hoher Grad von zartfühlender Uneigennützigkeit, von edelmüthiger Pietät!

Unter den Ameiſen gibt es neben barmherzigen Samaritern auch unbarmherzige Prieſter und Leviten, ebenſo gut wie unter den Menſchen. Mit dieſer frivolen Phraſe ſucht der engliſche Materialiſt John Lubbock die Thatſachen zu entkräften, welche gegen ſeine Annahme von individuellen Ameiſentugenden ſprechen. Wäre nicht vielleicht auch Lubbock bei etwas tieferem Nachdenken zu der Einſicht gekommen, daß bei den Ameiſen von individuellen Tugenden und Laſtern keine Rede ſein kann, weil ihnen die Überlegungsfähigkeit und ſomit auch die Willensfreiheit mangelt?

Nicht ſelten verliert eine wohlgefüllte Rotunde aus inneren oder äußeren Gründen das Gleichgewicht, fällt von ihrem erhöhten Standpunkte herab und liegt zappelnd auf dem Rücken; vergeblich ſuchen die hocherhobenen Beinchen einen Anhaltspunkt im Leeren; ſie können die Gefallene nicht mehr erheben. Wer ſoll da nicht erwarten, daß zahlreiche Arbeiter herbeieilen und ihrer theuren Gefährtin, ihrem koſtbaren Schatze wiederum auf die Beine helfen? Doch keine der vorübereilenden Ameiſen leiſtet ihr dieſen Dienſt. Iſt es vielleicht Herzloſigkeit, grauſamer Indifferentismus, der die gerechte Entrüſtung eines Dr. Brehm oder eines andern modernen Thiermoraliſten verdiente? Nein; denn die Ameiſen belecken und reinigen ihre auf dem Boden liegenden Schweſtern wie ehedem; aber es kommt keiner in den Sinn, ihnen auf die Beine zu helfen, obwohl jede ohne Anſtrengung es vermöchte. Offenbar fehlt den Ameiſen die nöthige Überlegungsfähigkeit, um die außergewöhnliche Lage ihrer Genoſſen zu begreifen; ihr inſtinctiver Scharfſinn reicht für dieſe Umſtände nicht aus, und ſo laſſen ſie ihre Gefährten tagelang, ja ganze

Wochen in ihrer unbequemen Stellung, bis es den Unglücklichen durch einen seltenen Zufall sich aufzurichten gelingt. Einige Rotunden lagen sogar zwei Monate und darüber auf dem Rücken, bis sie endlich in ihrer peinlichen Lage starben.

Bei der Anlage eines neuen Baues befanden sich mehrere Rotunden in Gesellschaft von vielen Arbeitern auf der Oberfläche des künftigen Nestes. Von „intelligenten" Ameisen stand zu erwarten, daß sie auch unter diesen Umständen sich ihrer Schätze annehmen und für dieselben zärtlich sorgen würden. Statt dessen begruben sie mehrere derselben lebendig unter einem Haufen von Erde und Steinen, den sie über ihnen zusammenschleppten; die übrigen wurden nicht von den Arbeitern in das unterdessen vollendete Nest gebracht, sondern mußten sich selbst den Weg suchen. Mehrere Honigtöpfe klemmten sich auf den Gängen in den unbequemsten Stellungen fest; die Arbeiter liefen kalt über sie hin und her und befreiten keinen einzigen aus seiner Lage. Eine andere Honigträgerin war unter dem eingefallenen Dache ihrer Kammer theilweise begraben und suchte sich vergeblich hervorzuarbeiten. Eine Arbeiterin stellte sich vor sie hin und sah ihr ruhig zu; eine zweite saß oben auf dem Trümmerhaufen, der die Unglückliche bedeckte, und putzte sich gemüthlich Kopf und Fühler mit dem kammförmigen Sporne ihrer Vorderpfoten. McCook bemerkt hierzu: „Dieses Gemälde ist einfach charakteristisch für das Benehmen der Arbeiter in solchen Fällen."

Wenn die Honigameisen eine wirkliche Überlegungsfähigkeit besäßen, könnten sie nicht so handeln; Überlegungsfähigkeit ist aber nach der alten wie nach der neuen Psychologie das beste Kriterium der Intelligenz. Aber wie ist denn das verständige Benehmen der Ameisen in dem alltäglichen Verlaufe ihres social-ökonomischen Berufslebens zu erklären? Durch die natürliche Anlage ihres sinnlichen Erkenntniß- und Begehrungsvermögens, die sie befähigt, innerhalb eines bestimmten Umkreises von Verhältnissen die zweckmäßigen Mittel zum Ziele zu erkennen und anzustreben. Das sinnliche Erkenntnißvermögen vermag sich jedoch nicht zu jener selbständigen Überlegungsfähigkeit zu erheben, welche ein ausschließlicher Vorzug der geistigen Erkenntnißkraft ist; deßhalb versagt sein Scharfsinn, sobald — wie in den obenerwähnten Fällen — zufällige Störung der gewöhnlichen Verhältnisse eintritt. Und weil der Mangel einer Überlegungsfähigkeit die Möglichkeit einer freien Wahl ausschließt, kann sich auch das Strebevermögen der Thiere nicht zu freiem, moralisch zurechnungsfähigem Handeln erschwingen; die Höhen der Tugend wie die

Abgründe des Laſters bleiben ihm gleich unzugänglich. Deßhalb ſind es leere Phraſen, wenn man von „geiſtigen und moraliſchen Fähigkeiten“ der Ameiſen ſpricht [1].

Wir müſſen alſo zu dem alten Begriffe des Inſtinctes zurückkehren, der in dem Leben und Treiben der Ameiſe eine neue Beſtätigung findet. Unter Inſtinct verſteht man nämlich die eigenartige Anlage des ſinnlichen Erkenntniß- und Begehrungsvermögens, welche jedes Sinnenweſen zur Erreichung ſeines natürlichen Zieles befähigt. Wir begreifen, daß gerade dieſes Wort ſo vielen Materialiſten unſerer Zeit ein Dorn im Auge iſt; denn es ſchließt den Hinweis auf eine höhere Intelligenz in ſich, die für das vernunftloſe Thier höchſt weiſe gedacht hat, und es durch die wohlgeordnete Anlage ſeiner organiſch ſinnlichen Natur ſtark und milde zum vorgeſteckten Ziele führt.

E. Wasmann S. J.

---

[1] Es iſt in der That zu verwundern, wie Sir John Lubbock („Ameiſen, Bienen und Wespen“) aus den von ihm ſtatiſtiſch feſtgeſtellten Thatſachen, welche für die Intelligenz der Ameiſen ſehr ungünſtig lauten, ſo großſprecheriſche Folgerungen für die „geiſtigen und moraliſchen Fähigkeiten“ der Ameiſen zu ziehen wagte. Der Name „wiſſenſchaftlicher Humbug“ wäre für ein ſolches Vorgehen nicht unverdient. Faſt noch wunderbarer iſt es, daß Lubbock wegen ſeines obenerwähnten Buches unter jene Gelehrten gezählt wurde, „welche in ausgezeichneter Weiſe die Theſen der alten Philoſophie über den Inſtinct der Thiere beſtätigt haben“ (L'Encyclique Aeterni Patris, par Mgr. L. C. Bourquard, 1884. p. 133).

Von Thorshavn nach Reykjavik.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

23. Juni.

Als wir auf das Schiff zurückkehrten, war es bedeutend lebendiger darauf, als am Morgen. Kaufleute, Lastträger, Bootsleute waren noch mit Ein- und Ausladen beschäftigt. Manche Leute vom Strand waren da, um bei einem Gläschen Aquavit das Neueste aus Dänemark zu vernehmen. Die Bucht war durch viele Kähne belebt. Der Himmel hatte sich etwas aufgeheitert, und helle Lichtstreifen glitzerten über das dunkle Meer dahin. Nur über den Inselbergen lastete noch schweres Gewölke und ballte sich in weißen Cumuli hoch in den Himmel hinauf.

Auch bei dieser günstigeren Beleuchtung sah Thorshavn nicht viel besser aus, als ein ärmliches Alpendorf aus einer öden Berggegend, wo die Wiesenzone aufhört und der kahle Fels beginnt. Während man aber in den Alpen unter solchen Felsregionen gewöhnlich Wald, Wiesen und freundlichere Landschaft trifft, fängt hier unmittelbar daran das unfruchtbare Meer an und peitscht mit seinen Wogen das einförmige Gestade. Das Städtchen liegt an einer ziemlich weiten Bucht, welche durch ein hügeliges Vorgebirge in zwei Theile geschieden ist. Der kleinere nach Norden beherbergt eine Menge von Kähnen, Fischerbarken und geringeren Fahrzeugen, während der größere — südlich — sich zur offenen Rhede entwickelt. Gegen die gewaltigen Stürme im Winter bietet weder die äußere Bucht noch der innere Hafen mit seinen natürlichen Felsenmauern genügenden Schutz. Mit Thränen in den Augen erzählte uns Frau Hansen, wie der Sturm ihnen während des vorigen Winters eines ihrer besten Handelsschiffe in dem inneren Hafen vor ihren Augen zertrümmerte. Ja, die Häuser unten am Strand sind selbst kaum vor der Wuth des Sturmes sicher. Von ihm gepeitscht, dringen die Wogen hoch über die Klippen des Gestades herein und überschütten das Grasdach mit ihrem schäumenden Gischt. Es muß ein schrecklicher Winter sein. Der Tag dauert kaum etliche Stunden; dann stürmt und wettert es noch wochenlang, und wenn der Sturm ausgetobt hat, lagern sich trübe Nebel bis herab an die Küste und hüllen oft auch diese in ihren grauen Mantel ein. Die feuchte Luft durchdringt Alles, und nur im Innern der Häuser kann man sich gegen die frostige Nässe schirmen.

Das Vorgebirge, das die zwei Buchten trennt, ist ganz mit Häuschen und Hütten überkrustet, zwischen denen enge, winkelige Gäßchen nur kleinen Zwischenraum lassen. Keines dieser Gäßchen ist eben; schon das nächste Haus steht wieder etwas höher oder tiefer auf dem knorrigen Felsengrund,

der, noch von keinem Ingenieur oder Mineur in seiner phantastischen Willkür gestört, sich möglichst unregelmäßig zum Hügel erhebt. Unten roh, mit Felsstücken und Rasen verbarrikadirt, auf den Dächern mit Gras und Kryptogamen bewachsen, sehen diese kleinen Häuschen mit ihren kleinen, spärlichen Luken und Fenstern fast wie Nester aus, die, aus dem Felsen hervorgewachsen, sich am liebsten ganz darin verbergen möchten, um gegen das Ungemach des Meeres und der Atmosphäre Schutz bieten zu können. Nur die besseren sind mit getheerten, zum Theil auch weiß angestrichenen Brettern bekleidet, die man weit aus dem Süden kommen lassen muß, weil in der ganzen Inselgruppe kein Wald ist und die spärlichen einzelnen Bäume sich nur kümmerlich entwickeln.

Über diesem Gewimmel von armen Hütten und Häuschen, das sich vom Strand der beiden Buchten die Hügel hinan entwickelt, erhebt sich ungefähr in der Mitte, wie ein Wesen aus einer anderen Culturwelt, eine Kirche und ein Kirchthurm, weiß, mit goldenem Gockelhahn, in primitivem Stil und in den Dimensionen einer kleinen Bergkirche. Rechts davon, etwas höher, hat sich der Staat in einem stattlichen Steingebäude seine Wohnung errichtet. Es ist der einzige Bau, der einigermaßen an eine Stadt erinnert. Da haust Sr. Dänischen Majestät Diener und Stellvertreter, der Amtmann (amtsmadr), der, zugleich Commandant, mit dem Landvogt und Sorenskriver zusammen das Colonialregiment in den Faröern führt. Die geistliche Obrigkeit, der Propst, wohnt nach dem südlichen Ende der Ortschaft hin, in einem recht bescheidenen Häuschen. Unfern davon deutet ein Thürmchen eine zweite Kirche an, mit einem kleinen Bauernhaus daran. Hier hatte sich einst ein deutscher Missionär niedergelassen und eine katholische Mission gegründet, aber nach mehreren Jahren entbehrungsreicher Thätigkeit sich genöthigt gesehen, dieselbe wieder aufzugeben. Wo wir hinkamen, fanden wir ihn noch in bestem Andenken. Er was als gebildeter, wissenschaftlicher, wohlthätiger und allseitig tüchtiger Mann überall wohl gelitten. Wenn er nur kein Priester gewesen wäre! Aber vom Katholischwerden wollten die Färinger, ein paar arme, gute Leute abgerechnet, nichts wissen. Das war ihnen zu complicirt. Der Lutheranismus war einfacher und stellte geringere Anforderungen. Halbe Naturmenschen und zähe am Alten haftend, bewiesen sich die armen Fischer und Schiffer dem Missionär gegenüber so widerhaarig, wie nur ausgelernte Positivisten und Darwinisten. Auf katholische Ansiedler von anderswoher war keine Aussicht, nnd so wurde denn der Missionsversuch vorläufig aufgegeben, d. h. auf bessere Zeiten verschoben.

Am andern Ende von Thorshavn, nördlich, erhebt sich auf einem felsigen Hügelvorsprung ein kleines Fort, dessen Kanönchen jedoch einem ordentlichen Panzerschiffe wohl nicht lange Trotz bieten könnten. Auf hohem Flaggenstab wehte der Danebrog, die dänische Flagge, weißes Kreuz auf rothem Grunde, die einzige Erscheinung, welche, auf unserem Schiff und am Strande in noch einigen Exemplaren sich wiederholend, etwas Farbe in das sonst todte, graublaue, dunkle Seebild brachte. Es fröhlich zu gestalten, vermochte selbst die liebe Sonne nicht. Denn baumlos und trostlos stiegen hinter dem Städtchen

in mehreren Wellenlinien, ohne scharf markirte Zacken, die Hügel der Insel Stromö empor, bis sie oben in phantastischen Wolkengestalten verschwanden, und je kräftiger die Sonne leuchtete, desto schärfer stach der todte Fels von seinem dünnen Mooskleide und dem kümmerlichen Buschwerk ab. Doch haben die Faröer immerhin noch eine reichere Vegetation, als der Fernblick von der Rhede aus gewahren läßt. Zwischen den Hecken, welche sich an den Hügeln hinziehen, ist mancher kleine Garten und manches Stückchen Feld mit schwerer Mühe dem mageren Boden abgewonnen, und da und dort mildert eine Wiese die eintönige Felslandschaft. Fels und Meer behalten aber entschieden die Oberhand. Zwischen Fischen und Seevögeln wohnend, theilt der Mensch einigermaßen das unstete Loos dieser Geschöpfe; bald mit dem Ungemach der See, bald mit dem Widerstand der rauhen Felsen ringend, härtet er sich im Kampfe mit beiden ab, begnügt sich mit Wenigem und freut sich königlich, wenn es um sein ärmliches Gehöft herum recht stark nach Fischen riecht. Denn Fische sind seine Hauptnahrung, Fische der hauptsächliche Handelsartikel, Fische sein Hauptstudium. Mit Fischen werden die Wiesen gedüngt, und selbst die Hausthiere, Katze und Hund, Schwein und Kuh, bekommen mit von den Fischen.

Es wurde halb zehn, bis der „Romny" seine Handelsgeschäfte bereinigt hatte und endlich abfahren konnte. Zu meiner Erheiterung kam der Lootse Zacharias wieder und übernahm, anstatt des Kapitäns, die Leitung des Schiffes. Er war indeß ein gemüthlicher Regent und konnte, wie der große Cajus Julius Cäsar, Mehreres zugleich treiben: er rauchte sein Pfeifchen, nahm sein Prischen, plauderte mit Kapitän und Passagieren und hielt dabei beständig auf den Kurs Acht, commandirte dem Steuermann bald mit Gesticulationen, bald mit abgerissenem Zuruf, und führte uns sicheren Blickes an den Gestaden der Inseln Stromö und Österö entlang in die Meerstraße hinein, welche letztere Insel von Bordö trennt. Lootsenführung ist in diesen engen Straßen der Inselgruppe unerläßlich, sowohl wegen des häufigen und dichten Nebels, der sich oft ganz unerwartet von den Bergen herabsenkt, als wegen der verschiedenen Strömungen und Klippen, die sie unsicher machen, und wegen der oft plötzlich einbrechenden Stürme, welche fast jedes Jahr Unglücksfälle anzurichten pflegen. Für Barken und Kähne ist der Verkehr zwischen den einzelnen Inseln vielfach von bestimmten Strömen bedingt, und wird zu anderer Zeit oder bei Gegenstrom und Sturm geradezu gefahrvoll. Der wettergebräunte Zacharias hatte manchen solchen Sturm mitgemacht; zufrieden mit Wind und Wetter, schaute er jetzt so behaglich auf's Meer hinaus, als ob es ihm gehörte. Zwischen den prosaischen Figuren der Reisegesellschaft sah er so originell drein, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, ihn in mein Notizbuch zu skizziren. Die Skizze ging von Hand zu Hand und kam zuletzt auch an ihn. Er guckte mich zuerst ganz verwundert an: „Soll ich das sein? Ist das Ernst oder Spaß?" Im Ganzen gefiel es ihm aber, abconterfeit zu sein, und er schüttelte mir treuherzig die Hand. Weit mehr freute es mich aber an dem wackern Seebären, daß er beim Abschied von meinem Reisegefährten ein Crucifix, das dieser ihm schenkte, mit

dem Ausdruck der herzlichſten Freude und Dankbarkeit entgegennahm. Wie ein Kind, das ein Geſchenk erhalten, kam er auch zu Graf Wolfegg und mir, um uns die Hand zu drücken und zu danken. Im rauhen Kampfe mit den Elementen ſo oft ernſter Lebensgefahr ausgeſetzt, freute ſich der ſchlichte, brave Mann, etwas zu haben, das ihn an den Erlöſer und an Gottes Beiſtand erinnerte. Es iſt viel Gutherzigkeit und vielleicht auch noch viel Glauben bei dieſen einfachen Menſchen.

Die ganze Inſelgruppe, einen Flächenraum von 1333 qkm umfaſſend (alſo etwa ſo groß, wie einer der mittleren Schweizerkantone, Aargau oder Luzern), zählt 17 größere und etliche kleinere Inſeln, und zerfällt in drei kleinere Gruppen. Die ſüdliche bildet der „Mönch" und die längliche Inſel Suderö. Die mittlere beſteht aus der größern Inſel Sandö und den kleineren Store Dimon, Lille Dimon, Koltir und Heſtur (letztere beiden Namen bedeuten „das Füllen" und „das Pferd"). Die eigentliche Hauptgruppe liegt im Norden und bildet eine Art von zuſammenhängendem Gebirge, deſſen Spitzen und Bergrücken durch neun Meeresarme in die Inſeln Mygenäs, Vaagö, Stromö, Öſterö, Kalsö, Kunö, Bordö, Vidö, Svinö und Fuglö getrennt iſt, während der Südſpitze von Stromö entlang die ſchmale Inſel Naalsö gleichſam eine Fortſetzung zu Öſterö bildet. Wie die Hauptbergzüge der Inſel, laufen auch die neun Kanäle, wenn auch nicht ganz gleich, von Südoſt nach Nordweſt, ungefähr nach Island hin.

Die Fluth vom atlantiſchen Meere her bringt in dieſen Meerſtraßen eine regelmäßige Strömung und Gegenſtrömung hervor, „Vald" genannt, welche die Einwohner genau kennen und zu ihren Fahrten, beſonders zum Fiſchfang benützen. Der eine Strom von Weſt nach Oſt dauert 6 Stunden 12 Minuten. Doch mehrt der Strom bei Sturm und Unwetter bedeutend die Fährlichkeit, und das Zuſammentreffen des Stromes mit andern kleineren Meeresſtrömungen erfordert bei den Inſelfahrten viel Geſchick, Kenntniß und Erfahrung. Durch Sturm, Wirbelwind und Nebel wird die Verbindung zwiſchen den einzelnen, weiter auseinander liegenden Inſeln oft Wochen lang unterbrochen, namentlich im Winter.

Sonſt iſt der Winter milde, ſo daß man die Schafe faſt immer im Freien weiden läßt, oft auch die Pferde. Dagegen iſt der Sommer kurz und feucht. Man rechnet im Jahre etwa 267 Regentage, alſo kaum 100 ſchöne, freundliche Tage.

Wir hatten das Glück, einen dieſer guten Tage zu treffen. Im vollen Sonnenſchein war das Meer herrlich blau. Während wir an den Inſeln Stromö und Öſterö vorüberfuhren, kochte und arbeitete es unaufhörlich in den gewaltigen Wolkenmaſſen, die wie ein zweites Gebirge über dem Felskern der Inſeln laſteten. Oben von der Sonne erhellt, warfen die weißen und leichtgrauen Wolkenballen tiefe, phantaſtiſche Schatten auf die röthlichen Felsterraſſen, welche ſich einſam und trotzig aus dem milchweißen Saum der Brandung erhoben. Zwiſchen Thorshavn und der großentheils nur von Vögeln bewohnten Inſel Naalsö befanden wir uns erſt in einem ſeeartigen Sunde. Zwiſchen den pyramidenförmigen Vorgebirgen der Inſeln Stromö und Öſterö

that sich links allgemach der schmale Kollafjordjur auf, der aber rasch in einem Felsenlabyrinth sich zu verlieren schien, rechts das hohe Meer in freudigem Sonnenglanz. Es war ein höchst malerischer Gegensatz: das düstere Felsenschloß, das sich langsam aus seiner grauen Nebelhülle hervorkämpfte, und das weite, offene Meer, das, anscheinend in den schmalen Felsenstraßen gefangen, sich gigantisch nach dem fernen Horizont erweiterte, um von Nord und Süd das ganze Bergschloß zu umringen. Dort die nordischen Götter in Wolken auf ihrem Felsensaal, hier der unermeßliche Kampfplatz der Vikinger und ihrer stolzen Schiffe.

Eine zweite Meerstraße führte uns zwischen die Inseln Österö und Bordö hinein. Unmittelbar vor uns schien die Südspitze von Kalsö, eine kahle Felspyramide, den Weiterweg zu versperren. Aber Zacharias ließ sich nicht beirren. Er verordnete dem Steuermann eine tüchtige Wendung nach Osten. Bald war uns die Aussicht nach dem offenen Meere ganz entschwunden und wir dampften in eine öde Bucht der Insel Bordö hinein. Weit und breit kein Haus, kein Stall, kein Baum; nur Felsen und Gestrüpp, Meer und Wolken — eine großartige Einsamkeit. Im Innern der Bucht indessen that sich ein gemüthlicher, kleiner Handelsplatz auf und der Danebrog grüßte uns von mehreren Schiffen und Häusern.

Die Bevölkerung der Faröer ist seit dem vorigen Jahrhundert beständig im Steigen. Sie betrug:

1769	. . .	4 775,
1801	. . .	5 265,
1834	. . .	6 928,
1860	. . .	8 922,
1870	. . .	9 992,
1880	. . .	11 221.

Auf 1 qkm Landes kommen nur 8 Menschen. Da es den Inseln gänzlich an Wald und Bäumen fehlt, die Vegetation auch sonst dürftig ist, so tritt die Felsgestalt der Inseln fast überall in ihrer nackten Ursprünglichkeit zu Tage. Vielfach zerklüftet, steigen die röthlichen Trapplager meist jäh zu einer Durchschnittshöhe von etwa 1000 Fuß auf. Bald ragen sie als ziemlich regelmäßige Kegel oder Pyramiden in's Meer hinaus; bald bilden sie eine langgestreckte Mauer, die in scharfen Absätzen nach dem Meere abfällt; bald umschließen sie kesselförmige Thalmulden, in deren geschütztem Grunde einzelne Wohnungen, oder mehrere Höfe, oder wenigstens kleinere Weidegründe sich zeigen. Immer aber bauen sich die Felsen in terrassenförmigen Absätzen auf, in welchen Trapp, besonders Trapp-Porphyr, mit weicheren Trappsandsteinlagern wechselt. Dieser verwittert leicht, und wenn das geschieht, stürzen die oberen Massen herunter und bilden die sogen. Urdar — kleine Bergstürze. Die Terrassen werden Hamrar (d. h. Hämmer) genannt, die schrägen Abhänge Fjall oder Fell, die Bergspitzen Tindar. Der höchste Punkt auf Österö, der Slattaretindur, erreicht 2809 dän. Fuß, der höchste auf Stromö, der Skjallingfjälld, 2431 Fuß. Da sich indeß die Vorgebirge zu 1000 Fuß

und darüber erheben, so hat man in den nördlichen Inseln immer eine gewaltige Felsenburg vor sich, nach unten von mattem Grün belebt, nach oben meist kahl und öde. Doch heben sich die röthlichen Felsentöne schön von dem Grün der kümmerlichen Weiden ab und von dem tiefblauen Meere. Bis hinauf in die schroffsten Felsregionen klettern Schafe ihrem kümmerlichen Futter nach. Die älteren Ansiedlungen sind keine eigentlichen Dörfer, sondern nach altem Normannenbrauch nur Complexe näherstehender Höfe, in deren Mitte gewöhnlich eine Kirche errichtet ist. Im Ganzen sind auf den Inseln 41 solcher Kirchspiele, aber nur 7 Pastorate. Beim Ausfahren von Thorshavn begegnete uns ein Nachen, auf dem eben ein Pastor nach einer entlegeneren Kirche fuhr, um dort folgenden Tages Gottesdienst zu halten. Die neueren Handelsplätze entwickeln sich mehr nach Art eigentlicher Dörfer, indem die Häuser näher beisammen stehen und schöner und wohnlicher gebaut sind.

Die zahlreichen Buchten, Straßen, Vorgebirge und Einschnitte gewähren dem Vorüberfahrenden zwar stets ähnliche Bilder mit demselben Colorit, aber doch einen steten Wechsel der Zeichnung. In der Station Klacksvik war das offene Meer dem Blicke völlig entzogen. Man glaubte in einem ruhigen Landsee zu sein, der seine Arme in ein wildes Gebirge hinein ästen ließ. Am Ende der Bucht, wo zwei Bergausläufer sich zu einer Landenge vereinigten, stand eine kleine Holzkirche, frisch mit weißer Farbe getüncht. Am Strande erhoben sich einige größere Factoreien, dann, übereinander den Hügel hinan, etliche 30 Häuser und Hütten, alle mit Gras bedeckt.

Auffällig war eine Wohnung, die zwischen schlichten Bretterhäusern sich wie ein artiges Schweizerhäuschen ausnahm, unten mit weißgetünchter Mauer, oben mit braunen Bretterwänden, darüber ein stumpfes Grasdach.

Die Ankunft eines Schiffes ist für die einsamen Insulaner, welche sich die nöthige Communication zwischen den Inseln schon oft genug durch Sturm und Wogen erkämpfen müssen, immer ein Ereigniß. Eine Menge Männer, Burschen, Knaben und Kinder drängte sich an den Strand; auch neugierige Weiber kamen aus den Häusern hervor, um sich die Passagiere anzusehen. Die Männer, sämmtlich in der schon beschriebenen Tracht, sahen bärtig und ziemlich wild drein. Nur mit Fischfang, Vogelfang und Schafzucht beschäftigt, in stetem hartem Ringen mit Wetter und Meer, haben sie ein hartes, mühseliges Leben. Jedes Jahr kommen Viele bei ihren unvermeidlichen See- und Felsabenteuern um; dafür erreichen die Andern durchschnittlich ein respectables Alter. Man findet viele Leute über die 60 und 70 hinaus, nach der alten Erfahrung, daß Strapazen die Gesundheit weniger aufreiben, als Wohlleben und Luxus. Daß das Trinken eine der Hauptsünden der Färinger ist, davon bekamen wir gleich beim Landen ein Pröbchen. Einer der Männer, die an der Landungsbrücke standen, war so knallvoll, daß er Brücke und Luft nicht mehr unterschied, sondern jäh zwischen ein paar Nachen herabtaumelte. Unter großem Humor der Umstehenden ward er von andern Fischern, die ihn gehörig schimpften, aus seinem ernüchternden Bade herausgezogen und an's Land spedirt.

Graf Wolfegg hatte seine Jagdflinte mitgenommen, hatte aber nur Patronenhülsen, kein Pulver. Wir suchten also einen Laden auf und wurden in eine große Butike gewiesen, wo, wie in guter alter Zeit, Victualien, Kleider, Holz, Eisenwaaren — einfach Alles zu haben war. Wie am Strande, gafften uns die Leute mit sehr brummigen Gesichtern an. Dagegen nahm uns der Sysselmann (Kreispräsident), den wir um Jagderlaubniß fragen wollten, sehr wohlwollend auf und bot uns sogar Cigarren an, was zum Patronenstopfen nicht eben sehr paßte. Die ganze Inselgruppe ist in sechs Syssel getheilt, hat also sechs solcher „Sysselmänd", welche unter Direction des „Amtmanns" sowohl die laufenden Regierungsgeschäfte als auch das Richteramt verwalten. Der Sysselmann wohnte bescheiden, aber nicht ohne den gewöhnlichen continentalen Comfort. Er erwähnte mit viel Liebe und Hochachtung des katholischen Missionärs, Herrn Bauer, der früher in Thorshavn wohnte.

Die Jagderlaubniß nützte indeß nicht viel. Die Seeschwalben, Seepapageien und Austernfischer hielten sich vor dem kleinen Hinterlader in respectvoller Entfernung und waren, wenn sie auch neckend in die Nähe kamen, in rascher Wendung wieder entflohen. Mich freute es vor Allem, wieder auf festem Boden spazieren zu können. Wir gingen zu der kleinen Kirche, an der nichts Merkwürdiges zu sehen war — eine gutgeschnittene, gutgenagelte und sauber angestrichene Bretterbude mit etlichen Fenstern rechts und links und einem kleinen Thürmchen auf dem Giebel über der Thüre. Rund herum waren ein paar armselige Wohnungen. Die Aussicht aber war schön, sowohl nach dem kleinen Fjord hin, durch den wir von Norden her gekommen waren, als auch nach einem zweiten, der sich südlich aufthut.

Am Strande lagen Schädel und Gerippe von Grindwalen herum.

Als wir zurückgingen, folgten uns zwei Färinger dicht auf den Fersen, horchten uns zu und beobachteten uns mit nicht eben freundlichen Geberden. Wir wandten uns endlich um und fragten, was sie wollten. Da fragten sie uns, ob wir Dänen seien. „Nei, vi ere Tydsker." Darauf hellte sich ihr Antlitz plötzlich auf, sie schüttelten uns gemüthlich die Hände, entschuldigten sich, daß sie uns für Dänen gehalten hätten, und schlugen einen andern Pfad ein. Wir klommen den steilen Hammer hinan, um eine weitere Aussicht zu erlangen. Hinter einem der obersten Häuschen fanden wir ein ganz kleines Grundstück mit einer Hecke von Walfischköpfen umzäunt. Das ist charakteristisch, da der Grindfang hier eine große Rolle spielt. Auf den mageren Wiesen weidete einiges Vieh, oben Schafe.

Das Panorama, das sich von der Höhe darbot, hatte eine gewisse melancholische Großartigkeit. In zwei großen, seeartigen Buchten drängte sich der Ocean in die Insel Bordö hinein, deren Bergrücken und Bergspitzen in monotoner Perspective sich coulissenartig hintereinander aufzackten. Nach Norden verlor sich der eine Fjord in größeren Doppelarmen zwischen den Felscoulissen — über den höheren lagerten weiße, dichte Wolkenknäuel, nur auf die Gelegenheit wartend, Sonne, Meer und Fels in trüben Nebelschleier einzuhüllen. Alles war einsam und todt. Ehe wir den Grat völlig erreichen

konnten, ſandte uns der dicke Kapitän Weſt ſeine Polizeiordre in Form eines ſchrillen Pfiffs an die Felſen hinauf, und wir beeilten uns, ſeinem Machtgebot zu entſprechen.

Die weitere Fahrt durch die enge Straße zwiſchen den Inſeln Kalsö und Kunö dauerte, da die Maſchine nur mit halber Kraft arbeitete, etwa vier Stunden, von 3 bis 7 Uhr. Bei ſo ſchönem Wetter war ſie ein wahrer Genuß. Stets thaten ſich rechts und links neue Seen auf, wilde Thäler, Vorgebirge, Buchten, gewaltige Felſenburgen, ſtille Weidegründe, kleine Dörfchen, phantaſtiſche Bergzacken und darüber drohendes Gewölke. Die ſchönſte Sicht bot aber unſtreitig der Ausgang ſelbſt, als nach und nach die ganze nördliche Inſelgruppe zu Tage trat, mit ihren ſteil abſteigenden Uferklippen, den zahlloſen Buchten, Einſchnitten und Kanälen, ihren Alpen und Bergen, beſonders dem ſchneebedeckten Slattaretindur. Was auf der Weltkarte ſich nur wie ein paar kleine Punkte ausnimmt, das war hier eine großartige Berglandſchaft, die in der ganzen Länge des ſüdlichen Horizonts erſt in mattem Farbenwechſel, dann wie ein dunkles Wolkenſchloß aus dem Gold und Purpur des Abendhimmels aufragte, während der Ocean nach Weſt und Nord ſich unermeßlich aufthat.

24. Juni.

Wir waren nun ſo weit auf dem Atlantiſchen Meere draußen, daß ich nicht ungern noch weiter hinüber bis New-York gefahren wäre. Wir bekamen den ganzen Tag kein Land in Sicht und vom Sonntag hatten wir nichts, als ein ſonntägliches, helles, ruhiges Wetter. Zum Meſſeleſen wäre nirgends ein geziemender Platz geweſen; wir mußten alſo darauf verzichten. Die Freimaurer, deren gewiß manche auf dem Boote waren, verſchonten uns dafür auch mit einer Johannisloge. Denn es war Johannistag.

Herr Z. gab mir allerlei Notizen über Island. Er geſtand, was ich ihm als einem däniſchen Kaufmann nicht gering anrechnen muß, daß das Land durch das frühere däniſche Handelsmonopol tief herabgedrückt worden ſei; in dieſem Jahrhundert ſei es allmählich etwas beſſer geworden, doch laſteten die Folgen jener Zuſtände noch immer auf dem Land. Der lange und harte Winter voriges Jahr habe eine drückende Hungersnoth und große Bedrängniß hervorgerufen. Dem Mangel an dem nöthigen Futter ſeien viele Schafe und Pferde erlegen — ein harter Verluſt für Leute, deren Hauptreichthum in dieſen Thieren beſteht. Raſche Hilfe ſei jedoch alsbald von England und Dänemark zugefloſſen. Ein Comité unter dem Vorſitze des Mayors von London habe für 5000 Pfd. Sterl. Victualien beſchafft, und dieſe ſeien ſofort vertheilt worden. Dänemark habe 230 000 Kronen geſpendet. Davon ſeien noch 180 000 in der Kaſſe geblieben. Neben dem drückenden Mangel traten auch die Maſern auf, von denen das Land ſeit 1846 ziemlich verſchont geblieben, und verbreiteten ſich über die ganze Inſel.

25. Juni.

Ein großer Jubel herrſchte auf dem Schiffe, als es am Morgen hieß: Island in Sicht! Alle beeilten ſich, möglichſt raſch auf Deck zu kommen.

So kurz eigentlich die Seereise war, freute sich Jedermann, schon am Ziele oder wenigstens so nahe daran zu sein.

Der erste Eindruck war trotz aller Spannung ein überraschender, großartiger, gewaltiger. Weder Zeichnung noch Malerei können das Stimmungsbild völlig wiedergeben. Ich stand vor einer mir ganz neuen, fremdartigen Welt. Die Luft war kalt, spätherbstlich, fast winterlich. Der Himmel war hell, wolkenlos, und doch hatte er kein freudiges Blau. Nach Süden, Osten und Westen dehnte sich noch, wie gestern, das unermeßliche Meer, in der Nähe tiefblau, nach der Ferne sich in's Eisen- und Stahlgrau abstufend. Die „Kühlung" vom vorigen Tag hatte etwas nachgelassen; doch konnte das Schiff noch immer die Segel brauchen, und der Wind kräuselte die mächtigen Wogen mit weißem Silberschaum. Nach Norden hatte sich indeß die Scene verändert. Da tauchte die seltsamste Winterlandschaft auf, die ich noch je gesehen — eine graublaue, fast in's Schwärzliche spielende Felsmauer erhob sich meilenweit aus dem Meer, darüber unmittelbar eine ebenso lange Kette von Schneebergen, von Osten her langsam gegen Westen ansteigend, wo mehrere gigantische Eis- und Schneepyramiden theils unmittelbar in den viel dunkleren Himmel hineinstarrten, theils, von leichtem Gewölk umflort, noch eine bedeutendere Höhe vermuthen ließen. Nirgends ein Zeichen von Vegetation — nur Felsen, Lavafelder, Eis, Schnee und Meer. Als wir der Küste näher kamen, sahen wir durch's Fernrohr und bald auch mit bloßem Auge deutlich, wie der Fels auf weite Strecken unvermittelt dem Meer entsteigt und ebenso unvermittelt in den Gletscherfeldern verschwindet, während da und dort die Eisfelder bis fast an's Meer herabzusteigen scheinen, wo uns auf zackigen und wildzerrissenen Vorgebirgen phantastische Klippengebilde schwarz und gespenstisch entgegenstarrten. Von der Thierwelt zeigte sich nichts in dem starren, melancholischen Winterbilde, als dann und wann eine Heerde von Walen, die in einiger Entfernung vom Schiff ihre Spritzübungen hielt, und zahllose Schwärme von Seevögeln, meist Alken, deren schneeweißes Gefieder erst recht fühlbar machte, wie trüb und düster das ganze Bild war.

Welch ein Gegensatz zu den lebensvollen Bildern, die in den letzten drei Wochen an mir vorübergeeilt — die von tausend Gasflammen erhellten Alsterseen zu Hamburg, das bunte Schiffsgewühl an der Elbe, der herrliche Schattenwald des Dyrehavn zu Kopenhagen, die von Schiffen aller Flaggen belebte Rhede von Leith, das stolze Edinburgh am Krönungstage der Königin! — Überall Lärm und Lustigkeit, Menschengewühl und Leben, Sang und Klang, frisches Grün und Farbenpracht, sommerlicher Glanz und Freude — — und hier eine Einsamkeit, stiller als die der Thebais — die noch ungebändigte, unerforschte und der Kunst des Menschen trotzende Natur, isolirt von allem Leben — die Urkräfte und Urgestalten, die alles organische Leben bedingen, bedrohen, zerstören und wieder aufrichten, Eis und Feuer, Fels und Ocean, titanisch groß in ihrer gewaltigen Ursprünglichkeit — ein Eispalast, den der Schöpfer spielend durch Feuersgluth aus der Tiefe des Oceans emporsteigen ließ, um dem stolzen Ameisenschwarm des Menschengeschlechtes zu sagen: Bis hierher und nicht weiter! Je länger man diesen Eispalast an-

ſieht, deſto grandioſer ſieht er aus, und deſto leichter begreift man, wie die Isländer ſich wirklich in ihre Heimath verlieben und darauf ſtolz ſein mögen.

Ganz anders ſiehſt du aus,
Schimmerndes Bergeshaus
Hoch in der Luft.
Leuchtender Sonnenſtrahl
Blitzt in dem Fluß zu Thal,
Flammt hin am Gletſcherſaal
Durch Fels und Kluft.

Was wir von Island zuerſt zu Geſichte bekamen, war ungefähr die Mitte der Südküſte, in der Nähe von Cap Portland. Das Schiff hatte alſo ziemlich den kürzeſten Weg genommen. Von den Bergen des noch faſt unerforſchten Vatna Jökull, den höchſten Spitzen der Inſel, bekamen wir nichts zu ſehen. Nebenbei geſagt, wird „ll" immer wie „tl" geſprochen, alſo „Jökull" wie „Jökutl", was Schneeberg, Gletſcher bezeichnet, im Gegenſatz zu „Fjall" und „Fell", was einen Berg ohne ewigen Schnee bedeutet. Die altnordiſchen Ausdrücke für Bergſpitzen, wie „Gnupur", „Hnukur", „Nybba", „Gnypa", „Tindur" ꝛc., finden ſich auch in Norwegen wieder. Hügel heißt „Holl" (Hotl), „Holt" bedeutet einen Steinhügel, „Háls" den Bergrücken, „Sida" und „Brekka" den Bergabhang, „Drangur" die Klippe.

Das Schiff ſteuerte gerade auf Cap Portland los, um von da dann weſtlich der Küſte entlang zu fahren. Cap Portland, das auf Isländiſch Dyrhólarey (Thorhügelinſel) heißt, iſt, wie der Name ſagt, eine Felsinſel, in welcher ſich ein Hügelvorſprung der Hauptinſel nach Süden hin fortſetzt. Den andern Theil ſeines Namens dankt das Cap zwei gewaltigen natürlichen Felsthoren, unter deren Bogen das Meer majeſtätiſch dahinwogt. Unter dem größeren, ſchien mir, hätte wohl unſer Dampfer bequem durchkommen können; aber die toſende Brandung, welche viele Meter hoch an den ſchwarzen, zerklüfteten Felſen emporſchäumt und donnernd in's Meer zurückſinkt, verbietet dergleichen Kunſtſtücke. Wir kamen indeß nahe genug, um einige Zeit durch das phantaſtiſche Felſenthor hindurchblicken zu können. In einiger Entfernung davon zeigten ſich drei andere Ungethüme, die Reynisdrangar genannt, d. h. drei vielzackige, ſchwarze Felſenriffe, die ſo ſtehen, daß ſie wie zwei umgeſtülpte, rieſige Backenzähne mit ihren fürchterlichen Wurzeln aus dem Meer herausſtarren. Sie ſehen recht geſpenſterhaft aus, und man wundert ſich nicht, daß die Volksſage einen Kobold nebſt Frau Gemahlin und Sohn daraus gemacht hat, obwohl ſich keine eigentliche menſchliche Figur aus denſelben herausphantaſiren läßt. Es ſind vollendete Geſpenſter.

Da der Kapitän zum erſten Mal nach Island fuhr, der erſte Steuermann trotz ſeines ausgeſprochenen Lutheranismus ein ſchlechter Geograph war, die Paſſagiere einander ſelbſt um Orientirung fragten, ſo war ich ziemlich auf meine Karte angewieſen und glaubte nichts, was nicht ungefähr damit ſtimmte. Das nächſte große Schneegebirge vor uns mußte der Myrdalsjökull ſein; öſtlich davon wurden einige Schneegipfel, die halb in den Wolken

ſteckten, als Katla oder Kötlugjájökull bezeichnet, etwas weſtlich vom Myrdal ſollte der Godalandsjökull ſichtbar ſein. Ich kann nicht ſagen, daß ich dieſelben genau von dem Myrdalsjökull unterſcheiden konnte; aber einen klaren und unvergeßlichen Eindruck gewann ich von der langgeſtreckten Schneepyramide des Eyaſjallajökulls (Inſelbergs), der ſo verſchieden von ſeinem ſachſen-weimariſchen Namensvetter war, wie Island überhaupt von Thüringen. Er nähert ſich der Küſte am meiſten; wir fuhren wohl etwa zwei Stunden oder länger ſeinem Fuß entlang, an dem man deutlich einen Streifen graugrünen Flachlandes wahrnehmen konnte, während oben nach der Spitze hin zahlreiche baſaltiſche Felswände und ſchwarze Riffe das im Sonnenglanz blitzende Schneefeld unterbrachen. Die Spitze iſt kraterartig abgeſtumpft, d. h. zwiſchen einem etwas höheren weſtlichen Gipfel und zwei andern nach Oſten liegt ein ziemlich langer Sattel, von deſſen Abhängen nach dem Myrdal hinüber ein gewaltiger Gletſcher ſich ausbreitet. Nachdem wir etwas weiter gefahren, ſollte ſich auch endlich meine lebhafteſte Erwartung befriedigen. Denn in weſſen Phantaſie ſchmilzt nicht die Vorſtellung von Island mit jener des Hekla und mit den Bildern dieſes Vulkans zuſammen, der neben Veſuv und Ätna der populärſte Schul-Vulkan der Erde iſt? Da erſchien er endlich in bedeutender Entfernung links hinter dem Eyaſjalla, ein ehrwürdiges, majeſtätiſches Schneehaupt über einem ganzen Gewirre kleinerer Berge und Hügel. In dem Panorama der übrigen Schneeberge nahm er ſich nur wie eine Größe zweiten Ranges aus. Als alter Jugendtraum, als ein Ding, das ich ſeiner Ferne halber nie zu ſchauen gehofft hatte, war er mir gleich das Liebſte von Allem, und ich wünſchte nur das Eine, daß er doch ein klein wenig Feuer ſpeien möchte. „Liebes Löwlein, brülle doch noch einmal!" Doch dem Hekla war es nicht um's Feuerſpeien, er rauchte nicht einmal, ſondern ſtarrte eiſigkalt, wie ſeine Geſellen, in den melancholiſchen Winterhimmel hinein.

Eine Abwechslung in dieſe zuletzt etwas einförmige Berg- und Küſtenſchau brachten die Weſtmanna-Eyar oder Weſtmanns-Inſeln, eine Gruppe von 14 kleinen Felsinſeln, welche unſern, etwa eine Meile von der Südküſte Islands, ziemlich nahe beiſammen liegen. Sie heißen ſo, weil ſie zuerſt — noch vor dem eigentlichen Island — von Irland aus bevölkert, die Irländer aber bei den Norwegern Weſtmänner genannt wurden. Die Ufer dieſer Felſenneſter fallen meiſt ſchroff in's Meer ab. Nur die größte der Inſeln, Heimaey (Heim-Inſel), iſt von Menſchen bewohnt, die andern — Sudrey, Erlandsey, Alsey, Bjarnarey, Hellirey, Sulukſker und Geldingaſker (Südinſel, Irländerinſel, Seilinſel, Bäreninſel, Höhleninſel, Tölpelſcheere und Hammelſcheere) — ſind nur Weideplätze für Schafe und der Tummelplatz zahlloſer Seevögel. Die erſte, der wir uns näherten, ſah wie ein großes Wrack aus, das ſeinen Schnabel der Küſte von Island zudrehte; die zweite war ein runder, pfeilartiger Felſenklotz, oben mit einer grünen Calotte bekleidet; die dritte war endlich die Hauptinſel Heimaey, ein vielzackiger Berggipfel, der ſich aus dem Schooße des Oceans erhebt. Die höchſte Spitze, der Heimaklettur (916 Fuß), iſt ein erloſchener Vulkan; faſt ebenſo hoch ſind der Helga-

fell und Dalfell im Süden der Insel, die im Ganzen etwa eine halbe □ Meile mißt. Zwischen den Bergen liegt eine breite und tiefe Thalmulde, so daß ich die Insel von ferne anfänglich für zwei getrennte Inseln hielt. Erst als wir näher kamen, gewahrte ich, daß die Bergabhänge sich unten verbanden und als grünes Thal eine kleineren Schiffen zugängliche Bucht umgaben. Ein größeres Holzhaus und einige kleinere, mit Gras bewachsene Hütten bekundeten das Vorhandensein menschlicher Cultur; doch dicht daneben zeigte sich die Natur wieder in ihrer ganzen Ursprünglichkeit. Ein Theil des nördlichen Strandes fiel in schroffen Felsmassen steil nach dem Meere ab und war durch die Wogen in ein ganzes Labyrinth von Höhlen verarbeitet. Weiter oben am Grate des Berges weideten ansehnliche Heerden von schwarzen und weißen Schafen.

Als der „Romny" plötzlich innehielt und ein schrilles Dampfsignal gab, blieb es still in Kaupstadri, dem Hauptort der „Westmänner"; aber in den benachbarten Höhlen brachte der Pfiff eine ähnliche Sensation hervor, wie eine recht tüchtige Zeitungsaufschneiderei in der gebildeten Welt von Europa. Tausende und abertausende friedlicher Vögel flogen auf und flatterten im bunteſten Gewimmel um ihre Felsnester herum. Ich habe nie einen solchen gefiederten Pöbel beisammen gesehen. Die Seevögel-Bassins unserer zoologischen Gärten, die Vogelversammlungen auf alten Thürmen im Herbste — all das war Kinderspiel gegen diese riesige Menagerie.

Es war, als ob die Vogelwelt von ganz Island hier zusammengeströmt wäre, um ungestört ihr Unwesen zu treiben. Der munterste und frechste der befiederten Gesellen schien der Seepapagei (Mormon fratercula), der bei den Shetländern Tommin oder Tom Noddy, in Schottland Priest, in Cornwall Pope heißt. Weiß mit rothen und schwarzen Flecken, hätte er sich zum norddeutschen Bundesvogel geeignet. In unabsehbaren Schwärmen umflatterte er den Felsenstrand und das Meer bis weit zu den andern Inseln und zu unserem Schiff. Plötzlich senkte sich die ganze Sippschaft auf's Meer hernieder und schwamm hier vorzüglich wie junge Enten; ebenso plötzlich flog das ganze Gesindel wieder auf und vagabundisirte nach einer andern Richtung hinein. Es war ein wahrhaft betäubendes Gewimmel. Sehr zahlreich waren auch die schon erwähnten Sulas, dann die sogen. Seeschwalbe (Sterna macrura), die Trottellumme (Colymbus Troile), die arktische Skua (Stercorarius parasiticus), von den Isländern nach ihrem Geschrei Kjói, von den Färingern Tjövi (der Dieb) genannt, die Eidergans, und verschiedene Möven und Alken.

„Es gibt doch schlechte Menschen!" sagte Kapitän West auf Deutsch, nachdem er in langen Zwischenräumen den Insulanern bereits das vierte Dampfsignal gegeben hatte und noch immer in Kaupstadri sich Niemand rührte. Endlich, endlich nach wohl einer Viertelstunde ward es lebendig am Strand. Man sah Leute an einem Nachen. Der Nachen stieß ab und ruderte langsam auf unser Schiff zu. Er hatte hart mit den großen Wogen zu ringen. Nach langer Geduldprobe legte er endlich mit Hilfe von ein paar Stricken, auf den Wellen tanzend, am Schiffe an. Die comfortable Schiffs-

treppe wurde nicht herabgelassen. Die Leute im Nachen mußten an ein paar verticalen Eisenstäben emporturnen. Ein paar Matrosen packten sie oben bei den Armen; ein handfester Kerl half von unten nach, und dank ihrer guten, elastischen Constitution hat sich Niemand dabei die Glieder verrenkt. Die glücklichen Opfer dieser postamtlichen Beförderung waren der „Prästr", d. h. lutherische Prediger von Kaupstadri, der „Althingsmann", d. h. der Repräsentant der Westmannsinseln beim isländischen Parlament, das nächstens eröffnet werden sollte, und eine „Stulka", d. h. ein ziemlich handfestes Mädchen, welches bei seiner postalischen Turnübung von zwei munteren Burschen unterstützt ward. Nachdem so der Personenverkehr besorgt war, tauschten Schiff und Nachen etliche 20 bis 30 Pakete, Säcke und Kisten aus, und dann fuhr der „Romny" weiter.

Das Westfräulein, oder wie man die Stulka von Kaupstadri benamsen soll, trug die isländische Werkeltags-Volkstracht, d. h. das Haar in kleinen Zöpfen um den Kopf herumhängend, auf dem Hinterkopf die Hufa, eine kleine, schwarze Calotte, mit Nadeln im Haar befestigt, von der eine schwere, schwarze Quaste mit etwas Silberschmuck auf die rechte Schulter herniederhing. Dieser Kopfputz ist auf das reiche blonde Haar berechnet, das die Insulanerinnen gewöhnlich auszeichnet. Die übrige Figur war in einen langen, schweren, grauen Wollshawl eingemummt. Der Prästr, schwarz gekleidet, sah ungefähr wie ein Dorfbürgermeister oder Landmagister aus. Der Althingsmann war ein einfacher Bauer, etwas sonntäglich gekleidet; sein wohlrasirtes Gesicht war vom Hals aus mit einem rothen Bluntschli-Bart umrahmt und hatte einen gutmüthigen Ausdruck, gemischt mit bäuerlicher Pfiffigkeit.

Die Isländer müssen den Prästr auf uns aufmerksam gemacht haben. Denn er postirte sich in unserer Nähe und sah uns forschend mit der größten Neugier an. Ich machte es wie Benjamin Franklin, sagte ihm: „Ich heiße so und so, komme von Kopenhagen, reise nach Reykjavik, bin katholischer Prästr, führe aber nichts Böses im Schilde u. s. w. Nun sagen Sie mir, wie es auf den Westmanns-Inseln zugeht." Er war, wie ich die Isländer meistens fand, zurückhaltend und beantwortete jede Frage nur so knapp als möglich. Die Einwohnerzahl gab er auf 550 an. Sie bilden einen eigenen politischen District — Syssel, der im Althing durch einen Abgeordneten vertreten ist. Das Schulwesen ist noch in primitiven Anfängen. Die Hauptsache lernen die Meisten bei Mutter und Vater. Ein Europamüder könnte da, wenn er etwas Frost ertragen kann, eine passende Eremitage finden; er könnte Fische fangen und sie am Gestade trocknen; er könnte gegen den Sommer hin die Schafe auf die mager bewachsenen Felsklippen treiben; er könnte sich an Stricken in die großen Vogelhöhlen herablassen und unter verschiedenen Turnkünsten die Nester visitiren; er könnte zwölfmal im Jahr das dänische Postschiff kommen sehen, pfeifen hören, warten lassen und auslachen — kurz, von Hypercivilisation hätte er nichts zu leiden.

Preyer und Zirkel erzählen in ihrem Reisebericht von 1860, daß auf den Westmänner-Inseln fast alle Kinder bald nach der Geburt stürben, daß man deßhalb die Kinder spätestens drei Tage nach der Geburt nach Island

bringe, daß aber dieser Vorsicht unerachtet die Bevölkerung auf Heimaey beständig im Abnehmen sei. Ich fragte den Prästr nach dieser Sterblichkeit. Er schüttelte den Kopf und bedachte sich. Dann sagte er, es hätten wohl früher dergleichen Krankheiten geherrscht; ein Arzt in Kopenhagen hätte aber ein Heilmittel dagegen gefunden, ein Öl, womit die Neugeborenen eingerieben würden, und seither habe jene Sterblichkeit aufgehört.

Von den Westmanns-Inseln an wurde die Fahrt längs der Südküste etwas eintöniger. Das Schönste waren die schneebedeckten Vulkane, die wir noch ziemlich lange im Gesicht behielten. Nachdem wir die Mündung der großen Flüsse þórsá (Thorsau) und Ölfusá (Ölfusau) passirt hatten, wurde das Küstenbild flacher. Statt hoher Schneeberge stieg über das öde, gelblichgraue Ufer nur eine Reihe kahler Felsberge von ähnlicher Farbe empor. Nach Süden im offenen Meer trieben noch immer Walfische ihr Spiel; Schiffe begegneten uns keine. Den ganzen Nachmittag fuhren wir mit voller Kraft, dazu noch vom Winde begünstigt, in der stillen Einsamkeit dahin. Einige Namen von Küstenplätzen: Eyrarbakki, Strandarkirkja, Staðr, wurden genannt und auf der Karte gesucht. Es war indeß nicht viel zu sehen. Kirchthürme u. dgl. gibt es auf ganz Island nicht. Von Strandarkirkja sah man nur ein paar ärmliche Hütten. Die ganze Südküste hat keinen guten Hafen und ist deßhalb in ihrer Entwicklung hinter den anderen Theilen der Insel zurückgeblieben. In Sicilien ist, wie bekannt, dasselbe der Fall.

Zwischen 7 und 8 Uhr Abends erreichten wir endlich die südwestliche Spitze von Island — Reykjanes (Rauchnase oder Rauchcap) — und die davorliegenden Fuglaeyar (Vogelinseln). Einen ungestalten Felsenklotz, der, mit Guano decorirt und von Schaaren von Seevögeln umflattert, etwas weiter von der Küste ablag, nannte mir einer der dänischen Herren als den „Mehlsack". Mehr nach der Küste hin lag ein viel phantastischeres Riff, der „Karl" geheißen, aus dem man sich mit einiger Phantasiearbeit einen versteinerten nordischen Seekönig auf seinem Throne zurechtdenken konnte — ein Seitenstück zu den riesigen sitzenden Pharaonenstatuen in Ägypten. Unfern des „Karl" zeigte sich auf einer steilabfallenden Lavafelswand des Vorgebirges ein kleiner, weißer Leuchtthurm, das einzige Institut dieser Art auf der ganzen Insel. Im Budget für 1880 und 1881 waren dafür (Til vitans á Reykjanesi) 5000 Kronen angesetzt; Unterhalt und Dienst kosteten aber nur 4652 Kronen 4 Öre. Es ist eigentlich kein Thurm, sondern nur ein kleines Lighthouse, das aber vermöge seiner Lage ganz den Dienst eines Thurmes thut. Die Klippen sind etwa 500 Fuß hoch. Elektricität hat hier das Gas noch nicht verdrängt, weil das Gas noch nicht eingeführt ist. Die Beleuchtung geschieht mittelst Parafinlampen und paraboloischen Reflectoren.

Nachdem wir Cap Reykjanes umfahren, bot sich uns ein unerwartet herrliches Schauspiel dar. Nach Norden entstieg nämlich dem dunkelblauen, nur stellenweise von der Sonne erhellten Meere ein gewaltiger Schneekegel, breitschulterig, oben in zwei Spitzen verlaufend, die einen Krater dazwischen verriethen, aber schimmernd weiß und so majestätisch wie die Schneekuppen der berühmten ecuadorianischen Vulkane. Das war der Snäfellsjökull, einer

der älteren Vulkane der Insel und einer seiner imposantesten Berge, obwohl nur 4577 Fuß hoch. Das Vorgebirge, auf dem er steht, theilt die Westküste in zwei große Buchten, die südliche Faxa-Bucht und die nördliche Breidi-Bucht.

Da die Küste des Vorgebirges mit ihren Felsgestaden und mit ihren Hraunen (Lavafeldern) auf die weite Entfernung nicht sichtbar ist, so scheint der grandiose Schneeberg unmittelbar aus dem Meere aufzutauchen. Die Luft war winterlich kalt; die Nordküste von Island war noch ganz mit Polareis blokirt, so daß kein Schiff die Rundfahrt um die Insel machen kann. Bei der durchsichtig reinen Luft sah der Snäfells wie ein Gebilde von ewigem Eise aus. In der That hat seine Spitze noch kein sterblicher Fuß betreten. Alle, die hinauf wollten, wurden durch die eisige Kälte, Schneestürme, undurchdringliche Nebel, unübersteigliche Eisspalten und Eisabhänge aufgehalten. Nur um anderthalb Grad vom Polarkreis entfernt, in nächster Nachbarschaft der unwirthlichen Schneefelder von Grönland, hat der ausgebrannte Vulkan einen entschieden arktischen Charakter. Ich wurde nicht müde, den schneeweißen Eremiten anzusehen, und er prägte sich mir ebenso unvergeßlich ein, wie einst Mönch, Jungfrau und Schreckhorn im Berner Oberland. Den poetischen Eindruck hat ein neu-isländischer Dichter, Steingrimr Þorsteinsson, in einem sehr schönen Gedichte geschildert, dessen nordische Eigenthümlichkeit aber eine deutsche Übersetzung nicht wiedergeben kann.

Über dunkeln Lavasteppen,
Riffen, Klippen, Berg und Kluft,
Wo gleich wie am Strom der Todten
Braust des Nordsturms rauhe Luft,
Ragt an eisigkaltem Strande
Stolz des Snäfells' Felsenhaus,
Starrt in ew'gem Schneegewande
Himmelhoch in's Meer hinaus.

In den nächtlich schwarzen Lüften
Klagend schwebt der Möven Heer,
Höllengluth bräut in den Klüften,
Mit dem Berge ringt das Meer.
Jüten gleich, zu Stein geworden
Mitten in dem Siegeslauf,
Ragen düstre Felsenklippen
Starr und todt zum Himmel auf.

Hei, wie an dem Felspalaste
Grollend wühlt die grimme See,
Schaum emporzischt zu den Mauern,
Reiner als der reinste Schnee!
Schimmernd in des Mondes Silber,
Zischt ihn weg des Berges Wuth.
Unbesieglich kämpfst du weiter,
Schreckensvolle Meeresfluth.

Keine Schwäne hört man ſingen,
Einſam nur der Rabe krächzt,
Traurig ſchreit der See Gevögel,
Und nach Raub die Füchſin lechzt.
Doch an ſchönem Sommerabend
Klingt am buſchumſäumten Moor
Wohl auch froher Lerchentriller
In der Einſamkeit an's Ohr.

Schön iſt's dann, emporzuſchauen
In des Himmels Blau hinein,
Zu des Snäfells' Eisgefilden,
Silberſchimmernd, licht und rein,
Immer heller, immer klarer,
Bis empor zum höchſten Grat.
Alles wächst an Licht und Reinheit,
Wenn es ſich dem Himmel naht.

Da wir geraume Zeit geradeaus nach Norden ſteuerten, ſo konnten wir uns lange der Sicht auf den majeſtätiſchen Eisvulkan erfreuen. Dann drehte das Schiff öſtlich nach dem ſüdlichſten Innern des Faxa Fjörðr hinein, ziemlich nahe an der faſt flachen, breiten Landzunge, welche den ſüdweſtlichen Ausläufer des Inſellandes bildet. Wie auf den Faröern, ſah man ſich umſonſt nach Baum und Strauch um. Nur ein ſpärlicher Moos- oder Grasteppich bekleidete da und dort das gelblich-graue Felsufer. Doch zeigten ſich häufiger kleine Häuschen und Gehöfte, aber durchweg einſtöckig, von armen Fiſcher- oder Bauernhütten kaum zu unterſcheiden. Alles war ſehr einſam und todt; doch ſtrahlte die Abendſonne ſo freundlich, daß die Landſchaft einen durchaus gewinnenden Eindruck machte. Das ſparſame Grün erhielt einen fetten, kräftigen Ton, und in den Felſen zeichnete das Licht ſo viele kräftige Schatten, daß die einförmigen Hauptumriſſe Leben und Geſtalt erhielten. Das war beſonders nach dem Innern der Bucht hin der Fall, wo ſich das Esja-Gebirge wie eine mächtige Burg erhob. Sein oberſter Grat trug etwas Schnee; rechts und links davon zeigten ſich mehrere beſchneite Spitzen. Nach Norden hin aber lief vom Esja ein nur da und dort unterbrochener Kranz von Bergen und Hügeln, der, ſich zuſehends verjüngend, den weiten Golf umſchloß. Mit dem Glas ſah man deutlich, wie ein niedriger Küſtengürtel dann weiter zum Snäfells hinüberreichte, der, einer ſtolzen Seewarte gleich, das ganze Bild beherrſchte. Bezaubernd wurde der Anblick, als die Sonne, ſcheinbar wachſend an Glanz und Größe, der ſchimmernden Fläche des Oceans ſich näherte, langſam in ſie hinabtauchte und endlich in Purpurgluth verſchwand. Wohl eine Stunde lang glühte das ganze Ufer in einem ſtets wachſenden, roſigen Schein, der mich über die troſtloſe Öde der Landſchaft völlig hinwegtäuſchte. Es war, wie das Alpenglühen, ein wahres Licht der Verklärung. Island kam mir nicht bloß großartig, ſondern auch bezaubernd ſchön vor, wie das Hochgebirge, wenn die letzten Sonnenſtrahlen darauf leuchten. Als der Vordergrund der Scenerie ſeine warme Beleuchtung verlor, glühte der

Esja und die ferne Kuppe des Snäfells in zauberhaftem Lichte, und nur langsam verlor sich die herrliche Vision in einer Dämmerung, die eigentlich gar keine Dämmerung war. Denn es fehlte ihr zum hellen Tage bloß der Anblick der Sonne. Noch nach 11 Uhr war es völlig Tag.

Während der „Romny" in die Bucht hineindampfte, wurde es munter auf dem Schiff. Der Schiffsraum wurde geöffnet, und die meisten Passagiere ließen sich ihr Gepäck heraufholen und stellten es mit ihren andern Habseligkeiten zusammen, die schon auf Deck waren. Großes Bedauern flößte mir der eine der Rechtscandidaten ein, der von Kopenhagen wohl ein Dutzend Blumentöpfe mit beliebten Zierpflanzen mitgebracht und sie unterwegs sorglich begossen und verpflegt hatte. Die salzige Meerluft hatte die meisten verdorben, und es schien sehr fraglich, ob sie wieder aufkommen könnten. Sehr fröhlich kam es mir dagegen vor, als eine junge Isländerin, die bis dahin als moderne Dame mit einem feinen, befiederten Modehütchen auf dem Verdeck spaziert war, sich einen echten Bauernkoffer aus dem Schiffsraum heraufkommen ließ, ihn öffnete, einen Haufen Kleider herausnahm, fortging, nach einiger Zeit in isländischer Volkstracht wieder aus der Kajüte emportauchte und ihre moderne Kopenhagener Civilisation: Hütchen, Mantille und Stoffstiefelchen, nunmehr in dem besagten bäuerlichen Koffer verpackte. „Es ist doch schwer, eine Dame zu werden!" sagt die westphälische Pensionärin in ihrem berühmten Briefe. Die Isländerin sah aber so viel besser aus.

Nachdem alle Welt, Jeder in seiner Façon, Toilette gemacht — das Abendessen war längst vorüber —, fingen die Isländer wieder zu singen an, lauter neu-isländische Lieder, zum Theil auf nordische, zum Theil auch auf bekannte deutsche Melodien, wie z. B.: „Seht, wie die Sonne schon sinket." Im Anblick des Snäfellsjökull mußte auch Jeder ihre patriotische Begeisterung gerechtfertigt finden:

Uraltes Islafold,
Heimath so traut und hold,
Bergkönigin!

Vor uns dampfte ein französisches Kriegsschiff, der „Allier", in die Bucht hinein, die sich in der Nähe des Esja verengerte, in kleinere Buchten auszackte und durch mehrere Inseln (Akrey, Engey, Videy, Lundey u. a.) in kleinere Sunde getheilt wird. Der südlichste derselben, zwischen den kleinen Eiländern Akrey, Engey, Videy und dem Vorgebirge Laugarnes, bildet die Rhede von Reykjavik (Rauch-Bucht). Die Stadt, Islands heutige Metropole, liegt an dem nördlichen Abhang einer niedrigen, schmalen Landzunge, die von der Insel aus nach Nordwesten, nach dem Snäfells hinläuft. Auf der Rhede lagen außer dem eben angekommenen „Allier" noch ein zweites, größeres französisches Kriegsschiff, der „Dupleix", und ein kleineres dänisches, die „Diana", vor Anker, alle ziemlich nahe um ein altes, abgetakeltes und plumpes Wrack, das gegenwärtig als Kohlenmagazin dient. Rund herum lagen einige dänische Kauffahrer- und Fischerbarken, während eine Menge Kähne von und zu den Schiffen fuhren. Da von allen Schiffen Flaggen

wehten, auch an den Factoreien am Ufer die dänische, englische, schwedisch-norwegische, französische und isländische Flagge aufgezogen war, so sah die ganze Scene recht lebendig aus. Man war nach der langen Meeresöde wieder unter Menschen der verschiedensten Nationalitäten und Stände. Man hatte einen Hafen vor sich und etwas wie eine Stadt.

Den Eindruck einer eigentlichen europäischen Stadt macht Reykjavik vom Meere aus entschieden nicht. Die gewöhnlich cursirenden Bilder sind von der Höhe der Landzunge aus aufgenommen, von wo aus Reykjavik sich noch am stattlichsten ausnimmt. Von der Rhede aus würde man es auf den ersten Blick für ein Fischerdorf taxiren. Kein Molo, kein Leuchtthurm, keine Befestigung, kein eigentlich imposantes Gebäude. Die Stelle eines Hafens vertreten eine Reihe von höchst einfachen Landungsbrücken, die von dem stellenweise felsigen, stellenweise flachen Uferrande in's Meer vorspringen. Einige derselben münden in Waarenlager und Magazine der einfachsten Bauart hinein. Zwischen diesen stehen Häuser und Factoreien, meist einstöckig — nur da und dort erhebt sich ein zweistöckiger Bau dazwischen.

Wir kamen von Nordwesten her, hatten also den östlichen Theil der Stadt zur Linken, den westlichen zur Rechten. Die bedeutendste Factorei links gehörte einem Deutschen aus Hamburg; dann kam das „Hotel Alexandra", das einem Dänen gehört; dann das „französische Consulat", das „schwedische Consulat", eine Reihe Privathäuser, die Factorei des Herrn Grossirer Fischer aus Kopenhagen, der mit uns auf dem Schiff war; dann das „englische Consulat", und von da ab nach Rechts fast nur Fischerhütten zwischen Felsen den ganzen Strand entlang. Das war die unterste Häuserlinie. Von der zweiten und dritten sah man bloß die Dächer, nur links zeigte sich ein stattliches, langes, weißes Haus, mit Flaggenstock davor, das Haus des dänischen Gouverneurs — und rechts am andern Ende der Stadt eine größere Factorei, „Glasgow-Huset" genannt, deren Besitzer, Herr W. Briem, ebenfalls mit uns fuhr. Zwischen beiden, etwas höher — unzweifelhaft der stattlichste sichtbare Bau war die lange, zweistöckige Lateinschule — das Gymnasium von Reykjavik. Über den Dächern in der Mitte deutete ein kleines Thürmchen die Kathedrale von Reykjavik an; ein Dach daneben deckte das Parlaments- oder Alþingshaus. Links schloß das Stadtbild mit einer Windmühle auf einem Hügel — rechts mit einem Bauernhaus, das mir als die frühere katholische Mission bezeichnet wurde.

Kaum hatte der „Romny" Anker geworfen, da ward er schon von wenigstens zwölf Kähnen umschwärmt, während am Ufer sich noch mehrere in Bereitschaft setzten. Denn die Ankunft jedes Schiffes ist ein Ereigniß für das einsame Reykjavik. Unten an der Schiffstreppe und oben auf Deck entstand ein Gedränge und Spektakel, wie an einer großen Station. Beamte, Verwandte, Bekannte, Hotelbediente, Gepäckträger, Geschäftsleute, Neugierige kamen herauf, während unten die Ruderer sich um den besten Platz an der Treppe zankten, andere Boote ungeduldig warteten, französische und dänische Matrosen neugierig um das Schiff herumruderten, der Schiffsrestaurateur aber — als praktischer Mann — gleich zu fischen anfing und mit jedem Zug

ſeiner Leine einen Fiſch heraufzog. Alle, die irgendwie konnten und mochten, ließen ſich an's Land rudern. Nur ein paar vereinzelte Paſſagiere blieben zurück. Wir wollten anfänglich auch an's Land; doch der deutſche Kaufmann, Herr U., an den wir empfohlen waren und der an Bord gekommen war, rieth uns davon ab. Er verſprach uns, früh des Morgens ſein Boot zu ſchicken.

So blieben wir denn auf dem „Romny", mit dem wir recht zufrieden ſein konnten; denn er hatte, allerdings von Wind und Wetter begünſtigt, die gewöhnliche Fahrzeit faſt um einen Tag gekürzt. Mitternacht nahte bereits heran, als es endlich auf dem Schiffe ruhig war — und noch war es ſo gut wie Tag. Ich konnte den kleinſten Druck noch leſen. Wir waren zwar nicht im Lande der Mitternachtsſonne, aber ſehr nahe daran. Dieſer Mittelzuſtand zwiſchen Tag und Dämmerung kam mir wie ein Traum vor. Ich konnte mich kaum entſchließen, von der ſeltſamen Meeresfernſicht Abſchied zu nehmen und mich in den engen Sarg meiner Koje zu legen.

A. Baumgartner S. J.

Recenſionen.

1. **Dogmengeſchichte der vornicäniſchen Zeit.** Von Dr. **Joſ. Schwane,** Profeſſor der Theologie an der königlichen Akademie zu Münſter. 8°. VIII u. 784 S. Freiburg, Herder, 1862. Preis: *M.* 9.
2. **Dogmengeſchichte der patriſtiſchen Zeit** (325—787 n. Chr.). Von Dr. **Joſ. Schwane.** 8°. XII u. 1128 S. Freiburg, Herder, 1869. Preis: *M.* 9.
3. **Dogmengeſchichte der mittleren Zeit** (787—1517 n. Chr.). Von Dr. **Joſ. Schwane.** 8°. XII u. 701 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 9.

Die Dogmengeſchichte iſt ein Zweig der Kirchengeſchichte und hat im Beſonderen viele Berührungspunkte mit der Geſchichte der Häreſien und Concilien, wie auch mit der Patrologie und Geſchichte der Dogmatik. Als ſelbſtändige Disciplin iſt ſie verhältnißmäßig jung. Man hat wohl Petavius († 1652) den Vater der Dogmengeſchichte genannt. Aber das gelehrte Werk „De theologicis dogmatibus“, welches ihm dieſen Namen eingetragen, iſt keine Dogmengeſchichte, ſondern eine Dogmatik, welche das Beweismaterial für die Dogmen aus der Väterliteratur ſchöpft und allerdings als eine äußerſt werthvolle Vorarbeit für dogmengeſchichtliche Werke gelten muß. Die erſten eigentlichen Lehrbücher der Dogmengeſchichte entſtanden vor 200 Jahren auf proteſtantiſchem Boden. Von Katholiken wurde erſt in dieſem Jahrhundert dieſer Zweig der theologiſchen Wiſſenſchaft als geſonderte Disciplin gepflegt.

Die erſten dogmengeſchichtlichen Arbeiten der Katholiken erfreuten ſich nicht allerſeits ſympathiſcher Aufnahme, und man betrachtete mancherorts die Dogmengeſchichte als eine ſpecifiſch proteſtantiſche Wiſſenſchaft. Es läßt ſich nicht läugnen, daß ſich naturgemäß außerhalb der katholiſchen Kirche dringender das Bedürfniß nach einer Geſchichte der Dogmen geltend machte, als innerhalb ihrer Grenzpfähle. Denn das Formalprincip des Proteſtantismus, welches die Auslegung des Gotteswortes zur Privatſache der in ihren Anſichten ſtets wechſelnden Menge macht, bedeutet einen ewigen Wechſel der Religionswahrheiten, und die Ausſicht auf etwas Bleibendes ſchwindet immer mehr in dem Maße, als ſich der Proteſtantismus dem Rationalismus nähert; gibt es ja nach fortgeſchrittenem Rationalismus nicht einmal ein eigentliches Gotteswort, ſondern nur religiöſe Anſchauungen hervorragender Lehrer — Religionsſyſteme, die ſich, wie die Syſteme philoſophiſcher Schulen, der Woge gleich heben und ſenken. Die Lehre nun, welche ſich in ſtetem Fluß befindet,

verliert natürlich an Werth; das Intereſſe wird weit mehr gefeſſelt von der Geſchichte des religiöſen Gedankens oder der ſubjectiven Auffaſſung des objectiv Gegebenen, und wie auf unſern Hochſchulen bei dem beſtändigen Wechſel der philoſophiſchen Syſteme die Geſchichte der Philoſophie an die Stelle der Philoſophie ſelbſt getreten, ſo droht bei den Akatholiken die Geſchichte der Dogmen die Dogmen ſelbſt zu verdrängen. Aber mit Unrecht nahm man auf katholiſcher Seite die erſten dogmengeſchichtlichen Verſuche der Katholiken unfreundlich auf. Was Verdacht gegen die Dogmengeſchichte erweckte, war zunächſt ihr proteſtantiſcher Urſprung; ſodann aber und vor Allem die traditionelle Auffaſſung derſelben. Die Proteſtanten nämlich, welche natürlich ihr Formalprincip auch in die früheren Jahrhunderte hineintrugen und den Wechſel der Glaubenslehren in der alten Kirche für Thatſache und berechtigte Thatſache hielten, betrachteten die Darſtellung dieſes Wechſels geradezu als eine Hauptaufgabe der Dogmengeſchichte. Man glaubte ſogar, daß überhaupt nur Dinge, welche kommen und verſchwinden, Gegenſtand geſchichtlicher Darſtellung ſein könnten. Wäre dem ſo, dann könnte es allerdings keine Dogmengeſchichte von katholiſchem Standpunkte geben, und ſchon der Name enthielte eine Häreſie. Denn nach katholiſcher Lehre gibt es zunächſt einmal eine Summe von Offenbarungslehren, welche in apoſtoliſcher Zeit zum Abſchluß gekommen und unverſehrt von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt wird. Was Gott alſo urſprünglich geoffenbart hat, dieſes bleibt. Nach katholiſcher Lehre iſt zweitens in der Kirche ein Lehramt eingeſetzt, welches unter beſonderem Beiſtande Gottes den Sinn der von ihm geoffenbarten Wahrheiten mit Unfehlbarkeit feſtſtellt und die geſammte Kirche zur Annahme der von ihm vorgetragenen Lehre verpflichtet. Die von dieſem Lehramte entweder feierlich definirten oder durch die zuſtändigen Organe im täglichen Unterrichte allgemein dargelegten Dogmen — und dieß ſind die Dogmen im ſtrengen Sinne des Wortes — bleiben für alle Generationen, was ſie ſind, und es iſt unmöglich, daß eine heute definirte oder allgemein in der Kirche vorgetragene Glaubenslehre einen Gegenſatz zu einer früher definirten oder allgemein vorgetragenen Glaubenslehre bilde. Das Entſtehen und Verſchwinden, der Wechſel der Glaubenslehre kann alſo nach katholiſcher Auffaſſung nicht Gegenſtand geſchichtlicher Darſtellung ſein. Nichtsdeſtoweniger gibt es auch eine katholiſche Dogmengeſchichte; ſelbſt wenn wir ſie auf die Dogmen im ſtrengen Sinne des Wortes beſchränken, eröffnet ſich ihr ein weites Gebiet. Die jetzt klar definirten Wahrheiten lagen, obgleich ſie ſich ſeit apoſtoliſcher Zeit im depositum fidei befanden, nicht alle ſtets klar vor Aller Augen. Ganze Syſteme von Wahrheiten, welche jetzt klar formulirt Gemeingut Aller ſind, machten bis zu ihrer völligen Entwicklung einen Jahrhunderte andauernden Proceß durch.

Es iſt nicht nur eine wegen der Erhabenheit des Gegenſtandes höchſt intereſſante Arbeit, dieſe Entwicklung durch alle ihre Phaſen zu verfolgen, ſondern es iſt auch die Darſtellung dieſes Proceſſes für die Theologie von unſchätzbarem Werthe. Zunächſt weiſt ſie für die einzelnen Glaubenslehren den Faden der Tradition nach. Indem ſie ſodann die richtigen und

unrichtigen Auffaſſungen vorführt, welche über dieſelben im Laufe der Jahrhunderte aufgetaucht ſind, und die Geiſteskämpfe beſchreibt, in welchen die ſo verſchieden angelegten und unter ſo verſchiedenen Einflüſſen ſtehenden Geiſter ihre Auffaſſung vertheidigten und die entgegengeſetzte bekämpften, beleuchtet ſie die Dogmen nach allen Seiten, deckt das Beweismaterial für ſie auf, zeigt, wie ſie gegen Angriffe zu vertheidigen ſeien, und legt den Zuſammenhang dar, welcher zwiſchen den Dogmen unter einander und zwiſchen den Dogmen und den natürlichen Wahrheiten beſteht — mit einem Worte: ſie leiſtet der Dogmatik bei Erfüllung aller ihrer Aufgaben die wichtigſten Dienſte. Herr Profeſſor Schwane hat ſich darum ein großes Verdienſt um die Theologie erworben, indem er die theologiſche Literatur mit einer Dogmengeſchichte bereicherte, welche von katholiſchem Geiſte ganz durchweht iſt und an Gründlichkeit, Vollſtändigkeit und Schönheit der Darſtellung die proteſtantiſchen Werke ähnlicher Art weit übertrifft.

Die ganze Dogmengeſchichte zerfällt nach dem Verfaſſer in vier Theile. „Wir würden," ſo ſagt er Bd. I. S. 19, „das Gebiet unſerer Wiſſenſchaft, wenn wir es ganz zu behandeln hätten, in vier Zeiträume theilen, von denen der erſte bis zum erſten allgemeinen Concil von Nicäa, der zweite bis zum ſiebenten von Nicäa, der dritte bis zum Concil von Trient und der vierte bis auf unſere Tage reichen würde." Dieſe Eintheilung des Stoffes nach den genannten vier Perioden wird trefflich begründet: „Der erſte [Zeitraum] iſt die Zeit der älteſten Zeugen des chriſtlichen Glaubens, der vornicäniſchen Väter, welche das Chriſtenthum gegen Heidenthum und Judenthum zu vertheidigen hatten, die Zeit der Apologetik; der zweite iſt die Zeit der dogmatiſirenden Kirche, des Kampfes für die Reinerhaltung des Glaubens gegen die Häreſie; der dritte iſt die Zeit des Mittelalters, die Zeit der dialektiſchen Ausbildung des Dogmas, der inneren Conſolidirung und Entwicklung des Glaubens, während der vierte Zeitraum die Zeit einer fortſchreitenden Verſtändigung über die Kirche und ihr Verhältniß zu den politiſchen und ſocialen Zuſtänden der Menſchheit zu ſein ſcheint, die Zeit einer Läuterung des eigentlich kirchlichen Lebens, die Zeit der Auswirkung der Tridentiner Beſchlüſſe unter den heftigſten, unausgeſetzten Angriffen des Irrglaubens und Unglaubens."

Der Verfaſſer ſtellt in dieſen der Einleitung des erſten Werkes entnommenen Citaten nicht die Behandlung aller vier Perioden in Ausſicht. Da indeſſen nunmehr die Darſtellung der drei erſten Perioden in drei Werken vorliegt, ſo dürfen wir wohl erwarten, daß er uns auch in einem vierten Werke die Dogmengeſchichte des letzten Zeitraumes bieten wird, und ſich die vier geſonderten Werke in einer zweiten Auflage als ebenſo viele Bände eines abgeſchloſſenen und vollendeten Ganzen zuſammenfinden werden. Im dritten Werke citirt der Verfaſſer die beiden erſten Werke wie Bände desſelben Werkes; ſeinem Beiſpiele dürfen wir in unſerer Beſprechung wohl folgen. Der letzte Band iſt bei Herder erſchienen; die beiden vorhergehenden ſind von Theiſſing in Münſter in denſelben Verlag übergegangen und das ganze Werk iſt in die Herder'ſche Theologiſche Bibliothek aufgenommen.

1. Wie die Eintheilung des ganzen Stoffes, ſo iſt auch die der einzelnen Bände ſehr zweckmäßig und natürlich. Ein jeder Band zerfällt wieder in vier Theile; im erſten werden die eigentlich theologiſchen Dogmen behandelt, welche die Lehre von Gott betreffen; im zweiten die chriſtologiſchen; im dritten die anthropologiſchen; der vierte faßt unter dem Namen Eccleſiaſtik die Dogmen über die äußeren Heilsmittel in der weiteren Bedeutung des Wortes zuſammen. „Die Dogmen der erſten und zweiten Gruppe haben ihre Entwicklung vornehmlich in der orientaliſchen, die der beiden letzten Gruppen auf dem Boden der occidentaliſchen Kirche gefunden, was ſich aus der ſpeculativen Richtung der Griechen, wie der mehr praktiſchen der Römer erklärt. Zugleich aber iſt dieſe Reihenfolge in den Entwicklungen auch für den ganzen Ausbau der Dogmatik von Wichtigkeit geworden, weil erſt dann, wenn die Angelpunkte der chriſtlichen Dogmatik, die Lehre von Gott und dem Erlöſer, eine wiſſenſchaftliche Bearbeitung gefunden und allſeitig geprüft worden waren, die feſteſte Grundlage für den Ausbau der übrigen Dogmen und der ganzen chriſtlichen Theologie gegeben war“ (S. 20).

Die anziehendſte, vom Verfaſſer auch mit beſonderem Fleiße bearbeitete Partie des erſten Bandes iſt die Darſtellung der allmählichen Entfaltung der Lehre von der allerheiligſten Dreieinigkeit. Zugleich iſt auch wohl keine Partie ſo geeignet, als Beiſpiel zur Beleuchtung der Aufgabe und des Nutzens der Dogmengeſchichte zu dienen. Hier iſt der Verfaſſer in erſter Linie Hiſtoriker und erſt in zweiter Lehrer der Dogmatik, während er ſonſt wohl, wie z. B. in der Lehre über die Verehrung der Heiligen, vielleicht etwas zu viel vom Gebiete der Dogmatik zu ſeinem Arbeitsfelde gezogen hat; die Abgrenzung beider Gebiete iſt in der That ſchwer.

Eine Mehrheit in Gott war ſchon im Alten Teſtamente, zuerſt dunkel in der Pluralform der Namen Gottes, in der Art, in welcher Gott von ſich und ſeinen Werken ſpricht, und gelegentlich der Theophanien, dann klarer in den meſſianiſchen Weiſſagungen gelehrt; mit zweifelloſer Gewißheit findet man dieſe Lehre im Alten Teſtamente, wenn man es im Lichte des Neuen Teſtamentes betrachtet. Im klarſten Lichte tritt die Lehre über die Dreizahl in Gott mit dem Erſcheinen des Gottesſohnes ſelbſt in die Welt. Er ſelbſt trägt dieſe Lehre klar vor, die Apoſtel wiederholen ſie; in den älteſten Schriftdenkmalen der Väter, wie in den Glaubensbekenntniſſen und der wahrſcheinlich von den Apoſteln herſtammenden Doxologie: „Ehre ſei dem Vater u. ſ. w.“, iſt ſie enthalten; es iſt alſo die älteſte Kirche im ruhigen Beſitze dieſer Wahrheit (S. 37—64).

Aber welche Geiſtesarbeit von Jahrhunderten iſt noch erforderlich, damit ſich die Kirche hinſichtlich dieſes unergründlichen Geheimniſſes wenigſtens inſoweit Rechenſchaft gebe, als nothwendig iſt, um die dem reflectirenden Geiſte ſich aufdringenden Bedenken zu beſeitigen, die vom Judenthum und Heidenthum verſuchten Angriffe zurückzuweiſen, die im Schooße des Chriſtenthums auftauchenden Irrlehren als ſolche zu brandmarken, und in Worte, die doch nur Zeichen unſerer aus geſchöpflichen Dingen gewonnenen Begriffe ſind, die geheimnißvollſten Lehren über Gott ſo zu faſſen, daß ſie unverſehrt in ihnen

zum Ausdruck gebracht und in möglichſt ſcharfem Gegenſatze der Häreſie gegenübergeſtellt werden! Die älteſte Zeit lebte im ruhigen Beſitze der Wahrheit: Es gibt einen einzigen Gott; und doch: der Vater, der Sohn, der heilige Geiſt, alſo drei verſchiedene ſind Gott; alſo drei ſind ein Gott. Die Discuſſion nahm ihren Anfang, als man mit Juſtin (S. 85 ff.) philoſophiſch über das Geheimniß zu reflectiren begann. Die aus geſchöpflichen Dingen gewonnenen Begriffe wollten ſich den über das unerſchaffene Weſen geoffenbarten Wahrheiten nicht fügen; die Terminologie fehlte; die von den Nichtchriſten überkommene Philoſophie, namentlich die Ideenlehre des Plato und die Logoslehre des Philo (S. 67—85), die zur Erklärung des Geheimniſſes herbeigezogen wurde, führte auf Abwege. Selbſt die Väter, welche in dem einfachen Bekenntniſſe des Geheimniſſes keine Schwierigkeit fanden, waren bei genauerem Eingehen auf dasſelbe manchmal ungenau in der Wahl der Worte und ließen auch wohl ſachliche Unrichtigkeiten einfließen. Natürlich wurde für ſolche Geiſter, welche die geoffenbarte Wahrheit nur dann aufzunehmen bereit ſind, wenn ſie dieſelbe mit ihrem kleinen Verſtande faſſen können, das tiefſte Geheimniß des Chriſtenthums die Veranlaſſung zum Falle. Es kann kaum eine dieſem Geheimniſſe entgegengeſetzte Lehre ausgedacht werden, welche nicht das Schlagwort einer Secte geworden. So wurde denn die Kirche genöthigt, die Trinitätslehre nach allen Seiten zu erklären, ſie aus den Glaubensquellen zu beweiſen, die vorgeführten Gegengründe zu widerlegen und eine klare, für Mißdeutungen unzugängliche Terminologie zu ſchaffen. Das Verhältniß des Sohnes zum Vater — um dieſes drehte ſich zunächſt der Geiſteskampf — wird um die Mitte des dritten Jahrhunderts durch das Wort ὁμοούσιος fixirt, und am Ende unſerer Periode adoptirt das erſte ökumeniſche Concil dieſen vorzüglichen Terminus. Er beſagt zunächſt Weſensgleichheit des Sohnes mit dem Vater, darum auch ſeine Gottheit und den Beſitz aller göttlichen Attribute, wie Ewigkeit, Unwandelbarkeit u. ſ. w. Da es ferner, wie dieß auch an der Spitze des Symbolums ausgedrückt iſt, nur einen Gott gibt, ſo bezeichnet das Wort ὁμοούσιος, auf den Sohn Gottes angewandt, die numeriſche Einheit ſeiner Natur mit der des Vaters. Endlich bringt es auch die reale Verſchiedenheit beider zum Ausdruck, da Gleichheit nur von real Verſchiedenen behauptet werden kann.

Beim Durchleſen des erſten Bandes haben wir uns einige Stellen angemerkt, auf welche wir den Herrn Verfaſſer aufmerkſam machen möchten. Die Darſtellung S. 51 könnte den Irrthum veranlaſſen, als hätte der hl. Paulus die Beobachtung des Ceremonialgeſetzes ſeitens der Judenchriſten aus allen Kräften bekämpft. — Der Verfaſſer ſieht einen Widerſpruch in der Annahme, daß die Natur einer ſchon exiſtirenden Perſon hypoſtatiſch mit dem Logos vereinigt werde. „Es iſt nicht abzuſehen," ſo heißt es S. 327, „wie ein bereits zur freien Selbſtentſcheidung durchgedrungener und perſönlich für ſich ſubſiſtirender Geiſt eine andere Verbindung [als eine moraliſche] mit Gott eingehen könne" (vgl. Bd. III. S. 250). Natürlich iſt es unmöglich, daß eine menſchliche Perſon mit dem Logos hypoſtatiſch vereinigt werde und zugleich die frühere Perſon bleibe; aber daß ſie nicht mit Verluſt ihrer Perſönlichkeit mit einer göttlichen Perſon hypoſtatiſch vereinigt werden könne, wie der Verfaſſer es dem Zuſammenhange nach verſteht, dürfte ſchwer zu beweiſen ſein

(cf. Suarez, De Incarn. Disp. 14. Sect. 1. n. 2). Ferner könnte wohl in der ſoeben citirten Stelle jedenfalls ein beſſerer Ausdruck zur Bezeichnung der Perſon als ſolcher ſubſtituirt werden. In dem dritten Bande ſind die Ausdrücke, welche die Unterſchiede zwiſchen Individuum, Hypoſtaſe und Perſon hervorheben, viel genauer als in den beiden erſten Bänden, ſo daß wir annehmen dürfen, der Herr Verfaſſer habe die betreffenden Stellen in den letzteren ſchon ſelbſt als correcturbedürftig notirt. — Für das Dogma „Virgo in partu“ findet der Verfaſſer kein vornicäniſches Zeugniß, es ſei denn in apokryphiſchen Schriften (S. 311). Ich glaube indeſſen, daß man ſich für dieſe Lehre breiſt auf das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß und auf das ſiebente Kapitel des Iſaias berufen kann. Sollte nicht auch die vom Verfaſſer (S. 312) citirte Stelle aus Irenäus (Adv. haer. 4. 33, 11) von der Unverſehrtheit bei der Geburt zu verſtehen ſein? — Die Anſicht, der ausdrückliche Glaube an die Incarnation ſei unbedingt nothwendig zum Heile (S. 422), iſt nichts weniger als gewiß. Vgl. die Zuſammenſtellung der verſchiedenen Anſichten bei Hurter (Comp. III. n. 166 sq. Ed. III^{a}). Die Art, in welcher der Verfaſſer die Möglichkeit erklärt, daß auch die vorchriſtlichen Völker zur Erkenntniß der nothwendigen Wahrheiten zu gelangen im Stande waren, könnte den Irrthum veranlaſſen, als genüge hinſichtlich der Erkenntniß des Daſeins Gottes die Erkenntniß dieſer Wahrheit durch Vernunftſchluß. — Zur Doctrin über den Creatianismus wäre nachzutragen das Symbolum Leo' IX. und das Decret Benedict' XII. — Nach S. 620 könnte man es für die Anſicht des Verfaſſers halten, der hl. Paulus habe dem Blutſchänder von Korinth abweſend die ſacramentale Losſprechung ertheilt. — Hinſichtlich der Bußpraxis der alten Kirche theilt der Verfaſſer zu unſerer Freude nicht die Anſicht ſo mancher großen Hiſtoriker vom Rigorismus, kraft deſſen in älteſter Zeit die Losſprechung von gewiſſen Sünden oder doch die abermalige Losſprechung nach dem Rückfalle in dieſelben verweigert worden ſei. Daß in einzelnen Kirchen indeſſen auch in Bezug auf die Losſprechung eine allzu rigoriſtiſche Praxis geherrſcht habe, iſt zuzugeſtehen. Wenn aber der Verfaſſer mit vielen Andern zu dieſen Kirchen auch die römiſche rechnet (S. 688), ſo kann ich dieſer Anſicht nicht beitreten. Jedenfalls genügt die bekannte Stelle bei Tertullian (De pudic. 8, 22) nicht, eine ſolche Annahme als gerechtfertigt erſcheinen zu laſſen. Anſtatt dieß genauer zu begründen, verweiſe ich auf Palmieri, De Poenit. Th. IX. p. 88 sqq. Für die zweite Auflage des Werkes wäre eine eingehendere Behandlung dieſer Frage, welche ſeit Erſcheinen des erſten Bandes vielfach discutirt worden iſt und wegen einiger noch beſtehenden Nachwirkungen des Janſenismus beſondere Wichtigkeit hat, ſehr zu empfehlen.

2. Die vornicäniſche Zeit iſt die Periode der Apologetik; die lehramtliche Thätigkeit der Kirche ging vornehmlich dahin, die chriſtliche Wahrheit gegen Judenthum und Heidenthum, wie gegen die heidniſche Philoſophie zu vertheidigen; es handelt ſich in dieſer Periode um die Exiſtenz des Chriſtenthums als ſolchen, und ſie endet mit dem Siege desſelben über Judenthum und Heidenthum (S. 1). Die zweite Periode iſt die Zeit der dogmatiſirenden Kirche; der Kampf der Kirche für die Reinheit des Glaubens gegen die Häreſie drückt dieſer Periode der Dogmengeſchichte ihr Gepräge auf (S. 2).

Auch in dieſer Periode ſteht das Trinitätsdogma noch im Vordergrunde der Discuſſion. Im Beginne derſelben tritt uns gleich einer der größten Lehrer der Kirche entgegen, welcher von Gott den ganz beſonderen Beruf empfangen, dieſes Geheimniß allſeitig zu beleuchten, zu vertheidigen und mit

den übrigen chriſtlichen Heilswahrheiten in Verbindung zu bringen: der große hl. Athanaſius (S. 109). „Ein ſeltener Scharfſinn des Verſtandes befähigte ihn dazu, alle jene künſtlichen Trugſchlüſſe der Häretiker wie mit einem haarſcharfen Meſſer zu zerſchneiden; mit einem weitſehenden Auge verfolgte er die Gegner auf ihren Schleichwegen bis in die letzten Schlupfwinkel; mit einem ungewöhnlichen Tiefblick des Geiſtes überſah er den verborgenſten Zuſammenhang zwiſchen den Lehren des Chriſtenthums und den angegriffenen Dogmen, von der Homouſie des Sohnes mit dem Vater; mit unbeugſamer Willenskraft und ſtarkem Glaubensmuthe trotzte er allen Gefahren und Verfolgungen, und wurde ſo zu einer Säule der Kirche, woran ſich Viele ſtützen und aufrichten konnten. Von Gott auf einen hohen Leuchter geſtellt, hat er ſein Licht weithin leuchten laſſen; berufen, die Fahne der Orthodoxie voranzutragen, hat er ſie ſtets hochgehalten und niemals im Geringſten beflecken laſſen, obwohl rings um ihn her Alles ſtrauchelte und ſtürzte und die Chriſtenheit dem Irrglauben anheimzufallen ſchien“ (S. 109). Mit beſonderer Vorliebe für dieſen Lehrer führt der Verfaſſer an der Hand der Werke desſelben, namentlich der quatuor orationes contra Arianos, aus, wie dieſer größte Biſchof Alexandriens zunächſt die Lehre über die unmittelbare Erſchaffung der Welt durch Gott, ferner die Lehre über den Logos in ſich und in ſeiner Beziehung zur Erlöſung, dann das Verhältniß desſelben zum Vater darſtellt (S. 109—150). In Bezug auf den poſitiven Theil dieſer Aufgabe leiſtet Hilarius von Poitiers Ähnliches für den Occident (S. 130 ff.). Es blieb indeſſen der Orient der Hauptſchauplatz für die Geſchichte der Entwicklung des Dogmas; namentlich erwarben ſich die drei Kappadocier die größten Verdienſte um dieſelbe, und unter dieſen ganz beſonders Gregor von Nazianz, welcher von allen Griechen die genaueſte und eingehendſte Darſtellung des Trinitätsdogmas lieferte und ſich dadurch den Namen des Theologen κατ' ἐξοχήν erwarb (S. 195—217). Alle ſeine Vorgänger aber übertraf der große abendländiſche Lehrer St. Auguſtinus. „Seine 15 Bücher über die Trinität enthalten das Tiefſinnigſte und Genaueſte, was über dieſen Gegenſtand von den Kirchenlehrern der alten Zeit gedacht worden iſt“ (S. 225).

Wir können natürlich auf die innere Entwicklung des Dogmas, welche der Herr Verfaſſer mit großer Gelehrſamkeit quellenmäßig darſtellt, nicht eingehen und müſſen uns bei unſerem Referat über den Inhalt des Werkes auf dieſe äußeren Daten beſchränken. In den Werken des hl. Auguſtinus iſt das Dogma nach ſeinem Hauptinhalte zu jener Entfaltung gelangt, in welcher es uns entgegentritt im ſogen. athanaſianiſchen Symbolum. Wer den Ausführungen des Verfaſſers folgt, kann ſich überzeugen, daß die in dieſem Symbolum ſo klar und ſcharf formulirten Sätze über die Trinität nicht Lehren ſind, welche erſt im Laufe der chriſtlichen Jahrhunderte entſtanden, ſondern der klare Ausdruck einer beim Urſprunge des Chriſtenthums allgemein verbreiteten, aber nicht allgemein nach ihrem ganzen Inhalte erfaßten Lehre. Erſt nachdem die hervorragendſten Geiſter Jahrhunderte hindurch ihre ganze Kraft dem Studium und der Vertheidigung dieſer Wahrheit gewidmet, nach dem richtigen Ausdrucke geſucht und ſich gegenſeitig corrigirt hatten, war die

Formulirung der Wahrheiten, wie ſie im Athanaſianum vorliegt, möglich. Wir, die wir als Erben der Frucht der Geiſtesarbeit unſerer Väter verhältnißmäßig leichten Kaufs in den Beſitz der ſchön ſyſtematiſch geordneten Sätze über die Trinität gelangen, finden es kaum begreiflich, wie die klare Darlegung dieſer doch ſo klar ſchon in der heiligen Schrift bezeugten Lehre einen ſolchen Aufwand von Kraft und Mühe erfordern konnte. Schon dadurch, daß uns die Dogmengeſchichte hierin eines Beſſeren belehrt, leiſtet ſie uns einen nicht zu unterſchätzenden Dienſt.

Von den drei anderen Theilen verdiente namentlich die Chriſtologie und die Gnadenlehre eine eingehende Beſprechung. Doch müſſen wir den Reſt des uns zuſtehenden Raumes auf den dritten Band verwenden.

3. Die dritte Periode umfaßt die Blüthezeit der Theologie. In ihr tritt für die Kirche die Aufgabe, die chriſtliche Wahrheit gegen die Feinde von Außen und im Innern zu vertheidigen, in den Hintergrund; vielmehr erfreut ſie ſich der Wahrheit im ruhigen Beſitze derſelben; ſie vertieft das theologiſche Wiſſen, erklärt die geoffenbarten Lehren philoſophiſch, verfolgt ſie bis in die letzten Conſequenzen und ordnet ſie zu einem ſyſtematiſchen Ganzen. „Ähnlich wie der Baum bei ſeinem Wachsthum und ſeiner Entwicklung zuerſt ſeine Wurzeln tiefer treibt und ſich im Erdreich befeſtigt, ſodann nach oben hin in Äſte, Sproſſen und Zweige ſich ausbreitet und mit Blättern, Blüthen und Früchten ſich ſchmückt: ähnlich erging es auch dem Senfkörnlein der göttlichen Wahrheit. Zuerſt gewann ſie immer deutlichere Beweiſe und glänzendere Zeugniſſe für ihren göttlichen Urſprung, drang immer tiefer und mit immer zahlreicheren Wurzelfaſern nach allen Seiten in die menſchliche Geſellſchaft, und geſtaltete ſich dann zu einem großen Lebensbaume aus, der ſo viele Äſte und Zweige trieb, daß in ſeinem Schatten alle Menſchen wohnen, alle Wiſſenſchaften und Künſte gedeihen konnten — zu einem Lebensbaume, der ununterbrochen Früchte trug, um für das ganze Menſchengeſchlecht geiſtige Speiſen zum ewigen Leben zu bieten“ (S. 2).

Nachdem der Verfaſſer auf den hundert erſten Seiten des Bandes durch Darſtellung der geſchichtlichen Entwicklung der Philoſophie in ihrem Verhältniſſe zur Theologie für die Geſchichte der Dogmatik den geeigneten Boden geſchaffen, ſtellt er letztere nach der in den vorhergehenden Bänden durchgeführten Eintheilung dar, ſo daß indeſſen die vier einzelnen Theile wegen des Reichthums des Stoffes in mehrere, ſehr überſichtlich geordnete Unterabtheilungen zerfallen.

Der Leſer wird eingeführt in den geſammten dogmatiſchen Stoff, wie er in den monumentalen Werken der mittelalterlichen Theologen aufgeſchichtet iſt. Durch Gegenüberſtellung der verſchiedenen Auffaſſungen, welche die einzelnen Lehren in den verſchiedenen Schulen fanden, treten ſie in ein um ſo klareres Licht. Der Lehre des hl. Thomas ſchenkt der Verfaſſer in den einzelnen Abſchnitten ſtets eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit, und er theilt die Hochachtung, die er ſelbſt gegen den Engel der Schule hegt, ſeinen Leſern mit, ohne ſich jedoch ſo weit von Bewunderung hinreißen zu laſſen, daß er ihn geradezu für irrthumsunfähig hielte. Jene Lehrpunkte, die eine beſondere

Entwicklung im Mittelalter gefunden, werden beſonders betont; wir heben nur kurz die Lehre vom Primat und ſpeciell von der päpſtlichen Unfehlbarkeit hervor. Mit voller Übereinſtimmung wurde die päpſtliche Unfehlbarkeit in der Blüthezeit der Theologie von allen großen Lehrern aller Schulen gelehrt: von Albertus Magnus (S. 538), dem hl. Thomas (S. 543 ff.), dem hl. Bonaventura (S. 549), von Duns Scotus (S. 550). Aber nun tritt die Zeit der Reſidenz der Päpſte in Avignon ein und in Folge deſſen das traurige occidentaliſche Schisma; es iſt die Zeit des Niedergangs des Anſehens des Apoſtoliſchen Stuhles, welche der Verfaſſer in einem trefflichen geſchichtlichen Excurs ſchildert (S. 551 ff.). In Folge des Beſtrebens, ſich durch ein Concil aus der unglückſeligen Lage zu befreien, entſtand die Lehre von der Superiorität des allgemeinen Concils über den Papſt und ſomit auch die von der Reformabilität der päpſtlichen Lehrentſcheidungen. Proteſtantiſche Dogmatiker werden hier wohl ein Beiſpiel für die Veränderlichkeit der Dogmen finden. Aber es iſt keineswegs katholiſche Lehre, daß ein Dogma ſtets allgemein in der Kirche geglaubt ſein muß. Nie freilich kann eine Lehre als Dogma gelten, welche irgend einmal allgemein in Abrede geſtellt wurde; aber wohl kann ſich zeitweilig für viele Gläubige und für ganze Länder über eine Lehre Dunkelheit verbreiten. Dieß war zur Zeit des Concils von Konſtanz hinſichtlich der Lehre von der päpſtlichen Unfehlbarkeit der Fall, bis „in den großen Wirrwarr der Meinungen und Anſichten über den Primat bei den verſchiedenen Theologen und Parteien in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts wie ein heller Stern das Decret der allgemeinen Synode von Florenz (1439) hineinleuchtete; die den Himmel verdüſternden Nebel ſchwanden allmählich oder verdichteten ſich zu einzelnen Wolken, und der Lichtglanz jenes Sternes ward immer heller und heller und beherrſchte bald wieder den ganzen Horizont“ (S. 566). Der Verfaſſer legt mit großer Ausführlichkeit die Lehre des Spaniers Torquemada dar (S. 567 ff.). Dieſer tritt wieder ein für die vollen Vorrechte des Apoſtoliſchen Stuhles, wie der hl. Antonin, Cajetan und die meiſten großen Theologen der unmittelbar folgenden Zeit. Im folgenden Bande wird der Verfaſſer wieder eine allgemeine Übereinſtimmung der Theologen der neuen Blütheperiode der Theologie zu verzeichnen haben, bis in Folge des Gallikanismus für einige Länder wiederum Controverſen über das Dogma entſtehen und jene Verdunkelung eintritt, welche in unſere Zeit hereinreichte — ein Beweis, daß es eine Geſchichte einer Lehre auch dann geben kann, wenn ſie vom Urſprunge der Kirche an ſtets im depositum fidei enthalten war.

Auf S. 288 tadelt der Verfaſſer den Scotus, daß er nicht einen realen Unterſchied zwiſchen der individuellen menſchlichen Natur und der menſchlichen Perſon annehme und die Perſon durch etwas Negatives ſich von der Natur unterſcheiden laſſe. Aber die Negation der Abhängigkeit, welche nach Scotus von der Perſon im Gegenſatze zur Natur behauptet werden muß, iſt nur dem Ausdrucke nach etwas Negatives, in der That aber etwas Poſitives, und daß ſie von Scotus als ein poſitives Sein aufgefaßt wurde, iſt von mehreren Theologen, ſo neuerdings wieder von Stentrup (De Verbo Incarnato, th. 25), nachgewieſen worden. Ob nun dieſes poſitive Sein

etwas von der individuellen Natur real oder bloß virtual Verſchiedenes ſei, darüber läßt ſich ſtreiten. Ich glaube indeſſen, daß wir durch nichts, auch nicht durch das Geheimniß der Incarnation, genöthigt werden, außer der individuellen Natur in der Perſon ein von der Natur real verſchiedenes Sein anzunehmen, wodurch dieſe zur Perſon conſtituirt werde, und daß wir darum ein ſolches Sein auch nicht annehmen ſollen.

Da die Behandlung der nachtridentiniſchen Periode ſeitens des Herrn Verfaſſers zu erwarten iſt, ſo möchte ich ihn darauf aufmerkſam machen, daß er irrthümlich den Suarez auf die Seite des Scotus ſtellt hinſichtlich der Frage über die Art des Gegenſatzes, den die heiligmachende Gnade zur Sünde bilde (S. 465, Anm. 1). Suarez bekämpft überall die dem Scotus zugeſchriebene Anſicht, nach welcher dieſer Gegenſatz nicht in der Natur der heiligmachenden Gnade begründet, ſondern auf einen Willensentſchluß Gottes zurückzuführen iſt (cf. De Gratia VII. c. 1 n. 6 sqq.; c. 12 n. 1 sqq.; c. 19 n. 6). Wie nach dem hl. Thomas, ſo iſt auch nach Suarez die Gnade ein ſolches Sein, welches ſeiner Natur nach mit der Todſünde unverträglich iſt und ſie, wie das Licht die Finſterniß, nach Art einer entgegengeſetzten Form, austreibt. In der vom Verfaſſer citirten Stelle (De Gratia VII. c. 20) unterſucht Suarez die Frage, ob Gott de absoluta potentia die Gnade im Sünder erhalten oder, die ihr natürlichen Wirkungen ſuspendirend, ſie ſo eingießen könne, daß die Sünde neben ihr beſtehe. Dieſe ſpitzfindige Frage wirft meines Wiſſens der hl. Thomas nicht auf, und wenn Suarez ſie bejaht, ſo kann er die angeſehenſten Commentatoren des engliſchen Lehrers, wie Bartholomäus Medina (I. II. q. 113 a. 2), für ſeine Anſicht anführen.

Wenn der Verfaſſer von der Übertragung der Jurisdictionsgewalt ſpricht, ſo fehlt der Ausdrucksweiſe zuweilen die gewünſchte Genauigkeit und Beſtimmtheit, und den einen oder andern Punkt möchte ich auch ſachlich beanſtanden. So heißt es z. B., daß die Jurisdictionsgewalt beim Papſte durch die Wahl übertragen werde (S. 499), oder daß die Wahl die inſtrumentale Urſache für die Übertragung der päpſtlichen Gewalt ſei (S. 573); die biſchöfliche Jurisdiction werde unmittelbar von Chriſto, zunächſt ihrem Grunde nach durch die Conſecration und dann actuell durch die päpſtliche Präconiſirung, als causa instrumentalis verliehen (S. 573 und Anm.; vgl. S. 549); die Prieſter erhielten die jurisdictio in foro interno zur Abſolution ihrer Subſtanz nach durch die Prieſterweihe; durch die kirchlichen Obern werde ihnen nur die Materie zur giltigen Abſolution angewieſen (S. 576). Sollte hiermit nur geſagt ſein, daß Prieſter und Biſchöfe kraft ihrer Weihe naturgemäß gleichſam deſignirt ſind für den Empfang der prieſterlichen und biſchöflichen Jurisdiction, ſo hätte ich natürlich ſachlich nichts einzuwenden. Sollte der Herr Verfaſſer aber die Anſicht vertreten, die in der That namhafte Theologen zu ihren Anhängern zählt, daß jene Regierungsgewalt ihrer Subſtanz nach durch die Weihe verliehen wird, und nur noch die Untergebenen fehlen, um ſie ausüben zu können, ſo möchte ich daran erinnern, daß eine Regierungsgewalt ohne Untergebene wohl nicht denkbar, und daß es identiſch iſt, Untergebene zu erhalten und Regierungsgewalt zu empfangen. — In der Controverſe, ob die Biſchöfe ihre Regierungsgewalt unmittelbar von Chriſtus oder vom Papſte erhalten, ſind die beſten Gründe auf Seite derjenigen, welche annehmen, daß ſie dieſelbe durch den Papſt von Chriſtus erhalten. — Die päpſtliche Gewalt endlich kann nicht vom Wahlcollegium übertragen werden, welches ſie ja auch ſelbſt nicht beſitzt und ausübt, ſondern nur unmittelbar von Gott. Das Wahlcollegium beſtimmt nur die Perſon und kann nur in einem höchſt uneigentlichen Sinne die causa instrumentalis bei Übertragung der Gewalt genannt werden. — Es ſei noch bemerkt, daß

wenn die Biſchöfe ihre Jurisdictionsgewalt vom Papſte empfangen, darum nicht die biſchöfliche Gewalt de jure ecclesiastico iſt; jeder einzelne empfängt dann freilich ſeine Gewalt von der höheren kirchlichen Behörde; die biſchöfliche Gewalt überhaupt aber iſt de jure divino, weil von Chriſtus gewollt und von ihm ſelbſt in die Kirche eingeführt, weßhalb auch ihre Exiſtenz nicht von der kirchlichen Geſetzgebung abhängt.

Bei dem ſo reichhaltigen und ſchwierigen Gegenſtande, welchen der Verfaſſer in ſeinem großen Werke behandelt, kann es nicht Wunder nehmen, daß der Leſer zuweilen auf mißverſtändliche Ausdrücke oder auf eine Anſicht ſtößt, die er mit dem Verfaſſer nicht theilt. Wir haben den einen oder andern Punkt hervorgehoben, um zur Vervollkommnung des für die Theologie ſo wichtigen Werkes ein wenig beizutragen, nicht aber, um ſeinen Werth in den Augen unſerer Leſer herabzuſetzen. Wir möchten es im Gegentheile allen Theologen auf's Beſte empfehlen als ein gründliches, auf umfaſſende Studien baſirtes, reichhaltiges und das Studium der Theologie in unſerem Vaterlande mächtig förderndes Werk. Die Darſtellung iſt geradezu muſtergiltig und zeichnet ſich durch Schönheit und Klarheit aus.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob man auf unſeren Univerſitäten Dogmengeſchichte als eigenes Fach dociren ſolle. Denkt man hierbei an Univerſitäten, deren Beſucher, wie in Löwen, ſchon ein theologiſches Triennium durchgemacht haben, ſo iſt die Frage natürlich zu bejahen. Iſt das Studium der Theologie aber auf ein Triennium beſchränkt, ſo wird für dogmengeſchichtliche Studien kein Raum vorhanden ſein. In dieſem Falle findet der abgehende Theologe in Schwane's Werk einen Erſatz; es bietet ihm die Anleitung, in den Mußeſtunden ſeine Studien zu ergänzen, ſich die Dogmatik in neuer Form vorzuführen und ſein theologiſches Wiſſen zu vertiefen.

Th. Granderath S. J.

Katholiſche Religionslehre für die vier oberſten Klaſſen der Gelehrtenſchulen und für gebildete Männer. Mit Genehmigung der geiſtlichen Obern. 8°. Regensburg, Fr. Puſtet, 1884. Erſter Theil. Glaubenslehre. XVI u. 142 S. Preis: 80 *Pf.* — Zweiter Theil. Sittenlehre. 126 S. Preis: 64 *Pf.* — Dritter Theil. Gnaden- und Sacramentenlehre. 124 S. Preis: 80 *Pf.* — Vierter Theil. Kirchengeſchichte. 136 S. Preis: 70 *Pf.*

Bei der in den letzten Jahren geführten Controverſe über den Religionsunterricht an den Gymnaſien[1] handelte es ſich in letzter Inſtanz um die Frage: Katechismus oder Religionshandbuch? Herr Domcapitular Dr. Stöckl, welcher bekanntlich für die Beibehaltung der Katechismusform eintrat, erklärte entſchieden: „Nicht ein wiſſenſchaftlich gehaltenes und ſyſtematiſches ‚Lehrbuch der Religion' muß den Schülern in die Hand gegeben werden, ſondern ein Katechismus." Unter anderen Gründen, welche gegen dieſe Anſicht geltend gemacht wurden, wies man auf die große Schwierigkeit hin, einen der-

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift, Bd. XXI. S. 309 ff. und Bd. XXII. S. 212 ff.

artigen Katechismus zu verfassen. Professor Dr. Schubach betonte: „Bekanntlich gehört die Anfertigung eines guten Katechismus für die Elementarschule zu den schwierigsten Aufgaben.... Wie sehr häufen sich aber erst die Schwierigkeiten bei dem von Professor Stöckl gewünschten Katechismus für höhere Lehranstalten! Wie würde da die Kritik sich geltend machen! Derjenige müßte in der That ein großer Meister in Israel sein, der einen solchen Katechismus zu verfassen im Stande wäre, welcher allgemeinen Beifall fände. Doch es gilt, den Versuch zu machen!“ [1] Dieser Versuch ist nun wirklich gemacht worden, indem die eben erschienene „Katholische Religionslehre“ thatsächlich ein „Katechismus für höhere Lehranstalten“ ist. Die Kritik mag an dem vorliegenden Werke Einzelnes beanstanden, Anderes nicht voll billigen; im großen Ganzen aber, so will uns scheinen, wird man den Versuch als einen durchaus geglückten anzuerkennen haben. Und insofern dürfte der Beifall in der That ein „allgemeiner“ sein — selbst auf Seiten derjenigen Schulmänner, welche in der Katechismusfrage principiell den entgegengesetzten Standpunkt einnehmen. Daß jenes fait accompli bei all diesen Männern nun auch eine völlige Umstimmung in den Ansichten herbeiführe, wird vernünftigerweise Niemand erwarten. Aber indem die abstracte Idee eine greifbare Wirklichkeit angenommen hat, ist die schwebende Frage selbst in ein neues Stadium getreten, und eine abermalige Prüfung der Frage wird, wenn uns nicht Alles täuscht, die Katechismus-Freunde sicher vermehren. Wir stehen hier von einer weiteren Erörterung der Frage selbst ab und beschränken uns darauf, einige Vorzüge des neuen Gymnasial-Katechismus hervorzuheben.

Vor Allem ist es als ein sehr glücklicher Gedanke zu bezeichnen, daß der fast in ganz Deutschland gebrauchte Deharbe'sche Katechismus (Nr. I) der „Katholischen Religionslehre“ zu Grunde gelegt worden ist. Derselbe wurde in einer Weise vertieft und erweitert, daß das Buch jetzt den Anforderungen des Religionsunterrichts in den vier obersten Gymnasialklassen gerecht wird. Daran knüpfen sich mehrere Vortheile. Zunächst tritt das Buch als ein in der Hauptsache wohlbekannter Freund vor das Auge des Schülers. Indem sodann ein gut Theil des Inhaltes sogar in der Form bereits bekannt ist, weckt das Neuhinzugekommene die Aufmerksamkeit des Schülers desto lebendiger: also eine große Erleichterung für Lehrer und Lernende. Allgemein anerkannt ist ferner die knappe, auf den solidesten Studien beruhende und darum vollkommen zuverlässige Ausdrucksweise Deharbe's. Dieselbe ist im vorliegenden Buche nicht nur beibehalten, sondern in vielen Punkten noch vervollkommnet.

Die Beweisführung für die einzelnen Lehrsätze ist streng dogmatisch, positiv-theologisch. Die Schrift- und Traditionsbeweise sind mit großer Sachkenntniß und mit weiser Beschränkung ausgewählt. So geschieht es, daß fast überall die schlagendsten Beweisstellen angeführt werden. Sämmtliche den

[1] Schubach, Für den systematischen Religionsunterricht an den deutschen Gymnasien. Coblenz 1881. S. 17 f.

Kirchenvätern entnommenen Stellen werden in der Ursprache, mit genauem Citat nach den bewährtesten Ausgaben und überhaupt in der Weise gegeben, daß sie allen Anforderungen der philologischen Kritik entsprechen.

Man sieht, der Verfasser ist sich wohl bewußt, daß dem Religionsunterrichte auf den oberen Klassen des Gymnasiums auch die Aufgabe zufällt, die verderblichsten Zeitirrthümer zu beleuchten und in einer jener Bildungsstufe angemessenen Weise zu widerlegen. Daher werden trotz der überall angestrebten Kürze u. A. die auf dem Vaticanischen Concil verurtheilten Irrlehren eingehend berücksichtigt und schlagend widerlegt. Wir verweisen beispielsweise auf die Behandlung des Pantheismus (I. S. 48 f.), der päpstlichen Unfehlbarkeit (I. S. 123 ff.), des Eigenthumsrechtes, des Communismus und Socialismus (II. S. 62 ff.).

Über die Ausdehnung, welche den apologetischen Fragen in einem Unterrichtsbuche für die oberen Gymnasialklassen einzuräumen ist, wird schwerlich eine allgemeine Übereinstimmung der Meinungen zu erzielen sein. Es läßt sich freilich wohl kaum in Abrede stellen, daß bei manchen der neueren Religionshandbücher eher über ein Zuviel als über ein Zuwenig Klage zu führen ist. In diesem Sinne schreibt auch der Verfasser der vorliegenden „Religionslehre“:

„Man wollte die Jünglinge gegen die Einwürfe des Unglaubens wappnen. Daher behandelte man die apologetische Partie mit einer zu großen Ausführlichkeit auf Kosten des positiven Glaubens und seines Nachweises. Wie oft haben in Folge dessen die jugendlichen Geister Dinge unglücklicherweise gehört, die ihnen bisher zum Glück unbekannt waren! Denn der Unglaube besticht den im gründlichen Denken Unbewanderten; wer aber will gründliches Denken schon am Gymnasium voraussetzen? . . .

Wollte man die apologetische Seite nach allen möglichen Bedürfnissen ausdehnen, so würde aus dem Katechismus ein großer Folio-Band. Sollte etwa an einer Lehranstalt irgend ein ungläubiger Lehrer sein Unkraut ausstreuen, so ist es Sache des Religionslehrers, seinen Unterricht hiegegen einzurichten; aber man kann von dem Katechismus nicht verlangen, daß er dem unabsehbaren Arsenale des Unglaubens zuvorkomme“ (Vorwort S. IV u. V).

Wir sind mit dem Verfasser ganz einverstanden, daß der Religionsunterricht am Gymnasium nicht zu einem Cursus der Fundamentaltheologie sich erweitern darf. Nichtsdestoweniger meinen wir, wie dieses auch schon früher in dieser Zeitschrift (Bd. XXI. S. 315) ausgesprochen wurde, daß die abgehenden Gymnasiasten, die ja zum größten Theile auf der Universität keine Religionsphilosophie und Apologetik mehr studiren, gegen die Gefahren unserer glaubenslosen Zeit durch den Religionsunterricht am Gymnasium genügend gewappnet sein müssen. Und wir wollen es nicht verschweigen, unter diesem Gesichtspunkte hätten wir einige Partien des vorliegenden Werkes, z. B. die Lehre von der Erkennbarkeit der Offenbarung (I. S. 8—10), gerne etwas ausführlicher und gründlicher behandelt gesehen.

Die Art und Weise, wie in den drei ersten Theilen die katechetische Form durchgeführt ist, bekundet den erfahrenen Schulmann. Der Verfasser

verdient gewiß eher Lob als Tadel, daß er in der Frageſtellung nicht zu pedantiſch vorangegangen iſt, und man kann ihm beiſtimmen, wenn er zu ſeiner Entſchuldigung bemerkt:

„Wenn in ſeltenen Fällen die Antwort auf die Frage nicht zu ‚klappen' ſcheint, ſo bitten wir zu beachten, daß das Buch nicht für Elementarſchüler, ſondern für Gymnaſiaſten berechnet iſt, daß man alſo nicht immer ſtreng am Worte zu kleben hat, ſondern im Nothfalle ſich mit dem Sinn der Frage begnügen kann" (Vorwort S. VI).

Gewiß wird z. B. kein Vernünftiger daran Anſtoß nehmen, daß auf die Frage: „Was führt zum Abfalle vom Glauben?" (I. S. 25) — nicht geantwortet wird: „Zum Abfalle vom Glauben führt erſtens ..., zweitens u. ſ. w.", ſondern daß der Aufzählung jener Punkte ein Satz mit kurzer Motivirung vorausgeſchickt wird.

Der vierte Theil, welcher einen Abriß der Kirchengeſchichte gibt, mußte ſelbſtverſtändlich von der katechetiſchen Form Abſtand nehmen. Aber fortlaufende Nummern, gewöhnlich mit je einem geſperrt gedruckten Stichworte, tragen zur Überſichtlichkeit bei und erleichtern die Aneignung des Lehrſtoffes.

Zu den bisher namhaft gemachten Vorzügen kommt dann noch der ſtreng katholiſche, echt kirchliche Charakter, welcher das neue Lehrbuch auszeichnet.

Alles in Allem haben wir ein Werk vor uns, das wir rückhaltlos empfehlen dürfen. Die weiteſte Verbreitung, die wir ihm von Herzen wünſchen, wird durch die Wohlfeilheit des Preiſes erleichtert; es iſt billiger, als alle bisher erſchienenen ähnlichen Werke.

Aug. Langhorſt S. J.

La vie de N. S. Jésus-Christ, par l'abbé *E. Le Camus*, Docteur en théologie, Directeur du collége catholique de Castelnaudary. 2 vols. 8°. p. 572 et 678. Paris, Poussielgue frères, 1883.

Wieder ein Leben unſeres Herrn und Heilandes! Christus heri et hodie! Der Gegenſtand iſt immer alt und neu, bleibt ſtets im Wachſen und zieht uns um ſo mehr an, je mehr wir von demſelben entdecken und vernehmen. Deßhalb muß uns jeder Verſuch, das Leben des Heilandes darzuſtellen, von Herzen willkommen ſein.

Der hochw. Verfaſſer hat auch ein ganz ſchönes Buch zu Stande gebracht, und es iſt ihm bereits gebührende Anerkennung zu Theil geworden. Er vertheilt das ganze Leben Jeſu in drei Hauptgruppen: die Anfänge des Lebens Jeſu, das öffentliche Leben, und das Ende durch das Leiden. Das Ganze wird in zwei Bänden untergebracht, von denen der erſte namentlich das Wirken in Galiläa und der zweite die Wirkſamkeit in Judäa und Jeruſalem darſtellt. Die Abſicht des Verfaſſers iſt, dogmatiſche Schärfe und Klarheit, Correctheit und Fülle des exegetiſchen Wiſſens mit der Erbauung zu verbinden, und im Ganzen iſt er in ſeinen Erfolgen recht glücklich geweſen. Beſonders iſt es ihm gelungen, die Geheimniſſe auf dem Hintergrunde ſeiner vielen geographiſchen und geſchichtlichen Kenntniſſe recht lichtvoll

und anschaulich zu zeichnen. Fast jedes Kapitel zeigt uns so eine lebendige und doch maßvoll ausgeführte Zeichnung.

Über die Reihenfolge der Geheimnisse und die Gruppirung des Stoffes im Einzelnen wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, sowie auch nicht uns weiter einlassen auf die Auffassung einzelner Stellen und Parabeln, z. B. der Parabeln vom ungerechten Hausmeister und von den Arbeitern im Weinberge.

Worüber wir uns nur einige Bemerkungen gestatten, ist der dritte Punkt, den sich der Verfasser zum nächsten Ziele gesteckt hat, nämlich die Erbauung des Herzens. Offenbar wird dieselbe um so voller erzielt werden, als es gelingt, von scharf und klar gezogenen dogmatischen Linien ausgehend, das ganze Geheimniß in seiner reinen Objectivität, Größe, Erhabenheit und Tragweite auf das Herz des Lesers wirken zu lassen. Besonders wird es darauf ankommen, das herrliche Charakterbild des Gottmenschen in seiner ganzen Herrlichkeit vorzuführen.

Da könnte nun unseres Erachtens sich der Verfasser bestimmter und schärfer fassen, wenn er von der Wesensbeschaffenheit des Gottmenschen spricht (I. S. 140). — Daß die Taufe, welche die Jünger Jesu in dessen Namen ertheilten, eine bloße Wiederholung der Johannistaufe gewesen sei (I. S. 158), dürfte wohl auf manchen Widerspruch stoßen. Vgl. Suarez (De baptismo, Disp. XIX. Sect. 1).

Manchmal kommt auch die leise Vermuthung, als wenn einer gewissen freieren Richtung in der Exegese mehr oder minder Rechnung getragen werde, so bei der Beschreibung der Heilanstalt Bethesda (I. S. 182) und der Versuchung Christi (I. S. 218). Das ist dem Gefühl etwas empfindlich und der Erbauung weniger förderlich.

Ferner dramatisirt der Verfasser wiederholt zu kühn in der Anordnung des Stoffes im Allgemeinen und bei der Ausführung des Einzelnen. Durch dieses Kunststreben verliert der Gegenstand manchmal an reiner und großartiger Objectivität und an Gewalt, auf das Herz zu wirken. Warum z. B. Johannes schon auftreten und predigen lassen vor der Geburt Christi? Warum die systematisirende Eintheilung und Überschrift der einzelnen Lebensabschnitte Jesu, z. B. des öffentlichen Lebens: „période de l'exploration générale", „période de création en Galilée", „période de lutte en Judée", dann die des zweiten Theiles: „organiser", „instruire", „aguerrir la société nouvelle"? Bei aller inneren Ordnung und Zweckstrebigkeit der Werke Gottes zeigen diese stets eine überraschende Einfachheit und haben oft geradezu den Anschein einer unerklärlichen Zufälligkeit. Die Bücher Mosis sind Geschichte, Ritual und Gesetzbuch zumal und durcheinander, wie Eines nach dem Andern kam. Aber wer will es besser machen? Zu viel Verstand und System ist der Feind des Erhabenen und der Salbung.

An anderen Stellen vermissen wir etwas die höhere Auffassung der sittlichen Größe und Bedeutsamkeit von Personen und Geheimnissen. So unternimmt Maria den Besuch bei Elisabeth, weil sie keine andere Herzensvertraute in der Familie besitzt (I. S. 132). Der Schlußvers des Magnificat

iſt ein Ausbruch des begeiſterten Patriotismus (I. S. 137). — Wir begreifen nicht recht, wie Gott die Reiſe nach Bethlehem anordnen ſoll, um Maria vor der Makel oder Unſchicklichkeit einer vorfrühen Niederkunft zu bewahren. Nach I. S. 127 war es überhaupt keine Unſchicklichkeit. Und wenn es dennoch eine Makel war, ſo konnte ſie durch die kurze Anweſenheit in Bethlehem nicht verheimlicht werden, und Gott mußte ein anderes Mittel ausfindig machen. — Es iſt auch wohl nicht leicht anzunehmen, daß der hl. Joſeph von vornherein an eine Verehelichung dachte (I. S. 126). — Die Anſpielungen an Hannibal (I. S. 553) und Cäſar (I. S. 345) ſind beim Heilande nicht würdevoll genug, ſowie auch die Unterredung zwiſchen Johannes und Jeſus am Jordan (I. S. 103). Andere Geheimniſſe ebenfalls ſcheinen uns nicht in ihrer ganzen Tragweite gewürdigt, wie der Seeſturm (II. S. 93), Maria und Martha (II. S. 158). — Die oft wiederkehrenden Ausdrücke vom Heilande: „der junge Prophet", „der junge Lehrer", „der Neophyt", mißfallen geradezu und färben manche Stellen ziemlich weich und ſentimental. Namentlich können wir uns hier nicht einverſtanden erklären mit der Art und Weiſe, wie die Frauen überhaupt und in ihrer Beziehung zum Heilande vorgeführt werden. Es macht den Eindruck, als wenn ſie mit Vorliebe gemalt wären. Die Männer kommen neben ihnen einfach ſchlecht weg (I. S. 257 u. 271). Daß eine ganze Reihe heiliger Frauen auf Eſeln oder Dromedaren (I. S. 445) zur gewöhnlichen, man möchte ſagen officiellen Begleitung des Heilandes gehörte, iſt doch nicht anzunehmen. Ebenſo wenig die geiſtlichen Abendunterhaltungen in Bethanien (II. S. 95). — Vielleicht ſind wir Deutſche etwas zu grobkörnig in dieſer Beziehung. Indeſſen, meinen wir, kann eine kräftige Spiritualität nie ſchaden, und der Heiland mußte uns hier auch das Beiſpiel vom Rechten geben.

Wirklich ſchön und erhebend ſind unter Anderen das Charakterbild des Johannes (I. S. 87 f.), Simeon und ſeine Prophezeiung (I. S. 179), Jeſus in der Wüſte (I. S. 201), der Lehrvortrag in Kapharnaum (I. S. 476), die zwei Feſtbeſuche in Jeruſalem (II. S. 18 u. 118), das Gaſtmahl in Bethanien (II. S. 281), der Palmſonntag (II. S. 288), überhaupt die letzte Woche und die Leidensgeſchichte. Im Ganzen iſt es ein ſchönes Buch, dieſes Leben Jeſu, und ſollen die obigen Ausſtellungen uns nicht hindern, es warm zu empfehlen.

M. Meſchler S. J.

Der Kampf zwiſchen Papſtthum und Königthum von Gregor VII. bis Calixt II. Eine zeitgemäße hiſtoriſche Studie von **J. Ibach.** 8°. VII u. 260 S. Frankfurt a. M., A. Foeſſer, 1884. Preis: *M.* 3.

Unter dem Motto: „Die Vergangenheit ſei die Lehrmeiſterin für die Gegenwart", hat Pfarrer Ibach, früher Abgeordneter des preußiſchen Landtages, es unternommen, den großen Kampf zwiſchen Papſtthum und Königthum, welcher die zweite Hälfte des elften und das erſte Viertel des zwölften Jahrhunderts durchtobte, in einer eigenen Monographie zur Darſtellung zu

bringen. Mit Recht nennt der hochw. Verfasser die Schrift eine „zeitgemäße Studie". Wurde ja der preußische Culturkampf wiederholt und von hoher Seite aus begründet durch den Hinweis auf die kirchenpolitischen Kämpfe. Werden mithin diese in ihrer wahren Gestalt aufgedeckt und erweisen sie sich als einfache Nothwehr von Seiten der Kirche gegenüber dem Andringen verkommenen Weltgeistes und staatlichen Übermuthes, so verliert auch der moderne Kirchenstreit die von jener Seite her gesuchte Begründung und Rechtfertigung. Ja noch weitere Vortheile sind zu erhoffen. Denn erwiesen sich die Versuche älterer Zeit, die Kirche unter das staatliche Joch zu beugen, als unwirksam und in ihren Folgen für Staat und Kirche verderblich, so tritt an jeden Staatsmann, der diesen Namen verdienen will, die unabweisliche Pflicht heran, den aussichtslosen, selbstmörderischen Kampf aufzugeben und auch Gott und der Kirche bereitwillig zu geben, was ihrer ist.

In 13 Abschnitten führt uns der Verfasser das vielbewegte Bild des mittelalterlichen Investiturstreites vor Augen. Italien, Deutschland, Frankreich, England sind die Schauplätze, auf welchen die schwer bedrohte Kirche ihre gottgewollte Freiheit zu erkämpfen hatte. Lichtvoll und klar orientirt uns Hr. Ibach zunächst über das Wesen und die Genesis des Investiturstreites. Geeigneten Ortes wird gut hervorgehoben, daß die Bischöfe in den einzelnen Ländern eine verschiedene Stellung zur Krone einnahmen, und daß mithin das Verhalten der Päpste auch ein verschiedenes sein mußte. Das zeigt so recht deutlich, wie weit entfernt die viel geschmähten Päpste davon waren, wohlerworbene und maßvoll gehandhabte Rechte der Könige schmälern zu wollen. Das Hauptgewicht des Streites entfällt auf die Pontificate Gregor' VII., Urban' II. und Paschalis' II. einerseits, und die Regierungszeit der Kaiser Heinrich' IV. und V. anderseits. Neben den Heldengestalten der Päpste heben sich besonders vortheilhaft ab diejenigen des hl. Anselm von Canterbury und des hl. Ivo von Chartres. Die Darstellung hätte vielleicht an Übersichtlichkeit gewonnen, wenn die Gesammtthätigkeit Gregor' VII. vor Schilderung seines Todes, und der Investiturstreit in England und in Frankreich je in einem Abschnitte vollständig behandelt worden wäre. In einer neuen Auflage können einige stilistische Unebenheiten mit Leichtigkeit ausgemerzt werden. Die Schrift verdient alle Anerkennung, und wir glauben, daß der Herr Verfasser sich in seiner Erwartung, „die Schrift möge zur Klärung der alten wie zur Lösung der neuen Wirren das Ihrige beitragen", keineswegs täuschen werde.

K. Brischar S. J.

Die Lilie. Isländische Marienbichtung aus dem 14. Jahrhundert. Von **Eystein Ásgrimsson.** Übersetzt und mit Einleitung versehen von **Alexander Baumgartner** S. J. 12°. XI u. 72 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: *M.* 1; eleg. geb. *M.* 2.

Als Isländer habe ich mich recht gefreut, unsere herrliche „Lilja" nun auch in deutscher Übersetzung zu treffen. Bisher war sie in Deutschland

wohl kaum dem Namen nach bekannt. Sie iſt ein Preisgeſang auf das Erlöſungswerk unſeres Herrn, mit beſonderer Beziehung auf Maria, und wurde in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts von dem hochbegabten Auguſtiner Eyſtein Ásgrimsſon gedichtet. Maria, der reinſten der Jungfrauen, legte der Sänger ſeine „Lilja" als Weihegabe zu Füßen. Es gibt wohl nur wenige Gedichte dieſer Art, welche in dem Grade Lieblingsdichtung und Gemeingut ihres Volkes wurden, wie Eyſteins Schöpfung auf Island. Von Kennern wird ſie den vollendetſten religiöſen Dichtungen, die der Norden im Mittelalter hervorgebracht hat, eingereiht. Der engliſche Überſetzer, Vigfuſſon, nennt ſie ein literariſches Meiſterwerk und ſteht nicht an, den Dichter der „Lilja" in Bezug auf religiöſen Schwung und Erfindungsgabe mit einem hl. Bernhard und einem hl. Baſilius zu vergleichen. Wie weihevoll tönt ſchon die erſte Strophe:

Aller Weſen Gott und Schöpfer,
Herr der Engel, Herr der Völker,
Nicht gebannt an Raum, noch Zeiten,
Waltend ſtill im Friedensreiche,
Außen thronend wie auch innen,
Oben, unten, in der Mitte:
Lob ſei dir in Ewigkeiten,
Wahre Einheit in drei Zweigen!

P. Baumgartner hat dem Gedichte ſelbſt eine recht dankenswerthe umfangreiche Einleitung vorausgeſchickt. Sie bietet in vier Kapiteln willkommene Aufſchlüſſe über Island und deſſen ältere Literatur — den Dichter Eyſtein Ásgrimsſon und Islands katholiſches Leben in ſeinen Tagen — die Form und Architektonik der „Lilja" — und endlich über den Text und die Ausgaben derſelben.

Das dritte Kapitel belehrt uns, daß die „Lilja" der Form nach zu den „Dráþa" gehört, d. h. den Liedern, in denen die Skalden die Großthaten, die Kämpfe und Siege eines Königs oder Heerführers feierten. Strenge Geſetze und Regeln normirten die ganze Anlage und Ausführung, den Strophen- und Versbau der „Dráþa". Da dieſe Form als die ſchönſte und feierlichſte galt, ſo wählte der Dichter der „Lilja" ſie, um in begeiſterter Liebe den Helden der Helden, den verhängnißvollſten Kampf, den glorreichſten, heilbringendſten Sieg und Triumph zu feiern.

An die Mutter des glorreichen Siegers wendet ſich der Dichter in kindlichem, vertrauensvollem Gebet:

Vor dein Kind im Strahlenglanze
Stell dich, die du Gott geboren,
Fleh, daß milde Gnade finde
Jeder, und die Sünde weiche.
Wenn du bringſt auf ſanften Lippen
Bittwort für der Chriſten Seelen,
Maria, liebſte Mutter Jeſu,
Scheide mich nicht von den Deinen.

Frau, allein der Liebe würdig,
Hoch und groß durch tiefe Demuth!
Du machſt gut der Menſchen Schulden,
Segensmaid, hehr wie kein Engel!
Prunkpalaſt des heil'gen Geiſtes,
Biſt du reich an jeder Tugend,
Frei von Schuld, kennſt nicht Vermind'rung
Du der Kraft, noch eine Sünde.

Reinen Lebens lichte Taube,
Tochter Gottes, Heil der Kranken,
Weg der Wonne, Licht der Lüfte,
Braut der Bräute, Himmelsherrin!
Gottes Herberg, Sorgenfreiſtatt,
Freudenquelle, Sündenſchranke,
Gnaden-, Lebensborn der Völker,
Maid, dein Lob beſiegt die Engel!

Maria, Mutter, ſtrahlenhelle!
Maria, unſres Feſtjahrs Quelle!
Maria, laß uns Gnade finden!
Maria, ſchirm uns du vor Sünden!
Maria, ſieh uns ſchwer geſchlagen!
Maria, ſtill du Leid und Klagen!
Maria, heil du unſre Wunden!
Maria, laß uns du geſunden!

Der Überſetzung P. Baumgartners kann ich nur meine volle Anerkennung zollen. Die großen Schwierigkeiten, welche nothwendig mit der Übertragung einer ſolchen Dichtung verbunden ſind, hat er glücklich überwunden. Von allen Überſetzungen der „Lilja", welche ich geleſen habe, ſcheint mir die vorliegende dem Original am nächſten zu kommen. Der Verfaſſer hat nicht nur den Sinn desſelben glücklich wiedergegeben, ſondern es auch verſtanden, ſeiner Überſetzung das eigenthümliche Gepräge der isländiſchen Dichtung aufzudrücken. Auch im deutſchen Gewande wird der Isländer leicht das Kind ſeiner Heimath erkennen. Möge denn die „Lilie" auch in Deutſchland freundliche Aufnahme und die wohlverdiente Anerkennung finden!

J. Sveinsſon S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

L'Encyclique Aeterni Patris, par Mgr. L. C. Bourquard, Docteur en théologie et Docteur ès lettres, Directeur de l'école libre Saint-Benoit, à Delle. 8°. p. 136. Strasbourg, Le Roux, 1884.

Die Encyklika Aeterni Patris vom 4. August 1879 ist eine epochemachende Erscheinung für die Entwicklung der christlichen Wissenschaft geworden. Deßhalb hat sich der hochw. Verfasser ein großes Verdienst erworben, indem er die Erläuterung derselben nach ihrem Inhalte und ihrer wissenschaftlichen Bedeutung unternahm. Nachdem er die Vorläufer der Encyklika, die früheren Erlasse Pius' IX. und Leo' XIII., zu Gunsten der Lehre des hl. Thomas ausführlich besprochen, erklärt er eingehend den Inhalt der päpstlichen Encyklika, erörtert hierauf jene Lehren des hl. Thomas, welche in derselben besonders empfohlen werden, und sucht schließlich den vollkommenen Einklang der Resultate moderner Wissenschaft mit diesen Grundprincipien der wahren Philosophie nachzuweisen. Das große Interesse, das der hochw. Verfasser seinem Gegenstande entgegenbringt, läßt es begreiflich finden, daß er manchmal wohl etwas zu weit geht, indem er eine Übereinstimmung zwischen der Lehre des hl. Thomas und der Neueren auch dort zu finden glaubt, wo dieselbe nach dem Sinne der Worte des englischen Lehrers kaum vorhanden ist (z. B. S. 79. 80. 89. 135). Der für den Umfang der Broschüre gebotenen Kürze der Darstellung sind wohl einige weniger zutreffende geschichtliche Bemerkungen zuzuschreiben (S. 10. 38). Auch einzelne kleine Mißverständnisse, welche in Darlegung der Ansichten moderner Forscher Eingang gefunden haben (S. 82 ff., 99. 133), verschwinden vor der allseitigen wissenschaftlichen Bildung und großen Belesenheit des hochw. Herrn Verfassers.

Aus norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts. Franciscaner, Dominicaner und andere Missionare. Erste Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1884. Von Franz Wilhelm Woker. 8°. 122 S. Preis: brosch. *M.* 1.80.

Die vorliegende Arbeit liefert recht werthvolle Beiträge zu einer künftigen Geschichte der norddeutschen Missionen. Wie das Vorwort sagt, sind die Kapitel dieser Schrift aus einem kleinen Theil des vom Verfasser bisher gewonnenen Materials geschrieben, nämlich „aus der Correspondenz der in denselben vorgeführten Missionen mit ihren Ordinarien, den apostolischen Vikaren Maccioni und Steffani". Das Staatsarchiv in Hannover bot dem Verfasser die hier zum ersten Male verwertheten Actenstücke. Das erste Kapitel schildert uns die apostolischen Arbeiten des Halberstädter Franciscaner-Paters Marcus Verkühlen, Missionars in Halle a. S. († 1727). Es ist der interessanteste Theil der Schrift. Mit stets sich steigerndem Interesse folgt man den Versuchen des wackern Franciscaners, der trotz Entbehrung und Widerspruch als treuer Sohn des hl. Franciscus — „libenter acquiescimus, sumus enim Franciscani" — unermüdlich sich der Katholiken in Halle und Umgegend annahm. Erst nach 20jährigem Ringen und treuem Ausharren sehen wir ihn am Ziele: er hat den Katholiken Halle's das exercitium religionis gesichert. Es schließen sich dem ersten Kapitel als Anhang einige Notizen über Katholiken an der Universität Halle an.

Von dort führt uns das zweite Kapitel nach Berlin. Auch hier treffen wir Mönche aus Halberstadt, die Dominicaner Engelbert Borges († 1719), Jordanus Cordes († 1720), Dominicus und Pius Tork u. A. Auch dieses Kapitel fesselt nicht wenig. In den Briefen der Missionare entrollt sich vor unseren Blicken ein recht frisches und getreues Bild ihrer schwierigen Lage in der preußischen Hauptstadt. Bald machen ihnen italienische Apostaten viel Kummer und Sorge, bald suchen sie den königlichen Ministern ein Bischen Freiheit für ihre Glaubensgenossen abzuringen. Dazu kam dann noch die Sorge um's tägliche Brod, die oft recht empfindlich drückte. Minder erbaulich ist das im dritten Kapitel von den Missionarii vagabundi Erzählte. Der Jre Honorius von Commerfort wie der Italiener Salvator Bennincasa sind in der That traurige Gestalten in der norddeutschen Missionsgeschichte. Wir bedauern nur den guten P. Matthias Heimbach S. J., daß er in ein Kapitel gerathen, dessen allerdings dehnbarer Titel durch die beiden Vagabunden einen wenig ehrenvollen Sinn erhält. Auch das vierte Kapitel enthält in seinen Notizen über sächsische Jesuiten-Missionare in Dresden und Leipzig und seiner Übersicht über die nordischen Jesuiten-Missionen vom Jahre 1709 manche interessante Einzelheiten, die gewiß den Wunsch nahelegen, es möge bald eine Geschichte der norddeutschen Jesuiten-Missionen in Angriff genommen werden. Vor Allem aber wünschen wir dem hochw. Verfasser der vorliegenden Schrift, daß ihm die reichen Almosen der deutschen Katholiken für seinen Kirchenbau in Halle bald erlauben mögen, den schweren Bettelstab zur Seite zu legen und wieder zu seiner schon erprobten Feder zu greifen.

1. **Kurzer Abriß der Kirchengeschichte** zum Gebrauche in katholischen Volks-, Mittel- und Präparandenschulen. Von Andreas Sladeczek. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs von Breslau. 8°. IV u. 84 S. Kattowitz, A. Kraus. Preis: 40 *Pf.*

2. **Leitfaden der Kirchengeschichte** für katholische Lehranstalten. Von Karl Le Maire, Domvikar in Speyer. Mit Approbation des bischöflichen Ordinariats Speyer. Vierte, umgearbeitete Auflage. 16°. 138 S. Regensburg, J. Manz, 1884.

1. Als Ergänzung der biblischen Geschichte ist eine gedrängte Übersicht über die Geschichte der Kirche Christi auch in den Volksschulen wohl am Platze. Sie erweitert den Blick und vertieft die Überzeugung bezüglich der Wahrheiten, welche die Vorbedingung des wahren Glaubens bilden, und bezüglich der Göttlichkeit der katholischen Kirche. Heutzutage kann eine wenigstens elementare Kenntniß des geschichtlichen Verlaufes der kirchlichen Ereignisse auch dem gewöhnlichen Gläubigen zur Nothwendigkeit werden. Dieses Maß von Kenntniß zu vermitteln, hat der Verfasser in vorliegendem Büchlein sich zum Ziele gesetzt. Die Aufgabe ist recht gut gelöst. Auf die wenigen Seiten hat der Verfasser das Wissenswertheste zusammengetragen, und was noch mehr ist, er hat es so zusammengetragen und zur Darstellung gebracht, daß die jungen Leser darin in der That die Entwicklung der Kirche, deren Leiden, Kämpfe und Siege finden und mit größerer Liebe und Anhänglichkeit zur heiligen Kirche sich angeregt fühlen.

Das 2. Büchlein verfolgt ein ähnliches Ziel, doch so, daß es weniger die niederen Volksschulen im Auge hat, sondern für eine schon etwas höhere Bildungsstufe berechnet ist; auch unterstellt es mehr als ersteres den unterrichtenden Vortrag des Lehrers, wie auch der Titel „Leitfaden" schon andeutet. Der Verfasser hat mit großem Geschick und in geschmackvoller Weise hervorragende Personen oder Thatsachen der

Kirchengeschichte herausgehoben, um an diesen den äußeren und inneren Entwicklungsgang der Kirche zu beleuchten, nicht ausschließlich nach der religiösen Seite hin, sondern auch in etwa bezüglich der übrigen Cultur, der Wissenschaft und Kunst. Die einzelnen Bausteine, mit welchen die kurzen Kapitel füglich verglichen werden können, soll augenscheinlich nach Absicht des Verfassers das Wort des Lehrers zum großen geschichtlichen Ganzen zusammenfügen; doch genügen sie an sich schon, um in den wichtigsten Fragen dem Schüler eine Vertheidigung der katholischen Kirche in die Hand zu geben.

Die Herrlichkeiten des göttlichen Herzens Jesu in seiner Verehrung, wie sie ist und sein soll nach den Offenbarungen der seligen M. M. Alacoque. Belehrungen und Anmuthungen aus und nach den Schriften der Seligen, nebst einer Zusammenstellung der verschiedenen Herz-Jesu-Andachten. Von M. Hausherr S. J. Mit Bewilligung geistlicher Obrigkeit. 12°. 480 S. Einsiedeln, Gebr. Benziger, 1884. Preis: geb. in schwarze Leinwand mit rothem Schnitt *M.* 2; in schwarz chagrinirt Leder mit rothem Schnitt *M.* 2.60.

Auf den „Kern der Herz-Jesu-Andacht" (vgl. diese Zeitschrift, Bd. XXV. S. 101 f.) hat P. Hausherr nunmehr ein größeres Herz-Jesu-Buch folgen lassen, welches mit ersterem darin übereinkommt, daß es ebenfalls auf die ursprüngliche und reinste Quelle dieser segensreichen Andacht zurückgreift. Auch die „Herrlichkeiten" sind nämlich durchweg nach den Schriften der seligen M. M. Alacoque bearbeitet. Inhalt und Zweck des Werkes sind zur Genüge auf dem Titel angedeutet. Im Anschluß an den Ausspruch der Seligen: „Erkannt, geehrt, geliebt und verherrlicht werde das heiligste Herz Jesu!" wird in vier Theilen über die Erkenntniß, die Verehrung, die Liebe und die Verherrlichung des göttlichen Herzens gehandelt. Das Werk bildet, um es kurz zu sagen, ein zuverlässiges und reichhaltiges Repertorium der Herz-Jesu-Andacht.

Flores Indiae. Sprüche und Auszüge aus den Schriften und Briefen des hl. Franciscus Xaverius. Aus dem Lateinischen übertragen von Albert Dreier, Pfarrer zu Nottingen bei Rheinfelden in Baden. Kl. 8°. XIII u. 175 S. Steyl, Missions-Druckerei. Preis: *M.* 1.

Vom hl. Franz Xaver heißt es, daß man sich zu seinem Beichtstuhle drängte, in der Überzeugung, ein sicheres Zeichen der endlichen Beharrlichkeit und der Auserwählung zu besitzen, wenn es gelungen sei, bei ihm das Gewissen im Richterstuhle der Buße entlastet zu haben. Das erklärt sich, wenn man auch sich darauf beschränkt, einen Blick zu werfen auf die Lebensregeln, welche der Heilige in ausgiebigerer Weise zwar bei dem außersacramentalen Unterrichte seinen Pflegebefohlenen an die Hand gab, welche er aber in gedrängter Kürze auch schon seinen Beichtkindern an's Herz legte. Sie athmen bei aller Einfachheit und ihrer Anpassung an das allergewöhnlichste Christenleben einen solch lebendigen Geist des Glaubens und ein solches Durchdrungensein von den ewigen Wahrheiten, daß eine auch nur spärliche Befolgung derselben vor Sünde und Verlust der heiligmachenden Gnade sicherstellte und dadurch für die Erlangung der ewigen Seligkeit hoffnungsvolle Garantie bot. In einem um so volleren Maße durchdringt diese belebende Kraft die Lebensregeln, in welchen der Heilige sein eigenes Innere abspiegelt, oder die er als Unterweisungen für Seelsorger oder für seine Ordensmitbrüder abfaßte. Die vorliegende auszügliche Zusammenstel-

lung solcher Unterweisungen und Lebensregeln in deutscher Sprache kann daher einem Jeden auf's Beste empfohlen werden. Nachhaltige Nahrung für seine Seele kann er sattsam finden, mehr zwar noch durch Überdenken, als durch bloßes Lesen.

De dispensationibus matrimonialibus juxta recentissimas Sac. Urb. Congreg. resolutiones, auctore Zephyrino Zitelli, Theolog. atque utr. Juris D. etc. 8°. p. III et 169. Romae, ex typis soc. edit. Rom., 1884. Preis: *M.* 1.60.

Vorliegende Schrift bietet eine recht praktische, für den Gebrauch sehr bequeme Zusammenstellung der geltenden Gesetze bezüglich der Ehedispensen. Eine speculative Erörterung der einschlägigen Fragen lag nicht in der Absicht des Verfassers, noch auch irgend welche Erklärung der einzelnen Ehehindernisse. Er wollte sich eben darauf beschränken, die bestehenden Rechtsnormen bei den oft eintretenden Dispensen darzulegen: dieß thut er klar und bündig; vor Allem ist die Schrift recht geeignet, ein klares Verständniß der einzelnen in den römischen Rescripten vorkommenden Clauseln zu vermitteln. — Um diesem speciellen Theile des kirchlichen Rechts eine allgemeinere Unterlage zu geben, geht demselben eine kurze Erklärung über kirchliches Gesetz und kirchliche Erlasse im Allgemeinen voraus. Die Bedeutung und Tragweite der einem Laien in diesem Fach oft unverständlichen Ausdrücke, welche in den päpstlichen Constitutionen vorzukommen pflegen, sind auch hier recht gut gezeichnet. — Dem Pfarrer und Seelsorger, welchem die hier zur Behandlung gezogenen Fälle oft Schwierigkeiten bieten, kann die Schrift wesentliche Dienste leisten. — An einer Stelle jedoch, nämlich S. 83, setzt sich der Verfasser zu Gunsten strengerer Auffassung in Gegensatz zu den casus conscientiae Benedict' XIV., wenn er die fälschliche Versicherung nicht gehabter verbrecherischer Absicht von Seiten nur eines Theiles der Brautleute für hinreichend hält, um auf Ungiltigkeit der erfolgten Dispens und auf Ungiltigkeit der daraufhin abgeschlossenen Ehe erkennen zu müssen. S. 7 dürfte es kaum völlige Befriedigung gewähren, wenn die Rechtskräftigkeit einer langjährigen Gewohnheit zur Abschaffung eines Gesetzes auf die Präsumption einer unterdessen geschehenen Kenntnißnahme seitens des Gesetzgebers und auf eine in Folge dieser geschehenen Zustimmung desselben zurückgeführt wird: mit vielen alten Autoren dürfte man wohl lieber die Ansicht festhalten, welche auch im Ausspruch des kanonischen Rechts selbst eine Stütze findet, daß nämlich der allgemeine, legale Wille des Gesetzgebers genüge; vernünftige, schon lange widerspruchslos gebliebene Gewohnheiten will eben der Obere zur Beruhigung der Gewissen als rechtsgiltig anerkannt wissen, ohne daß er von den einzelnen im Besonderen mag Kenntniß genommen haben.

Über Testamente der Geistlichen und Laien. Praktische Belehrung und Anweisung für Geistliche zur gesetzlichen Anfertigung der eigenen und Anderer Testamente. Zweite, verbesserte Auflage. 8°. 64 S. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. Preis: 60 *Pf.*

Daß dieß Schriftchen schon in zweiter Auflage sich zeigen kann, ist unbedenklich seiner höchst praktischen Fassung zu verdanken. Der Seelsorger hat nicht bloß — und das mehr als ein Anderer — die Pflicht, sein eigenes Testament zu machen, sondern er kann vielfach in die Lage kommen, Andern bei Abfassung eines solchen rathen oder gar derselben vorstehen zu müssen. Daher ist ihm eine Kenntniß der einschlägigen Landesgesetze und der praktischen Art und Weise des Testirens unerläßlich. — Mit Rücksicht auf das preußische Landrecht und die in jüngster Zeit erlassenen Vorschriften

für's deutsche Reich bietet vorliegendes Werkchen eine sehr instructive Anleitung: die eingestreuten Winke dienen ganz dazu, vor Mißgriffen, vor Nachtheilen und Streitigkeiten zu bewahren. Dieß gilt besonders vom zweiten Theil. Der erste, kürzere Theil ist speciell für Geistliche in eigener Angelegenheit geschrieben, nämlich betreffs der Pflicht, zu frommen Zwecken zu testiren: es ist eine exacte und klare Wiedergabe des bestehenden kirchlichen Rechts, in der Erklärung von zu großer Strenge wie von zu großer Milde gleich entfernt. Ob jedoch von den causae piae im Sinne des kanonischen Rechts die privaten Armen und die Kirchen ausgeschlossen seien (S. 8 u. 9), möchten wir bezweifeln: der hl. Alphons nennt (l. 5 [4] n. 491) unterschiedslos die causae piae und die Armen.

Warum ich die römische Kirche lieb hatte. Vermächtniß eines Protestanten an seine Kinder. Von einem Freunde des Verfassers zum Druck befördert. Kl. 8°. 38 S. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung, 1884. Preis: 40 *Pf.*

Wir hören in diesen schlichten Zeilen einen Vater zu seinen Kindern über die heiligste Angelegenheit des menschlichen Herzens reden. Da es Worte sind, die im Hinblick auf den nahen Tod als Vermächtniß für die theuersten Angehörigen geschrieben sind, so haben wir die Bürgschaft, daß der Verfasser uns seine innerste Überzeugung, das Resultat jahrelangen Forschens, ohne Rückhalt darlegen wird. Dieser Erwartung entspricht der Inhalt. Wir finden keine nagelneuen, überraschenden Gedanken und Beweise für die Wahrheit der katholischen Kirche. Schlicht und ohne viel Beiwerk, aber desto unwiderstehlicher entwickelt das „Vermächtniß" die vier Kennzeichen der wahren Stiftung Christi nach der heiligen Schrift: wie dieselbe einig und ungetheilt, allgemein, apostolisch und heilig sein muß und wirklich ist (S. 9—16); wie ferner nur die römisch-katholische Kirche bei unverbrüchlichem Festhalten am Wortlaute der ganzen heiligen Schrift in ihrer Lehre ein vollkommen logisches, den denkenden Verstand durch festen Zusammenhang befriedigendes System aufweisen kann (S. 17—22). Nach diesen wesentlichsten Gründen, welche die Kirche Jedem lieb machen müssen, folgen dann naturgemäß die anderen Vorzüge und Unterscheidungszeichen: die Sacramente, der Gottesdienst, das reiche, mannigfache Glaubensleben, der geistliche Stand, die Missionen u. s. w. Trotzdem scheidet der katholische Leser mit Wehmuth von dem Schriftchen, wenn er den Dahingeschiedenen sagen hört: „Dem Herzen nach bin ich nun freilich römisch-katholischer Christ; aber soll ein hochbetagter Mann auch noch übertreten? Ich fühle dazu nicht die Kraft in mir!" Der Grund wird offenherzig eingestanden — Rücksicht auf die Gattin und die Kinder: „Es hätte ihr dieser Schritt das Herz gebrochen. . . . Ich brauche Jemand, der mir die Augen zudrücke. Das soll Eure Mutter, das sollt Ihr thun." Von der Barmherzigkeit des Herrn erwartet er, diese Auffassung der „am Altare gelobten ehelichen Treue" werde am Tage des Gerichtes Nachsicht finden. Wenn wir aber die Aussprüche des Evangeliums über das „Bekennen vor den Menschen" und ähnliche lesen, so können wir nur urtheilen, der gute Mann habe sich über die Berechtigung seiner Position leider in einem Irrthume befunden. Für den hochverdienten Herausgeber, Herrn Dr. Hettinger, ist das Zutrauen des Verfassers wieder ein ehrender Beweis seiner segensreichen Wirksamkeit, und wir sind ihm dankbar, daß er die Blätter „ohne jede Veränderung" den wahrheitsuchenden Zeitgenossen zugänglich gemacht hat. Doch hätte S. 34 das Versehen: „letztere" statt erstere, irgendwie berichtigt werden können. Ein Mißverständniß ist übrigens wegen der folgenden Erklärung kaum möglich.

Das Genossenschaftswesen und die Reform des Genossenschaftsgesetzes. Eine Studie von Dr. Eugen Jäger. 8°. 81 S. Berlin, Verlag der „Germania". Preis: *M.* 1.

Wo die sociale Frage zur Sprache kommt, darf die Ansicht des Verfassers nicht unbeachtet bleiben. Diese seine neue Schrift sichert ihm von Neuem den erworbenen Ruf. Der Gegenstand, die Reform des Genossenschaftsgesetzes, ist für die parlamentarische Thätigkeit eine brennende Frage. Wohl beschränkt sich die Schrift fast ganz auf eine Besprechung der nach Schulze-Delitzsch errichteten städtischen Genossenschaften, ohne die landwirthschaftlichen Creditgenossenschaften eingehend zu behandeln; doch sind es auch jene Genossenschaften gerade, welche einer gesetzlichen Revision am meisten bedürfen. Die Schwäche und Unhaltbarkeit der Schulze-Delitz'schen Theorie wird schlagend nachgewiesen; in den Reformvorschlägen offenbart sich tiefe Einsicht und große Mäßigung. Der Verfasser betont es ausdrücklich, hohen Werth zu legen auf die Erhaltung des genossenschaftlichen Princips (S. 57), weil ihm dieses dem Ideal der persönlichen Vereinigung und des christlichen Geistes mehr entspricht, kehrt aber mit guten Gründen die rechtlichen sowohl wie die ökonomischen Bedenken gegen die Solidarhaft bei jenen Genossenschaften hervor. Doch will er principiell die Actiengesellschaften, in welchen sich die „reine Kapitalhaft" darstelle, nicht verwerfen: mit Recht; denn sobald sich herausstellt, daß das Kapital unabhängig von der Person des Eigenthümers Werth und Ertragsfähigkeit hat oder haben kann, ist eine Loslösung des Kapitals von der Person rechtlich und sittlich denkbar, und damit der Boden für die Zulässigkeit von Actien und Actiengesellschaft oder von Kapitalhaft geschaffen. Weiter auf Einzelfragen der Broschüre einzugehen, gestattet hier der Raum nicht. Der Leser kann sich schon ein ungefähres Urtheil bilden aus der Wiedergabe der Kapitelüberschriften: 1. Umfang und Verbreitung der Genossenschaften nach Schulze-Delitzsch. 2. Die rasche Ausbreitung der Schulze'schen Creditgenossenschaft. 3. Der bankmäßige Charakter und die Bankbrüche der Schulze'schen Creditgenossenschaften. 4. Stillstand und sociale Ergebnißlosigkeit der Schulze'schen Genossenschaften. 5. Die Selbsttäuschung der Selbsthilfe. 6. Die Solidarhaft. 7. Der Kampf gegen die Solidarhaft. 8. Die Reform des Genossenschaftsgesetzes. 9. Die Revision der Genossenschaften. 10. Die Besteuerung der Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften.

Geschichte einer Schlesischen Liebfrauen-Gilde seit dem Jahre 1343. Von Hermann Schaffer. Mit zwei Abbildungen in Lichtdruck. 8°. XVI, XXXVI u. 319 S. Ratibor, Verlag der Literatischen Bruderschaft, 1883. Preis: *M.* 4.50.

Das Buch bietet wichtige Beiträge zur Geschichte der Marienverehrung und der Bruderschaften des Mittelalters. Schon seit 1215 bestand eine Marienbruderschaft in Tongern, seit 1318 eine in Herzogenbusch, seit 1348 eine in Calcar. Auch in Goch und in Xanten lassen sich ähnliche Gilden nachweisen, deren Mitglieder sich zu gegenseitiger Hilfe im Leben und im Tode, zu gemeinsamer Verehrung der Mutter Gottes, sowie zur Ausschmückung des Gotteshauses und zur Hebung der kirchlichen Festlichkeiten vereinten. Einwanderer, die im dreizehnten Jahrhundert zahlreich aus den Niederlanden nach Schlesien kamen, haben wahrscheinlich ihre heimathlichen Vereine in die Obergegend verpflanzt und dort vielleicht schon 1241 die Liebfrauen-Bruderschaft von Ratibor gegründet, deren Einrichtungen in einer Urkunde von 1343 geordnet wurden. Der Verfasser erzählt nun die Geschichte der Bruderschaft, berichtet über Zahl und Namen ihrer Mitglieder und zeigt, wie dieselbe in Ratibor nicht minder als am

Niederrhein, in Belgien und Holland wesentliche Verdienste sich erwarb um die Hebung des kirchlichen Lebens und die Blüthe der christlichen Kunst. Hoffentlich wird er, seinem Versprechen gemäß, die Geschichte der Liebfrauen-Bruderschaften weiter verfolgen und so einen noch tieferen Einblick eröffnen in die socialen Verhältnisse einer von kirchlichem Geiste und katholischem Vereinsleben so stark durchwebten Zeit.

Clevische Chronik nach der Original-Handschrift des Gert van der Schuren, nebst Vorgeschichte und Zusätzen von Turck, einer Genealogie des Clevischen Hauses und drei Schrifttafeln. Herausgegeben von Dr. Robert Scholten, Religionslehrer am Königl. Gymnasium zu Cleve. 8°. XXX u. 278 S. Cleve, Fr. Boß, 1884.

Gerhard van der Schuren, 1411 in Xanten geboren, war durch viele Jahre Notar und Secretär der Herzoge Adolph II. († 1448) und Johann I. († 1481) von Cleve. Letzterer gab dem Gert, seinem „huysgesynde ind Secretarius" den Auftrag, eine „Cronike in duytschen prosen, ind nyet in Rijmen" zu schreiben, weil „die Rijmen eynen dychter duckmail dwyngen, der materien mynne off meere off anders to setten, dann sy in oir seluen is". Die Arbeit ward 1471 begonnen und war 1478 noch nicht vollendet. Im Anfange des 17. Jahrhunderts hat der clevische Secretär Johann Turck die Chronik des Gert mit Einleitung, Randbemerkungen und Fortsetzung versehen. Scholten weist mit Hilfe seiner drei Schrifttafeln und aus anderen Quellen nach, daß er auf der Stadtbibliothek von Cleve die Original-Handschrift gefunden hat. Da die bis jetzt gedruckten Ausgaben nach mehr oder minder schlechten Copien besorgt sind, war die neue Drucklegung gewiß angezeigt, welche den Text hier gibt, wie Gert ihn schrieb, und so, daß er für das Studium des niederdeutschen Dialektes in der Zeit um 1475 verwendbar wird. Ein Glossar erleichtert das sprachwissenschaftliche Studium, während dem Historiker in den Nachrichten über die Familie des Gert, in kritischen Bemerkungen zu einzelnen schwierigen Stellen des Textes und besonders in der ausführlichen und urkundlich belegten Genealogie des großen Hauses von Cleve ein werthvolles Material geboten ist, welches von dem Fleiße zeugt, der alle Arbeiten des hochwürdigen Herausgebers auszeichnet und welches für die Provinzialgeschichte von bleibendem Werthe sein wird.

Das Recht der Minorität. Von Gf. L. W. 8°. 32 S. Wien, Fäsy, 1884. Preis: 80 *Pf.*

Eine geistreiche Schrift, die nach Naville's Vorgange auch den Minoritäten eine proportionale Vertretung verschaffen und so eine der schlimmsten Klagen, die über Majorisirung der Völker, aus der Welt schaffen will. Uns stiegen dabei noch weitere Zweifel über das moderne Wahlsystem auf, in welchem jeder Wählerkopf, auch der böse und hohle, = 1 zählt. Die auf S. 24 f. angeführte Stimmenberechnung ist nicht so einfach, wie der Verfasser meint, und könnte leicht Verstöße hervorrufen; größte Einfachheit ist bei solchen Gesetzen nothwendig. Der Gedanke der Schrift ist sehr gesund und, von etlichen Breiten abgesehen, gut durchgeführt. Im Italienischen scheint der Verfasser oder sein Setzer, wie auf S. 32 erhellt, minder zu Hause. Der Preis — à Druckbogen 40 Pfennig — mag in Wien angehen, in Deutschland erscheint er hoch.

Miscellen.

Gehässige Polemik gegen den Katholicismus entstellt manches sonst vortreffliche Schulbuch. Dahin gehört: „Der deutsche Aufsatz in der Prima. Ein Handbuch für Lehrer und Schüler, enthaltend Theorie und Materialien. Zusammengestellt aus den Erträgen und Erfahrungen des Unterrichts von Dr. Ernst Laas, Oberlehrer am Friedrichs-Gymnasium zu Berlin“ [1] (1. Aufl. 1868 [2]). Neben Anderem ist es auffallend, wie hier auch die Erklärung deutscher Dramen jenem Zwecke dienen muß. Unter den Aufsätzen, „welche sich an die Literarhistorie anlehnen“, finden wir S. 296:

Die Schattenseiten des sinkenden Mittelalters. Liederliche, unfähige Päpste. Herabsinken der Religion in Ceremoniell und Götzendienst (!). ... Unterdrückung freieren innerlichen Glaubens. Ketzerverfolgungen. Inquisition und Transsubstantiation (!). Aberglaube; Ablaß für Geld. Die Geistlichkeit ganz verweltlicht. ...

S. 297 folgen mehrere Themen, „welche am brandenburgischen Reformations-Ehrentage zu Reden benutzt worden sind“. Eines lautet:

Die 95 Thesen Luthers. ... Bedeutung dieses Ereignisses für Preußen. ... Der tiefen Religiösität Luthers begegnete die ganze äußerliche frivole Auffassung der Religion in den Ablaßpredigten Tetzels. ... Die Grundfrage des religiösen Menschen ist: Wie mag ich vor Gott gerecht werden? Dem Menschen, welcher dieses Ziel hat, ist der Ablaß

a. unnütz. Er schafft keine Reue;
b. schädlich. Fleischliche Sicherheit. Man läßt ab, seine Seligkeit mit Angst und Zittern zu suchen. Leichtsinn, Hoffart, Selbstzufriedenheit, Eitelkeit; keine Werke der Liebe. ...

Ein anderes Thema für dasselbe Fest (S. 300):

Politische Bedeutung der Einführung der Reformation in Brandenburg. ... Das protestantische Wesen (!) gab dem Staate die Überlegenheit, welche bei Sadowa zum Siege kam. ...

---

[1] Jetzt Professor an der Universität Straßburg.

[2] Eine zweite Auflage erschien 1877. Dieselbe enthält bloß noch die Aufsätze über „Don Carlos“ und „Die Braut von Messina“. Wir besprechen hier indeß die erste Ausgabe, weil der Verfasser selbst in ihrer Weise acht Jahre an einem bedeutenden Gymnasium der preußischen Hauptstadt unterrichtet hat, mithin eine namhafte Anzahl jetzt lebender gebildeter Männer diesen Geist in sich aufgenommen hat; weil ferner die erste Auflage sich in den Händen vieler Lehrer befindet und doch wohl angenommen werden muß, daß manche, durch die Autorität des Verfassers bewogen, ihre Unterweisung darnach eingerichtet haben und einrichten. Obschon wir nun die theilweise Verbesserung in der zweiten Auflage rückhaltslos anerkennen, ist doch durch das bloße Auslassen der an erster Stelle zu nennenden Aufsätze die Wirkung derselben in der früheren Ausgabe durchaus nicht abgeschwächt.

Demgemäß hätten die katholischen Steuerzahler mit ihrem Gelde, die katholischen Soldaten mit ihrem Blute im Grunde nur das protestantische Wesen gekräftigt, welches sich dann im Culturkampf gegen sie selber wendete?

Als gleichfalls passend werden noch folgende Aufgaben angeführt: Vergleich zwischen Bonifacius und Luther; — Ulrich von Hutten als Reformator auf politischem Gebiete. Bei diesem Letzteren wird sonst Alles erwähnt; die Epistolae obscurorum virorum sind gebührend citirt; merkwürdigerweise findet sich aber kein Wörtlein davon, daß er als ein elender Wüstling lebte und starb. Durch schonende Rücksicht auf die Jugend kann diese Auslassung nicht erklärt werden; sonst hätte sich auch oben, wo von den Päpsten die Rede war, statt des „liederlich" wohl ein anderes, entsprechendes Beiwort gefunden.

Wo träfe man in den Aufsatzbüchern katholischer Verfasser Ähnliches, wie das bisher Angeführte, in Bezug auf die protestantischen Religionsgesellschaften, die doch eine Überfülle an entsprechenden Stoffen bieten!

Anstatt den Katholicismus nun in Ruhe zu lassen oder nach zuverlässigen geschichtlichen Quellen zu schildern, führt ihn Dr. Laas seinen Schülern nur nach der getrübten Darstellung eines mangelhaft unterrichteten Gewährsmanns vor. Es folgt nämlich in unserem Buche S. 356 der Aufsatz:

Wie zeichnet Schiller in „Don Carlos" die katholische Kirche? — Diese Zeichnung Schillers wird mit all ihren Unrichtigkeiten eingehend vorgeführt, ohne daß nur mit einer Silbe angedeutet wäre, welch ein unzuverlässiger Gewährsmann in solchen Dingen ein Dichter ist, der von sich selber sagt: „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. ... Die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden."[1]

S. 385 wird die Aufgabe gestellt:

Wo und wie wird in der „Braut von Messina" das katholische Moralprincip ausgesprochen?

Es scheint dem Verfasser ein wahres Bedürfniß zu sein, die katholische Lehre in den deutschen Unterricht hereinzuziehen. Hätte er sich dann doch zuvor einen katholischen Katechismus angesehen! Hier tritt uns nun wieder die tiefe, innerliche protestantische Auffassung der Sünde entgegen.

Don Cesar hat die erste Stufe lutherischer Sündenauffassung bestiegen; er sieht mit Ernst und Zittern, daß er selbst seine Schuld vor seinem Gewissen nicht reinwaschen kann. — Dem gegenüber tritt der Rath der Mutter: „Reich ist die Christenheit an Gnadenbildern, zu denen wallend ein gequältes Herz kann Ruhe finden." — Das ist nun eben an Don Cesar die paulinisch-augustinisch-lutherische(!) Empfindung, daß er von solcher Wallfahrt sich keine Ruhe verspricht. — Solche opera werden ja auch von Artikel XX der Augustana (freilich eine entscheidende Autorität!) als nichtig verurtheilt! So liegt in der Schiller'schen Tragödie über die Oberflächlich-

[1] Schiller und Lotte bei Janssen, Schiller als Historiker, 1. Aufl. S. 11.

keit der imperiti, wie sie die Augustana nennt, die innere Zerknirschung und Verzweiflung eines zagenden Gewissens. ...

Möchte doch ein solcher Sieg der inneren Zerknirschung über die Oberflächlichkeit und imperitia, anstatt auf der Schiller'schen Schaubühne, mehr in dem protestantischen Leben sich zeigen! Denn eine größere Oberflächlichkeit und Unkenntniß, als unser Buch sie in katholischen Dingen aufweist, ist nicht leicht zu finden. Möchten doch wirklich einmal so viele protestantische Gewissen beginnen, zu zagen über diese zahllosen Verletzungen des achten Gebotes, über diese fortwährenden Entstellungen der katholischen Wahrheit! Der Verfasser sprach beim Ablaß von „fleischlicher Sicherheit, Hoffart, Selbstzufriedenheit; keine Werke der Liebe". Aber wo finden sich denn thatsächlich in unseren Tagen diese Übel, bei den eifrigen Katholiken, die auch jetzt noch ihre Abläße zu gewinnen suchen, oder bei den Anhängern des Lutherthums, die keinen Ablaß haben? Wo bleiben denn die „Werke der Liebe" bei so vielen Protestanten, wenn in den berathenden Versammlungen über die Aufhebung der Maigesetze gesprochen und abgestimmt wird? Wir lasen oben: „Die Grundfrage des religiösen Menschen ist: Wie mag ich vor Gott gerecht werden?" — Glauben denn diese lutherischen Gelehrten wirklich, daß sie vor Gott, der ewigen Heiligkeit, gerecht sein werden, trotz so schreiender Ungerechtigkeit Millionen von Katholiken gegenüber? Ist das ihr gerühmtes „sein Heil mit Angst und Zittern suchen" oder nicht vielmehr ein Dahinleben in „fleischlicher Sicherheit und Selbstzufriedenheit", die sie Andern zum Vorwurf machen?

Polemik des Herrn D. v. Oertzen. Seit Janssen die sogen. Reformation in ihrem innersten Wesen bloßgelegt, seit auch Luthers wahrer Charakter durch ihn und andere Forscher mehr als früher bekannt geworden, sind die Lutherverehrer rathlos. Man kommt dazu, echte Documente als gefälschte und gefälschte als echte darzustellen, um Luther zu retten. So bereits der „Reichsbote" vom 15. April 1882, Beilage. Er behauptete, von katholischer Seite sei der bekannte Brief Melanchthons an Camerarius zu Ungunsten Luthers gefälscht, während in Wahrheit der Protestant Camerarius ihn zu Luthers Gunsten gefälscht hat.

Ein ähnlicher Irrthum ist nun Herrn D. v. Oertzen, Redacteur der „Allg. conservativen Monatsschrift", begegnet.

In der ersten Auflage unserer „Erinnerungen eines alten Lutheraners" hatten wir die Worte Luthers citirt: „Drei Weiber habe ich zugleich gehabt."

Herr v. Oertzen bemerkte dazu im Januarheft 1883 seiner Zeitschrift (S. 101):

„Nur unser Bedauern möchten wir noch aussprechen, daß Verfasser auch so viel Unlauteres und Unwahres vorbringt — persönliche bona fides entschuldigt nichts, wenn es leicht war, sich von der Wahrheit zu überzeugen. Z. B. schreibt er über Luther aus Evers die ungeheuerliche Geschichte ab, daß dieser gleichzeitig drei Concubinen gehabt habe. Ein Blick in den Brief, auf den sich dieser Unsinn stützt, hätte den Verfasser von seinem Unrecht überzeugen können."

In dieser Weise provocirt, hatte der Unterzeichnete in der zweiten Auflage seiner „Erinnerungen“ den Beweis der Wahrheit angetreten, indem er (S. 200) ohne jeden Commentar den lateinischen Wortlaut der ganzen einschlägigen Stelle abdrucken ließ.

Herr v. Oertzen hatte nun (Decemberheft 1883, S. 764) geantwortet:

„Im Speciellen möchten wir nur noch rein sachlich eine einzige historische Frage klarzustellen suchen, die einstweilen von dem Verfasser anders beantwortet wird, als von uns: die Frage, ob Luther gleichzeitig drei Weiber gehabt habe oder nicht. ... Wir bitten unsern verehrten Gegner um Auskunft, wie er von seinem Standpunkte aus den Brief (Luthers) erklärt; es wäre doch interessant, sich einmal über eine solche Frage rein sachlich zu verständigen. Wir geben unsererseits das Versprechen, daß wir die Dreiweiberei Luthers öffentlich verfechten werden, wenn Verfasser uns die Sache glaubhaft macht.“

Dieser Herausforderung entsprechend, hatten wir unterm 3. Januar d. J. Herrn v. Oertzen einen längeren Artikel übersandt, in welchem wir ihm unsere Erklärung des fraglichen Briefes gaben und nachwiesen, welche Gründe es nahe legen, daß die Sache von den „drei Weibern zugleich“ nicht etwa in harmlosem, sondern in derbem, d. h. schlechtem Sinne zu verstehen sei. Für den Fall, daß Herr v. Oertzen den Artikel nicht aufnehmen würde, wollten wir denselben anderweit veröffentlichen; wir rechneten nämlich darauf, daß für diesen Fall Herr v. Oertzen die üblichen socialen Formen einhalten und unsere Entgegnung uns zurücksenden werde; wir hatten zum Überfluß beigesetzt:

„Da die gewünschte ‚Klarstellung‘ natürlich am besten vor eben dem Publikum geschieht, vor welchem sie verlangt ist: so ersuche ich Sie, beiliegende Entgegnung in Ihre Zeitschrift aufzunehmen. Nur möchte ich bitten, dieselbe ganz zu geben oder gar nicht. Auch darf ich wohl um gütige Rücksendung des Manuscriptes bitten, und zwar um alsbaldige Rücksendung, falls Sie etwa nicht gesonnen wären, die Entgegnung zu bringen.“

Das Manuscript kam nicht zurück; es verstrichen mehr als drei Monate. Mitte April fragten wir einmal wieder an, wie die Sache stehe; als Antwort erhielten wir zwei bedruckte, lose Blätter Papier, enthaltend einen Artikel mit der Überschrift: „Ein letztes Wort.“ Aus welcher Zeitschrift und aus welchem Hefte derselbe sei, war nirgends gesagt; unterschrieben ist er: „D. v. Ö.“; er muß also aus der Feder des Herrn v. Oertzen herrühren, seiner Monatsschrift angehören und (wie die Seitenzahl, 189—191, schließen läßt) etwa dem Februarheft entnommen sein.

Dieser Artikel ist eine Antwort auf unser (nicht veröffentlichtes und nicht zurückgesandtes) Manuscript. In welchem Ton er gehalten ist, bekunden folgende Ausdrücke: „Janssen'sches Citaten-Frikassee“ — „wenn er es doch endlich kapieren wollte“ — „fünf Minuten Emancipation von der Wuth auf Luther würden ihn an der Hand der Reminiscenzen aus Quarta zur Besinnung bringen müssen“, zu welchem Behufe wir auch den Rath erhalten, „ein Brausepulver zu nehmen“.

Wir hatten verlangt, Herr v. Oertzen solle die frühere Behauptung, ich sei „offenbar durch persönliche Einflüsse dahin gebracht" katholisch geworden, entweder durch Thatsachen erhärten oder zurücknehmen. Statt sich offen und ehrlich dieser Pflicht zu unterziehen, schreibt er, er könne „es höchstens dahin präcisiren", ich sei „eingefangen" worden. Somit fügt Herr v. Oertzen der früheren ehrenrührigen, meinen Charakter antastenden Behauptung eine neue hinzu, welche ebenso aus der Luft gegriffen ist, wie die erste. Wie soll man das parlamentarisch bezeichnen?

Er erklärt, er hätte meine Conversionsschrift früher besprochen, „nicht, weil sie an sich bedeutend gewesen wäre, sondern nur, weil sie von Verdächtigungen und Verleumdungen Luthers strotzte". Statt nun irgend eine der mir nachgesagten Verleumdungen zu beweisen und meine Beweise durch Gegenbeweis zu entkräften, ist er der wissenschaftlichen Erörterung des von ihm selbst zur Discussion herangezogenen Falles von der Dreiweiberei Luthers durch Nichtveröffentlichung und Vorenthaltung meiner Entgegnung muthig — ausgewichen. Dagegen werde ich auf das achte Gebot verwiesen und aufgefordert, ich solle „den Katechismus und Luthers Ansichten studiren über das ‚falsch Zeugniß reden'". Ich schreibe, so beschuldigt mich Herr v. Oertzen, „irgendwem die fernere Thorheit nach, Luther habe die Verachtung der zehn Gebote gelehrt"; unser Citat aus Luther (S. 61 der „Erinnerungen", 2. Aufl.) zu prüfen, unterläßt er, obgleich wir ihm die Ausgabe von de Wette, Bd. IV. S. 188, für folgenden Ausspruch Luthers angegeben hatten: „Überhaupt müssen wir den ganzen Dekalog aus den Augen setzen und aus dem Herzen fortschaffen." Unsere überall mit den Quellen belegten Citate aus Luther nennt er „miserable allgemeine Verdächtigungen".

So handelt Herr v. Oertzen selbst, während er uns, ohne irgend etwas zu beweisen, wiederholt der Verleumdung zeiht und seine Angriffe zugleich gegen den Orden richtet, welchem der Unterzeichnete angehört!

Durch das Zurückbehalten und die Nichtveröffentlichung unserer Entgegnung hat Herr v. Oertzen nun erreicht, daß seine frühere Herausforderung unsererseits unbeantwortet blieb, und daß er auf's Neue in der genannten Weise uns angreifen konnte, ohne daß uns die Möglichkeit einer Vertheidigung geboten war. Denn von seinem neuen Angriff gab er uns bis auf unsere Interpellation (Mitte April) keine Kunde, und das Zurückbehalten unseres Artikels mußte uns zu der Annahme führen, er wolle denselben abdrucken, eine anderweite Veröffentlichung unsererseits sei also unnöthig.

Die Dreiweiber-Frage wollen wir daher jetzt ruhen lassen, da Herr v. Oertzen der von ihm selbst provocirten Discussion ausgewichen ist. Indeß hatten wir bei Gelegenheit unseres Beweises für die „drei Weiber zugleich" jenen Brief Melanchthons an Camerarius citirt, und dieses Citat gab Herrn v. Oertzen abermals Anlaß, unsere Glaubwürdigkeit zu verdächtigen. Er schreibt:

„Wie arg Verfasser ‚reinfällt', wo er wirkliche Quellen zu citiren vorgibt, mag folgendes Eine Beispiel zeigen, seine Anführung eines griechischen Briefes des Melanchthon an Camerarius über Luthers Eheschließung. Dieser Brief, dessen Inhalt

übrigens der Briefschreiber nur als ‚Vermuthung' über ‚den Hergang der Sache' bezeichnet, lautet nun

in Herrn v. Hammersteins Citat:

‚Er ist ein äußerst leichtsinniger (εὐχερής) Mann, und die Nonnen haben ihn mit allen möglichen Nachstellungen an sich gezogen. Vielleicht hätte das viele Zusammensein mit den Nonnen auch einen edlen und hochsinnigen Mann verweichlicht oder auch entzündet. Auf diese Weise scheint er hereingefallen zu sein in den unzeitigen Standeswechsel (die Verbindung mit Katharina). ... Zudem hoffe ich auch, dieß Leben werde ihn achtbarer (σεμνότερον) machen, so daß er auch ablege die β..λ..ίαν (βδελυρίαν? Liederlichkeit), derenwegen wir ihn so oft tadelten' (Originalbrief Melanchthons an Camerarius vom 24. Juli 1525, in dem Sitzungsberichte der Münchener Akademie, S. 601 ff.).

in wörtlicher Übersetzung:

‚Er (Luther) ist ein äußerst gutmüthiger Mensch und die Nonnen haben ihm mit aller List nachgestellt und ihn an sich gezogen. Vielleicht hat der viele Verkehr mit den Nonnen ihn, obgleich er ein edler und hochherziger Mensch ist, mürbe gemacht oder auch entflammt; auf diese Weise ist er in die unzeitgemäße Lebensveränderung hineingerathen. Das Gerede aber, er habe schon vor der Ehe (geschlechtlich) mit ihr (Katharina) zu schaffen gehabt, (ἐψεῦσθαι δῆλόν ἐστι) ist offenbar erlogen.'

Warum fehlt dieser letzte Satz, der allen thörichten Verdächtigungen den Boden unter den Füßen wegzieht, in dem Citat unseres Herrn Gegners von der ‚Gesellschaft Jesu'?"

Soweit Herr v. Oertzen. Wir entgegnen: Weil in Bezug auf unsere Frage wenig oder nichts darauf ankam, ob auch Katharina Bora gerade zu jenen „drei Weibern zugleich" gehörte oder ob es drei andere entlaufene Nonnen waren. Es ist also, um das Mindeste zu sagen, eine „thörichte" Behauptung, daß jener Satz „allen thörichten Verdächtigungen den Boden unter den Füßen wegzieht".

Aber wir möchten uns die Gegenfrage erlauben: Warum fehlt unser letzter Satz bei Herrn v. Oertzens „wörtlicher Übersetzung"? Etwa damit wir als Verbreiter von Fälschungen dastehen, obgleich der ganze von uns angegebene Passus im echten Original sich findet und nur von Camerarius zum Zweck der Fälschung gestrichen war? (Vgl., außer dem schon angegebenen Münchener Sitzungsbericht, „Zeitschrift für katholische Theologie", Innsbruck 1877. Bd. I. S. 659; deßgleichen Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, 2. Aufl., Art. „Camerarius", woselbst Mehreres über die Fälschungen des Camerarius.)

Wir fügen nur noch die Bemerkung bei, daß Herr v. Oertzen auf die sachlichen Kernfragen, die wir ihm früher (diese Zeitschrift, 1883, Heft 3, S. 302 ff.) vorlegten, trotz viermaliger Besprechung unserer „Erinnerungen" in seiner Zeitschrift, bis auf den heutigen Tag nicht eingegangen ist.

L. v. Hammerstein S. J.

Ein Wort für die Freiheit.

Die gesammte katholische Kirche Preußens: Episkopat, Klerus, Volk, hat nun schon seit zwölf Jahren für die edelsten Güter, für Recht, Wahrheit und Freiheit gestritten. Fürwahr eines der großartigsten Schauspiele der neueren Geschichte, die stärkste moralische Macht, die Kirche, im Kampfe mit dem gewaltigsten Staate. Und doch handelt es sich jetzt um ein noch wichtigeres Ereigniß, um den Abschluß des Kampfes durch den Frieden, damit die Freiheit, wofür die Kirche so lange gerungen, fortan ihr ungestört verbleibe.

Wie die Weinlese für den Winzer der wichtigste Tag ist, weil sie ihm das Ergebniß aller Arbeiten, Sorgen und Wechselfälle eines ganzen Jahres bringt, so erregt auch der Friedensschluß dadurch das höchste Interesse, daß er uns die Frucht unzähliger Anstrengungen, unzähliger Opfer, Entbehrungen und Schmerzen einheimsen soll. Während aber die Güte oder der Mißerfolg einer Lese gewöhnlich schon in den nächstfolgenden Jahren ausgeglichen wird, ist der Friede nicht selten für Jahrhunderte maßgebend, bereichert oder beraubt, befreit oder fesselt er gar häufig Millionen Menschen auf unabsehbare Zeiten.

Die Concessionen des französischen Concordates, durch welches Leo X. die Streitigkeiten wegen der pragmatischen Sanction von Bourges beendigte, galten Jahrhunderte hindurch und gingen 1801 in das neue Concordat über. Dieselbe Vereinbarung enthüllt uns indessen noch eine andere Seite der großen Wichtigkeit solcher Friedensschlüsse. Der Heilige Stuhl gewährte den französischen Königen das Recht, Bischöfe zu ernennen. Nachdem das geschehen, ruhten die anderen Fürsten nicht eher, bis auch ihnen das gleiche Ernennungsrecht oder doch ein großer Einfluß auf die Bischofswahlen gestattet wurde. Ähnliches geschah in unserer Zeit. Die der Freiheit ungünstigen Concessionen des Papstes werden, wenn sie anfänglich wegen besonderer Ursachen auch nur einem Fürsten gemacht

ſind, auf dieſe Weiſe leicht eine Kette, welche die ganze Kirche feſſelt. So darf der Heilige Stuhl, eben weil er das Haupt der ewigen Weltkirche iſt, in ſeinen Entſchließungen nicht bloß auf den augenblicklichen Nutzen, nicht bloß auf den Vortheil eines Landes ſehen. Wie er nach rückwärts durch die Erfahrungen einer großen, die ganze chriſtliche Welt umſpannenden Vergangenheit bereichert iſt, ſo darf er auch nach vorwärts ſeinen Blick nicht einſchränken. Und wenn die preußiſchen Katholiken ſo viele Jahre für die kirchliche Freiheit glorreich gekämpft und gelitten haben, ſo wird der Heilige Stuhl um ſo weniger dieſe Freiheit durch einen Federſtrich verkümmern, als dieß die Kirche auf ungleich längere Dauer und für immer weitere Kreiſe präjudiciren würde. Vor dem dauernden Wohl der Kirche muß der augenblickliche Nutzen einer theologiſchen Facultät, einer Diöceſe zurücktreten; ja wenn auch die ganze Kirche Vortheile zöge, dürfte dennoch ihre durch Chriſti und unzähliger Martyrer Blut erworbene und faſt zwei Jahrtauſende ſiegreich vertheidigte Freiheit nicht preisgegeben werden. „Brüder, wir ſind nicht Kinder einer Dienſtmagd, ſondern einer Freien; zur Freiheit hat uns Chriſtus freigemacht“ (Gal. 4, 31).

Demgemäß iſt der Heilige Stuhl auch in ſeinen Verhandlungen mit Preußen vorgegangen. Er verlangte vor allem Andern Freiheit der kirchlichen Jurisdiction und Seelſorge, und Freiheit der Erziehung des Klerus. Die letzte Forderung war in jüngſter Zeit vorzüglich Gegenſtand der Unterhandlungen. Mit ihr verlangte Rom Freiheit des theologiſchen Unterrichtes in Seminarien, nicht Auflöſung oder Trockenlegung theologiſcher Facultäten.

Was erwiederte nun Preußen auf dieſe billige Forderung, die außer Deutſchland in der ganzen gebildeten Welt ohne Schwierigkeit der Kirche zugeſtanden wird und auch früher im preußiſchen Concordat anerkannt worden?

Bislang wollte Preußen die verlangte Freiheit nicht bewilligen; es forderte vielmehr, daß alle Candidaten des Prieſterſtandes auf den deutſchen Univerſitäten oder Akademien Philoſophie und Theologie ſtudiren ſollten. Und warum dieß Verlangen? Etwa aus reiner Liebe zur Wiſſenſchaft? O nein! Die Innsbrucker und die Gregorianiſche im Germanikum befindliche Univerſität ſind berühmte Hochſchulen für die Theologie. Die wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit der Innsbrucker theologiſchen Profeſſoren wird Niemand in Abrede ſtellen; ſonſt würden deren theologiſche Werke laut dafür zeugen. Was aber die Gregorianiſche Univerſität betrifft, ſo iſt

ihre theologische Facultät wohl die frequentirteste der ganzen Welt. Sie ist eine päpstliche Anstalt, deren Fürsorge dem Heiligen Vater ganz besonders am Herzen liegt; er selbst wurde an ihr gebildet und war Repetent im Germanikum. Auch dauert der philosophisch-theologische Curs an dieser Anstalt sieben volle Jahre. Wenn nun trotz alldem der Staat die Schüler dieser berühmten Schulen zurückweist, während er von der andern Seite das akademische Triennium auf deutschen Universitäten verlangt, so geht offenbar letztere Forderung nicht aus reiner Liebe zur Wissenschaft hervor. Warum also wird dieselbe gestellt? Die deutschen Hochschulen sind sämmtlich Staatsanstalten, deren Professoren vom Staate ernannt, beaufsichtigt, reglementirt und besoldet werden. Preußen will also, daß auch die Lehre der Theologie den Staatsanstalten, dem Staate übergeben werde und so auch der letzte Rest eines vom Staate ganz unabhängigen Unterrichtes, das kümmerliche Überbleibsel der Unterrichtsfreiheit, im Lande ganz verschwinde.

Nirgends hatte der Staat durch Vereinigung des Schulmonopols mit dem Schulzwang solche Gewalt über die gesammte Schule erlangt als in Deutschland und ganz besonders in Preußen. Darum durfte Schäffle von dem socialistischen System sagen: „Weit mehr als der Schulzwang im heutigen Ausmaß wäre nicht nothwendig.“ Obwohl also die staatlichen Ansprüche auf das Schulwesen nahe an Socialismus streiften, so wurden sie im Culturkampf noch erhöht und rücksichtslos zur Geltung gebracht. Die Kirche schien bis dahin mit dem Staat das Recht der Leitung der Elementarschulen auszuüben. Durch das Schulaufsichtsgesetz wurden aber die gesammten öffentlichen wie privaten Unterrichts- und Erziehungsanstalten der Aufsicht und damit auch der Visitation, Correction und höchsten Leitung des Staates unterworfen. Dann wurde mit den kirchlichen Schulen gründlich aufgeräumt, mit allen Nonnenanstalten, mit Rectoratsschulen und kleinen Seminarien. Selbst Klein-Kinder-Bewahranstalten wurden aufgelöst. Eine Krönung des Ganzen bildete aber die Unterdrückung der theologischen Seminarien, in denen die Theologie ganz unabhängig vom Staate gelehrt wurde. Damit fiel thatsächlich der letzte Rest der Unterrichtsfreiheit, welcher außerhalb Deutschlands in keinem Theil der civilisirten Welt der Kirche verweigert wird. Nun ward der Kirche zugemuthet, dieß — zum Mindesten durch Geschehenlassen — anzuerkennen und den gesammten theologischen Unterricht den Staatsanstalten, somit den Händen des Staates, anzuvertrauen. Hierdurch würde sie aber zugeben, daß die ganze Vorbereitung des Klerus von der

Kindheit bis zu den Weihen in Staatsanstalten: Elementarschule[1], Gymnasium, Universität, verlaufe, und das für immer zugeben; denn Preußen würde diese so lange und so heiß erstrebte Concession niemals aus den Händen geben. Auch könnte der Heilige Stuhl das, was er einer protestantischen Regierung zugestanden, den Regierungen katholischer Länder schwerlich verweigern, er müßte Bayern, Österreich, Frankreich, Spanien, den südamerikanischen Republiken dasselbe Recht bewilligen. Die Freiheit der katholischen Kirche und des kirchlichen Unterrichtes würde so in der ganzen Welt an den modernen, glaubensfeindlichen Staat preisgegeben; und darein sollte der Heilige Stuhl, der Episkopat einwilligen? Nein, nimmermehr! Schon vor elf Jahren (30. Jan. 1873), als im Entwurf der Maigesetze die ersten darauf zielenden Bestimmungen auftauchten, sagten die deutschen Bischöfe in Übereinstimmung mit dem Heiligen Stuhle: „Diese Bestimmungen [über die Erziehung des Klerus] enthalten den tiefsten und verderblichsten Eingriff in das innerste Leben der Kirche, in die höchsten Interessen der Religion, in die Freiheit des katholischen Glaubens . . . Die wesentlichste unter allen Pflichten und das wichtigste unter allen Rechten der Kirche und der Bischöfe ist die Erziehung des Klerus. Dieses Recht ist seit achtzehnhundert Jahren noch in keiner Zeit und in keinem Lande der Welt der Kirche bestritten worden, als etwa im vorigen Jahrhundert in Österreich, in unserm Jahrhundert theilweise in deutschen Staaten, nie aber in solchem Umfang, wie durch den neuesten Gesetzentwurf.“[2] Nach dem Urtheil der Bischöfe sind also die erwähnten Bestimmungen über die Erziehung des Klerus das schlimmste Attentat auf die kirchliche Freiheit, weil es die Kirche in Ausübung der heiligsten aller ihrer Rechte und Pflichten hindert. Man wundere sich nicht darüber. Es gibt nichts, wovon so sehr das Wohl oder Wehe der Kirche, ja ihre Existenz oder Vernichtung abhängt, als vom Klerus. Gute Geistliche fallen aber nicht vom Himmel, sondern werden erst durch lange Vorbereitung und Prüfung gebildet. Dieß ist darum die heiligste aller Obliegenheiten der Kirche, welche sie selbst nach bestem Wissen und Willen zu erfüllen hat. Wer sie daran stört, greift ihre Freiheit im wichtigsten und wesentlichsten Punkte an; und wer vollends verlangt und mit der ganzen Staatsmacht es durchzusetzen sucht, daß die Kirche diese heiligste aller ihrer Pflichten, dieses wichtigste aller ihrer Interessen den

[1] Diese ist freilich noch communal, aber doch so abhängig vom Staate, daß sie den Staatsanstalten beigezählt werden darf.

[2] Siegfried, Actenstücke, betreffend den Culturkampf, S. 166.

Händen des modernen Staates übergebe und preisgebe, der plant solches Attentat auf die Freiheit in einer bisher unerhörten Weise. Und die Kirche sollte hierzu Ja und Amen sagen, indem sie in die Unterdrückung ihrer theologischen Seminarien einwilligt und ihre Candidaten des Klerus einfachhin von der Kindheit bis zu den Weihen an die Staatsanstalten verweist! Nein, das kann sie nicht thun, ohne ihre Würde als göttliche Anstalt und damit ihre eigene Berechtigung und Existenz aufzugeben.

Die Bischöfe führen ferner gegen jene Bestimmungen das tridentinische Gesetz betreffs der Seminarien an, dann aber auch ganz besonders den vom Cultusminister offen eingestandenen Zweck der staatlichen Forderung: „Das Universitäts-Triennium hat ausgesprochenermaßen nicht so sehr den Zweck, den Theologen in den genannten Fächern Kenntnisse zu vermitteln, als vielmehr auf ihre Gesinnung und Grundsätze Einfluß zu üben; nationale Erziehung hat man verlangt", von der „mit Grund zu fürchten, daß dieselbe den Zweck hat, den Candidaten des geistlichen Standes unkirchliche Gesinnungen und Anschauungen, wenn möglich, beizubringen"[1]: Denn worin besteht die vom Cultusminister als Ziel jener Bestimmungen ausgegebene Selbständigkeit auf dem Boden nationaler Bildung? Der Klerus soll „unabhängig von den außerhalb unserer Nation stehenden Mächten", also unabhängig von Rom und dem Heiligen Stuhle gemacht werden und in kirchlichen Dingen das, was er nach dieser Richtung an Unabhängigkeit gewinnt, gegenüber der staatlichen Bureaukratie einbüßen, damit er ein gefügiges Werkzeug zur Ausführung der Maigesetze und ähnlich lautender Ministerial-Erlasse werde; mit anderen Worten, jene nationale Bildung will die staatspfäffische Gesinnung im Klerus erzeugen und so die innerliche Denkweise mit der äußern Knechtung in Harmonie bringen. Das ist aber wiederum ein ungleich schlimmeres Attentat auf die kirchliche Freiheit als jede äußere Hemmung und Fesselung. Diese ist ohne jene Gesinnung nur eine glorreiche Verfolgung; mit derselben wird sie aber zur schmählichen Sklaverei. Alles das wird bestätigt durch die Geschichte des Josephinismus. Was hat denselben so verbreitet? was ihn zur Geltung gebracht? was ihn zum Keim des verderblichsten Siechthums gemacht? Der Unterricht josephinistischer Professoren.

Man wende gegen unsere Darstellung nicht ein, daß gegenwärtig viele der ausgezeichnetsten Professoren der Theologie auf preußischen Uni-

[1] A. a. O. S. 167.

verſitäten dociren, ja daß mehrere derſelben gerade in jüngſter Zeit angeſtellt worden. Alles das iſt wahr, und nichts liegt uns ferner, als die Geſinnung dieſer aufrichtig kirchlich geſinnten Männer zu verdächtigen. Aber auch das iſt wahr, daß die Kirche ihren Entſcheid in unſerer Frage nicht nach den gegenwärtigen Verhältniſſen, ſondern auf eine lange Zeitdauer zu treffen hat, daß ſie nicht nach den augenblicklichen Trägern, ſondern nach der Natur der modernen Bureaukratie urtheilen muß. Unzweifelhaft wird aber der moderne Staat, wenn die ganze Vorbereitung des Klerus von der früheſten Kindheit bis zu den Weihen ihm und ſeinen Anſtalten übergeben wird, ſobald er es vermag, den Aſpiranten des Prieſterthums ſeine auch noch ſo ſehr den kirchlichen Anſchauungen widerſprechenden Geſinnungen einzuflößen ſuchen; und das um ſo mehr, als dieſe ja in Preußen vollkommen mit den alten preußiſchen Traditionen[1] harmoniren.

Wer die Schule hat, denkt der moderne Staat, der hat die Zukunft. Bei dem großen weltenbewegenden Kampfe iſt die Hauptfrage: Soll der moderne Staat, im Gegenſatz zur chriſtlichen Kirche und Familie, das geſammte Unterrichtsweſen beherrſchen? Soll er insbeſondere auch die geſammte wiſſenſchaftliche Vorbereitung der Geiſtlichkeit auf ſeinen Anſtalten in ſeine Hand nehmen und dadurch entſcheidenden Einfluß auf die Geſtaltung der Kirche erlangen? Hierauf kann die Antwort für einen Chriſten nicht zweifelhaft ſein. Der Heilige Stuhl und der Epiſkopat aber hatten ſie längſt in ihren früheren Entſcheidungen gegeben, und ein begeiſterter Centrumsredner hatte ſie bereits vor einem Decennium in die ſchönen Worte gekleidet: „Die katholiſche Kirche wird lieber in die Katakomben hinabſteigen, als die Reinheit und die Heiligkeit ihres Prieſterſtandes irgendwie gefährden oder gar preisgeben.“

G. Schneemann S. J.

---

[1] Siehe unſern Artikel über den cleviſch-märkiſchen Kirchenſtreit in dieſer Zeitſchrift, Bd. XXV. S. 29 ff.

Die marianiſchen Congregationen oder Sodalitäten.

Zur dritten Säcularfeier, 5. December 1584 bis 5. December 1884.

(Schluß.)

II. Geſchichte der marianiſchen Congregation.

Wäre ſie geſchrieben, ſie könnte ſich der Geſchichte eines beträchtlichen Culturſtaates an die Seite ſtellen: ſo groß iſt ihr Territorium, ſo zahlreich und bunt die Racen und Stämme, welche es bewohnen, ſo erlaucht ihr Adel, ſo weit verflochten ihre Beziehungen, ſo gewaltig ihre Kämpfe und Schöpfungen, ſo tragiſch ihre Kataſtrophen, ſo unſterblich ſelbſt in dieſen ihr Blut und Andenken. Urſprünglich das Kind der Geſellſchaft Jeſu, an der Hand der Mutter durch zwei Jahrhunderte voll Segen ſchreitend, ſtieg ſie mit ihr in das kurze Dunkel des Sturzes, ohne, wie ſie, ganz zu zerſchellen, und erhob ſich bald wieder zu neuem Aufſchwung ihres Lebens.

Der Kürze halber können wir dieſen wechſelnden Zeitenlauf nicht verfolgen; wir wollen vielmehr, wie von einer hiſtoriſchen Vogelperſpective aus, das ganze Gewebe dieſer dreihundertjährigen Geſchichte überſchauen und deſſen Geſammtbild von drei Geſichtspunkten aus beleuchten. Meſſen wir die Weite der äußern Ausbreitung und Ausdehnung der marianiſchen Congregation, die Vertiefung ihres inneren Lebens und die hohe Achtung, die ſie wegen beider genoſſen hat.

1. Ausbreitung.

Dieſelbe nahm eine zweifache Richtung. Die Congregation zog faſt die ganze katholiſche Welt in ihren Bereich, indem ſie in allen Ländern Fuß faßte und auf dieſem Terrain alle Stände überrankte.

Ihre Wiege umgab, wie die der meiſten Werke Gottes, welche beſtimmt ſind, Großes zu des Höchſten Ehre zu wirken, kein anderer Glanz, als der Name der katholiſchen Weltmetropole, auf deren heiligem Boden ſie ſtand, und keine andere Gewähr für ihre Dauer und Größe, als das Geheiß desjenigen, der ſie in Chriſti Namen und mit Chriſti Wort ausſandte: „Gehet hin in alle Welt!“

Kaum hatte Gregor XIII. 1584 durch die Bulle „Omnipotentis Dei“ die römiſche Congregation für die ſtudirende Jugend kanoniſch errichtet und ihr das Majorat über alle ſchon gegründeten oder ferner entſtehenden übertragen: da war es, als ob dem jungen Rieſen Bande gelöst wären. Die Schaar friſcher Knaben ſchwärmt bald über alle Collegien Italiens aus, ſteigt über die Alpen nach Deutſchland, Frankreich, Spanien, Polen, Rußland; und gleichzeitig geht es über die Meere nach Oſt und Weſt und Süd. Wo die Geſellſchaft Jeſu einen ihrer Sitze aufſchlägt, in Europa oder Aſien, in Amerika oder Afrika, auf Feſtland oder Inſeln, da errichtet ſie Congregationen, und bald bedecken von Liſſabon bis Goa, von Rom bis in deſſen nördlichſte Filialſtadt die Zelte der Kinder neben den Zelten der kriegeriſchen Mutter die Weiten und Breiten der katholiſchen Welt.

In den erſten Zeitläufen war es dem keimenden Anſatze entſprechend die Jugend, welche, in den Schulen, höheren und mittleren, den Studien obliegend, die Bevölkerung der Congregation ausmachte. Dreizehn Jahre nach ihrem Entſtehen zählte dieſelbe bereits 30 000 jugendliche Sodalen, die, weil das Geſetz galt, nur die in Sitte und Fleiß Beſſeren und Beſten zuzulaſſen, ein wahres Ferment des Eifers für Tugend und Wiſſenſchaft in den Univerſitäten und Collegien bildeten und durch ihren Einfluß dieſe ſegensvoll beherrſchten.

War es da nicht ſelbſtverſtändlich, daß bei dem Anblick der Früchte, welche die glückliche Jugend zur Abwehr des anſtürmenden Böſen und zur Durchreifung der Tugend aus dieſen „Schulen des Heiles“ — ſo nannte ſchon Gregor XIII. die Sodalitäten — ſchöpfte, bald auch in den älteren Generationen der Wunſch erwachte, zu den Sodalitäten zugelaſſen zu werden? Indeſſen mochte es ebenſo klar ſein, daß eine Vermengung des reiferen mit dem jugendlichen Alter die freudige Selbſtändigkeit und Spontaneität des letzteren erdrückt haben würde, ohne dem erſteren nach Gebühr und Wunſch zu nützen. Deßhalb beſchloß man, auch andere Stände und Altersklaſſen in getrennte, aber gleichgeformte Verbände zu ſammeln, und es war Sixtus V., der ſchon zwei Jahre nach Errichtung der römiſchen Primarcongregation durch die Bulle „Superna dispositione“ 1586 die Schranken brach und unter Spendung des gleichen Maßes kirchlicher Privilegien die Gründung von Congregationen für alle Gläubigen männlichen Geſchlechtes in kanoniſchem Anſchluß an die römiſche Stammſodalität genehmigte. Dadurch war nicht bloß den gereiften Altersklaſſen der Chriſtenheit die gleiche Segensquelle erſchloſſen, ſondern das

in den Jugendcongregationen grundgelegte Gute hatte Gewähr der Dauerhaftigkeit und Vervollkommnung in den ferneren Lebensperioden erhalten. Die Jugend, welche nunmehr über die Schwelle der Collegien und Universitäten hinweg in die verschiedenen Laufbahnen des Lebens ausströmte, fand auch da den gleichen Schutz und Segen, indem sie sich in die Congregationen der verschiedenen Stände ergoß. So griff zum großen Netze werdend Masche in Masche, und es breitete sich das leichte, lichte Gewebe aus über die gesammte Gesellschaft. Dieselbe Mutterhand, welche mit Gesetz und Gnade über des Knaben ersten Morgen gewacht, stützte und schützte denselben als Mann und Greis in ernsteren Aufgaben und Kämpfen, mochten dieselben sich in den höheren Sphären priesterlichen und hierarchischen Wirkens, oder auf dem Erdboden staatlicher und communaler Stände, oder endlich im Privatleben der Familien bewegen.

Die Scheidewand war gefallen, und zu dem Allen gemeinsamen Zwecke, nach gleichem Organisationsgesetze und in dieselbe lenkende Hand gefügt, bildeten sich nunmehr rasch Congregationen aller Stände: Congregationen des Clerus hoch und nieder, Congregationen des Adels, der Beamten, des Militärs, der Künstler, Kaufleute, Bürger, Handwerker, Matrosen, Fischer, Gesellen, Lehrlinge, Dienstboten u. s. w. Die Tassos und Lambertinis, die Fenelons und Bossuets, die Lipsius und Rubens, die Viscontis und Farneses, die Tillys und Turennes, die Oliers und Eudes, Leopold und Juan von Österreich, Emmanuel von Savoyen und Sigismund von Schweden, die Erzherzöge von Österreich und die Herzöge von Bayern, der heiligen Kirche Cardinäle, Nuntien, Bischöfe und Prälaten, wie des heiligen römischen Reiches Kaiser, Kurfürsten, Markgrafen und Barone, Frömmigkeit und Genie, die Majestät der Throne und die Glorien des Krieges, die Kräfte der Wissenschaft und der Kunst wie die schwieligen Hände der Gewerbe und des Ackerbaues, die Schaaren der Jugend in und außer den Schulen, die Gewalten des Landes und des Meeres, die Rassen des Auf- und Niederganges, des Mittags und der Mitternacht: Alle vereinigten sich um *eine* Fahne, unter *einem* Gesetze, in *einem* Namen, — zu Versammlungen, welche ein schlichter Ordensmann leitete.

Um ein Gesammtbild der Ausdehnung der marianischen Congregation zur Zeit ihrer größten Blüthe zu erhalten, müssen wir die Linien verfolgen, welche die von der Gesellschaft Jesu durch die Continente und Inseln eingeschlagenen Straßen zeichnen, und müssen das aus denselben gesponnene Weltnetz überschauen. Wohin immer die Gesellschaft, sei es

zu seßhafter Niederlassung in Collegien und Ordensresidenzen, sei es zur Errichtung ihrer Zelte inmitten einer sich unbestimmbar dehnenden Mission, vordrang, da errichtete sie programmgemäß ihre Congregationen, zahlreich nach der Zahl der Stände, welche die gesellschaftliche Gliederung der sie umwohnenden Bevölkerung bildete.

Der ganze Orden wuchs damals aus fünf großen Ländergruppen, die den Namen „Assistenzen" trugen, weil sie durch je ein Ordensmitglied bei dem Generale vertreten wurden, zu einem großen Organismus zusammen. Es waren das die italienische, französische, deutsche, spanische, portugiesische Gruppe oder Assistenz. Jede derselben zergliederte sich in mehrere Provinzen, mit oder ohne überseeische Missionen, die wiederum jede aus einem organischen Complexe von Profeßhäusern, Collegien, Seminarien, Residenzen bestand. Bekannter- und begreiflicherweise suchte der Orden seine Niederlassungen in den Städten, und unter diesen in den größeren, volk- oder einflußreicheren zu erbauen, und nur von diesen Knotenpunkten aus das Land zu beeinflussen. Der eine Cirkelfuß sollte wurzelhaft im bestimmenden Centrum aller Bewegungen des religiösen wie socialen Volkslebens stehen, während der andere immer weiter und weiter seine Kreise schlug. So finden wir denn, daß kaum einer der katholischen Cultursitze europäischer Staaten ohne ein oder mehrere Ordenshäuser der Gesellschaft Jesu war; und wo diese, da gruppirte sich auch bald die männliche Bevölkerung, oft unter Zuzug des Landes, in marianische Congregationen.

Die italienische Ländergruppe zerfiel in die Provinzen von Rom, Sicilien, Neapel, Mailand und Venedig, umfaßte 139 Ordenshäuser, zählte 3622 Ordensmitglieder. Von der Häresie nicht zerspalten und ihrer „Madonna" im Wettstreit populärer Verehrung mit jedem andern katholischen Lande ergeben, gehörte die Halbinsel der Apenninen sammt Sicilien der marianischen Congregation.

Frankreich umschlang die Provinzen von Paris, Aquitanien, Lyon, Toulouse, Champagne mit 3543 Ordensmitgliedern in 155 Niederlassungen; verästete sich von da nach Westen in die Missionen von Nord- und Mittelamerika mit 15, nach Osten in die Griechenlands mit 7 und Asiens mit 13 Ordensstationen; evangelisirte die Stämme der Huronen, Irokesen, wie die, so am Guadeloupe streiften, oder um Neu-Orleans und Montreal saßen. Smyrna, Aleppo, Kairo, Damascus, Tripolis, Thessalonich, Naxos, Chios, der Libanon und Constantinopel beherbergten seine Missionäre, wie Pondichery, Bengalen, Peking. — „Die marianischen Con-

gregationen hielten," wie Cardinal Busset schreibt, „die Gesammtbevölkerung Frankreichs noch auf dem Niveau des christlichen Lebens", und sie sahen an Frankreichs Hand die wilden kupferfarbenen Stämme des Westens sich mit den Enkeln der ältesten Culturstaaten: Griechenlands, China's und Ägyptens, zur Verehrung derjenigen vereinigen, die in prophetischem Ausschauen sich selig gepriesen sah von allen Geschlechtern.

Das theuere, aber zerrissene Deutschland lag blutend aus tausend Wunden in der europäischen Mitte. Wohl sandte es einzelne Missionäre zu den Truppencontingents, die andere Assistenzen über die Meere hin vorschoben; aber eigentliche Missionsdistrikte waren ihm nicht zugewiesen. Statt dessen lehnten sich an den deutschen Kern zu einer Ordensgruppe alle die nachbarlichen Länder, an welchen der Brand der Häresie, dessen trauriger Herd Deutschland war, züngeln mochte. So kam es, daß die deutsche Assistenz außer den drei deutschen Provinzen des Oberrheins mit 23, des Niederrheins mit 51 und Oberdeutschlands mit 37 Ordenshäusern, — auch Österreich mit 64, eine belgisch-niederländische Doppelprovinz mit 46, Polen mit 71, Lithauen mit 80, Böhmen mit 47, England mit 19, also im Ganzen 438 Niederlassungen und in ihnen 8749 Ordensmitglieder in weitester Bauschung seiner Grenzen umspannte. Sollte man nicht meinen, im eigentlichen Kerne dieses gewaltigen Complexes sei für das Einwurzeln des Gedankens der marianischen Congregation der Boden zu vulkanisch unsicher oder zu lavahart gewesen? Und doch war Deutschland gerade der Garten seiner herrlichsten Blüthe, seiner kraftvollsten Entwicklung. Deutschland war ja der Schlüssel zur weitgestreckten Schlachtlinie des Gegners: da mußte die Kerntruppe der hohen Schirmfrau der Kirche, mußte ihre Congregation zu einer, wir möchten sagen, welthistorischen Action kommen. Sie kam dazu. Die deutschen Städte hatten, das Land an sich ziehend, für das bunte Gemenge ihrer Klassen und Stände eine jede 3, 4, 6 bis 8 marianische Sodalitäten. Und diese Cadres waren dicht gefüllt. Über den Bestand derselben in der oberdeutschen Ordensprovinz liegt uns das Bruchstück einer dem zuständigen Archive entnommenen handschriftlichen Tabelle vor. Darnach stieg in 20 Städten, die sich aufgeführt finden (während für 17 andere die Angaben fehlen), die Anzahl der Congreganisten weit über 60 000, wovon 36 000 den höheren oder akademisch gebildeten Ständen, 18 000 der verheiratheten Bürgerklasse, 6000 den Junggesellen, 4000 der studirenden Jugend angehörten. Auf die gesammte Provinz kommen mindestens 100 000, auf die drei deutschen Provinzen zusammen 400 000;

auf Deutschland und Deutsch-Österreich zum wenigsten eine Million Männer und Jünglinge [1].

Das Stammland des Ordens, das katholische Spanien, hatte seine 5014 Jesuiten in 259 Häuser auf die Provinzen von Toledo, Castilien, Aragonien, Sardinien und Baskien vertheilt. Das „katholische", das „ritterliche" Volk gehörte der „Signora" und deren streitbarem Bunde; es entrollte dessen Fahne in seinen weiten Missionsländern, in Meriko, Peru, Ecuador, Paraguay und auf den Philippinen.

Portugal endlich umfaßte außer dem Mutterlande mit seinen 16 Ordenshäusern und 1854 Jesuiten vier Missionsprovinzen im fernsten Osten: Goa, Malabar, Japan, China, und deren zwei im Westen: Brasilien und Marañon.

Die marianische Congregation schien eine Weltcongregation zu sein. Ihre Mitglieder zählten in weite Millionen.

Im Jahre 1773 verschwand mit der Gesellschaft Jesu der größte Theil der marianischen Sodalitäten oder unterlag allmählich wesentlichen Änderungen. Wir sagen: der größte Theil; denn ihre segensvolle Wirksamkeit hatte sich während des Bestandes so unbestrittene Anerkennung

---

[1] Es dürfte deutschen Lesern eine wohlthuende Erinnerung an glücklichere Zeiten sein, die Namen der Städte zu kennen, in denen marianische Congregationen bestanden. Wir schichten sie nach ihrer Zugehörigkeit zu den drei genannten Ordensprovinzen.

Zur oberdeutschen Provinz gehörten die Congregationen von Amberg, Augsburg, Biburg, Brieg (Schweiz), Briren, Bruntrut, Burghausen, Dillingen, Ebersberg, Eichstätt, Ellwangen, Feldkirch, Freiburg (Baden), Freiburg (Schweiz), Hall (Tirol), Ingolstadt, Innsbruck, Kaufbeuren, Konstanz, Landsberg, Landshut, Luzern, Mindelheim, München, Neuburg a. D., Ölenberg, Ötting, Öttingen, Regensburg, Rottenburg, Rottweil, St. Morand, Sitten, Solothurn, Straubing, Trient.

Zur oberrheinischen Provinz gehörten Aschaffenburg, Baden (Baden), Bamberg, Bockenheim, Erfurt, Ettlingen, Frankenthal, Fulda, Hagenau, Heidelberg, Heiligenstadt, Mainz, Mannheim, Molsheim, Neustadt a. H., Ottersweiler, Rufach, Schlettstadt, Speyer, Wetzlar, Worms, Würzburg.

Zur niederrheinischen Provinz gehörten Aachen, Abenau, Anholt, Arnsberg, Bentheim, Berg, Bonn, Bremen, Büren, Coblenz, Coesfeld, Düren, Düsseldorf, Elberfeld, Emmerich, Ems, Essen, Falkenhagen, Friedrichsrode, Friedrichstadt, Glückstadt, Hadamar, Haltern, Hamburg, Hildesheim, Horstmar, Jülich, Köln, Kopenhagen, Lübeck, Meppen, Münster, Münstereifel, Nassau, Neuß, Osnabrück, Paderborn, Ravenstein, Recklinghausen, Schöppingen, Schütdorf, Schwerin, Siegen, Solingen, Trier, Warendorf, Werne, Xanten.

Dabei ist zu bemerken, daß manche Städte, welche im heutigen Königreiche Sachsen, in den preußischen Provinzen Schlesien, Ost- und Westpreußen, Posen, oder an der deutschen Ost- wie West- und Nordgrenze liegen, nicht aufgezählt sind, weil sie zu außerdeutschen Ordensprovinzen gehörten.

verschafft, daß sie auch nach dem Untergange der Mutter, der sie entsprossen, als verlassene, aber hoffnungsvolle Waisenkinder in der Welt dastehend, das Mitleid edler Priester und Hirten der Kirche weckten und fanden. Diese pflegten voll Eifer in vielen Städten, Schulen u. s. w. die Congregationen, die sie vorfanden.

Indessen sollten diese Asyle der Tugend nicht für immer und nicht lange geschlossen bleiben; die heilige goldene Kette der Gebete und Verdienste, welche einst beide Hemisphären als ein kostbares Geschmeide umschlang, sollte sich wieder in einander schließen. Erstehend 1814 mit der wiedererstehenden Mutter, eroberte die Congregation in der Schnelligkeit ihrer ersten Jugend, freilich nach dem Maße der Gunst der Verhältnisse, die alte Ausdehnung und die alte Fruchtbarkeit. Von zahllosen Punkten der katholischen Welt her wurden zerrissene oder neue Fäden wieder an den römischen Knoten angeknüpft; der alte Stamm begann zahllose junge Schößlinge zu treiben, und bald rankte das Gewoge seiner Zweige lebensfrisch über die alten Ruinen. Leo XII. segnete durch Breve vom 17. Mai 1824 das neue Werk, bestätigte in ihrem ganzen Umfange die früher verliehenen Privilegien, dehnte dieselben sogar am 7. März 1825 auch auf alle jene Congregationen aus, die sich inzwischen wo immer, wenn auch nicht unter der pflegenden Hand der Gesellschaft Jesu, gebildet hatten oder künftighin bilden würden, falls sie nur der römischen Stammcongregation Prima primaria einverleibt wären. In wenigen Jahren verbreiteten sie sich unter dem schöpferischen Segen dieses weitherzigen apostolischen Wortes über Italien, Frankreich, Spanien, Belgien, Holland, die Schweiz, Deutschland, die österreichischen Lande, England, über beide Amerika, Syrien, Australien, die afrikanische Nord- und Südküste, Indien bis nach China hin.

In unserm Deutschland haben wir sie gesehen, und sie durften sich mit ihren Namenslisten und Werken sehen lassen, den Rhein hinab, in's Westphalen- und südwärts in's Schwaben- und Bayernland hinein. Es war der alte Geist in alter Form, neuen Bedürfnissen, wie sie der Wandel der Zeit und ihres Geistes geschaffen, gerecht werdend. In jeder einzelnen Stadt erstanden 3, 4, 5, 6 Congregationen für Männer, junge Kaufleute, junge Handwerker, Lehrlinge, für Akademiker, Polytechniker, Gymnasiasten, Realschüler u. s. w.

Als der moderne „Culturkampf" nach kaum zwanzigjähriger Ruhe die Niederlassungen der Gesellschaft Jesu in Deutschland gewaltsam auflöste, da ergriff ein seeleneifriger Clerus das verlassene Steuer der Con-

gregationen und leitet es seitdem mit ebenso großem Geschick als Segen. Möchte die Säcularfeier und Leo's XIII. Kriegsruf gegen die geheimen Bünde den gleichen Gedanken in vielen edeln Seelenhirten wecken! Es sieht die Gesellschaft Jesu mit Freude die Congregationen in den starken und kundigen Händen des so glorreich bewährten deutschen Klerus.

2. Doppeltes Leben.

Doch nicht bloß über ungemessene Flächen hin dehnten sich „alle die Generationen" aus, welche ihre Mutter und Königin „selig priesen"; es war nicht bloß eine endlose Völkerprocession, welche im Gepränge des kirchlichen und weltlichen Purpurs, in den blitzenden Rüstungen des Krieges und der Wissenschaft, unter den Fahnen der Innungen und der Matrosen das hehre Bild Mariens auf ihren Schultern durch drei Jahrhunderte trug: der unermessenen Weite äußerer Ausbreitung entsprach die Tiefe zu des inneren Lebens Fülle und Tüchtigkeit. Dieses Leben prägte sich aus in persönlicher Heiligkeit und apostolischem Eifer.

Benedict XIV., dieser Papst, den nicht allein die katholische Welt, den auch die Protestanten und Philosophen des 18. Jahrhunderts wegen seines Genies wie Charakters mit ihren Huldigungen umgaben, scheute sich nicht, auf dem Höhepunkte seiner europäischen Popularität angelangt, den marianischen Congregationen über ihre religiös-sittliche Tüchtigkeit und Größe ein Zeugniß auszustellen, wie es beredter und gewichtiger nicht gedacht werden kann. Nachdem dieselben zwei Jahrhunderte ihres Lebens in der Öffentlichkeit der Welt zurückgelegt hatten, faßte, angesichts der allgemeinen Kritik, der große Papst diese weltbekannte Lebensgeschichte in seiner „goldenen Bulle" Gloriosae Dominae vom 27. September 1748 zusammen.

In beredten Zügen markirt er den Gedanken, welcher die Schöpfungen des hl. Ignatius von Loyola geschaffen, und fährt dann also zu reden fort:

„Unter den Werken, durch welche die Jünger des hl. Ignatius der Kirche Gottes fort und fort die mächtigste Hilfe leisten, erweist sich eines, das von ihnen ausgegangen und überall eingeführt worden ist, als besonders gut und weise. Sie versammeln nämlich die christliche Jugend, welche sie allerwärts in der Religion und Wissenschaft auszubilden bemüht sind, in fromme Vereine oder Congregationen unter dem Schutze der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter. Indem sie so

die Jugend in besonderer Weise der Verehrung und dem Dienste Mariens weihen, leiten sie dieselbe an, gleichsam in der Schule derjenigen, welche die Mutter der schönen Liebe, der Gottesfurcht und Erkenntniß ist, zu dem Gipfel der christlichen Vollkommenheit und zu dem Ziele des ewigen Heiles hinanzustreben.

Es ist unglaublich, welch' großer Nutzen Personen aller Stände aus dieser frommen und lobwürdigen Einrichtung erwachsen ist, besonders da sie auch, je nach den Lebensverhältnissen ihrer Mitglieder, verschiedentlich mit heiligen und heilsamen Gesetzen ausgestattet und durch den klugen Eifer eigener Vorsteher weise geleitet ist.

Die Einen erlangten die Gnade, den Weg der Unschuld und Frömmigkeit, welchen sie an der Hand der allerseligsten Jungfrau in zartester Jugend eingeschlagen hatten, weiter zu verfolgen und einen höchst tugendhaften Wandel, wie er sich für einen Christen und Diener Mariens geziemt, im ferneren Leben einzuhalten zur größten Erbauung Anderer und zur Erlangung der endlichen Beharrlichkeit.

Andere, welche bereits in die Netze des Bösen verstrickt waren, wurden, seitdem sie sich dem Dienste der Mutter Gottes in diesen Vereinen geweiht, durch deren Hilfe von den Wegen des Verderbens zum Guten zurückgeführt; sie fingen ein geordnetes und frommes Leben an und erlangten durch Anwendung der Mittel, welche ihnen die Congregationen boten, das große Glück, im Guten bis an's Ende zu verharren.

Wieder Andere fühlten sich durch die besondere Andacht, welche sie frühzeitig zur Gottesmutter geschöpft, zu höheren Graden der göttlichen Liebe emporgehoben; edeln und muthigen Herzens wandten sie den hinfälligen Gütern und Freuden den Rücken, suchten den heiligen und sichern Stand des Ordenslebens auf, hefteten sich durch die Gelübde an Christi Kreuz und weihten sich ganz der Sorge für die eigene Vollkommenheit und das Seelenheil des Nächsten.

Das Alles zeigt, wie weise und segensvoll die römischen Päpste, Unsere Vorgänger, gehandelt, wenn sie den Congregationen von deren Beginne an den ganz besondern Schutz des Apostolischen Stuhles zugewandt und Entwicklung wie Wachsthum derselben gefördert haben, indem sie Leiter und Glieder der Vereine mit reichen Gnaden und Privilegien bedachten.

Wir selbst endlich, die Wir vor Unserer Erhebung zu den Würden der Kirche Mitglied der Congregation der heiligsten Jungfrau, errichtet im Profeßhause der Gesellschaft Jesu zu Rom unter dem Titel ‚Mariä

Himmelfahrt', waren, erinnern Uns mit Freude der frommen und lehrreichen Übungen, an denen Wir zum größten Troste Unserer Seele Uns zu betheiligen pflegten; Wir erachten es für eine Pflicht Unseres Hirtenamtes und Unserer apostolischen Freigebigkeit, dieses solide und fromme Werk, das den Fortschritt in der Tugend und das Heil der Seelen so mächtig fördert, zu begünstigen und zu heben, und haben deßhalb alle Gnadenerweise Unserer Vorgänger neuerdings bestätigt, bekräftigt und erweitert, wie aus dieser Bulle ersichtlich ist."

So weit der Papst. Diese goldene Bulle, dieß goldene Papstwort, das die Congregation aus ihren Werken richtet, erschien nur wenige Jahre vor dem Untergange der Schöpfungen des hl. Ignatius und seiner Söhne. Es war das Schwanenlied der marianischen Congregation, gesungen von einem ihrer dankbarsten und größten Söhne.

Dem Urtheile der Päpste geht mit der Auctorität der Heiligkeit und Wissenschaft zur Seite das Zeugniß der großen Lehrer und Hirten der Kirche.

Was bot nicht ein hl. Karl Borromäus, die Glorie des italienischen Klerus, auf, um Congregationen zu gründen oder zu heben? In seinen Synoden drängt er geradezu die Beichtväter, ihre Pönitenten zum Eintritte in dieselben zu vermögen. „Mit Recht," so nimmt der hl. Alphons von Liguori des großen Cardinals Gedanken auf, „denn die marianischen Congregationen sind jede eine Arche Noe's, in der man vor der Fluth der Sünden und Versuchungen, welche über die Welt dahinwogt, Zuflucht findet. Ich selbst habe bei Gelegenheit der Missionen deren Nutzen auf's Überzeugendste erprobt. Ja, sie sind jener Thurm Davids, dessen Zinne, wie die heilige Schrift sagt, ‚tausend Schilde umblitzen, die Waffenrüstung der Helden'. Der Grund ihrer großen Fruchtbarkeit an Tugenden liegt in ihrem Reichthum an Mitteln, sich vor dem Verderben zu bewahren und im Besitze der heiligmachenden Gnade zu behaupten, Mittel, deren Anwendung für Weltleute, die außer der Congregation leben, sehr schwer ist." — Der hl. Franz von Sales, die Zierde seines Jahrhunderts, der Lehrer der Frömmigkeit und Liebe, das Muster apostolischer Männer, scheint zur Heiligung der Seelen kein wirksameres Mittel zu kennen, als den Eintritt in die Congregationen, wo selbst die vollendetste Tugend Gott wohlgefälliger sei, weil sie ihn in der Vereinigung mit Andern mehr verherrliche, als es in der Vereinzelung möglich sei.

Solch glänzende und gewichtige Zeugnisse ließen sich leicht aus alter

wie neuer Zeit vervielfältigen. Sollten wir ihren Text noch mit Vignetten und Randzeichnungen aus dem Leben der Congreganisten illustriren, so müßten und könnten wir Bände füllen. Heben wir einige heraus, die jenen Ständen angehören, welche in Folge ihrer Jugend oder ihrer gesellschaftlichen Stellung nicht immer die Atmosphäre großer Tugenden zu sein pflegen.

Der Geist des Gebetes ist anerkanntermaßen die Vorbedingung alles höheren Seelenlebens. Der Pfälzer Philipp Wilhelm lag jeden Morgen zwei Stunden auf den Knieen in Betrachtung. Bei der täglichen heiligen Messe fehlte er während 40 Jahren kein einziges Mal; in seinem ganzen Leben hielt ihn die dringlichste Nothwendigkeit nur sechsmal davon zurück. Nach der heiligen Messe war geistliche Lesung. Die abendliche Gewissenserforschung wurde von der gesammten Familie mit allem Ernste vorgenommen, und stellte es sich heraus, daß ein Prinz den letzten Diener des Hofes mit einem leisen Worte verletzt und noch nicht um Verzeihung gebeten habe, so war Entziehung der Nachtruhe die Buße dafür. — Des Nachts noch erheben sich diese erlauchten Diener Mariens, begeben sich in die Kapelle des Palastes und beten stundenlang auf dem Angesichte liegend. — Am Charfreitage geißeln sich — für unsere Zeit kaum mehr verständlich! — die Sodalen Münchens blutig, daheim und öffentlich in der Kirche, vor dem heiligen Grabe und bei der Procession, während Prinzen auf ihren Schultern ein schweres Passionskreuz tragen. — Monatlich wenigstens wurden die heiligen Sacramente empfangen, und zwar in einer Zeit, wo die österliche Communion die einzige im Jahre zu sein pflegte. Es war das ungleich mehr, als wenn heutzutage Tausende von Männern in den Congregationen Europa's und selbst Nordamerika's monatlich, wie es Gesetz und Brauch ist, dasselbe thun. — Die heiligen Exercitien werden in Gemeinsamkeit von allen Congreganisten gehalten — ernste Standeswahlen vor Gott getroffen — die Klöster bevölkert.

Mit dem Gebete hält der Geist äußerer wie innerer Entsagung gleichen Schritt. Die Geschichte erzählt, daß unter den Sodalen die Aloysius und Benedictus wieder erstanden seien. Zum Schutze der englischen Tugend enthalten sie sich am Freitage jedes Getränkes — stürzen sich in Eis oder Dorngestrüpp — schlafen auf Stroh, Brettern, Steinen, Wachholderreisig — fasten an fürstlichen Tafeln, kurz, üben alle Rauhheiten der strengsten Ascese. — Wie die äußere, so die innere Kreuzigung. In Ingolstadt erhielt ein angesehener Akademiker von einem „Burschen" einen Faustschlag in's Angesicht, verbietet aber sich wie seinen

Freunden jedwede Genugthuung. — Ein Prinz von Neuburg war beim Spiele von seinem Bruder auf's Heftigste gereizt worden. Zuletzt erhält er noch einen schallenden Backenstreich. Der Gekränkte springt auf, schon blitzt das gezückte Schwert über dem Schuldigen, und sausend fällt es — auf den Boden. Der Gekränkte umarmt den Bruder. „Wir sind ja Brüder, lieben wir uns einander!" — Ein Bewunderer eigener Schönheit besucht, um sich zu entnüchtern, den Gottesacker, nimmt aus dem Beinhause Todtenköpfe und Todtengebeine in die Hand, küßt sie, geißelt sich darauf blutig u. s. w.

Wo so viel Haß gegen sich selbst, da konnte barmherzige Liebe gegen Andere ihre Hände weit öffnen. — Fürstliche oder reiche Sodalen bauen Spitäler, Kirchen, Collegien, Schulen. Andere laden zum Abschiede, anstatt mit Freunden zu schmausen, Arme ein und bedienen sie selbst. Wieder Andere nehmen hilflose Kranke in ihr Haus und pflegen sie monatelang. Ja, ihr Eifer treibt sie hinaus auf die Straßen zwei- und dreimal des Tags, um Bettler zu suchen. — In München bringt ein Sodale täglich während eines ganzen Winters, trotz Kälte, Schnee und Regen, einem verlassenen Kranken, dessen Hüttchen etwa 20 Minuten vor der Stadt lag, Speise und Trank. — Sie treiben es bis zur Selbstaufopferung. Nach Ingolstadt hinein fuhr man einen Fremden, der am ungarischen Fieber litt; die Furcht vor Ansteckung hatte ihn auf der Straße hilflos liegen lassen. Ein Sodale kommt des Wegs, sieht ihn, trägt ihn in sein Haus, legt ihn in sein eigen Bett, pflegt ihn allein bei Tag und Nacht. Der Fremdling genas, der Congreganist starb.

Ist's zu verwundern, daß, wo leibliche Barmherzigkeit so reiche Ernte hatte, die geistige, die apostolische Liebe noch erfinderischer, muthiger, siegreicher sich erwies?

Damit gelangen wir zu der geschichtlichen Beleuchtung des zweiten Charakterzuges, den wir oben in der geistigen Physiognomie der Congregation, als aus deren innerem Wesen erwachsen, feststellten. Was hat die Geschichte von Werken apostolischen Seeleneifers der marianischen Sodalen verzeichnet?

Manches aus dem geradezu unermeßlichen Stoffe ist schon obenhin berührt worden, alles Übrige läßt sich nur in weite Linien zusammenfassen.

Absicht bei Gründung der Congregation war es, in den Sodalen eine nach allen Richtungen des gesellschaftlichen Lebens ausschwärmende Heeresmacht zu sammeln, die von den zahllosen Centren aus, wo sie ge-

schult worden und wo sie immer wieder neue Kräftigung finden konnte, nach Leitung und Impuls und demnach mit Klugheit und Nachdrücklichkeit die christliche Reform der einzelnen Gruppen der Gesellschaft betreiben sollte. Das geschah in allen Perioden ihres Lebens.

Ihre kurze Kindheit verlebte die Congregation in den mittleren und höheren Schulen: sie ward zur belebenden Seele derselben. Der General der Gesellschaft Jesu, Mutius Vitelleschi, nennt 1631 in einem an alle Obern des Ordens gerichteten Schreiben diese jugendlichen Congregationen einen reinen und gesunden Sauerteig der Frömmigkeit, den die Königin der jungfräulichen Seelen in die Masse der Jugend gesenkt habe; durch seine Einwirkung werde dieselbe in wunderbarer Weise beherrscht und durchlebt und erwecke Hoffnung auf unendliche Segnungen (infinitas benedictiones). Er beschwört die Obern mit größter Inständigkeit, Sorge zu tragen, daß die Congregationen, dieser mächtigste Halt der Schulen, nicht vernachlässigt würden; die Schulen selber müßten sonst sinken und verkommen. Zu Leitern der jungen Vereine seien, mit Hintansetzung aller anderen Arbeiten, die allerbesten Kräfte des Ordens zu bestellen; denn Größeres könne zu Gottes Ehre nicht geschehen, als was durch die Congregationen in der Jugend gewirkt werde. — Mit diesem Apostolate im Bereiche der Collegien begnügten sich aber die kleinen Davide nicht. Sie übten und erprobten Kiesel und Schleuder in weiterem Wurf, an trotzigeren Stirnen. Die Annalen sind überreich an Zügen jugendlich gährenden Seeleneifers. Wie kleine Pioniere drangen sie dahin, besonders zur Ferienzeit, wohin kein Priesterwort oder Priestergewand sich wagen durfte. — In Innsbruck sieht ein Sodale, wie in der Familie seines adeligen Kameraden während der Fastenzeit Fleischspeisen ohne Dispens aufgetragen werden. Er macht sich an seinen jungen Freund, erzählt ihm Beispiele von Strafgerichten Gottes gegen solche Verächter der Kirchengebote. Der Knabe ißt kein Fleisch mehr, die Familie folgt seinem Beispiele, der Vater muß Dispens einholen. — In Dillingen wird ein Student von seinem adeligen Verwandten, einem ergrauten, in hohem militärischem Range stehenden Haudegen, zur Tafel geladen. Der alte Soldat flucht bei jedem dritten Worte. Bescheiden verweist es ihm anfangs der Jüngling; doch die Gewohnheit hat den alten Krieger bald wieder mit sich fortgerissen. Jetzt ermannt sich der Sodale, droht allen Ernstes mit dem Zorne Gottes und dessen Strafen, mahnt an den Tod, von welchem der Greis nicht mehr ferne sei. Der Alte, der 30 Jahre unter dem Donner der Kanonen nicht gezittert, sitzt

eine Weile da, ſtumm, die Augen auf den Boden geheftet; dann wallt ihm das Soldatenblut, er ſpringt empor, reckt die Hand aus, und ein derber Schlag fällt — auf ſein eigenes Haupt. Er wirft ſich dem jungen Verwandten um den Hals und bittet, zu einem Prieſter geführt zu werden. Der Knabe geleitet den Greis zu ſeinem lieben Congregationspräſes — und Tags darauf legt zu deſſen Füßen der alte glückliche Herr, wohl vorbereitet, das Bekenntniß ſeines ganzen Lebens nieder. — An den tollen Faſtnachtstagen veranſtalten die Studenten von Ingolſtadt eine Proceſſion; ſie ziehen in alle Kirchen, durch alle Straßen, voran das Kreuz, die Geißel zerfleiſcht ihren Rücken. Es zerſtieben die Narrenhaufen, die Gutgeſinnten werfen die Menſchenfurcht ab, eine Bewegung geht durch die ganze Stadt, die Schlechten müſſen ſich zurückziehen, die Meiſten davon eilen zum vierzigſtündigen Gebete. — Ein kleiner Zögling eines deutſchen Penſionats ſpart ſich das ganze Jahr hindurch ſein Taſchengeld zuſammen und ſchiebt dabei auch manchen „Geizhals" von ſeinen Kameraden ſchweigend ein. Am Ende des Jahres legt er 25 blanke Thaler auf den Congregationsaltar — ein Peterspfennig für den Heiligen Vater. — O ja, unſere Jugend iſt noch zu edlerer Selbſtloſigkeit höheren Zwecken gegenüber vollauf befähigt. Nur ſäe man die edle Saat!

Aus den Knaben wurden Männer, und was die marianiſche Congregation in den engeren Grenzen der Jugend geübt hatte, das nahm ſie als liebgewonnene Aufgabe mit ſich in das weite Leben der Welt, um es daſelbſt in größerem Stile fortzuſetzen. Sie wirkte, wo ſie wirken konnte, die Reform der einzelnen Stände.

Der berühmte Cardinal Bauſſet ſchreibt in ſeiner „Geſchichte Fenelons" von der Blütheperiode, in der zur Zeit des großen Biſchofs von Cambrai die marianiſchen Congregationen ſtanden, alſo: „Dieſe zahlreichen Congregationen, die in allen Städten und für alle Einzelgruppen ihrer Bewohner gegründet waren, hielten die Geſammtbevölkerung auf dem Niveau der Religiöſität und Sittlichkeit. Leichte Übungen der Frömmigkeit, praktiſche Belehrungen, angepaßt den Pflichten und Laſten der einzelnen Stände, ſchützten und bewahrten im ganzen Volke das Gleichmaß der Geſittung, den Geiſt der Ordnung und des Gehorſams, die Nüchternheit und Redlichkeit, welche den Frieden und die Harmonie der Familien und den Wohlſtand der Monarchien bedingen."

Den beſondern Bedürfniſſen der Städte, in welchen ſie Fuß faßten, gerecht werdend, heilten ſie deren ſociale Wunden und bewirkten durch das Apoſtolat der Barmherzigkeit auch allmählich die ſittliche Erneuerung

ihrer Zeit- und Heimathsgenossen. So erzählt Sacchini, in Sicilien und Spanien hätten es sich Congregationen zur Aufgabe gesteckt, die unter der romanischen Rasse so häufigen Feindschaften auszugleichen, die Unschuld zu vertheidigen, geregeltes Familienleben zu fördern, jegliche Noth zu lindern. — Juvencius berichtet, eine römische Adelscongregation habe außer den eben genannten Zwecken sich besonders bemüht, den Fastnachtsärgernissen durch prachtvolle Feier des vierzigstündigen Gebetes zuvorzukommen und ihre zahlreichen Dienerschaften durch eigens für sie gebildete Congregationen an ein christliches Leben zu binden, während andere Sodalitäten Roms die Pflege der Kranken in den Spitälern und den Besuch der Gefangenen in den Kerkern als besondere Aufgabe übten. — In Sevilla unternahm es eine Congregation von Juristen, die gesammte Handhabung der Rechtspflege zu reformiren. — In Neapel vereinigten sich i. J. 1610 zu einer Congregation 400 Fischer und Gondeliers und waren bald die Erbauung der gesammten Bürgerschaft. — Auf der zur Krone Lusitanien gehörigen Insel Terceira trat der Commandant sammt seinem Offizierscorps zu einer Soldatencongregation zusammen, die bald in der gesammten Besatzung einen solchen sittlichen Umschwung bewirkte, daß dieselbe, wie Sacchini erzählt, mit den Frömmsten an Sittenreinheit und Mäßigkeit wetteiferte. — Zu Granada übernahm eine Congregation von angesehenen Bürgern die Besorgung der Spitäler und Herbergen, die Armenpflege der Stadt und die Ausstattung unbemittelter Töchter.

Gleiche Werke apostolischer Liebe berichten die Geschichtschreiber der Gesellschaft Jesu von den Congregationen in Chili und China u. s. w.

Die marianischen Sodalitäten waren in früheren Jahrhunderten nach Kräften bestrebt, unsere heutigen Vincentius- und Borromäus-, unsere Studenten-, Kaufmanns-, Gesellen- und Lehrlings-, unsere Mäßigkeits- und katholischen Lesevereine u. s. w. zu ersetzen. Sie waren die Apostel zweier Jahrhunderte.

Fassen wir alle diese einzelnen Züge apostolischen Wirkens der marianischen Congregationen zusammen, so kann uns schließlich die Behauptung nicht zu kühn erscheinen, im alltäglichen Massenkampfe wenigstens und auf dem Boden des Volkslebens seien dieselben unter die Mächte zu reihen, welche dem Vordringen des Protestantismus am empfindlichsten für ihn, am erfreulichsten für die heilige Kirche Einhalt gethan, erobertes Terrain wieder entrissen haben. Mußte denn nicht Freund und Feind mit einem örtlich so weit verbreiteten, in allen Schichten des Volkes so tief und planmäßig ausgezweigten, einheitlich und nach-

drücklich geleiteten, von echt kirchlichem Geiſte beſeelten und mit vielgeſtaltiger Energie arbeitenden Syſteme geiſtiger und geſellſchaftlicher Kräfte rechnen? So kam es, daß, wo die Congregation im Süden, Norden oder in der Mitte des zerriſſenen Europa's an Boden und innerer Durchreifung gewann, die Häreſie den Rückzug antreten, die Fahne ſinken laſſen mußte. Ranke erkennt es im zweiten Bande ſeiner „Geſchichte der Päpſte" an, daß durch die Jeſuiten eine „raſche und ſo nachhaltige Verwandlung" in dem der Kirche entfremdeten oder gefährdeten Deutſchland herbeigeführt worden ſei, und wirft die Frage auf, ob anzunehmen, daß der Proteſtantismus in der Menge noch nicht Wurzel gefaßt hatte, oder ob dieſe Wendung der Methode der Jeſuiten zugeſchrieben werden müſſe. Er ſchildert den Eifer und die Klugheit der letzteren, erzählt, wie ſie ſich der Kranken angenommen, wie ſie ſtets auf die vornehmſten Schwierigkeiten losgegangen ſeien u. ſ. w. Wir dürfen fragen, welche Streitkräfte denn bei Anwendung dieſer Taktik den Jüngern des hl. Ignatius in erſter Linie zur Verfügung geſtanden. Vor Allem waren es ihre marianiſchen Congregationen. Von einzelnen Punkten der weitgedehnten Schlachtlinie, wo der Kampf am hartnäckigſten geführt wurde, iſt es geſchichtlich greifbar und erwieſen, daß die „raſche und dabei ſo nachhaltige Verwandlung" zum guten oder zum beſten Theile durch die marianiſchen Verbände herbeigeführt worden. Über die Gegenreformation in Steiermark z. B. ſchreibt Krones in ſeiner Geſchichte Öſterreichs zum Jahre 1600: „Die Jeſuiten und ihre marianiſchen Brüderſchaften[1] gewinnen immer mehr Boden, und als Hüter des katholiſchen Glaubens helfen die neu errichteten Kapuzinerklöſter mit." — Über den maßgebenden Einfluß, welchen die Congregation auf die Erhaltung des katholiſchen Glaubens in Stadt und Erzſtift Köln gehabt, ſchreibt P. Franz Koſter in der Vorrede zu ſeinem „Libellus Sodalitatis": „Nach dem Vorgange Roms und Paris' und angeregt durch die überreichen Früchte, welche daſelbſt in der marianiſchen Congregation waren gezeitigt worden, führte die Geſellſchaft Jeſu auch in ihrem Colleg zu Douay dieſelbe ein. Kaum war das geſchehen, ſo machte ſich ſofort in dem religiös-ſittlichen Verhalten wie im wiſſenſchaftlichen Streben der Schüler ein ſo auffallender Fortſchritt bemerkbar, daß ſich der Ruf des Collegs in faſt alle Theile Europa's verbreitete. Köln folgte bald dem Beiſpiele jener Stadt. Die

[1] Krones, ein in katholiſchen Dingen gewiß unparteiiſcher Gewährsmann, unterſtreicht ſelbſt dieſe Worte.

Wirkungen blieben nicht aus. Es strömten von da ab die Studirenden massenhaft nach Köln; ja die Erhaltung des altberühmten Erzstiftes in der Religion seiner Väter wurde allgemein dieser Sodalität zugeschrieben. Nicht bloß die Spitzen des Clerus und der Laienwelt, sogar nicht wenige Bischöfe und selbst der apostolische Nuntius, Bartholomäus Graf von Portia, sammt seinem ganzen Hofe traten der Congregation bei, und durch diese gemeinsamen Bemühungen gelang es (unter dem Schutze der heiligen Gottesmutter), den Senat der Stadt und diese selbst im katholischen Glauben standhaft zu erhalten und den größten Gefahren zu trotzen. Dieser Segen zog die Aufmerksamkeit des ganzen Rheinlandes auf sich; überall entstanden Congregationen und brachten Früchte hervor, die alle Erwartungen übertrafen." Kosters Bericht findet ein sehr deutliches Echo in den Geständnissen der Häresie. Schon im Jahre 1581 hatte Georg Nigrinus, Prediger zu Echzell, in der Widmung seiner Schrift: „Lehr, Glauben und Leben Jesu und der Jesuwider das ist Christi und Antichristi", an den Bürgermeister und Rath von Köln also geklagt: „Die weil mir's nun, Hochachtbare, Großgünstige Herrn, in eurer Stadt fast wie S. Paulo zu Athen gangen, indem ich euren Gottesdienst beschaut und betrachtet und befunden den großen Ernst und Brunst bei vielen das Papstthum und seine Lehre zu hutzen, so schier auf ein Neues angeht durch die Jesuiter und die neuen Bruderschaft unserer Lieben Frauen sammt ihrer öffentlichen Abgötterei, da sie Mariam an Gottes Statt setzen ... habe ich Ursache gesucht, euch alles zu erinnern."

Köln wußte, wem es die Erhaltung des Glaubens der Väter und des Domes zu verdanken habe: die Reisigen, welche den ersten Sturm von seinen alten Mauern abgeschlagen hatten, sollten hinfort auch neue Gefahren von denselben fernehalten. Wie Ägidius Gelenius in seinem Werke De admiranda sacra et civili magnitudine Coloniae (1645) erzählt, schichtete sich die gesammte männliche Bevölkerung der alten Rheinstadt in nicht weniger als neun marianische Congregationen. Die erste (Ecclesiastica) umfaßte den höhern und niedern Clerus; die zweite (Major Annuntiatae B. V. M.) die Aristokratie des Blutes, des Kapitals und der Wissenschaft; die dritte (Minor Annuntiatae B. V. M.) die Studirenden der höhern Facultäten; die vierte (Angelica) die Gymnasiasten; die fünfte (Civica B. V. M. et Trium Regum) die Familienväter des Bürgerstandes; die sechste („der Jungen gesellen") die unverheirathete männliche Jugend; die siebente (Tironum opificum) die

Lehrlinge; die achte (Militum „Kölner Funken") die Stadtmiliz; die neunte endlich die ſtädtiſchen Goldſchmiede. — Ein intereſſantes Bild der marianiſchen Congregationen in einer deutſchen Stadt!

Werfen wir einen Blick über den Rhein nach Frankreich, ſo finden wir in Paris unter der Leitung des P. Bagot, früheren Beichtvaters Ludwigs XIII., eine Congregation von Clerikern, die zu den größten Glorien der Kirche und jenes Landes zählte. Aus ihr erwuchs, zum Apoſtolate und zum Martyrium erzogen, die Schaar eifriger Miſſionäre, welche das „Seminar der auswärtigen Miſſionen" bildeten, unter ihnen Franz von Montmorency-Laval, der erſte Biſchof Quebecs; Meurs, der erſte Obere der auswärtigen Miſſionen zu Paris; Pallu, Biſchof von Heliopolis; Joques, einer der heldenmüthigſten Apoſtel Canada's; Henri Boudon, der berühmte Archidiakon von Evreux u. ſ. w. Eine kleine Quelle, ward dieſe Congregation durch die Biſchöfe und apoſtoliſchen Vicare, welche aus ihr für Siam, China, Canada, für das Morgen- und Abendland hervorgingen, zu einem wahren Strome der Gnade.

Endlich darf eine Sodalität nicht übergangen werden, welche, den Übergang aus der alten in die neuere Zeit der marianiſchen Congregationen bildend, den alten Geiſt als Morgenroth in die neue und neueſte Periode ihrer apoſtoliſchen Geſchichte herüberleuchten läßt.

Die Orgien der franzöſiſchen Revolution waren vorüber; ein Exjeſuit, der dieſelben, wie auch den ſie einleitenden Untergang ſeines Ordens überlebt hatte, P. Delpuit, faßte den Plan, aus dem großen Schiffbruche des Glaubens und der Sittlichkeit zu retten, was an jungen Männern nach Paris ſtrömte, um ſich den diplomatiſchen, kaufmänniſchen, militäriſchen, wiſſenſchaftlichen Carrièren zu widmen. Er griff zum erprobten Mittel ſeiner Väter; er gründete am 2. Februar 1801 eine marianiſche Congregation nach Form und Geiſt der früheren. Die Sodalen ſollten vor Allem Miſſionäre ſein. Sie beſuchten die Kranken, unterſtützten verſchämte Arme, flößten in den Hörſälen, Ateliers, Bureaux wie Salons der Weltſtadt durch Wort und Beiſpiel Achtung vor der Religion und dem Geſetze des Evangeliums ein. Nachdem Pius VII. dieſen Anfängen Segen und Gnaden geſpendet hatte, zündete der Gedanke ſchnell in anderen Städten. Grenoble, Rennes, Nantes, Liſieux, Toulouſe, Poitiers, Lyon wurden Filialen. Während des Kaiſerreiches ſchmückten die edelſten Namen des Epiſkopats, der Pairskammer, der Armee und der Wiſſenſchaft die Liſten derſelben. Eine kaiſerliche Ordre zertrümmerte 1810 das Werk; mit dem Sturze des Gewaltigen erhob es ſich wieder und ging in die

Hände der gleichzeitig neuerdings erstandenen Gesellschaft Jesu und zunächst in die ihres P. Ronsin über. Aus- und Einbau der Congregation waren dieselben wie vor zwei Jahrhunderten, nur konnte sich das Ganze noch nicht für die verschiedenen gesellschaftlichen Kategorien ihrer Mitglieder ab- und auszweigen: der junge Akademiker saß in den Versammlungen neben dem Prälaten der Kirche oder dem Pair Frankreichs, während nur Präfect und Assistenten Ehrenplätze einnahmen. Die Inschrift, welche den schlichten Altar schmückte: „Ein Herz und Eine Seele", hob allen Unterschied. Aber dieß Herz war, wie früher, wie immer, ein apostolisches Herz, diese Seele eine Soldatenseele.

Fünf Jahre hindurch in den Werken des Seeleneifers und der Barmherzigkeit innerhalb des engeren Bereiches der Congregation geschult, überschritt 1820 das Corps deren Schwelle und trat in die Öffentlichkeit der riesigen Weltstadt und ihres riesigen Elends, indem es die „Gesellschaft der guten Werke" (Société des Bonnes-Oeuvres) gründete. In drei Sectionen, jede unter der Leitung nicht des Congregationspräses, der seine Aufmerksamkeit der Pflege des inneren Geistes, dieses Lebensnervs des Ganzen, zugewandt erhalten mußte, sondern dreier Ausschußcomités, umfaßte dieß neue Werk uralten Geistes die Spitäler, die Gefängnisse und, eine klägliche Specialität von Paris, — die kleinen Savoyardenknaben. Die reichen Sodalen hatten die Aufgabe, der Reihe nach mit dem himmlischen Troste des Glaubens und dem irdischen barmherziger Gaben in die Spitäler und Kerker hinabzusteigen, während Andere alle Sonntage in den Krypten der vier Hauptkirchen die armen Knaben versammelten, welche aus Savoyen und der Auvergne in die große Stadt gezogen kamen, um sich da in den niedrigsten Gewerben ein Sümmchen zu verdienen. Man unterrichtete sie im katholischen Katechismus, im Gebete, und wachte über ihre Redlichkeit und Sittenreinheit.

Der erste Zweig blühte und wuchs in dreifacher Ästung, als der Baum schon einen zweiten trieb: die „Gesellschaft der guten Studien" (Société des Bonnes-Études). Die Jugend der Schulen sollte in der Übung der Religion erhalten und gekräftigt werden. Man bot ihr deßhalb gute Lectüre, verschaffte ihr Mittel zum Studium wie zur Erholung, hielt sie ferne von Laster und Unglauben und bildete sie weiter aus für die einzelnen Zweige des öffentlichen Lebens. — Bald enthob sich ein dritter Ast dem Baume, „der, gepflanzt an Wasserbächen, seine Frucht bringt zu seiner Zeit" (Ps. 1). Eines seiner Glieder, ein königlicher Hofrath, gründete „die Gesellschaft des hl. Franz Regis" (Association

de Saint-François-Regis). Ihr Zweck war und iſt jetzt noch, die zahlloſen Civilehen nachträglich kirchlich ſchließen und revalidiren zu laſſen.

Das waren neben Bethätigung des perſönlichen Eifers und der Barmherzigkeit die verſchiedenen Apoſtolate, denen ſich dieſe durch Geburt, Talent und Lebensſtellung hervorragenden Congreganiſten weihten. Sie verbargen weder ihre Namen noch ihr Wirken. In ihren Reihen zählte man Biſchöfe, Fürſten, Generäle, hohe Staatsbeamte, Gelehrte, Schriftſteller, Künſtler, Induſtriellen, Handwerker und Studenten, Don Francisco von Paula, Infant von Spanien, die Grafen Limburg-Styrum, Verwandte des Königs der Niederlande, Senft-Pilſach, Stolberg, Brienne, Robiano, Sales, die Marquis von Clermont, von Raineville, von Rochefoucault, von Choiſeul, Lord Clifford, von Dufort, von Lorges, den Baron von Haller, von Lascours und andere erlauchte Namen der Ariſtokratie Frankreichs, neben Architekten, berühmten Medicinern, Univerſitätsprofeſſoren, hohen Militärs und Rechtsgelehrten. Dieſe Elite der Laienwelt gab zum gleichen Werke die Hand den Kirchenfürſten, Prälaten und Sprößlingen der Kirche Frankreichs, die zu den höchſten Würden emporſteigen ſollten, wie den Cardinälen Cheverus, Matthieu, Dubourg, Croy, Marechal, Bauſſet, Clermont, Richery, den Nuntien des Heiligen Stuhles Macchi und Lambertini, der Hälfte des franzöſiſchen Epiſkopats, endlich Männern wie Berger, Desgenettes, Langlois, Argenteuil, Jaccard und Gagelin, beide Letztere ſpäter Blutzeugen Jeſu Chriſti, und vielen Anderen, die der Congregation den Glanz ihres Namens und den noch größeren ihrer Tugenden, ja ihres Martyriums ſchenkten.

Dieſe Congreganiſten verſammelten ſich zum Gebet und gingen auseinander zu Werken des Seeleneifers. Das war ihr Zweck; aber auf die Dauer hätte das eine Rückkehr Frankreichs zu Glauben und Sitte nach ſich ziehen können: das durfte nicht geſchehen. Im ganzen Reiche wird gegen ſie zu den Waffen gerufen. Die Preſſe, die Kammern, die Miniſterien rüſten ſich. Dem P. Ronſin wird eine fabelhafte Macht zugeſchrieben: er beherrſche die Armee, die Polizei, den Advokaten- und Gelehrtenſtand, ſeine Congreganiſten hielten die Ämter des Staates beſetzt. Der Hof wird unruhig über dieſen ungreifbaren Nebenbuhler; die kirchlichen Auctoritäten ſelber erſchrecken über den Lärm, glauben ſchließlich, die Meute durch den Rücktritt des einen Mannes beſänftigen zu ſollen und bitten ſeine Obern um deſſen Abberufung. Der Jeſuit verläßt zur ſelben Stunde gehorſam ſeinen Poſten und Paris. Die Abbés Rohan und Matthieu, Beide ſpäter Cardinal-Erzbiſchöfe von Beſançon, treten

die Erbſchaft des Ordensmannes an. Aber zwei Jahre ſpäter (1830) wurde die Congregation ſammt den meiſten der Inſtitutionen zertrümmert, die ſie geſchaffen hatte. Ein Miniaturbild des, wir möchten ſagen, großen Culturlebens der marianiſchen Congregation, wenn es nicht ein Apoſtolat geweſen wäre; aber auch ein Bild ihrer großen Geſchicke!

Freiburg in der Schweiz, Aachen, Köln, Eſſen, Mainz, Bonn, Münſter und viele andere Städte Deutſchlands und Frankreichs hatten während ihres Beſtandes ähnliche Leiſtungen, aber auch ähnliche Kataſtrophen am Ende ihrer jüngſten Annalen zu verzeichnen.

Während des letzten deutſch-franzöſiſchen Krieges verſahen in verſchiedenen rheiniſchen Städten die Congreganiſten den Krankendienſt in den Lazarethen. In Aachen hatten die Mitglieder der Männercongregation nach des Tages ſchwerer Arbeit — es ſind eben Arbeiter — noch Eifer genug, den Nachtdienſt in den Kriegshoſpitälern zu übernehmen. — Ebendaſelbſt unterhielt die herrliche Congregation der jungen Kaufleute eine Sonntagsſchule, in der viele Jahre hindurch von Congreganiſten mehr denn hundert Kindern unentgeltlich Unterricht ertheilt, Bücher, Papier u. ſ. w. und eine feierliche Weihnachtsbeſcherung geſpendet wurden. Dieſelbe Congregation ſtiftete und leitete für die gebildeten Stände der Stadt eine öffentliche Leihbibliothek, in welcher Ankauf, Umtauſch und Reviſion der Bücher von den jungen Männern ſelber beſorgt wurden. — Die Aachener Congregationen riefen das Inſtitut der „populär-wiſſenſchaftlichen Vorträge im Karlshauſe", das ſich dann über Deutſchland verzweigte, in's Leben, ſtifteten zum Bau der Marienkirche Altäre, Kanzel u. ſ. w., unterhielten in der Diaſpora mehrere Miſſionsſtationen, lieferten große Summen zum Peterspfennig und ſammelten reiche Fonds zur Hilfe der Stadtarmen. — Ja — wer hätte es denken mögen? — das große, über Frankreich verbreitete Werk des Grafen de Mun, Oeuvre des Ouvriers, iſt ein Setzling der Aachener Männercongregation. Staunend über deren Leben und Wirken, gab der edle Mann, aus der deutſchen Kriegsgefangenſchaft 1871 heimgekehrt, deren Copie in dem genannten Werke ſeinem franzöſiſchen Heimathlande.

Wie in Aachen, ſo auch anderswo, nach Maßſtab der gegebenen Kräfte.

Das war das Apoſtolat der marianiſchen Congregation. Bei unendlicher Vielgeſtaltung desſelben ſteht das Eine feſt: wo immer in alten wie in neuen Zeiten der römiſche Stamm Schößlinge trieb, Setzreiſer abgab, mochte es in Neapel oder Sevilla, in Paris, Köln,

Warſchau, Wien oder Goa, Quito und Peking ſein —, da entfalteten dieſelben ſchnell eine unerſchöpfliche Triebkraft chriſtlicher Charitas und apoſtoliſchen Segens, bedeckten ſich mit dem Schmucke der herrlichſten Inſtitutionen, ſammelten Hunderte und Tauſende unter ihrer weitſchattigen Krone, leiſteten allein das, wozu es heutzutage viele Vereine und Fonds braucht.

Dieſe Seite des inneren Lebens, wie es in den Congregationen pulſirt, mußte, ſo glauben wir, in die hellere Beleuchtung der Geſchichte geſetzt werden, damit auch im vierten Jahrhunderte dieſelben den apoſtoliſch-thätigen Nerv nicht erſchlaffen und erlahmen, ſich ſelber aber nicht zu einer verkrüppelten Abart früheren Originalwuchſes verkümmern laſſen möchten. Die Zeiten haben ſich freilich geändert, und für die zahlloſen Erſcheinungen menſchlicher Hilfsbedürftigkeit hat inzwiſchen zur Abhilfe die ewige Fruchtbarkeit der Kirche in zahlloſe Geſtalten ihre rettenden Gedanken gekleidet. Es könnte die marianiſche Congregation nicht alle erſetzen wollen, ohne ſich zu erſchöpfen und ihre erſte Aufgabe, die ſich in der Heiligung der Glieder und der Stände, denen dieſe angehören, abſchließt, unerfüllt laſſen zu müſſen; aber was vor Zeiten und vom erſten Augenblicke an die eine Hälfte ihrer Beſtimmung war, das iſt ſie jetzt noch. Die innere Fülle eigenen Gnadenlebens muß zum äußern Wirken treiben, muß entweder Ideen wecken, muß Ideen lebensfähig ausgeſtalten und die ſo entſtandenen neuen Gebilde als Nachen in die wilde Fluth der Zeit ſtoßen laſſen, damit ſie, ſelbſt ſteuernd und rudernd, ihre rettenden Bahnen ziehen, oder muß ſchon beſtehende Werke neidlos und großherzig unterſtützen und fördern, indem ſie denſelben ihre Mitglieder und Talente zuführt. So weſentlich eigen der Congregation Maria gegenüber das reine und gnadenvolle Herz des Kindes iſt, ſo unerläßlich und gerade deßhalb eigen iſt ihr der Mitwelt gegenüber das Herz des Apoſtels.

3. Anerkennung.

Unermeſſene Ausdehnung, wie Verwurzelung ihres äußeren Beſtandes in alle Schichten der Geſellſchaft, und Vertiefung wie reiche Bethätigung ihres inneren Doppellebens ſind die beiden Hauptzüge im hiſtoriſchen Bilde der marianiſchen Congregationen. Aus beiden fließt zuſammen ein dritter Charakterzug, der die Geſtalt abſchließt und vollendet, indem er um ſie die lebendige Außenwelt gruppirt. Es iſt die Anerkennung und Würdigung, welche den Sodalitäten von den Niederungen und

Höhen der menschlichen Gesellschaft, von Staat und Kirche, von Erde und Himmel, möchten wir sagen, zu Theil geworden ist.

Überflüssig wäre jedes Wort, welches die Popularität derselben beim katholischen Volke schildern sollte. Es flutheten ihr ja aus jeder Nation der Erde die Tausende und die Hunderttausende zu, ihre Kinder auf den Armen, an den Händen, Enkel und Söhne geschaart um Väter und Ahnen, — sie Alle das Bild der heiligen Jungfrau auf der Brust, — die Sorgen und Hoffnungen für's Leben und Sterben im Herzen, — ihre Gebete und Gelübde auf den Lippen. Eine wahre Völkerwanderung durchzieht betend und singend die zwei, drei letzten Jahrhunderte und erfüllt Salomons Wort: „Es standen auf ihre Söhne und priesen sie selig" (Sprüchw. 31).

Aber die Großen dieser Erde — die Fürsten des Volkes? Nächst der katholischen Kirche gibt es kein Reich der Welt, das so viele Kronen und Scepter in seiner Geschichte, so viele erlauchte Namen in seinen Rollen trüge, und, was noch mehr ist, dem diese irdischen Größen so viel demüthige Ergebenheit und Liebe gezollt hätten. Sie fürchteten nicht, den Glanz ihrer Diademe zu verdunkeln, indem sie als Congreganisten dieselben im Dienste derjenigen zur Erde neigten, welche die Königin aller Mächte des Himmels ist.

Von Italiens Fürsten und Dogen, was sollen wir reden? Wer gehörte nicht zur Congregation? In Neapel gründeten die erste Sodalität der päpstliche Nuntius, drei Bischöfe, zwei Prinzen von Geblüt, die Admiralität, zwei Herzöge und die Häupter des höchsten Adels. — Es starb daselbst der Herzog von Popoli. Zum Erbprinzen, der an des Vaters Lager kniete, gewandt, sprach der erlauchte Sterbende: „Vergiß es nicht, mein Sohn, daß ich das wenige Gute, welches ich in meinem Leben gethan, der Congregation verdanke; ein kostbareres Erbe, als sie, kann ich dir nicht hinterlassen. Ich schätze mich glücklicher, Congreganist, als Herzog von Popoli gewesen zu sein." — Zu Mailand war es der Cardinal Friedrich von Borromäo selber, der drei Sodalitäten für Knaben, Jünglinge und Männer gründete.

Lothringens Herzog, Franz II., wollte, seinem Volke zum Beispiele und zum Erweise seiner Verehrung gegen die heilige Jungfrau, unter den Ersten sein, welche die Congregation von Nancy bildeten. Karl IV. und Leopold folgten dem hohen Beispiele.

Polens und Schwedens König Sigismund III. bat, als er noch Kronprinz war, in einem dringlichen Briefe die Congreganisten von

Braunsberg, ihn in ihren Bund aufnehmen zu wollen. Ladislaus IV. fügte dem glänzenden Titel „König von Polen und Schweden“ mit Vorliebe den beſcheideneren, aber tröſtlicheren „Sodale Mariens“ bei und gründete ſelbſt, obgleich ſchon Glied der Congregation in Löwen, noch eine in Warſchau. — Sein Bruder wollte den Titel „Beſchützer der marianiſchen Congregation“ führen und ließ ſich, abwechſelnd mit ſeinem Bruder Ferdinand, zum Präfecten der Sodalität in Warſchau wählen. Beide waren durch ihren perſönlichen Lebenswandel wahrhaft königliche Zierden derſelben.

Savoyens Herzog, Emmanuel, weihte ſich dem Dienſte der Himmelskönigin als Congreganiſt.

Frankreich ſah ſeinen Heinrich von Bourbon der Pariſer Congregation beitreten, ſah Anton von Bourbon als Präfecten derſelben, ſah die königlichen Prinzen Louis und Armand und noch zwölf der erlauchteſten Fürſten, ſah ſeine Herzöge, ſeine Marſchälle, ſeine Miniſter zu Diadem und Ordensſtern die Inſignien der Congreganiſten fügen.

Spaniens Königsliſten müßte man wiedergeben, wollte man ſeine königlichen Sodalen zählen. Johann IV., Luſitaniens König, errichtete in ſeinem Palaſte eine Congregation für die königlichen Pagen, die Söhne der erſten Granden ſeines Reiches, ward ihr Präfect, ja ſelbſt oft ihr Prediger. — Der Staatsrath von Caſtilien, durch ſeine Abkunft, Gelehrſamkeit und diplomatiſche Gewandtheit eine europäiſche Berühmtheit, trat insgeſammt der Congregation bei.

Und das alte, ſtämmige Volk der Bayern, das Maria als „die Patronin Bayerns“, als „Herzogin von Franken“ zu grüßen gewohnt iſt, ſo hoch hinauf in die Zeiten die Tageshelle ſeiner Geſchichte leuchtet, Bayern, das mehr Mariengnadenorte hat, als halb Europa zuſammen, — es ſah der Reihe nach ſeine Herzöge und Kurfürſten mit ihren Familien — voran Philipp, Wilhelm, Maximilian — zur Congregation ziehen, ihre Verſammlungen, Proceſſionen, ihren Eifer theilen. Wirklich rührend iſt es, zu ſehen, wie Wilhelm den Zutritt zur Sodalität ſich gleichſam eroberte. Er erſcheint mit ſeinem Gefolge plötzlich in ihrer vollen Verſammlung, wirft ſich vor dem Bilde der heiligen Gottesmutter nieder, tritt dann in die Mitte und bittet mit entblößtem Haupte um die Aufnahme. Staunen und Rührung ergreift Alle, kaum wagt der Präſes dem erlauchten Candidaten eine Antwort zu geben. Als er ſie erhalten, ſinkt dieſer zum zweiten Male auf ſeine Kniee und betet voll Freude und Demuth das Weihegebet. — Noch Schöneres ſah das Jahr 1715. Der Friede hatte

nach dem ſpaniſchen Erbfolgekriege das ganze ſchwergeprüfte bayeriſche Haus in München verſammelt. Herzog Joſeph Clemens, Erzbiſchof und Kurfürſt von Köln, ward neuerdings zum Präfecten der Congregation erwählt. Drei Tage ſpäter hielt er ein feierliches Pontificalamt vor verſammelter Sodalität; dann traten ſeine fünf Neffen an den Altar und weihten ſich als Congreganiſten „Unſerer Lieben Frau“: der Oheim nahm ſie auf. — Noch glücklicher war Philipp Wilhelm; ihm war es beſchieden, als Präfect ſeine eigenen Söhne zu Sodalen Mariens zu machen.

Der Bayernherzöge gute Nachbarn, die Pfalzgrafen von Neuburg, wetteiferten mit den hohen Herren in München. „Sodale Mariens zu ſein,“ ſo betheuerte einer derſelben, „dieß Vorrecht gilt mir mehr, als Fürſt des heiligen Reiches zu ſein.“ — Auch durchlauchte Findelkinder — ſo möchte man ſie nennen — nahm die barmherzige Mutter, bei der es den hohen Kindern des Hauſes ſo wohl war, auf. An Herzog Wilhelms Hofe lebten in München drei badiſche Markgrafen proteſtantiſcher Linie. Am 7. April 1585 ſuchten ſie brieflich um Aufnahme in die dortige Congregation nach. Am folgenden 1. Mai nimmt ſie, zugleich mit ſeinem Bruder Ferdinand, Maximilian von Bayern auf, nachdem ſie bei der Feier, wie üblich, das katholiſche Glaubensbekenntniß abgelegt hatten. Öffentlich geſchah letzteres erſt nach Jahresfriſt.

Die marianiſche Congregation ſchien eine Congregation der europäiſchen Souveräne werden zu wollen. Die Päpſte gewährten die Abläſſe und Privilegien der Sodalen den regierenden Herren und ihren Blutsverwandten bis in's zweite Glied, falls ſie, wenn auch nicht perſönlich anweſend, die Eintragung ihres Namens in die Liſten irgend einer Congregation der katholiſchen Welt wünſchten. Dieſer Akt genügte zu ihrer Aufnahme; die Gewinnung jener Gnadenſchätze blieb freilich an die Erfüllung der für Alle gleichen Bedingungen geknüpft. Dieſe Bemerkung gehört zum Verſtändniß des Folgenden.

Wir ſind nun bei der Spitze aller irdiſchen Macht und Herrlichkeit, wir ſind bei den Kaiſern des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation angelangt. In Habsburgs Hauſe war mit der Andacht zum hochheiligen Sacramente die Verehrung der heiligen Gottesmutter erblich: wie konnten ſeine kaiſerlichen Sproſſen der marianiſchen Congregation ferne bleiben?

Kaiſer Leopold und ſeine Gemahlin klopfen denn auch bei zwei Congregationen, im Breisgauer Freiburg und in Innsbruck, um Aufnahme an.

Digitized by Google

Ferdinand II. hatte ſchon als König von Ungarn ſeinen Namen eigenhändig in die Liſten der Sodalität eingeſchrieben mit den Worten: „Im Jahre 1618, am 7. November. Ferdinand, Ungarns und Böhmens König, Erzherzog von Öſterreich, Congreganiſt der allerſeligſten Gottesmutter und Jungfrau Maria, deren beſtändigem Schutze er ſich empfiehlt, hat dieß geſchrieben."

Zum römiſchen Kaiſer erhoben, ließ er ſeinen Namen in die Liſten aller Congregationen der öſterreichiſchen Erblande, Ungarns, Steiermarks, Kärnthens und Krains eintragen. Er wollte ſich ſelbſt gleichſam in der Verehrung der hohen Gottesmutter vervielfältigen und den Sodalen ein unzweideutiges Zeugniß ſeiner kaiſerlichen Huld und Liebe geben. Öfters unterſchrieb er ſich: „Ferdinandus secundus, Virgineus cliens" (Ferdinand der Zweite, Schützling der Jungfrau).

Sein Sohn, Ferdinand III., Erbe der Reiche wie der Tugenden ſeines Vaters, übertraf, wenn möglich, denſelben noch in kaiſerlicher Ergebenheit gegen die marianiſchen Sodalitäten. Nicht zufrieden damit, ſeinen erlauchten Namen in die Verzeichniſſe aller Congregationen der weiten Reiche haben eintragen zu laſſen, wollte er das auch perſönlich und eigenhändig thun, und wählte dazu die Löwener Sodalität. Er ließ ſich die Liſten derſelben ſenden, und am Vorabende von Mariä Lichtmeß ſchrieb die Hand, welche Scepter und Schwert ſo machtvoll zu führen verſtand, den kaiſerlichen Weiheakt auf die Blätter nieder. Es athmet derſelbe eine ſo ritterliche und ſchlichte Frömmigkeit, daß wir glauben, es der heiligen Jungfrau und ihres großen Schützlings, wie nicht minder des alten Deutſchlands Ehre ſchuldig zu ſein, ihn in ſeinen monumentalen Worten und Linien wiederzugeben:

Illius Ego Coetus Sub Invocatione Tua Congregati
Augustissima Maria
Me Libens Et Merito Unum Profiteor:
Tibi Ego Me, Meosque, Conjugem ac Liberos,
Tibi Romanum Imperium, Cui Deus Me Praefecit,
Tibi Regna A Majoribus Accepta,
Tibi Tutelaeque Tuae Populum Et Exercitus Meos
Tibi Tuoque Filio Militantes
Committo.
Tu Me In Tuum Admitte,
Qui Filio Tuo, Qui Tibi, Qui Utriusque Honori
Vivo, Regno, Pugno.
Tuus Igitur Ego Ero,
Maria,
Tui Erunt Quicunque Mei,

Tua Erunt Ditiones Et Regna Mea Et Imperium,
Tui Populi Et Exercitus:
Tu Eos Protege, Tu Eis Vince,
Tu In Eis Regna Et Impera.
Ita Voveo.
MDCXL.
Tuus Pietate Et Justitia
FERDINANDUS.

(Zu dieſem unter Deinem Schutze geſchloſſenen Bunde, Maria, hehrſte Herrin, bekenne ich mich aus Liebe und Pflicht. Dir übergebe ich mich und die Meinigen, Gattin und Kinder, Dir das Römiſche Reich, zu deſſen Haupte mich Gott geſetzt, Dir meine Erblande, Dir und Deinem Schutze mein Volk und meine Armeen, die für Dich und Deinen Sohn kämpfen. Nimm Du mich an zu Deinem Eigenthum, der ich für Deinen Sohn, der ich für Dich, der ich für Beider Ehre lebe, herrſche, kämpfe. Dein werde ich ſomit ſein, o Maria, Dein iſt, wer immer mein iſt, Dein werden ſein meine Beſitzungen und Königreiche und die Kaiſerkrone, Dein die Völker und die Heere: beſchütze Du ſie, ſiege Du durch ſie, regiere, herrſche Du in ihnen.
So gelobe und bete ich. 1640. Aus Liebe und Pflicht. Ferdinand.)

Das ſind kaiſerliche, katholiſche Eide und Gebete. Aber das iſt auch das höchſte Adelsdiplom, das je auf Erden einer Familie von Kaiſerhand ausgeſtellt wurde. Es gehört der Congregation Maria's.

Wähne man nicht, daß der Antheil dieſer gekrönten Häupter an dem Leben der marianiſchen Sodalität eine bloße Spende ihres Namens, huldvolle Ceremonie, fürſtliche Herablaſſung geweſen ſei. Mit edlem, demuthsvollem Herzen gegen die heilige Schirmfrau des Reiches Gottes auf Erden unterwarfen ſie ſich, wetteifernd mit dem ſchlichten Volke, den Gelöbniſſen, Regeln, ja Gebräuchen ihres Bundes.

Es war im Jahre 1595, als Herzog Max von Bayern mit ſeiner ihm eben angetrauten Gemahlin an einem Sonntage nach Ingolſtadt kam. Große Feſtlichkeiten ſollten ſie empfangen; doch eine der erſten Fragen des Herzogs war: „Iſt heute Congregationsverſammlung?“ — „Wegen Eurer Durchlaucht hohen Anweſenheit iſt es noch in Schwebe.“ — „Und warum das?“ entgegnete Maximilian. „Ich bin Sodale und habe in meinem Weiheakte Maria gelobt, nie etwas gegen ihre Ehre zuzulaſſen. Eine Schmach für Unſere Liebe Frau aber wäre es, wenn ich Urſache einer Schmälerung ihrer Verehrung ſein ſollte, — ich, der ich täglich darum bete, für immer zu ihrem Diener aufgenommen zu werden. Nein, nein, haltet die Congregation: ich werde erſcheinen!“ — Ernſte und demüthige Würdigung der Gnade, Congreganiſt ſein zu dürfen, iſt es, welche die Sammetpolſter wegſtößt, die man den Fürſten bei Ablegung des erſten Weihegelöbniſſes unter die Kniee geſchoben, — welche

erlauchte Hände den Fußboden der Congregationskirche reinigen läßt, — welche gekrönte Häupter unter die Präfectur der Niedergebornen beugt, oder nur auf allgemeines Bitten dem Fürstenpurpur diese Würde beizufügen gestattet; demüthige Würdigung der Gnade ist es, welche Fürsten und Grafen am Gründonnerstage zu den Füßen zwölf armer Mitsodalen niederlegt und die Ceremonie der Fußwaschung vollführen läßt, oder fürstliche Tafeln vor der Zeit aufhebt, damit die hohen und höchsten Gäste rechtzeitig zu den frommen Versammlungen gelangen können. — Diese Größen der Erde und die Bischöfe der Kirche erscheinen bei den wöchentlichen Versammlungen und Predigten, bei den Festen und Processionen, senden oder reichen jährlich beim Hauptfeste ihrer Sodalität die erneuerte Weiheformel ein. Ein Fürstbischof von Eichstätt war an diesem Tage durch Krankheit an's Lager gefesselt. Er wartet die Stunde der feierlichen Congregationsversammlung ab, dann läßt er sich einen Tisch mit brennenden Kerzen an das Lager bringen und erneuert vor den Anwesenden sein marianisches Gelöbniß. — Ein anderer Bischof unterschreibt dasselbe mit den Worten: „Diese Formel und ihre heilsamen Vorschriften will ich eifrigst, selbst um den Preis meines Lebens, halten. So verspreche, gelobe, schwöre ich."

Nach dem Tode noch wollen sie's in Erz und Stein bekennen. Dort im bayerischen Gnadenort Altötting ruht der jungfräuliche Feldherr der katholischen Liga und seines heldenmüthigen Kurfürsten Herz — Tilly und Maximilian I. Sie hatten auf Erden eine Begeisterung: die Liebe zu Maria und zu ihrer heiligen katholischen Reichsfahne. Zu den Füßen der hohen Mutter wollen diese beiden Löwen schlafen. Das Herz des Kurfürsten kennzeichnet die Inschrift: „Hier ist beigesetzt das Herz Maximilians I.; im Leben schlug es für die größten Thaten und in Liebe zur Gottesmutter. Wisse, Wanderer, daß Maximilian auch nach dem Tode aus ganzem Herzen Maria liebt."

Soviel von der Anerkennung, welche die marianische Congregation von Seite weltlicher Größe erfuhr. Mit dieser wetteiferten die Fürsten der Kirche.

Im 17. Jahrhundert zählte die Congregation bereits achtzig Cardinäle der heiligen römischen Kirche unter den Ihrigen; die Zahl hat inzwischen das Hundert überstiegen. Sieben davon bestiegen den Apostolischen Stuhl: Urban VIII., Alexander VII., Clemens IX., Clemens X., Innocenz X., Innocenz XI., Clemens XI. — Was Benedict XIV. der Congregation war, und sie ihm, haben wir oben von ihm selbst ge-

hört. Außer ihm haben ihr in Bullen und Breven Schutz, Lob und Segen gespendet die Päpste: Gregor XIII., Sixtus V., Clemens VIII., Gregor XV., Clemens XIV., Pius VII., Leo XII., Pius IX. und unser glorreich regierender und ihr väterlichst geneigter Heiliger Vater Leo XIII.

Gesegnet und geliebt von den Päpsten, gestützt auf die Könige der Erde, zog die marianische Congregation, die katholische Welt umspannend, ihren Weg durch zwei, drei Jahrhunderte, ohne auf die Angriffe zu achten, deren Zielscheibe sie von rechts und links her war. Es mußte an ihrer Kindheit wie an ihres Lebens Reife die Prophezeiung erfüllt werden: „Sie wird dir den Kopf zertreten, du wirst ihrer Ferse nachstellen." Sie antwortete auf die Feindschaft der Bösen, indem sie das Elend der Welt linderte und ihre Kinder zum Himmel sandte. Die Congregation strahlt auch in der Glorie der Heiligen. Denn in ihren Versammlungen und Regeln haben den Grund zu ihrer Heiligkeit gelegt die von der Kirche auf die Altäre erhobenen Märtyrer: der hl. Fidelis von Sigmaringen und die seligen Johannes von Britto, Andreas Bobola; die heiligen Kirchenlehrer Alphons von Liguori und Franz von Sales; die heiligen und seligen Bekenner Vincenz von Paul, Franz Regis, Aloysius von Gonzaga, Stanislaus von Kostka, Franz von Solano, Leonardo von Porto-Mauricio, Johann Baptist von Rossi, Petrus Claver, Johannes Berchmans, Peter Fourrier; die ehrwürdigen Robert von Bellarmin und Cardinal Caraffa aus dem herzoglichen Hause von Andria, Stifter einer Congregation regulärer Kleriker.

„Und darnach sah ich eine große Schaar, die Niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen; sie standen vor dem Throne und vor dem Lamme, angethan mit weißen Gewändern, und hatten Palmen in ihren Händen, und sie riefen mit starker Stimme und sprachen: Heil unserm Gott, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamme" (Offenb. VII. 9—10). Das ist die Ernte der drei Jahrhunderte, das ist die verklärte Congregation, die himmlische Krone der irdischen.

Zu der Anerkennung der Welt und der Kirche gesellt sich schließlich die theuerste, welche die Congregation hoffen, finden konnte — die Anerkennung, die Zufriedenheit der heiligen himmlischen Mutter. Wie krönt sie nicht ihre Sodalität mit allen Gnaden, allen Hulden und Wundern des Himmels! Wer zählt die Erscheinungen, die ihren Kindern im Leben und Sterben geworden? Wer zählt die Wunder des Schutzes, der Er-

rettung, welche das Gelöbniß, der Congregation beizutreten, Wunder, welche der Weiheakt selbst, ja welche die Medaille der Sodalen gewirkt, Wunder endlich, die nicht einmal erbeten, erhofft waren? Wer zählt die Bekehrungen, die plötzlichen, gewaltigen Umwandlungen, die in den Söhnen der Congregation vorgingen? Wer zählt endlich die Strafgerichte Gottes, welche auf Gleichgiltigkeit, Verachtung und Haß niedergedonnert sind?

Das war die marianische Congregation, das ist sie heute. Die Geschichte, welche uns ihre äußere Verbreitung, die Tiefe ihres inneren Lebens, die Fülle ihrer Segnungen und die dadurch errungene Anerkennung der Welt und Kirche zeigt, verbürgt uns den providentiellen Charakter ihres Ursprungs, die Hoheit ihrer Ziele, die Tüchtigkeit ihrer Kräfte; zeigt uns ein großes, schönes Werk Gottes in der marianischen Congregation.

* * *

Sie ist es heute noch. Freilich haben vernichtende Stürme die meisten ihrer segensvollen Werke und die Hoffnungen der an ihre barmherzige Hilfe gewöhnten Menschheit immer und immer wieder zusammengerissen. Jansenismus und Staatsomnipotenz, Illuminatenthum und Revolution haben ihre Tempel geschlossen, ihre Väter verjagt, die Millionen ihrer Söhne zerstreut, ihre Güter, das Erbtheil der Armen, geraubt, ihren Namen geächtet. „Aber Jene waren Männer der Begnadigung, deren Tugenden nicht erloschen; mit der Nachkommenschaft bleiben ihre Güter, heiliges Erbe sind ihre Enkel, und im Bunde treu bleiben ihre Nachkommen; und ihre Söhne bestehen ihretwegen für alle Zeit; ihre Nachkommenschaft und ihr Ruhm wird nie untergehen" (Sir. 44, 10—13).

Die Posaunenstöße der heiligen Kirche verkünden der Congregation ein Jubeljahr. Erhebe sich alles, was da wohnt diesseits und jenseits der Meere, und feiere mit! — Die Apostelschlüssel öffnen die Gnadenschätze Gottes über den Gräbern entschlafener Väter, über den Häuptern der lebenden Söhne und Enkel. Schöpfe Alles daraus! — Thun wir aber noch mehr! Diese Posaunenstöße sind gewaltige Prophetenrufe in die wirre, wilde Zeit hinein; diese Apostelschlüssel sind Anker, welche ihre königlichen Arme den Geschlechtern bieten, die in den Wirbeln und Wogen des Jahrhunderts treiben.

Die marianischen Congregationen haben eine gottverliehene, von Leo XIII. neuerdings bestätigte Mission für unsere an Gott, Gewissen und

Glück bankerotte Welt. Eine dämoniſche Manie treibt dieſe nach Plan wie nach Inſtinct, alle geſellſchaftlichen Organismen in Familie, Gemeinde, Staat und Kirche zu zertrümmern, in denen Gottes Weisheit und Liebe ihre ſchützenden und ſegnenden Gedanken, die Geſetze alles Wohls und Wehs der menſchlichen Geſellſchaft, geformt und verkörpert hatte; treibt ſie, letztere in ihre Elemente und Atome zu zerſetzen, um ſie leichter von gottesfeindlichen Gewalten verſchlingen, in gottverfluchte Formen, in „Gefäße des Zornes“ — „des Schwindels“ — „der Schmach“ — „des Todes“, fließen und kneten zu laſſen. Was bleibt dann übrig, als daß über kurz oder lang die Menſchheit in die Tiefen ſtürze, welche ſie ſich zum Selbſtmorde gegraben? Was kann helfen? Was dieſe zerſprengten Elemente retten? Nur ein ſtarkes Vereinsleben, nur eine wuchtige Geſammtheit, in der das Eine ſich an das Andere ſchließt und dadurch ſtark wird, in der das Ganze von der Macht eines hohen einheitlichen Zieles, von dem Zuſammengreifen gewaltiger Kräfte getragen und gehoben iſt. Kurz: große, geſunde geſellſchaftliche Organismen braucht es zur Rettung des Geſchlechtes für alle ſeine Stände, für alle ſeine Arbeiten, zu allen ſeinen Zwecken.

Noch mehr. Die Idee der Aſſociation beherrſcht andererſeits unſer geſammtes öffentliches Leben, iſt deſſen Inſtinct, Leidenſchaft, Geſetz und — wir ſetzen bei — iſt gerade deßhalb für dasſelbe ein Geſetz auf Leben und Tod, ein rettender oder mörderiſcher Inſtinct. Denn wenn die Menſchheit ſich leidenſchaftlich einer Idee in die Arme wirft, ſo wird ſie eine Verkörperung des Segens oder des Fluches, je nachdem dieſe Idee ein Gedanke des Lichtes oder der Finſterniß iſt. Nicht jede Bildung geſellſchaftlicher Organismen iſt eine rettende That. Wir können vorab keine brauchen, deren Ausbau ſich nicht ſtreng und ſtrikt nach den Formeln des ewigen Geſetzes Gottes vollzogen, die, aus dem Ehebruche zwiſchen Recht und Unrecht geboren, nicht die ewigreinen Ziele Gottes in der Menſchheit zu ihren angeſtammten Zielen haben können. Aber auch ſolche ſociale Organismen ſind heute nicht mehr unſere Retter, die, an die Stelle der zertrümmerten Gebilde Gottes geſetzt, das Gute und Rechte, aber nur das natürlich Gute und Rechte, ſich zum Ziele ſtecken und menſchliche Zwecke nur mit menſchlichen Mitteln erſtreben wollen. Was wollen dieſe ephemeren Nothbehelfe? Vermögen ſie auch nur einen Tag dem Egoismus unſerer Generation zu widerſtehen, der in elementarer Centrifugalkraft von univerſalen Zwecken flüchtig, das Eigenintereſſe, an gemeinem Herzen wie einen Hausgötzen geborgen, mit ſich davonſchleppt?

Vermag dieß Spielwerk blöder Menſchenkinder die großen Inſtitutionen zu erſetzen, welche welterlöſende Gedanken Gottes zur Initiative und zum Grundriß, Gottes Sohn zum Gründer, ſein Blut und der Kirche Schweiß zu Kitt und Mörtel, die Geſchichte von zwanzig chriſtlichen Jahrhunderten zur Probe haben? Verſteht man denn die Zeit nicht? Weiß man die äußeren und oberen Erſcheinungen nicht zu unterſcheiden von den treibenden Tiefenkräften? Mag der Spiegel des Jahrhunderts ſich in Millionen origineller Formen und Geſtalten heben und ſenken, ſeine Waſſer ſpielend ſpritzen und ſprühen, die Strahlen und die Maſſen wechſeln jeden Augenblick: in dem Schooß des ſchäumenden Meeres hat die ruhige Grundwoge, welche alle Weiten und Tiefen beherrſcht, nur einen Schritt und Gang, nur ein Ebben und Fluthen, „in dem ſich," wie der heilige Geiſt ſagt, „Leviathan wälzt und badet": — die moderne Zeit iſt in ihrer geiſtigen Ausgeſtaltung beherrſcht von einem Tiefengeiſte, und dieſer Geiſt iſt Abfall von dem Gott der Offenbarung, ja iſt Gottesläugnung überhaupt. Ein Verein, der zum Wiederaufbau der heutigen Menſchheit Gründliches und Dauerndes wirken ſoll, wird ſomit dieſem Grundübel abzuhelfen bemüht ſein müſſen; wurzelt und lebt er nicht in der Religion, ſo wird er ebenſo nutzlos und ſpurlos vergehen, wie der Kreis, der auf dem Spiegel des Oceans treibt. Sein kindiſches Spiel iſt dem Leviathan der finſteren Tiefe nicht gefährlich. Nichts Anderes reicht aus, hält Stand und Stich gegen den zermalmenden Schritt des Unglaubens und der Sittenloſigkeit, als ein feſtes, concentrirtes Vereinsleben, das, in religiöſen Tiefen wurzelnd und von ihren Quellen getränkt, durch alle Klaſſen der Menſchheit getrieben und gewoben wird.

Wollen wir Männer deßhalb ſein, was wir ſein ſollen — Retter und Heilande der Zeit, dann genügt es nicht, vereinzelt uns dem Cyklonenſturme entgegenzuwerfen und mit ihm zu ringen; genügt es auch nicht, die Hände, geſalbt oder ungeſalbt, zum Gott Israels betend zu erheben; genügt es nicht, das Unheil zu beklagen, das Unheil zu verkünden und, unter der Kürbisſtaude des Jonas ſitzend, das Unheil abzuwarten; genügt es auch nicht, um die irdiſchen Intereſſen Wall und Wehr des menſchlichen Vereinslebens aufzuwerfen — Eines thut noth und Eines kann helfen, um die Welt aus ihrem Falle aufzubauen und für Jahrhunderte aufzubauen: wir müſſen Stadt gegen Stadt, Reich gegen Reich ſtellen, Gottesreich gegen Satansreich; wir müſſen uns zuſammenthun, müſſen unſer Eiſen zuſammenſchmieden, Bein und Mark zuſammen-

leben — in religiöſen Corporationen. Zurück zu den alten, von Gott in Gnadenhuld gebauten, von Jahrhunderten bewährten religiöſen Organismen; zurück zu den Archen des Heiles, zurück auch zu den marianiſchen Congregationen!

Die Congregationen ſind für alle Stände, denn alle Stände brauchen ihre Archen. Die Fluth kommt, ſie wälzt ſich einher. Hören wir nicht das Krachen und Zuſammenbrechen aller geſellſchaftlichen Inſtitutionen? Sehen wir nicht in den Waſſern die unglücklichen Opfer dahingetragen, mit Wogen und Untergang kämpfend? Die Männerwelt hoch und nieder zu Millionen — die Fabrik- und Gewerkwelt zu Millionen — die junge Welt zu Millionen. Wo iſt der Mann, der hinein will mit dem Rettungsboote?

Der Papſt, der Patriarch der Menſchheit, löst die Arche vom Ufer. Die marianiſche Congregation erſcheint zum Beginne ihres vierten Jahrhunderts auf dem brandenden Meere. Sie ſtieß zum erſten Male hinein, als der Orkan losbrach, der jetzt erſt ſeine letzten Kataſtrophen auswettert. Millionen hat die Arche gerettet. Millionen ſtrecken ihr die Arme entgegen um gnädige Hilfe. Sie ſelbſt ſchwebt daher in der Ruhe ihrer Kraft und Majeſtät — im Leuchten ihrer Gnadenſchönheit — eine Stadt Gottes auf den Waſſerbergen, eine Welt von Auserwählten. Über ihr thront auf dem ſtrahlenden Bogen des mit ihren Söhnen geſchloſſenen Bundes die milde Herrin — die jungfräuliche Mutter — das göttliche Heil auf gnädigen Händen tragend — es Jedem ſchenkend, der bei ihr es ſucht: „Wer mich gefunden, hat das Leben gefunden und ſchöpft das Heil vom Herrn.“

Philipp Löffler S. J.

Die „Religion“ des Agnosticismus.

(Fortsetzung.)

III.

Die Religionsphilosophie Spencers erblickt, wie wir gesehen, ihre Hauptaufgabe darin, dem bereits Jahrtausende währenden Kampfe zwischen Religion und Wissenschaft ein Ende zu machen. Sie unternimmt es deßhalb, ein Terrain zu gewinnen, auf welchem der Friede geschlossen werde, auf welchem Religion und Wissenschaft sich einträchtig die Hand reichen sollen. Die Voraussetzungen, auf die Spencer, jedem wissenschaftlichen Verfahren zum Trotz, sich dabei stützt, haben wir bereits näher in's Auge gefaßt. Jetzt gilt es, den Weg in Augenschein zu nehmen, welcher zu dem gewünschten Ziele führen soll. (Vgl. „Grundlagen“, S. 25 ff.)

Es ist ein doppelter Weg. Zuerst wendet Spencer sich an die Erfahrung, um an deren Hand die religiösen und dann auch die wissenschaftlichen Grundbegriffe einer Prüfung zu unterziehen.

Die religiösen Grundbegriffe, so werden wir belehrt, seien in den Antworten zu finden, welche sich die Menschheit auf die Fragen gab: Woher kommt das Weltall? und was ist es? Es wird wohl kaum der Bemerkung bedürfen, daß die Beantwortung dieser kosmologischen Fragen das Gebiet der religiösen Grundbegriffe in keiner Weise erschöpft, ja streng genommen zu wirklich religiösen Begriffen noch gar nicht vordringt. Allein sehen wir hiervon ganz ab, um nur zu vernehmen, was denn die Erfahrung über diese „Grundbegriffe“ lehren soll. Nach Spencer ist es dieses, daß die religiösen Grundbegriffe unbegreiflich, unvorstellbar seien, daß sie dem Gebiete des Unerkennbaren angehören.

Die Theorien, welche im Verlaufe der Zeit aufgestellt worden, um den Ursprung des Weltalls zu erklären, sollen nur Hypothesen oder Vermuthungen sein, und unser Religionsphilosoph macht sich anheischig, den Nachweis zu liefern, daß keine derselben der Wahrheit entspreche, ja daß eine haltbare Hypothese hier überhaupt nicht gebildet werden könne.

Für das ganze nun folgende Beweisverfahren Spencers ist es im höchsten Grade charakteristisch, daß ihm die Begriffe *haltbar* (*glaubhaft*) und *begreiflich* als identisch gelten oder wenigstens in letzter Instanz als gleichwerthig erscheinen. Er ist der festen Überzeugung, daß durch den Nachweis der Unbegreiflichkeit auch der Nachweis der Unhaltbarkeit erbracht sei. In diesem Sinne erklärt er auch gleich dort, wo er von den „Vermuthungen“ über den Ursprung der Welt zu reden beginnt: „Welche von diesen Vermuthungen die *glaubhafteste* sei, braucht hier nicht untersucht zu werden; die tiefere Frage, *welche jene schließlich mit einschließt*, ist die, ob denn überhaupt eine derselben *begreiflich* sei im wahren Sinne des Wortes.“ So stürzt sich Spencer sofort beim ersten Schritt in einen verhängnißvollen Irrthum. Denn die Frage: Existirt die Sache? und die andere: Was ist die Sache? sind offenbar himmelweit voneinander verschieden. In hundert Fällen ist die Frage: Habe ich hinreichende Gründe, um die Existenz einer bestimmten Sache oder Sachlage zu behaupten? mit Ja zu beantworten, während ich vielleicht auf die weitere Frage: Welches ist das Wesen und die Natur derselben? eine befriedigende Antwort nur in dem einen oder anderen Falle zu geben im Stande bin. Es ist also ganz und gar unstatthaft, das Urtheil über die Glaubhaftigkeit einer Sache von der Begreiflichkeit derselben abhängig zu machen.

Übrigens beschränkt Spencer jene „Begreiflichkeit“ noch mehr, und zwar weit über den gewöhnlichen Sprachgebrauch hinaus. Nach dem englischen Philosophen wird nämlich dasjenige und nur dasjenige *begriffen*, was man sich „einzubilden“ oder „vorzustellen“ im Stande ist. Auf diesen Satz kommt Spencer wiederholt zurück, und es kann seinen Erklärungen zufolge keinem Zweifel unterliegen, daß er unter „Einbilden“ und „Vorstellen“ die Thätigkeit der *Einbildungskraft* versteht. Von den *Vorstellungen im eigentlichen Sinne*, durch welche wir die Dinge begreifen, will Spencer die *symbolischen Vorstellungen* unterschieden wissen. Was er sich aber unter diesen „symbolischen Vorstellungen“ denkt, ist nicht gerade leicht zu sagen. An der Stelle, wo Spencer sich dieses Ausdruckes das erste Mal bedient, lesen wir nur die naive Anmerkung: „Wer diesen Ausdruck schon früher getroffen hat, wird bemerken, daß derselbe hier in einem ganz anderen Sinne gebraucht wird.“ Man kommt wohl der Wahrheit am nächsten, wenn man die symbolischen Vorstellungen im Sinne Spencers als gleichbedeutend mit ungenügenden, unzutreffenden, ganz und gar inadäquaten Vorstellungen auffaßt. Dieß

geht aus folgender Stelle hervor, welche wir auch noch deßhalb unverkürzt hier wiedergeben, weil sie zugleich unsere obige Behauptung, daß Spencer die Vorstellbarkeit von der Einbildungskraft abhängig macht, vollkommen erhärtet. Spencer schreibt:

„Große Räume, große Zeiten, große Zahlen werden in keinem Falle wirklich vorgestellt, sondern sämmtlich mehr oder weniger symbolisch; und ebenso verhalten sich auch alle jene Klassen von Dingen, von denen wir etwas Gemeinsames aussagen. Wenn ein einzelner Mensch erwähnt wird, so machen wir uns eine erträglich vollkommene Idee von ihm; wenn von der Familie, welcher er angehört, gesprochen wird, so werden wir uns wahrscheinlich nur einen Theil derselben in Gedanken vorstellen: da wir unsere Aufmerksamkeit auf dasjenige zu richten genöthigt sind, was von der Familie ausgesagt wird, so realisirt unsere Einbildungskraft nur ihre wichtigsten oder bekanntesten Glieder und geht über den Rest hinweg mit einer Art von unentwickeltem Bewußtsein, von dem wir wissen, daß es nöthigenfalls vervollständigt werden könnte. Wird etwas ausgesagt von der Klasse der Bauern z. B., welcher diese Familie angehört, so zählen wir weder alle die Individuen in Gedanken auf, welche in der Klasse enthalten sind, noch glauben wir, daß wir dasselbe, wenn es gefordert würde, zu thun vermöchten, sondern wir begnügen uns damit, einige wenige Beispiele herauszugreifen und uns dabei zu erinnern, daß dieselben in's Unendliche vermehrt werden könnten. Ist aber das Subject, von welchem etwas ausgesagt wird, z. B. ‚die Engländer', so repräsentirt der demselben entsprechende Bewußtseinszustand mit noch viel geringerer Genauigkeit die Realität. Noch entfernter ist die Ähnlichkeit zwischen Begriff und Ding, wenn von Europäern oder menschlichen Wesen die Rede ist. Und wenn wir zu Behauptungen kommen, welche sich auf die Säugethiere beziehen, oder auf das ganze Reich der Wirbelthiere, oder auf die Thiere im Allgemeinen, oder auf alle organischen Wesen, dann erreicht die Unähnlichkeit zwischen unseren Vorstellungen und den erwähnten Objecten den höchsten Grad. Aus dieser Reihe von Beispielen ersehen wir aber, daß in demselben Verhältnisse, wie die Zahl der in Gedanken zusammengruppirten Objecte anwächst, auch die Skizze, welche sich aus wenigen typischen Beispielen, verbunden mit dem Begriff der Vielheit, zusammensetzt, mehr und mehr ein bloßes Symbol wird, nicht allein weil sie allmählich aufhört, die Größe der Gruppe wiederzugeben, sondern auch weil, je verschiedenartiger die Gruppe wird, desto weniger auch die vorgestellten typischen Beispiele der Durchschnittsform der Objecte gleichen, welche die Gruppe enthält."

Das Bilden solcher symbolischen Vorstellungen sollte man demzufolge wirklich für beklagenswerth halten. Allein Spencer erblickt darin einen nicht nur nothwendigen, sondern auch nützlichen Proceß; denn nur durch ihn sollen wir in den Stand gesetzt werden, allgemeine Urtheile zu bilden und zu allgemeinen Schlüssen zu gelangen. Diese Anschauung, welche

die unsere allgemeinen Vorstellungen begleitenden Phantasiebilder mit den Verstandesbegriffen identificirt, beruht offenbar auf einer gänzlichen Mißkennung unserer geistigen Fähigkeiten im Allgemeinen und unseres Abstractionsvermögens insbesondere. Zugleich untergräbt sie die Zuverlässigkeit und Sicherheit jeder nicht unmittelbar sinnlichen Erkenntniß. Unser höheres Erkenntnißvermögen muß für uns geradezu eine Quelle von Irrthum und Täuschung werden. Letzteres läugnet Spencer auch gar nicht; nein, gerade darauf kommt es ihm an. Er betont:

„Wir pflegen meist unsere symbolischen Vorstellungen für wirkliche anzusehen und lassen uns so zu zahllosen falschen Schritten verleiten. Nicht genug, daß, in demselben Maße als das Bild, welches wir uns von einem Ding oder von einer Klasse von Dingen machen, eine falsche Darstellung der Wirklichkeit ist, wir auch Gefahr laufen, über diese Wirklichkeit Falsches auszusagen: wir lassen uns auch zu der Voraussetzung verführen, als hätten wir uns in der That Vorstellungen von einer großen Mannigfaltigkeit von Dingen gebildet, die wir bloß auf diese trügliche Weise wahrgenommen haben; und sogar dazu, mit diesen Dingen gewisse andere zusammenzuwerfen, welche überhaupt nicht vorgestellt werden können."

Und diese Fehler sind, wollen wir Spencer glauben, beinahe unvermeidlich. Wenn er auch einige Mittel angibt, durch die sich die symbolischen Vorstellungen in gewissen Fällen, wie er sich ausdrückt, „verificiren" lassen, so bleibt es doch wahr, daß dieselben in vielen anderen Fällen „sich in keiner Weise von bloßen Trugbildern unterscheiden".

Von jener Theorie der symbolischen Vorstellungen macht Spencer nun die weitgehendste Anwendung auf die „religiösen Grundbegriffe". Diese gehören nämlich nach ihm alle den symbolischen Vorstellungen an, und zwar denjenigen, welche sich nicht verificiren lassen; ja eine genauere Untersuchung soll ergeben, daß sie voller Widersprüche sind.

Wir hörten schon oben, wie abfällig Spencer sich über die „Hypothesen" aussprach, welche im Laufe der Zeit aufgestellt seien, um den Ursprung des Weltalls zu erklären. Jetzt müssen wir mit ihm genauer auf dieselben eingehen. Er führt sie auf drei zurück: „Über den Ursprung des Universums lassen sich drei ihrem Wortlaut nach verständliche Vermuthungen aufstellen. Man kann behaupten, es sei *selbst-existirend* oder es sei *selbst-erschaffen*, oder es sei *erschaffen worden durch ein äußeres Agens*." Das Erste sei die Lehre der Atheisten, das Zweite laufe praktisch auf die Lehre der Pantheisten hinaus, während das Dritte die „theistische Hypothese" darstelle. Von dem, was Spencer gegen die beiden ersten Ansichten vorbringt, wollen wir der Kürze halber

hier absehen. Es lohnt sich ja auch nicht der Mühe, falsche Argumente gegen falsche Lehrsätze des Näheren zu beleuchten.

Aber welche Gründe führt er gegen die theistische Weltauffassung in's Feld? Wie geht er es an, um die Lehre, die Welt sei durch ein äußeres Agens, durch Gott, geschaffen worden, zu widerlegen? Das Erste und Geringste, was man bei einer wissenschaftlichen Widerlegung, ja überhaupt bei einer jeden ehrlichen Polemik zu erwarten das Recht hat, ist ohne Zweifel dieses, daß die zu widerlegende Lehre wenigstens wahrheitsgetreu vorgelegt werde, d. h. so wie sie von ihren Vertretern vorgetragen wird. Thut dieß Spencer in unserem Falle? Wir müssen sagen: ganz und gar nicht. Wollten wir Spencer glauben, so hätten die theistischen Religionen, sowie die theistisch denkenden Philosophen und Theologen aller Zeiten das Hauptgewicht darauf gelegt, „daß die Entstehung von Himmel und Erde ungefähr in derselben Weise vor sich gegangen sei, wie etwa der Handwerker ein Geräthe herstellt“ [1]. Es ist entweder tendenziöse Entstellung schlimmster Art oder eine an's Unglaubliche streifende Unwissenheit, welche den englischen Philosophen zu einer solchen Darstellung bewogen. Daß die heilige Schrift auf ihren ersten Blättern die Erschaffung der Welt auf das einfache „Fiat“ zurückführt, welches in unnachahmlicher Weise die Erhabenheit, Würde und Macht Dessen wiederspiegelt, der es gesprochen; daß die Millionen und abermals Millionen, welche jene Urkunde als Gottes Wort verehrten, aus diesem „Fiat“ den echten Schöpfungsbegriff erhoben; daß dieser dann von den größten Denkern aller Zeiten durch die eingehendsten Untersuchungen erhellt, geklärt, erläutert und gegen alle Angriffe siegreich vertheidigt ist: alles dieses weiß unser moderner Philosoph nicht — oder er will es nicht wissen. Freilich, hätte er hierüber seinen Lesern Rechenschaft gegeben, so hätte er nicht rundweg erklären können, es fehle uns an den Mitteln, diesen Begriff zu verificiren. Noch weniger aber hätte er es gewagt, sich in den fingirten Nimbus der Überlegenheit zu hüllen und mit folgenden gespreizten Sätzen vor seine Leser hinzutreten:

„Obgleich es richtig ist, daß die Manipulationen eines menschlichen Künstlers uns eine vage symbolische Vorstellung von der Methode geben können, nach welcher das Universum geschaffen sein mag, so verhilft uns das doch nicht zum Verständniß des eigentlichen Mysteriums, nämlich des Ursprungs des Materials, aus welchem das Universum besteht. Der Künstler

[1] In frivolster Weise nennt Spencer die theistische Weltauffassung auch kurzweg „die Zimmermanns-Schöpfungstheorie“.

ſchafft nicht das Eiſen, das Holz oder den Stein, den er verarbeitet, er formt bloß die Gegenſtände und ſetzt ſie zuſammen. Wenn wir nun annehmen, daß Sonnen und Planeten und Monde und Alles, was ſie enthalten, auf ähnliche Weiſe durch einen ‚Großen Werkmeiſter‘ gebildet worden ſeien, ſo nehmen wir damit nur an, daß gewiſſe bereits vorhandene Elemente auf dieſe Weiſe in die gegenwärtige Ordnung verſetzt worden ſeien. Aber woher kommen die bereits vorhandenen Elemente? Die Vergleichung macht uns das nicht im geringſten begreiflicher; und ſofern ſie uns nicht wenigſtens ſoviel leiſtet, iſt ſie werthlos.“

Der „Große Werkmeiſter“ erinnert lebhaft an den „Gott“ der Freimaurer. Sollte Spencer nur die Abſicht gehabt haben, ſich mit dieſen über ihren Gottesbegriff auseinanderzuſetzen, ſo möge er ſelbſt zuſehen, ob ihm deren Bekehrung zu ſeinen Ideen gelingt. Gegenüber dem chriſtlichen Gottesbegriff iſt ſeine Ausführung offenbar hinfällig, ja gegenſtandslos.

Ein weiterer Grund gegen die Erſchaffung aus Nichts ſoll darin liegen, daß dieſer Theorie zufolge auch der Raum auf dieſelbe Weiſe habe geſchaffen werden müſſen, wie die Materie. Die Nicht-Exiſtenz des Raumes ſei aber „abſolut unvorſtellbar“, alſo auch nothwendigerweiſe die Erſchaffung desſelben. „Unvorſtellbar“ — natürlich im Sinne Spencers: mit der Phantaſie. Wir haben hier ein greifbares Beiſpiel, zu wie großer Einſeitigkeit Spencer durch ſeine willkürliche Auffaſſung der Begreiflichkeit verleitet wird. Ja, wenn Begreiflichkeit und Vorſtellbarkeit eins und dasſelbe ſind, wenn alſo die Einbildungskraft das entſcheidende Urtheil über die Begreiflichkeit einer jeden Wahrheit abgeben ſoll, dann kann natürlich auch bei der Lehre vom Raume einzig der durch die Phantaſie vorgeſtellte, der ſogenannte eingebildete Raum in Betracht kommen. Mögen die Denker der Vorzeit ſtets das größte Gewicht auf die Unterſcheidung des eingebildeten und des wirklichen Raumes gelegt haben, indem ſie mit Recht betonten, daß nur auf ſolche Weiſe eine befriedigende Erklärung dieſes allerdings ſchwierigen Begriffes zu erzielen ſei: für Herrn Herbert Spencer beſteht nun einmal bloß der eingebildete Raum zu Recht, und darum behauptet er mit voller Zuverſicht vom Raum im Allgemeinen, was nur für den eingebildeten Raum Geltung hat. Die Frage, auf die es hier gerade ankäme, ob nämlich die Nicht-Exiſtenz des wirklichen Raumes — im Gegenſatz zum eingebildeten — denkbar ſei, bleibt aber vollſtändig außerhalb des Geſichtskreiſes unſeres Philoſophen.

Die letzte und Hauptſchwierigkeit gegen die Erſchaffung der Welt durch ein äußeres Agens findet Spencer darin, daß die ſich aufdrängende

Frage: „Woher kam dieſes äußere Agens?" eine ganz und gar unlösbare ſei. „Als Antwort hierauf," meint er, „ſind wieder nur jene drei Hypotheſen möglich: Selbſt-Exiſtenz, Selbſt-Erſchaffung und Schöpfung durch ein äußeres Agens". Nachdem er die zwei letzteren mit Recht verworfen, geht er gegen die erſtere alſo vor:

„Wir ſehen uns alſo genöthigt, auf die erſte zurückzugreifen, welche auch die allgemein angenommene und allgemein für zuläſſig gehaltene iſt. Jene, welche ſich kein ſelbſt-exiſtirendes Univerſum denken können und deßhalb einen Schöpfer als Urheber des Weltalls annehmen, glauben deſſen ſicher zu ſein, daß ſie ſich einen ſelbſt-exiſtirenden Schöpfer vorzuſtellen im Stande ſeien. Das Geheimniß, welches ſie in dieſer großen, ſie auf allen Seiten umgebenden Wirklichkeit erkennen, übertragen ſie auf einen angenommenen Urquell dieſer Wirklichkeit, und dann glauben ſie das Geheimniß aufgedeckt zu haben. Allein ſie täuſchen ſich ſelbſt. Wie wir am Anfange dieſes Abſchnittes gezeigt haben, iſt Selbſt-Exiſtenz nun einmal durchaus unvorſtellbar, und dieſer Satz bleibt wahr, welches auch die Natur des Objectes ſei, von dem er ausgeſagt wird. Wer mit uns darin übereinſtimmt, daß die atheiſtiſche Hypotheſe unhaltbar iſt, weil ſie zu der unmöglichen Idee von Selbſt-Exiſtenz führt, muß folgerichtig zugeben, daß die theiſtiſche Hypotheſe gleichfalls unhaltbar iſt, wenn ſie dieſelbe unmögliche Idee enthält."

Allerdings, wäre der Atheismus aus dem Grunde zu verwerfen, weil „Selbſt-Exiſtenz" eine unmögliche Idee wäre, ſo könnte man ſich auch der hier betonten Conſequenz nicht entziehen. Eine geſunde Philoſophie wird indeſſen dieſen Grund nun und nimmer gelten laſſen. Und was weiß Spencer zu Gunſten desſelben zu ſagen? Es iſt im Weſentlichen Folgendes. Nachdem er den Begriff „Selbſt-Exiſtenz" dahin erklärt hat, daß derſelbe den Begriff einer vorhergehenden Urſache und ſomit auch den Begriff des Anfangs ausſchließe, fährt er fort:

„Selbſt-Exiſtenz bedeutet alſo nothwendigerweiſe Exiſtenz ohne Anfang, und eine Vorſtellung von Selbſt-Exiſtenz bilden heißt eine Vorſtellung von einer Exiſtenz bilden, welche keinen Anfang hat. Das können wir aber durch keine geiſtige Anſtrengung ausführen. Die Vorſtellung einer Exiſtenz während unendlicher Vergangenheit ſchließt die Vorſtellung von unendlicher Vergangenheit ſelbſt in ſich ein, und dieſe iſt für uns eine Unmöglichkeit."

Offenbar iſt es wiederum die Phantaſie, welche auch hier den „großen Philoſophen" völlig in die Irre führt. Er bemüht ſich, mit ſeiner Einbildungskraft in die Vergangenheit immer weiter vorzudringen; er fügt Zeitraum an Zeitraum und ſtellt ſich auf dieſe Weiſe eine immer größere Zeit vor; zugleich nimmt er wahr, daß er ſo fortfahrend zwar eine ſtets ausgedehntere, aber doch auch ſtets noch begrenzte, endliche Zeit erhält.

Zu einer unendlichen Vergangenheit gelangt er auf dieſe Weiſe natürlich nicht. Alſo — das iſt ſofort ſein Schluß — iſt die „Vorſtellung" einer unendlichen Vergangenheit „für uns eine Unmöglichkeit". Hätte ſich der engliſche Philoſoph doch an Göthe's Wort gehalten, daß die Phantaſie eine Vorſchule des Denkens, des Philoſophirens ſei. Aber mit der Phantaſie ſelbſt philoſophiren wollen — das geht nun einmal nicht an. Wie es übrigens anzufangen ſei, um ſich einen philoſophiſchen Begriff von der Ewigkeit zu bilden, das hätte Spencer aus jedem beliebigen Compendium der ſcholaſtiſchen Philoſophie erſehen können.

Faſſen wir das zuletzt Geſagte kurz zuſammen. Die „Unvorſtellbarkeit" der ewigen Dauer des höchſten, durch ſich exiſtirenden Weſens, welches wir Gott nennen, bildet für Herbert Spencer den Hauptgrund, weßhalb er die Erſchaffung der Welt durch Gott für eine „unhaltbare Hypotheſe" erklärt und ſo nicht nur mit einer der Grundanſchauungen des Chriſtenthums, ſondern, wie er ſelbſt einräumt, mit einer „allgemein angenommenen und allgemein für zuläſſig gehaltenen" Lehre ſich in Widerſpruch ſetzt. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob man da mehr über das unglaublich beſcheidene Maß der Denkfähigkeit des „großen Philoſophen" ſtaunen ſoll, oder über die Maßloſigkeit des Selbſtgefühls, mit dem er ſeine „Unbegreiflichkeiten" zu Markte trägt.

Die „religiöſen Grundbegriffe" will Spencer in den Antworten auf die zwei Fragen finden: Woher kommt das Weltall? und was iſt es? Nachdem wir ſeinen Ausführungen über die Beantwortung der erſten Frage gefolgt ſind, müſſen wir ihn jetzt bei ſeinen Betrachtungen über die zweite Frage: Was iſt das Weltall? begleiten. Um jedoch unſere Leſer nicht unnöthigerweiſe zu ermüden, werden wir uns hier auf eine ſummariſche Wiedergabe ſeines Gedankenganges beſchränken, ohne auf alle Einzelheiten einzugehen. Wir ſind dazu um ſo mehr berechtigt, als Spencer ſelbſt von vornherein erklärt, daß ſich hier dieſelben Schwierigkeiten erhöben, nur in anderer Geſtalt. Eigentlich Neues bringt er in der That kaum etwas vor.

Zunächſt führt Spencer aus, wie es den Anſchein habe, daß wir bezüglich der Natur des Univerſums zu gewiſſen unvermeidlichen Schlüſſen gedrängt würden. Die Dinge und Vorgänge unſerer Umgebung ſowohl, wie die Erſcheinungen in unſerem eigenen Bewußtſein nöthigten uns nämlich, nach einer Urſache zu fragen; bei unſerem Forſchen nach derſelben entdeckten wir aber keinen Ruhepunkt, bis wir bei der Hypotheſe einer letzten Urſache anlangten, und es bliebe uns nichts Anderes übrig,

als dieſe letzte Urſache unendlich und abſolut zu denken. Dann aber ſucht der Philoſoph des „Unerkennbaren“ dieſen ganzen Aufbau wieder über den Haufen zu werfen, indem er erklärt, jene Raiſonnements und ihre Reſultate ſeien trüglich und hinfällig, und es könnte leicht nachgewieſen werden, daß die Grundlagen, auf welchen die Beweisführung ſich aufbaue, ebenſo wie die daraus abgeleiteten Schlüſſe nichts Anderes ſeien, als „ſymboliſche Vorſtellungen von der illegitimen Art“. Statt jedoch ſelbſt dieſen Beweis zu liefern, zieht Spencer es vor, ſeinem Landsmanne Manſel das Wort zu geben, welcher beweiſen ſoll, daß die drei Vorſtellungen: die Urſache, das Abſolute und das Unendliche, wenn man ſie in Verbindung miteinander „als Attribute eines und desſelben Weſens“ betrachte, ſich in vielfacher Weiſe widerſprächen. Wir wollen hier, wie bemerkt, in die Details nicht eingehen. Beim Durchleſen der aus Manſel abgedruckten Seiten kann man nur ſtaunen, daß daſelbſt Einwendungen der primitivſten Art, wie man ſie etwa den Anfängern des Philoſophie-Studiums bei ihren Disputirübungen zur Löſung vorzulegen pflegt, zu „unüberſteiglichen Schwierigkeiten“, zu „offenen Widerſprüchen“ aufgebauſcht werden. Andere Einwendungen ſtehen auf einer noch tieferen Stufe; ſie beruhen einfachhin auf Unwiſſenheit und Begriffsverwirrung, wie wenn z. B. gefragt wird: „Wie kann unendliche Macht im Stande ſein, alle Dinge zu thun, und doch unendliche Güte unfähig, Böſes zu thun? Wie kann unendliche Gerechtigkeit für jede Sünde die höchſte (!) Strafe auferlegen und doch unendliche Barmherzigkeit dem Sünder vergeben?“ Doch genug. Es macht einen faſt komiſchen Eindruck, wenn die von Spencer angezogene Autorität, im Vollbewußtſein ihrer Leiſtungen, ſchließlich erklärt: „Ziehen wir kurz das Facit aus dieſem Theil meiner Beweisführung. Die Vorſtellung des Abſoluten und Unendlichen erſcheint, von welcher Seite wir ſie auch in's Auge faſſen, voll von Widerſprüchen.“ Das alles unterſchreibt natürlich Spencer Wort für Wort, ja er lobt Manſels Darſtellung als „unübertrefflich“. Arme Wiſſenſchaft! Kannſt du mehr deine eigene Würde in den Staub treten, als es durch ſolche Wortführer geſchieht?

Bis hierher ſind die Reſultate der Spencer'ſchen Ausführungen rein negativer Art. Es war aber die Abſicht des Religionsphiloſophen, aus den „religiöſen Grundbegriffen“ eine darin enthaltene „fundamentale Wahrheit“ zu erheben, welche den gemeinſamen Boden für die Ausſöhnung von Religion und Wiſſenſchaft abgebe. Das zu thun ſchickt er ſich nunmehr an. Die bisher geſchaffene tabula rasa ſoll nämlich nur das

Durchgangsstadium bilden, um jenes lang erstrebte Endergebniß zu gewinnen. Spencer kommt zu diesem Zweck wiederum auf seine frühere Erklärung von Religion zurück und sucht jetzt sogar eine regelrechte Definition von religiösem Glauben zu geben. Wenn er vorhin anscheinend ohne Bedenken die Beantwortung der kosmologischen Fragen: Woher kommt das Weltall? und was ist es? als die „religiösen Grundbegriffe" ausgab, so scheint ihn doch jetzt ein Zweifel angewandelt zu haben, ob man denn in der That dem Begriffe „Religion" gerecht werde, wenn man von der Verehrung Gottes und überhaupt von den durch die Religion auferlegten Pflichten so vollständig absehe. Allein durch einen kühnen salto mortale weiß er sich über dieses Bedenken hinwegzusetzen. Ohne den geringsten Beweis erklärt er frischweg: „Wenn wir den begleitenden Codex von Sittengesetzen weglassen, welcher in allen Fällen ein späterer Auswuchs ist (!), so läßt sich jeder religiöse Glaube definiren als eine aprioristische Theorie vom Universum." So allerdings gelangt man mühelos zu Definitionen à son gré. Unliebsames wird als „späterer Auswuchs" einfach „weggelassen" — und die gewünschte Definition ist fertig. Man ist versucht, zu fragen, ob plumpe Kunstgriffe dieser Art zum Wesen der „modernen Wissenschaft" gehören, oder ob sie zu den „späteren Auswüchsen" derselben zu rechnen sind.

Welches gemeinsame Element sollen nun jene „aprioristischen Theorien vom Universum" aufweisen? Hier kommt Spencers ureigenster Gedanke zur Entwicklung. Vernehmen wir daher seine eigenen Worte. Er schreibt:

„Da die äußeren Thatsachen gegeben sind, so wird eine Kraft in irgend welcher Form angenommen, welche nach der Meinung derjenigen, die sie annahmen, für diese Thatsache eine Erklärung abgibt. Sei es im rohesten Fetischismus, welcher eine besondere Persönlichkeit hinter jeder Erscheinung voraussetzt; sei es im Polytheismus, in welchem diese Persönlichkeiten zum Theil generalisirt sind; sei es im Monotheismus, in welchem sie ganz generalisirt sind; sei es im Pantheismus, in welchem die generalisirte Persönlichkeit eins wird mit der Erscheinung: wir finden überall eine Hypothese, welche man für geeignet hält, das Universum verständlich zu machen. Ja selbst jene Richtung, welche gemeiniglich als die Negation aller Religion angesehen wird, selbst der positive Atheismus fällt in den Bereich dieser Definition: denn indem er die Selbst-Existenz von Raum, Materie und Bewegung behauptet, welche er als adäquate Ursache für jede Erscheinung ansieht, trägt auch er eine aprioristische Theorie vor, von welcher er alle Thatsachen deduciren will. Nun behauptet jede Theorie stillschweigend zweierlei: erstens, daß etwas vorhanden sei, was der Erklärung bedürfe, und zweitens, daß dieß und jenes die Erklärung sei. Wie weit daher auch die verschiedenen Denker

Digitized by Google

auseinander gehen mögen in den Lösungen, welche sie für dasselbe Problem geben, so liegt doch wenigstens die Übereinstimmung darin, daß ein Problem zu lösen ist. Dieß ist nun das Element, welches alle Glaubensrichtungen gemeinsam haben. Religionen, welche in ihren Bekenntnißformeln diametral entgegengesetzt sind, gehen doch vollständig zusammen in der stillschweigenden Überzeugung, daß die Existenz der Welt mit Allem, was sie enthält, und Allem, was sie umgibt, ein Geheimniß sei, das stetsfort nach Aufklärung verlangt. Über diesen Punkt, wenn über keinen andern, herrscht gänzliche Einstimmigkeit.“

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Man frägt sich erstaunt: Ist es denn möglich, daß ein Mann, dessen Name von der gesammten modernen Wissenschaft mit höchster Ehrfurcht genannt wird, allen Ernstes den Satz, „daß ein Problem zu lösen sei“, als die Grundwahrheit aller Religionen proclamire? Und dennoch ist es so. Triumphirend ruft Spencer aus: „So taucht endlich vor uns auf, was wir suchten.“ Genau wie er es für die zu findende Wahrheit in Aussicht gestellt habe, sei jener Satz wirklich ein gemeinsamer Bestandtheil sich gegenseitig widerstreitender Meinungen; derselbe übertreffe auch an Abstractheit die abstractesten religiösen Lehren, und überhaupt besitze er alle die Eigenschaften, welche im Voraus als charakteristisch für die von den Religionen im Allgemeinen ausgesprochene fundamentale Wahrheit aufgestellt worden seien. Und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, wird der gefundene Satz als das „Lebenselement“ jeder Religion gepriesen, welches nicht nur jede Veränderung überdauere, sondern auch um so mehr hervortrete, je mehr sich die Religion entwickelt habe. Eben dadurch erweise er sich auch „als der einzige wesentliche (!) Bestandtheil“ aller Religionen.

Allem gesunden Menschenverstande zum Trotze begleitet der englische Philosoph sein Εὕρηκα auch noch mit einer Zuversichtlichkeit sonder Gleichen:

„Damit haben wir also eine religiöse Grundwahrheit von der höchstmöglichen Gewißheit gefunden, eine Wahrheit, in welcher alle Religionen miteinander sowohl wie mit einer Philosophie übereinstimmen, die in ihren speciellen Dogmen in Widerspruch steht. Und diese Wahrheit, bezüglich deren ein verborgenes Einverständniß unter allen Menschen herrscht, vom Fetischanbeter bis zum stoischsten Kritiker menschlichen Glaubens, — sie muß diejenige sein, welche wir suchen. Wenn Religion und Wissenschaft versöhnt werden sollen, so muß die Grundlage der Versöhnung diese tiefste, allgemeinste und gewisseste aller Thatsachen sein: daß das Wesen (die Macht), welches sich uns im Universum offenbart, durchaus unerforschlich ist.“

Die hier ausgesprochene angebliche Thatsache bezeichnet Spencer kurz vorher auch als die „Allgegenwart von etwas, was das Verstehen übersteigt". Beide Formulirungen bringen es zwar nicht deutlich zum Ausdruck, daß wir es hier genau genommen mit einem doppelten Gedanken zu thun haben; aber sie deuten es doch wenigstens an. Die zwei Sätze sind: erstens es existirt eine Erste Ursache des Universums; zweitens das Was derselben ist für uns durchaus unerkennbar[1]. Auf Letzteres legt Spencer den Hauptnachdruck. Aber nicht nur hat er dasselbe nicht bewiesen, sondern die von ihm benutzten Prämissen ergeben das gerade Gegentheil. Wir sind uns wohl bewußt, hiermit eine schwere Anklage auszusprechen. Ist dieselbe begründet, so stürzt der ganze Bau des „großen Philosophen" in sein Nichts zusammen. Sollten wir uns aber täuschen, so träfe uns mit Recht der Vorwurf einer Injurie, wie sie größer einem Philosophen nicht zugefügt werden kann. Darum haben wir den Beweis für das Gesagte zu erbringen, auch auf die Gefahr hin, der Geduld des Lesers ein zu großes Opfer aufzuerlegen. Fassen wir uns kurz. Spencer geht von dem Gedanken aus, daß dasjenige als Grundwahrheit aller Religionen zu betrachten sei, was sich als gemeinsames Element in allen Religionen vorfinde. Er selbst hebt dann hervor, daß sämmtliche Religionstheorien ein Doppeltes behaupteten: „erstens, daß etwas vorhanden sei, was der Erklärung bedürfe, und zweitens, daß dieß und jenes die Erklärung sei". In dem zweiten Satze spricht sich nun aber ganz offenbar die Überzeugung aus, nicht, daß jede Erklärung unmöglich sei, sondern umgekehrt, daß eine Erklärung gegeben werden könne, daß eine Erklärung möglich sei. Gerade diese Überzeugung wird in unanfechtbarer Weise durch die auch von Spencer zugestandene Thatsache erhärtet, daß alle Religionen ohne Ausnahme es als ihre Aufgabe ansehen, eine Erklärung zu geben; es wäre ja sinnlos, eine Erklärung auch nur zu versuchen, wenn nicht eine Erklärung auch für möglich gehalten würde. Also folgt aus den Prämissen Spencers, insofern sie die gemeinsame Überzeugung sämmtlicher Religionen als Kriterium aufstellen, das Doppelte: erstens, daß es ein Etwas gebe, welches als die erste Ursache aller Er-

[1] Auch das Christenthum nennt Gott den Unerforschlichen, und jede gesunde Philosophie lehrt, daß wir das Wesen und die Eigenschaften des unendlichen Gottes nicht vollkommen erfassen können. Allein dieses schließt nicht aus, daß wir doch Vieles über Gott mit Sicherheit erkennen und aussagen können. Spencer hingegen behauptet, das Was des Absoluten sei ganz und gar und in jeder Beziehung unerkennbar.

ſcheinungen des Weltalls zu betrachten ſei, und zweitens, daß auch über das Was jenes Weſens eine wenn auch nicht vollkommene, ſo doch irgendwie zutreffende Erklärung gegeben werden *könne*. Erſteres ſagt auch Spencer. Letzteres aber iſt das gerade Gegentheil von dem, was Spencer aus ſeinen Prämiſſen folgert. Es bleibt alſo dabei: Spencer hat ſelber durch ſeine Prämiſſen ſeiner Theorie das Grab gegraben. Und es kann ihm nichts nützen, wenn er, um dem Verhängniſſe zu entrinnen, auf ſeine früheren Ausführungen zurückgreift, durch die er bewieſen zu haben glaubt, daß alle einzelnen Religionstheorien „unhaltbar“ ſeien; denn wir haben geſehen, daß ihm dieſer Beweis *nicht* gelungen iſt. Aber ſelbſt davon können wir hier abſehen. Spencers Prämiſſen ſprechen aus, daß die gemeinſame Überzeugung aller Religionen auf Wahrheit beruhe, und ſie räumen ein, daß alle Religionen eine Erklärung unternähmen und ſomit eine Erklärung für möglich hielten[1]. Und ſein Schluß lautet dennoch: Jede Erklärung iſt *unmöglich*; das Was der erſten Urſache iſt durchaus *unerforſchlich*, *unerkennbar*. Dieſer Schluß iſt und bleibt ein Fehlſchluß.

Wir dürfen alſo wohl ſagen: Spencer hat den Beweis *nicht* erbracht, daß die Erfahrung über die „religiöſen Grundbegriffe“ wirklich dasjenige lehre, was ſie ſeinen vorgefaßten Meinungen nach lehren ſoll. Dieſer Theil der Spencer'ſchen Religionsphiloſophie iſt ſomit als gänzlich mißlungen zu betrachten.

Von den religiöſen Grundbegriffen wendet ſich Spencer zu den *wiſſenſchaftlichen Grundbegriffen*. Seine Abſicht iſt auch hier darauf gerichtet, zu zeigen, daß unſerer eigenen inneren Erfahrung gemäß die oberſten Begriffe, zu denen die Wiſſenſchaft aufſteigt, voll von Unbegreiflichkeiten, ja von Widerſprüchen ſeien. Deßhalb analyſirt er der Reihe nach die Begriffe: Raum, Zeit, Materie, Bewegung, Kraft, Bewußtſein. Da dieſe Unterſuchungen nur in entfernterer Beziehung zu den religionsphiloſophiſchen Anſchauungen Spencers ſtehen, brauchen wir ihm dabei nicht im Einzelnen zu folgen. Nur dieſes Eine verdient hervorgehoben zu werden, daß Spencer, getreu den Principien des Poſitivismus, gegenüber dem Reiche der überſinnlichen Wahrheiten eine vollendete

[1] Außer dem oben Angeführten vgl. man noch die Stelle: „Jede Religion, wenn ſie auch von der ſtillſchweigenden Behauptung eines Myſteriums ausgeht, macht ſich doch ſofort daran, eine Aufklärung dieſes Myſteriums zu geben, und behauptet damit, daß es ein Geheimniß ſei, welches das menſchliche Begreifen nicht überſchreite.“

Skepsis zur Schau trägt, während er das Gebiet des Wissens für die der sinnlichen Erfahrung zugänglichen Gegenstände weit ausdehnt. So lautet denn auch das Schlußresultat dieser Untersuchungen:

„Auf allen Seiten bringen den Mann der Wissenschaft seine Untersuchungen schließlich einem unlösbaren Räthsel gegenüber, und immer deutlicher erkennt er, daß es wirklich ein unlösbares Räthsel ist. Er lernt zu gleicher Zeit die Weite und die Enge des menschlichen Verstandes kennen: seine Kraft, Alles zu umfassen, was in den Bereich der Erfahrung fällt, sein Unvermögen in der Erforschung alles dessen, was die Erfahrung übersteigt. Ihm tritt mit ganz besonderer Lebendigkeit die absolute Unverständlichkeit der einfachsten Thatsache, wenn an und für sich betrachtet, vor die Seele. Er besser als irgend ein Anderer *erkennt* in Wahrheit, daß seinem innersten Wesen nach nichts erkannt werden kann."

Was Spencer bis dahin bewiesen zu haben glaubt, ist dieses, daß die Erfahrung uns lehre, die religiösen sowohl wie die wissenschaftlichen *Grundbegriffe* seien unzulänglich, ja widerspruchsvoll, oder, wie er selbst in seiner Terminologie sich ausdrückt: „Die religiösen und die wissenschaftlichen Grundbegriffe stellen sich in gleicher Weise als bloße Symbole der Wirklichkeit, nicht als Erkenntnisse derselben heraus." Er meint, die so gewonnene Überzeugung, daß der menschliche Verstand einer absoluten Erkenntniß unfähig sei, gehöre zu denjenigen, welche sich mit dem Fortschritte der Civilisation allmählich festen Boden errungen hätten. Theorie sei auf Theorie gefolgt, aber jedesmal auch eine neue Kritik, die zu einem neuen Skepticismus geführt habe. Nach und nach sei das ganze Gebiet der Speculation erschöpft worden, ohne ein positives Resultat zu erzielen. „Das einzige Resultat, welches man erreichte, war das oben erwähnte negative, daß die hinter allen Erscheinungen verborgene Realität unbekannt ist und es stets bleiben muß." Und in der ungenirtesten Weise wird die Bemerkung beigefügt: „Diesem Urtheil hat sich beinahe *jeder namhafte Denker* (!) angeschlossen."[1] Was bedarf es da noch mehr?

---

[1] Gerade bei den Autoritätsbeweisen zeigt es sich am deutlichsten, wie jene „Männer der Wissenschaft" zuweilen auch mit der *historischen* Wahrheit umspringen. Neben Spencer diene als Beispiel Sir William Hamilton, von dem sich jener bestätigen läßt, das eben angeführte negative Resultat „sei vielleicht unter allen Wahrheiten die einzige, welche, einige absolutistische Theorienmacher in Deutschland ausgenommen, bei jedem Philosophen jeder Schule so ganz harmonischen Wiederhall gefunden hat". Und unter den Autoritäten zählt Hamilton dann auf: Protagoras, Aristoteles, St. Augustinus, Boëthius, Averroës, Albertus Magnus, Gerson, Leo Hebräus, Melanchthon. Für die Geschichte der Philosophie in der That ein Unicum!

Der engliſche Philoſoph gibt ſich indeſſen noch nicht zufrieden. Was an der Hand der Erfahrung gewonnen, das ſoll jetzt auch „auf dem Wege der denkenden Überlegung“ begründet werden, oder, wie er beſtimmter redet: „Die aus allgemeinen und beſonderen Erfahrungen gezogene Induction kann beſtätigt werden durch eine Deduction aus der Natur unſeres Erkenntnißvermögens.“ Ein ſehr ausführliches Kapitel „über die Relativität aller Erkenntniß“ iſt dieſem aprioriſtiſchen Beweiſe gewidmet. Auch hier lehnt ſich Spencer großentheils wieder an Sir William Hamilton und Manſel an. Der Kern ihrer Lehre beſteht darin, daß unſer Geiſt ſeiner Natur nach nur das Begrenzte und zwar das bedingt Begrenzte erkennen könne. Inſofern Spencer hierin ſeinen Satz wiederfindet, daß unſere Erkenntniß zu dem Was des Abſoluten nicht aufzuſteigen vermöge, adoptirt er die Ausführungen Hamiltons und Manſels vollſtändig. Er weicht jedoch von ihnen ab, wenn dieſelben behaupten, daß das wiſſenſchaftliche Denken zur Exiſtenz des Abſoluten nicht vordringen könne. Freilich kommt er ihnen ſo weit entgegen, daß er einräumt, das beſtimmte Bewußtſein, deſſen Geſetze durch die Logik formulirt würden, führe zur Läugnung des Abſoluten. Aber dann beruft er ſich auf ein angeblich unbeſtimmtes Bewußtſein, das ſich nicht in Formeln bringen laſſe. Dieſes unbeſtimmte Bewußtſein leite nothwendig zur Annahme des Abſoluten hin. Ja er geht noch weiter: „Der Nachweis, daß ein beſtimmtes Bewußtſein vom Abſoluten für uns eine Unmöglichkeit iſt, beruht auf der unvermeidlichen Vorausſetzung eines unbeſtimmten Bewußtſeins von demſelben.“ Welcher Art die Gründe ſind, die Spencer zum Beweiſe dieſes Satzes beibringt, davon hier nur zwei kurze Proben:

„Sage ich: das Abſolute kann nicht erkannt werden, ſo habe ich damit ſtillſchweigend verſichert: es gibt ein Abſolutes.“

„In der Verneinung unſeres Vermögens, zu erfahren, was das Abſolute iſt, liegt gerade die Vorausſetzung verborgen, daß es iſt, und daß wir dieſe Vorſtellung machen, beweist eben, daß das Abſolute nicht als ein Nichts, ſondern als ein Ding dem Geiſte gegenwärtig iſt.“

Derartige Sophismen ſollen den neuen „Gottesglauben“ begründen! Man könnte es eine Ironie des Schickſals nennen, daß der menſchliche Wahnwitz, welcher auf die religiöſen Anſchauungen der Gottesverehrer aller Länder und Völker nur mit Verachtung herabſchaut und ſich dabei mit dem pomphaften Namen „moderner Wiſſenſchaft“ brüſtet, in ſeinen

eigenen Aufstellungen ein solches Übermaß von Trug und Beschränktheit des Geistes zu Tage fördert.

Wir dürfen es wohl unterlassen, weitere Anführungen aus dem sehr ausgedehnten Kapitel über die Relativität aller Erkenntniß zu machen, da dasselbe sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Psychologie, nicht dem der Religionsphilosophie bewegt.

Nachdem also Spencer in *seiner* Psychologie eine Bestätigung *seiner* religionsphilosophischen Grundanschauung gefunden, schickt er sich endlich an zu zeigen, auf welche Weise auf jener Grundlage die *Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft* thatsächlich zu erreichen sei. Das große Problem, an dessen Lösung nach Spencers Versicherung Jahrtausende vergebens gearbeitet, ist indessen nach ihm so zu sagen schon gelöst: man braucht nur seine zwei Sätze von der Existenz und der Unerkennbarkeit des Absoluten festzuhalten. Diese „Doppelwahrheit“ soll nämlich der gemeinsame Punkt sein, in welchem Religion und Wissenschaft bei ihrem höchsten Auffluge sich treffen, sich vereinen. Spencer selbst skizzirt die Versöhnung also:

„Wir können nicht umhin, jede Erscheinung als Offenbarung einer bestimmten Macht aufzufassen, die auf uns einwirkt; obgleich Allgegenwart undenkbar ist, sind wir doch, weil ja die Erfahrung keine Grenzen für die Ausdehnung des Phänomenalen findet, unfähig, die Gegenwart dieser Macht beschränkt zu denken; die Untersuchungen der Wissenschaft aber lehren uns, daß diese Macht unerforschlich ist. Und dieß Bewußtsein von einer *Unerforschlichen*, und wegen der Unmöglichkeit, ihre Grenzen zu bestimmen, *Allgegenwärtig* zu nennenden *Macht*[1] ist gerade das Bewußtsein, auf welches die Religion sich gründet.“

Also dieselbe Grundlage und sogar das Bekenntniß derselben Wahrheit für beide, für Wissenschaft und für Religion. Das ist die große Versöhnung, mit welcher der Philosoph des Agnosticismus das neunzehnte Jahrhundert beschenkt. Und dieser Friede, den Herbert Spencer in Händen trägt, ist zudem verbunden mit Sieg auf beiden Seiten. Die *Wissenschaft* braucht auf Nichts Verzicht zu leisten; denn sie darf vor wie nach festhalten an dem, was die „Männer der Wissenschaft“, d. h. Herbert Spencer und Genossen, lehren. Die *Religion* aber, wie darf diese erst triumphiren! Es verbleiben ihr ja „Offenbarung“, „Macht“, „Allgegenwart“, „Unerforschlichkeit“. Und alles das will jetzt im Vereine

[1] Spencer selbst hat diese Worte unterstrichen; in welcher Absicht, liegt auf der Hand.

mit ihr auch die Wiſſenſchaft anerkennen. Mehr wird die Religion doch nicht verlangen wollen. Eines freilich wird ihr dabei zugemuthet, dem ſie ſich fügen muß, wenn ſie des Spencer'ſchen Friedens genießen will. Und was iſt dieſes Eine? Nun ja, daß ſie die Augen ſchließe, um nicht zu ſehen, daß jene Offenbarung, jene Macht, jene Allgegenwart, jene Unerforſchlichkeit nur leere Aushängeſchilde ſind — Begriffe mit religiöſer Färbung, thatſächlich jedoch ohne jeden religiöſen Gehalt. Denn auch dem blödeſten Auge kann es nicht entgehen, daß die zum Troſte der Religion gerettete „Offenbarung“ nichts als die Kundgebung der Urſache durch die Wirkung bezeichnen ſoll, daß die „beſtimmte Macht“ im Grunde genommen ein abſolut unbeſtimmtes X iſt, daß die Spencer'ſche „Allgegenwart“ eingeſtandenermaßen zu den „undenkbaren“ Begriffen gehört und nur als Name zur Decoration der neuen Religionsphiloſophie Verwendung finden darf, daß endlich die „Unerforſchlichkeit“ nur ein anderer Ausdruck für vollendete Skepſis auf geiſtigem Gebiete iſt. Wird die Religion auf die Zumuthung eingehen, für alles dieſes die Augen zu ſchließen? Wenn nicht, ſo muß Herbert Spencer auf die Rolle eines Friedensheroldes verzichten, ſein Friede iſt ein Scheinfriede, und ſeine Religionsphiloſophie hat ihr Ziel verfehlt.

(Schluß folgt.)

Aug. Langhorſt S. J.

Reykjavik.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

---

26. Juni.

Der Morgen brachte eine traurige Enttäuschung. Die ganze Vision vom vorigen Abend war dahingeschwunden. Der Faxa-Fjord, das Meer, der Eispalast des Snäfells-Jökull, die dunkle Burg des Esja-Gebirges, das flache Ufer nach Reykjanes hin — Stadt und Land lagen unter einem dichten, dunkeln Mantel von Regenwolken. Ein feiner Regen durchnäßte Alles. Es war ungemüthlich kalt. Das versprochene Boot ließ uns eine, zwei Stunden warten. Als es endlich kam, konnten wir uns trotz unserer Regenmäntel nicht ordentlich schützen. Das Gepäck und wir wurden naß. Auf der Landungsbrücke mußte man alle Vorsicht anwenden, um nicht auszugleiten. Sie führte in ein großes, dunkles Waarenlager hinein, in dem ganze Berge von getrockneten Fischen an einen giorno magro erinnerten. Die Bootsleute stellten unsere Koffer zu den Fischen. Arbeiter gafften uns an. Nach langem Hin- und Herfragen wurden wir endlich über einen Hof in einen Kramladen geführt, in welchem alles Erdenkliche feilgeboten wurde, dann durch ein Magazin und zwei kleine Comptoirs in einen Hausgang und einen kleinen Salon. Das einzige Tröstliche, was ich sah, war eine ziemlich grobe Caricatur in dem einen Comptoir, über dem Pult befestigt, ein Farbendruck, der eine komische Bureau-Scene darstellte, mit der großgedruckten Inschrift: „Mensch, ärjere dir nich!“

Endlich erschien Herr U., der uns ob seiner Geschäftssorgen ganz vergessen hatte, schickte nach Packträgern, da Wagen hier unbekannt und Schiebkarren eine Rarität sind. Dann ging es im Regen durch die kleine Stadt, den Hügel hinauf zu dem ehemaligen Missionshaus, das anderswo etwa ein schlichtes Bauernhaus vorstellen könnte. Unten fünf kleine Zimmer und eine Küche (zugleich Hausflur) zu ebener Erde und darüber ein paar Dachkammern. An das Haus stieß ein niedriger, mit Bretterwänden bekleideter Schuppen, der eine Kapelle vorstellte. Die Fensterchen waren etwa $1^1/_2$ Fuß hoch und 1 Fuß breit. Ein kleiner Hof trennte die Kapelle von dem aus Brettern gezimmerten Kuhstalle. Etwas weiter standen Trümmer eines kleinen Gebäudes; ich glaube, es war eine Windmühle gewesen. Die seit vielen Jahren unbenützte Kapelle hatte von Wind und Wetter hart gelitten. Wir mußten noch am selben Tage einen Zimmermann kommen lassen, um sie durch die nothdürftigsten Reparaturen gegen den Einsturz sicher zu stellen. Es regnete an mehreren Orten hinein. Zum Glück war der Altar und der kleine Chor noch in Sicherheit. Der im Bauernzopfstil gehaltene Altar war

mit gemachten Blumen und Leuchtern geſchmückt. Nur der Altarſtein und die Altartücher fehlten. Letztere fanden ſich nebſt vielen Paramenten in der anſtoßenden Sakriſtei, d. h. einer höchſt primitiven Bretterkammer. Es wurde halb zwölf Uhr, bis endlich Alles bereit war und ich die heilige Meſſe leſen konnte, die erſte, die ſeit langer Zeit in Island geleſen worden iſt, und meines Wiſſens die erſte, die ein Jeſuit in Island celebrirt hat. Ich opferte ſie für die Bewohner der großen Inſel auf und empfahl dem hl. Wilhelm, deſſen Feſt wir feierten, von Herzen all die guten Leute, die ohne ihre Schuld durch ſchnöde Politik vor drei Jahrhunderten um das Erbtheil des katholiſchen Glaubens betrogen worden ſind, und zwar ſo gründlich, daß ſpäter die vieljährigen Bemühungen eines franzöſiſchen Miſſionärs anſcheinend faſt fruchtlos geblieben ſind.

Island trat erſt ſehr ſpät (im Jahre 1000) in die Reihe der chriſtlichen Völker ein. Es blieb nur fünf und ein halbes Jahrhundert katholiſch. Mit der Enthauptung des letzten katholiſchen Biſchofs von Skálholt, Jón Araſon, den 7. November 1550, vollendete der Proteſtantismus nach kurzem Kampfe ſeinen Sieg. Drei Jahrhunderte lang fand kein Miſſionsverſuch mehr ſtatt, da durch die Lutheraniſirung der ſkandinaviſchen Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden jeder Anknüpfungspunkt abgeſchnitten war. Erſt unter Pius IX. tauchte 1854 der Plan auf, das katholiſche Miſſionswerk gleichzeitig an mehreren Punkten des ſkandinaviſchen Nordens (Island, Faröer, Lappland) in Angriff zu nehmen. Zwei franzöſiſche Miſſionäre, die Abbés Bernard (jetzt apoſtol. Präfect in Chriſtiania) und Baudoin gingen nach Island und gründeten nicht ohne große Schwierigkeit das Miſſionshaus in Reykjavik. Abbé Bernard kehrte bald nach Norwegen zurück. Abbé Baudoin blieb bis zum Jahre 1876, wo Kränklichkeit ihn nöthigte, ſeine Heimath aufzuſuchen. Da erſt 1874 Religionsfreiheit in Island zugeſtanden wurde, war die Thätigkeit des Miſſionärs auf ein Minimum beſchränkt. Nur alljährlich im Frühjahr, wenn 70 bis 100 franzöſiſche Fiſcherbarken eintrafen, um ein paar Monate in der Nähe der Inſel zu fiſchen, bekam er einige paſtorale Thätigkeit. Die langen Winter verwandte er auf das Studium der isländiſchen Sprache, Geſchichte und Literatur und erwarb ſich darin ſolche Kenntniſſe, daß er im Stande war, einen ſehr gewandt ſtiliſirten Abriß der katholiſchen Apologetik herauszugeben. Einige der tüchtigſten isländiſchen Gelehrten betrachteten dieß indeß als eine Herausforderung und traten als Kämpen des Lutheranismus gegen ihn auf. Als die neue Verfaſſung 1874 endlich Religionsfreiheit brachte, war die Geſundheit des ſeeleneifrigen Prieſters ſchon ſehr erſchüttert. Da er nach Frankreich reiste, hoffte er offenbar, bald wieder geneſen auf ſeinen harten Miſſionspoſten zurückzukehren. Allein der liebe Gott rief ihn zu ſich, ehe dieſe Hoffnung ſich erfüllte.

Leider fand ſich bei ſeinem Tode Niemand, der ſeinen Poſten übernehmen wollte oder konnte. Kapelle und Haus und der kleine Grundbeſitz, der ſie umgibt, nebſt zwei Kühen wurden einem däniſchen Kaufmann zur Beaufſichtigung übergeben. Die Wittwe eines isländiſchen Beamten wohnte mit ihren Kindern in der verlaſſenen Wohnung und hielt Alles recht erträglich

in Ordnung. Das Studirzimmer des Missionärs fanden wir, wie er es verlassen hatte, für Island recht freundlich, aber klein und sehr bescheiden möblirt. Crucifix, Heiligenbilder, ein Porträt Pius' IX. verkündeten gleich eine katholische Wohnung. Über dem verschlissenen Sopha hing die große isländische Karte von Gunlaugsson. Gegenüber stand der Trost des langjährigen Einsiedlers, eine recht ansehnliche Bibliothek, zur Hälfte französisch, zur Hälfte isländisch. Jene umfaßte eine gute Auswahl ascetischer, theologischer, apologetischer und homiletischer Werke; diese bot die wichtigsten alten Sagas und die verschiedenartigsten Werke älterer und neuerer isländischer Literatur. Auch das große Studirpult war bis oben zur Decke mit Büchern vollgepfropft. Alles wies darauf hin, daß Herr Baudoin ein sehr frommer, thätiger und wissenschaftlich gebildeter Mann war. So traurig es mich anmuthete, in die Hinterlassenschaft eines Priesters hinein versetzt zu sein, dessen unermüdliche, rastlose Thätigkeit gerade da vom Tode unterbrochen wurde, wo dieselbe nach mühsamen Vorbereitungen endlich eine freudige Ernte versprach: so freundlich sahen doch die Bilder Christi und seiner lieben Mutter in das niedrige, enge Stübchen hinein, und eine Tabelle sämmtlicher Päpste mahnte daran, daß das Leben des einzelnen Missionärs und Priesters allerdings fast spurlos und anscheinend fruchtlos wie eine Einzelwelle im weiten Ocean verschwinden mag, daß es aber im lebendigen Zusammenhang mit der Kirche kostbar in den Augen Gottes und des schönsten Erfolges gewiß ist. Und so ward ich bald heimisch in dem kleinen Studirzimmerchen, das mein unbekannter Vorgänger mir hinterlassen, und suchte mich in die fremdartige Literatur hineinzufinden, welche auf seinen Büchergestellen vor mir stand. Meine beiden Gefährten untersuchten inzwischen Kapelle und Sakristei, fanden reichen Vorrath an Paramenten und ordneten Alles so schön, daß wir schon am dritten Tage eine bischöfliche Visitation hätten bestehen können.

Die Haushälterin und ihre zwei Kinder, sowie die Kuhmagd, welche Ragnhildr hieß — sämmtlich Protestanten —, waren zuerst außer sich vor Verwunderung und Bestürzung, als wir, unangemeldet, das Haus als „unser" requirirten, und noch mehr, als nicht nur von Prästr, sondern von Graf und Baron die Rede war. Die Haushälterin erklärte es geradezu für unmöglich, solchen Herrschaften ein würdiges Mittagessen zu bereiten. Einen Kaffee für den Morgen und einen Thee für den Abend hoffte sie allenfalls zu Stande bringen zu können. — An Platz fehlte es nicht. Jeder erhielt sein eigenes, wenn auch enges und niedriges Stübchen, und außer der Bibliothek, wo wir speisten, fand sich auch noch eine kleine Stube als Salon. Der Schrecken verlor sich bald, als wir uns als gutmüthige, christliche Germanen zeigten, mit Wenigem vorlieb nahmen, für jeden kleinen Dienst freundlich dankten und Niemanden belästigten. Nachdem wir einige Tage im „Alexandra-Hotel" (einem zweistöckigen Wirthshause unten an der Rhede) dinirt hatten, hatte die Haushälterin schon so viel Muth gefaßt, daß sie von selbst ein versuchsweises Diner zu Hause anbot. Alle Zimmer rochen den ganzen Morgen von den Schollen und dem magern Stück Lamm, das sie uns briet. Sie hatte sogar einige kleine Kartoffeln aufgetrieben, und so war denn für die

Folge unsere häusliche pfarramtliche Einrichtung nach der ökonomischen Seite hin gesichert. Luculliſch war sie nicht; derselbe Braten mußte drei Tage lang herhalten, und außer dem Freitag verordnete uns die alte Jacobine noch wenigstens zwei bis drei Abstinenztage per Woche. Das Regime schlug uns Allen jedoch recht gut an, und durch die Gunst einer Verwandten der Haushälterin, die ein kleines Gärtchen hatte, erhielten wir sogar einige Male einen Salat — d. h. zwei bis drei Blätter Grünes per Mann bei friedlicher Theilung, wobei der Jüngste das Residuum bekam, das sich nicht glatt dividiren ließ.

Auf dem Gipfel einer Anhöhe zwischen dem Skerja-Fjord und der Rhede von Reykjavik gelegen, bot das kleine Haus eines der schönsten Panoramen, die man in der isländischen Hauptstadt genießen kann. Nordenskjöld, der etwa zwölf Tage vor uns auf seiner letzten Grönlandfahrt in Reykjavik Station machte, ließ die Stadt von da aus photographiren. Man hat alle bedeutenden Gebäude vor sich, dahinter die Rhede und das Esja-Gebirge, links die Faxa-Bucht bis zum Snäfells, rechts eine Reihe kleinerer Berge. Zunächst um das Haus lag ein ansehnliches Stück recht guter Wiese, theils von Steinmauern, theils von Hecken umfriedigt. Daran stieß eine noch bessere, die einem gewissen Herrn Geir Zoëga gehörte und worauf einige Kühe weideten. Was man am meisten vermißt, das sind die Bäume. Je länger man in die Landschaft hineinschaut, desto empfindlicher wird dieser Mangel. Schön und großartig an dem Bilde ist eigentlich nur der ferne Snäfells. Es ist merkwürdig, wie man sich in einen solchen Eiszapfen verlieben kann; aber es ist mir wirklich gelungen.

27. Juni.

Reykjavik gehört zu den ältesten Ansiedelungen auf Island. Nach dem Landnamabók (der alten Chronik, welche über die Ansiedelung berichtet) ließ sich Ingolfr Arnarsson, der berühmteste aller „Landnams Manna", um 874 n. Chr. daselbst nieder und besetzte alles umliegende Land. Da die ganze Südküste keine guten Ankerplätze bietet, war die Bucht der Hauptzugang nach dem südwestlichen und südlichen Theile der Insel hin. Geschichtliche Bedeutung erlangte der Platz nicht. Den politischen Mittelpunkt bildete das Thingfeld (þingvellir) am Thingvalla-See, die Mittelpunkte des kirchlichen Lebens waren bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts die Bischofssitze Hólar und Skálholt. Noch im Anfang unseres Jahrhunderts hatte Reykjavik eine Bevölkerung von nur 300 Seelen. Erst seither wurde es eigentlich Hauptstadt der ganzen Insel, indem außer dem dänischen Gouverneur (Landshöfding) nach Verschmelzung der zwei Bisthümer auch der lutherische Bischof sich daselbst niederließ, die ehemalige bischöfliche Schule zu Skálholt erst nach Bessastaðir und dann nach Reykjavik übersiedelte, und endlich Dampfschifffahrt und Handel daselbst ihre Hauptstation erkoren. Das heutige Reykjavik ist also nicht älter als die größeren Städte des amerikanischen Westens und hat zur Zeit etwa 3000 Einwohner.

Verirren kann man sich nicht leicht in dieser Metropole, man müßte denn ein zerstreuter Professor sein. Dem Strand entlang läuft die Hafen-

ſtraße (Hafnar straeti), die längſte Verkehrsader. An ihr liegen die Conſulate, die meiſten Kaufläden und die wenigen Wirthshäuſer, die ſich Hotels nennen. Nach Weſten läuft ſie in ein Quartier von Fiſcherhütten aus, nach Oſten nähert ſie ſich dem Hauſe des Gouverneurs, in deſſen Nähe auch der Byſógeti (Bürgermeiſter), der Landſógeti (Finanzdirector) und der Biſchof wohnt; dann ſteigt ſie einen Hügel hinan und verläuft ebenfalls in ein ärmliches Fiſcherquartier. Von der Hafenſtraße führen drei kurze Gaſſen nach dem Innern der Stadt, die öſtliche zum Spital und Hauptbrunnen, die weſtliche zu dem ſtattlichen Gymnaſium, der ſogenannten Lateinſchule, die mittlere zum Hauptplatze, dem Auſturvöllur, d. h. Oſtfelde, einem mit Gras bewachſenen Square, in deſſen Mitte ſich ein Standbild des Bildhauers Thorwaldſen erhebt; denn dieſer berühmte Bildner ſüdlicher Götter gehört ſeiner Abſtammung nach Island an. Sein Vater Gotſkalk war zwar Schiffsbildhauer in Kopenhagen, aber ſein Großvater noch lutheriſcher Präſtr in Mycklaby am Skaga-Fjord in Island. Unter ſeinen Ahnen aber zählt er Saemund Sigfuſſon den „Weiſen", den Sammler der älteren Edda (geſt. 1133), Jón Loptſon, den Schwiegerſohn des norwegiſchen Königs Magnus Barfod, und Thordger, eine Tochter des Snorre Sturluſon; ja ſein Stammbaum reicht zu Rafn, einem der erſten norwegiſchen Anſiedler, und durch dieſen bis zu König Harald Hildetand hinauf.

Am Auſturvöllur liegen die zwei Hauptgebäude der Stadt, welche friedlich nebeneinander Kirche und Staat von Island repräſentiren, die Kathedrale nämlich und das Althingshaus. Die gegenüberliegende Seite des Platzes zeigt leider keine entſprechenden Gebäude, an der dritten ſteht die Poſt und an der vierten das nette Haus des ſtädtiſchen Apothekers. Von dem Hauptplatze führt eine kurze Straße nach dem Stadtſpital hinüber. An derſelben liegt die Buchhandlung, und dem Spital gegenüber an einem anſehnlichen Raſenplatz baut ſich der „Landslaeknir", der Oberarzt und Sanitätsdirector von ganz Island, ein neues Haus. Nahe daran, an der Aðalsſtraeti, liegt die eine Druckerei, in welcher die Zeitung „Þiodolfr" gedruckt wird. Eine andere Druckerei — zugleich Verlag und Expedition der Zeitung „Iſafold" — befindet ſich in der Nachbarſchaft des Landshöfdings.

Nach den unabſehbaren Dimenſionen von Hamburg und Kopenhagen, in welchen das einzelne gemeine Menſchenkind zwiſchen der königlichen Herrlichkeit der Juden und ihrer chriſtlichen Geldgenoſſen förmlich ertrinkt, machte mir die Kleinſtädterei von Reykjavik einen unſäglich wohligen Eindruck. In zwei Stunden wußte ich die ganze Stadt auswendig, und in ein paar Tagen kannte uns Jedermann. Überall wurde freundlich gegrüßt; man war gleich wie zu Hauſe.

Statt der Etagenhäuſer, in denen man mit Treppenſteigen die abſcheulichen Wucherzinſe herausſchlagen helfen muß, welche die Kapitaliſten von jedem noch ſo ſchmalen Bauplatz heiſchen, hatten wir hier faſt lauter einſtöckige Häuſer vor uns, die Wohnzimmer zu ebener Erde, die Fenſter von innen mit Blumen verziert, Alles von einfachſter Bauart wie in einem Dorfe. Im untern Theile der Stadt ſchauen faſt alle Häuſerfronten nach der Rhede

hin, im obern bei der Lateinſchule ungefähr rechtwinklig zu dieſer Richtung. Die Häuſer ſind nahezu alle aus Holz gezimmert, mit doppelter Bretterwand, der Zwiſchenraum mit Riegelwerk aus Steinen und Mörtel ausgefüllt. Weil die Kälte lange dauert und das Holz theuer iſt, benutzt man jedes Plätzchen. Die Hausfluren ſind klein, die Zimmer eng und niedrig. Alles auf Ökonomiſirung der Wärme berechnet. Vor manchen Häuſern befindet ſich ein Grasplatz, auch wohl ein Gärtchen mit etwas Gemüſe, Blumen und Fruchtſträuchen. Wegen des kalten Frühjahrs wächst Alles ſehr ſpät, und manches arme Pflanzenſeelchen ſtirbt dahin, ohne es zu etwas Nützlichem gebracht zu haben. Die Bretterbekleidung der Häuſer iſt meiſt weiß oder ſonſt hell angeſtrichen, bisweilen auch getheert; da und dort trifft man auch eine einfache Hütte. So möchte denn Reykjavik allenfalls einem ſchlichten größern Dorfe bei uns gleichen, wenn es nicht ſeine Eigenartigkeiten hätte; das ſind zuvörderſt ſeine Kramläden, dann ſeine Fiſchereien, ſeine Pferde, ſeine Hunde, ſeine Bewohner. Das zuſammen verleiht ihm eine ganz andere Phyſiognomie.

Was die Kramläden betrifft, ſo iſt wohl ein Goldſchmied da und noch etliche Specialiſten; aber das Handwerk iſt im Ganzen ſchwach vertreten und die Kaufleute bieten meiſt Alles, Alles feil: Öl und Kerzen, Tabak und Pfeifen, Speck und Pomade, Hoſenträger und Unterröcke, Wolltücher und Leinwand, Handſchuhe und Schuhe, Brillen und Kaffee, Schuhnägel und Muskatnuß, Schnaps und Angelruthen, Uhren und Kaffeelöffel, Stühle und Kartoffeln, kurz alles Eßbare, Trinkbare, Ausziehbare, Anziehbare, Perſönliche und Häusliche, Ökonomiſche und Induſtrielle, auf verhältnißmäßig engem Raume, in bunteſtem Durcheinander. Ein jeder dieſer Läden iſt ein wahrer Bauernjahrmarkt; ich konnte mich nicht ſatt daran ſehen, beſonders wenn Bauern oder Bäuerinnen am Kaufen waren und ſich aus faſt allen ariſtoteliſchen Kategorieen etwas ausſuchten. Da wird däniſch und isländiſch durcheinander geſprochen; denn die meiſten dieſer Bazare gehören Dänen und Engländern, fremden Kaufleuten und Conſuln. Es gibt in Island faſt ſo viele Conſuln, als in Weimar Geheimräthe. Als ich den franzöſiſchen Conſul aufſuchte, an den ich empfohlen war, wurde ich zu meiner nicht geringen Heiterkeit in einen ſolchen Allerweltsladen gewieſen. Der glückliche Beſitzer desſelben war ein Kaufmann aus Kopenhagen, Däne, nicht Franzoſe. Er führte mich in ſeine anſtoßende Wohnung, die von außen ſehr ſchlicht ausſah. Aber der kleine Salon, in den er mich führte, bot en miniature allen Comfort von Kopenhagen dar: ſeine Vorhänge und Teppiche, die eleganteſten Möbel und Fauteuils, Klavier und Mahagoni-Tiſch, Gemälde und Nippſächelchen von allen Arten. Seine junge Frau, der er mich vorſtellte, war eine perfecte Kopenhagenerin, ganz fein und modiſch gekleidet, und verſicherte mich, daß es in Reykjavik, auch bei Winterszeit, recht artig zu leben ſei.

Da es keine Wagen gibt und die Leute — Mann, Weib und Kind — nicht an's Fußgehen, wohl aber an's Reiten gewohnt ſind, ſo trifft man vor den Kramläden, Wirthshäuſern und oft auch vor den Privathäuſern zwei,

drei, auch wohl mehrere der kleinen isländiſchen Pferde angebunden, die in merkwürdiger philoſophiſcher Geduld und Ruhe ihres Herrn warten. Kaum je habe ich eines dieſer Thiere ſtampfen geſehen. Sie ſehen ſelten Hafer, und auch das Gras oder Heu, das ſie bekommen, iſt nicht vom beſten. Sie haben große Köpfe und ſtarke Mähnen; letztere wird oft geſtutzt, ſo daß ſie borſtenartig kurz in die Höhe ſteht. Geſtriegelt werden ſie kaum; überhaupt wird wenig Pflege auf ſie verwendet, und doch erſetzen ſie nicht nur Wagen und Eiſenbahn, ſondern auch Fähre, Brücke, Laſtträger, Schiebkarren — ſelbſt den Leichenträger. Das ganze häusliche Leben iſt auf ſie angewieſen und ſelbſt den Sarg des todten Isländers müſſen ſie zum Grabe ſchleppen. Es ſind höchſt merkwürdige Weſen, die kleinen lieben Thiere!

Wären die Pferde und Pferdekarawanen nicht, ſo wäre es in Reykjavik außerordentlich ſtill und ruhig. Wenn ſie ihren Ritt gethan, ſitzen die Isländer gern zu Hauſe. Die Kinder ſchreien nicht viel, die Erwachſenen lärmen nicht viel und die Hunde bellen kaum. Ganze Stunden lang waren die Straßen oft wie ausgeſtorben. Die Hunde haben etwas von der Phyſiognomie eines Fuchſes, die Größe eines anſtändigen Spitzes, ſind aber die gutmüthigſten Hundethiere, die mir noch begegnet ſind. Während in holländiſch Limburg jeder noch ſo kleine Köter es für ſeine Pflicht hält, jedem Vorübergehenden fünf Minuten nachzukläffen, ſcheint der isländiſche Hund faſt jedes polemiſche Bedürfniß verloren zu haben, er geht ſtill ſeinen Berufsgeſchäften nach und frißt das Wenige auf, was das kärgliche häusliche Leben ihm gewährt.

Regeres Leben iſt nur den Strand entlang — das Leben eines Fiſcherdorfes. Barken fahren ab und kommen an. Fiſche werden gefangen, ausgeladen, ausgeweidet, getrocknet, in die Magazine gebracht oder auf Pferde aufgepackt. Netze werden geflickt, zum Trocknen ausgehängt oder zu Schiffe getragen. Ein großer Theil des felſigen Geſtades iſt weit hinaus mit Fiſchen belegt (meiſt Dorſchen), welche an der Luft getrocknet werden.

Die Tracht der Frauen habe ich ſchon erwähnt. Die Männer haben keine eigentliche Volkstracht. Kamiſol, Wams, Weſte, Beinkleider, Alles iſt gewöhnlich von demſelben ziemlich rohen, aber dichten Wollſtoff, graubraun gefärbt. Das einzige Eigenthümliche iſt der isländiſche Schuh, d. h. ein weit ausgeſchnittener Lederſtrumpf, wie Sandalen mit langen Schnüren an den Beinen befeſtigt. Zum Reiten ziehen die Leute gewöhnlich eine zweite Hoſe über die andere an, ſo daß dieſe geſchont bleibt, jene oft die Ablagerung vieler Ritte an ſich trägt.

Ein klein Halbſtündchen öſtlich von der Stadt liegen die warmen, rauchenden Quellen, von denen ſie ihren Namen — Rauchbucht — hat. Da ſieht es nun ſchon etwas trauriger aus. Die Vorſtadt nach dieſer Seite hin — vielleicht einer der älteſten Theile der Stadt und etwas höher gelegen — beſteht aus einem Conglomerat ſehr ärmlicher Hütten, unten von Stein und Raſen gebaut, oben mit kleinen Holzfenſterrahmen, darüber ein Raſendach. Manche ſehen faſt wie Erdhütten oder Wigwams aus. Der weite Strand war völlig kahl. Nach dem Land hinein wuchs Gras, aber die

Fläche war von einer Menge kleiner Pfade durchschnitten, welche die Pferde sich zurechtgestampft haben. Denn nach dieser Richtung hin liegen die Pferdeweiden für die Stadt. Haben die Gäule ihre Pflicht gethan, so werden sie da hinausgetrieben, die Vorderfüße mit kräftigen Stricken aneinander gebunden, so daß sie nur ein wenig hüpfen, nicht ordentlich gehen können. So dürfen sie sich ihr Futter selbst suchen; fett werden sie davon nicht werden. Will man reiten, so schickt man einen Jungen oder Knecht in die Weide hinaus, um das Thier zu holen.

Wir begegneten einer Menge solcher Pferde. Etwas reichlicher wuchs das Gras nach den warmen Quellen hin, die sich nahe an einem kleinen Flüßchen befinden. Eine der Quellen war siedend heiß, andere sehr warm. In dichten Wolken qualmte der Rauch empor. Etwa 40 bis 50 Weiber, alte und junge, waren am Waschen; denn diese Quellen sind die große Waschküche von Reykjavik. Es war eine drollige Scene, diese ganze Wäscherinnengesellschaft in allen nur erdenklichen Stellungen ihres Handwerks. Einige ehrwürdige Mütter kochten sich in der heißesten Quelle ihren Kaffee, andere hielten schon eine Kaffeekränzchen im Grase, während stämmige Mägde die Wäsche ausrangen oder an Steinen klopften. Die Pferde kamen so nah als möglich heran, weil um die Quellen das beste Gras war. Ein paar Männer standen mit Packgäulen bereit, um die erledigte Wäsche in die Stadt zurückzubringen. Schwätzen und schnattern können die Wäscherinnen von Reykjavik natürlich so gut wie ihre Schwestern über beiden Meeren.

Quando conveniunt Maria, Camilla, Sibylla —
Sermonem faciunt et ab hoc et ab hac et ab illa.

Das Wasser des Baches, in dem die gebrühte Wäsche ihre zweite Behandlung fand, war eiskalt, während die Quelle hart daneben eine Hitze von 86° C. besitzt. Die Extreme berühren sich hier wirklich.

28. Juni.

Zu unserem großen Leidwesen vernahmen wir, daß sich zwar schon im Mai etwa 70 bis 80 französische Fischerbarken in der Rhede von Reykjavik eingefunden, aber gleich darauf an die verschiedenen Theile der Küste vertheilt hätten, um daselbst dem Fischfang obzuliegen. Ein armer Mann war in Reykjavik selbst erkrankt und ohne Priester und Sacramente gestorben. An der Küste dürfen die Franzosen sich sonst nicht niederlassen, aber nach alten Rechtsgewohnheiten und Verträgen ist ihnen der Fischfang eine Meile ab von der Küste völlig frei gestattet. Da sie mit großen, wohlausgerüsteten Fahrzeugen kommen, mit den besten Vorrichtungen versehen sind und die Fischabfälle als Lockspeise gebrauchen, während die Isländer die Fische zur Thranbereitung ganz nach Hause nehmen, so erleidet der Fischfang der Isländer selbst durch diesen alljährlichen Besuch eine bedeutende Einbuße, ohne daß irgend ein Gegenvortheil sie aufwiegt. Zum Schutz und zur Beaufsichtigung der Fischerbarken schickt die französische Regierung im Frühjahr zwei kleine Kriegsdampfer nach Island, die zeitweilig in der Rhede von Reykjavik ankern, zeitweilig um die Insel die Runde machen. Die zwei

Schiffe, die wir trafen, hießen „Dupleix“ (Kapitän de B.) und „Allier“ (Lieutenant Jaquemire), zwei schöne Panzer, der erstere mit 200 Mann.

Da es uns nicht möglich war, ein eigenes Schiff zu miethen und die Fischer an ihren verschiedenen Ankerplätzen aufzusuchen, so blieb nichts übrig, als allenfalls der Schiffsmannschaft der beiden Panzer Gelegenheit zu bieten, unsern Gottesdienst zu besuchen. Ich schickte deßhalb dem Commandanten de B. das Empfehlungsschreiben, das uns der französische Gesandte in Kopenhagen ausgestellt hatte, und ließ mich dann zum „Dupleix“ hinrudern. Ein prächtiges Schiff mit den schönsten neuen Stahlkanonen. Die Mannschaft — gegen die Skandinavier meist kleine Leute, aber katzenartig gewandt, lebendig, zugleich schauspielerhaft elegant und kriegerisch — war eben am Exerciren. Ein Lieutenant empfing mich an der Treppe und unterhielt mich, bis ich beim Commandanten gemeldet war. Ich wurde in einen geräumigen Schiffssalon geführt, der mit feinen Möbeln, Sopha, Fauteuils auf's Eleganteste ausgestattet war. Der Commandant war eine herrliche, wahrhaft martialische Erscheinung: ich hätte ihn fast „Herr Admiral“ genannt. Er begrüßte mich mit einer Grazie und Höflichkeit, wie man sie nur bei Franzosen findet. Das Empfehlungsschreiben lag auf dem Tisch. Der Kapitän überflog es noch einmal und eröffnete dann die Conversation.

„Sie sind Herr Baron von Geyr?“

„Verzeihung, Herr Commandant, ich bin der andere der in dem Briefe erwähnten Priester.“

„Sie sind Deutscher?“

„Mein Name ist zwar deutsch, aber von Geburt bin ich Schweizer. Ich bin mit Herrn von Geyr hierher gekommen, um nach dem katholischen Missionshaus zu sehen, das sich hier befindet.“

„Ein katholisches Missionshaus hier? Das ist mir neu.“

„Wirklich? Ich dachte, das wäre in Frankreich bekannt. Zwei französische Priester haben es gegründet, und da sie sich hauptsächlich der Seelsorge der französischen Fischer widmeten, so nannte man das Haus die ‚französische Mission‘. Es ist eine Kapelle da und ein Priesterhaus.“

„Das ist mir völlig neu. Eine Kapelle?“

„Ja, der letzte Missionär, Abbé Baudoin, ist erkrankt und in Rheims gestorben — es muß 1876 oder 1877 gewesen sein. Seither stand Alles leer, und nun sind wir gekommen, um einmal darnach zu sehen.“

„Und was wünschen Sie nun?“

„Ich wollte Ihnen melden, daß Ihre Schiffsmannschaft an den nächsten Sonntagen in der Kapelle der heiligen Messe beiwohnen kann — auch einer kleinen Predigt, wenn Sie wünschen —, und wollte ergebenst fragen, welche Zeit Ihnen am gelegensten ist. Von Morgen sechs bis Mittag stehen wir Ihnen zu Diensten.“

„C'est impossible! Bedaure sehr! Es ist unmöglich. Ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen.“

„Aber, Herr Commandant, das liegt doch wohl ganz in Ihrer Hand?“

„Vergebung, wir haben Inspection des ganzen Schiffes.“

„Nun, dann können die Soldaten doch wohl vor oder nach der Inſpection kommen.“

„Impossible! Die Dienſtordnung erlaubt es nicht.“

„Wir können ja mit der heiligen Meſſe bis Mittag warten.“

„Geht nicht, geht nicht. Die Inſpection dauert bis Mittag.“

„Alle Sonntage?“

„Alle Sonntage. Das iſt Reglement.“

„Läßt ſich denn gar keine Änderung treffen?“

„Thut mir leid, nein! — Übrigens ſehen Sie, ich bin durchaus nicht antiklerikal. Ich würde ſehr gerne ſelbſt kommen, ich würde ſehr gerne meine Soldaten zum Gottesdienſt commandiren. Aber Sie begreifen, unſer Kriegsminiſter, der hat das Reglement aufgeſtellt — unſere Regierung hat die Militärgeiſtlichen abgeſchafft, bei der Flotte wie bei der Landarmee; nur auf den Admiralsſchiffen befinden ſich noch Aumoniers. Ich kann nun doch nicht indirect wieder den Dienſt eines Aumoniers annehmen.“

„Ich begreife Ihre Lage. Ich möchte mich Ihnen durchaus nicht aufdrängen, noch Ihnen Schwierigkeiten bereiten; aber als Prieſter hatte ich die Pflicht, Ihren Leuten die Gelegenheit anzubieten, der Sonntagspflicht zu entſprechen.“

„Ich begreife vollkommen. Ich würde außerordentlich gern Ihren Wünſchen entgegenkommen; aber das Reglement! — Es geht nicht. — Glauben Sie mir, ich würde Sie am liebſten auf das Schiff ſelbſt einladen, um uns hier Gottesdienſt zu halten; aber das Reglement — —“

„Nun, was ſagen Sie dann zu dieſer Idee? Sie laſſen die Soldaten in kleineren Abtheilungen — wenigſtens diejenigen, die wollen — an Werktagen an's Land kommen, damit ſie wenigſtens wieder einmal eine heilige Meſſe hören. Der liebe Gott wird Sie dafür ſegnen.“

„Das geht nicht. Den Dienſt abgerechnet, laſſe ich die Mannſchaft nie an's Land. Es iſt der Disciplin wegen. Wenn ſie an's Land kommen, dann beſaufen ſie ſich, machen Unſinn, und ich muß ſie ſtrafen (ils se grisent, ils font des bêtises — et alors il faut les punir). Ich komme lieber allen Ausſchreitungen dadurch zuvor, daß ich ſie ein- für allemal nicht an's Land laſſe.“

„Aber Sie könnten doch den Leuten ſagen laſſen, daß Prieſter hier ſind. Sie könnten mich ja an Bord kommen laſſen, um etwas mit ihnen zu plaudern. Da hören ſie doch wieder etwas von Religion, und wenn etwa Einer beichten wollte — —“

„O, daran denken Sie nur nicht! Soweit ich die Leute kenne, möchte ich Ihnen das nicht rathen. Unſere Leute — —“

Der Commandant vollendete den Satz nicht; aber ſein verſtändnißinniges, halb mitleidiges Lächeln ſollte wohl ſo viel bedeuten, daß die Schiffsmannſchaft den Standpunkt der Regierung theile und daß alſo nichts mit ihr anzufangen ſei. Durch die Frage des Commandanten, wie lange ich ſchon der däniſchen Miſſion angehöre, erhielt das Geſpräch plötzlich eine andere Wendung. Nachdem ſich nämlich die Unmöglichkeit herausgeſtellt hatte, etwas

für die Soldaten zu thun, ſtand ich auch nicht länger an, den Schleier des Halb-Incognito wegzureißen, der noch über uns waltete, und ſagte dem Herrn rund heraus, ich ſei Jeſuit. Das brachte aber gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervor, als ich erwartet hatte. Der Commandant fand das nämlich ganz charmant, ging aus ſeiner bisherigen Reſerve in den freundlichſten Ton über. Er kannte unſere Patres in Moulins, in Paris. Seine drei Knaben hatten in unſeren Collegien daſelbſt ſtudirt. Seine Frau hatte ihm eben von Paris aus geſchrieben, daß mehrere unſerer Patres in den letzten Tagen wieder daſelbſt eingetroffen und von der Polizei nicht beläſtigt worden ſeien. Er fragte mich nach P. Dulac, dem früheren Rector von Rue des Poſtes, den ich leider nicht kannte. Dagegen fanden wir einen gemeinſamen Bekannten in P. Billet, der ſowohl Rector in Moulins als auch früher in Feldkirch geweſen war. Das ſtimmte mich ganz gemüthlich, und ich meinte ſchon, an dem martialiſchen Seeoffizier einen guten Freund gefunden zu haben, erzählte ihm von unſerer Vertreibung und klagte, wie traurig es ſei, daß man uns alle unſere ſchönen Collegien in Frankreich genommen habe. Da ſprang der elaſtiſche Herr plötzlich wieder in einen anderen Ton über.

„Ja, die Aufhebung Ihrer Collegien in Frankreich war denn doch wohl motivirt.“

„Wie? motivirt? Ich verſtehe nicht —“

„Ja, da ſind denn doch Geſchichten vorgekommen, daß die Regierung einſchreiten mußte.“

„Davon weiß ich nichts; aber das weiß ich, daß die ‚Revue des Deux-Mondes‘ noch jüngſt eine Parallele zwiſchen unſeren Collegien und Ihren Lyceen gezogen hat, die gar nicht zum Vortheil der letzteren ausſchlug. Ich habe auch ſolche Lyceiſten perſönlich gekannt und mich über die Verhältniſſe an dieſen Lyceen ſehr genau zu unterrichten geſucht. Sie ſtehen auf derſelben Stufe, wie die in Belgien. Übrigens werden wir Zwei die franzöſiſche Unterrichtsfrage nicht löſen, und darum wollen wir dieſes Thema nicht weiter beſprechen.“

Hiermit ſtand ich auf und empfahl mich. Als ich oben auf dem Verdeck ankam, waren die Soldaten noch immer am Exerciren. Ich mußte ihre Front paſſiren. Während ich vorbeiging, wurden ſie commandirt, mit den Flinten anzulegen. Ob der Offizier hiermit einen wohlfeilen Scherz an dem Allemand machen wollte, weiß ich nicht. Jedenfalls ein bezeichnender ſymboliſcher Abſchiedsgruß an den Prieſter, der ſie zum Gottesdienſt einladen wollte.

Vom „Dupleix“ ließ ich mich zur „Laura“ hinüberrudern, einem däniſchen Paſſagierſchiff, das am Abend vorher angekommen war und in der Nähe vor Anker lag. Ich traf hier wieder mit meinen Reiſebegleitern zuſammen, und der Kapitän nahm uns ungemein zuvorkommend auf. Das Schiff war noch ganz neu und vortrefflich eingerichtet. Es ſollte verſuchen, die Inſel von Weſten her zu umfahren, was, des Eiſes wegen, dieſes Jahr noch keinem Dampfer gelungen war. Eben war die Nachricht gekommen, der

„Camoëns", ein englisches Schiff, sei an der Westküste im Eise gestrandet, die Passagiere — etwa 60 — hätten mit Mühe die Küste erreicht, aber an einem ganz unwirthlichen Punkte, wo weder Proviant, noch Obdach, noch Pferde zur Rückreise zu haben waren. Dem Kapitän der „Laura" schien es sehr zweifelhaft, ob er durchkommen würde, ja ob wir unsern Plan ausführen könnten, Ende Juli oder Anfangs August um die Insel herumzufahren. Denn die ganze nordwestliche Küste war gegen das Eismeer hin blockirt.

Da die allerchristlichsten Franzosen nichts von uns wissen wollten und sonst keine Katholiken in Reykjavik waren, so kam nun unser secundärer Reisezweck zur Geltung, nämlich Land und Leute kennen zu lernen und allenfalls nebenher den isländischen Lutheranern etwas den Schrecken zu benehmen, den fast jeder Protestant vor katholischen Priestern und vor der Kirche überhaupt hat.

Am meisten war über unsern Besuch wohl der lutherische Bischof erstaunt, Herr Pètur Pètursson, ein freundlicher Greis von etwa 70 Jahren, als Fortsetzer der Kirchengeschichte Finn Jónssons in der Gelehrtenwelt bekannt. Mit seinem weißen Haar und seinem englischen Backenbärtchen sah er in seiner schwarzen, gefältelten Soutane wie ein anglikanischer Prälat aus. Seine jüngere Tochter, welche uns zuerst empfing, sprach auch englisch und hatte ihre Erziehung theilweise in Schottland erhalten. Als der Bischof kam, ging die Conversation in's Dänische über, das die haute-volée von Reykjavik ebenso gut wie ihre Muttersprache spricht. Die Meisten wissen auch entweder etwas Englisch oder Französisch, einige Wenige auch ein bischen Deutsch. Der Bischof und seine Familie schienen über unsern Besuch anfänglich fast etwas bestürzt und verlegen zu sein; doch faßten sie sich bald, und wir unterhielten uns ganz gemüthlich. Nur die Frau Bischof blieb scheu in dem anstoßenden Nebenzimmer und guckte bisweilen durch die offene Thür herein, ob wir noch da seien. Ein Sohn des Bischofs stellte sich uns als Arzt vor; er wohnt und prakticirt in der Nähe des Hekla. Die andere Tochter des Bischofs ist mit dem Landshöfding oder Gouverneur vermählt — der einfachste modus vivendi zwischen Kirche und Staat. Das Wohnhaus des Prälaten ist eines der besseren Häuser der Stadt; das Empfangszimmer war klein, aber comfortabel ausgestattet. Als Teppich unter dem Tisch lag ein Eisbärenfell. „Ein Landsmann!" sagte der Bischof, der uns darauf aufmerksam machte.

Wie die anglikanischen Bischöfe, steht Bischof Pètursson durch Titel und Amt noch in einigem Zusammenhang mit Islands früherer kirchlicher Ordnung. Nach Einführung des Christenthums im Jahre 1000 wurde zuerst 1056 der Bischofssitz Skálholt für das südliche Island, 1106 der Bischofssitz Hólar für das nördliche Island gegründet. Beide Diöcesen wurden dem Erzbischof von Throndhjem (Nidarós) unterstellt. Fünfundzwanzig Bischöfe folgten dem ersten Bischof von Skálholt, Isleifur Teitsson († 1080), neunzehn dem ersten Oberhirten von Hólar, Jón Ögmundarson († 1121), in ununterbrochener Reihenfolge. Der letzte katholische Bischof von Skálholt trat sein Amt im Jahre 1522 an, ging später nach Dänemark und starb in

der Fremde. Der letzte katholische Bischof von Hólar, Jón Arason, ein hervorragender Staatsmann und Dichter, standhafter Vertheidiger des katholischen Glaubens zugleich und der nationalen Unabhängigkeit gegen den dänischen Cäsareopapismus, fiel nach hartem Kampfe 1550 seinen Gegnern in die Hände und wurde — unzweifelhaft in odium fidei — enthauptet.

Hólar und Skálholt blieben auch nach Einführung der sogen. Reformation die Mittelpunkte des religiösen und wissenschaftlichen Lebens. Die Dänen wiesen officiell einen Theil des eingesackten Kirchengutes kirchlichen Zwecken, einen andern Schulzwecken zu; doch klagen die protestantischen Historiker selbst über traurige Verschleuderung des säculariſirten Kirchengutes. Es war dieselbe Geschichte, wie in Deutschland. „Das steht fest," sagt Bischof Pèturssson selbst in seiner Kirchengeschichte (S. 311), „die große Freigebigkeit, welche zuvor gegen die Kirchen und ihre Diener herrschte, schwand nach der Reformation dahin, und die Lage der isländischen Geistlichen ward von dieser Zeit an eine überaus elende." Die beiden Bisthümer vegetirten als lutherische Staatsbisthümer fort; doch schon 1746 mahnte die dänische Regierung die Bischöfe, sich auf ihren Visitationen einzuschränken; 1789 wurde es ihr zu theuer, die Bischöfe nach Kopenhagen reisen und dort weihen zu lassen; 1801 aber wurde das Bisthum Hólar abgeschafft und ganz Island unter demjenigen von Skálholt vereinigt. Dem einen Bischof wurde in Laugarnes (bei Reykjavik) eine kleine Residenz gebaut, die Güter von Skálholt aber verkauft, der Bischof später nach Reykjavik versetzt und ihm, wie jedem andern Beamten, ein Jahresgehalt ausgeworfen. Im Jahre 1865 betrug dasselbe 3400 Riksdaler (6800 Kronen), im Jahre 1868 nur noch 3000 Riksdaler. Im Budget für die Jahre 1884 und 1885 fand ich dasselbe nicht specificirt. „Für die Bedürfnisse des geistlichen Standes" waren für jedes dieser Jahre 30 000 Kronen angesetzt (wovon auf Besoldungen 8432 kommen), für die theologische Schule in Reykjavik 12 900 Kronen. Vielleicht wird auch diese Ausgabe eines Tages dem Staate zu kostspielig werden.

Viel geräumiger und glänzender, als der Bischof, wohnte der Landshöfding, Herr Berg Ólafsson Thorberg, Ritter des Danebrogordens und Danebrogsmand, Amtmann des Süd- und Westbezirkes von Island. Das lange Haus war früher Armenhaus; der vorige Gouverneur, Herr Finnson, setzte einen zweiten Stock darauf und ließ es weiß aufputzen. Es liegt an einer kleinen Hügelhalde und ist mit etwas Garten und Grasplatz umgeben. Der Landshöfding ist unbedingt der erste Mann auf Island. Zwar versuchte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der gelehrte Bischof Finn Jónsson diese Stelle sich zu wahren; allein der Gouverneur von Levetzow wollte das nicht dulden, und der darüber erhobene Streit endigte damit, daß die Gouverneure nicht bloß über allen Staatsbeamten stehen, sondern auch die Synode oder das Consistorium präsidiren. Wir trafen den „ersten Mann" von Island auf seinem Bureau, wo eben ein anderer Staatsmann sich von ihm verabschiedete. Er führte uns in einen schönen Salon hinüber, das höchste Zimmer, das ich bis dahin in Island gesehen. Es war mit Geschmack möblirt. Über dem Sopha hing zwischen andern Bildern am Ehrenplatz in

der Mitte Raffaels Madonna della Seggia. Der Vorgänger des Gouverneurs, Herr Finnſon, war es eigentlich geweſen, der den erſten Anſtoß zu unſerer Reiſe gegeben hatte. Er hatte P. von Geyr auf den Farödern kennen gelernt und ihn aufgefordert, doch nach Island zu kommen und für katholiſchen Gottesdienſt (ſowohl für die franzöſiſchen Fiſcher, als andere etwaige Fremde) daſelbſt zu ſorgen. Herr Berg Ólafsſon, biſchöflicher Schwiegerſohn, empfing uns zwar mit Höflichkeit, ging aber darüber nicht hinaus, und that und ſagte nichts, was irgendwie der katholiſchen Kirche zum Vortheil hätte gereichen können. Weder er noch der Biſchof erwiederten unſern Beſuch, obwohl die Isländer in ihrer Einſamkeit ſich ſonſt gern eine ſolche Abwechslung gönnen.

Bis tief in's vorige Jahrhundert hinein wurde Island von den Dänen ungefähr wie ein Stück eroberten Landes behandelt, mehr ausgeſogen als verwaltet. Die armen Leute mußten hart dafür büßen, daß ſie den milden Krummſtab der Biſchöfe zerbrochen und die Reſte davon dem König von Dänemark übergeben hatten. Die Dänen machten einen Polizeiſtock daraus, um aus dem wenig begüterten Lande ſo viel Gewinn herauszuſchlagen, als durch ein ſtrenges Handelsmonopol zu erſchwingen war. Die Gouverneure kamen meiſt nicht einmal nach Island hinüber, ſondern verzehrten ihr Gehalt in Kopenhagen. Vom Ende des vorigen Jahrhunderts an wurde es etwas beſſer. Sie kamen wenigſtens nach Island hinüber und ſahen ſich ihre Provinz etwas an. Doch gewöhnlich, wenn ſie ordentlich Isländiſch gelernt und ſich in die Verhältniſſe hineingearbeitet hatten, wollten ſie avanciren, erhielten Orden und Kammerherrnſchlüſſel und wurden auf einen „beſſeren" Poſten nach Dänemark verſetzt. Bis faſt in die letzte Zeit herab waren ſie Dänen, wie ſchon die Namen: Graf Rantzau, Baron Pröck, von Levetzow, Graf Trampe, Graf Moltke u. ſ. w., beſagen. Nur von 1790 bis 1806 gelangte einmal ein isländiſcher Vertrauensmann, Olafr Stephansſon, zeitweilig zu dieſer Würde. Die letzten Gouverneure waren zwar von Geburt Isländer, aber ihrer Erziehung und Richtung nach halbe Dänen. Daß ſich die Verhältniſſe für die Inſel etwas gebeſſert haben, danken die Bewohner nicht den königlichen Statthaltern, ſondern ihrer eigenen wiedererwachten Regſamkeit und beſonders dem wackeren Patrioten Jón Sigurðsſon, dem isländiſchen O'Connel.

28. Juni.

Den lutheriſchen Stadtpfarrer, den wir ebenfalls beſuchen wollten, trafen wir leider nicht zu Hauſe. Sonſt lernten wir nach und nach die meiſten Honoratioren von Reykjavik kennen, den Landvogt Thorſteinſon, den Byvogt (Stadtbürgermeiſter) Jonasſon, den Poſtmeiſter Finnſon, den Oberarzt von ganz Island Dr. Scherbeck, den Diſtrictsarzt Dr. Jonasſon, den Gymnaſialdirector Thorkelſon, den gelehrten Bibliothekar Jón Árnaſon, den Lector Páll Melſted, mehrere Mitglieder des Althing, Kaufleute u. ſ. w. Von mehreren Seiten wurde unſer Beſuch auf's Artigſte erwiedert, wir erhielten mehrfache Einladungen, und mit einigen Familien entſpann ſich ein recht gemüthlicher Verkehr.

Es fällt mir nicht ein, alle Stuben von Reykjavik beschreiben zu wollen, in welche wir Eintritt fanden. Der allgemeine Charakter der Wohnungen ist derjenige kleinstädtischer Gemüthlichkeit. Das Klima zwingt die Leute, eng und niedrig zu bauen, wie die Älpler in den Bergen. Bei all dem bleibt der Winter und das lange, kalte Frühjahr noch sehr hart und beschwerlich. Frau U., eine geborene Hamburgerin, sagte mir, sie hätte im vorigen Winter mit allem Heizen die kleine Wohnung oft tagelang kaum warm bekommen können; trotz Holz- und Schieferbekleidung der Häuser sei der eisigkalte Wind durch alle Zimmer gedrungen, und nur unmittelbar am Ofen selbst habe man sich der Kälte erwehren können. Frau Dr. S., eine Kopenhagenerin, bezeugte mir dasselbe: der erste Winter in Reykjavik sei ihr der schrecklichste Winter in ihrem ganzen Leben gewesen. Die geborenen Isländer sind an das Ungemach schon mehr gewöhnt, machen sich aus etwas Husten nicht viel, liegen lange zu Bette, und zwar in warmen Eiderdunen, die hier unmittelbar von den zahlreichen Eidergänsen bezogen werden, trinken viel Kaffee, die Männer auch Aquavit, und mummen sich und ihr Haus so gut ein, als sie können.

Die Stuben der wohlhabenderen Leute sehen recht freundlich aus. Meist ist der ganze Boden mit Teppichen belegt, darüber noch kleinere Teppiche unter dem Tisch und vor dem Sopha. Überall findet man gute Möbel, aus England oder Kopenhagen. An den Fenstern, auf Seitentischchen und auf kleinen Wandaufsätzen prangen das ganze Jahr frische Blumen und Zierpflanzen — ein Ersatz für die draußen fast gänzlich mangelnde Vegetation. Fast in jedem Haus trifft man ein Piano oder Pianino, auf welchem die höheren Töchter clavizimbeln, bis sie einen Mann gefunden und Kinder zu wiegen haben. Die Wände sind immer stark mit Bildern, Landschaften, Familienporträts u. s. w. geschmückt, oft überladen. Wiederholt traf ich zu meiner großen Freude ein Madonnenbild. Man will gern etwas Schönes haben — und siehe, es ist etwas Katholisches! So ist die Madonna in Göthe's „Faust" gekommen und so ziert Raffael die kleinen Stuben von Reykjavik.

Statt der „oberen Zehntausend", die England regieren, sind es in Reykjavik etwa zehn bis zwanzig Familien, die Island vorstellen. Diese sind fast sämmtlich unter einander verwandt oder verschwägert, und so ist die haute-volée eigentlich eine Art Clan, der durch Heirathen der Söhne und Töchter nach kleineren Ortschaften hin einigen Einfluß über die ganze Insel, besonders nach Süd- und Westland hin, ausübt. Er hat auch seine Sippen in Kopenhagen und steht durch seine Hauptrepräsentanten mit der Regierung auf gutem Fuß. Für das sociale Leben bringt diese Zusammengehörigkeit vieles Angenehme mit sich. Im Winter kürzt man sich die Zeit mit Kränzchen, Gesellschaften, Bällen und Liebhabertheater; im Sommer werden gemeinschaftliche Vergnügungsritte und Picknicks unternommen. Tracht, Einrichtung und Sitte ist in diesen Familien meistens schon ganz modern. Auf den Salontischen trifft man dänische und englische, auch wohl französische Romane in Übersetzung. Bei Einzelnen waltet dänischer, bei Anderen englischer Einfluß vor; doch trafen wir auch Familien, in denen sich das eigent-

lich isländiſche Element noch faſt ohne Beleckung durch modernes Modeweſen in ſeiner anſpruchsloſen Bürgerlichkeit erhalten hatte.

Von Haus aus ſind die Isländer ſtille, beſcheidene, gemüthliche Leute; ſie haben mehr das Beſchauliche und Gemüthvolle der Deutſchen, als das Energiſche, Thätige der Engländer, noch viel weniger ſpaniſche Grandezza oder das Leichtfüßige und Bewegliche der Franzoſen. Den Fremden gegenüber fühlen ſie ſich gedrückt. Das Land iſt arm, auf allen Gebieten des materiellen Fortſchritts noch weit zurück, unter fremder Hoheit, zu klein, um etwas für ſich zu bedeuten. Das Klima iſt rauh, die Natur karg, das Leben des gemeinen Mannes eine Kette von Entbehrungen. Und doch iſt der alte patriotiſche Geiſt nicht erſtorben. Kaum trifft man irgendwo ein Volk, das ſo gut in ſeiner alten Geſchichte, ſeinen Sagen und Überlieferungen zu Hauſe iſt. Während das Nibelungenlied für uns ein Zweig des gelehrten Studiums geworden iſt, leben die älteren isländiſchen Sagas noch lebendig im Volke fort. Das Volk lieſt ſie, die Mutter erzählt den Kindern davon, und dieſe müſſen daraus auswendig lernen. Die Bauern kennen ihre Genealogie bis in die Zeit der erſten Anſiedelung hinauf; unſcheinbare Bauernhöfe haben ihre Geſchichte, wie bei uns nur Rathshäuſer oder Burgen. Unter dem Eindruck der großen einſamen Natur werden die meiſten Isländer poetiſche, träumeriſche Geſellen, hangen zähe und ſtolz an dem alten Ruhme ihres Landes, ſchwärmen für ſeine alte Literatur und Geſchichte. Gaſtfreundſchaft gehört zu ihren alten Überlieferungen, doch ſind ſie nicht fröhlich zutraulich, ſondern zurückhaltend und eher etwas ſcheu, bis ſie näher mit den Leuten bekannt geworden.

In früherer Zeit war es allgemeiner Brauch, daß alle Gäſte mit Küſſen begrüßt und verabſchiedet wurden, und zwar von der ganzen Familie. Noch Lord Dufferin macht ſeine Witze darüber in ſeinen **Letters from the North**, daß er die ganze Familie, Kinder, Vater, Mutter und Großmutter, der Reihe nach küſſen mußte, und die älteren Leute hatten ordentlich Schnupftabak in und an den Naſen. In Reykjavik iſt dieſe Sitte ganz, im Lande großentheils abgekommen. Nur unter Bekannten wird noch, wie ehedem, geküßt, und in der neueren lyriſchen Poeſie iſt des Küſſens kein Ende. Geſchnupft wird dagegen noch ſehr allgemein und auch das noch weniger anmuthige Tabakkauen iſt ſtark im Schwange.

Die alte isländiſche Volkstracht iſt bei den Vornehmen in Reykjavik im Abnehmen. Die jüngeren Damen kleiden ſich nach neueſter Mode, während die älteren Frauen nicht ſelten noch die alte Tracht beibehalten, und da dieſe etwas Jugendliches, Kleidſames hat, ſo wirkt der Gegenſatz nicht ſelten etwas komiſch: die modernen Töchterchen ſehen altklug aus, die Mütter dagegen noch jugendlich und poetiſch.

Zeitungen gibt es drei in Reykjavik: der Þjóðólfur, der ſeit 1848 exiſtirt und von Jón Ólafsſon redigirt wird; Ísafold, der ſeit 1874 herauskommt und den unſer Reiſegefährte Björn Jónsſon beſorgt; und Suðri, von Geſtur Pálsſon redigirt, beſteht erſt ſeit 1883. Zwei andere Zeitungen erſcheinen in Akureyri (Nordland). Sie kommen einmal wöchentlich heraus

und haben eine Auflage von etwa 1000 bis 2000 Exemplaren. Die Ausstattung ist gut.

Theater, Casinos, Irrenhäuser, Kasernen und andere dergleichen Culturgewächse gibt es noch nicht; ein Gefängniß ist da, aber meistens leer, weil die Leute noch brav und ehrlich sind. Der vollständige Mangel allen Militärs ließ mir Island als eines der glücklichsten Länder der Erde erscheinen. Kein Cadett, kein Unteroffizier, kein Lieutenant, kein General, keine Kaserne, kein Kriegsminister, kein Einjährigendienst, keine Landwehrübungen, kein Militärbudget, keine Invaliden, keine Offizierswittwen, keine Siegesdenkmäler! Und Island kann existiren? Jawohl! Und in dieser Hinsicht befindet es sich sogar sehr zufrieden.

A. Baumgartner S. J.

Molière.

Biographisch-kritische Studie.

(Fortsetzung.)

VI. Die Festlichkeit der verzauberten Insel (1664).

Nach den allgemeinen Erörterungen über die Hauptentstehungsursache und den Gegenstand des Tartüff kommen wir jetzt zu seiner Geschichte; denn es dürfte in der ganzen Weltliteratur wohl kaum ein Stück geben, das gleich dem Tartüff Molière's im eigentlichsten Sinne des Wortes eine Geschichte aufweisen könnte. Ganze Bücher, eine Legion Abhandlungen und Aufsätze sind in allen civilisirten Sprachen über diese Geschichte geschrieben, und trotzdem bleibt noch so manches, vielleicht das Wichtigste unaufgeklärt, und zu mehr als einem Räthsel wird der Schlüssel wohl auf immer verloren bleiben.

Mögen wir nun das über die Vorgeschichte schon Gesagte in's Auge fassen oder das nachfolgende Bild der eigentlichen Geschichte in Erwägung ziehen: wir sagen aus vollem Herzen mit Mangold: „Die Geschichte des Tartüff ist keine erbauliche."[1]

Von den persönlichen Motiven des Neides bei Cosnac und denjenigen der Sinnlichkeit bei Ludwig abgesehen, welche Nachtseiten der damaligen Gesellschaft enthüllt uns schon die Vorgeschichte! Das Hofbisthum und Pfründenwesen in seinen traurigsten Verirrungen, Unsittlichkeit und Ketzerei in der heuchlerischsten und widerlichsten Form, gemeine Leidenschaft bei den Hohen,

[1] Mangold, Geschichte des Tartüff, S. 236.

Irreführung der Geringen ... „wirklich, aus einer Vorstellung des Tartüff wird man nicht ohne Traurigkeit nach Hause gehen, weil Ursache zur Traurigkeit in dem Stoffe liegt; und wenn die außerordentliche, historische Bedeutung das Werk nicht minder unsterblich macht als die classische Form, so muß man doch sagen: die heiterste Komik und die größte geistige Freiheit (?), in die uns der Dichter versetzt, kann die Trauer nicht ganz verbannen." [1]

Wir gehen noch weiter und sagen, bei aller Vortrefflichkeit des Stückes in sich, bei aller seiner Tendenz gegen die Ketzerei ruht doch ein augenscheinlicher Unsegen auf dem Werk, und dieser Unsegen ist die Frucht der unlauteren Nebenumstände, welche die Entstehung des Gedichtes bedingten und begleiteten. Wir dürfen dreist behaupten, daß der Heuchler Molière's weniger den Jansenisten und anderen Heuchlern als den wirklich Frommen geschadet hat; der Spottname „Tartüff", welcher in Frankreich kurzweg den „Jesuiten", sei es nun den Ordensmann der Gesellschaft Jesu oder den eifrigen Welt- und Ordenspriester, bezeichnet, ist nicht einmal das Schlimmste unter den bösen Folgen, wohl aber als Symptom der höchsten Beachtung werth.

Zu den interessantesten und unerbaulichsten Punkten der Tartüffgeschichte gehört gleich die erste Aufführung, wenn auch gerade über diese erste Periode noch die größten Dunkelheiten einer Aufklärung harren.

Schon gleich über die Zeit der Abfassung des Tartüff herrscht noch eine völlige Ungewißheit. Davin möchte diese Abfassung, wenigstens deren Anfang, in das Jahr 1661 oder höchstens 1662 verlegen. In letzterem Jahre soll Molière in seiner Eigenschaft als Kammerdiener dem König auf dessen Zug nach Lothringen gefolgt sein und zugleich am „Imposteur", wie der Tartüff in den gleichzeitigen Memoiren oft genannt wird, gearbeitet haben. Dieß erzählt uns d'Olivet. Allein der genannte Zug fand erst 1663 statt, und daß Molière dabei gewesen, ist mehr als zweifelhaft [2].

Erst mit dem Jahre 1664 erhalten wir einen sicheren geschichtlichen Anhaltspunkt über die Komödie, aber auch zugleich eines der schwierigsten Probleme, dessen Lösung man bisher wohl deßhalb vergeblich versucht hat, weil man sich zu ausschließlich in den beiden Extremen des Moliérismus oder Anti-Moliérismus befangen zeigte. Wir geben darum zuerst die sicheren Thatsachen und ziehen aus diesen dann einen Schluß, der wohl mit größter Wahrscheinlichkeit die Frage entscheiden und lösen dürfte.

Im Jahre 1664 sollte in Versailles ein großartiges Maifest gefeiert und natürlicherweise auch durch theatralische Aufführungen verherrlicht werden.

Man mag nicht wenig gestaunt haben, als man erfuhr, daß nach allem, was zwischen Molière und den Schauspielern des Hotel de Bourgogne seit dem Streit über die „École des femmes" sich zugetragen hatte, Ludwig XIV. nicht seine königliche Truppe des genannten Hotels, sondern die Schauspieler seines Bruders, also Molière und seine Gesellschaft, zu den Maifesten be-

[1] Mangold, ebendas.

[2] Vgl. D.-M. S. 414, Anm.

folsten habe. Ende April verließ also der Dichter mit seinen Leuten Paris und siedelte sich bis zum 22. Mai im Schlosse von Versailles an.

Die Feste aus 1664 sind in der Litteraturgeschichte besonders auch deshalb für die Geschichte Molière's und Tartüffs zu wichtig, als daß wir nicht näher darauf eingehen müßten. Im „Bourgeois gentilhomme“ und in der „Comtesse d'Escarbagnas“ braucht Molière den komischen Zunftgriff, eine muthmaßliche oder theatralische Aufführung in die betreffende Komödie einzulegen und diese Aufführung im Gehirnen einer anderen Person zu Ehren getroffen zu lassen, als wenn es noch der Hindernissen Aufführung glauben soll. Diese Kunstgriff ist aber nicht Molière'scher Erfindung, den hat der König selbst den Dichter bei den Festen gelehrt. Das „Fest der verzauberten Insel“, wenn die festdichtige Feier hielt, war nämlich offiziell zu Ehren der Königin-Mutter und der jungen Königin gegeben, in Wirklichkeit aber galt es auch seit einmütiger Meinung der Geschichtschreiber der Courtisane Ludwig, Fräulein zu La Vallière, welche seit vier Wochen sich von ihrer ersten Niederkunft erholen hatte[1].

Das Schloß von Versailles war damals zwar äußerst prächtig im Innern eingerichtet, aber viel zu klein für so großartige Festlichkeiten, wie Ludwig sie festellt hatte. Trotz der höchsten Nothdurft blieb für die nicht geladenen hohen Gäste so wenig Platz, daß selbst adelige Herren sich in stiller Wuth mit einem Winkel begnügen mußten. Das Hauptaugenmerk war dieß bald auf den wirklich herrlichen Park gerichtet. Zelte wurden errichtet, und 4000 Lichter, ohne die Fackeln von weißem Wachs zu zählen, erhellten allabendlich diese mit orientalischer Pracht gezierten Räume während der Aufführungen der verschiedenen Stücke. Um in die Darstellungen eine gewisse Einheit zu bringen, hatte der talentvolle Leiter des Ganzen, Herr von Benserini, in Verbindung mit dem Maitre de plaisir, dem Herzog von Saint Aignan, eine Idee des Ariost zur Grundlage des Festplanes genommen, Roger-Rudamig unter der Insel der Zauberin Alcine so lange in tiefer Meine auf der verzauberten Insel festgehalten, bis ein Ring ihm Dann löst. Die Laufe in großen Umrissen des äußerst reichhaltige Programm.

Über den Glanz und die Verschwendung, wie sie bei dieser Festwoche in Versailles herrschten, haben mir mehrere Berichte — alle stimmen darin überein, daß sich das stille Schloß für jene sechs Tage wirklich in eine Zauberstadt verwandelt hatte, welche nicht in Frankreich mit seiner inneren und äußeren Bewirrung, darunter auf einer etwa von Shakespeare ertraumten Insel der stillen Ocean gelegen hätte. Und kann hier nur dasjenige interessiren, was auf Molière und seine Stücke, besonders den Tartüff, Bezug hat; denn im Grunde ist es nur das Lustspiel Molière's, welches dem Versailler Fest bis zu unseren Tagen eine historische Bedeutung erungen hat.

[1] „Les plaisirs de l'île enchantés, fêtes galantes et magnifiques.“ Byl. über die reichhaltige Litteratur und neuere Literatur D-W., IV. S. 92 ff.

[2] Orlando furioso, Canto VII.

Am 7. Mai war der erste Festtag. Um sechs Uhr Abends begann der große Aufzug der in phantastisch-romantischer Weise als Ritter prächtig gekleideten Hofcavaliere[1]. Als Roger zeichnete sich der König, mit von Silber, Gold und Edelsteinen strahlendem Küraß und feuerrothem Helmbusch, auf dem besten Pferd, durch freie, stolze Haltung vor allen Sterblichen aus. Nachdem die Ritter auf den Kampfplatz getreten waren, erschien ein kolossaler decorirter Wagen, von Millet, dem Hofkutscher, geleitet. Er hatte den größten Theil der Molière'schen Truppe aufgeladen. Hätte er umgeworfen, meint Marigny, so würde sich das Hotel de Bourgogne leicht darüber getröstet haben — ein Beweis, wie der Streit der beiden Truppen vom Jahre vorher noch in lebhaftem Andenken stand, ja durch die Bevorzugung bei Gelegenheit der Maifeste den Höhepunkt erreicht hatte. Molière's Freund, Lagrange, thront zu oberst als Apollo; zu seinen Füßen die vier Zeitalter: Frau Molière das goldene, Mademoiselle Debrie das eherne, Hubert und Ducroisy das silberne und eiserne. Der Kutscher war als „Zeit" costümirt und mit Sichel und Flügeln versehen. Zu beiden Seiten dieses Apollowagens marschirten die zwölf Stunden und die zwölf Thierkreiszeichen. Dann kamen, zwei und zwei, die Pagen mit Lanzen und Schilden. Unter den Devisen auf den Schilden konnte die des Bruders der armen La Vallière für eine ahnungsvolle Anspielung auf seine Schwester genommen werden. Auf einem von der Sonne entzündeten Holzstoß war der Phönix zu sehen und darunter die Worte: „Von ihr verbrannt zu werden, ist süß."[2] Hirten mit Geräthschaften, die zum Abstecken der Bahn für das Ringelrennen bestimmt waren, schlossen den Zug.

Nachdem die Kämpfer vor den Königinnen salutirt hatten, faßten sie Posto. Mademoiselle Debrie, eine der trefflichen Schauspielerinnen Molière's, hatte die Ehre, eine kleine poetische Unterhaltung der Zeitalter mit Apollo zu eröffnen. Darnach begann das Ringelrennen. Der König that Wunder der Geschicklichkeit und der Anmuth. Von den Auserlesenen, die sich schließlich um den ersten Preis stritten, siegte La Vallière, der einen mit Diamanten besetzten Degen aus der Hand der Königin-Mutter erhielt.

Lulli spielte mit seinem Orchester zum Tanze der zwölf Thierkreiszeichen auf. Mademoiselle Duparc, Molière's stattlichste Bühnenschönheit, erschien auf einem spanischen Renner als Frühling, in Grün und Silber mit natürlichen Blumen gekleidet. Ihr Gatte, Gros-René, folgte als Sommer auf einem Elephanten, La Thorillière als Herbst auf dem Kameel der Hofmenagerie, Béjart als Winter auf dem Bären. Endlich trat auch Molière auf, im Verein mit Madeleine Béjart, Pan und Diana vorstellend, auf einer Maschine, die in Gestalt eines von Bäumen umschatteten Felsens in Lüften zu schweben schien.

---

[1] Vgl. die Beschreibungen bei D.-M., IV. S. 109, und W. Mangold a. a. O. S. 75.

[2] Die Sonne war bekanntlich das Symbol Ludwig' XIV.; die Anspielung war also in den Augen Aller, auch der armen jungen Königin, deutlich genug.

Am zweiten Tage gab Molière sein eigens für die Festlichkeiten geschriebenes Stück: „Die Prinzessin von Elis."

„Für uns ist es schwer," sagt Mangold, (bei diesem Stück) „nicht an Anspielungen zu denken, und doch ist die Absicht derselben nirgends erwiesen." Aber das eben ist die Kunst Molière's, diese Absicht geschickt versteckt zu haben, wenn man das überhaupt noch „versteckt" nennen kann, was man unwillkürlich sieht. Wenn man es in gewissen Kreisen heute noch „als ein Glück für den Staat auffaßt, daß Ludwig endlich eine ernste Neigung zur La Vallière gefaßt habe" [1], so konnten sich, meint Mangold, „Ludwigs Zeitgenossen bei der Herkömmlichkeit der Maitressenwirthschaft und der Unmöglichkeit (?) einer wahren Liebe zu Maria Theresia vielleicht über eine ernste Liebe freuen, wenn sie wirklich an Anspielungen auf die La Vallière gedacht haben" [2].

Wir sehen also nicht ein, warum sich Ludwigs Zeitgenosse Molière dieser Meinung nicht auch angeschlossen habe, und in seinem Künstlerberuf es nicht als einen hohen und würdigen Zweck angesehen, den König in dieser „Liebe" zu bestärken. Wir sagen dieß natürlich im Sinne der vielen Moliéristen von der Art Lindau's und Philippsons. Von unserem religiös-sittlichen Standpunkte müssen wir es Molière sowohl als seinem Collegen Quinault nur zur Schmach anrechnen, den schlechten Lüsten des Königs durch ihre mehr als galanten Dichtungen geschmeichelt und Vorschub geleistet zu haben. Freilich können wir uns in etwa erklären, daß ein in sittlichen Lebensfragen durchaus nicht feinfühliger, von der Gunst des Hofes in seiner ganzen Existenz abhängiger Theaterdirector, der zudem in seiner eigenen „Herzensgeschichte" vom König so nachsichtig behandelt, so großartig war beschützt worden, nun auch, um die Gunst dieses Königs zu erhalten und zu vermehren, seine Dichtung in den Dienst der Leidenschaften Ludwigs gab, ohne vielleicht mit der ganzen Klarheit eines objectiv denkenden, sittlich fühlenden Christen einzusehen, daß er eben dadurch seine Muse zur gemeinen Kupplerin herabwürdigte. Diese Seite Molière'scher Thätigkeit mag es denn auch wohl gewesen sein, welche in späteren Jahren den mit den Hofintriguen so wohl bekannten Bossuet zu dem überstrengen Urtheil bewog, mit welchem dieser Prälat das ganze Theater Molière's verwarf und verdammte — ein Urtheil, welches ja in Bezug auf mehrere, besonders der im Auftrage des Königs geschriebenen Stücke durchaus zutreffend, in seiner Allgemeinheit aber jedenfalls nicht mehr gerecht zu nennen sein dürfte. Wir wollen gewiß Molière in seiner zu großen Willfährigkeit gegen den König nicht entschuldigen oder gar rechtfertigen, nur erklären möchten wir durch die ganze unsittliche Atmosphäre des Hofes sowohl als der Umgebung des Dichters und durch das allseitige Abhängigkeitsverhältniß, worin sich Molière Ludwig gegenüber fühlen mußte, daß die liberalen Bewunderer Molière's es mit Unrecht als eine Versündigung an ihrem Dichter betrachten, wenn man ihn anklagt und ta-

[1] Philippson, Das Zeitalter Ludwig' XIV. bei Oncken, S. 54.
[2] Mangold S. 77.

delt, in einzelnen Stücken auf Befehl des Königs Tendenz für deſſen galante Abenteuer gemacht zu haben.

„Die Prinzeſſin von Elis“ iſt eine in's Antike überſetzte, claſſiſch abgeſchwächte Bearbeitung von Moreto's bekanntem Luſtſpiel „El desden con el desden“, bei uns noch heute auf dem Repertoir unter dem Namen der Heldin „Donna Diana“. Man ſagt, Molière habe dieſes ſpaniſche Original mit Rückſicht auf die beiden Königinnen, die ja ſpaniſche Prinzeſſinnen waren, gewählt; eine ſeltſame Anſicht jedenfalls, der ein thatſächlicher Grund nicht zur Seite ſteht, und die noch weniger eine innere Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Die Wahl des Stückes iſt jedenfalls durch den Inhalt beſtimmt worden, und dieſer Inhalt wird uns in modern Wagner'ſcher Manier durch ein Leitmotiv gleich bei Eröffnung der Scene angedeutet, indem es im „Récit de l'Aurore“ heißt:

Quand l'amour à vos yeux offre un choix agréable,
Jeunes beautés, laissez vous enflammer; . . .
Dans l'age où l'on est aimable
Rien est si beau que d'aimer.

Dieſes Motiv wird nicht bloß in den Intermezzi immer und immer wieder variirt, ſondern bildet auch den Grundgedanken des Stückes ſelbſt. „Die Prinzeſſin von Elis“ iſt durchaus nichts Anderes, als eine in die dramatiſche Form gekleidete, nachdrückliche Aufforderung zur Liebe. Selbſt eine Vergleichung mit Moreto's Luſtſpiel zeigt, wie es Molière mit dieſem Grundgedanken Ernſt war. Der ſpaniſche Dichter läßt ſich ſeinen Helden Carlos gegen den witzigen Diener Polilla über ſeine Liebe zu der ſpröden Diana ausſprechen, und dieſer Diener redet natürlich, wie es leichtſinnige Diener in ähnlichen Fällen ihren jungen Herren gegenüber zu thun pflegen. Eben deßhalb aber haben dieſe Reden auch keinen weiteren Werth. Etwas Anderes aber iſt es, wenn Molière faſt eben dieſelben Worte in den Mund des alten Arbates, des Erziehers und Sittenlehrers des Prinzen, legt.

Dieſe lange Aufforderung zur Liebe, der Mutter aller großen Thaten, findet ſich im erſten Act, der ſichtlich mit allem Fleiß vom Dichter ausgearbeitet wurde. Er iſt auch ganz in Verſen geſchrieben, wie überhaupt das Stück durchgehends in gebundener Rede ſollte abgefaßt werden. Als aber Molière eben den zweiten Act begonnen hatte, kam ein ausdrücklicher Befehl des Königs, ſo raſch wie möglich voranzumachen, und ſo geht denn mitten in der erſten Scene dieſes zweiten Actes plötzlich die Poeſie in Proſa über. Daher der Witz, die Prinzeſſin von Elis gehe mit einem Fuß in Schuhen, mit dem anderen barfuß. Aber nicht bloß die äußere Form, ſondern auch die innere Structur der letzten vier Acte zeigt nach Molière's eigener Bemerkung nur zu ſehr die haſtige Eile des erſten Entwurfs. Wenn jedoch Voltaire von „Insipidité“ ſpricht, ſo geht er jedenfalls zu weit, und Molière zeigt ſich auch in dieſer Skizze immer als echter, bühnenkundiger Dichter. In dem weiteren Verlauf des Stückes iſt beſonders noch zu beachten die erſte Scene des zweiten Actes, welche ein Gegenſtück zu der obenerwähnten erſten Scene des erſten Actes bildet. Hier iſt es die Prinzeſſin, welche ſich bei ihren Cou-

sinen über ihre Liebe ausspricht. Und hier muß Mangold selbst gestehen: „Die Prinzessin, welche sich gegen die Liebe sträubt, welche von den Unordnungen spricht, zu denen die Leidenschaft treibt, von den Erniedrigungen, zu denen sie führt, diese Prinzessin kann, ihren Stimmungen nach, der La Vallière sehr wohl entsprechen.“ [1]

Wegen eines späteren Stückes ist eine Äußerung dieser Scene besonders interessant. Um nämlich die Prinzessin zur Nachgiebigkeit gegen die Liebe zu bestimmen, führen die Cousinen auch das Beispiel der Götter, und besonders Jupiters, an, der mehr als einmal geliebt habe. Die Prinzessin läßt aber diesen Beweis deßhalb nicht gelten, weil es gar noch nicht ausgemacht sei, daß die volksthümlichen Erzählungen über die Götter auch auf Wahrheit beruhten. Einige Jahre später, und Molière selbst wird im Amphitryon eine solche „Liebe“ Jupiters auf die Bühne bringen und dem entehrten Ehemann der königlichen Maitresse zurufen: „Mit Jupiter zu theilen, ist keine Schande!“ Bis zu diesem Grade der Infamie sind wir bei den Festen der verzauberten Insel noch nicht gelangt.

Molière spielte in dem Stück die Rolle des Hofnarren Moron, der, nebenbei gesagt, kaum wohl diesen Titel verdient, da er himmelweit von dem Witz Shakespeare'scher Narren entfernt ist und nahezu kein einziges packendes Wort spricht, es sei denn, wo er den Ursprung seiner Liebe zu Philis erzählt. Armande glänzte in der Rolle der Prinzessin, und zwar mehr, als dem Gatten lieb sein konnte. „Hingerissen von den Schmeicheleien, die sie umflutheten, und von den Huldigungen der vornehmen Cavaliere, vergaß sie sich. Die Chronique scandaleuse wußte genau zu erzählen, wem Armande ihre Gunst geschenkt habe, und der arme Molière, dem geschäftige Freunde davon Mittheilung machten, duldete schwere Qualen. Er zahlte die Gnade des Hofes mit theurem Preis, und während sein Herz blutete, mußte er als echter Schauspieler noch ein fröhliches Gesicht machen und seinen König mit Possenspielen ergötzen.“ [2]

Am dritten Festtag großer Tanz mit Feuerwerk; am vierten in den Schloßgräben Kopfrennen; am fünften (Sonntag) Menagerie-Besichtigung unter Führung des Königs, Abends Aufführung der „Fâcheux“ im Theater des Schlosses; am sechsten große Lotterie für die Damen und Wettrennen, Abends: Tartüff!

Man steht erstaunt und liest zweimal den Titel eines solchen Werkes auf dem Programm solcher Festlichkeiten. Was hat Tartüff als Charakterbild und als literarische Schöpfung unter den Zauberbildern und der fröhlichen Heiterkeit der verzauberten Insel zu thun?

Fast wäre man versucht, eine blutige Satire in der Wahl dieses Stückes vor dem königlichen Heuchler und dem ganzen Heuchlervolk der schmeichelnden Höflinge zu suchen — aber so kühn war Molière noch nicht. Er dachte noch wie Moron: „Herr, ein ander Mal werde ich ein besserer Höfling sein und

[1] Mangold a. a. O. S. 78.

[2] Lotheißen, Molière, S. 169.

mich wohl hüten, zu sagen, was ich denke."[1] In der That ist denn auch der Tartüff in seiner damaligen Form und in dem Ziel, welches er bei jener ersten Aufführung verfolgte, nur eine Variation der „Prinzessin von Elis". Nicht Ludwig XIV., der seiner Maitresse öffentliche Spiele gab und Mutter wie Gattin glauben machen wollte, Alles gelte ihnen — nicht Ludwig XIV. sollte als Heuchler gegeißelt werden, sondern jene, welche den Leidenschaften des Königs im Namen der Religion und der guten Sitten sich entgegenstellten.

So reihte sich der Tartüff ganz natürlich und der Absicht des königlichen Bestellers gemäß in die Versailler Festaufführungen ein. Darum auch die Eile, die es mit seiner Aufführung hatte.

Unter dem Titel des Tartüff wurden nämlich nur die drei ersten Acte des heutigen Lustspiels gegeben. Das Fragment oder, wie Einige meinen[2], die damalige Fassung der Komödie schloß mit der Scene, wo Orgon, von der Unschuld des durch Damis entlarvten Heuchlers überzeugt, diesem sein ganzes Vermögen vermacht.

Die Literarhistoriker sind dem weitaus größten Theile nach der in Anbetracht der Quellen wohl einzig berechtigten Ansicht, Molière habe ein unvollendetes Stück — ein Fragment — die drei ersten, einzig ausgeführten Acte eines im Entwurf und Plan aus fünf Acten bestehenden Lustspieles zur Aufführung gebracht[3].

Allein jetzt entsteht bei denselben Literarhistorikern die weitere Frage: Warum hat Molière bei einer so feierlichen Gelegenheit ein unvollendetes Stück vorgebracht?

Auf diese Frage hat nun fast jeder Schriftsteller seine eigene Antwort als Erklärungsversuch gegeben; allein der ruhige und umsichtige Mesnard ist trotz dieser vielen Antworten der Meinung, daß all diese Erklärungen nur mehr oder minder wahrscheinliche Hypothesen seien[4]. Wir glauben, die großen Schwierigkeiten der Sache auf die einfachste Art lösen zu können, wenn wir zwei jener Lösungsversuche zusammenstellen und sie mit den anderweitig feststehenden Thatsachen in Verbindung bringen. Nur wollen wir noch vorausschicken, daß alle Historiker annehmen und der Geschichte gemäß annehmen müssen, Ludwig XIV. habe im Voraus Kenntniß von dem Vorhaben des Dichters, von dem Gegenstand und der Tendenz des Stückes gehabt und wenigstens seine Erlaubniß zur Aufführung desselben gegeben. Wir gehen nun weiter und sagen, wie er die Komödie bestellt — so hat er die eilige Aufführung befohlen.

---

[1] Princesse d'Elide, Act V. Sc. 2.

[2] So unter Anderen Michelet, Histoire de France, 1860, XIII. p. 112, und P. Lindau, Molière, S. 82.

[3] Vgl. D.-M. S. 274 ff. Schon der Schluß der Versailler Fassung zeigt, daß die Komödie nicht vollendet und zu ihrem natürlichen, künstlerisch geforderten Ende gekommen war.

[4] Ebendas.

In seinen Noten zu Molière's Leben fragt sich Bazin[1], „wie wohl ein Werk, das für des Königs letzte Tage vielleicht gepaßt hätte, gleich in den ersten lustigsten Tagen an's Licht getreten sei". Er kann sich das nicht anders erklären, als „indem er genau und im Detail zusieht". Was findet er nun? „Es gab damals eine religiöse Partei, welche streng, finster und murrend und dazu verfolgt war, und eben darum sich stets bereit zeigte, die frohen Unordnungen des Hofes zu richten. Der König, welcher in der That das Beispiel der Unsittlichkeit gab, und dem eben jene Partei wegen ihrer alten Verbindungen mit den Häuptern der Fronde verdächtig war, konnte es also nur gut finden, daß man sich über jene sittenstrenge Cabale lustig machte, welche ihn belästigte (l'importunait), und er sah jedenfalls im Tartüff nichts Anderes, als eine heitere Rache an der strengen und düsteren Frömmigkeit (dévotion rigoureuse, chagrine), welche ohne Nachsicht für Schwächen war."

Diese Ansicht Bazins stimmt, wie wir gesehen, durchaus mit der Thatsache, daß Ludwig XIV. überhaupt aus den bewußten Gründen die Abfassung des Tartüff wirklich gewünscht hatte. Wenn aber je, so mußte ihm viel daran liegen, daß gerade jetzt, wo die Leidenschaft zu der La Vallière gleichsam in ein neues Stadium der Lebhaftigkeit getreten war, den lästigen Mahnern ein entscheidender Schlag versetzt werde. Und auf wen es besonders abgesehen war, sagt uns der wie Bazin gleichmäßig unverdächtige Aimé Martin.

Zu dem Charakterbild, welches die zungengewandte Dorine im Tartüff von der devoten Orante entwirft, die sie eine „prude à son corps défendant" nennt, „die nicht dulden könne, daß Andere Freuden genössen, deren Genuß ihr das Alter versagt", macht der genannte Kritiker die Bemerkung:

„Unter den Zügen der Orante werden wir die Herzogin von Navailles zu erkennen haben, eine ehrgeizige, prüde und frömmelnde Person, welche Alles am Hofe bekrittelte und gar nichts verzieh. Molière schmeichelte so dem König im Geheimen und erheiterte den jungen Hof, der entzückt war, einen heuchlerischen und gefährlichen Tadler dem Gelächter preisgegeben zu sehen. . . .

„Der ganze Hof verurtheilte damals, gerade wie Dorine, die sauertöpfische (chagrine) Strenge der Herzogin von Navailles, welche, um den Königinnen[2] zu gefallen, dem König den Zutritt zu den Zimmern der Edelfräulein verboten hatte und jene Gitter anbringen ließ, die seitdem in der Geschichte berühmt geblieben sind. Dieses ärgernißerregende Vorgehen hatte keinen anderen Zweck, als den König an seinen Unterhaltungen mit Fräulein Lamotte-Houdancourt, welche durch eine Mauerspalte statthatten, zu hindern. Die Herzogin von Navailles verdankte ihr Glück dem Cardinal Mazarin, dessen Intriguen zur Zeit der Fronde sie unter dem Namen eines Fräulein de Neuillant gedient hatte. Dieses Porträt und dasjenige der Madame de

[1] Bazin, Notes historiques sur la Vie de Molière. Paris 1831. S. 113 f. u. 125.

[2] D. h. der Mutter und der Gemahlin Ludwig' XIV.

Soissons (d. h. die Daphne des Stückes) sind so treffend und der Hof war damals so sehr für die Intriguen dieser beiden Frauen interessirt, daß es unmöglich ist, Molière nicht die geheime Absicht zuzuschreiben, dem König zu gefallen, indem er sie dem Gelächter preisgab."

Soweit Aimé-Martin.

Ist es nun eine unerlaubte oder unwahrscheinliche Conjectur, von der Mitwissenschaft des Königs auf einen ausdrücklichen Wunsch desselben zu schließen, und die überstürzte Vorstellung eines Stückes dadurch zu erklären, daß Ludwig um Alles wünschen mußte, vor dem versammelten Hofe eine so einflußreiche, wegen ihrer Stellung zu den Königinnen achtbare und schwer zu entfernende Dame zuerst durch so gemeine Anspielungen lächerlich, d. h. unmöglich zu machen, um sie dann — wie es wirklich geschah — leichter vom Hofe entfernen zu können? Diese Nebenabsicht auf eine bestimmte unbequeme Person zu einer gegebenen Zeit hindert nicht im mindesten, was wir von dem Ursprung des Tartüff im Allgemeinen gesagt haben, sie erklärt aber am einfachsten die sonst unerklärliche Thatsache der überstürzten Aufführung eines Fragments, das anderweitig seiner ganzen Natur nach sehr wenig zu den Festlichkeiten in Versailles paßte. Ist aber diese Nebenabsicht nicht zu läugnen, so stehen wir keinen Augenblick an, die Hauptschuld auf Rechnung Ludwigs zu setzen und ihn als den intellectuellen Urheber, den königlichen Besteller des Ausfalls gegen die Herzogin zu bezeichnen. Molière arbeitete einfach auf Befehl, und wenn er sich eine schwere Mitschuld auflud, so hat er sie auch überreich gerade mit seinem Tartüff und durch Ludwigs Verhalten gebüßt. Wir weichen also von Bazin, Aimé-Martin und Anderen insofern ab, als wir nicht Molière, sondern Ludwig die Hauptverantwortung für das öffentliche Ärgerniß aufbürden und Molière wenigstens bei dieser Gelegenheit noch in Schutz nehmen zu sollen glauben gegen die Voraussetzung, als habe er aus eigenem Antrieb und bloßer Schmeichelei, den geheimen Wünschen des Königs entsprechend, die unbequeme Herzogin lächerlich machen wollen. Molière wird durch unsere Erklärung gewiß nicht gerechtfertigt — das ist ohne Vergewaltigung der Geschichte nicht möglich —, aber entschuldigt wird sein „Gehorsam" doch in etwa durch die Macht des Befehlenden und die Verkettung der Umstände.

Es könnte scheinen, als ob wir in dem Abwiegen der Schuld Molière's bei den einzelnen Stücken nicht gleichmäßig verführen und z. B. die „Prinzessin von Elis" ganz auf Rechnung des Dichters setzten. Dem ist nicht so. Obgleich vor dem Tartüff-Fragment aufgeführt, ist die Prinzessin doch nach demselben geschrieben. Mithin wußte Molière nach den Vorgängen bei Bestellung des Tartüff, woran er sich bei Abfassung der Prinzessin zu halten hatte, wenn nicht überhaupt bei dem Befehl des Königs an Molière, statt der Hoftruppe die Theaterstücke der Festwoche zu übernehmen, im Allgemeinen schon die Directive über die Haltung der Stücke gegeben wurde. Ist daher bei der Prinzessin die directe Mitschuld oder Urheberschaft Ludwigs nicht so augenscheinlich, so schließt doch nichts eine solche aus, und eine indirecte Mitschuld ist jedenfalls nothwendig anzunehmen.

Molière nach dem Beispiel der meisten Moliéristen ganz rechtfertigen zu wollen, ist, wie gezeigt, eine Unmöglichkeit. Von allem Gesagten abgesehen, unterliegt es für den unbefangenen, d. h. weder für noch gegen Molière eingenommenen Forscher keinem Zweifel, daß von Anfang an zwischen König und Dichter wegen des Tartüff etwas vor sich gegangen sein muß, was die Öffentlichkeit scheute. Ludwig hatte sich in der Tartüff-Frage von Anfang an compromittirt, und zwar in einer sehr gefährlichen Weise, so daß er künftighin von der Discretion Molière's abhängig war. Ohne jemals diese Discretion zu verletzen, hat sich der Dichter dennoch oft genug der falschen Stellung des Königs ihm gegenüber bedient, um in Ausdrücken, die bei dem damaligen, Ludwig gegenüber gebräuchlichen Devotionston durch ihre Kühnheit wahrhaft in Erstaunen setzen, sein gutes Recht von einem Monarchen zu verlangen, der der Noth seines Dieners vergaß, trotzdem sich der Diener doch nur im Interesse des Herrn in diese Noth gestürzt hatte. Der ganze, im Grunde recht feige Charakter Ludwigs zeigt sich auch in der Geschichte des Tartüff in auffallender Weise.

Schon gleich die Festberichte sind in dieser Hinsicht recht beachtenswerth. Die in allen Theilen, über alle Vorkommnisse der Spielwoche von Versailles so übertrieben red- und lobseligen theils officiösen, theils officiellen Darstellungen werden plötzlich von einer auffallenden Nüchternheit, wo es sich um die Aufführung des Tartüff und den Eindruck handelt, den dieses Stück auf die Zuschauer und besonders auf den König gemacht. Bei dem gewaltigen Aufsehen, den heftigen Widersprüchen u. s. w., welche die mündlich verbreitete Kunde von der Aufführung überall erregte, fühlt man diesem Schweigen der Festberichte sofort an, daß mit dieser Aufführung etwas sehr Delicates, den König und die Seinigen sehr nahe Angehendes geschehen war, an das zu rühren wahrscheinlich streng von Oben herab verboten war. Des Königs Zweck war ja überdieß vollkommen erreicht. Die, welche darum wissen sollten, an deren Adresse das Fragment gerichtet war, d. h. die Großen des Hofes, hatten es ja mit Augen gesehen. Sie hatten ja der Mehrzahl nach gelacht, die Macht der Herzogin war für sie gebrochen. Wozu es also noch dem Volk der guten Stadt Paris erzählen, für das ja die ganze Angelegenheit nicht bestimmt war?

Die Herzogin von Navailles und ihr Gemahl erhielten vom König die Weisung, all ihren Ämtern zu entsagen und den Hof zu verlassen. Nur auf ausdrücklichen Wunsch der Königin-Mutter ließ ihnen Ludwig die Verwaltung des Ländchens von Aunis. „Sie ertrugen Alles mit Adel, kamen nie mehr vollständig in Gunst und wurden darum nicht weniger geehrt." So schließt der unverdächtige Saint-Simon die Erzählung eines Vorganges, der, wie kaum irgend ein anderer im Stande ist, uns die Nachtseiten des Hoflebens zu enthüllen. Weder die Herzogin noch ihr Gemahl waren Heuchler; was sie auch früher gethan haben mögen, bei dem Widerstand, den sie bei jener feierlichen Gelegenheit dem König entgegensetzten, handelten sie nicht aus irdischen Rücksichten. Das Einzige, was Saint-Simon an dem Charakter der Herzogin auszusetzen hat, ist ein stark hervortretender Geiz. Die Wahrheit

dieſer Anklage vorausgeſetzt, müſſen wir den Schritt des energiſchen Ehepaares noch mehr bewundern, das bei der Wahl zwiſchen Königsgunſt und Pflicht keinen Augenblick ſchwankte. Ob die Herzogin Janſeniſtin war? Auf dieſe Frage ſchweigen die Quellen; aber bei allem Abſcheu vor der Secte und ihrer heuchleriſchen Tugend, hier können wir uns nur auf Seiten der Tugendhaften ſtellen, weil dieſe Tugend durchaus nichts mit der Secte, ſondern einzig mit der elementarſten Menſchenpflicht etwas zu thun hat.

Sehen wir uns jetzt die Feſtberichte näher an.

Der kluge Marigny[1] ſchließt ſeine Lobrede auf die Feſtwoche ſehr vorſichtig mit der Lotterie, welche der König für die Damen veranſtaltete, alſo gerade mit der erſten Hälfte des Tages, an deſſen Abend Tartüff geſpielt wurde.

Der officielle Hofbericht, welcher ziemlich ſpät nach Beendigung der Feſte gedruckt wurde[2], alſo ſchon durch die ſich bald erhebenden Streitigkeiten beeinflußt ſein konnte, hat Folgendes:

„Am Abend ließ der König eine Komödie, ‚Tartüff' betitelt, aufführen, welche der Sieur de Molière gegen die Heuchler gemacht hatte; aber obwohl man dieſelbe ſehr kurzweilig (divertissante) gefunden, ſo erkannte doch der König eine ſolche Ähnlichkeit zwiſchen denen, welche eine wahre Frömmigkeit auf den Weg zum Himmel führt, und jenen, welche eine Prahlerei mit guten Werken nicht verhindert, ſehr ſchlechte zu begehen, daß ſein äußerſtes Zartgefühl für die Angelegenheiten der Religion dieſe Ähnlichkeit des Laſters mit der Tugend, welche man leicht mit einander verwechſeln konnte, nicht dulden wollte, und obzwar er an der guten Abſicht des Verfaſſers nicht zweifeln konnte, ſo verbot er ſie (die Komödie) dennoch öffentlich (en public) und beraubte ſich ſelbſt dieſes Vergnügens, um nicht Andere, die nicht gleich ihm unterſcheidungsfähig genug waren, in Irrthum zu führen."

Zu dieſer Darſtellung bemerkt Mesnard[3]: „Es iſt nicht leicht, das hier Geſagte mit den Geſinnungen zu vereinigen, welche die (officielle) ‚Gazette' bei dieſer Gelegenheit Ludwig XIV. leiht. In ihrer Nummer 60 vom 21. Mai ſagt ſie in dem Artikel ‚Particularités des divertissements pris à Versailles' kein Wort von der Aufführung der drei erſten Acte des Tartüff. In ihrer Nummer 59 (datirt: 17. Mai 1664) dagegen lobt ſie bei Gelegenheit eines Edictes, welches die fünf Sätze des Janſenius verurtheilt, den Eifer, mit welchem Ludwig XIV. den Titel des älteſten Sohnes der Kirche rechtfertige, indem ſie anführt, wie er dieſen Eifer noch jüngſt durch ſein Verbot gezeigt, ein Theaterſtück mit dem Titel ‚Hypocrite' aufzuführen, welches Seine Majeſtät, die in allen Dingen vollkommen erleuchtet ſei, als der Ehre der Religion durchaus entgegen und der ſchlimmſten Folgen durchaus fähig erkannt und verurtheilt habe."

---

[1] D.-M. S. 251—261.

[2] Abgedruckt bei D.-M. S. 107—233. Über die verſchiedenen Ausgaben desſelben vgl. D.-M. S. 98.

[3] S. 232, Anm. 2.

In der That ist zwischen diesen beiden gleichmäßig officiellen Berichten kein Einklang herzustellen, eben weil keiner die Wahrheit sagt und sagen darf. Beide gehen eben darauf aus, der eine zwar mit mehr Schonung des Dichters, alle Schuld des Versailler Scandals und des unliebsamen Aufsehens, welches das Stück in gewissen Kreisen der Gesellschaft machte, vom König abzuwälzen und ihn im vollen Lichte eines Eiferers für die Religion erstrahlen zu lassen. Die „Gazette" vom 17. Mai konnte und mußte schon von den Versailler Vorgängen — der Tartüff wurde am 12. gegeben — und der gewaltigen Meinungsverschiedenheit über das neue Stück unterrichtet sein, und darum bricht sie die Gelegenheit vom Zaun, alle Verantwortung vom König auf den Dichter zu übertragen.

Taschereau scheint die Bedeutung des Momentes, der in der Tartüff-Aufführung vor dem Versailler Publikum liegt, zu unterschätzen; Moland glaubt geradezu, der Hof habe mitten im Glanz und den galant-mythologischen Zerstreuungen der Festwoche nicht sogleich vom ersten Augenblick an die hohe Bedeutung des neuen Molière'schen Stückes erfaßt. Aber Mangold sagt mit Recht: „Selbst im ersten Augenblick und in dem Festrausch wäre eine so große Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit kaum denkbar." Der Reimschmied Loret verräth wohl am besten das große Geheimniß, wenn er in seiner „Muse historique" bemerkt, „er wolle in diesem Falle des Pythagoras Schüler sein und über einen solchen Gegenstand schweigen". Es wäre also unklug, vielleicht gefährlich gewesen, über Tartüff und den Eindruck zu reden, den er hervorgerufen; es gab also in der ganzen Angelegenheit einen zarten oder, wenn man will, einen schwachen Punkt, über den man wohl zwischen vier Wänden sprechen, aber nicht in einer gereimten Theaterzeitung schreiben durfte.

Molière ist in späteren Schriftstücken, z. B. dem ersten Placet und der „Vorrede", viel kühner und spricht dem König gegenüber unverhohlen davon, „daß Seine Majestät die Güte gehabt habe, zu erklären, sie fände an dem Stücke nichts zu tadeln". In der Vorrede beruft er sich dem Publikum gegenüber ganz einfach auf den Beifall des Königs und der (jungen) Königin, welche das Stück gesehen.

Wer bei dem Allem wie überhaupt in der nachfolgenden Geschichte in schiefem Lichte erscheint, ist Ludwig XIV. ganz allein.

Über die Seite, woher eigentlich die ersten Angriffe gegen das Stück und damit auch die Bedenken und Ängstlichkeiten des Königs kamen, ist geschichtlich wenig zu erhärten. Moland und Bazin meinen, der erste Tadel sei von außerhalb des Hofes, von der Stadt aus gekommen. Dieß ist nach dem Bericht der „Gazette" vom 17. Mai nicht wahrscheinlich, da das Verbot Ludwigs sicher schon während der Festwoche selbst erging, ehe noch die Stadt etwas Näheres von dem Stücke wußte.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß die Streitigkeiten über das Stück in Versailles und zwar *gleich* nach der Aufführung desselben anhuben.

Für den Tartüff war natürlich, wenigstens im Geheimen, der König;

außerdem, wie es scheint[1], auch die arme, blinde, junge Königin. Sicher wieder ist die Vorliebe der Madame Henriette und ihres Gatten, des Bruders Ludwig' XIV., ebenso diejenige des großen Condé und noch einiger Personen des höchsten Adels, sowie „ganz sicher aller geistreichen Leute des Hofes, der Menge der freigeistigen Cavaliere ..., vor Allen Lafontaine's und Boileau's“[2].

Gegen das Stück erklärte sich wahrscheinlich zuerst und am nachdrücklichsten die Königin-Mutter. Die alte Dame mag wohl tiefer geblickt haben, als ihre arme Schwiegertochter. Die Anspielungen auf die Navailles können ihr nicht verborgen geblieben sein, und selbst wenn sie im Verein mit dem verstorbenen Mazarin sogar gewünscht haben sollte, daß eine Komödie gegen die falschen Devoten geschrieben werde, so konnte sie die Ausführung dieses Wunsches in der Molière'schen Art persönlich nicht befriedigen.

Unter den Gründen, welche die Königin-Mutter gegen den Tartüff einnehmen konnten, wäre vielleicht das zu zählen, was einer ihrer ehemaligen Kammerfrauen zugestoßen war. Ein gewisser Charpy Sieur de Sainte-Croix hatte sich in die Gunst der Wittwe Hanffe eingeschmeichelt, welche ehedem Kammerfrau Anna's von Österreich gewesen und einen Apotheker derselben Königin geheirathet hatte. Aber die Apothekers-Wittwe öffnete bald ihre Augen, als sie sah, wie der fromme Hausfreund in einer nicht mißzuverstehenden Weise ihrer verheiratheten Tochter den Hof machte. Sie zauderte darum nicht, ihren Schwiegersohn, Franz Patrocle, Stallmeister der Königin-Mutter, auf das Gebahren des Devoten aufmerksam zu machen; allein dieser antwortete wie Orgon, das seien kleine, unschuldige Scherze, und er halte Charpy für den besten Freund, den er auf Erden habe. Man hat geglaubt, Molière habe geradezu dieses Ereigniß zur Grundlage seiner Komödie genommen; doch scheint man hierin zu weit zu gehen. Mesnard meint aber selbst, „es sei nicht unwahrscheinlich, daß Anna von Österreich die Einzelheiten einer Geschichte erfahren habe, welche drei ihr so nahestehende Personen betraf, und daß sie unwillkürlich in der Fabel des Tartüff diese Geschichte in ihren Hauptzügen wieder erkennen mußte. Dieser Umstand aber war gewiß nicht darnach angethan, ihr den Dichter und sein Werk sympathischer zu machen“[3].

Anna von Österreich kurzweg zur Devoten stempeln, weil sie Bedenken gegen den Tartüff hatte, ist eine Ungerechtigkeit gegen diese hohe Frau, die wohl in ihrer Jugend eine große Freude am Weltleben gezeigt, daneben aber mit den Jahren und besonders seit dem Tode Ludwig' XIII. einen hohen christlichen Lebensernst bethätigt und unter der Leitung des hl. Vincenz von Paul, des Abbé Olier und Anderer gründliche Tugend sich angeeignet hatte. Auch das scheint überflüssig, eine Erklärung für die Abneigung gegen den Tartüff darin zu suchen, daß Anna von Österreich gerade während der Versailler Feste den ersten Anfall jenes furchtbaren Übels verspürte, das ihr unter tausend Schmerzen langsam den Tod brachte. Der Tartüff hat in sich

---

[1] Vgl. oben die Vorrede Molière's.

[2] Mangold S. 80. [3] D.-M. S. 308.

Gründe genug, Bedenken über seine Zweckmäßigkeit und seinen moralischen Werth heraufzubeschwören. Am Tage nach der Vorstellung des Tartüff (13. Mai) verließ sie Versailles, um sich in Val de Grâce zurückzuziehen und am 14. den Todestag ihres Gatten, Ludwig' XIII., in der Kirche von St. Denis zu feiern.

Der fromme Sohn hatte Wichtigeres zu thun. Am 13. Mai war Kopfrennen, und „Seine Majestät gewann wieder den Damenpreis". Abends Komödie, und zwar gewissermaßen eine dritte Novität Molière's, indem man „die erzwungene Heirath" (le mariage forcé) gab, welches aus den ersten Monaten des Jahres 1664 stammte, zuerst im Louvre und dann einige Male in der Stadt gegeben war, aber immer noch eine gewisse Neuheit besaß. Es ist die zweite Ballet-Komödie, welche Molière auf Wunsch Ludwigs geschrieben und in welcher Ludwig als Tänzer auftrat. Von den Tanzeinlagen losgelöst, könnte die Komödie eine recht amüsante Kleinigkeit genannt werden, wenn sie nicht fortwährend eine wahrhaft traurige, materialistische Auffassung des Ehestandes und in der einen oder anderen Obscönität nur zu deutlich die Ursprungsverwandtschaft mit Rabelais zur Schau trüge. Wirklich komisch sind die Porträts der beiden Philosophen, die zwar mit der eigentlichen Fabel nichts zu thun haben, aber als selbständige Satiren auf das Afterphilosophenthum durchaus zutreffen. Der Schluß des Stückes wie der ganze Charakter des Sganarelle sind schwach, durchaus conventionelle Bühnengeschöpfe.

Ob Ludwig auch in Versailles wieder als Zigeuner getanzt habe, wird nicht ausdrücklich bemerkt, dürfte aber sehr wahrscheinlich sein. Er verließ Versailles und seine Freuden erst am 14., um sich nach Fontainebleau zu begeben, woselbst am 15. oder 16. wahrscheinlich das Verbot fernerer Aufführungen des Tartüff gegeben wurde. Am 17. Mai belobt, wie wir schon mittheilten, die officielle Hofzeitung (Gazette) den König dafür, „daß er in frommer Erleuchtung das die Religion beschimpfende und der Moral gefährliche Stück, der ‚Hypocrit' betitelt, verboten habe". Die Truppe Molière's weilte noch in Versailles, als ihr Director den harten Schlag erfuhr. Er reiste zum König; allein dieser sagte ihm, „man dürfe die Devoten nicht reizen, da sie unversöhnliche Feinde seien. Er dürfe also den Tartüff nicht öffentlich spielen lassen".

Man sieht, einen gleichförmigen, also den wahren Grund für das Verbot gibt keine geschichtliche Aufzeichnung an. Die „Gazette" unterschiebt dem König das Urtheil: „der Tartüff sei für die Religion wie für die Sitten gefährlich". Der officielle Festbericht redet davon, „der König habe eine solche Übereinstimmung zwischen den wahren und falschen Frommen entdeckt, daß sein großes Zartgefühl für die Angelegenheiten der Religion diese täuschende Ähnlichkeit des Lasters mit der Tugend nicht ertragen konnte". Nun sagt Ludwig dem Dichter selbst als Grund, „man dürfe die Frommen nicht reizen, da sie unversöhnliche Feinde seien; er dürfe also seinen Tartüff nicht öffentlich spielen".

Betrachten wir diese Gründe genauer, so werden wir in der „Gazette"

die Königin-Mutter und die dem Tartüff schroff entgegentretende Partei wiederfinden; in den Worten des Königs an Molière redet wirklich der ganze Ludwig XIV., der zwar nur die Devoten nennt, aber im Grunde am meisten seine Mutter scheut. Dem objectiven Urtheil der Geschichte nähert sich am meisten der Festbericht.

Selbst für Gutgesinnte, für wirklich echt Fromme mußte „die täuschende Ähnlichkeit des Lasters mit der Tugend" in diesem Falle die schwersten Bedenken erregen, und wir gehen wohl kaum fehl, die Begründung des Festberichtes auf die inzwischen erfolgte Consultation ruhiger und vernünftiger Männer zurückzuführen. In dieser Voraussetzung finden wir es auch ganz natürlich, wenn das Verbot nicht als ein definitives, absolutes hingestellt, sondern als ein provisorisches bezeichnet wird, „bis sie (die Komödie) vollständig fertig vorläge und von urtheilsfähigen Leuten geprüft sei".

Um die Bedenken des Bestgesinnten richtig zu würdigen, müssen wir vor Allem festhalten, daß wir heute nicht mehr die ursprüngliche, in Versailles vorgeführte Fassung der drei ersten Acte vor uns haben, und daß Molière selbst gesteht, er habe später mit großer Sorgfalt Manches abgeschwächt oder deutlicher erklärt. Und doch, wer möchte selbst in der heutigen Form des Tartüff vom Standpunkte wahrer Frömmigkeit so Alles ohne Bedenken hingehen lassen? Man mag sagen, was man will, die Travestie eines Gebetes in eine Aufforderung zum Ehebruch (Act III. Sc. 3) ist und bleibt anstößig, sie *muß* jedes wahrhaft fromme Gemüth verletzen, wenn auf diese Weise Worte und Gedanken, welche nur in Augenblicken begeisterter Andacht der Seele als Ausdruck ihrer vollsten, demüthigsten Hingabe an die ewige Liebe und Schönheit dienen, hier durch den Mund nicht so sehr des Heuchlers als des Schauspielers dem öffentlichen Gelächter oder der Verachtung preisgegeben werden[1]. Daß die Jansenisten sich am meisten gestoßen fühlen mußten, ist schon daraus ersichtlich, daß Tartüff in einer Kleidung erschien, welche dem von den Port-Royalisten eingeführten Costüm in Farbe und Schnitt entsprach[2].

---

[1] Die meisten Übersetzungen der angedeuteten Stellen schwächen den Charakter bedeutend, ja bis zur Unkenntlichkeit ab. Es kommt im Original sogar auf die Worte an, welche durchaus die specifisch *ascetischen* Ausdrücke sind. Man setze an Stelle des Wortes „Madame" einfach das Wörtlein „Gott", und man lese: „Ich bekenne es, es ist eine recht große Anmaßung meinerseits, wenn ich dir das Opfer dieses Herzens anzubieten wage; aber in meinem Verlangen erwarte ich Alles von deiner Güte und nichts von den fruchtlosen Bemühungen meiner Schwäche. Bei dir steht all mein Hoffen, mein Glück, meine Ruhe (quiétude), von dir hängt mein Leid oder meine Glückseligkeit (béatitude) ab, durch deinen Ausspruch, deine Bestimmung (arrêt) werde ich glücklich sein, wenn du willst — unglücklich, wenn es dir gefällt!" Hätten die meisten Kritiker etwas mehr Theologie studirt, so wüßten sie auch, daß dieses Gebet nicht *jesuitisch*, sondern echt *jansenistisch-calvinisch* die Unterscheidungslehre über Gnade und Prädestination enthält, Tartüff also hier durchaus nicht als Jesuit erscheint.

[2] Wie Mangold dieß nach den Ausführungen Mesnards (S. 325 f.) noch in

In seinen Worten geht denn auch der ruhige, feinerzogene jesuitische Pedant so weit, zu erklären: „Heuchler und Tartuffe und Dvoton wissen ganz wohl, daß nichts leichter ist — was Molière auch dagegen sage —, als die Maske und die Person (in welcher Gestalt sie auftreten) zu unterscheiden. Die Wahrheit wird niemals so genau zutreffen, um es ist natürlich genug, daß die Dvoton sich nicht Mühe geben, ihr Spiegelbild zu liefern. . . . Vielleicht hat Ludwig XIV. nicht genug Scharfsicht besessen, die Tragweite dieses Stückes und die unerlässlichen Gefahren vorauszusehen; denn es ist nicht zu bezweifeln — weshalb auch immer Molières Absichten gewesen sein mögen —, daß er durch die Verspottung der falschen Devotion Waffen gegen die wahre Religion geliefert hat."[1] Dem Herr Mesnard hingu: „Dieser (Molière) hat vielleicht gar zu sehr den Schatten vorgefallen, welchen seine Komödie der wahren Frömmigkeit thun konnte; vielleicht auch gestand er ihr selbst ein wenig mehr ein, als er es sagen wollte, und setze sich nur zu leicht darüber hinweg."[2]

Wenn rubige, unparteiische Kritiker solche Urtheil zeigt nach sollen, so kann es den wahren und falschen Devoten der Versailler Feste nicht übel genommen werden, wenn sie sich über das Unerhörte entsetzen und vielleicht Schritte thaten, Widerhandlungen des Argernisses vorzubeugen.

Man hat Ludwig große Vorsicht gewandt, daß er solchen Verwahrungen gegenüber nicht entschieden auf Seiten der Dichter getreten ist; „Er hatte weder den klaren Blick, die Gefälligkeit der Freudesei einzusehen, nach den Mühl, gegen die Heuchler offen vorzugehen. Das einzig Richtige wäre gewesen, den Heuchler (auch seine Maske) zu verjagen und die wahren Frommen, sammt Molière, zu schützen. Wie anders hätte sich bei solchem Entschluß der Charakter Ludwigs entwickeln können! Wenn es auch viele andere Momente in Ludwigs Leben gegeben haben mag, welche die Wendung zum Schlimmen, die Wendung zur Frömmelei, die Wendung zum Widerruf des Edicts von Nantes begünstigen, so muß doch auch der Wendepunkt vom Mai 1664 entschieden als solcher hervorgehoben werden."[3]

Wie sich gegen die ersten, heftigsten Handlungsweisen in der Tartuffe-Angelegenheit Ludwig zu nehmen; das Verhergehende beweist dieses zur Genüge. Aber wie sinden den Fehler des Königs nicht so sehr in dem zeitweiligen Verbot, als in dem interessirten Drängen zur Aufführung der Komödie. Hätte den König die Leidenschaft nicht verblendet, so hätte er beim Lesen des Stückes wenigstens Zweifel über dessen moralischen Einklang haben müssen.

Andere stützen und behaupten kann, Tartüff habe das geistliche Gewand getragen (S. 79), ist und unerheblich. Andere geben freilich so weit und lassen Molière im Jahre 1664 stürmen den Tartüff unter der Maske des P. Labaille (der erst volle elf Jahre später an den Hof kam) auftreten!

[1] Vgl. Mesnard 2, 300.

[2] Ebendal. S. 301. Mesnard glaubt kaum aber den Dichter gegen beabsichtigte Verhöhnung der Religion in Schutz nehmen zu sollen.

und er hätte vor der Aufführung desſelben die Prüfung durch einſichtsvolle, ruhige Männer vornehmen laſſen ſollen. Den armen Dichter aber wegen eines perſönlichen Nebenzweckes zuerſt compromittiren laſſen und ſich ſelbſt dann in wahrhaft heuchleriſcher Weiſe zurückziehen, das war gewiß nicht edel.

Wie ſich aber einmal die Sachen geſtaltet, war es für Ludwig eine Forderung der Klugheit, ja des Gewiſſens, das Verbot proviſoriſch aufrechtzuhalten. Mangold und die meiſten Moliériſten gehen eben von der falſchen Vorausſetzung aus, daß nur Tartüffe, d. h. falſche Devoten, ſich gegen das Fragment erhoben, und Ludwig ſie alle kurzerhand nach den Inſeln hätte ſchicken ſollen.

Nach dem Geſagten und nach dem, was uns die ganze folgende Geſchichte bis auf den heutigen Tag gelehrt hat, braucht man durchaus kein falſcher Devote und Janſeniſt zu ſein, und konnte doch — beſonders bei den für die Verſailler Zuſchauer ſo durchſichtigen Anſpielungen — gegen die moraliſche Wirkung des Fragments die ſchwerwiegendſten Bedenken haben. Wenn aber Männer aller Richtungen, z. B. der Erzbiſchof Péréfixe und der Präſident Lamoignon, ebenſo gut wie die Königin-Mutter ſich offen gegen das Stück erklärten und wahrſcheinlich Gutachten anderer Männer beibrachten, ſo mußte Ludwig auf ihre Vorhaltungen hören und wenigſtens bis auf Weiteres das Stück verbieten. Von der anderen Seite iſt aber auch Molière zu begreifen, wenn er keine Mühe ſcheute, das Verbot eines Stückes rückgängig zu machen, das ihm eine reiche Einnahme verſprach. So benutzte er denn auch die Ankunft des Cardinal-Legaten Chigi in Fontainebleau, um dieſem Kirchenfürſten das Fragment vorzuleſen und ihn um ſein Urtheil zu erſuchen. Der Legat hörte das Stück mit mehreren Prälaten ſeines Gefolges an und — billigte es.

Molière verfehlte nun auch nicht, ſich auf eine ſolche Billigung immer und immer wieder zu berufen, ſo daß die Gegner ſpöttiſch bemerkten, „wenn man Molière ſprechen hört, ſollte man meinen, der Legat ſei nur ſeinetwegen nach Paris gekommen, um ihm ein päpſtliches Breve zu überreichen“. Außerdem nahm man es, von Seiten der Janſeniſten beſonders, dem Legaten ſehr übel, daß er dieſe Billigung ausgeſprochen. „Italien hat und erlaubt ſich Freiheiten, die wir in Frankreich nicht kennen.“ Dem König konnte indeß die Zuſtimmung des Cardinals nur angenehm ſein, „und vielleicht hatte der Legat ſie aus keinem anderen Grunde gegeben, als um eben dem König angenehm zu ſein“ [1].

Wenn man die eigenthümliche Lage des Legaten und ſeine Unkenntniß der localen Verhältniſſe in Betracht zieht, iſt übrigens dieſe Billigung und die eben gegebene Begründung ſehr leicht zu begreifen.

Der Auftrag wegen des Tartüff zur Bekämpfung der Ketzerei war in ſeiner Art ein Vorſpiel der Aufhebung des Edicts von Nantes. Ludwig, der

[1] Mesnard S. 287 f.

älteſte Sohn der Kirche, wollte der Kirche eben auf ſeine Weiſe dienen und die Art, die Feinde der Kirche zu bekämpfen, beſſer kennen, als der Papſt. Während er auf dem Theater die Sectirer verfolgen läßt, ſteht er mit ſeiner ganzen königlichen Macht dem janſeniſtiſchen Parlament bei, welches ſich herausnimmt, rein theologiſche Theſen vor ſein Forum zu ziehen, weil dieſe Theſen der Gewalt des Papſtes zu günſtig ſcheinen. Und Ludwig XIV. entſcheidet luſtig mit ſeinem Parlament gegen Papſt und Sorbonne. Statt ferner den ganz beſtimmten Mahnungen des Papſtes gegen die aufwuchernde Häreſie nachzukommen, läßt der König eine Komödie gegen die Ketzer aufführen und bekämpft und demüthigt den Papſt.

Auch deßhalb iſt das Tartüff-Jahr 1664 überaus lehrreich.

So lange Richelieu und Mazarin das Staatsruder in Frankreich führten, war das Verhältniß der Regierung zum Papſt durchgehends ein erträgliches geweſen. Kaum aber war Ludwig ſelbſtändig geworden, ſo begann auch die erſte Trübung. Bei allem Eigenſinn ſtand der junge Monarch doch unter dem Einfluß ſeiner Miniſter, die ſeine Machtgelüſte und äußerſte Reizbarkeit in Ehrenſachen nur zu wohl zu benutzen wußten. Trotz ſeiner Abneigung gegen die finſtere und revolutionäre Secte der Janſeniſten wurde er durch ſeinen Miniſter Le Tellier in die janſeniſtiſchen Intriguen verwickelt und leiſtete ihnen Vorſchub. Rom mußte kleingehalten und verdemüthigt werden, damit der König in Frankreich als Herr, und Frankreich in Europa als Meiſterin daſtehe. Sein Wahlſpruch lautete ja: „In Frankreich der Einzige, in der Welt der Erſte.“ Mit großer Haſt wurde daher ein bedauerlicher Vorfall in Rom dazu verwerthet — vielleicht ſogar provocirt, um mit dem Papſte brechen zu können.

Der Herzog von Créqui war 1662 mit ſtarkem militäriſchem Gefolge nach Rom als franzöſiſcher Geſandter gekommen. Am 20. Auguſt mißhandelten etliche ſeiner Leute einige Corſen, die zur Leibwache des Papſtes gehörten, worauf dieſe ihre Kameraden um Hilfe anriefen und mit ihnen vereint vor den Palaſt des Geſandten vorrückten. In dem nun folgenden Streit fielen zwei Franzoſen und fünf Corſen; die Herzogin ſelbſt kam in Gefahr. Créqui ſpielte den Beleidigten und ſchrieb die ganze Affäre dem ihm perſönlich verhaßten Bruder des Papſtes, Chigi, als dem wahren Urheber zu und verließ rachedurſtig am 31. Auguſt die Stadt.

Der Papſt ſuchte umſonſt ſeine und ſeines Bruders Unſchuld darzuthun. Der päpſtliche Nuntius wurde mit Schimpf an die Grenze geführt, Avignon beſetzt und dem Papſt die ungerechteſten und ſchmachvollſten Bedingungen geſtellt. Als Rom darauf nicht eingehen konnte, wurde im Herbſte ein Heer von 15 000 Mann nach Italien geſchickt. Der Papſt war von allen Seiten — ſogar von den Schweizern — verlaſſen: die italieniſchen Fürſten wollten keinen Krieg, der Kaiſer, Venedig und Spanien waren mit den Türken beſchäftigt. So kam denn aus lauter Noth der für den Papſt ſo erniedrigende Friede von Piſa (12. Februar 1664) zu Stande, deſſen Artikel der „beleidigte“ Créqui dictirte. Neben anderen harten Forderungen wurde auch diejenige geſtellt, Chigi ſolle nach Paris kommen, um für ſeine

Familie um Verzeihung zu bitten[1]. So kam denn der Neffe des Papſtes „in umgekehrter Ordnung der Dinge nach Frankreich, um ſich Ablaß zu holen", wie Guy Patin in franzöſiſchem Selbſtbewußtſein ſchreibt. Ob Chigi aber unter dieſen Umſtänden nicht Alles that, um ſelbſt eine franzöſiſche Komödie ſchön zu finden, die, von Nebenumſtänden abgeſehen, in ſich nichts offenbar Unrechtes enthielt, das entſcheide, wer die Verhältniſſe erwogen hat.

(Fortſetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

---

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift, Bd. V. S. 31 f.

Recenſionen.

Compendium juris ecclesiastici ad usum cleri, ac praesertim per imperium Austriacum in cura animarum laborantis scripsit Dr. *Simon Aichner*, Episc. tit. Sebasten., suffraganeus Brixinensis et Vicarius Gen. in Vorarlberg, Praelatus domesticus S. S. Editio quinta, novis curis recognita et emendata. Cum approb. Reverendissimi Ordinariatus Brixinensis. 8°. p. IV. 810. LXIX. Brixinae, Typis et sumptibus Bibliop. Weger, 1884. Preis: *M.* 9.60.

Ein Werk dieſer Gattung, welches in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine fünfte Auflage erheiſchte, bedarf eigentlich der Empfehlung nicht mehr. Es hat dem praktiſchen Bedürfniſſe entſprochen. In der That verdient es durch Inhalt und Form die günſtige Aufnahme, welche es erfahren hat, in hohem Maße. An der Hand dieſes Compendiums wird ſich der Geiſtliche allſeitig zurecht finden in ungefähr all den Fragen, welche ihn mit dem kanoniſchen Recht in Berührung ſetzen können. Das Einzige, was wir vermiſſen, was aber der Verfaſſer wohl deßhalb ausgelaſſen hat, weil es in den jedem Geiſtlichen unentbehrlichen Lehrbüchern der Moraltheologie ſich regelmäßig findet, iſt die Erklärung der einzelnen jetzt noch der Bulle Apostolicae Sedis geltenden kirchlichen Cenſuren: in dem dießbezüglichen Abſchnitte begnügt ſich der Verfaſſer mit der Darlegung der allgemeinen Principien über die kirchliche Strafgewalt und die einzelnen Strafarten. Beim Eherecht hingegen findet der Leſer hinreichende Belehrung über die einzelnen kirchlichen Beſtimmungen. Hier, ſowie in allen einſchlägigen Partieen, hat der Verfaſſer — was die Brauchbarkeit des Buches ungemein erhöht — ſich eine genaue Rückſichtnahme auf die ſtaatlichen Geſetze nicht verdrießen laſſen, zunächſt für die einzelnen öſterreichiſchen Länder, dann aber auch vielfach für die ſonſtigen deutſchen Gebiete. Er geht von dem Grundſatz aus, daß ſelbſt da, wo die ſtaatliche Gewalt einen ungerechten Eingriff in das göttliche Recht der Kirche macht, es dennoch theils aus Klugheitsrückſichten, theils aus Gewiſſenspflicht nothwendig ſein kann, ſich einer angemaßten Gewalt zu fügen, um ſo mehr dort, wo aus der Berührung kirchlichen und ſtaatlichen Gebietes dem Staate ein Recht erwächst, auf ſeinem Gebiete denſelben Gegenſtand durch Geſetze zu regeln, welcher nach ſeiner kirchlichen und vorzüglicheren Seite durch die kirchlichen Geſetze geregelt iſt. Der Seelſorger muß daher in all dieſen Punkten auch über die ſtaatlichen Beſtimmungen hinreichend unterrichtet ſein. Selbſt ſolche dürfen ſeiner Kenntniß nicht entgehen, welche dem göttlichen

Gesetze in's Gesicht schlagen: freilich nicht, um sich nach ihnen zu richten, wohl aber, um die Seinigen zu warnen, nicht etwa freiwillig eine solche Lage herbeizuführen, welche sie bedauerlichen Unzuträglichkeiten aussetzen könne. Nach dieser Richtung hin ist beispielsweise die gesetzlich angeordnete Kindererziehung bei gemischten Ehen ein sehr wichtiges Kapitel. Der Verfasser liefert eine reiche Sammlung dießbezüglicher unchristlicher, gottwidriger Bestimmungen, welche ein falscher Liberalismus, oder sagen wir lieber Religionshaß, in die modernen Gesetzbücher eingestreut hat.

Hinsichtlich der Inhaltsangabe des Werkes dürfen wir uns auf ein sehr summarisches Verfahren beschränken. Der allgemeine Theil spricht zuerst von den Quellen des kanonischen Rechts, dann von dessen allgemeinen Principien, nämlich vom Grundrechte der Kirche nach Innen und vom socialen Rechte der Kirche nach Außen hin. In diesem letzten Theile kommt das Verhältniß der Kirche zum Staate und die staatlich garantirte Rechtsstellung der Kirche zur Sprache. So viel ein Compendium es gestattet, hat der Verfasser hier sowohl — und hier ganz besonders — als auch anderswo die historische Entwicklung der Fragen nicht außer Acht gelassen — eine für das volle Verständniß verschiedener Fragen nicht müßige Zugabe.

Der besondere Theil handelt im ersten Buche vom Bestande und den einzelnen Ständen der Kirche und ihrer Rechte; das zweite Buch von der kirchlichen Gewalt: wiewohl diese in der Anlage des Buches abgezweigt wird in die mancherorts beliebte Eintheilung des sacrum ministerium, magisterium und imperium, so gesteht Verfasser doch mit vollem Rechte, daß das magisterium zur Jurisdictionsgewalt gehöre, wie das imperium im engeren Sinne, und daß somit die logisch richtigere Eintheilung der kirchlichen Gewalt die in potestas ordinis et potestas jurisdictionis sei.

Einzelfragen können wir hier bloß streifen. Als einen Punkt, welcher vor Allem hervorgehoben zu werden verdient, möchten wir die lichtvolle Darstellung bezeichnen, welche die Beziehungen zwischen Kirche und Staat behandeln: wir meinen nicht bloß die Partie des ersten, d. h. allgemeinen Theiles, welche principiell diesen Gegenstand nach seiner allgemeinen Seite hin erörtert; auch die einzelnen Berührungspunkte zwischen beiden Gewalten erfahren durchgehends eine genaue Behandlung. Trefflich zeichnet z. B. der hochwürdigste Verfasser S. 116 die principielle Verwerflichkeit einer Trennung von Kirche und Staat, wobei dennoch praktisch unter etwaigen Umständen diese Trennung als das Wünschenswertheste und das Anstrebbare bestehen bleibe. Bezüglich der Eheverhältnisse wird richtig hervorgehoben, daß der Staat bloß befugt ist, einige der bürgerlichen Wirkungen denjenigen Ehen zu entziehen, welche gegen sein Gesetz etwa geschlossen werden (S. 521). S. 744 wird klar und bündig die Frage über das Rechtssubject der kirchlichen Güter entschieden. Wenn dann S. 741 das Erwerbsrecht der Kirche nach dem Civilrecht bemessen zu werden scheint, so soll wohl kaum etwas Anderes damit gesagt sein, als daß thatsächlich die Grenzen des Civilrechtes meist einzuhalten seien, nicht daß dieses den innern Grund der Besitz- und Erwerbsfähigkeit der Kirche abgebe; sonst ließe sich auch die S. 748 mitgetheilte Disharmonie

des inneren und äußeren Forums in dieſer Sache nicht erklären. — Bezüglich des paritätiſchen Staates und ſeiner Leiſtungen würde dem Recenſenten ein anderer Ausdruck beſſer gefallen. Es heißt S. 157: „ut subsidia pro rata aequalia ex publico aerario omnibus cultibus praestentur“ etc.; ich würde lieber ſetzen: „ut subsidia etc., si de hoc pactum est, etiam heterodoxorum cultuum asseclis praestentur, quo, si velint, possint cultum suum sublevare.“ — S. 161 ſcheint die geſetzliche Feſtigkeit der Beſchlüſſe des weſtphäliſchen Friedens ein wenig ſtark betont. — Bezüglich der Abſchaffung oder Milderung eines Geſetzes (S. 33) dürfte wohl die andere Anſicht vorzuziehen ſein, welche der in gutem Glauben gefeſtigten Gewohnheit dieſelbe Rechtskraft zuertheilt, wie der in ſchlechtem Glauben fortgeſetzten Geſetzverletzung; doch geſtehen wir gerne, daß des Verfaſſers Anſicht durch bedeutende Auctoritäten ſich ſtützen läßt.

Wir wünſchen dem Buche noch manche Auflage und einen immer weiteren Leſerkreis.

A. Lehmkuhl S. J.

Briefe und Tagebücher des Fürſtbiſchofs von Ermland Joſeph von Hohenzollern. Herausgegeben von Profeſſor Dr. **Franz Hipler**, Regens des Prieſterſeminars in Braunsberg. 8°. XL u. 678 S. Braunsberg, J. A. Wichert, 1883.

Unſere Zeit tönt von den ſchmerzlichſten Klagen der Katholiken wieder, welche die ſyſtematiſche Vergewaltigung ihrer heiligen Kirche durch unberechtigte und falſche Staatsmaximen hervorruft. Dieſes heutigen Tages ausdrücklich feindſelige, auf Vernichtung aller feierlich verbrieften Rechte der Kirche lautende Vorgehen der Staatsregierungen erklärt ſich insbeſondere aus der für die chriſtliche Welt ſo beſchämenden Thatſache, daß die heilige Kirche, die größte Wohlthäterin der menſchlichen Geſellſchaft, jedes äußeren Schutzes entbehrt und eben in ihrer Wehrloſigkeit den Machthabern einen beſonderen Reiz bietet, derſelben Daſein und Leben zu rauben. Doch hieße es die Zeit vor dem unſeligen Culturkampf nicht verſtehen, wofern man für den ſtillen, geheimen Krieg der Staatsregierungen gegen die kirchlichen Gerechtſamen mitten im ſogen. Frieden früherer Tage kein offenes Auge gehabt hätte. An böswilligen Anfeindungen, Bedrückungen, Rechtsverletzungen, willkürlichen Eingriffen der katholiſchen Kirche gegenüber haben es kurzſichtige Staatsregierungen nie fehlen laſſen. Und dieſem empörenden Schauſpiel haben Fürſten nur zu oft thatlos zugeſehen trotz der feierlichſten Verſprechen, die Rechte der Kirche mit der Majeſtät ihrer Perſon ſchützen zu wollen. Dieſe Doppelſtellung der wehrloſen Kirche dem gegebenen Worte des regierenden Fürſten und den Gehäſſigkeiten untergebener Behörden gegenüber ward die Quelle namenloſer Leiden der kirchlichen Organe. Wären unter ſolchen Umſtänden die Biſchöfe der katholiſchen Kirche die gewiegteſten Diplomaten geweſen, ihre bloß menſchliche Klugheit hätte nicht ausgereicht, um einen einigermaßen erträglichen Zuſtand herbeizuführen. Nur das Vertrauen der Biſchöfe auf Gott, ihr flammendes Gebet um ſeine Hilfe, ihre

bewunderungswürdige Geduld, ihr Leiden und Ringen nur zur Ehre Gottes und zum Heil der bedrängten Kirche haben da ſogar herrliche Erfolge erzielt.

Dieſe Gedanken traten uns beim Leſen der oben bezeichneten Schrift wiederum recht lebhaft vor die Seele. Sie wurden angeregt durch die erlauchte Perſon des Fürſtbiſchofs von Ermland, Joſeph von Hohenzollern, welche die Schrift zum Gegenſtand und Mittelpunkt hat.

Es iſt unſtreitig das hohe Verdienſt des gelehrten Herausgebers „der Briefe und Tagebücher", einen der edelſten und beſten Kirchenfürſten dieſes Jahrhunderts, der die Zurückgezogenheit und Einſamkeit liebte, an's Licht geſtellt und weiteren Kreiſen bekannt gemacht zu haben. Die nahezu 700 Seiten umfaſſenden Schriftſtücke böten dem fleißigen Bearbeiter hinreichendes Material zu dem noch fehlenden Lebensbild eines Biſchofs, welcher der Kirche zum Heil, ſeiner Würde zur Zier gereichte.

Wir beſchränken uns hier auf einige Notizen über das Leben des Fürſtbiſchofs, um ihnen eine kurze Charakteriſirung der Briefe und Tagebücher folgen zu laſſen.

Joſeph Wilhelm Friedrich Reichsgraf von Hohenzollern-Hechingen, am 20. Mai 1776 zu Troppau im öſterreichiſchen Schleſien geboren, war der älteſte Sohn ſeines gleichnamigen Vaters, der im Jahre 1812 im Alter von 86 Jahren als kaiſerlich öſterreichiſcher Cavallerie-General zu Brünn ſtarb. Als neunjähriger Knabe bezieht Joſeph die Militärſchule in Stuttgart, verläßt aber dieſelbe im 14. Jahre, weil nach Familientradition ſich wenigſtens Ein Mitglied dem Dienſte der Kirche weihen ſoll. Sein Onkel, ſeit 1785 Biſchof von Kulm und in der Ciſtercienſer-Abtei Oliva bei Danzig reſidirend, übernimmt vom 28. März 1791 ab die Oberleitung der Bildung und Erziehung Joſephs. Am 31. Auguſt des Jahres 1800 von ſeinem Oheim in Oliva zum Prieſter geweiht, tritt Joſeph bald als Domherr in die Diöceſe Ermland, wird den 11. Auguſt 1803 Abt von Oliva und am 6. Juli 1808 zum Biſchof von Ermland gewählt. In Folge der Gefangenſchaft Pius' VII. erfolgt die päpſtliche Beſtätigung erſt am 14. April 1817, die Conſecration am 12. Juli 1818.

Unterdeß leitet Joſeph in ſchwerer Zeit die kirchlichen Angelegenheiten ſeit 1809 als Bisthumsverweſer. Bei der Einziehung der Klöſter und Domſtifter kann er nur die Katharinerinnen-Convente retten. Um dieſelbe Zeit, im Jahre 1811, gelingen ihm ſeine Bemühungen zur Einrichtung eines Lehrerſeminars, eines Gymnaſiums. Die königliche Beſtätigung einer theologiſchen Facultät, Lyceum Hoſianum, erfolgt 1817, die Erlaubniß zur Eröffnung eines Prieſterſeminars erſt 1824. Im Jahre 1822 lehnt der Fürſtbiſchof das ihm angetragene Erzbisthum Köln aus Beſcheidenheit ab, um ſich mit um ſo größerem Hirteneifer der nach der Bulle De salute animarum um Samland und Pomeſanien vergrößerten Ermländer Diöceſe zu widmen.

Für die Volksſchule arbeitete er auch mit ganz vorzüglichem Fleiße durch Einrichtung von Seminarien für Lehrerinnen, durch Beſchaffung aller noch fehlenden Schul-, Gebet- und Geſangbücher, durch warme Inſtructionen über Elementar- und insbeſondere Religionsunterricht. Seine gediegenen

Hirtenbriefe bezeugen seinen eminent apostolischen Eifer, und die Visitations- und Firmungsreisen, auf denen die tiefste Verehrung und innigste Liebe den edeln Oberhirten begrüßten, boten den dankbaren Diöcesanen willkommene Veranlassung, den hochgeschätzten Apostel zu feiern.

Außer diesen amtlichen Reisen verließ Joseph kaum die Einsamkeit von Oliva. Trotz der nahen verwandtschaftlichen Beziehung zum regierenden Königshause empfand er die ganze Bitterkeit, die das Amt eines katholischen Bischofs einer feindseligen Regierung gegenüber mit sich bringt.

Dann war das Gebet, Vertrauen auf Gottes Hilfe und der Briefwechsel mit dem katholischen Gelehrtenkreise, der sich um Amalie von Gallitzin geschaart hatte, sein Trost, seine Erleichterung.

Joseph hat der Ermländer Diöcese unendlich viel Gutes gethan.

In voller Manneskraft ward er am 24. September 1836 von den Folgen einer Lungenentzündung hinweggerafft, um in der Ewigkeit den Lohn eines der edelsten Fürsten, der frömmsten Oberhirten, der liebenswürdigsten Menschen zu empfangen.

Dieß Zeugniß gaben ihm nach dem Tode Stimmen aus dem königlichen Hause und sogar ehedem erbitterte Feinde.

Die Briefe, 206 an der Zahl, bilden die erste Abtheilung des dem Andenken des seligen Fürstbischofs gewidmeten Werkes. Im „Vorwort" werden wir belehrt, daß sämmtliche noch vorhandenen Privatbriefe und von den Hirtenbriefen diejenigen Aufnahme gefunden haben, welche den Stempel des Individuellen und Eigenartigen in ausgeprägter Weise an sich trugen. Und es ist vollkommen zutreffend, wenn gesagt wird, die Briefe des Bischofs enthielten die Geschichte seines Episkopates und seines Herzens.

Dem edeln Bischofe schwebt die hohe Aufgabe, die Gott ihm gestellt, stets lebhaft vor Augen. Seine fürstliche Abkunft tritt vor seinem bischöflichen Amte überall zurück. Er will, was er ist, ein wahrer Bischof der heiligen katholischen Kirche sein. Sein ganzes Denken und Ringen geht dahin, für die Sache der Kirche zu retten, was möglich, ihre Rechte zu vertheidigen, ihre göttliche Stiftung zur Anerkennung zu bringen. Dieses wahrhaft bischöfliche Walten zog ihm die größten Gehässigkeiten kurzsichtiger Regierungsorgane zu. Aber Gott segnete das dornenvolle Bemühen seines treuen Dieners mit einem Erfolge, den die kühnsten Erwartungen nicht ahnen mochten. Die Briefe, welche die Schulangelegenheiten betreffen, tragen den Stempel der richtigen Würdigung der Schule als der Tochter der Kirche. Beseelt von der unberechenbaren Bedeutung der Schule, verlangt der edle Oberhirt die Achtung ihres religiösen Fundaments und streitet mit allen ihm zur Verfügung stehenden Waffen für ihre Freiheit und Vervollkommnung nach allen billigen Forderungen der Zeit. Er will die Aufgabe der Schule in der Ausbildung des Verstandes und des Herzens erkannt wissen. Die Schule soll tüchtige Köpfe, aber auch gute Menschen, brave Christen schaffen und leiten.

Daher das wachsame Auge des Oberhirten für alle Zweige des Unterrichts von der Volksschule bis zur theologischen Facultät.

Ein besonderes Interesse dürften gegenwärtig die Verhandlungen über die Einrichtungen des Priesterseminars in Braunsberg für sich in Anspruch nehmen. Auch über die Heranbildung des Klerus in Seminarien und Universitäten spricht der tiefblickende Seelenhirt sich aus. In einem Briefe an Schmedding finden sich die bezeichnenden Sätze: „Schmerzlich war es mir, vernehmen zu müssen, wie das Departement fortwährend darauf beharrt, daß alle katholischen Theologen eine Universität frequentiren sollen. So vortheilhaft der Besuch hoher Schulen für die Bildung einzelner ausgezeichneter Köpfe bleibt, so nachtheilig wird er doch stets für die Mehrheit des studirenden Klerus sein."

Selbst die eigentlichen Privatbriefe lassen bei aller Aufmerksamkeit für Personen doch stets die amtliche Seite erkennen und überzeugen den Leser auf die wohlthuendste Weise, wie dem treuen Oberhirten vor Allem das Heil der Seelen am Herzen liegt.

Was die Form der Briefe angeht, so ist die Sprache je nach Bedürfniß ebenso ernst und würdevoll, als bescheiden, herablassend und gewissermaßen vertraulich.

Erklärten Gegnern gegenüber bekundet der Fürstbischof bei aller Bescheidenheit der Form das edle Bewußtsein, daß er Gottes Mitarbeiter sei, der Gott Rechenschaft zu leisten habe. Da zeigt er apostolischen Freimuth, Festigkeit, Unerschütterlichkeit. Schreibt er an Gutgesinnte, so vergißt der Bischof fast seine hohe Stellung, wenn er auf dem Wege der demüthigsten Bitte, der verbindlichsten Vertraulichkeit, der zartesten Aufmerksamkeit für alle persönliche Angelegenheit des Adressaten die Förderung wichtiger Angelegenheiten der ermländischen Kirche zu erzielen sich bemüht.

Verdienten Professoren, Geistlichen und Schullehrern kamen wohl kaum so freundliche und dankbare Zeilen zu Händen, als dieß in Ermland der Fall war.

Aus den Tagebüchern sind die 906 Aphorismen Josephs von Hohenzollern der Wiederklang bezw. die Ergänzung des Seelenbildes, das wir aus den Briefen gewinnen konnten. 214 Aphorismen handeln über Religion und Theologie; die von 215—352 über Christenthum, Kirche und Kirchengeschichte; vom Priesterthum und Ordensstand 353—424; von Staat und Kirche 425—489; von Familie, Schule und Leben 490—801; von Kunst und Wissenschaft 802—906. — Die in den Aphorismen ausgesprochene Auffassung der verschiedenen Gegenstände ist durchweg correct. Doch sieht man auch bei Joseph von Hohenzollern, wie schwer es sei, sich zu einer Zeit, da die kirchlichen Verhältnisse auf den Trümmern der Revolution neu begründet werden mußten, vor jedem Einfluß ihrer Färbung zu schützen. Wir glaubten diese Bemerkung machen zu müssen, um mit um so größerer Wärme auf die Aphorismen als auf eine Fundgrube der geistreichsten, ansprechendsten, edelsten und tiefstempfundenen Gedanken hinzuweisen.

Die Regesten von 1776—1836 geben ein Bild von „der für jene Zeit seltenen Rührigkeit und Allseitigkeit, mit welcher sich Joseph von Hohenzollern die verschiedenen Zweige seines Hirtenamtes angelegen sein ließ.

Der Anhang endlich bietet eine Reihe von Schriftſtücken, welche zur Erläuterung und Ergänzung der Briefe und Tagebücher dienen ſollen.

Wir wünſchen dem hochwürdigen Herausgeber „der Briefe und Tagebücher" Glück zu dem edeln Bemühen, den erlauchten Fürſtbiſchof Joſeph von Hohenzollern gleich einer verborgenen Perle den Blicken der Gegenwart gezeigt zu haben. Die Gegenwart wird gewiß ihren Dank dadurch bekunden, daß ſie ſich an dem Werthe der Perle erfreut.

Leo Aſcherfeld S. J.

Jacopone. Erzählendes Gedicht in ſieben Geſängen von **Franz Bonn.** Kl. 8°. 104 S. Regensburg und Amberg, J. Habbel, 1884.

Voll Phantaſie und überquellenden Humors, ein glänzender Repräſentant mittelalterlicher Lebensluſt in ihrer bunteſten Entfaltung, durch eine erſchütternde Kataſtrophe aus dem Taumel weltlicher Minne und Freude in die ſtrengſte Entſagung dahingerafft, Freund der Armuth bis zur Schwärmerei, excentriſch und phantaſtiſch auch im Guten, Stimmführer einer exaltirten Mönchspartei gegen einen der größten aller Päpſte, bitterer Satiriker zugleich und Dichter des Stabat mater, Gefangener des gewaltigen Bonifaz VIII., von deſſen Nachfolger befreit und in geſegnetem Alter ſterbend, zum Theil ein gottbegeiſterter Schüler des hl. Franciscus, zum Theil aber in tiefem Widerſpruch mit deſſen Demuth und Gehorſam: bietet der ſeltſame Jakob de' Benedetti, von ſeiner Heimath da Todi genannt, ſchon reiche Anhaltspunkte für eine Dichtung. Vor dem Auge des ernſteren Kirchenhiſtorikers wird der romantiſche Minderbruder allerdings viel von ſeinem Glanze verlieren. Was iſt die drückendſte Armuth ohne Gehorſam? Was iſt ein Mönch in Oppoſition zum höchſten Haupt der Kirche? Dante mag das als Ghibelline höchſt poetiſch gefunden haben und im Sinne Jacopone's rufen:

Geſteh' mir alſo, daß die röm'ſche Kirche,
Weil zwei Gewalten ſie in ſich vermengt hat,
In Schlamm verſinkt, ſich und die Laſt beſudelnd.
(Purg. XVI. 128.)

Allein wer heute leidenſchaftslos und vorurtheilsfrei den Kampf betrachtet, den Bonifaz VIII. führte, der wird nothwendig zu der Anſchauung kommen, daß der vielgeläſterte Papſt eigentlich eine weit großartigere, poetiſchere, tragiſchere Geſtalt iſt, als Jacopone. Er iſt eine wirkliche Heldennatur, einer der erhabenſten Vorkämpfer kirchlicher Freiheit gegen die ungerechten Vergewaltigungen der politiſchen Macht, voll Thatkraft und Leidensfähigkeit, Martyrer für die heiligſten Rechte, ein Papſt, der jedes katholiſche Herz mit Begeiſterung erfüllen muß. Der rebelliſche Minneſänger kann ihm höchſtens als Folie dienen, und es iſt ſicher ein Fehlgriff, wenn Ozanam und andere Romantiker, Dante's Anſchauungen mehr wohlmeinend als einſichtig folgend, Jacopone zu ihrem Helden machten und den Papſt als ſeinen Kerkermeiſter höchſtens mildreich entſchuldigten.

Franz Bonn hat ſich — wir bedauern es — ganz an Ozanam inſpirirt

und, ſo ſehr er auch den Papſt noch zu retten ſucht, Jacopone's Bild zu dem eines Heiligen und Helden verklärt. Was ihn dabei leitete und begeiſterte, iſt freilich in der Einleitung ſehr ſchön bezeichnet:

Zwar wird die Welt kaum ihren Beifall ſpenden
Dem Schwärmer, der die braune Kutte trug,
Denn vom Erhabenen ſich abzuwenden,
Iſt unſ'rer Tage ausgeprägter Zug;
Und dennoch trieb mich's mächtig, zu vollenden,
Was ich begonnen in der Jugend Flug,
Daß in den Lärm der erdhaft wilden Triebe
Ertönen mag dieß Lied der Opferliebe.

Dieß iſt wirklich der Grundaccord der Dichtung, und ſie verdient in dieſer Hinſicht jegliches Lob. Ob dieſelbe nicht an Lebhaftigkeit und Pracht gewonnen hätte, wenn der Dichter ſich ſtricte an die alte Geſchichte der Bekehrung gehalten hätte, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Die Promenade der beiden Brautleute und ihre Trennung durch den Blitzſtrahl miſcht der urſprünglichen Faſſung etwas Weiches, faſt Sentimentales bei, das ſpäter beim Beſuch des Grabes wiederkehrt. An einem Ritter mag es rühren, wenn er vor einer großen Waffenthat noch das Grab ſeiner Braut beſucht; aber wenn der ekſtatiſche Franciscaner in der Morgendämmerung noch eine Roſe von Johanna's Grab pflückt und in die Kutte ſteckt, um damit nach Rom zu ziehen und den Papſt eines Beſſern über die heilige Armuth zu belehren: ſo iſt das ein entſchieden verfehlter Zug. Im Übrigen iſt die ſittliche Umwandlung des podestà („Podeſtas" iſt jedenfalls eine ſehr ungewöhnliche Form), ſeine Entſagung, ſein Opfermuth, ſeine religiöſe Weihe und Seelengröße ſehr begeiſterungsvoll geſchildert. Erſt durch den Kampf mit dem Papſte tritt ein ſtörender Dualismus in die Dichtung, indem der Dichter für keine der ſtreitenden Mächte entſchieden Partei ergreift, dem Papſt zugleich und Jacopone gerecht zu werden ſucht und dabei doch ſchließlich dieſem die Krone weiht. Das Heldenhafte des Papſtes kommt nur vorübergehend zum Ausdruck, namentlich bei Erwähnung ſeines Todes:

Stark aber ſprach der Papſt: „Ihr könnt es wagen,
Mein Haupt zu nehmen; doch ſo lang ich lebe,
Werd' ich die Krone auf dem Haupte tragen."

Doch wie verkümmern muß im Froſt die Rebe,
So brach des Mannes Herz, das ſchmerzentbrannte,
Das tief gekränkt zum Feind ſprach: „Ich vergebe."

Das ganze Gedicht iſt in Terzinen abgefaßt, die ſchwierige Form durchweg glücklich, d. h. ſchwungvoll und wohltönend gehandhabt, manchmal recht Danteiſch-kräftig. Die zarteren Partien ſind echt lyriſch, ſtimmungsvoll gehalten, während in den religiöſen ſich innige Frömmigkeit, in den kirchenpolitiſchen hohe, männliche Kraft offenbart. In unſere glaubensloſe Zeit hinein klingt die Dichtung wie der tröſtende, lebendige Wiederhall einer entſchwundenen, beſſeren Zeit, aber auch wie ein Vorbote ihres Wiederauflebens.

Wir begrüßen deßhalb die neue Gabe des längst anerkannten, tüchtigen Dichters mit herzlichem Dank und bitten ihn nur, Bonifaz VIII. einmal ein ähnliches Ehrendenkmal zu errichten. Dasselbe würde von selbst ein tiefempfundenes Spiegelbild unserer Zeit werden.

A. B.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Ablässe, ihr Wesen und Gebrauch. Ein Handbuch für Geistliche und Laien ꝛc. Nach dem Französischen des P. Antonin Maurel, Priesters der Gesellschaft Jesu, bearbeitet von P. Joseph Schneider, Priester derselben Gesellschaft und Consultor der heiligen Congregation der Ablässe. Achte, von der heiligen Ablaß-Congregation approbirte und als authentisch anerkannte Auflage. 8°. XX u. 788 S. Paderborn, Schöningh, 1884. Preis: *M.* 6.

Zu der neuen, abermaligen Verbesserung des Werkes war der Verfasser mehr als jemals sonst in den Stand gesetzt, weil ihm in der letzten Zeit seines Lebens ein wesentlicher Antheil zufiel an der officiellen Ausgabe der authentischen Decrete der Ablaß-Congregation, und er zudem mit einer privaten Auslese anderer Decrete, den Rescripta authentica, welche demnächst erscheinen werden, beschäftigt war. Die neu ermöglichte Kenntnißnahme all dieser Documente hat der Verfasser dazu benutzt, vorstehendem Ablaßwerke in der jetzigen achten Auflage die möglichste Genauigkeit und Vollständigkeit zu geben. Sehr werthvolle Zusätze über die Bruderschaften und frommen Vereine, sowie die Aufnahme der Ablaßbewilligungen Leo' XIII. sind eine wesentliche Bereicherung des Buches. Mit großer Umsicht und unermüdlichem Fleiß hat ein Freund des Verewigten, P. Beringer, die letzte Hand an das bei seiner Übernahme schon theilweise gedruckte Werk gelegt, um allen Unsicherheiten und Schwankungen in der Interpretation der Ablaß-Gewährungen und -Bedingungen möglichst den Boden zu entziehen, und zur Belehrung wie zum praktischen Gebrauch das Buch um so geeigneter zu machen. Demselben Zwecke, besonders für den Klerus, dient auch die möglichst vollständige Beigabe verschiedener Segnungsformulare und die praktische Anweisung zu irgendwie wünschenswerthen Bittgesuchen um Erlangung etwaiger Vollmachten und Vergünstigungen seitens der römischen Congregationen. Die specielle Approbation und Empfehlung der Ablaß-Congregation gibt auch dieser Auflage die sicherste Garantie der Zuverlässigkeit in ihren Angaben. Die günstige Aufnahme und weite Verbreitung der früheren Auflagen ist ein beredtes Zeugniß für den großen Dienst, welchen der Verfasser durch dieses Werk dem katholischen Deutschland geleistet hat, und ist zugleich die beste Empfehlung des Buches in seiner jetzigen verbesserten Gestalt.

Vereinigung der christlichen Völker zur Sühn-Anbetung. 12°. 16 S. Regensburg und Amberg, Habbel, 1884.

Bereits Papst Clemens VIII. führte 1592 in den Kirchen Roms das immerwährende vierzigstündige Gebet ein. Diesem Gebete hat man in jüngster Zeit mit

Rücksicht auf die stets zunehmende Gottlosigkeit den Charakter universaler Sühnung gegeben, und es hat sich ein Gebetsverein gebildet, welcher die Betheiligung aller christlichen Nationen an dieser „Sühn-Anbetung" bezweckt. Der Heilige Vater Papst Leo XIII. erließ im vorigen Jahre ein Breve, in welchem er diese Gebetsvereinigung belobt und für sie die Gnadenschätze der Kirche weit öffnet. Das vorliegende Schriftchen theilt den Wortlaut des Breve in lateinischer und deutscher Sprache mit und knüpft daran weitere Belehrungen über Zweck, Organisation, Satzungen und Gnadenbewilligungen jenes internationalen Verbandes. Möge dasselbe, im Einklang mit den Absichten des Heiligen Vaters, recht viel dazu beitragen, dem Sühnegedanken auch bei den Katholiken Deutschlands immer mehr Eingang und Verbreitung zu verschaffen.

Friedrich, Landgraf von Hessen-Darmstadt, Malteserritter, Cardinal und Bischof von Breslau. Ein Beitrag zur Breslauer Bischofsgeschichte. Von Paul Buchmann. 12°. 111 S. Breslau, Aderholz, 1883. Preis: *M.* 1.

Ursprünglich für das Kirchenblatt der Diöcese geschrieben, ist dieß Schriftchen nicht ohne historisches Interesse auch für weitere Kreise. Namentlich für die kirchliche Culturgeschichte bietet es recht dankenswerthe Einzelheiten, wohin wir insbesondere rechnen, was von der Bauthätigkeit des Bischofs, sowie von seiner Sorge für Hebung des kirchlichen Gesanges berichtet wird.

Friedrich Nausea aus Waischenfeld, Bischof von Wien. Von Joseph Metzner. 8°. 107 S. Regensburg, Manz, 1884.

Schon Michael Denis hatte seinerzeit die Historiographie auf Nausea hingewiesen; seither war der Wunsch nach einer Specialarbeit über den ausgezeichneten Bischof, der in ereignißschwerer Zeit auf einem der ausgesetztesten Posten der ecclesia militans stand, des Öfteren wiederholt worden. Diesem Wunsche ist endlich in der verdienstvollen Arbeit Metzners seine Befriedigung geworden. In elf Kapiteln weiß uns der Verfasser ein gedrängtes und klares Bild über die erstaunlich vielseitige Thätigkeit Nausea's zu geben. Diese Kürze zeichnet die Arbeit, die sich überall auf die fleißigste Forschung stützt, in besonders vortheilhafter Weise aus und macht sie so recht zu dem, was historische Monographien dieser Art sein sollen: zu geglätteten Bausteinen jener großartigen geschichtlichen Denkmäler, welche sich dereinst auf den verborgenen, aber Alles tragenden Fundamenten der fleißigen und uneigennützigen Specialforschung erheben werden. Das Werkchen wird gewiß nicht verfehlen, sich den dauernden Dank der Geschichtsfreunde zu sichern.

Der hl. Johannes Chrysostomus in seinem Verhältniß zum byzantinischen Hof. Von Dr. F. Ludwig. 8°. 174 S. Braunsberg, Huye, 1883. Preis: *M.* 2.50.

Die vorliegende Arbeit wurde unternommen zum Zwecke der Erlangung der theologischen Doctorwürde an der Universität Würzburg. Obschon aber eine Erstlingsfrucht, ist sie dennoch vollreif und schmackhaft. Mit Recht nimmt der Verfasser für seine Darstellung in unserer Zeit ein besonderes Interesse in Anspruch, da man sie füglich als ein Stück Vorgeschichte zum Kanzelparagraphen bezeichnen möchte. Sehen wir doch, daß der große, redegewaltige Patriarch zweimal in die Verbannung getrieben wird, hauptsächlich wegen einiger Anspielungen, die er sich auf die herrsch- und putzsüchtige Eudoxia erlaubt haben soll. Die Arbeit Ludwigs beruht bei angenehmer Dar-

ſtellungsweiſe auf gediegenem Quellenſtudium, deſſen Controlle durch zahlreiche Nachweiſe erleichtert wird. Der Verfaſſer trifft hier genau jenes richtige Maß, das den Fachmann zu befriedigen weiß, ohne den Unmuth des nicht-fachmänniſchen Leſers wachzurufen. Beſonders möchten wir aufmerkſam machen auf den kritiſchen Excurs über die Echtheit der Homilie Πάλιν Ἡρῳδίας μαίνεται (S. 115 ff.), durch welchen der Verfaſſer dahin gelangt, das Reſultat Stiltings (Acta SS. Sept. IV. p. 593) zu adoptiren, für das er moraliſche Gewißheit beanſpruchen könne. Für die Verbannung des Heiligen ſind ſeine herrlichen Briefe an Olympias herangezogen; vielleicht hätte dieß in noch reicherem Maße geſchehen können, da uns nirgends die Perſon des Heiligen ſo individuell und anſchaulich vor die Seele tritt, als hier. Indeß mag das nothwendige Ebenmaß der Darſtellung hier im größeren Reichthum des Details größere Selbſtbeſchränkung gefordert haben.

Johann Tſerklaes, Graf von Tilly. Von Franz Keym. Dritte Auflage, vollſtändig neu bearbeitet von Dr. Ed. Marcour. 12°. 170 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: *M.* 1.20.

Vorliegendes Buch bildet ein Bändchen der bei Herder erſcheinenden „Sammlung hiſtoriſcher Bildniſſe". Es war dasſelbe urſprünglich ein populärer Auszug, durch den Keym die mit Recht berühmte Biographie Onno Klopps: „Tilly im dreißigjährigen Kriege", weiteren Kreiſen zugänglich machen wollte. Als inzwiſchen eine neue Auflage nöthig ward, ſtellte ſich auch das Bedürfniß heraus, den neugewonnenen Reſultaten der Forſchung gerecht zu werden, was ſich nicht bewerkſtelligen ließ, ohne eine mehr oder minder totale Umänderung eines ſehr großen Theiles der Arbeit. Daß ſich Dr. Marcour dieſer Arbeit mit ebenſo großem Fleiß als Geſchick unterzogen, dafür ſind wir ihm zu hohem Danke verbunden, indem er das Andenken an einen unſerer edelſten und ſieghafteſten Feldherrn rege hält. Öffentlichen Volks-Bibliotheken kann dieſe ganze Sammlung, vor Allem das vorliegende Bändchen, nicht genug empfohlen werden.

Le Comte Hermann de Stainlein Saalenstein, par A. Thiernesse, Curé d'Oneux. Liège, L. Grandmont-Donders, 1883. 38 S. mit 2 Photographien.

Die erſte Photographie zeigt einen bildſchönen Knaben in mittelalterlichem Coſtüm, mit der Armbruſt auf einem Felſen ſitzend, im Hintergrund die väterliche Burg. Der Blick des Knaben iſt ernſt nach oben gerichtet, ob nach einem Vogel, den er ſchießen will, oder nach dem Himmel, der ſich ſonnig vor ihm aufthut? — Auf der zweiten Photographie iſt der Knabe zum herrlichen, blühenden jungen Mann herangewachſen. Aber der Tod hat vorzeitig die vielverſprechende Blüthe geknickt. Ein treuer Prieſter meldet in ſchwunghafter Rede, welche Hoffnungen der ebenſo talentvolle als tiefreligiöſe junge Edelmann erweckte. Dieſe werden nicht mit ihm erloſchen ſein, wenn andere junge Edelleute ſein Beiſpiel nachahmen, gleich ihm, fromm, ernſt, ſittenrein, den Luxus und das eitle Wohlleben der modernen Welt verſchmähen, arbeiten, ſtudiren, ihr Talent unermüdlich ausbilden, ihre Kraft der katholiſchen Preſſe, der katholiſchen Nächſtenliebe und allen großen Zeitfragen widmen, leben und ſterben, wie es einem Katholiken ziemt. Jeder junge Baron und Graf möge darum das Schriftchen leſen und auch die größere Biographie des Grafen, wenn ſie herauskommt!

Deutſcher Glaube? Entgegnung auf eine Schrift von Dr. A. Geigel, Profeſſor der Medicin an der Univerſität Würzburg: „Über Wiſſen und Glauben.“ Von Dr. Braun. Mainz, Fr. Kirchheim, 1884. Preis: 75 *Pf.*

In Würzburg hat wieder einmal ein „Mann der Wiſſenſchaft“, der Polykliniker Dr. A. Geigel, Profeſſor der mediciniſchen Facultät, geglaubt, den vermeintlichen Patienten „Wiſſen und Glauben“ von Neuem in ärztliche Behandlung nehmen zu ſollen. Wir wollen hoffen, daß der gute Herr mit Diagnoſen und Recepten in ſeiner Fachwiſſenſchaft mehr Glück hat, als auf dieſem Gebiete, wo er ſtark Don Quixoterei treibt. Einige der ärgſten Mißgriffe ſeiner Diagnoſen und einige Proben ſeiner tollſten Windmühlenkämpfe fertigt Dr. Braun mit gutem Humor ab. Das Recept des Polyklinikers iſt geradezu unglaublich. Die „abgeſchworenen Heiligthümer“ unſerer heidniſchen Vorfahren, die ſollen uns Heil bringen. „Wodan, Donar und Sarnot“ ſeien die Retter deutſchen Glaubens und Wiſſens, die Stützen deutſcher Cultur. An Frivolität und ordinärſtem Pathos ſcheint es dem Polykliniker weder auf dem Katheder noch am Schreibtiſch zu fehlen. Faſt möchten wir glauben, es ſei von Seite des Dr. Braun dem erbärmlichen Gepolter noch zu viel Ehre angethan. Locale Verhältniſſe mögen jedoch immerhin eine knappe Entgegnung dieſer Art gefordert haben, die im Übrigen eine Kenntniß des Geigel'ſchen Machwerkes vielleicht etwas zu ſehr vorausſetzt.

Iſt der Papſt ein Gefangener? Praktiſche Erörterung der römiſchen Frage von Monſgr. Dr. H. H. O'Bryen. Autoriſirte Überſetzung aus dem Engliſchen. Freiburg, Herder, 1884. Preis: 50 *Pf.*

Wir begrüßen freudig jede Schrift, welche den Kirchenſtaat dem Heiligen Vater reclamirt. Der Vorzug der vorliegenden Broſchüre beſteht darin, daß ſie beſonders nicht-katholiſche Leſer zu überzeugen geeignet iſt. Etwas ſchwach iſt die ſechste Abhandlung: „Italieniſche Freimaurer“, in welcher ſtatt der allerdings richtigen Behauptungen einige ſchlagende Documente beigebracht werden mußten. Die Überſetzung, im Ganzen recht gut, hat einige Härten. Der 1848 gemeuchelte Kriegsminiſter heißt Roſſi, nicht „Roſſé“.

Miscellen.

Deutsch-Franzosenthum des Herrn Du Bois-Reymond. Von allen Welttheilen ist Europa der civilisirteste, von allen Ländern Europa's ist Deutschland die Blüthe der Cultur, der Sitz der höchsten Bildung in Deutschland ist Berlin, das höchste Bildungsinstitut in Berlin ist die Akademie, und der Gescheidteste in der Akademie ist Herr Du Bois-Reymond. Wenn er eine Rede hält, dann steht der Zeiger der Weltuhr auf einem wichtigen Punkt und hat sicher einen ungeheuren Ruck vorwärts gethan. Päpstliche Rundschreiben, kaiserliche Erlasse sind Kleinigkeiten gegen die Orakel, welche der Prophet des Ignorabimus an die staunende Menschheit richtet. Im Phrasenmachen ist der Spanier Castelar ein wahrer Stümper gegen ihn; Spinoza, Kant, Voltaire, Rousseau, Schiller, Göthe, Darwin, La Mettrie und Friedrich II. sind höchstens als Karyatiden an seinem Lehrstuhl angebracht; und Citate aus allen Fächern beweisen, daß der große Mann ungefähr Alles weiß, was einst Köhlerglaube dem einzigen Jehovah angedichtet hatte.

Das dießjährige Orakel gilt dem Franzosen Diderot — de l'Académie de Berlin. Es ist das sehr schön, ja rührend, ein Triumph der Menschlichkeit. Die deutschen Physiologen haben vor 14 Jahren grausam an dem napoleonischen Frankreich eine ziemlich starke Vivisection vorgenommen. Aber das war nur aus Liebe zur Civilisation und zum deutschen Vaterlande. Die Vivisection war nöthig, um das geistreiche Blut, die sanguinische Entrapelie, den französischen Esprit in die arg verlederten Organe des deutschen Blutumlaufs überzuleiten. Erst die Verbindung von französischem Blech mit deutschem Leder gibt jene allerliebste Modephilosophie, welche auch die „Dämchen" verstehen können und welche sich zu den charmantesten Nippsächelchen verarbeiten läßt.

„Du Bois" denkt tief, wie ein Holzwurm. Warum feiern wir eigentlich Centenarien? Warum? Wer sollte es denken? — — Weil wir zehn Finger haben. „Dieser Umstand hat dem dekadischen Zahlensystem bei einem großen Theile der Culturmenschheit zum Siege verholfen und den Potenzen von Zehn in unserer Vorstellung eine ganz unberechtigte Bedeutung gegeben." Michel und Gretchen! habt ihr das je bedacht? Daher das Rechnen nach Jahrhunderten; daher „finden wir es in der Ordnung, daß man die n × hundertste Wiederkehr der Geburt oder des Todes großer Menschen

feiert". Deßhalb vergegenwärtigt sich Herr Du Bois, „wie die Welt vor hundert Jahren aussah".

Wie sah sie aus? „Noch thronte in vereinsamter Größe der Weltweise von Sanssouci; er hatte Voltaire seit fünf Jahren, das Jahr zuvor d'Alembert verloren. Göthe saß, mit seinen Fesseln spielend, zu den Füßen der Frau von Stein; der jugendliche Schiller verklärte eine dunkle spanische Hofgeschichte mit weltreformatorischen Gedanken. In England machte Cavendish Wasser aus Sauerstoff und Wasserstoff."

Eine unbezahlbare Beschreibung! Welche Vorstellung unseres Jahrhunderts würde man gewinnen, wenn Einer nach hundert Jahren etwa schriebe:

„Noch thronte in vereinsamter Größe der Reichskanzler in Varzin; er hatte Karl Vogt nie nach Berlin berufen und Kinkel in Zürich sterben lassen. Spielhagen ließ sich in St. Petersburg Zweck-Essen und Kränze geben, und der theologiesatte Hausrath verputzte longobardische Geschichte mit culturgeschwätzigen Faseleien zu entzückenden Romanen. In Berlin machte Du Bois-Reymond Reden aus Leder und Blech."

Man begreift nicht, wie ein Naturforscher Friedrich II. charakterisiren will, ohne seine Hunde zu erwähnen. Man kann sich das nicht anders erklären, als daß Du Bois eben Diderot feiern will:

„In einer prachtvollen Wohnung aber in der Rue Richelieu, welche die Kaiserin Katharina erst eben für ihn hatte herrichten lassen, starb am letzten Tage dieses Monats vor hundert Jahren eines der berühmtesten Mitglieder, welche diese Akademie je gehabt, unter den geistreichen Männern des geistreichsten Jahrhunderts vielleicht der geistreichste, Denis Diderot. ...

„Wir sind stolz, daß Diderot längst unser war, ehe Voltaire vergeblich sich anstrengte, ihn in die Académie Française zu bringen, welche ihm stets verschlossen blieb, daher er bei vielen Gelegenheiten emphatisch genannt wird: Diderot, de l'Académie de Berlin. ...

„So unermeßlich aber ist der bunte Reichthum von Diderots Arbeiten, daß die knappste Übersicht, mit etwas Ährenlesen hier und da, uns weit über die mir heute zugemessene Zeit führen würde, und daß ihnen gegenüber der auf wenige Worte Angewiesene die Empfindung hat, als sollte er eine brausende See in eine Schaale füllen. ...

„Verglichen mit Diderots Allseitigkeit, erscheinen Voltaire, Göthe, sogar der für den Typus eines Polyhistors geltende Leibnitz, zu dessen Ehre (!!?) wir versammelt sind, als beschränkte Fachleute. Wer hat, wie er, zu einer Zeit, wo ihre einzelnen Zweige schon hoch entwickelt waren, das ganze Gebiet der Wissenschaft, Kunst und Technik mit gleicher Liebe und Frische umfaßt,

gleich zu Hause in mathematischer Physik wie in ästhetischer Schöpfung von Romanen und Bühnenstücken, in Erkenntnißtheorie wie in Metallurgie, in Ethik wie in Sprachwissenschaft, in Metaphysik wie in bildender Kunst, in Geschichte der Philosophie wie in Dramaturgie, in Volkswirthschaft wie im Contrapunkt? ...

„Das Staunen über Diderots Begabung wächst, wenn man erfährt, wie er arbeitete. Wenn auch kein stürmisch bewegtes, führte er doch das denkbar unruhigste Leben, immer auf dem Sprunge zwischen dem fünf Stock hohen Stübchen in der Rue Taranne, wo gekrönte Häupter ihn aufsuchten und welches Meissonnier's Pinsel uns vorzuführen versucht hat, und dem Grandval, der Chevrette und anderen Orten; stets Jedem zu jedem Dienste bereit und aufopfernd bis zur Unklugheit; dazu natürlich, neben seiner ständigen glühenden Leidenschaft für Sophie Volland, jeder Dame Ritter."

Natürlich! — ja, natürlich!

„Von den ganze Bände füllenden vortrefflichen Darlegungen, die er, wenn Noth an Mann war, über jeden erdenklichen Gegenstand für sein Lebenswerk, die Encyklopädie, im Nu lieferte, steht fest, daß sie mit kaum trockener Tinte seinem Plagegeist, dem Laufburschen der Le-Breton'schen Druckerei, eingehändigt wurden. ...

„Aber nicht bloß waren es Diderots universeller Geist, seine flammende Begeisterung, selbstlose Hingabe, bienenfleißige Arbeitskraft, stürmische Geschäftigkeit, vermittelnde Liebenswürdigkeit, welche allein die Vollendung des riesigen Unternehmens ermöglichten, sondern unstreitig ist er es auch gewesen, unter dessen Händen, ihm halb unbewußt, das Werk zur gewaltigen Kriegsmaschine erwuchs, welche in die geistige Bastille des höfischen, pfäffischen Frankreich die Bresche schießen half, und deßhalb von den bösen Mächten mit so wüthendem Haß bekämpft wurde."

Da wären wir glücklich beim eigentlichen Kernpunkt angelangt. Voltaire und Göthe, Leibnitz und Humboldt, die ganze deutsche Wissenschaft ist weit überholt von dem leichten Französchen, das mit kaum trockener Tinte seine Encyklopädie-Artikel in die Druckerei flattern ließ. Hoch über allen Dichtern, Denkern und Forschern steht im Lichte der Verklärung Denis Diderot, der Encyklopädist; vor ihm im Staube die ganze moderne Wissenschaft, die Berliner Akademie und das christlich-germanische Deutschland. So weit sind wir. Die Rede ist insofern interessant, als sie mit seltener Unverfrorenheit constatirt, daß hinter dem hochmüthigen, bramarbasirenden Deutschthum der deutschen Wissenschaft schließlich der Franzose steckt, nicht der edle, ritterliche Franzose des Mittelalters, sondern der seichte, frivole, unsittliche Franzose der Encyklopädie. Bedenket das, ihr lieben, andächtigen

und gottſeligen Junker in Pommern und Preußen! ihr geſegneten Lutherkämpen zu Halle und Wittenberg! Den Diderot, de l'Académie de Berlin, müßt ihr feiern, den charmanten, feinen Pariſer, und nicht euern Luther, dem das deutſche Bärenfell noch über die Ohren hängt. Wie dem „Volk dabei die Religion erhalten bleiben ſoll", das iſt allerdings ſchwer zu ſagen; denn dem Encyklopädiſten hat nicht bloß die katholiſche Kirche, ſondern jedes poſitive Chriſtenthum als höfiſch und pfäffiſch, als Infame und geiſtige Baſtille gegolten; und die Anarchiſten können ſich wohlgemuth zu Diderots Religion und Sittenlehre bekennen, ohne Gewiſſensbiſſe fürchten zu müſſen.

Zum dritten Centenarium des hl. Karl Borromeo.

Der November dieſes Jahres führt in ſeinen erſten Tagen eine Centenarfeier herauf, die von Mailand als dem Mittelpunkte feſtfreudiger Begeiſterung aus nicht Italien allein, ſondern den ganzen katholiſchen Erdkreis in die Wellenringe mitfeiernder Theilnahme hineinziehen wird. Denn es gilt ja einem Manne, von dem, um mich der in ihrer Kürze bezeichnenden Worte Reumonts zu bedienen, „die Weltgeſchichte redet“. Sie wird beſonders laut am 4. November dieſes Jahres, dem dreihundertjährigen Gedächtnißtage ſeines Todes, von Karl Borromeo reden. Hat der gegenwärtige Erzbiſchof von Mailand, Mr. Luigi Nardi, aus dem Geſchlechte der Grafen von Calabiana, bereits den Troſt gehabt, zugleich mit heiligen Martyrerreſten die unſterbliche Aſche des großen Ambroſius aufzufinden, ſo wird ihm nun die Freude vergönnt ſein, auch die andere Zier und Leuchte des altehrwürdigen Mailänder Stuhles, den Ambroſius des ſechzehnten Jahrhunderts, durch eine ſeltene und unvergeßliche Feier zu verherrlichen.

Ehe noch dieſe Zeilen in die Hände unſerer Leſer gelangen können, werden die öffentlichen Blätter von den Feſtlichkeiten in Mailand, Rom und anderen Orten Italiens berichten. Und wird gleich das Glockengeläute des 4. November 1884 ausklingen durch die immergrünen Fluren Lombardiens, ſo gut wie die Orgelklänge des 13. Januar 1864 verhallt ſind, ſo wird doch das Gedächtniß des Tages fortleben, nicht nur im Andenken der Mitwelt, ſondern auch in einem Schriftdenkmale — aere perennius, dürfen wir hoffen. Wie durch ein glückliches Zuſammentreffen Abbé Baunard berufen ſchien, durch ſein Leben des hl. Ambroſius das Feſt der Erfindung desſelben zu verewigen, ſo hat Charles Sylvain, bereits in weiten Kreiſen bekannt durch ſeine Lebensbeſchreibung des als Virtuoſen, Convertiten und Carmeliten gleich bewunderungswürdigen P. Hermann Cohen, Mailands großem Cardinal

zu deſſen denkwürdiger Jubelfeier ein getreues, lebensgroßes Standbild aufgerichtet[1].

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Literatur über einen Mann von der Bedeutung des hl. Karl eine umfaſſende ſein muß. Keine ausführliche Weltgeſchichte, keine Kirchen- oder Concilshiſtorie, keine Hagiographie, keine Geſchichte der Päpſte, Italiens, Lombardiens, ja des Lago Maggiore kann umhin, von dem Kirchenfürſten Notiz zu nehmen, den der geiſtreiche Primas der engliſchen Kirche, ihn mit dem Engel der Schule vergleichend, den Engel der kirchlichen Disciplin genannt hat, und von dem unſer Gewährsmann ohne Furcht vor Übertreibung behaupten kann, daß noch heute jeder Biſchof, der allen Pflichten ſeines heiligen Amtes gerecht zu werden wünſcht, ſeine Schriften, vor Allem die Acta ecclesiae Mediolanensis, zu ſeiner ſtändigen Lectüre wähle. Aber auch die ausſchließlich dem Heiligen gewidmete Literatur iſt bedeutend. Sein Leben wurde von dreien ſeiner Zeitgenoſſen beſchrieben, nämlich von dem nachmaligen Cardinal Auguſtin Valerio, von dem Barnabiten Karl Bascape, der am Todesbette des Heiligen geſtanden hat, und vor Allem von dem Secretär und langjährigen Vertrauten des Heiligen, Peter Giuſſano, deſſen Werk das Fundament für zahlreiche Biographien desſelben in faſt allen europäiſchen Sprachen geworden iſt[2]. Es fehlte ſomit dem

---

[1] Histoire de Saint Charles Borromée, Cardinal, archevêque de Milan, d'après sa correspondance et des documents inédits par l'abbé Ch. Sylvain etc. 3 Vols. Société de Saint-Augustin (1884). Die rühmlichſt bekannte Firma Desclée-Brouwer hat dem dreibändigen Werke eine ebenſo ſtilgerechte als geſchmackvolle Ausſtattung gegeben. Das Werk ſelbſt iſt ſeines glänzenden Gewandes durchaus werth. Sollte das Buch, was wohl zu erwarten ſteht, einen deutſchen Überſetzer finden, ſo wäre zu wünſchen, daß derſelbe mindeſtens zwei Verbeſſerungen an ſeiner Überarbeitung anbrächte: vor dem Buche eine vollſtändige und genaue Literatur, nach der die Citate des Buches gleichmäßiger einzurichten wären; hinter dem Buche ein detaillirtes Sach- und Namenregiſter, wodurch dasſelbe an Brauchbarkeit gar ſehr gewinnen dürfte.

[2] P. Giussano, Vita di S. Carlo Borromeo (Mailand 1610); franzöſiſch von E. Cloyſeault (Lyon 1685), deutſch von Th. Klitſche (Augsburg 1836). Neue, mit werthvollen Anmerkungen vermehrte Ausgabe von Oltrocchi (Mailand 1751).

Godeau, Vie de Charles Borromée (Paris 1747).

Touron, La vie et l'esprit de Saint Charles Borromée (Paris 1751).

Sailer, Der hl. Karl Borromäus (Augsburg 1824).

Dieringer, Der hl. Karl Borromäus und die Kirchenverbeſſerung ſeiner Zeit (Köln 1846).

Aristide Sala, Documenti circa la vita e le geste di S. Carlo Borromeo. 4 Bde. (Mailand 1857—1859).

neuesten Lebensbeschreiber des Heiligen nicht an Vorarbeitern, noch auch an hinreichendem Material. Allein so wenig jene seine Arbeit überflüssig machten, so wenig kann die Fülle dieses dieselbe erleichtert haben. Vor Allem das überreiche handschriftliche Material, besonders das der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand und des päpstlichen Geheimarchives, auf dem die Arbeit Sylvains beruht, gibt derselben ihre Bedeutung und läßt ihn seine Vorgänger in wesentlichen Stücken überholen. Schätzt doch der Verfasser selbst die Zahl der von ihm durchgesehenen und verwertheten Briefe auf die fast unglaublich hohe Ziffer von 25- bis 30 000.

Dafür erhalten wir nun aber zunächst ein weit anschaulicheres Bild der Jugendzeit unseres Heiligen, als es uns die früheren Biographen, Giussano nicht ausgenommen, bieten konnten oder wollten.

Karl erblickte das Licht der Welt am 2. October 1538 auf dem Schlosse des Städtchens Arona am Lago Maggiore; jenes führte damals den Namen Rocca di Arona und galt als militärisch wichtig. Eltern des Heiligen waren der Conte Giberto Buonrhomeo, wie Karl selbst den Namen des Vaters auf den Adressen seiner Briefe schreibt, und Margaretha Medici von dem mailändischen Zweige dieses Geschlechtes. Das Haus der Borromäer (Bonus Romanus), aus dem toskanischen Städtchen San Miniato al Tedesco stammend und mit den Vitaliani von Pavia zusammenhängend, gehört dem altitalischen Adel an; seine Uranfänge werden durch romantische Sagen und Wappenlegenden eher verdunkelt als aufgehellt[1].

Mit zehn Jahren verlor Karl seine Mutter; mit zwölfen ward er Commendatarabt von St. Gratinian, eine Würde, die sein Oheim väterlicher Seite zu seinen Gunsten resignirte; mit dem dreizehnten zog er im Herbste 1551 Studien halber nach Mailand; im November des folgenden Jahres endlich finden wir den vierzehnjährigen Jüngling in Pavia, wo

---

S. Caroli Borromaei Opera omnia cum notis J. A. Saxii. 6 Voll. (Mediol. 1717).

Vgl. Ciaconius, Vitae pontificc. et Cardd. III. 891. — Pallavicini, Hist. Conc. Trident., XIV. 12. 3 sqq., 15—18. — Ranke, Geschichte der Päpste, I. 321. — Räß u. Weiß, Leben der Väter ꝛc., XVI. 130. — Reumont, Geschichte der Stadt Rom, III. 536. — Vagliano, Sommario delle vite degli Arcivescovi di Milano, p. 340, u. s. w.

[1] Vgl. S. 3 ff., die leider ohne irgend welchen Versuch einer Kritik Ripamonti Dinge nacherzählen, die sich in ernsten historischen Werken ohne eine solche nicht weiterschleppen sollten. Das Wappen der Borromäer macht übrigens nicht den Eindruck hohen Alters.

er unter Leitung des Franz Alciatus dem Studium der Rechtswissenschaften oblag. Daß er als Kleriker durch Beginn des Rechtsstudiums ohne vorgängige Dispens der Excommunication verfalle, darauf sollte er erst später zu nicht geringer Beunruhigung seines Gewissens aufmerksam werden. Karls Briefe an seinen Vater aus dieser Zeit geben uns nicht nur ein recht anschauliches Bild seiner häuslichen Verhältnisse in der Musenstadt, sondern lassen uns auch überraschende Blicke in die natürliche Veranlagung des einstigen Heiligen und kirchlichen Reformators thun. Das Hauptthema der Briefe bildet eine chronische Geldnoth, die dem jungen Grafen manche dem natürlichen Ehrgefühle recht empfindliche Proben auflegt; daneben ein fast ebenso beständiger Hader seiner familia, vom geistlichen Haus- und Hofmeister bis herab auf die niederen Bediensteten, der oft bis zu Thätlichkeiten kam und mehrfachen Wechsel nothwendig machte. Sein Vater hatte einmal Karl den Wunsch ausgesprochen, er möge den Onkel, den Marquis von Marignano, besuchen. Aber wie diese Reise thun? „Io sono pelato in tutto di calze," schreibt er, „ich habe weder Strümpfe noch Barett noch Wamms; ich müßte nothwendig Stiefel, Hut und Sporen haben. Eure Herrlichkeit thue, was Ihnen gut scheint." — „Ich wünschte," schreibt er ein andermal, „Eure Herrlichkeit möchten inskünftig dero Geldsendungen beschleunigen, denn es ist für Personen meines Standes nicht bekömmlich, wenn sie einen Fuhrmannskittel unter einem Pelzmantel tragen müssen, wie ich dieser Tage zu thun gezwungen war." Dieser Zustand der Unbehaglichkeit und Entblößung dauert während der ganzen Studienzeit fort, ohne daß abzusehen wäre, ob Kargheit des Vaters, oder Untreue der Verwalter, oder Mangel an Weltkenntniß auf Seiten des Sohnes die Ursache dieser Erscheinung waren.

Daneben laufen aber auch manche Zeugnisse her, die uns schon in dem Jünglinge eine ungewöhnliche Frömmigkeit erkennen lassen. „Ich weiß nicht," schreibt er selbst am 8. December 1552 seinem Freunde, dem jungen Grafen von Provaso, „wer dem Grafen, meinem Vater, hat sagen oder schreiben können, ich bete mein Officium nicht. Aber das ist unwahr, denn ich bete es in meinem Zimmer allerdings nicht mit Messer Prete Bomaso, der es überhaupt nicht betet. Übrigens halte ich mich ja immer auf meinem Zimmer; wer kann da wissen, ob ich es bete oder nicht? Nur ein Lügner konnte mich so anschwärzen; denn ich habe nie aufgehört, es zu beten, und werde nie aufhören, so lange ich lebe." Laute Vergnügen liebte Karl nicht, wohl aber vergnügte er sich auf der Laute.

in deren Handhabung er sich unterweisen ließ, oder mit einem Spiele Schach. „Er war die Ruhe und Liebenswürdigkeit selbst," bezeugte später einer seiner Mitschüler, Simon Bossi; „an Festtagen spielte er Schach und habe ich oft mit ihm gespielt. Andere Spiele habe ich ihn nie spielen sehen."

Die Studien in Pavia währten im Ganzen über sechs Jahre, vom Herbste 1552 bis zum Jahre 1559, in welchem er, noch nicht 21 Jahre alt, in öffentlicher Disputation sich die Doctorwürde erwarb. Allein diese Zeit war keineswegs einem ununterbrochenen Studium gewidmet. Häufig ist er, nach Ausweis der Briefe, in Arona, in Mailand und anderen Orten. Die Herbstferien scheint er zumeist in Rocca di Arona mit Verwaltung der väterlichen Güter zugebracht zu haben. Anfang August 1557 starb der Vater, und Karls ältester Bruder Friedrich succedirte. Die Spanier benutzten die Gelegenheit, wegen der laufenden Kriegswirren, aber gegen die Rechte der Familie, eine Besatzung in Rocca di Arona zu werfen, das als militärischer Schlüssel Frankreichs, Italiens und der Schweiz von hoher strategischer Wichtigkeit war, aber von der Familie nicht immer in gehörig schlagfertigem Zustande gehalten worden zu sein scheint. Karl eilte sofort zum Schutze der bedrohten Gerechtsame seiner Familie nach Mailand, wo er eine unermüdliche Thätigkeit entfaltete, die indeß von Erfolg erst dann begleitet war, als am dritten April des Jahres 1559 der Friede von Château Cambresis zu Stande kam und Ende des Jahres Karls Onkel mütterlicher Seite den päpstlichen Stuhl bestieg. Am 25. December gab das im Conclave versammelte heilige Collegium der Kirche ein neues Haupt in der Person des Cardinals von Medici, der am 6. Januar des folgenden Jahres als Pius IV. sich krönen ließ. Mit diesem Ereigniß beginnt für den jugendlichen Commendatarabt ein wahrer Triumphzug, der ihn binnen wenigen Wochen auf den höchsten Gipfel kirchlicher Ehren und auf den einflußreichsten Ministerstuhl der Welt führt.

Am 3. Januar tritt der noch nicht 21jährige, soeben mit dem Doctorhut geschmückte Neffe die Reise an den Hof des Oheims an. Schon am 22. meldet Karl seine Erhebung zum Staatssecretär — das Amt bestand, der Name noch nicht; zehn Tage später und der Purpur schmückt seine Schultern; wieder vergehen einige Tage und der Cardinal von Este resignirt, und Karl sieht sich auf den Stuhl des hl. Ambrosius erhoben. Alsbald folgen Ernennungen zum Legaten für Bologna, die Romagna, die Mark Ancona; zum Protector für Portugal, Nieder-Deutschland und

die katholischen Cantone der Schweiz; für die Orden des hl. Franciscus, des Carmel, der Humiliaten, der Malteser und Christus-Ritter. Werden die jugendlichen Schultern einer solchen Ehrenlast gewachsen sein?

Was für die Studienjahre Karls seine Briefe an den Vater waren, eine ergiebige Quelle des interessantesten und belehrendsten Details, das uns, mehr als wir bisher gewohnt waren, mit der Person des Briefstellers in Berührung, mit seinem innersten Wesen in Fühlung bringt, das sind für diesen bedeutungsvollen Abschnitt seines Lebens die Briefe an seinen Verwandten, den Grafen Guido Borromeo. Er gibt ihm die detaillirtesten Nachrichten über seine Romfahrt, die einem Triumphzuge nicht ungleich war; er gesteht, es sei seine Absicht gewesen, über Florenz zu reisen, „aber in Erwägung, daß diese Regalirungen und sonstige Artigkeiten viel häufiger wären, wenn ich durch den Kirchenstaat reiste, entschied ich mich nachträglich für den Weg durch die Romagna".

Wie Pius IV., so sorgte auch Karl, einmal in Amt und Ehren, für seine Verwandten. Schon am 18. März kann er dem Grafen die Verlobung seiner Schwester Camilla mit dem Fürsten Cäsar Gonzaga anzeigen, im Mai die seines Bruders mit der Herzogstochter von Urbino. „Wir müssen Gott danken," schreibt er, „der uns die größte Gnade erzeigt hat; er hat es einem schon hoch in Jahren stehenden Papste ermöglicht, unser Haus binnen wenigen Monaten auf's Vortheilhafteste zu stellen, und das, ohne irgend Jemandes Rechten zu nahe zu treten." Seine Schwester Hieronyma, schreibt er ein andermal, möge die im Kloster angenommenen mit etwas abgerundeteren Umgangsformen vertauschen. Der nicht ganz standesmäßigen Heirath einer Verwandten solle sich der Graf nach besten Kräften widersetzen. Am 3. October schreibt er an Tullio Albanese: „Ein hiesiger Schriftsteller beschäftigt sich in diesem Augenblick mit den Lebensbeschreibungen der Cardinäle . . . Setzet euch mit Messer Franz Bossi in's Einvernehmen . . . und suchet mit möglichster Sorgfalt nach dem Ursprunge unserer Familie, ihren Würden, ihren hohen Verbindungen, wie jener mit einer Dame von Brandenburg, kurz allem Wissenswerthen, was unsere Ahnen betrifft, und sendet es mir so schnell als möglich." Wie sehr contrastirt mit diesen Worten sein späterer Ausspruch! Als man den bischöflichen Palast von Mailand für ihn zurichtete, ließ er die Wappen der Borromäer und die Bildnisse seiner Ahnen durch solche des hl. Ambrosius und anderer Bischöfe Mailands ersetzen mit dem Bemerken: „So lange ich Graf Karl Borromeo gewesen, mußte ich danach streben, dem Vorbilde meiner verdienstvollsten Ahnen nachzueifern;

ſeit ich aber Karl Cardinal von St. Praxedis und Erzbiſchof von Mailand bin, ſind meine ausgezeichneten Amtsvorfahren auch meine rechtmäßigen und preiswürdigen Ahnen."

„Wenn Karls frühreife Frömmigkeit," ſo reſumirt Sylvain den Eindruck der obigen Correſpondenz, „wenn ſeine Liebe zum Gebete ihm die Gnade verdienten, ſeine Taufunſchuld zu bewahren, ſo regten ſich in ihm doch auch die Gedanken, Gefühle, ja Leidenſchaften, die Geiſt und Herz jedes Menſchen bewegen, der in dieſe Welt kommt. Wir ſahen, daß das Verlangen weltlichen Ruhmes die Saiten ſeiner Seele bewegte, er iſt durchaus nicht gleichgiltig gegen den Adel ſeiner Geburt und die Größe ſeiner Familie; wenn er Almoſen ſpendet, ſcheint er nicht ganz frei von irdiſchen Rückſichten . . . Aber neben Handlungen, welche beweiſen, daß die Natur noch nicht völlig in ihm erſtorben, wenngleich wir Bedenken tragen, ſie als eigentliche Unvollkommenheiten zu bezeichnen, gab der jugendliche Cardinal Proben einer Klugheit, Weisheit und Tugend, daß der Papſt ſich mit Recht Glück wünſchen konnte, ihm die Verwaltung des Kirchenſtaates anvertraut zu haben."

Der Venetianer Girolamo Sorano faßte in ſeinem Geſandtſchaftsbericht vom Jahre 1563 ſein Urtheil über Borromeo dahin zuſammen: „Sein Leben iſt das unſchuldigſte und fleckenlos, und er gibt durch ſeine religiöſe Haltung ein Beiſpiel, wie man kein beſſeres wünſchen kann. Dieß muß ihm um ſo höher angerechnet werden, da er in der Blüthe der Jahre, vielvermögender Nepote eines Papſtes, reich und an einem Hofe iſt, wo es ihm an Gelegenheit zu Vergnügungen nicht fehlen könnte. Zu der Literatur und den Wiſſenſchaften zeigt er, der im Jahre vor der Erhebung ſeines Oheims den Doctorgrad erlangte, große Zuneigung. Was ihm von Zeit übrig bleibt, verwendet er auf die Studien und auf Unterhaltung mit Männern von Geiſt und Kenntniſſen, die ſich faſt jeden Abend bei ihm verſammeln und eine Art Akademie bilden[1]. In allen ſeinen Handlungen zeigt er geſundes Urtheil, aber Langſamkeit in der Auffaſſung, wie man auch in ſeinem Geſichtsausdruck und Verfahren viel mehr redlichen Willen erkennt, als lebendigen und kräftigen Geiſt. Im Audienzertheilen beweist er große Langmuth und verhandelt mit Jedem; aber ſeine Umgebung wünſcht größere Bereitwilligkeit im Gnadenbewilligen und Liberalität. Beim Papſte vermag er Alles, da dieſer

[1] Gemeint ſind die ſogen. Noctes Vaticanae, denen Karl unter dem akademiſchen Pſeudonym „Chaos" präſidirte, und deren „Lucubrationes aliquot" 1748 zu Mailand von J. A. Saſſi herausgegeben wurden.

die größte Zuneigung zu ihm hegt; aber er sucht sich ganz nach dessen Willen und Wünschen zu richten. Im Erledigen der Geschäfte ist er sehr gewissenhaft; die Angelegenheiten des Kirchenstaates berath er stets mit acht Rechtsgelehrten, die sich dreimal in der Woche bei ihm versammeln. Sein Einkommen ist sehr bedeutend und beläuft sich wohl auf 48 000 Dukaten; sein Haushalt ist sehr geregelt und zählt nicht über 150 Personen, die zum Theil auf eigene Kosten leben."[1]

Konnte so viel Ehre und Macht für den werdenden Heiligen nicht anders als eine Versuchung genannt werden, so werden wir diese nunmehr ihren Höhepunkt erreichen sehen. Am 19. November 1562 starb des Heiligen ältester Bruder Friedrich. Dieser Todesfall verwundete Karl in der tiefsten Seele; aber eben dieser Schmerz half ihm jene Versuchung überwinden. Beim Tode des Stammhalters der Familie wandten sich Aller Augen auf Karl; seine ganze Verwandtschaft drängte ihn, dem geistlichen Stande zu entsagen und eine eheliche Verbindung einzugehen. Unter allen Bitten waren die des Papstes weder die mindest lebhaften noch die am leichtesten abzuweisenden. Pius beschwor seinen Neffen, den Wünschen seiner Familie nachzugeben, eröffnete ihm die verlockendsten Aussichten, indem er ihm das Herzogthum Camerino verhieß, das er bereits Friedrich zuzuwenden gedacht hatte. Und hier stehen wir am Wendepunkte im Leben unseres Heiligen; von nun an hat sein Lebensschiff directesten Curs zum Himmlischen. Er antwortete auf die Vorschläge des Papstes dadurch, daß er sich heimlich durch den Cardinal Friedrich Cesa zum Priester weihen ließ. Pius war untröstlich, als er den Schritt des Neffen erfuhr. „Heiliger Vater," erwiederte dieser, „grämet Euch meinethalben nicht; denn ich habe nun die Braut heimgeführt, nach der allein seit lange meine Sehnsucht stand." Am Mariä Himmelfahrtstage feierte der Neugeweihte sein erstes heiliges Opfer an der Confessio in St. Peter; die zweite Messe las er im Profeßhause des Gesù in der Kapelle, in welcher der hl. Ignatius dieselbe zu lesen pflegte. Diese Wahl enthüllte schärfer Blickenden den tiefer liegenden Grund des so auffallenden Wechsels im Leben des Cardinals. Es waren die geistlichen Übungen des hl. Ignatius, die er, noch ganz unter dem jüngsten Eindrucke von der Vergänglichkeit alles Irdischen stehend, an der Hand seines Beichtvaters Ribera machte. Diese Exercitien waren

[1] Reumont, Geschichte der Stadt Rom, III. 2. Abth. S. 537. Ganz übereinstimmend der Bericht Luigi Mocenigo's bei Hübner, Sixtus der Fünfte, I. 72 u. f.

im Leben unſeres Heiligen der weihevolle Moment der Berufung und des Entſchluſſes großmüthiger Nachfolge. Sie haben der Kirche dieſen Heiligen geſchenkt. Der Papſt konnte ſich anfänglich in den Wandel ſo wenig finden, daß Ribera von ſeinen Obern aus Rom entfernt wurde.

Das nun folgende Leben unſeres Heiligen iſt zumeiſt ſchon früher mit wünſchenswerther Ausführlichkeit beſchrieben. Wenn wir von den zwar heroiſchen, aber mehr häuslichen und privaten Tugenden des Heiligen ganz abſehen, und nur ſein öffentliches, ich möchte ſagen ſein welthiſtoriſches Wirken, ſeine providentielle Aufgabe in's Auge faſſen, ſo ſind es vor Allem zwei Dinge, die ſeinen Namen unſterblich machen; zunächſt der durch ihn erzielte Abſchluß des Trienter Concils, ſodann die von ihm in ſeiner Diöceſe ausgeführten, vom Papier in's Leben überſetzten Reformbeſchlüſſe desſelben.

Iſt es ſchon für einen Biographen Karls eine wahre Fahrt zwiſchen Scylla und Charybdis, auf der einen Seite deſſen Antheil an der Wiedereröffnung und dem glücklichen Abſchluſſe der großartigſten aller Kirchenverſammlungen hinlänglich zu ſchildern, ohne auf der andern eine ausgeführte Concilsgeſchichte, alſo das Größere in das Kleinere, einzuſchalten, ſo wird dieſelbe Anforderung für ein kurzes Reſumé zur völligen Unmöglichkeit. Denn die Geſchichte des Concils iſt einmal, ohne Benachtheiligung des Verſtändniſſes, nicht abzulöſen von den auf's Höchſte verwirrten Zeitverhältniſſen, mit denen dieſe einflußreichſte Verſammlung in den mannigfaltigſten Beziehungen von Wirkung und Gegenwirkung ſtand. Der klaffende Riß, der Deutſchland — wer ſagt, für wie lange? — in zwei Völker, die ſich nicht mehr verſtehen, zu theilen beſtimmt war, hatte ſich eben jetzt unter der unheilvollen Mißregierung des vierten Paul ſo erweitert und ausgetieft, daß ein Schließen dieſes Abgrundes durch das Concil nur wider alle Hoffnung zu hoffen war. Frankreich rang mit dem ſchweizeriſchen, Spanien mit dem niederländiſchen Calvinismus, ohne desſelben Meiſter zu werden, und England nahm eben jetzt die entſcheidende Wendung, die unheilbaren Bruch mit Rom bedeutete. All dieß konnte wenig Vertrauen auf eine erſprießliche Wirkſamkeit des nach zehnjähriger Unterbrechung neu zu berufenden Concils erwecken. Die Vorſehung hatte aber mit demſelben andere Plane. In Deutſchland hoffte man vom Concil noch immer ein äußerliches mechaniſches Anheilen der getrennten Glieder; die providentielle Aufgabe desſelben war aber eine von Innen ausgehende lebendige Erneuerung und Reinigung, die zur Heilung der empfangenen Wunden und zu kräftiger organiſcher Neubildung befähigen

ſollte. Strebungen und Wirkungen des Concils in dieſer Richtung verkörpern ſich aber in der Perſon Karl Borromeo's.

Am 23. November 1560 hatte Pius IV. die Wiedereröffnung des Concils verfügt, aber erſt am 18. Januar 1562 kam dieſelbe nach Ebnung zahlloſer Hinderniſſe zu Stande. Am 4. December des folgenden Jahres ward es zum endlichen Abſchluß gebracht, ſiebenundzwanzig Jahre nach ſeinem Ausſchreiben durch Paul III. Die Friſt zwiſchen beiden Daten bildete für den Cardinal Borromeo eine Zeit raſtloſer und angeſtrengteſter Thätigkeit, da das Concil zu ſeinen ſonſtigen zahlloſen Amtsgeſchäften eine neue Sorgenwolke über ſeinem Haupte zuſammengezogen hatte. Denn in ſeiner, als des leitenden kirchlichen Staatsmannes, Hand liefen alle Fäden zuſammen, die den zeitweiligen Doppelbrennpunkt der katholiſchen Einheit mit allen Punkten der Peripherie verknüpften. Wie Karl bei all dem die ſtets gleichbleibende Geduld, Freundlichkeit und Gelaſſenheit, die Giuſſano an ihm rühmt, zu bewahren vermochte, iſt geradezu wunderbar. Die beiden Dominicaner-Biſchöfe von Lancia und Modena, die häufig Gelegenheit hatten, die Thätigkeit des Cardinals in Sachen des Concils zu beobachten, haben ſpäter erklärt, daß auch mehrere Männer der Arbeit nicht gewachſen geweſen, die der Cardinal Borromeo in jenen Tagen allein getragen; hatte er doch Ordre gegeben, ihn zu jeder beliebigen Stunde der Nacht zu wecken, ſobald Couriere von den Legaten des Concils einträfen. Noch heute legen die Archive des Heiligen Stuhles ein ſtummes aber beredtes Zeugniß für die ſtaunenswerthe Thätigkeit des 24jährigen Staatsmannes ab.

Kaum iſt das Concil zu einem gedeihlichen Abſchluſſe gekommen, da beginnt auch ſchon für unſeren Heiligen eine neue Art der Thätigkeit. Nun gilt es, die Saat zu pflegen, die jenes ausgeſtreut. Die nächſte Aufgabe war die, die Fürſten zur feierlichen Verkündung der Concilsbeſchlüſſe zu beſtimmen; die weitere, über deren Ausführung in der Nähe wie in der Ferne zu wachen. So betrieb unſer Cardinal die Ausarbeitung des römiſchen Katechismus, der eben druckfertig war, als Pius IV. das Zeitliche ſegnete, förderte die vom Concil geforderte Durchſicht des Miſſale's und Breviers, ließ nach dem Zeugniſſe Galeſini's neue kritiſche Ausgaben der Väter, vor Allem der griechiſchen veranſtalten, deren Texte vielfach durch die Neuerer abſichtlich entſtellt waren, rettete neben dem Cantus firmus auch dem figuratus eine Stelle im Gotteshauſe, indem er mit Vitozzi den welthiſtoriſchen Auftrag gab, dem die rettende That der Missa papae Marcelli ihren Urſprung verdankte; kurz, er begann

schon jetzt eine umfangreiche reformatorische Thätigkeit, die er später in Mailand zwar in engerem Rahmen, aber in durchgreifenderer und darum nicht minder einflußreicher Weise fortsetzen sollte, indem er erst hierdurch so recht das Licht geworden, das Gott aus dem Scheffel der Kanzleien auf den weithin sichtbaren Leuchter des Heiligthums stellen wollte. Von dieser römischen Reformzeit redend, schrieb der schon erwähnte Venetianer Sorano: „Sein (Karls) Leben ist das ehrbarste der Welt, und seine Religiösität so groß, daß man mit Fug sagen kann, er nutze durch sein Beispiel dem römischen Hofe mehr als alle Concilsbeschlüsse, da es ein seltenes Ding ist um einen von einem Papste so geliebten Nepoten, der, noch so jung, an einem Hofe voller Verlockungen, sich und die Weltlust in solchem Grade besiegt hat." Als der Erzbischof von Braga, der auf dem Concil so laut eine Reform des Cardinalcollegs gefordert hatte, vom Papste in Audienz empfangen wurde, nahm Pius seinen Neffen bei der Hand und stellte ihn dem Erzbischof vor mit den Worten: „Sehen Sie diesen jungen Cardinal, ich lege ihn in Ihre Hände, beginnen Sie mit ihm die Reform." — „Heiliger Vater, hätte ich alle Cardinäle gefunden wie ihn, statt eine Reform zu verlangen, hätte ich beantragt, sie den Bischöfen als Muster vorzustellen."

Folgen wir nunmehr mit Übergehung anderer Ereignisse dem Heiligen auf das mailändische Gebiet seiner Wirksamkeit.

Schon von Rom aus war Borromeo unausgesetzt für seine Diöcese thätig, und nichts schmerzte ihn mehr, als daß er nicht persönlich in derselben anwesend sein konnte, besonders seit das Concil die Residenzpflicht der Bischöfe so energisch betont hatte. Aber die bezüglichen Bitten des Cardinals hatten, so lange Pius IV. lebte, auf Erhörung keine Aussichten. So ließ er wenigstens im Frühjahre 1562 durch einen seiner Suffragane, Hieronymus Ferragato, eine bischöfliche Visitation in seinem Sprengel abhalten. Im Juni des folgenden Jahres sandte er ebendahin die PP. Palmio und Carvagiar a. d. G. J., die durch apostolische Ausflüge in alle Theile der Diöcese diese auf die in Aussicht genommenen Trienter Reformen vorbereiten sollten. Nachdem er am 7. December 1563, am Feste der Ordination des hl. Ambrosius, die bischöfliche Weihe empfangen und am 23. März des folgenden Jahres aus den Händen des Cardinal Alexander Farnese das Pallium erhalten hatte, sandte er im Juli Nikolaus Ormanetto als seinen Stellvertreter nach Mailand, dem bald dreißig Mitglieder der Gesellschaft Jesu nachfolgten, von welchen drei endlich den langersehnten Herzenswunsch des Cardinals zu ver-

wirklichen bestimmt waren: die Eröffnung eines Seminars für die Mailänder Diöcese, das denn auch mit dem 11. November gleichen Jahres ins Dasein trat. Wie sehr dem hl. Karl diese seine Lieblingsschöpfung am Herzen lag, zeigen am besten seine Briefe. „Ich nehme den innigsten Antheil," schreibt er am 6. Januar 1565, „an dem guten Fortgange meines Seminars; ich bitte euch, mich bis in's Einzelne mit Allem bekannt zu machen, was Tag für Tag vorgeht, besonders was die Studien betrifft, die Eintheilung der Klassen und der Schulstunden. Sendet mir das Namensverzeichniß der Kinder, die Namen der Zöglinge wie der Tagschüler; glaubet nicht, daß mir das Kleinigkeiten sind, ich gebe viel darum, Alles, auch das Besonderste zu wissen."

Indessen erheischte die Diöcese dringend die Anwesenheit des Oberhirten; die Mißstände waren zahlreich und eingewurzelt, so daß Ormanetto nur durch wiederholte Bitten bewogen werden konnte, auf seinem Posten auszuharren. So erlangte denn der Cardinal durch wiederholte Bitten beim Oheim wenigstens die Erlaubniß zu einem vorübergehenden Aufenthalte in seiner Diöcese, um das vom Trienter Kirchenrathe angeordnete Provinzialconcil abhalten zu können. Aber seine Abwesenheit von Rom sollte eine möglichst kurze sein. Zum Legatus a latere für ganz Italien ernannt, verließ unser Heiliger am 8. September die ewige Stadt. Schon jetzt hätte er gerne seine Hofhaltung gründlich vereinfacht; allein da er nach Rom zurückkehren sollte, erachtete er den richtigen Moment noch nicht für gekommen. An der Seite des Statthalters Don Gabriel della Queva, Herzogs von Albuquerque, hielt er unter dem Jubel der Bevölkerung seinen feierlichen Einzug in die Stadt und eröffnete am 15. October durch feierliche Prozession das erste Mailänder Provinzialconcil, das erste, das mit Ausführung der Tridentiner Beschlüsse ein hellleuchtendes Beispiel gab. Von fünfzehn Bischöfen waren fünf durch Procuratoren vertreten, zehn in Person erschienen, darunter die Cardinäle Trani, Bobba und Castiglione, ferner Guido Ferrieri, Bischof von Vercelli, der binnen Kurzem den Purpur tragen sollte, Bischof Vida, der sich auf dem Parnaß mit Ehren bewegt, und der Bischof von Cremona, der einst als Gregor XIV. den Thron des Fischerfürsten besteigen sollte. Unter dem Beifalle des Papstes und unter den Blicken des gesammten katholischen Europa leitete an der Spitze dieser ehrwürdigen Versammlung der 26jährige Cardinal unter Entfaltung einer bewunderungswürdigen Thätigkeit die zahlreichen Sitzungen zu einem alle Erwartungen vollstens befriedigenden Schlusse, der schon den 3. November

erfolgte, und gab so Form und Modell für alle nachtridentinischen Provinzialconcile.

Schon drei Tage nach dem Schlusse der Versammlung sehen wir den Heiligen auf der Reise und zwar zunächst nach Trient, von wo er die Schwestern Kaiser Max' II., die Erzherzoginnen Barbara und Johanna, ihren herzoglichen Bräutigamen in Ferrara und Firenze zuführen soll. Auf dem Wege hierhin trifft ihn die Nachricht von schwerer Erkrankung des Papstes: unverzüglich eilte er nach Rom und kam nun nicht mehr von der Seite des sterbenden Oheims. Den 10. December schloß der vierte Pius sein Auge für diese Welt, in der er 66 Jahre, sieben derselben als Papst, verbracht hatte.

Kaum war aus dem Conclave, und zwar vorzugsweise durch den Einfluß des Cardinal Borromeo, Ghislieri als Pius V. hervorgegangen, da erneuerte bei dem Erwählten unser Heiliger seine inständigen Bitten um die Erlaubniß, in seinem Sprengel residiren zu dürfen. Auch Pius V. beabsichtigte anfänglich, den Cardinal Borromeo bei sich in Rom zu behalten; erst auf anhaltendes Drängen desselben gewährte er endlich die langersehnte Erlaubniß. Ende März 1566 verließ unser Heiliger Rom und traf am 5. April über Loretto in seiner bischöflichen Residenz ein.

Alles Bisherige war nur ein Vorspiel der umfassenden Reformen, die er nun in's Leben treten ließ. Und allerdings waren Priester, die aus Gewinnsucht gegen das Kirchenverbot des Tages mehrere Messen lasen, oder Nonnenklöster, die in ihren Mauern Tanzbelustigungen veranstalteten, einer Reform dringend bedürftig. Nicht besser stand es mit den Laien. Ihre Ausgelassenheit wagte sich sogar in die nächste Nähe des Heiligthums; so ward bei einem ihrer Umzüge ein riesiges hölzernes Pferd, das eine ganze Victualienhandlung darstellte — Halfter, Zügel und Geschirr waren aus Würsten verschiedener Größe gefertigt —, auf Rollen zuerst durch die Straßen, dann bis in das Innere des hohen Domes geführt. Solche anscheinend kindische Ausschreitungen sind aber immer ein Zeichen innerer Fäulniß. Auch der verkommenste Sprengel, sagt mit Recht Dieringer, den es heute irgendwo geben mag, so verwildert und entkirchlicht kann er nicht sein, als der Mailänder damals war.

Dennoch begann der Heilige die Reform da, wo sie am wenigsten dringlich schien: an seiner eigenen Person. Sofort reducirte er sein Dienstpersonal auf die Hälfte des bisherigen; über 80 Entlassungen wurden vorgenommen. Den Bleibenden schrieb er eine in's Einzelnste

eingehende Tagesordnung vor, die weit eher an ein Kloſter, denn an ein biſchöfliches Palais erinnerte. Schon in früheſter Jugend hatte der Heilige ein auffallendes Vorſpiel ſeines einſtigen reformatoriſchen Wirkens gegeben. Noch als Student zu Pavia führte er, kaum 20jährig, als Commendatarabt des Kloſters die Mönche von St. Gratinian zur ſtrengen Einhaltung der urſprünglichen Ordensregel zurück, wobei er nicht davor zurückſchreckte, den Widerſtand der Verhärtetſten durch Freiheitsſtrafen zu brechen. Jetzt ſchritt er rüſtig auf der damals beſchrittenen Bahn voran, indem er der Reihe nach zu durchgreifender Reform heranzog das geiſtliche Gerichts- und Gefangenweſen, die Kanzlei, das Capitel, zu deſſen Bequemlichkeit er, als es hinter Wind und Wetter ſich flüchten wollte, einen unterirdiſchen Gang zur Cathedrale herſtellen ließ; endlich die zahlreichen Klöſter weiblicher und männlicher Ordensverwandten. Energiſch drang er auf wiſſenſchaftliche Vertüchtigung des Klerus. Wem die Summa des hl. Thomas zu hoch war, der ſollte einen Abriß derſelben gebrauchen; wem auch dieß noch nicht ging, wenigſtens den römiſchen Katechismus oder einen noch kürzeren. Beſonders die Diöceſanſynoden ſuchte er nach dieſer Richtung hin fruchtbar zu machen, deren er im Ganzen elf abhielt, während er ſechsmal ſeine Suffragane zum Provinzialconcil vereinigte. Das bleibende Denkmal ſeiner bezüglichen Thätigkeit ſind die Acta ecclesiae Mediolanensis, die in zwei ſtarken Foliobänden die Acten der gedachten Concilien, der Provinzialſynoden, die verſchiedenſten Vorſchriften, Befehle und Verfügungen bis herab zu den Unterweiſungen und Hirtenbriefen des Biſchofs enthalten: ein Werk, von dem ein anderer großer Biſchof und Heiliger, der hl. Franz von Sales, behauptete, daß kein Biſchof desſelben entrathen könne.

Daß eine ſo umfaſſende Reformthätigkeit, die das Angeſicht der Erde verändern mußte, nicht ohne Widerſtand durchzuführen war, verſteht ſich ganz von ſelbſt. Sehr bedenklich war der Widerſtand, den die weltliche Behörde, vor Allem der Senat von Mailand, den Beſtrebungen des Heiligen entgegenſtellte. Faſt mit ſämmtlichen ſpaniſchen Statthaltern, den vortrefflichen Albuquerque nicht ausgenommen, mit Requeſens, mit Ayamont, mit Lonato ſehen wir ihn nacheinander in Streitfragen verwickelt, die, bis nach Rom und Madrid gebracht, weltliche Maßregelungen von der einen, Anwendung kirchlicher Zuchtmittel von der andern Seite herbeiführten. Lebhaft wird man wieder an Ambroſius erinnert, wenn man den Heiligen ſieht, wie er dem Marquis Ayamont einen Ehrenſitz im Prieſterchor unter den Domherren verweigert, und dieſer — leider

nicht von der Größe eines Theodosius — zu ungeheurer Verwirrung der Ceremonien, sich auf den Sitz des Celebranten niederläßt, oder auch es in ostensibler Weise vermeidet, den Dom zu betreten, es sei denn für wenige Augenblicke, eben lang genug, um die Abläſſe eines Festes zu gewinnen.

Schmerzlicher muß für den Heiligen der Widerstand gewesen sein, auf den seine Absichten bei Priestern und Ordensleuten stießen. Eine traurige Berühmtheit haben durch diesen die Kanoniker der della Scala-Kirche und die Humiliaten sich erworben, von denen jene so weit gingen, dem Erzbischofe, der mit Mitra und Kreuz in die Kirche einzuziehen sich anschickte, die Thüren vor der Nase zuzuschlagen, während sich diese sogar zu einem Attentat auf das Leben des Cardinals verstiegen, dem derselbe nur durch einen besonderen Schutz der Vorsehung entrissen ward. Pius V. unterdrückte in der Folge den Orden durch Bulle vom 7. Februar 1571. Um den Ausfall, der durch diese Maßregel entstand, auszugleichen, sowie um seinen Unterformen die Unterstützung des Gebetes, des Beispiels und der Predigt zuzuwenden, zog der Cardinal außer den Jesuiten noch die Kapuziner, Carmeliten, Theatiner und Barnabiten in die Diöceſe. Ferner stiftete er unter dem Weltklerus die Verbindung der sogen. Oblaten des hl. Ambrosius, die er seine Freiwilligen zu nennen pflegte, und förderte unter den Laien zahlreiche kirchliche Bruderschaften und Andachten.

Eine besondere Aufmerksamkeit widmete Karl — auch hierin ein anderer Ambrosius — der Liturgie. Wie der Gesammtkirche den polyphonen Gesang, so erhielt er der mailändischen Kirche ihren eigenen, altehrwürdigen Ritus, der nach seinem Urheber der „ambrosianische" genannt wird. Die Bulle Pius' V. Quod a nobis vom 5. Juli 1568 hatte bestimmt, daß alle jene Riten zu verschwinden und dem römischen Platz zu machen hätten, die sich nicht mindestens eines 200jährigen Bestandes erfreuten; außer dieser allgemeinen Bestimmung, die den Fortbestand der ambrosianischen Liturgie rechtlich sicherte, hatte der Erzbischof noch außerdem von Gregor XIII. durch Breve vom 23. Januar 1575 die Vollmacht erhalten, dieselbe überall da in seiner Diöceſe einzuführen, wo sie nicht bestand, damit so innerhalb derselben die nothwendige Einheit erzielt werde. Schon hatten Besozzo am Lago Maggiore und Varenna am Comersee den Ritus der Diöceſe angenommen, als die Städte Monza und Trevi der Einführung derselben einen unerwarteten Widerstand entgegensetzten. Dieselben sandten eine mit zahlreichen Unterschriften bedeckte

Bittschrift nach Rom, des Ansuchens, der Papst möge sie bei ihren hergebrachten römischen Gebräuchen belassen und beschützen. In der That erregten sie hier einen wahren Sturm der Entrüstung gegen den Heiligen. Nicht nur der Papst, fast alle Cardinäle, voran der einflußreiche Morone, wurden seiner Sache im Innersten abgeneigt. „Andere sagen," so schrieb ihm Speciano, „Eure Herrlichkeit, Illustrissime, seien den römischen Gebräuchen überhaupt abhold, da Sie dieselben so gar nicht nachahmen wollen, nicht nur in der Liturgie, sondern auch nicht in Kleidung und Bart."[1] In der Mißstimmung, in die man sich hineindeliberirte, dachte man in Rom ernstlich daran, den ambrosianischen Ritus ein- für allemal gänzlich abzuthun. Die Erbitterung gegen den Cardinal wuchs so sehr, daß ihm Speciano rieth, für den Augenblick mit allen Reformen innezuhalten; nicht einmal die Acten seines vierten Provinzialconcils solle er jetzt dem Heiligen Stuhle unterbreiten; das Beste wäre, wenn er für einige Zeit auf Visitation gehen wollte, damit weniger Gelegenheit sei, auf ihn aufmerksam zu werden, und man ihn leichter vergessen könne. „Man sieht Sie hier als einen Feind alles dessen an, was zu Rom geschieht." Allein der Heilige bewies, bei aller Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen den Heiligen Stuhl, auch hier seine gewohnte Festigkeit. Auf den ausdrücklichen Wunsch Gregor' XIII. stellte er zwar in Monza den römischen Ritus wieder her; als aber der Papst überdieß dem Marquis von Ayamont das Privileg ertheilte, durch die ganze Mailänder Diöceje in seiner Gegenwart die Messe nach römischem Ritus feiern zu lassen, ließ der Heilige durch Speciano so energische Gegenvorstellungen machen, daß der Papst das schon ertheilte Privileg wieder einzog. Mit Recht sagt daher Sylvain: „Wenn diese ehrwürdige Kirche noch heute — und mit Recht — stolz ist auf ihre majestätische und imposante Liturgie, so verdankt sie dieß ihrem großen Cardinal." Bis zu seinem Lebensende blieb der Heilige in dieser Richtung thätig. 1574 veröffentlichte er ein erstes Werk über die Theorie und Praxis des ambrosianischen Cantus firmus; 1579 eine Instruction über die Riten der heiligen Messe und der Litaniae majores für Markustag und Kreuzwoche, die nach der Mailänder Liturgie mit besonderen Feierlichkeiten, darunter die heilige Aschenweihe, begangen werden; 1582 erschien das Brevier; die Vollendung auch des schon vorgerückten Missals und Rituals ließ ihn

[1] Der Heilige hatte nämlich in seiner Diöceje den Priestern das Tragen des Bartes untersagt, was man in Rom für unpassend und weibisch erklärte.

der Tod nicht mehr erleben. Die Musik betreffend war er besonders darauf aus, daß dieselbe, statt den Text zu überwuchern und zu ersticken, denselben vielmehr zu einem möglichst deutlichen und angemessenen Ausdruck bringe. In diesem Sinne schrieb er schon den 10. März an Ruffo, ihm die Anfertigung einer Probemesse anbefehlend, deren erste Qualität sein sollte „so klar wie möglich". Interessant ist auch die Notiz, daß der Domkapellmeister gehalten sein sollte (Bestimmung vom 30. Juni 1572), für die Cathedrale monatlich eine Messe und ein Magnificat zu componiren, mit dem ausdrücklichen Verbote, dieselben nach auswärts mitzutheilen.

War der Reformator, wie wir sahen, nur zu oft genöthigt, gegen seine angeborene Neigung zur Milde und Nachgiebigkeit, beharrliche Strenge zu entwickeln, so boten die Hungersnoth von 1569/70 und die große Pest von 1576 dem Heiligen Gelegenheit, seiner großmüthigen Liebe alle Zügel schießen zu lassen. Nicht zufrieden, sich an die Spitze der Pfarrer zu stellen und unter augenscheinlichster Lebensgefahr den Kranken und Sterbenden die Tröstungen der Religion zu bringen, sein Vermögen so sehr im Dienste der Armen und Nothleidenden zu erschöpfen, daß es ihm selbst am trockenen Brode, ja am Gelde gebrach, sich solches zu kaufen: wollte er durch die dreifache Stiftung eines Armen-, Reconvalescenten- und Waisenhauses das Andenken an die schreckliche Geißel durch bleibende Denkmale christlicher Charitas verewigen. Mit Recht haben deßhalb neuere Vereine zur Linderung leiblicher und geistlicher Noth den Namen dieses barmherzigen Heiligen auf ihre Fahnen geschrieben.

Ein ebenso mühevolles als kostbares Werk sollte den Lebenstag desselben wie ein schönes Abendroth der Liebe beschließen: die apostolische Visitation der Schweiz. Es kann nicht unsere Absicht sein, den hochherzigen Cardinal auf seinen evangelischen Wanderungen in's Mesolcina und Veltlin, nach Roveredo, Bellinzona, Chiavenna zu begleiten; wir müssen uns begnügen, darauf hinzuweisen, daß er es war, der mit Hilfe Gregor' XIII. und mit Unterstützung des Cardinals von Hohenems nicht nur das helvetische Colleg in Mailand, sondern auch die berühmten Unterrichtsanstalten von Freiburg und Luzern in's Leben rief.

Zu Arona befiel den Heiligen, mitten in neuen Plänen, die ihm den beharrlich verweigerten Zutritt zum Lande der grauen Bünde erschließen sollten, die Krankheit, die seinem kostbaren Leben ein Ende machen sollte. Bereits bis zum Tode erschöpft, ward er auf sanft-

gleitender Barke den herrlichen See, dann den Ticino hinabgeführt bis in die Nähe seines Palastes, wo er den 3. November 1584, erst 46 Jahre alt, aber gleichsam gebeugt unter der Segenslast unsterblicher Verdienste um das irdische Reich des Herrn, in das himmlische berufen ward. Es war an einem Samstage um die achte Stunde des Abends.

„Als Karl Borromeo noch im kräftigsten Alter starb," schreibt Hübner, „war die Trauer allgemein. Die Briefe der Botschafter geben hiervon Zeugniß. Ohne es zu ahnen, schrieben diese Diplomaten die Biographie eines Heiligen, und lieferten in ihren amtlichen Berichten die Elemente zu Karls Kanonisation." [1]

Wir wollen hier abbrechen. Unsere Absicht war ja nicht, eine Lobrede auf den Heiligen zu schreiben. Die beste Lobrede auf ihn ist übrigens sein eigenes Leben, selbst wenn es wie hier in eine mehr als dürftige und mehr als lückenhafte Skizze zusammengedrängt erscheint. Eine würdige Lobrede dieser Art ist dem Heiligen zu seinem Jubelfeste wieder gesprochen worden, gesprochen mit den Accenten jener ruhigen, aber weihevollen Beredsamkeit, die dem echten Historiker so wohl ansteht, gesprochen in dem Buche, dessen Empfehlung auch diese Zeilen dienen sollen. Mögen dieselben — das ist unser lebhaftester Wunsch — dem Jubel-Heiligen und seinem verdienten Lebensbeschreiber recht viele Leser gewinnen. Diese aber werden, wenn sie das Leben des Heiligen, wie Sylvain es schildert, im Geiste mit- und nachgelebt, dasselbe gern in die wenigen Worte zusammenfassen, mit denen eine der ersten Lobreden auf unsern Heiligen, die des P. Karl Tornielli, gehalten am ersten Karlsfeste, den 4. November 1610, dasselbe recapitulirt. „Wenn dir mitten in dem Überflusse der Welt", redet Tornielli den Heiligen an, „Reichthümer zu verschenken als der einzige Reichthum erschien, den kein Neid vergällt, kein Rost und kein Alter verzehrt; wenn du, zu den höchsten Höhen der Ehren erhoben, jene für die höchste hieltest, alle durch deine Vorschriften, deinen Rath, dein Beispiel zu tragen; wenn du, von göttlicher Kraft erfüllt, deinen Angreifern ein Stahl, Zwieträchtigen ein Magnet geworden; wenn du einzig Gottes wegen wünschtest, nichts je, es sei denn für Gott, zu thun, und dein Geist in heiliger Brunst der Liebe nach seinem Anblicke verlangte; wenn endlich alle jene Wonnen, die du unter vielfältigen Namen und Bildern zu betrachten pflegtest, nun vom unerschöpflichen Born

[1] Sixtus der Fünfte, I. 58.

der Seligkeit in gleich ewigen Strömen dich überfluthen: o so gewähre auch uns einen Trunk aus dem Becher, der auf der himmlischen Tafel prangt!“

G. M. Dreves S. J.

Die „Religion“ des Agnosticismus.

(Schluß.)

IV.

Die endgiltige Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft glaubt Spencer in seiner Lehre vom „Unerkennbaren“ gefunden zu haben; dieselbe gilt ihm schlechterdings für die „tiefste und umfassendste aller Wahrheiten“. Deßhalb wird man es begreiflich finden, wenn er jetzt, am Ziele angelangt, seiner Begeisterung in einem Päan Luft macht, dessen Hauptgegenstand natürlich sein „Unerkennbares“ ist. Aber auch zur weiteren Charakteristik der agnosticistischen Philosophie sowohl wie ihres Urhebers bieten diese freien Ergüsse manche beachtenswerthen Züge. (Vgl. „Grundlagen“, S. 98 ff.)

Zunächst wirft Spencer einen Blick auf das frühere Verhältniß von Religion und Wissenschaft. Die Thatsache, daß alle Religionen, auch die rohesten, an Mysterien geglaubt, veranlaßt unsern Philosophen, ihnen das Lob zu spenden, daß sie „die höchste Wahrheit“, „den höchsten Glaubenssatz“ wenigstens dunkel geahnt und nie aufgehört hätten, daran festzuhalten. Die Entwicklung der Religionen zu höherer Vollkommenheit habe sich dadurch vollzogen, daß „jene positiven Dogmen, durch welche das Mysterium unmysteriös gemacht wurde“, mehr und mehr ausgeschieden worden seien. Allein es sei auch nicht zu läugnen, daß die Religion, sofern es auf sie selbst angekommen wäre und sie sich dem Einflusse der Wissenschaft entzogen hätte, stets mehr oder weniger „irreligiös“ gewesen sei. Denn erstens habe sie vielfach behauptet, eine gewisse Erkenntniß von dem zu besitzen, was die Erkenntniß übersteige; zweitens sei sie oft unaufrichtig, also irreligiös gewesen, indem sie unhaltbare Lehren, wie alle Behauptungen über die Natur, die Thätigkeit oder die Motive des höchsten Wesens es seien, auch dann noch vertheidigt habe, nachdem deren

Unhaltbarkeit nachgewiesen worden; die dritte und bedenklichste Form der Irreligiösität aber bestehe darin, daß die Religion an den hauptsächlichsten Glaubenssatz, das Spencer'sche Grunddogma, eben doch nur unvollkommen geglaubt habe. Allerdings sei die Religion von dem irreligiösen Element im Verlaufe der Zeit immer vollständiger gereinigt worden.

Das Verdienst, die Religion mehr und mehr von allem Irreligiösen befreit zu haben, schreibt Spencer der Wissenschaft zu. Diese nämlich habe nach und nach alle bestimmten, begreifbaren wirkenden Ursachen verdrängt und an deren Stelle weniger bestimmte und weniger begreifbare gesetzt. Ja die Wissenschaft sei es gerade, welche sich zwar langsam, aber doch stetig der ganz und gar abstracten Vorstellung nähere, so zwar, daß diese in das Unvorstellbare oder Undenkbare übergehe, indem sie alle concreten Denkelemente aufgebe. Daher erhält dann auch die Wissenschaft das Lob, „daß die Ansichten, welche die Wissenschaft der Religion aufgezwungen hat, im Grunde religiöser gewesen seien, als die, welche sie verdrängte".

Allerdings bleibt auch der Wissenschaft der früheren Zeiten der Vorwurf nicht erspart, daß sie, ähnlich wie die Religion, ihre eigene Aufgabe nur unvollständig gelöst habe. Sie sei stets mehr oder weniger „unwissenschaftlich" vorangegangen. Höchst unwissenschaftlich sei es gewesen, daß sie den Glauben an wirkende Ursachen, die zwar nicht persönlich, jedoch concret waren, eingeführt habe; eine solche sei z. B. die „Lebenskraft" gewesen. In neuerer Zeit freilich habe die Wissenschaft diese „metaphysischen Agentien" verlassen und rede nur mehr von Elektricität, chemischer Verwandtschaft und ähnlichen allgemeinen Kräften. Allein dadurch, daß die Wissenschaft so für alle Erscheinungen, diejenigen des Lebens und des Denkens inbegriffen, eine Erklärung liefere, bleibe sie noch bei ihrem unwissenschaftlichen Verfahren. Und warum? Nun, weil sie auf solche Weise stillschweigend eine Erkenntniß von diesen wirkenden Ursachen zu besitzen vorgebe. Erst die Gegenwart habe einen vollkommenen Umschwung herbeigeführt. Es ständen nämlich jetzt „die bedeutendsten Männer der Wissenschaft" im Begriffe, jene Vorstellungen zu verlassen und Magnetismus, Wärme, Licht u. s. w. nur mehr als verschiedene Modi der Offenbarung irgend einer — natürlich unbekannten und unbegreifbaren — Universalkraft anzusehen.

Diesem Rückblicke läßt nun der Philosoph des Agnosticismus höchst charakteristische Reflexionen folgen. Die erste führt des Weiteren aus, daß bei der im Laufe der Zeiten stets fortschreitenden Intelligenz jeder

Schritt gleichzeitig ein Schritt nach dem Natürlichen wie nach dem Übernatürlichen — das „Übernatürliche" im Sinne Spencers gleich „unerkennbar" — gewesen sei. Denn, meint er, die bessere Erklärung jeder Erscheinung war einerseits die Verwerfung einer Ursache, die ihrem Wesen nach relativ begreiflich, aber bezüglich des Gesetzes ihrer Wirksamkeit unbekannt war; anderseits die Annahme einer Ursache, die bekannt war bezüglich des Gesetzes ihrer Wirksamkeit, aber relativ unbegreiflich ihrem Wesen nach. Der Fortschritt der Intelligenz wird deßhalb von Spencer erklärt als ein Fortschreiten sowohl zu der Feststellung eines positiv Unbekannten, als auch zu der Feststellung eines positiv Bekannten. Auf solche Weise entständen „zwei antithetische Zustände des Geistes"; unser Bewußtsein von der Natur sei unter dem einen Gesichtspunkte Wissenschaft, unter dem andern Religion. Religion und Wissenschaft seien mithin nothwendige Correlativa; sie repräsentirten die beiden gegensätzlichen Bewußtseinszustände, welche nicht gesondert existiren könnten, also gewissermaßen die positiven und negativen Pole des Denkens, von denen keiner an Intensität zunehmen könne, ohne die Intensität des andern zu vermehren.

Entkleiden wir den dieser Auseinandersetzung zu Grunde liegenden Gedanken der ihn verhüllenden Worte und Phrasen, so stehen wir vor der ernüchternden Behauptung: Der menschliche Geist stößt bei seinen Forschungen stets auf Erkennbares und auf Unerkennbares; das Erkennbare gehört der Wissenschaft, das Unerkennbare der Religion an. Mit andern Worten: Im Innern des forschenden Menschengeistes wohnen zwei unzertrennliche Brüder, ein sehender und ein blinder; der sehende ist die Wissenschaft, der blinde die Religion. Alles Verderben und aller Streit rührte nur daher, daß diese Rollenvertheilung nicht erkannt oder doch nicht strenge innegehalten wurde.

Daß wir den Gedanken Spencers richtig erfaßt haben, geht aus einer weitern Reflexion hervor, welche wörtlich also lautet:

„Betrachten wir die Sache von einer anderen Seite, so können wir sagen, daß Religion und Wissenschaft einem langsamen Scheidungsprocesse unterworfen gewesen sind, und daß ihre endlosen Conflicte in der unvollständigen Trennung ihrer Bezirke und Aufgaben ihre Wurzel gefunden haben. Die Religion hat von Anfang an danach gerungen, mehr oder weniger Wissenschaft mit ihrer Nicht-Wissenschaft zu verschmelzen; die Wissenschaft hat von Anfang an mehr oder weniger Nicht-Wissenschaft mit Beschlag belegt, als ob es ein Theil der Wissenschaft wäre. Beide sind gezwungen worden, Schritt für Schritt das Gebiet zu räumen, welches sie unrechtmäßig in Anspruch

genommen, während sie vom andern das erhielten, worauf sie ein Anrecht hatten; und ihre Uneinigkeit war eine unvermeidliche Begleiterscheinung bei diesem Vorgange."

Die Übergriffe in's Gebiet der Wissenschaft, erklärt der Religionsphilosoph weiter, deren sich die Religion schuldig gemacht, hätten darin bestanden, daß sie „positive Erkenntnisse beanspruchte". Umgekehrt sei der Fortschritt dadurch erfolgt, daß sie ihre „vermeintlichen Erkenntnisse", die Dogmen, eines um das andere aufzugeben gezwungen worden sei. Die Wissenschaft aber habe mehr und mehr das von sich ausgeschieden, „was der Religion von Rechts wegen zukam", nämlich Alles, „was nicht erkannt werden kann". Gerade hieran knüpfen sich für Spencer die Aussichten auf einen dauernden Frieden. Dieser wird geschlossen werden, „wenn sich die Wissenschaft gründlich überzeugt hat, daß ihre Erklärung unmittelbar und relativ, und die Religion, daß das Mysterium, dessen Betrachtung sie sich widmet, über Alles erhaben und absolut ist".

Stets das alte Lied, nur eine neue Melodie. Dieses Eine indessen tönt bei all' dem Phrasengeklingel vernehmlich und deutlich durch, daß die Religion, wollte sie Spencer zu Willen sein, ein- für allemal jedweden Anspruches auf Erkenntniß sich zu entschlagen hätte. Die Quintessenz der Spencer'schen Religionstheorie ist und bleibt der Satz, daß einzig und ausschließlich dasjenige, was nicht erkannt werden kann, Domäne der Religion ist. Nichts Anderes kann auch im Munde Spencers die Phrase besagen, daß das Mysterium, dessen Betrachtung die Religion sich widme, über Alles erhaben und absolut sei. Freilich hätte Spencer in seinem eigenen Interesse besser daran gethan, auf solche Phrasen Verzicht zu leisten. Er muß doch begreifen, daß es nur komisch wirken kann, von der „Betrachtung" einer Sache zu reden, welche absolut, also ganz und gar und in jeder Rücksicht unerkennbar ist, oder gar, wie er es thut, die Aufgabe der Religion dahin zu bestimmen, daß sie der „Betrachtung" jenes absolut unerkennbaren X sich widme. Etwas Unsinnigeres ist in der That nicht leicht zu ersinnen. Auf einer Flöte geigen wollen, ist längst nicht so absurd, als sich der Betrachtung eines absolut Unerkennbaren widmen wollen. Aber Spencer will nun einmal auf Worte mit religiösem Klang nicht verzichten, mögen sie in sein System passen oder nicht. Ob er wirklich im Ernste glaubt, er könne über das völlige Preisgeben alles dessen, was dem religionsbedürftigen Menschen heilig und theuer ist, durch derartige Phrasen hinwegtäuschen? Wenn ja, nun

so fällt er immer gar bald wieder aus der Rolle und zerstört selber das, was er aufgebaut hatte. So auch hier.

Spencer macht sich den „Einwurf“, es sei doch unsere Pflicht, uns Gott persönlich zu denken. Schon diese Erinnerung an die Grundwahrheit aller Religion, die Persönlichkeit Gottes, genügt, um den Zorn unseres Philosophen wachzurufen. Und die Gemahnung an eine dießbezügliche Pflicht ist ihm erst recht unerträglich. „Wenn aus dem Bisherigen irgend Etwas hervorgeht,“ eifert er, „so ist es das, daß wir die Persönlichkeit weder zu bejahen noch zu verneinen verpflichtet sind. Unsere Pflicht ist, uns in aller Demuth [!] in die unserm Denkvermögen gezogenen Schranken zu fügen und nicht thöricht gegen dieselben anzustürmen.“ Als ob die Millionen und Millionen, ja die Geschlechter, Völker und Nationen alle, welche Jahrtausende hindurch vor dem allweisen Schöpfer des Weltalls in Ehrfurcht ihr Haupt gebeugt, gegen die unserm Denkvermögen gezogenen Schranken thöricht angestürmt wären! Aber Spencer redet sich immer mehr in den Zorn hinein und schreitet schließlich zu förmlichen Invectiven vor gegen Alle, welche nicht mit ihm in der Persönlichkeit Gottes ein leeres Truggebilde erblicken: „Von allen Seiten drängt sich uns die Wahrheit auf, daß es uns nicht gestattet ist, jene Realität, welche hinter dem Schleier der Erscheinung verborgen ist, zu erkennen, ja auch nur uns vorzustellen; und dennoch wird es für unsere Schuldigkeit erklärt, zu glauben und somit auch uns vorzustellen, daß diese Realität in einer bestimmten Art und Weise existirt. Dürfen wir dieß fromme Ehrfurcht nennen? — oder ist es nicht vielmehr das Gegentheil?“ Und dann holt er zu folgendem Keulenschlage aus: „Es könnten ganze Bücher geschrieben werden über die Gottlosigkeit der Gottesfürchtigen. Durch die gedruckten und gesprochenen Gedanken von Religionslehrern zieht sich fast überall das Bekenntniß einer Vertrautheit mit dem höchsten Geheimniß der Dinge hindurch, — einer Vertrautheit, die, um wenig zu sagen, eher mit allem Andern, als mit den gleichzeitigen Ausdrücken der Demuth in Übereinstimmung zu stehen scheint.“ Endlich greift er zur Waffe des Spottes: „Jeder hat von dem Könige gehört, der wünschte, daß er bei der Erschaffung der Welt zugegen gewesen wäre, um gute Rathschläge ertheilen zu können. Er war aber bescheiden im Vergleich zu jenen, die da vorgeben, nicht allein die Beziehung zwischen Schöpfer und Geschaffenem zu verstehen, sondern auch, wie der Schöpfer beschaffen sei. Und doch ist es diese transcendentale

Frechheit, die sich brüstet, die Geheimnisse der Macht zu durchschauen, welche sich uns in allem Seienden offenbart, ja sogar dieser Macht über die Achsel sehen und die Bedingungen ihrer Thätigkeit beobachten zu können, — sie ist es, deren Paß auf ‚Frömmigkeit‘ lautet!“ Wir wiederholen: diese Beschimpfungen sind gegen Alle gerichtet, welche nicht bereit sind, die These des Herrn Herbert Spencer von der absoluten Unerkennbarkeit Gottes blindlings zu unterschreiben. Allen, welche in der uns umgebenden Welt ein Werk der Weisheit und Macht dessen erkennen, dem sie ihr Dasein verdankt, tritt er gegenüber mit der Erklärung: Daß jenes höchste Wesen, in welchem diese Welt ihre Ursache haben muß, Weisheit und überhaupt irgend welche Eigenschaften besitze, das einzusehen ist mein Verstand zu beschränkt. Und weil ich, Herbert Spencer, in meiner Einsicht so beschränkt bin, halte ich jeden für anmaßend, der vorgibt, mehr zu erkennen. Ich aber weiß mich in die meinem Denkvermögen gezogenen Schranken zu fügen; darum bin ich bescheiden und demüthig, ja wahrhaft religiös[1]. Das ist, in einfaches Deutsch übersetzt, das religiöse Glaubensbekenntniß des Mannes, welcher von Charles Darwin als „großer Philosoph“ gepriesen und überhaupt in England und Deutschland als der weitaus hervorragendste Vertreter des Positivismus gefeiert wird.

Spencer selbst macht kein Hehl aus seiner Überzeugung, daß in religiösen Dingen die von ihm erstiegene Höhe allerdings noch von keinem Andern erreicht sei und auch kaum erreicht werden könne; die Gegenwart sei eben für seine „Religion“ noch nicht reif. Das ist nämlich der langen Rede kurzer Sinn, wo Spencer über das Verhältniß seiner Religionsideen zu denen der Jetztzeit sich verbreitet. Das einzige Interessante dabei sind die kräftigen Streiflichter, welche wiederholt auf die so hoch gehaltene „Bescheidenheit“ des Mannes entfallen. Mitleidig blickt er auf die Mehrzahl seiner Zeitgenossen herab, denen es eben noch an der nöthigen Geisteskraft fehle, um sich zu einer so abstracten Religion, wie die seinige es sei, zu erschwingen. Er schreibt u. A.:

„Die Meisten, wenn nicht Alle, sind bis heute noch unfähig, sich ganz von den herrschenden Vorstellungen loszumachen. Die höchsten Abstractionen erfordern eine so bedeutende geistige Kraft, um mit einiger Lebendigkeit vorgestellt zu werden, und bleiben so sehr ohne Wirkung auf das Betragen,

[1] „Dieser Standpunkt,“ schreibt Spencer wörtlich, „den die Meisten für durchaus irreligiös halten werden, ist in der That durchaus religiös, ja ist der religiöse, und alle anderen sind, wie schon gezeigt wurde, nur Annäherungen an denselben.“

wenn sie nicht lebhaft vorgestellt werden, daß ihr erziehender Einfluß sich bis in eine ferne Zukunft hinaus bloß an einer kleinen Minderzahl bemerkbar machen wird. Um klar einzusehen, wie eine gute oder schlechte Handlung Folgen erzeugt, innere und äußere, die sich im Lauf der Zeiten immer weiter und weiter ausbreiten, bedarf es einer seltenen Schärfe des geistigen Auges. Auch nur eine einzige Kette dieser Folgen sich im Geiste vorzustellen, wie sie sich in die kommenden Jahre hinaus erstreckt, erfordert eine ebenso seltene Kraft der Phantasie. Und diese Folgen in ihrer Totalität zu überschauen, wie sie an Zahl beständig zunehmen, während ihre Intensität sich vermindert, das verlangt einen Umfang des Denkvermögens, wie ihn keiner [ich, Herbert Spencer, natürlich ausgenommen] besitzt. Doch aber ist nur solche Geistesschärfe, solche Einbildungskraft und solcher Denkumfang im Stande, dem Leben die wahre Richtung zu geben, wo alle andere Controle fehlt; so nur kann es geschehen, daß jenseitige Belohnungen und Strafen durch unmittelbar empfundene Leiden und Freuden aufgewogen werden."

Wir müssen uns hier auf diese eine Stelle beschränken. Sie illustrirt ja auch mehr als zur Genüge das oben Gesagte, und wir glauben, daß keiner unserer Leser über das Maß der „Bescheidenheit" des modernen Philosophen noch Zweifel hegen wird. Daß Spencer in dem Mitgetheilten für *seine* Religion auch einen Einfluß auf die Sitten und Handlungen in Anspruch nimmt, obwohl er früher den „Codex von Sittengesetzen" als „einen spätern Auswuchs" bei der Begriffsbestimmung der Religion „*weggelassen*", kann nur demjenigen auffallend erscheinen, welcher nicht beachtet, daß Spencer von dem philosophischen in dies vivere des Cicero den ausgiebigsten Gebrauch macht.

Wie gelassen unser Philosoph über Widersprüche und Inconsequenz hinwegzuschreiten versteht, zeigt sich übrigens noch in auffallenderer Weise. Der Mann nämlich, welcher denen, die seiner Meinung nicht beipflichten, „transcendentale Frechheit" und „Gottlosigkeit" vorwirft und überhaupt gegen Andersdenkende wiederholt das schwerste Geschütz auffährt, will schließlich auch noch als *Apostel der Toleranz* Lorbeeren pflücken. Er versichert mit Emphase, jener Geist der Duldung, der ein so bemerkenswerthes Kennzeichen der Neuzeit sei, werde gewöhnlich nur als schuldige Rücksicht gegen das Recht des eigenen Urtheils, das ein Jeder habe, aufgefaßt. Das sei aber nicht genug; jene tolerante Gesinnung sei in Wirklichkeit eine nothwendige Bedingung für die Sicherung des Gleichgewichts zwischen den fortschrittlichen und den conservativen Bestrebungen, sie diene dazu, „das Anpassungsverhältniß zwischen dem Glauben der Menschen und ihrer Natur aufrecht zu erhalten". Es sei also ein Geist, welcher sorglich zu pflegen sei, ein Geist, welchen vor allen Andern „der wahre Denker, der die

Aufgaben dieſer mannigfaltigen ſich bekämpfenden Glaubensanſichten erkennt“, in ſich zur höchſten Blüthe entfalten müſſe. Die Belehrungen Spencers über die Toleranz gipfeln in den Sätzen: „Unſere Toleranz ſoll alſo ſo weit gehen, als nur möglich iſt. Oder vielmehr wir ſollen nach etwas noch Höherem trachten, als nach Toleranz, wie ſie gewöhnlich verſtanden wird. Bei der Beurtheilung des Glaubens Anderer ſoll unſer Streben ſein, nicht bloß jede Ungerechtigkeit in Wort oder That zu vermeiden, ſondern auch demſelben volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen durch offene Anerkennung ſeines poſitiven Werthes. Unſere Abneigung ſollen wir durch ein möglichſt hohes Maß von Mitgefühl mildern.“

Nun glaube Niemand, daß Spencer, da er dieſe Toleranz nicht nur Andern predigt, ſondern ſie auch als Norm für ſich ſelber hinſtellt, etwa ſein eigenes ſtreitbares Auftreten nachträglich mißbilligen werde oder wenigſtens die Inconſequenz desſelben verſpüre. Im Gegentheil, er iſt bemüht, ſich für die Geltendmachung ſeiner Anſichten völlige Freiheit der Action zu wahren. Für ihn wie für einen Jeden ergebe ſich die Berechtigung, das, was er für die höchſte Wahrheit halte, auch zu vertreten, wenngleich ſeine Zeit noch nicht dazu reif ſei: er brauche nur „von einem außerperſönlichen Geſichtspunkt aus“, wie er es nennt, ſein Handeln zu betrachten. Es ſei nämlich zu beachten, daß die öffentliche Meinung das Agens ſei, durch welches der Charakter die äußeren Einrichtungen mit ſich in Einklang bringe. Ein Jeder habe daran feſtzuhalten, daß ſeine eigene Meinung mit Fug und Recht einen Theil dieſes Agens darſtelle, daß ſie eine Krafteinheit ſei, die im Verein mit andern ſolchen Einheiten die große Macht bilde, welche ſociale Umgeſtaltungen hervorbringe. Es ſei ja nicht von ungefähr, daß er eine ſolche Vorliebe für die und die Principien habe und eine ſolche Abneigung gegen andere. Er ſammt allen ſeinen Fähigkeiten und Beſtrebungen und Glaubensanſichten ſei nicht ein Product des Zufalles, ſondern ſeiner Zeit. Deßhalb möge er ſtets eingedenk ſein, daß er ein Kind der Vergangenheit, aber auch ein Vater der Zukunft ſei, und daß ſeine Gedanken gleichſam ſeine eigenen Kinder ſeien, die er nicht ſorglos umkommen laſſen dürfe. Spencer ſchließt dieſes ſein Plaidoyer für die Berechtigung ſeines Auftretens, wie auch zugleich die ganze religionsphiloſophiſche Abhandlung, mit den pathetiſchen Worten: „Nicht für zufällig wird darum der Weiſe [!] den Glauben halten, der in ihm lebt. Die höchſte Wahrheit, die er erkennt, wird er furchtlos ausſprechen, in dem Bewußtſein, daß er, was auch immer daraus entſtehen möge, ſo die ihm zukommende Rolle

in der Welt spielt, in dem Bewußtsein, daß, wenn er die Veränderung bewirken kann, die er anstrebt, — gut! — wenn nicht — auch gut, wenn auch nicht ebenso gut."

Wer dürfte es jetzt noch dem Apostel des Agnosticismus verargen, wenn er aus allen Kräften für seine Ideen Propaganda zu machen sucht? Daß derselbe sich den „Weisen" beizählt, läßt sich mit seiner Bescheidenheit ja sehr wohl in Einklang bringen. Aus jenem Titel aber erwächst ihm das Recht und die Pflicht, „seine Gedanken nicht sorglos umkommen zu lassen". Großer Weiser von Derby, daß du in Erfüllung dieser Pflicht deine volle Schuldigkeit, ja mehr als sie gethan hast und noch fortwährend thust, dieses Zeugniß wird auch der Feind dir nicht vorenthalten.

V.

„Kind der Vergangenheit und Vater der Zukunft" — dieser Gedanke hat sich dem Philosophen des Unerkennbaren tief eingeprägt. Er war ihm auch Leitstern für den religionsphilosophischen Essay, den er in jüngster Zeit (Kosmos, 1884, I. S. 24 ff.[1]) der Öffentlichkeit übergab. Das deutet schon der Titel desselben: „Die Religion in Vergangenheit und Zukunft", genugsam an. Und in der That war es die Absicht Spencers, einmal zu zeigen, daß die religiösen Anschauungen von ihrem Ursprunge an bis auf die Gegenwart sich immer mehr der von ihm befürworteten „Religion" genähert hätten, und sodann zu untersuchen, welche Veränderungen des religiösen Glaubens die Menschheit in der nächsten Zukunft zu gewärtigen habe, oder, was dasselbe ist, wie der allgemeinen Einführung der agnosticistischen Religion die Wege zu ebnen seien. Eine tiefere Begründung oder eine merkliche Weiterführung der Theorie wird man in diesen Erörterungen vergebens suchen. Spencer stellt sich von vornherein auf den darwinistisch-agnosticistischen Standpunkt, und betrachtet von ihm aus Vergangenheit und Zukunft. Zur Vervollständigung unserer Skizze wird es deßhalb genügen, in kurzer Überschau einige der leitenden Gedanken auszuheben.

Der Blick auf die Vergangenheit entrollt vor uns folgendes Bild.

---

[1] Die darwinistische Zeitschrift, natürlich hocherfreut, einen Beitrag von einer solchen Koryphäe der modernen Wissenschaft veröffentlichen zu dürfen, schickt dem Essay die Bemerkung voraus, daß derselbe nach der Absicht des Verfassers später auch das Schlußkapitel der „Kirchlichen Einrichtungen" — als des VI. Theils der „Principien der Sociologie" — bilden solle.

Der Glaube an Geister war bei dem im darwinistischen Sinne sich entwickelnden Menschen der Anfang des Aufschwungs zum Übersinnlichen, oder, was nach Spencer dasselbe ist, zum Übernatürlichen. Die Lebenden träumen von den Todten und glauben in den Todten Geister zu erblicken, d. h. Wesen wie die irdischen Menschen, nur ausgerüstet mit dem Vermögen, heimlich herumzuwandern und Gutes oder Böses zu thun: das ist der Ursprung des Bewußtseins vom Übernatürlichen. Diese ersten Ansätze schlagen jedoch, insofern es sich um ein dauerndes, unzerstörbares Bewußtsein vom Übernatürlichen handelt, noch gänzlich fehl, da diejenigen, welche den Todten kannten, sobald sie nicht mehr von ihm träumen, daraus schließen, daß er nun ganz und unwiderruflich todt sei. Es rekrutirt sich das Geisterheer zwar auf der einen Seite beständig durch neue Todesfälle, verliert aber auf der anderen Seite an älteren Mannschaften in dem Maße, als die Erinnerung an sie erlischt und sie aus den Träumen der Lebenden verschwinden. Nur da, wo durch das Erzählen von gewissen Todten sich eine Überlieferung ausbildet, entsteht allmählich die Vorstellung von einem stets fortlebenden „Geist oder [!] Gespenst". Auf diese Weise erfolgt dann auch eine bedeutende Vermehrung dieser „vermeintlichen übernatürlichen Wesen", und allmählich tritt auch die Neigung hervor, zu glauben, daß sie überall gegenwärtig und die Ursache jedes ungewöhnlichen Ereignisses seien.

Die Anfänge zu den Abstufungen der übernatürlichen Wesen liegen darin, daß man die beobachteten Unterschiede zwischen den Kräften lebender Menschen auf die verstorbenen überträgt. Es erscheint dann einfach als Maßregel der Klugheit, die Geister von besonders gefürchteten Männern durch Opfer zu versöhnen. Fortwährende Kriege bewirken eine entschiedenere Ausprägung dieser ersten Differenzirungen, indem bei den Kriegen ein großer Unterschied der Machtbefugnisse zu Tage tritt. Bald bezieht man jene Differenzirungen nicht mehr bloß auf die Kräfte der Geister, sondern auch auf ihren Charakter und die ganze Art ihrer Thätigkeit. So entspringen aus dem Geisterglauben die Dogmen. Und wenn nun bei Eroberungskriegen sich ganze Völkerschaften miteinander verschmelzen, so entsteht „eine verwickelte Combination solcher Glaubenssätze, eine förmliche Mythologie".

Aus den Geistern sind nun allmählich Götter geworden. Dieselben bedürfen jedoch noch gar sehr der Verfeinerung. Denn als Doppelwesen der verstorbenen Mächtigen erscheinen sie noch sehr menschlich. So verzehren sie Fleisch, Brod, Wein und das Übrige, was man ihnen dar-

bringt — „ursprünglich in durchaus grobstofflichem Sinne, später jedoch auf etwas geistigere Weise, indem sie nur die Essenz, das Wesen der Dinge sich aneignen sollen“. Mit dem Fortschritt der Civilisation vollzieht sich „eine immer bestimmtere Scheidung des Übernatürlichen vom Natürlichen“. Das Erste ist eine „allmähliche Entkörperlichung des Gottes“. Dieselbe geht „unvermerkt“ und verhältnißmäßig rasch von Statten. Anders verhält es sich mit der Differenzirung der geistigen Eigenschaften; da geht es recht langsam voran. Z. B. die Götter von halbciviliſirten Völkern lassen sich noch betrügen, und erst „nach langer, langer Zeit“ erhebt sich die Vorstellung von Allwissenheit. Ganz ähnlich schreitet „die Umgestaltung der Gefühlsseite des Gottes“ voran. Welche Phasen dabei durchlaufen werden, läßt sich schwer im Einzelnen bestimmen. Jedenfalls sind dabei von sehr großem Einflusse „die Erfordernisse des socialen Zustandes“. So ist während der rein kriegerischen Periode eines Volkes sein oberster Gott ein dräuender Herrscher. Wo aber der Militarismus zurücktritt und die ihm entsprechende harte, despotische Regierungsform allmählich einer solchen Platz macht, welche dem Industrialismus angepaßt ist, da drängen sich immer mehr und ausschließlicher in den Vordergrund des religiösen Bewußtseins jene Besonderheiten der göttlichen Natur, welche mit der Ethik des Friedens in Übereinstimmung stehen: göttliche Liebe, göttliche Vergebung, göttliche Barmherzigkeit.

Um den Übergang vom Polytheismus zum Monotheismus zu erklären, greift Spencer zum Grunddogma seiner Philosophie, daß nämlich die Entwicklung in ihrem ganzen Verlaufe begleitet und abgeändert wird durch die Auflösung, welche mit der Entwicklung in stetem Kampfe liegt, so daß die zu Tage tretenden Veränderungen gewöhnlich nur „das Differenzergebniß aus dem Widerstreit des Strebens nach Integration und Desintegration“ sind. Diese „allgemeine Wahrheit“ zeigt bei ihrer Anwendung auf die Religionssysteme, daß das mythologische Gebäude zwar stetig an Bestandtheilen zunahm, daß aber auch die entgegenstehende Auflösung unabläſſig weiter arbeitete, bis schließlich sie die Oberhand gewann. Es wurden nämlich der Reihe nach diejenigen Glaubenssätze untergraben, die sich mit dem fortschreitenden Wissen nicht mehr vereinigen ließen. Von „all' den untergeordneten Gottheiten“ war immer weniger die Rede. Zu gleicher Zeit wächst die Überlegenheit des großen Gottes, welcher „an der Spitze des ganzen Gebäudes steht“. Folgerichtig entwickelte sich die Vorstellung von einer allmächtigen und allgegenwärtigen Gottheit, und es gingen nach und nach die ihr beigelegten mensch-

lichen Attribute verloren. So ist es geschehen, daß schon jetzt diese eine Macht durch „De-Anthropomorphosirung“ alle gröberen menschlichen Attribute abgestreift hat.

Diese ganze „geschichtliche“ Darlegung Spencers ist, um es kurz zu sagen, eine im darwinistischen Sinne vorgenommene Ausbeutung der animistischen Theorie[1]. Statt Geschichte haben wir eine aprioristische Construction vor uns, zu deren Begründung auch nicht der Schatten eines Beweises beigebracht wird, die sich vielmehr zu den geschichtlichen Thatsachen in directen Widerspruch setzt. Wo Spencer den Anlauf zu einem Beweise macht, schlägt derselbe vollständig zu seinen Ungunsten aus. So wo er sich auf „die Urkunden, Denkmäler und Überlieferungen der alten Ägypter“ beruft, als ob diese dafür zeugten, daß aus Vorstellungen von rohen thier- oder menschenähnlichen Göttern sich allmählich vergeistigte Ideen von Göttern und schließlich von einem Gott entwickelt hätten. Schenken wir den angesehensten Ägyptologen der Gegenwart Glauben, so ist thatsächlich das Gegentheil der Fall. Gerade bei den Ägyptern nämlich läßt sich, dank der erhaltenen werthvollen Denkmäler des Alterthums, in der überzeugendsten Weise der Nachweis liefern, daß die ursprüngliche Form ihrer Religion der Monotheismus war, aus dem sich erst später der Polytheismus entwickelte. Le Page Renouf, selbst einer der tüchtigsten Ägyptologen, schreibt: „Viele der ausgezeichnetsten Gelehrten behaupten, obwohl ihnen alles, was für die entgegengesetzte Meinung gesagt werden kann, bekannt ist, die Religion Ägyptens sei wesentlich monotheistisch, und nach ihnen soll die Vielheit der Götter nur aus der Personification der Eigenschaften, Eigenthümlichkeiten und Kräfte des Wesens des einen höchsten Gottes ihren Ursprung ableiten.“[2] Und

---

[1] Die animistische Theorie lehrt, daß die menschliche Religion dem Animismus ihren Ursprung verdanke. Der Animismus aber ist der Glaube an das Vorhandensein von Seelen oder Geistern, unter denen den mächtigeren der Rang göttlicher Wesen eingeräumt wurde. Vgl. Tiele, Compendium der Religionsgeschichte. Berlin 1880. S. 9 ff.

[2] Le Page Renouf, Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion der alten Ägypter. Leipzig 1882. S. 83. — Unter Anderen schreibt der namhafte Ägyptologe De Rougé: „Niemand hat die Grundbedeutung der Hauptstellen, mittelst deren es uns möglich ist, zu bestimmen, was das alte Ägypten über Gott, die Welt und den Menschen gelehrt hat, in Frage gestellt. Ich sage ‚Gott‘, nicht ‚die Götter‘; denn der Haupt- und Grundzug der ägyptischen Religion ist die Einheit Gottes, welche in höchst entschiedener Weise also ausgesprochen wird: ‚Gott der Eine, der Einzige, der Alleinige, der keinen Anderen neben sich hat. — Du bist Einer, und aus dir gehen Millionen hervor. — Er hat Alles erschaffen und ist der einzig Un-

wenn Spencer glaubt, auch von dem „Gott der Juden" eine große Umwandlung bezw. „De-Anthropomorphosirung" im Verlaufe der Zeit behaupten zu dürfen, so genügt es, an das unvergleichlich erhabene: „Ich bin, der ich bin" des zweiten Buches Moses (3, 14) zu erinnern, um die völlige Grundlosigkeit jener Behauptung darzuthun.

Soviel über die Religion in der Vergangenheit. Wie die Vergangenheit, meint Spencer, so die Zukunft. Mit anderen Worten: „Sofern die Dinge auch fortan denselben allgemeinen Verlauf nehmen, wie bisher, so ist vorauszusehen, daß diese Abstreifung menschlicher Attribute noch weiter gehen wird." Um einige der positiven Veränderungen, welche zu gewärtigen seien, namhaft machen zu können, sind nach Spencer zwei Factoren wohl zu beachten, die dazu mitwirken. Dieß seien erstens die Ausbildung der höheren Gefühle, welche es nicht länger dulden könnten, daß einer Gottheit niedrigere Gefühle zugeschrieben würden, und zweitens die intellectuelle Entwicklung, welche bei den früher anerkannten rohen Erklärungen keine Befriedigung mehr finden könne.

Als Dogmen, welche mit den höheren Gefühlen späterer Generationen unvereinbar seien, ja für „die feiner Fühlenden" schon heutzutage unerträglich würden, bezeichnet Spencer sodann die Ewigkeit der Höllenstrafen, die Lehre von der Erbsünde und die Pflicht des Menschen, Gott zu verherrlichen. Es sind alte, hundertmal vorgebrachte und hundertmal widerlegte Einwendungen, mit denen er sich gegen die zwei ersten Lehren wendet. Nur sind die Ausdrücke, deren er sich dabei bedient, so derb-blasphemisch, daß sie eher alles Andere als ein „verfeinertes Gefühl" bekunden. In gleicher Sprache wird auch die dritte Lehre behandelt. Hier bekundet Spencer, daß die einfache Vernunftwahrheit, gemäß welcher Gott, das

---

erschaffene.' ... Es gibt einen einzigen, uranfänglichen Gott. Immer und überall ist er der Eine, der durch sich selbst besteht und ein unnahbarer Gott ist. ... Sind diese edlen Lehren das Resultat späterer Jahrhunderte? Sicherlich nicht, denn sie bestanden mehr als zwei Jahrtausende vor der christlichen Ära; der Polytheismus dagegen, auf dessen Quellen wir hingewiesen haben, entwickelt sich und schreitet weiter und weiter, bis zur Zeit der Ptolemäer. Vor mehr als fünf Jahrtausenden erklangen also schon im Nilthale Hymnen von der Einheit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, während wir in späteren Zeitaltern die Ägypter dem grenzenlosesten Polytheismus ergeben finden. Der Glaube an die Einheit des höchsten Gottes und seine Eigenschaft als Schöpfer und Gesetzgeber der Menschen, denen er eine unsterbliche Seele gegeben hat: dieß sind die Urbegriffe, welche gleich unzerstörbaren Diamanten in die mythologischen Zuthaten gefaßt wurden, die sich erst in den späteren Jahrhunderten anhäuften, welche seit den Tagen der ältesten Civilisation verstrichen" (Annales de la Philosophie Chrétienne, XX. 327).

unendlich vollkommene und durch sich selbst unendlich glückselige Wesen, wenn er schafft, die Geschöpfe nothwendig auf sich hinordnen, seine eigene Verherrlichung durch sie bezwecken muß, daß diese Wahrheit haushoch die Fassungskraft des modernen Philosophen übersteigt. Sonst wäre es schlechterdings unmöglich, daß er in seiner Dummdreistigkeit so weit ginge, zu schreiben: „Ebenso muß endlich die Ansicht aussterben, daß eine Macht, die in unzähligen Welten, im ganzen unermeßlichen Raum gegenwärtig ist und die während der früheren Existenz der Erde Millionen von Jahren hindurch keiner Verehrung von Seiten ihrer Bewohner bedurfte, auf einmal von einer wunderbaren Gier nach Ruhm ergriffen worden sei, und nun, nachdem sie die Menschen erschaffen, denselben zürne, wenn sie ihr nicht beständig zurufen, wie groß sie ist." Pfui! und abermals pfui!

Und ein Mann, aus dessen Worten eine solche Niedrigkeit und Beschränktheit der Auffassung redet, macht sich gar noch anheischig, den Begriff Gottes von „logischen Unzuträglichkeiten" und „Ungereimtheiten" zu reinigen, um auf solche Weise den Forderungen, wie sie „die intellectuelle Entwicklung" der Zukunft stelle, vorzuarbeiten! Die Reinigung fällt selbstverständlich auch danach aus. Hier nur einige kurze Proben.

Vom Willen Gottes zu reden ist ungereimt. Denn: „So lange man darauf verzichtet, dem Worte ‚Wille' eine bestimmte Bedeutung unterzulegen, kann man wohl sagen, daß die Ursache aller Dinge Willen besitze, wenigstens ebenso gut, wie man etwa sagen könnte, ein Kreis besitze Gefallsucht; geht man aber von den Wörtern zu den Gedanken über, die sie ausdrücken sollen, so zeigt sich, daß wir die Glieder des einen Satzes ebenso wenig im Bewußtsein zu vereinigen im Stande sind, als die des andern." Und warum dieses? „Wille hat ebenso wie Gemüthsbewegung eine Reihe von Bewußtseinszuständen zur nothwendigen Voraussetzung. Die Vorstellung von einem göttlichen Willen involvirt also gleich derjenigen vom menschlichen Willen, von welcher sie ja auch abgeleitet ist, Localisirung in Raum und Zeit, indem eben das Wollen jedes einzelnen Zweckes für eine Zeitlang das Wollen anderer Zwecke aus dem Bewußtsein ausschließt und daher unvereinbar ist mit jener allgegenwärtigen Thätigkeit, welche gleichzeitig auf eine unendliche Zahl von Zwecken hinarbeiten soll." Kurz gefaßt: Der menschliche Wille involvirt Unvollkommenheit; wir können uns den göttlichen Willen nur nach Art des menschlichen denken; also. Wir fragen: Wer ist in anthro-

pomorphistisches Denken befangen, die gesammte christliche Theologie und Philosophie, welche stets aus dem Begriff des göttlichen Willens jede Unvollkommenheit ausgeschieden hat, oder Herr Herbert Spencer, der sich auch den göttlichen Willen nur „in den Formen seines eigenen Willens" begrifflich nahe zu bringen im Stande ist?

Auch der Verstand Gottes ist bei Spencer rasch eine abgethane Sache. Er meint, es sei genug, darauf aufmerksam zu machen, „daß Verstand in der Form, wie er für uns allein vorstellbar ist [d. h. nach Spencers Auffassung wiederum in der Form des menschlichen Verstandes], andere Existenzen voraussetzt, welche unabhängig von ihm sind und sich ihm als Objecte darstellen". Abermals Anthropomorphismus der schlimmsten Art!

Und endlich der Schluß aus Allem?

„Diese und viele andere Schwierigkeiten, die zum Theil schon oft besprochen, nie aber gelöst worden sind, müssen die Menschen über kurz oder lang dazu zwingen, die erste Ursache allmählich auch der höheren anthropomorphistischen Züge ebenso zu entkleiden, wie sie es in Betreff der niederen schon längst gethan haben. Jene Vorstellung, die von Anfang an in beständiger Erweiterung begriffen war, muß sich auch fernerhin noch immer mehr erweitern, bis sie durch Verflüchtigung ihrer letzten Grenzen zu einem Bewußtsein wird, das weit über die Formen des bestimmten Denkens hinausgeht, obgleich es nie aufhören wird, ein Bewußtsein zu bleiben." Also das Bewußtsein des „Unerkennbaren" — die Religion der Zukunft!

Und damit wollen wir von dem Philosophen des „Unerkennbaren" Abschied nehmen. Das ganze Lehrgebäude, durch dessen Aufrichtung er in die Reihe der Religionsphilosophen des neunzehnten Jahrhunderts eingetreten ist, haben wir vor unseren Augen sich erheben sehen, und es Theil für Theil unserer Betrachtung unterzogen. Den Vorwurf, etwas Wichtiges übergangen zu haben, brauchen wir nicht zu fürchten. Eher dürfte es den Anschein haben, daß wir uns zu eingehend mit der Besichtigung beschäftigt hätten.

Und in der That, um das Absurde des Unterfangens, eine Religion zu proclamiren, welche das „Unbekannte" an die Stelle Gottes setzt, in völlig ausreichender Weise darzuthun, hätte es eigentlich nur eines einzigen Hinweises bedurft. Wir hätten Spencer nur zu fragen brauchen: Glaubst du, daß es jemals einen Menschen geben werde, der deinem Unbekannten

Verehrung zollen, zu ihm beten könnte? Wenn nicht, so ist deine Religion keine Religion. Denn eine Religion ohne Verehrung Gottes, eine Religion ohne Gebet ist keine Religion. Das ist das Verdict des gesunden Menschenverstandes über die „Religion" Spencers. Und alle Sophismen und alle rhetorischen Ergüsse werden dasselbe nicht umstoßen.

Ebenso hätte, um die Hinfälligkeit sämmtlicher Beweise und Schlußfolgerungen Spencers an's Licht zu stellen, die eine Aufforderung genügt: Löse uns zuerst den Widerspruch, der in deiner Hauptthese liegt, daß man die Existenz des Absoluten erkennen könne, aber nichts, absolut nichts von seiner Beschaffenheit. Denn es ist widersinnig, den Schluß aus der Wirkung auf die Existenz der Ursache als berechtigt anzuerkennen, zugleich aber jeden Schluß auf die Beschaffenheit der Ursache, obwohl sich diese ebenso naturnothwendig wie die Existenz in der Wirkung offenbart, für unzulässig zu erklären. Wenn aus einer geordneten Wirkung nicht mehr auf die Befähigung, zu ordnen, bei der Ursache geschlossen werden darf, so ist auch der Schluß vom Sein auf das Sein, also auf die nackte Existenz der Ursache, unstatthaft.

Nichtsdestoweniger war eine eingehendere Beleuchtung geboten. Denn das Auftreten Spencers und noch mehr sein Erfolg sind von symptomatischer Bedeutung für unsere ganze Zeit. Ja, die „Religions-Philosophie" Spencers ist ein Zeichen der Zeit. Kaum etwas illustrirt greller die ganze Hohlheit, Nichtigkeit, Blasirtheit des modernen Unglaubens, kaum etwas charakterisirt sie wahrheitsgetreuer und wirkungsvoller, als eine zusammenfassende Darlegung der religionsphilosophischen Anschauungen Spencers. Die Gottentfremdung trägt zwar stets ihr Kainsmal an der Stirne; aber kann dasselbe uns greifbarer entgegentreten, als es im Religionssystem Spencers geschieht? Und wie unsäglich elend muß es um den geistigen Fonds der modernen Ungläubigen bestellt sein, welche in dieser Philosophie ihr Heil suchen, mit diesen Fetzen von Weltweisheit ihre Blöße decken wollen! Und doch gibt es bekanntlich außer einem unabsehbaren Geistesproletariat von Halbgebildeten ganze Schaaren von sogenannten „Männern der Wissenschaft und der exacten Forschung", welche, dem Beispiele des „großen Darwin" folgend, in philosophischen und insbesondere religionsphilosophischen Fragen nicht höher zu schwören wissen, als eben auf Herbert Spencer. Nur eine genauere Bekanntschaft mit dem Religionssysteme Spencers konnte es uns ermöglichen, diese offenkundige Thatsache in ihrer ganzen Trag-

weite zu würdigen. Jetzt können und müſſen wir dieſelbe als eine der traurigſten und folgenſchwerſten Verirrungen unſerer Zeit beklagen. Allein wir werden auch angeſichts dieſes Gebahrens der ungläubigen Wiſſenſchaft um ſo glaubensfreudiger ſprechen: „Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.“

Aug. Langhorſt S. J.

Erzbiſchof Egbert von Trier und die byzantiniſche Frage.

(Schluß.)

III.

Egbert bezeichnete den Anfang ſeiner Regierung durch eine Handlung, die für die ganze Art ſeiner Wirkſamkeit charakteriſtiſch iſt. Kaum hatte er nämlich von ſeinem erzbiſchöflichen Stuhle Beſitz ergriffen, ſo lud er all' ſeine Verwandten ein, aus Holland zu ihm herüberzukommen und ihn zu beſuchen. Sie folgten ſeiner Einladung, und er freute ſich, ihnen in Trier die gewaltigen Bauten, die Zeugen alter römiſcher Herrlichkeit, zu zeigen, deren Trümmer auch heute noch Achtung gebieten, und ſie herumzuführen zu den Reſten des Amphitheaters und der Bäder, zum Kaiſerpalaſt und zu den gewaltigen Stadtthoren, deren rieſige Blöcke kupferne Klammern verbanden, um ihnen ewige Dauer zu ſichern. Am längſten verweilte er mit ihnen im „Dome der hl. Helena“, wo er ſie auf die Schäden hinwies, welche nicht nur die Cathedrale, ſondern auch faſt alle ſeine Kirchen und Klöſter erlitten hätten, indem ſie in ihrem Vermögen und in ihren Gebäuden herabgeſunken ſeien von ihrem ehemaligen Reichthume und vom Glanze der reichen Tage der Vorzeit.

Der neuernannte Erzbiſchof war ſo voll von Liebe und Begeiſterung für ſeine ihm jüngſt angetraute Diöceſe, daß die Verwandten ſeinen Bitten nicht zu widerſtehen vermochten und nicht nur die Schätze und Schmuckſachen hergaben, die ſie mitgebracht hatten, ſondern auch noch viel mehr und noch viel koſtbarere Dinge nachher aus der Heimath herüberſandten.

Egbert verwandte ihre Geſchenke dazu, ſeine ausgeraubten Kirchen mit goldenen Kreuzen und Reliquiaren auszuſtatten und ſie mit Kaſeln, Dalmatiken und Tunicellen, mit Chormänteln, Vorhängen und Wandteppichen zu verſehen. Und ſo lange er lebte, fuhr er fort, mit freigebiger Hand zu ſorgen für die Zierde des Hauſes Gottes.

Wohl das ſchönſte ſeiner Werke iſt der Andreasſchrein, ein viereckiges, längliches Schmuckkäſtchen, welches auf vier kleinen Löwen ruht, die es als Wächter umgeben, nach Art jener Löwen, die an den Portalen alter Kirchen ruhen und Wache halten. Jedes dieſer Thiere hält in ſeinem Rachen einen Ring. Ähnliche Ringe ſind in den vier Ecken des Deckels angebracht. Ehedem liefen wohl durch dieſe vier oberen und vier unteren Ringe Schnüre oder Ketten, mittelſt deren man das Heiligthum am Altare aufhing und bei Feſtzügen trug. Es liegt alſo hier aus Trier ſelbſt, und zwar aus der Zeit des 10. Jahrhunderts, ein ſehr beachtenswerthes Analogon vor zu dem Holzſarge des hl. Paulinus, der ehedem in der Gruft der nach dieſem Biſchofe genannten Kirche an Ketten zwiſchen den Särgen der Trierer Martyrer von der Decke herabhing, und den man in der letzten Zeit wiedergefunden hat. Wie an dieſem Sarge, deſſen Entdeckung als ein Ereigniß auf dem Gebiete der Archäologie angeſehen werden muß, und deſſen Beſprechung wohl noch manchen Streit verurſachen dürfte, iſt auch der Deckel des Andreasſchreines als Schieber behandelt. Dieſer Schieber trägt dann einen mit Goldblech bekleideten Fuß, der an die Sandale des hl. Andreas erinnern ſoll, welche das Reliquiar birgt. Vor dem Fuße iſt ein kleiner Altarſtein angebracht, den ein aus winzigen Moſaikſtücken kunſtvoll gefertigtes Muſter ziert und um den eine lateiniſche Inſchrift läuft, welche lautet:

„Dieſer Altar iſt geweiht zu Ehren des heiligen Apoſtels Andreas.“

Eine größere Inſchrift läuft um den Rand des ganzen Schreines und lautet in der Überſetzung alſo:

„Dieſen heiligen Reliquienſchrein ließ Erzbiſchof Egbert anfertigen, und er befahl folgende heiligen Pfänder in demſelben aufzubewahren, nämlich einen Nagel des Herrn, einen Zahn des hl. Petrus, Theile von ſeinem Barte und von ſeiner Kette, eine Sandale des heiligen Apoſtels Andreas und andere Überreſte der Heiligen. Wenn Jemand dieſes der hieſigen Kirche entwendet, ſo ſei er verflucht.“

Die beiden Langſeiten des Schreines werden durch abwechſelnd mit Emailplättchen oder Edelſteinen beſetzte Bänder in je drei Abtheilungen zerlegt, von denen die äußern die Zeichen der Evangeliſten enthalten,

die in der feinsten Emaillirung hergestellt sind. Noch höhern Reichthum entfalten die Schmalseiten, die allen Glanz der altfränkischen Kunst der Merovinger mit der Pracht vereinen, welche die Emailarbeiten von Byzanz auszeichnet. Ja sie sind so reich in Farbe und Arbeit, daß sie dem Reliquiar unter den Goldarbeiten aus dem Ende des 10. Jahrhunderts denselben hervorragenden Rang anweisen, den der Codex Egberti unter den Handschriften derselben Zeit einnimmt. Es legt sich in diesen Schmalseiten auf einen Hintergrund von purpurrothem Glase eine reich ciselirte und durchbrochen gearbeitete Goldplatte. Ihre Musterung erinnert an orientalische Gewebe, deren Zeichnung vielleicht als Vorlage diente, aber doch mit solcher künstlerischen Freiheit benutzt ist, daß die Bilder der Evangelisten in sie eingefügt wurden. Ein breiter Streifen von Emailplättchen und Edelsteinen umrandet wiederum jede dieser schmälern Seiten, von denen eine als Mittelpunkt eine Goldmünze des Kaisers Justinian erhalten hat.

Nicht so glanzvoll, aber weit größer als der Andreasschrein ist ein zweites Reliquiar, über dessen Entstehung, Inhalt und Geschichte die folgende Inschrift berichtet:

„Den Stab des hl. Petrus hat diese Kirche (von Trier) lange besessen. Um den Maternus vom Tode zu erwecken, ward er hergesandt und vom hl. Eucharius überbracht. Wie erzählt wird, flüchtete man ihn später, zur Zeit der Hunnen, mit den übrigen Schätzen dieser Kirche nach Metz, wo er verblieb bis zu den Tagen des ältern Otto (I.), des sehr gottesfürchtigen Kaisers. Dessen Bruder, Erzbischof Bruno, erbat sich den Stab und brachte ihn nach Köln. Zur Zeit des jüngern Otto (II.) aber wurde er auf Bitten Egberts, des Bischofes von Trier, und unter Gutheißung des ehrwürdigen Erzbischofes Werinus von Köln, in zwei Theile zerschnitten, damit diese Kirche (von Trier) eines solchen Schatzes nicht (gänzlich) beraubt bleibe. Der eine Theil, nämlich der obere, ward dieser Kirche zurückerstattet und von ihrem Herrn Bischof in diese Hülse verschlossen; der andere Theil mit dem elfenbeinernen Knopfe ward dort (in Köln) behalten. Geschehen im Jahre des Herrn 980, in der 8. Indiction."

Die Hülse, von der die Inschrift redet und auf deren Seiten diese selbst angebracht ist, schließt sich der Form des Stabes in vergrößertem Maßstabe an. Da der Knopf oder die Handhabe des Petrusstabes Kugelgestalt hat, so ist auch der obere Theil der Hülse rund und mit Vorliebe verziert. Sphärische Bänder, welche reifenartig um diese obere Rundung gelegt sind, umschließen zwanzig Emailbilder, auf denen die Symbole der vier Evangelisten, dreizehn Apostel und die drei ersten

Biſchöfe von Trier dargeſtellt ſind. Der untere, röhrenförmige Theil des Reliquiars, welcher dem eigentlichen Stab entſpricht, iſt mit zwanzig getriebenen Bruſtbildern verſehen, welche zehn Päpſte und zehn Biſchöfe von Trier darſtellen, deren letzter durch die Umſchrift als Egbert bezeichnet iſt. Die Anordnung der Bilder erinnert demnach ſehr an die Miniaturen der Handſchrift von Cividale, die ja den Apoſtelfürſten, Egbert und vierzehn andere Biſchöfe von Trier abbilden.

Der Andreasſchrein und das Stabreliquiar ſind die einzigen inſchriftlich beglaubigten Weihegeſchenke Egberts, die ſich bis heute erhalten haben. Ihnen ſchließt ſich jedoch eine ganze Reihe anderer Goldſchmiedearbeiten an, welche dem Erzbiſchofe entweder durch ältere ſchriftliche Nachrichten oder durch ihren Stil zugewieſen werden. So berichten alte holländiſche Schriften jener Zeit, daß Egberts Mutter dem niederländiſchen Kloſter Egmont eine goldene Altartafel ſchenkte, die mit koſtbaren Edelſteinen verziert war, ein Evangelienbuch, deſſen Deckel in Gold und Edelſteinen glänzte, und eine heilige Schrift. Der Erzbiſchof ſelbſt fügte dieſen Geſchenken reiche Gaben bei, nämlich ein goldenes Kreuz, eine koſtbare Kaſel, eine werthvolle Stola, ein goldgewirktes Cingulum, ein reiches Miſſale, ein Capitular, eine heilige Schrift des alten und neuen Bundes, viele andere Bücher, ſowie einen ſilbernen Schrein, der mit Reliquien der Heiligen gefüllt war.

Eine metriſche Lebensbeſchreibung des Erzbiſchofes Albero von Montreuil, der 1131—1152 auf dem Stuhl von Trier folgte, redet von einem großen goldenen Kreuz, das Egbert hatte anfertigen laſſen und das damals unterging. Nimmt man hinzu, daß die ältern Schriftſteller in allgemeinen Sätzen erzählen, Egbert habe viele Kreuze und Reliquiare machen laſſen und verſchenkt, ſo liegt bereits darin ein Beweis, daß er viele Goldarbeiter beſchäftigte. Daß dieſelben nicht in Byzanz wohnten, ergibt ſich ſchon aus der weiten Entfernung dieſer Großſtadt, indem es ja ſehr ſchwer, wenn nicht unmöglich ſein mußte, Reliquiare in beſtimmter Form und Größe von Trier aus dort zu beſtellen. Dasſelbe erhellt weiter und noch klarer aus den Namen der Trierer Biſchöfe, welche die Umhüllung des Petrusſtabes zieren, aus den lateiniſchen Inſchriften und aus der Technik ſowohl dieſer Hülſe, als auch des Andreasſchreines. Ja Technik und Inſchriften machen es ſehr wahrſcheinlich, daß Egbert ſeine Reliquiare und die Kreuze, die er verſchenkte, in Trier oder wenigſtens in ſeiner Diöceſe anfertigen ließ. Ein weiterer, ſehr wichtiger Anhaltspunkt für dieſe Annahme liegt in dem Briefe, den der berühmte

Gerbert im Namen seines Erzbischofes Adalbero von Rheims an den Trierer Erzbischof richtete, und der die Bitte ausspricht, das Kreuz, welches Egbert für die Kirche von Rheims angefertigt habe, nach Verdun zu schicken, von wo man es leicht und sicher in die Krönungsstadt der Könige von Frankreich bringen könne. Oft werde die Schönheit der Arbeit die Augen des französischen Erzbischofes fesseln und ihn so erinnern an die Liebe und die unvergängliche Freundschaft seines Amtsbruders in Trier. Zeichnungen, sowie Gold und Edelsteine, die zu dem Kreuze dienen sollten, hatte Gerbert schon mit einem früheren Briefe nach Trier an Egberts Adresse übermittelt.

Nun redet derselbe Gerbert in einem dritten Briefe von einem Mönch Gozbert und in einem vierten von einem Bruder G., der wohl Niemand anders ist, als der eben genannte Gozbert, und sagt, derselbe habe dem Erzbischofe von Rheims schätzenswerthe Dienste geleistet. Der Erzbischof habe denselben längere Zeit bei sich zurückbehalten, sende ihn aber jetzt mit Dank wieder zu Egbert, seinem rechtmäßigen Oberhirten. Mit diesen Briefen ist in Verbindung zu bringen, was Brower in seiner Geschichte von Trier erzählt, daß nämlich im Kloster von St. Maximin vor dem Sommerspeisesaal ein kostbarer Brunnen gestanden habe, den zwei Mönche dieses Hauses, Gosbert und Absalom, zu Zeiten Egberts in Erz gegossen hätten. Sollte dieser Gosbert, welcher hier als tüchtiger Erzgießer beurkundet ist, nicht identisch sein mit dem Mönch Gozbert, den Egbert dem Erzbischof von Rheims lieh, damit er für denselben arbeite? Eine gewichtige Schwierigkeit, die sich gegen diese Annahme erhebt, liegt darin, daß Hontheim die Herstellung des Brunnens, der nach der Inschrift unter dem Abte Folcard entstand, nicht jenem Folmar oder Folcard zuschreibt, welcher am Ende des 10. Jahrhunderts regierte, sondern einem Folcard, der viel früher lebte. Da aber Hontheim für seine Datirung keinen Beweis beibringt, ein Gosbert aber von Gerbert ausdrücklich bezeugt ist, dürfen wir wohl bei den Angaben des Brower bleiben und mit ihm den genannten Brunnen der Egbert'schen Kunstperiode zuschreiben. Nach der Beschreibung, die uns von ihm erhalten blieb, war er ein Meisterwerk ersten Ranges.

Seinen Haupttheil bildete ein großes Wasserbecken, auf dessen Außenseite die zwölf Apostel dargestellt waren, über die sich in Bogennischen zwölf Tugenden zeigten. Ihnen folgten das Bild des Abtes Folcard, die Bilder der vier Evangelisten und die der vier Paradiesesflüsse, welche den gezinnten Rand des Beckens schlossen. Aus der Mitte des Wassers erhob sich ein statt-

licher mit Thürmchen verzierter Bau, in dessen Mitte Gosbert und Absalom die sieben Gaben des Heiligen Geistes dargestellt hatten. Die Spitze krönte die Figur des Weltheilandes.

Wäre der Brunnen, wie Hontheim annimmt, lange vor Egbert entstanden, dann müßte er entweder der Wuth und Zerstörungssucht der Normannen entgangen sein, die um das Ende des 9. Jahrhunderts Trier verwüsteten und seine Kirchen entweihten, oder er müßte kurz nach ihrem Abzug gegossen sein. Auch Letzteres ist unglaublich, weil das Elend und die Armuth, welche den traurigen Einfällen jener Räuber folgten, die Herstellung eines so großartigen Werkes nicht zuließen. Nur in einer Zeit des Friedens, als alle Wissenschaft in St. Maximin blühte, wie es nach dem Zeugnisse des Trithemius im 10. Jahrhundert der Fall war, konnten die Mönche von St. Maximin daran denken, sogar ihren Kreuzgang und den Eingang zum Sommerrefectorium mit einem solchen Prachtstücke des Erzgusses zu zieren. Wie dieß Kloster sich damals wieder hob, zeigen die Kostbarkeiten, welche man in dessen Kirche nach Hontheims Angabe aus den Gräbern des Grafen Siegfried und seiner Gemahlin erhob, die um 1000, also nur wenige Jahre später als Egbert starben. Neben ihren Überresten fand man eine goldene mit Perlen besetzte Krone, einen reichen Halsschmuck und viele Reste der werthvollen Kleidung, worin die Verstorbenen beigesetzt worden waren.

Schon Ernst aus'm Weerth hat darum auf St. Maximin hingewiesen, als auf die Werkstatt, aus welcher der Andreasschrein und die Hülle des Petrusstabes hervorgegangen sein dürften. In der That, nur in einem der großen Klöster seiner Diöcese konnte Egbert jene Künstler finden, und für keines sprechen die Umstände lauter, als für die genannte kaiserliche Abtei, die in ihrer Schatzkammer eine goldene Altartafel, zwei große Kronleuchter, ein Prachtkreuz, acht mit Edelsteinen besetzte Codices, ein altes byzantinisches Prachtgewand und zwei große Bronzestatuen zeigte.

Besaß sie wirklich eine solche Stätte des Kunsthandwerks, dann ist wahrscheinlich in ihr auch jener meisterhafte Goldeinband gefertigt, welcher die Außenseite des Evangelienbuches von Echternach noch heute so hebt, daß er dem Werthe der Miniaturen entspricht, welche das Innere des Buches zieren, und dasselbe in jeder Beziehung der kaiserlichen Geschenkgeber würdig erscheinen läßt.

Die Mitte dieses Einbandes nimmt ein Elfenbeinrelief mit der Kreuzigung Christi ein, um das in einem breiten Rande zwischen reichen Streifen von Email und Edelsteinen die vier evangelischen Zeichen, die vier Paradieses-

flüsse, sechs Heilige und die Bilder der Geschenkgeber, Otto' III. und seiner Mutter Theophanu, in Gold getrieben sind.

Nicht nur ahmt, wie schon gesagt, die Schrift das Buch der Ada aus St. Maximin, die Malerei aber den Codex Egberti aus St. Paulin nach, sondern es zeigen sich auch in den Miniaturen Bilder alter Münzen, wie sie auf dem Andreasreliquiar in Wirklichkeit angebracht wurden. Jene eigenthümliche Verzierung des genannten Reliquiars, in der sich vier roth emaillirte Blätter so um eine Perle stellen, daß sie mit ihr eine Blume bilden, kehrt in vollständig gleicher Weise auf dem Prachtdeckel des Evangeliars wieder. Mit Rücksicht auf diese Verwandtschaft der beiden Goldarbeiten, die sich auch in andern Einzelheiten, z. B. in den Buchstaben der Inschriften sowie in der Technik, auffallend nahe stehen, hat man, wie uns dünkt, mit Recht geschlossen, daß nicht nur der kalligraphische Theil des ottonischen Geschenkes an Echternach in Trier und zwar vielleicht im St. Maximin entstand, sondern daß daselbst auch der Einband hergestellt wurde von Mönchen, die in der Emailtechnik auf einer solchen Höhe standen, daß weder in Deutschland noch in Frankreich aus jener Zeit Arbeiten bekannt sind, die ihnen auch nur nahe kämen.

Was dem Paläontologen seine Leitmuscheln sind, das ist für die Untersuchungen der Arbeiten des Erzbischofs Egbert jenes herzförmige Ornament des Andreasschreines und des Echternacher Prachtdeckels. Bock hat an einigen andern Werken dieser Zeit dasselbe Ornament als specifisch griechisch angesehen und sich darum veranlaßt gefunden, Goldarbeiten, auf denen er es antraf, byzantinischen Künstlern zuzuschreiben. Heute darf man es für die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts einstweilen als Charakteristikum der Trierer Goldschmiede wenigstens auf den Werken ansehen, die auch durch andere Gründe als rheinischen Ursprunges erwiesen sind, und bei denen keinerlei Grund vorliegt, sie einer andern Werkstätte zuzuweisen. Dasselbe bietet somit eine Grundlage, auf welche hin man den Namen des Egbert mit noch drei andern Reliquiaren in Beziehung setzen darf, die bis dahin in räthselhafter Vereinzelung blieben und ihren rechten Platz in der Kunstgeschichte noch nicht gefunden haben.

Durch eine Urkunde vom Jahre 993, welche auf der kaiserlichen Pfalz von Ingelheim ausgestellt und vom Erzbischofe Willigis von Mainz als Kanzler des Reiches unterschrieben ist, erhielt Egbert von Otto III. die Abtei des hl. Servatius in Maestricht zurück, welche seinen Vorgängern entrissen worden war.

Der Schatz von St. Servais enthält nun ein emaillirtes Kreuz aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts, deſſen Technik den inſchriftlich beglaubigten Arbeiten der Trierer Diöceſe ſehr naheſteht. So weist Bock in ſeiner Beſchreibung der Maeſtrichter Reliquiare darauf hin, daß die Behandlung und Stiliſirung des Haares des Gekreuzigten ſowie ſeine ſtark und derb markirten Geſichtszüge ſehr an formverwandte Sculpturen aus Echternach erinnern und, wie beigefügt werden darf, auch an die getriebenen Bilder der Hülſe des Petrusſtabes. Es iſt zuzugeben, daß ſolche archäologiſche Ähnlichkeiten leicht zu Trugſchlüſſen führen, und daß die Kunſt jener Tage, wie ja oben bemerkt iſt, nicht localiſirt war. Deßhalb muß außerdem ein großes Gewicht auf den Umſtand gelegt werden, daß die Kirche des hl. Servatius dem Erzbiſchofe Egbert zu der Zeit zurückgegeben ward, als dieß Kreuz entſtand. Noch mehr aber iſt der fernere Umſtand zu betonen, daß ſich unter den Reliquien, die in dem Kreuz eingeſchloſſen ſind, Theile der Überreſte zweier Biſchöfe von Trier befinden, nämlich kleine Gebeinſtücke vom hl. Felix und vom hl. Paulin. Will man ſich weiter daran erinnern, daß die Zeitgenoſſen wiederholt von Kreuzen erzählen, die Egbert verſchenkte, ſo kann das Maeſtrichter Kreuz mit ziemlicher Sicherheit als Weihgeſchenk des Erzbiſchofes angeſehen werden, das er vielleicht bei ſeinem bald nahenden Tode teſtamentariſch dem hl. Servatius vermachte; denn die Technik des Kreuzes iſt noch eine ſo unvollkommene, daß es wohl im Anfange ſeiner Regierung als eine der Erſtlingsarbeiten ſeiner Künſtler entſtand.

Sind die Reliquien zweier Biſchöfe von Trier eines der Beweismittel, welche den Urſprung des Maeſtrichter Kreuzes klarſtellen, ſo dürfen wir darauf hinweiſen, daß ſich auch im weltberühmten Schatze von Aachen ein Kleinod findet, das ſolche Reliquien enthält, nämlich die des heiligen Biſchofes Maximin von Trier und die eines hl. Felix, der kaum ein Anderer ſein dürfte, als der Biſchof dieſes Namens, welcher in Trier verehrt wird. Das Reliquiar, in dem dieſe Reliquien mit andern vereint ſind, hat Bock in ſeinen zahlreichen Beſchreibungen des Aachener Schatzes zwar immer dem 11. Jahrhundert und griechiſchen Arbeitern zugewieſen; er hat aber doch andererſeits nicht überſehen, daß es beſonders in ſeinen Emailſtücken in auffallender Weiſe übereinſtimmt mit dem Tragaltar des Erzbiſchofes Egbert (dem Andreasreliquiar), das er ebenfalls im Beginne des 11. Jahrhunderts entſtanden ſein läßt, obwohl Egbert, der es laut der Inſchrift ſtiftete, ſchon vor dem Ende des 10. Jahrhunderts ſtarb (993).

Daß aber auch die Emailbilder des Aachener Kleinodes nicht in Byzanz gearbeitet sind, scheinen die Thiergestalten klar zu beweisen, welche in ihnen angebracht sind; dieselben deuten nämlich auf einen Ort, an dem die Linienführung der sogenannten irischen Ornamente den Künstlern noch in der Hand saß, als sie die Emailtechnik zu üben begannen, d. h. Deutschland. Die Thatsachen, daß Trierer Reliquien im Schrein liegen, daß derselbe anerkanntermaßen mit dem egbertischen Andreasaltar übereinstimmt, und daß Egbert das Evangeliar von Echternach für Otto III. und seine Mutter anfertigen und in Gold binden ließ, drängen zu der Annahme, daß derselbe Otto auch dieß Reliquiar für Aachen bei den Goldschmieden der Diöcese von Trier bestellt habe.

Als drittes Kunstwerk der Metalltechnik, das ebenfalls gegen Ende des 10. Jahrhunderts entstand und das durch seine Geschichte mit Egbert verbunden ist, muß die Verzierung des Knopfes des Petrusstabes genannt werden, der in Köln verblieb. Seine herzförmigen Ornamente und ihre Blättchen sollen nach Bock einen griechischen Arbeiter verrathen. Indem, wie auch vorher, einstweilen immer noch von der Frage abgesehen wird, ob Egbert griechische Mönche benutzte oder unter griechischem Einflusse stand, dürfen wir auch hier wohl, ohne uns gerechtem Tadel auszusetzen, die Vermuthung aussprechen, daß Egbert, dessen Werke ja durch jene eben genannten Ornamente charakterisirt sind, sich der Kölner Kirche für die Überlassung einer Hälfte des Petrusstabes dadurch dankbar erwies, daß er ihr die andere Hälfte verzierte. Hatte er einmal in oder bei Trier Goldarbeiter zur Hand, dann mußte er ihnen fortwährend Arbeit geben, und bei seiner bekannten Freigebigkeit wird er jede Gelegenheit benutzt haben, es zu thun. Freilich wird man auf St. Pantaleon hinweisen, und sagen, daß dort durch Theophanu die Emailtechnik eingebürgert wurde. So lange aber für diese Behauptung keine Beweisstellen beigebracht werden, kann sie keinen Anspruch auf Widerlegung machen, um so weniger da Weyden in seiner oben angeführten Stelle über den müßigen Wittwensitz der kaiserlichen Reichsregentin Theophanu in dem verhältnißmäßig doch immer kleinen Mannskloster von Pantaleon die historische Wahrheit auf den Kopf gestellt hat, und da die freilich unzählige Male wiederholten Behauptungen des ehemaligen Canonicus Bock nicht mehr Werth haben, als eine kühn aufgestellte Vermuthung.

Daß sich in Deutschland kein Gebäude findet, welches von der griechischen Kunst so beeinflußt ist, daß es als byzantinisch bezeichnet werden müßte und sich in den Rahmen der karolingischen oder der roma-

niſchen Baukunſt nicht einfügen ließe, werden die Fachgelehrten leicht zugeben. Auch die Anſicht, daß die Malerei unſeres Vaterlandes bis zur Zeit Egberts nicht byzantiniſch iſt, wenn auch mehr oder weniger wirklich byzantiniſcher Einfluß ſich in ihr zeigen ſollte, wird kaum Widerſpruch finden.

Aber wie iſt es mit der Emailtechnik? Es iſt ja eine unläugbare Thatſache, daß ſie mit Theophanu in Deutſchland auftritt, und wir haben hoffentlich ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß Egbert jene Werkſtätte beſaß, welche dieſen glänzenden Kunſtzweig in den deutſchen Gauen einbürgerte. Wenn nun die Emailmalerei aus der alten Hauptſtadt der Belgica prima, aus der ehemaligen Weſtreſidenz der römiſchen Monarchie nach Siegburg, Köln und Lüttich kam, wenn ſelbſt Suger noch an 150 Jahre nach Egberts Tod die Goldſchmiede und Emailleure, deren er bedurfte, aus Lothringen berief, das, wie Gerberts Briefe beweiſen, durch Egbert ſeine Goldtechnik verbeſſerte und hob, und wenn demnach ſelbſt die hochgerühmten Emailarbeiten von Limoges die Wurzel ihres Stammbaumes über Paris und Lothringen nach Trier reichen ſehen, wer hat dann dieſen mächtigen Baum gepflanzt, der ſich ſo raſch und glanzvoll verzweigte, zuerſt über Deutſchland und dann über Frankreich?

Niemand kann läugnen, daß die beſten Emailleure im 10. Jahrhundert in Konſtantinopel arbeiteten, und daß Egberts Werke mit den byzantiniſchen verwandt ſind. Sehr nahe liegt es alſo, doch wieder jene Brücke feſthalten zu wollen, die ſchon ſeit Jahren gebaut iſt, und zu ſagen: Theophanu hat die Kunſt des Emails als Brautgeſchenk ihrem neuen Vaterlande mitgebracht. Weil ihr Großvater ſelbſt emaillirte und in Gold arbeitete, intereſſirte ſie ſich für dieſen Kunſtzweig in beſonderer Art. Da ſie nun aber als junges Mädchen und kaiſerliche Braut Löthrohr und Hammer nicht ſelbſt zur Hand nehmen konnte, hat ſie eben Goldſchmiede mitgebracht, die ſich in Deutſchland, in Trier bei Egbert, aber auch in St. Pantaleon in Köln und an andern Orten acclimatiſirten. Es iſt ſomit die griechiſche Colonie in Köln, von der Weyden redet, durchaus nicht ſo abnorm.

Gewichtige Kämpfer für die Exiſtenz einer ſolchen Colonie griechiſcher Emailleure in Deutſchland, in Köln oder in Trier, liefert die franzöſiſche Archäologie. Um aber klarzuſtellen, warum dieſelbe zu unſerer Frage einen ſehr verdächtigen Standpunkt einnimmt und mehr oder weniger voreingenommen iſt, muß etwas weiter ausgeholt werden.

Im Jahre 1860 hatten die hervorragendſten Kenner mittelalterlicher

Kunst einen archäologischen Congreß in Limoges verabredet. Weil aber die Emailtechnik mit dem Namen von Limoges damals noch weit enger verknüpft wurde, als es heute der Fall ist, sollte die Versammlung sich besonders mit den Kunstwerken dieser Technik befassen. Um den Standpunkt klarzustellen, den man einzunehmen gedachte, hieß es darum im Einladungsschreiben:

„Die Kunst der Emailleure ist auf dem Boden von Limoges entstanden. Byzanz empfing sie von uns, wie einen Gast, dem man schmeichelt, oder wie einen Sohn, den man schützt."

Kaum wurde das Schreiben in Deutschland bekannt, so erhob sich Herr von Quast und wies nach, daß diese echt französischen Phrasen mit den Thatsachen in offenbarem Widerspruch stehen, und daß jene Emailarten, die in Frage kamen, in Deutschland und besonders in Trier bekannt waren, ehe Frankreich an sie dachte.

Es handelte sich um die beiden Arten des Email, die um das Jahr 1000 geübt wurden, und die als Grubenemail und als Zellenemail bezeichnet werden. Für das Grubenemail werden in einer Metallplatte, die meist aus Gold oder Kupfer besteht, bestimmte Muster oder Figuren ausgegraben oder ausgravirt und die so entstandenen Vertiefungen auf kaltem oder warmem Wege mit Edelsteinen oder Glasflüssen gefüllt. Beim Zellenemail hingegen werden auf eine Metallplatte äußerst dünne Trennungsstreifen aufgelöthet, die wie Mäuerchen auf der Unterlage stehen und die Contouren der Zeichnung bilden, wie das Wachs in den Waben die Honigmassen scheidet und einschließt. Um die Zeichnung dann farbig zu machen, werden zwischen die contourirenden Goldstreifen verschiedene bunte, durchsichtige oder nicht durchsichtige Glasmassen in erhitztem und flüssigem Zustande hineingegossen, so daß ein mosaikartiges buntes Bild entsteht.

Der Congreß zu Limoges hatte die nöthige Einsicht, um den Aufruf des vorbereitenden Comité's zu desavouiren und die Richtigkeit der Ausführungen des Herrn von Quast anzuerkennen. Man suchte aber den Rückzug zu maskiren und die Scharte auszuwetzen, indem man weitläufig bewies, daß den Deutschen nicht die Ehre der Erfindung der Emailtechnik zukomme, die sie übrigens auch nie beansprucht hatten. So wurden die Anfänge der Emaillirung im grauen Alterthum aufgesucht und bis nach Assyrien hin verlegt, so daß der Stadt Konstantinopel nur das Verdienst bleiben sollte, die Kunst des Email vervollkommnet und durch Theophanu nach Deutschland verpflanzt zu haben.

Die deutschen Archäologen stellten nicht in Abrede, daß Konstantinopel die höchste Blüthe der Emailkunst in seinen Mauern entfaltet habe.

Sie konnten dieses Zugeständniß um so eher machen, da in Limburg an der Lahn eine Reliquientafel gezeigt wird, die wegen einer großen Kreuzpartikel, welche in sie eingefügt ist, das „Siegeskreuz" genannt wird und die thatsächlich als das Beste gilt, was überhaupt in Email geliefert worden ist; dieses Kleinod aber, eines der schönsten Beweise menschlicher Kunstfertigkeit, ist kurz vor der Geburt der Theophanu im Auftrage ihres Vaters und Großvaters in Byzanz selbst angefertigt und wird jetzt durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände neben dem Theile des Petrusstabes, den Egbert wieder erlangte und in seine kostbare Hülse brachte, in Limburg aufbewahrt.

Die Archäologie war angesichts dieser beiden Kunstwerke vor die Untersuchung des Verhältnisses gestellt, in dem das Siegeskreuz zum Stabreliquiar stehe. Da das erstere Werk früher am Bosporus hergestellt, das letztere aber in Deutschland angefertigt worden ist, handelt es sich um die Beantwortung der Frage:

Läßt sich die Entstehung des Petrusreliquiars nur durch die Annahme erklären, daß Theophanu Maler und Goldschmiede nach Deutschland brachte, und Egbert einige derselben in eines seiner Klöster aufnahm, um von ihnen seine Mönche unterrichten zu lassen, und ist so überhaupt die ganze Kunstblüthe unter Egbert entstanden? Ist also, um die Frage noch mehr zuzuspitzen, das Andreasreliquiar und die Hülse des Petrusstabes aus griechischen Händen in Deutschland hervorgegangen? Stimmen beide Werke so sehr mit dem Siegeskreuze überein, daß sie nur als Werke einer Schule anzusehen sind?

Hätten sich griechische Künstler im Gefolge der Kaiserin gefunden, dann müßte dieselbe ihnen die Schreibung, Ausmalung und die äußere Ausstattung jenes Codex überwiesen haben, den sie mit Otto III. nach Echternach schenkte. Das hat sie nicht gethan, indem ja Schrift, Bilder und Goldbeckel der Handschrift von deutschen Meistern stammen, wie heute wohl allgemein zugegeben wird.

Daraus folgt, daß in den achtziger Jahren des 10. Jahrhunderts, in denen der genannte Codex zur Vollendung kam, keine Griechen mehr bei der Kaiserin-Mutter waren, deren sie sich bedienen konnte.

Die obige Frage wird also wieder enger und lautet nun: Hat Theophanu Künstler mitgebracht, die in Deutschland fähige Schüler in ihre Kunst einführten, und die früh starben oder in ihre Heimath zurückkehrten, so daß deren Erbe ihre deutschen Lehrlinge bald als erprobte Meister antraten? Zur Beantwortung der Frage in dieser Form ist immer

von Neuem zu wiederholen, daß die Chroniſten doch wenigſtens etwas von ſolchen griechiſchen Lehrern ſagen müßten, und daß ihr Stillſchweigen unter Umſtänden, in denen das Reden zu erwarten ſtand, ein gewichtiger Beweis gegen deren Exiſtenz iſt. Die alten Geſchichtſchreiber erzählen, daß Gregor, der Bruder der Theophanu, in Burtſcheid bei Aachen ein Kloſter gründete, dem er ein koſtbares griechiſches Moſaikbild des heiligen Nikolaus ſchenkte, welches noch heute dort gezeigt wird, und daß er als Abt daſelbſt zwei Kapellen baute. Von griechiſchen Mönchen oder Künſtlern wiſſen ſie nichts, und es hat ſich keinerlei Spur erhalten, nicht einmal eine Sage, die über ſolche Fremdlinge etwas zu erzählen wüßte.

Gehen wir in Ermangelung anderer Hilfsmittel zurück zum Andreasſchrein, um ihn noch einmal zu unterſuchen, indem er den Weg bahnt, auf dem die griechiſche Frage zu beantworten oder zu beſeitigen ſein dürfte. Das farbenprächtige Kleinod des alten Domes von Trier zeigt, wie ſchon oben bemerkt wurde, die Technik der altfränkiſchen Goldſchmiede in dem rothen Glas, welches den durchbrochen gearbeiteten Goldplatten als Unterlage dient. Sein Altarſtein in Moſaik weiſt ebenſowohl auf Italien als auf Byzanz hin, und wenn die Emailplättchen eine kürzlich nach Deutſchland übertragene Technik zeigen, warum ſollten Egberts Mönche ihre Kunſt nicht einfach in Italien erlernt haben?

Das 10. Jahrhundert war eine Zeit, in der ſich die große Blütheperiode des Mittelalters vorbereitete. Neuer Ernſt, neue Kraft wuchs auf im Leben der Geiſtlichkeit, in den Plänen der Kaiſer, in Kunſt und Wiſſenſchaft. Italien war das Centrum der Politik der Ottonen. Da hatte ſchon Karl der Große die Traditionen des Alterthums mit kräftiger Hand aufgenommen, um ſie ſeinen Klöſtern, ſeinen Äbten und ſeinen Biſchöfen noch theurer zu machen, als ſie ihnen ſchon waren. Ihre Liturgie wies ſie an, römiſche Sprache, römiſche Sitten und römiſche Literatur hoch zu achten, zu hegen und zu pflegen. Ihre Kirchen und Kloſterbauten haben römiſche Technik und Kunſtfertigkeit nie ausſterben laſſen. In Trier war zu Egberts Zeiten noch nicht alles vergeſſen, was die Einwohner geſehen und gelernt hatten, als ihre Stadt das deutſche Rom hieß und war. Aus Italien ließ Otto III. jenen Johannes kommen, der das Münſter von Aachen ausmalte, wie Anſegis für Karls Münſter „aus den Ländern *diesſeits* des Meeres und beſonders aus Italien" Arbeiter berief. Auch Gerbert erzählt in ſeinem 44. Briefe, daß er in Rom und ganz Italien, in Deutſchland und Belgien für theures Geld Bücher kaufte und abſchreiben ließ. Derſelbe ſchreibt in ſeinem 13. Briefe

über Scholastiker, die Egbert nach Italien senden wolle. Italien war also durchgängig das Land, von wo aus Bildung und Kunst nach Deutschland kamen. Warum sollte Egbert, der ja, wie Gerbert bezeugt, junge Mönche zu ihrer Ausbildung dorthin sandte, es nur für literarische Ausbildung gethan haben — zu einer Zeit, in welcher Kunst und Wissenschaft so eng verschwistert waren?

Man wird vielleicht antworten, die Kunst habe damals in Italien daniedergelegen, und an den Abt Desiderius von Monte Cassino erinnern, der nach 1060 aus Byzanz eherne Thüren kommen ließ, Mosaikarbeiter von dort berief und einen Mönch nach Konstantinopel sandte, um in jener Kaiserstadt eine emaillirte Altartafel herzustellen. Es ist aber zu beachten, daß der Mönch die Altartafel in Konstantinopel selbst anfertigte, und daß es sich dabei hauptsächlich um die Materialien handelte; dabei mag er sich freilich auch in seiner Kunst weitergebildet und neue Handgriffe gelernt haben. Derselbe Desiderius hat in seinem Kloster eine vollständige Kunstschule errichtet, was wiederum Geschick, Talent und Erfahrung in der Kunstthätigkeit voraussetzt; denn eine Kunstthätigkeit läßt sich nicht auf unvorbereitetem Boden über Nacht hervorzaubern.

Allezeit stand Konstantinopel mit Unteritalien, mit Rom, mit Venedig und mit der ganzen apenninischen Halbinsel im regsten Verkehr. Die italienischen Goldschmiede haben sicher die Entwicklung der Emailtechnik, die ein Verdienst der Griechen ist, begleitet und nachgeahmt.

Freilich machte die geographische Lage die Stadt des Konstantin zur Brücke, welche Abendland und Morgenland, die sich an der herrlichen Meerenge des Bosporus entgegenkamen, verband. Die Cultur und die Kunst des Occidentes vermählte sich in Byzanz mit der des Orients, aber doch nur so, daß die neugriechische Kunst ihrem Wesen nach nichts Anderes ist, als die Weiterentwicklung der römischen.

Rom selbst war zwar von den Barbaren zerschlagen und zertreten, aber ihr rauher Fuß hatte doch nicht alle Denkmäler umgestoßen und nicht alle Kunst in den Boden gestampft. Die Stadt erholte sich immer wieder von ihren Niederlagen und versuchte dann sich wieder auf die alte Bahn zu erheben und sie zu verfolgen.

Ein Ausgangspunkt verband die christliche Kunst diesseits und jenseits des jonischen Meeres. Ihr Entwicklungsgang war wie der Lauf eines Stromes, der weit von seiner Quelle sich durch eine lange Reihe von Inseln so trennt, daß seine Wasser sich doch immer wieder hinter den Inseln vereinen. Oft war man ohne Zweifel in der kaiserlichen

Stadt am Bosporus in der Technik voran, der lebendige Geist mit der frischen Lebenskraft aber behielt seinen Mittelpunkt an der Tiber bei St. Peter; beides aber, Geist und Technik, verband sich in vielen Klöstern und in den regsamen Handelsstädten Italiens, besonders im Venetianischen.

So lange nicht durch ausdrückliche Zeugnisse etwas Anderes erwiesen ist, kann und muß man also sagen, daß Egbert die Kunst des Emails aus Italien nach Trier verpflanzte, und daß sie nur mittelbar aus Byzanz nach Deutschland kam. Theophanu hatte auf die ganze Entwicklung der Kunst ihrer Zeit nur sehr geringen Einfluß, und griechische Mönche und Lehrer sind weder durch historische Zeugnisse beglaubigt noch durch die Thatsachen gefordert. Vermochte ein im Purpur geborener Kaiser es so weit zu bringen, daß seine Arbeiten in Konstantinopel Aufsehen erregten, dann konnten leicht italienische Goldschmiede und fleißige Mönche es ihm gleich thun, da ja ihre Hand zur Arbeit und technischen Kunstfertigkeit mehr vorbereitet war, als die eines Kaisers.

Große Zeiten charakterisiren sich durch große Ideen. Die Ottonen waren darum mit ihren kaiserlichen Plänen Zeichen ihrer Zeit und der großen Bestrebungen, die in den Völkern von Deutschland und Italien zu pulsiren begannen, und die bald gewaltige Kämpfe zwischen Kaiser und Papst wie zwischen Katholicismus und Islam erzeugen sollten. Darum war Egbert nur einer jener Männer, die nach Höherem strebten und Deutschlands Kunst und Wissenschaft hoben. Theophanu war eine Griechin, aber eine Braut, die das deutsche Schwert erzwang; sie hat nicht Deutschland byzantinisirt, sondern sie ist zur Deutschen geworden und konnte darum und nur darum das Reich verwalten und retten. Wenn sie glanzvoll auftrat, so lag das noch weit mehr im Zeitgeist, welcher einen Kaiserhof forderte, der seine Würde auch äußerlich zeigte, als in der Herkunft aus Byzanz. Vermeiden wir den Trugschluß: Post hoc, ergo propter hoc, der die Zeitfolge mit dem Causalnexus verwechselt, und beugen wir unsere deutsche Kunst nicht ferner unter das Joch der eiteln Griechen. Griechen und Lateiner haben das Erbe des Alterthums organisch entwickelt, haben immer von einander gelernt, aber nie so, daß in Deutschland je in irgend einer Kunstthätigkeit ein wahrer Byzantinismus geherrscht hätte, sondern nur so, daß unsere Heimath die schon in Italien acclimatisirten neuen Erfindungen weiter führte, mit germanischem Geiste durchdrang und als selbständiges Eigenthum weiter förderte.

* * *

Wie herrlich müſſen Egberts Werke geglänzt haben in jenen Proceſſionen, von denen die Zeitgenoſſen berichten! Um die Reliquien des hl. Celſus aus den Fundamenten von St. Eucharius zu erheben, folgten ihm die Äbte und Mönche ſeiner Diöceſe, wie die Prieſter und Kleriker, die er nach Trier eingeladen hatte, mit ihren Kreuzen und goldenen Büchern, mit ihren Rauchfäſſern und Lichtern.

Dem Glanze dieſer Proceſſion, die ein freudiges Ereigniß einmal feiern ließ, glich jene Proceſſion, die Egbert für jedes Jahr anordnete, um den Zorn Gottes von Feld und Flur abzuwenden. Ein Canonicus des Domes ging an ihrer Spitze mit dem Stabe des hl. Petrus; ein zweiter trug das farbenprächtige Reliquiar des hl. Andreas, das an Seidenſchnüren vor ſeiner Bruſt hing. Ein Mönch von St. Paulin trug den Codex Egberti, deſſen Einband ſo koſtbar war, wie der des Evangeliars von Echternach, und ein Mönch von St. Maximin kam mit dem Goldcodex, den die vornehme Ada in karolingiſcher Zeit ſeinem Kloſter geſchenkt hatte. Alle Kirchen und Stifte der Stadt und der Umgegend wetteiferten, ihre Schätze und Koſtbarkeiten zu zeigen. Goldene Kreuze ſchieden Gemeinde von Gemeinde, und jede freute ſich, die Reliquien ihrer Heiligen in reichen Reliquiaren zu tragen.

Betend zog der Erzbiſchof mit den Äbten der großen Klöſter von Maximin, Paulin und Eucharius, mit allen den Mönchen und Prieſtern, welche innerhalb der Mauern und vor den Thoren ſeiner Stadt wohnten, und mit den Volksſchaaren durch das ſonnige Thal der Moſel, das ſchon die Römer wegen ſeiner Schönheit beſungen hatten. Laut klangen die Pſalmen wieder von den Felſenwänden, in denen das Volk die Grotte zeigte, wo ein hl. Hieronymus gewohnt haben ſoll, und das Echo kam aus den Wäldern, unter deren Schatten ein Ambroſius gewandelt, ein Athanaſius Ruhe gefunden im fernen Exil, und wo eine Helena mit Konſtantin den Plan gefaßt, dem Chriſtenthume die Weltherrſchaft zu übergeben, um die es ſo lange gekämpft hatte und für die Triers Conſuln und Volk mit den Soldaten, die aus dem Oriente gekommen waren, Blut und Leben geopfert hatten.

So zog der Erzbiſchof zu ſeinen ſieben Hauptkirchen, bis er den Rundgang vollendet hatte um die ganze heilige Stadt des kaiſerlichen Trier. Wie oft mag er wenigſtens dem Sinne nach jene Worte gebetet haben, welche ſpäter in kraftvollen Zügen das kunſtvoll gearbeitete Bogenfeld des Neuthores umgaben, durch das die Proceſſion in langen Reihen einherzog:

Treviricam plebem Dominus benedicat et urbem.
Der Herr ſegne das Volk von Trier und ſeine Stadt.

Achthundertmal ward dieſer Umzug gehalten, wie Egbert ihn verordnete, bis mit der Revolution der Geiſt des Unglaubens aufſtieg, um ihm ein Ende zu machen. Wie der Sturmwind in den Wald dringt und die hundertjährigen Eichen niederſtreckt, ſo zerbrach er die Pforten der Klöſter, verſtreute ihre Bewohner in alle Welt, riß ihre Kleinodien von den Altären und entweihte ihre Kirchen.

Die Abteien von St. Paulin und St. Eucharius-Matthias ſind herabgeſunken zu einfachen Kirchen armer Vorſtädte, St. Maximin hat ſeinen kaiſerlichen Adler verloren und all' ſeine Würde. Wo einſtens demüthige Gebete der Mönche aufſtiegen zum Himmel, da ertönt jetzt das rauhe Militärcommando. Die Andreaskapelle, in der Egberts Leiche ruhte, iſt 1792 zerſtört; über ihre Fundamente rollen die Wagen, denen ſie Platz machen mußte. Die Maternuskapelle, die er dotirte, hat ein Brand im Jahre 1783 verwüſtet, und was das Feuer verſchonte, das warf die Hand der Menſchen zu Boden. Egberts Codex verlor ſeinen reichen Einband und kam mit dem Goldcodex der Ada in eine öffentliche Bibliothek, um nicht mehr beim Gottesdienſt der Andacht zu dienen, ſondern der Neugierde fremder Beſucher. Der Codex von Echternach, den Egbert für Otto III. und ſeine Mutter ſchreiben, ausmalen und prachtvoll ausſtatten ließ mit Gold, Edelſteinen und Email, iſt verkauft nach Gotha.

Die Domſchätze wurden auf 24 Wagen nach Ehrenbreitſtein geflüchtet. Vor der Hand räuberiſcher Ausländer waren ſie dort geſichert hinter den Baſtionen der Feſtung; aber die Freunde, denen man ſie anvertraute, haben ſie zerſtreut, verſchleudert, zerſtört. Als einziges Andenken an die glorreichen Tage des freigebigen Egbert erlangte das Kapitel mit Mühe den Andreasſchrein zurück. Der Stab des hl. Petrus blieb in Limburg, wohin der Herzog von Naſſau ihn verſchenkt hatte. Wie verwaist und verbannt ſteht er dort in der ärmlichen Sacriſtei einer unbedeutenden Kirche, ohne Ehren, in einem eiſernen Schrank. Seine getriebenen Bilder und die Rankenornamente, die ihn zierten, ſind bis zur Unkenntlichkeit zerdrückt, ſeine Emails ſind ausgebrochen, ſeine Inſchriften verſtümmelt.

„Wie hat das Gold ſeinen Glanz verloren und wie iſt verblichen die herrliche Farbe!" (Klagel. 4, 1.)

Aber zwischen den Trümmern alter Herrlichkeit sitzt die hohe Gestalt der Kirche, ungebeugt und ungebrochen. Neben ihr steht der Geist der Geschichte. Er zeigt auf Kurhüte und zerbrochene Abtstäbe, die zu ihren Füßen liegen, auf die Reste alter Herrlichkeit und alter Macht, und er sagt: Als die Kirche noch geehrt war, da hat sie Deutschland geziert mit Kunstschätzen aller Art. Ihre Feinde haben die Kunstwerke zerschlagen und zerstört. Aber die Mutter ist reich genug, um noch Größeres, noch Schöneres zu schaffen, wenn Gottes Hand die ungerechten Fesseln gelöst haben wird, die sie binden.

St. Beissel S. J.

Das Geheimniß der Menschwerdung in seinen Wirkungen.

Eine Adventsbetrachtung.

Der Advent ist eine stille, heilige Zeit.

Die Erde, die nun ruht, sich sammelt und gleichsam in ihre Tiefen schaut, die Sternenwelt oben, die sich viel herrlicher, glänzender aufthut, je mehr hier unten das Leben vergeht und erstirbt, die vier Wochen der Vorbereitung mit den wundersam tönenden Glocken und den Gesängen der Erwartung und Sehnsucht — das Alles stimmt zum Nachdenken, zur Einkehr und zieht unsern Geist nach dem Überirdischen und Ewigen hin. Es ist der Advent wie ein hehrer Feierabend vor einem hohen Festtage. Im Herzen ist stilles, inniges Bereiten.

Ist das gesammte Kirchenjahr einem großen, herrlichen Dome vergleichbar, so ist der Advent das sogenannte Paradies, das sich als Vorhalle so oft an unseren alten Cathedral-Kirchen findet. Da steht in Steinbildern das erste Elternpaar und ihr trauriger Fall, und hinter ihnen die lange Reihe der alttestamentlichen Propheten, die bedeutsam und feierlich heineinweisen in das heilige Dunkelklar des Chores, wo die Erlösung unter der Hülle des Allerheiligsten in lebendiger Gegenwart stets festgehalten und erneuert wird. So ist es mit dem Advent. Er

erinnert uns an zwei große Wahrheiten, an ein großes Unglück, den Sündenfall, und an ein großes Glück, die Erlösung durch Christus, daß Gott nämlich in übergroßer Huld und Barmherzigkeit uns seinen eigenen Sohn schickte, der unsere Menschennatur annahm und als Einer aus uns die Erlösung vollbrachte. Der Heiland, das erhabene und liebliche Geheimniß der Menschwerdung ist es, das uns vornehmlich in dieser Zeit beschäftigen soll. Der Heiland ist die liebe Adventssonne, die uns in der Trübe und Kürze der Wintertage scheint und trotz einem majestätischen Sommertage unser Herz in freudige Bewegung setzt.

Über dieses Geheimniß wollen wir denn eine kurze Betrachtung anstellen. Wir berücksichtigen nicht die Möglichkeit, die Wahrheit und Wirklichkeit des Geheimnisses der Menschwerdung, sondern wir wollen uns nur mit den Wirkungen dieses hehren Geheimnisses beschäftigen. Um jedoch diese zu verstehen, müssen wir einige Erklärungen über das Wesen der Menschwerdung vorausschicken.

„Gottmensch" — das ist der kürzeste und schlagendste Ausdruck für das Wesen und für das Ergebniß der göttlichen Thatsache der Menschwerdung. Mit andern Worten, das ganze Wesen der Menschwerdung besteht einfach in der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christus. Aber wie wurden diese beiden Naturen vereinigt? Wie haben wir uns deren Verbindung im Gottmenschen zu denken?

Die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christus *geschah nicht* durch Erniedrigung, Verringerung der einen oder andern, durch Vermischung, Veränderung, Verwandlung der einen in die andere. Das wäre irrig und dem Glauben und der Vernunft gleichmäßig zuwider.

Aber, fragen wir, *wie geschah sie* denn? Das athanasianische Glaubensbekenntniß erklärt kurz und treffend, Christus sei ganz und gar *Einer* nicht durch Vermischung der Substanz, sondern durch die *Einheit der Person* (Unus omnino non confusione substantiae, sed unitate personae). Der Glaube sagt uns nämlich, daß es in Gott drei Personen gibt, die gleichmäßig Besitzer und Träger derselben göttlichen Natur sind. Als nun die zweite Person der Dreifaltigkeit sich mit der menschlichen Natur vereinigte, nahm sie dieselbe so an, daß die göttliche Person die Stelle der menschlichen Persönlichkeit vertritt. Jede vernünftige Natur, sie mag Engel oder Mensch sein, hat vom Augenblicke ihrer Erschaffung an ihre eigene natürliche Persönlichkeit, sie ist Person, existirt in sich und für sich, sie ist die Eigenthümerin, Trägerin, Besitzerin ihrer Natur, ihrer Kräfte und Eigenschaften zum Bestehen und Handeln, sie ist das

Rechtssubject ihrer Entschließungen und Handlungen. So wäre es auch bei der menschlichen Natur Christi gewesen, wenn nicht vom ersten Augenblicke ihres Daseins an die zweite Person in der Gottheit sie mit sich vereinigt hätte. Von diesem Augenblicke an gehörte die menschliche Natur der zweiten Person in der Gottheit. Die Persönlichkeit ist absolute und unabhängige Trägerin und Besitzerin beider Naturen, welche mit den Kräften und Schätzen beider unumschränkt waltet und ihre Thätigkeiten sich mit Recht zuschreibt. So kommt es, daß von ihr ganz verschiedene und sich widersprechende Eigenschaften, Zustände und Handlungen ausgesagt werden. Sie ist die eine und selbe in zwei ganz verschiedenen Naturen. Deßhalb nennen die Gottesgelehrten und heiligen Väter die Vereinigung beider Naturen „hypostatische Vereinigung", d. h. die Vereinigung beider in der Person und durch die Person des Sohnes Gottes.

Auf diese Art und Weise wurde also das Geheimniß der Menschwerdung gewirkt. Das Wesen dieses Geheimnisses und seine Bestandtheile umfassen Himmel und Erde und alle Ordnungen der Schöpfung in Natur und Gnade und den Schöpfer selbst, es ist unstreitig das größte Werk Gottes nach Außen, und so können wir uns schon von vornherein denken, daß seine Wirkungen und Folgen ganz unberechenbar und unermessen sind. Wer auch stellt sich vor diese Thatsache hin und vermag ihre Wirkungen zu übersehen? Suchen wir indessen, so gut wir können, dieselben in vier Ordnungen uns vorzuführen.

1. Die nächsten Wirkungen des Geheimnisses betrafen den Gottmenschen selbst. Er war wahrer Gottessohn und somit mußte die Ausstattung der menschlichen Natur der göttlichen Person entsprechend sein. Das war sie auch. Sein Leib war der schönste, reinste, feinstzubereitete und der ausdauerndste, ganz wie gemacht zu allen Verrichtungen dieses erhabenen Wesens. Leiden war er nur unterworfen, insofern sie der gemeinsamen Menschennatur entsprachen; denn er war reiner Menschensohn und hatte keine Spur eines persönlichen Fehls. Wie ein leichter majestätischer Umwurf zierte den Gottmenschen diese Leibesgestalt, — das rührende Ebenbild seiner königlichen, jungfräulichen Mutter.

Die Seele des Gottmenschen war die edelste und vollkommenste, die aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen war. Sein Verstand umfaßte und durchdrang jeden Augenblick alle Reiche der Wahrheit, der natürlichen und übernatürlichen. Vor Allem schaute er, eben weil er Sohn Gottes war, vom ersten Augenblicke an von Antlitz zu Antlitz die Wesenheit Gottes und in ihr wie im klarsten Spiegel alle Schätze

der Weisheit Gottes. In seinem diamantenen Gedächtniß waren alle Register und Acten der göttlichen Weltregierung von Anbeginn eingegraben. — In seinem Willen waren Machtgebiete, die alles Geschaffene an Kraft und Gewalt übertreffen, und überdieß stand ihm, als dem Sohne Gottes, jeden Augenblick die göttliche Allmacht zu Dienst. So war die Wunderkraft in seinem Wesen heimisch und ihm hörig. — Und wer begreift erst die Schätze der Heiligkeit, mit der seine Seele geziert war? Auf dem Fundamente gänzlicher und absoluter Unsündbarkeit glänzte die heiligmachende Gnade mit allen Ausstrahlungen übernatürlicher Tugenden, Gaben und Gnadengaben in einem Maße, wie sie der ungeschaffenen Heiligkeit würdig war, und neben ihr verschwindet jede andere Heiligkeit wie ein Atom im Lichtmeer der Sonne.

Das war seine persönliche Ausstattung. Zu ihr gesellte sich auch der Inbegriff aller Titel, aller Ehren und Würden. Er erbte und einverleibte sich als Sohn Gottes Alles. Er war geborenes Haupt der Engel und Menschen, der natürliche Vermittler aller Creatur bei Gott, Gesetzgeber, Richter, König und Hohepriester, und er waltete seiner Ämter vom ersten Augenblicke seines Daseins. Aus seinem Herzen entrang sich schon damals und immer die köstlichste Rauchwolke des Gebetes und Opfers, die mit süßem Wohlduste den Thron der Gottheit umhüllte; in seiner kleinen Hand liefen schon damals die Zügel der Weltregierung zusammen, und sein geschlossener Mund richtete Seelen und sein leiser Odem hauchte Königen das Leben aus, sein Blick beschied aus fernster Ferne Stern und Mannen; selbst arm und die Mildthätigkeit beanspruchend, schafft er plötzlich um sich einen Hofstaat, Finanzen und Vasallen, die ihm nicht bloß die Huldigung der Ergebenheit, der Liebe, sondern auch der göttlichen Anbetung zollen. Er ist der Herr der ganzen Schöpfung, der Erbe von Allem. Alle diese Wirkungen und Folgen waren für den Gottmenschen mit der Menschwerdung gegeben.

2. Wenn wir nun zu den Folgen für uns übergehen, so wollen wir vor Allem hier ausgeschlossen haben, was dieser Gottmensch später durch sein Leben, seine Lehre, seine Tugenden, seine Wunder und Thaten und seinen Erlösungstod und die Stiftung seiner Kirche uns geworden. Diese große und herrliche Umwälzung in allen Gebieten des Lebens, welche wir Christenthum nennen, berücksichtigen wir hier nicht im Einzelnen, sondern begnügen uns mit den großen, unschätzbaren Vortheilen, welche die einfache Wirkung der Menschwerdung uns brachte. Vor Allem die augenblickliche Erhebung unserer Natur und unseres Geschlechtes.

Wenn Gott sich mit unserer Natur vermählt und das Blut Adams annimmt, dann sind wir Alle erhoben, geadelt und vergöttlicht. Wir sind Alle Blutsverwandte Gottes geworden. Einer aus uns ist nun natürlicher und geborener Sohn Gottes — eine Ehre, die uns selbst den Engeln ehrwürdig und furchtbar macht. Er ist wohl Herr und Haupt der Engel; aber ihre Natur hat er nicht angenommen, sondern die unsere. Diese Natur sehen die Engel nun erhoben über alle Ordnungen ihrer Hierarchie, erhoben zur rechten Hand Gottes und mit dem Vater und Heiligen Geiste den Thron der Herrlichkeit theilen. Es ist uns ergangen wie einem gemeinen Manne, dessen Tochter ein Fürst zur Gemahlin genommen. Die ganze Familie ist gehoben, geadelt und in die Nähe des Thrones versetzt.

Der zweite Vortheil ist die Bereicherung. Dem Gottmenschen ist eben, weil er Sohn Gottes ist, das übernatürliche Leben, die Gnade, die Glorie natürlich und seiner Würde von Rechtswegen gebührend. Durch die Menschwerdung nun verpflanzt dieser Sohn Gottes alle diese Güter in unser Geschlecht. Dasselbe besitzt sie alle eigenthumsmäßig und von Rechtswegen in Christus; Gott schuldet sie uns nun in Folge des huldreichen Rathschlusses der Erlösung durch die Menschwerdung, wenn wir die Bedingungen erfüllen, die Christus gesetzt. Ja noch mehr, seine Verdienste sind unsere Verdienste, sie gehören uns und wir können und dürfen sie ansprechen nach Belieben. Christus ist nicht bloß unser Bruder, sondern unser Haupt, wir sind sein mystischer Leib, und wie Haupt und Glieder einander ihre Güter zuführen und austauschen, und wie die menschliche Natur in Christus, so weit es geschehen kann, Theil nimmt an den Ehren und Gütern der göttlichen Natur und Person, so tritt auch zwischen uns und Christus ein gegenseitiger Austausch der Güter ein. Wer sollte sich denn nun wundern, daß wir Menschen zu Adoptivkindern Gottes erhoben werden, daß wir Theil haben am Propheten-, König- und Priesterthum Christi? Christus versorgt da eben nur sein Geschlecht. — Ja, selbst Gott gegenüber sind wir reich und mächtig geworden in Christus, indem er uns in den Stand setzt, ihn zu ehren und anzubeten, wie er es würdig ist. In dem Gottmenschen und durch den Gottmenschen können wir ihm einfach eine Anbetung und eine Verherrlichung von unendlichem Werth bieten und all seinen Ansprüchen auf's Vollste genügen. Und diese Verherrlichung gehört uns, sie geht von uns aus; denn Christus ist Mensch und unser Bruder und waltet dieses Amtes der Verherrlichung Gottes durch uns und in unserer Natur.

Der dritte Vortheil, den uns die Menschwerdung bringt, ist ein süßer Trost und ein herzliches Vertrauen, das aus dem Gedanken und aus der Wahrheit entspringt, daß er wahrer Mensch ist und eine Natur wie wir hat. Er ist zwar auch Gott; allein das hindert nicht, daß er Mensch, ein ganzer Mensch ist mit allem menschlichen Zubehör, die Sünde ausgenommen. Wir müssen uns diese Wahrheit recht klar und geläufig machen, dann schwindet eine gewisse Scheu, ein gewisses Fremdsein, das uns in ihm nur ein unendlich hohes und fremdartiges Wesen sehen läßt, das wir wohl anbeten, aber nicht mit Unbefangenheit und Vertraulichkeit und gemüthlicher Liebe umfangen können. Christus ist wahrer Mensch, ich brauche mich nicht zu scheuen, zu ihm zu kommen und ihm Alles mitzutheilen, was unserer Natur einmal anhaftet; er kennt Alles, hat Alles selbst erlebt, das Sündenelend allein nicht. Ja, es ist wahr und süß zu denken, was der Gottmensch im ersten Augenblicke seines Daseins gefühlt und empfunden, als er sich bewußt war und klar erkannte, daß er mit der zweiten Person in der Gottheit eine Lebenseinheit ausmache. Wird es nicht unendlicher Dank, unendliche Anbetung, ja vor Allem unendliche Demuth gewesen sein und Liebe zu Gott und seinen Mitgeschöpfen? Und ob dieses lebhafte Gefühl der Demuth je aus seinem gottmenschlichen Herzen geschwunden sein wird, wenn er uns Menschen sah, mit uns umging und uns so namenlos elend und voll erniedrigender Schwächen sah! Wir können uns das nicht denken. Im Gegentheil. Was ihn im Umgang mit uns Menschen und selbst mit den größten Sündern so sanftmüthig, leutselig, so mild und voll göttlichen Erbarmens stimmte, das war gerade seine Demuth und die klare Erkenntniß, daß es nur die unverdiente Erhebung und Verbindung seiner menschlichen Natur mit der Gottheit war, die jene über alles Sündenelend siegreich und für immer emporhob. Und so ist er auch noch jetzt gesinnt. Nichts darf deßhalb zwischen uns und Christus treten, keine Scheu, kein Gefühl des absoluten Abstandes und der Verschiedenartigkeit. Christus ist unser Bruder, er ist in Allem geprüft worden und war von Schwäche umgeben, damit er ein barmherziger Hoheprieſter sei[1]. Einfach als Menschen und seine Brüder können wir einer besondern und unumschränkten Liebe seines Herzens gewärtig sein, wenn wir auch noch so armselig und sündhaft sind. Er kennt unsere Natur und sieht in uns seine nachgeborenen Brüder. Liebendes Vertrauen in

[1] Hebr. 5, 2.

all unsern Nöthen ist gewiß der schönste Vortheil des Geheimnisses der Menschwerdung und so recht der Ausklang der herrlichen Gesänge, mit denen die Propheten die Ankunft des Gottmenschen verkündeten.

3. Es ist ein schöner Gedanke tiefer Forscher in den Werken und Wegen Gottes, Gott habe die Menschwerdung auch gewirkt zur Ergänzung, Abrundung und Vollendung des Weltalls. Damit kommen wir auf die Folgen der Menschwerdung für die Gesammtheit der Schöpfung. Es ist richtig, in den mannigfachsten und wundervollsten Ordnungen und Abstufungen hatte sich das Reich der Schöpfung bis zur Ankunft des Gottmenschen entfaltet. Auf der untersten Stufe der geschaffenen Wesen die schweren Massen der Erde, der Gebirge, die Meere, Sonne und die übrigen Gestirne im Luftraume mit den wunderbaren Lichterscheinungen, dann die vernunftlose belebte Natur mit ihren unzähligen Blumen und Thiergeschlechtern in Luft und Meer und auf der Erde, auf der andern Seite hoch über der sichtbaren Schöpfung die Ordnungen der reinen Geister, die Engelwelt mit den glänzenden Hierarchien von Glanz, Schönheit, Macht und Intelligenz, und zwischen ihnen der Mensch, nach allen Ordnungen ausgreifend und die Vorzüge aller Wesens- und Lebensstufen in sich vereinend, in sich schon eine kleine Welt und ein verkürzter Abriß der ganzen Schöpfung — gewiß ein herrlicher, glänzender Ring der wundervollsten Schöpfungen, in sich gegliedert, einander haltend und stützend und durch Gottes Weisheit und Macht erhalten, in Leben und Thätigkeit gesetzt und regiert. Aber bei Alledem nirgends eine lebendige und wesenhafte Angliederung an Gott, den lebendigen Mittelpunkt von Allem, überall himmelweiter Abstand und absolute Verschiedenheit an Natur und Vortrefflichkeit und Würde. Es fehlte eben überall das lebendige Bindeglied, das, gleichsam aus der Gottheit und aus der Schöpfung herauswachsend und in Gott und in der Natur wurzelnd, Alles durch sich und in sich vereint und Alles lebendig und wesenhaft mit Gott in Verbindung bringt. Diese goldene Brücke ist noch nicht geschlagen, die kostbare Spange, welche den königlichen Mantel der Schöpfung an der Brust des Schöpfers für immer befestigt, ist noch nicht geschaffen.

In der Menschwerdung erst wurde sie es. Da griff Einer, der in der Gestalt Gottes auf dem Throne der Glorie sitzt, nach einer geschaffenen Einzelnatur, zog sie an sich als die seine und erzielte so die Abrundung, die Krönung, gewissermaßen die Eintragung der Schöpfung in die Gottheit. Und diese Einzelnatur war eine Menschennatur, in der

alle Elemente der Schöpfung vertreten sind, und die deßhalb, wie sie der Mittelpunkt der Schöpfung außer Gott war, so auch der Berührungs- und Vereinigungspunkt zwischen Gott und der gesammten Creatur wurde. Nun fehlt nichts mehr; die Schöpfung und deren Gliederung und Angliederung ist vollendet. Wir haben nun leblose, lebende, rein geistige und materiell geistige Wesen und zum Schlußstein von Allem einen Gottmenschen. Die Lücke ist glänzend ausgefüllt nicht bloß durch ein würdiges und ebenbürtiges Mittelglied, sondern durch ein unendlich höheres und erhabeneres Wesen, das allen anderen zur Zierde, zur Ehre und Verherrlichung dient.

4. Bisher schlangen sich die Wirkungen der Menschwerdung bloß um Geschöpfe. Sie steigen aber auch höher bis zu Gott. Die Menschwerdung ist so recht die Ehre Gottes. Alle Geschöpfe sind schon ihrer Natur nach eine Verherrlichung Gottes, weil sie nichts sind, als Mittheilungen der Güte Gottes nach Außen, Offenbarungen, Abbilder seiner Gedanken und Träger seiner göttlichen Eigenschaften. Als solche reden sie von selbst von Gott und verkünden seine Herrlichkeit, indem sie Gottes Eigenschaften enthüllen. Aber wo geschieht dieses herrlicher und großartiger, als in dem Werk der Menschwerdung? Wie spielt hier die Weisheit Gottes, die in Mannigfaltigkeit und Einheit schafft! Wie krönt sie hier ihr glorreiches Schaffen von edlen und vollkommenen Lebensformen! In der Gottheit schon hatten wir drei Personen im vollkommenen, ungetheilten Besitz derselben Natur, außer Gott in dem belebten und dem unbelebten Stoff eine Unzahl von Naturwesen, die keine Personen sind, dann in der Engelwelt reine Natureinheiten mit Persönlichkeit, in dem Menschen sodann zwei verschiedene Naturen zu einer Natureinheit verschmolzen unter einer natürlichen Person, endlich im Gottmenschen zwei sich ganz entgegengesetzte Naturen, die göttliche und die menschliche, zu einer Lebenseinheit verbunden in der einen zweiten göttlichen Person. Ist das nicht das glorreiche Ende und die Höhe der göttlichen Erfindungen? ein göttliches Spielen und Entfalten von höchst wenigen, einfachen Elementen zur undenklichen Mannigfaltigkeit, Höhe und Erhabenheit?

Und die Allmacht? Gewiß herrlich war es, als sie Sterne, Welten und Sonnen maß- und schwungvoll wie goldene Körner in den Weltraum warf, aus Nichts wie aus dem Mutterschooß Erde und Meere, Menschen und Engel hervorgehen ließ. In der Menschwerdung aber erscheint vor uns nicht die Schöpfung, sondern der Herr der Schöpfung, nicht Engel

zumal und Mensch, sondern Alles zusammen, der Gottmensch; ein Wunderwerk, das alle Enden des Geschaffenen und Ungeschaffenen wesenhaft in sich zusammenfaßt und verbindet.

Endlich die Güte und Barmherzigkeit, die sich nirgends herrlicher zeigt, als im Geben und Vergeben? Wo gibt Gott freigebiger und göttlicher, als in der Menschwerdung? Er gibt da nicht bloß seine Güter, seine Gnade, seine Glorie, sondern sich selbst, und sich selbst nicht bloß zur Anschauung, zum Genuß und Besitz wie im Himmel, sondern zur wesenhaften Vereinigung, so innig und so durchdringend, wie keine andere Verbindung, nicht einmal die unserer Seele mit dem Leibe, gedacht werden kann: eine Verbindung, die Alles übertrifft, was an Verbindungen gedacht werden kann, und eine Verbindung, die alle anderen natürlichen und übernatürlichen Gaben, die Gott dem Geschöpfe verleihen kann, als natürliche Mitgift nach sich zieht und einfach Alles überragt, weil die Gabe nicht ein bloß Geschaffenes, sondern die ungeschaffene und unendliche Person des Sohnes Gottes ist. Es gibt kein so übernatürliches Werk, wie die Menschwerdung es ist.

Und wie schön! Die Güte ist nicht bloß reine Güte, sie ist auch Gerechtigkeit. Das große Werk der Versöhnung und Genugthuung wird vollzogen ohne Einbuße auch der strengsten Forderung der Gerechtigkeit. Alles, voll und rund wird ihr bezahlt für den Menschen, auf dieselbe Weise, wie die Schuld zugezogen wurde, durch ein stellvertretendes Haupt. Und — übersehen wir es nicht — diese Schuld war für die göttliche Barmherzigkeit nicht bloß kein Grund, die persönliche Annäherung Gottes an die Menschen zu verweigern, sondern ein Grund, sie zu vollziehen, so daß die Schuld den Menschen weit höher in Gnaden und Ehren brachte, als er ursprünglich vor seinem Falle gestanden. Heißt das nicht das Übermaß der Güte und Barmherzigkeit erfüllen?

Es offenbaren sich somit in der Menschwerdung wie in keinem anderen Werke die Eigenschaften Gottes, und darin besteht die Verherrlichung Gottes. Aber nur ein Theil. Gott wird dadurch verherrlicht, daß der Mensch nicht bloß Gottes Größe an sich offenbart und zur Schau trägt, sondern daß er durch die Wahrnehmung dieser Offenbarung bewogen wird, Gott anzuerkennen, ihn zu loben und ihm sich zu unterwerfen. Das Lob und die Anbetung, die der Mensch Gott bietet, ist der andere Theil der Verherrlichung Gottes durch seine Geschöpfe. Auch diese gewinnt Gott durch die Menschwerdung und zwar auf eine ganz neue und Gottes höchst würdige Weise. Bisher hatte Gott bloß pure Geschöpfe,

Engel und Menschen, zu Dienern und Anbetern, und Alle zusammen konnten unmöglich das Maß der Verherrlichung erschwingen, das Gott gebührte und vollgiltig entsprach. Es mußte dieses eine unendliche Anbetung, unendliche Genugthuung sein. Wer konnte dieser genügen? Durch die Menschwerdung wurde dieses möglich und in der That geleistet. Durch die Menschwerdung erhielt Gott einen Gott zum Anbeter, zum Genugthuenden, und Alles, was er Gott an Dienst und Ehre bot, war einfach unendlich an Werth und Würde und befriedigte die Ansprüche Gottes im reichsten Maße. Wir sehen, welch eine kostbare Erweiterung die Ehre und Verherrlichung Gottes in der Menschwerdung errang, und deßhalb brachen auch die Engel an der Wiege des Gottmenschen mit Recht in den Lobgesang aus: „Ehre sei Gott in der Höhe!" Jetzt ging für die Ehre Gottes ein ganz neues und herrliches Weltalter an, und schon aus dem leisen Seufzer des Gottmenschen in der Wiege von Bethlehem sammelte Gott mehr Anerkennung und Freude, als ihm bisher das Weltall geboten.

Noch mehr: wäre dieses Maß der Verherrlichung einer Mehrung fähig gewesen, so wäre sie ihm durch den Umstand zu Theil geworden, daß dieser Gott aus reinster Liebe und mit dem kostspieligsten Aufwand seiner persönlichen Ehre und Wohlfahrt, in völliger Entäußerung und Knechtsgestalt, auf dem Wege der selbstgewählten Verdemüthigung, der Leiden und der Hingabe in den Tod das Opfer der göttlichen Ehre vollziehen will, und daß er durch sein Beispiel und seine Aufmunterung auch die Menschen dazu vermag, aus Liebe zu Gott und aus Eifer für seine Verherrlichung denselben Weg zu wandeln und in liebendem Umfangen des heiligen Kreuzes mit dem Gottmenschen ein großes Brandopfer der göttlichen Ehre zu werden. Nun, das Alles ist geschehen. Er hat ja, wie wir bereits gesehen, nicht bloß die einfache, sondern auch die leidensfähige Menschennatur angenommen und in derselben sein großes Opfer vollendet. Von der Höhe des Kreuzes zieht er jetzt noch alle Welt an sich und erneuert in unzähligen auserwählten Seelen denselben Opferact, so daß das heilige Feuer auf dem Kalvarienberge nie ausgeht, sowie auch das eucharistische Opfer, in dem er sich vor seinem Tode ein ganz neues, wunderbares und wirkliches Dasein in dieser Welt geschaffen und persönlich sein Opfer fortsetzt, nie eine Unterbrechung findet. Dieses und der Kalvarienberg und das mystische Opfer in den Herzen der Menschen, alle vereint und als Ausstrahlungen derselben Opferhandlung vom hohenpriesterlichen Geiste des Gottmenschen getragen, beseelt und vergöttlicht,

machen das Erdenrund zu einem unermeßlichen und lebendigen Tempel und Opferaltar der Ehre und Verherrlichung Gottes.

Das ist also das Geheimniß der Menschwerdung. Sein innerstes Wesen ist die wunderbare Vereinigung der menschlichen Natur mit der zweiten göttlichen Person, das Eintragen der Menschheit in die Gottheit. Sein Ergebniß ist der Gottmensch, dieses große und wunderbare Wesen, der Urheber, das Vorbild und das Ziel aller Geschöpfe, das alle Ordnungen der Schöpfungen in sich wesentlich und vorbildlich umfaßt, nach dem und für das Alles da ist, alle Zeiten, alle Nationen, alle Erd- und Himmels-Revolutionen, alle Künste und Erfindungen des Menschengeistes, alle Machterweiterungen der irdischen Könige und alle Gewaltanstrengungen der gefallenen Geister, alle Seligkeiten und Jubellieder des Himmels; jenes geheimnißvolle Wesen, das an der Stirne aller Zeiten steht und an der Spitze aller Völker schreitet, das, wie alle Arten des Daseins, so auch alle Würden in sich vereint, in dessen Namen sich alle Kniee beugen im Himmel und auf Erden; dieses Wesen, die reine Verzweiflung seiner Widersacher, die überall seiner Gestalt begegnen, von seiner Macht umspannt sind und wider Willen seinen Zielen dienen, dieses Wesen, die süße Liebe, Bewunderung und Begeisterung aller Engel und seiner Anhänger hienieden — der Gottmensch, das ist das glorreiche Gesammtergebniß dieser großen göttlichen That. Ihre Wirkungen aber umspannen Alles. Alles sonnt sich im Lichte dieses göttlichen Werkes, wir, die gesammte Schöpfung, Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit; selbst den Thron der Gottheit umsäumt es mit prächtigem Glorienschein, der die heilige Dreifaltigkeit erfreut und der Erde den Segen und das Wohlgefallen des Himmels verdient und für immer zuwendet.

Steigen wir nun von unserer Himmelsreise wieder herab auf die winterliche Erde, auf welcher das Gedächtniß der Menschwerdung, der heilige Advent, begangen wird. Wie läuten die Glocken so tröstlich durch die Nacht und erschallen die Gesänge der Erwartung und Sehnsucht durch die stille Morgenfrühe aus den hell erleuchteten Fenstern und Thoren unserer Gotteshäuser bei der Feier der Roratemessen! Wie hebt sich da das Herz zu besserem, himmlischen Verlangen, wie freut sich und jubelt das Kind seinem Christkinde entgegen; selbst die bittere Armuth und das Sündenunglück umfängt eine sanfte Rührung der Hoffnung und des Vertrauens. Wie billig! Was wären wir ohne die Menschwerdung und die Ankunft des Gottmenschen? Es könnte uns nur reuen, gelebt zu haben. So aber bringen und verkünden die Christ-

glocken stets neue Hoffnung und neuen Trost. O wie viel Trost haben sie schon über diese Welt hingesungen! Die Welt ist so reich an Schmerz und Unglück und so bitter arm an Trost. Ja, es gibt Krankheiten und Wunden, für die kein Trost hienieden zu finden ist. Weder Reichthum, noch Ruhm, noch irdische Macht, noch Wissenschaft und Weisheit können da trösten. Ein deutscher Meister der Weltweisheit, erzählt man, erhob sich eines Tages vor seinen lauschenden Jüngern wie ein Adler zu den höchsten Höhen der menschlichen Speculation. Alles saß lautlos da und staunte dem kühnen Flug seiner Gedanken nach. Plötzlich schwieg der Meister und sagte: „Meine Herren! Das sind wohl erhabene Dinge. Aber ich versichere Ihnen, wenn ich traurig bin, kann mich das Alles nicht trösten. Ich greife dann nach dem kleinen Büchlein des Evangeliums. Da finde ich Trost.“ Wie wahr! So ist es und so ist es stets gewesen. Der Gottmensch ist und war zu allen Zeiten der stützende Stab der armen, wankenden Menschheit, ihr lichter Hoffnungsstern im Dunkel dieses Lebens und der einzige große Arzt aller Erdenübel. Er ist nicht bloß Arzt, sondern auch Arznei: Arznei für unsern unsicheren, blinden Verstand durch das Licht seiner Lehre und des Glaubens, Arznei für unsere Herzenswunden durch seine siegreiche und tröstende Gnade, Arznei für unsere Sünde durch den überfließenden Erlösungspreis seines Blutes, Arznei für verlorenes Glück durch die Verheißung eines sichern und ewigen Himmels, Arznei für den Tod durch seine und unsere glorreiche Auferstehung. Wenn unsere Religion so recht eine Religion des Trostes ist, dann ist sie es, weil sie die Religion des menschgewordenen Gottes ist, weil sie uns an den Gottmenschen glauben, auf ihn hoffen und in Liebe ihn umfassen lehrt. Damit tröstet sie die Welt und stellt immer Alles wieder her. Darüber braucht man sich nicht zu wundern.

Das aber ist zum Wundern, daß es Wesen gibt, die sich gegen diesen Trost erheben, ihn nicht bloß für sich verschmähen, sondern ihn läugnen, bekämpfen, vernichten und aller Welt rauben wollen. Und diese Wesen sind nicht Engel oder gefallene Geister. Die hätten noch einen Scheingrund, sich gegen diese Wahrheit zu erheben, die ihre Natur von dem höchsten Vorrecht und Ehrenvorzug ausschließt. Nein, es sind Menschen, es sind Menschen, die noch den Namen „Christen“ führen, Menschen, die, als Lehrer mit dem Gelde christlicher Völker besoldet, der Menschheit verkündigen, Christus sei nicht Gott. Und warum? Weil ihr Stolz sich gegen die Demuth Christi aufbäumt, weil ihre entfesselte Sinnlichkeit sich dem Joche Christi nicht fügen will, weil ihr Fleisch

gegen Christi reine Lehre rebellirt. Dafür soll der ewige, unverwindbare Drang der Menschheit, der Gottheit habhaft zu werden, ein Wahnwitz sein; dafür soll das Schönste und Herrlichste, das sich denken läßt und das Gott in seiner unendlichen Weisheit und Güte erfinden konnte, so daß man sich für die bloße Idee schon begeistern kann, ein Trug und eine Lüge sein; dafür soll das höchste Vorrecht der Menschheit, ihre Ehre, ihr Reichthum, ihr Trost, ihr Heil preisgegeben und vernichtet sein; dafür sollen alle Errungenschaften der christlichen Bildung und Gesittung ausgeliefert und unser Geschlecht um Jahrhunderte auf die Entwicklungsstufe zurückgeschraubt werden, auf welcher Christus die Welt fand, wo der Stoiker einerseits, anderseits der Pharisäer die Spitze und die Blüthe der fortgeschrittenen Menschheit waren — das ist das Unterfangen dieser traurigen Ritter des Rückschrittes, und sie wollen Volksbeglücker, Männer des gemeinsamen Menschenwohles sein! Könnte man da nicht ausrufen, was schon Tertullian einem Christusverwüster seiner Zeit hinwarf: „Parce spei totius mundi!“ Und was stellen sie denn der Welt für Christus hin? Einen Gottes- und Christusläugner auf dem Lehrstuhle einer Hochschule oder einer protestantischen Kirchengemeinde — einen Apostel des Protestantenvereins! Siehe, arme Welt! freue dich! Das ist der neue Messias! —

Aber die Advents- und Weihnachtsglocken läuten. Die Welt glaubt noch an Christus und ist nicht verloren an die traurigste und entehrendste Verirrung des Wahnwitzes.

M. Meschler S. J.

Molière.

Biographisch-kritische Studie.

(Fortsetzung.)

VII. Anfeindungen des Tartüff bis zu dessen Vollendung (1664).

Molière's Geschichte bis zum Kirchen- und Theaterfrieden (1669) ist ein stets erneuter Kampf um die Freiheit des Tartüff, und es ist mehr als Zufall, daß der Dichter während dieses Kampfes, ja als Etappen desselben zwei seiner gewaltigsten Stücke schrieb, die ihm mehr als viele andere den Titel des großen Komikers errungen haben. Tartüff — Don Juan — Misanthrop, eine seltsame Trilogie auf den ersten Anblick, und doch eine Trilogie voll Einheit der Tendenz und steigernder Intensität des einheitlichen Gedankens. Wenn wir also noch für einige Zeit bei den Schicksalen „Tartüffs" verweilen, so geschieht das nicht so sehr im Hinblick auf dieses eine Stück, sondern weil der ganze Molière, seine zusehends wachsende Kunst und sein immer schwerer heimgesuchtes Leben mit den Schicksalen jenes Stückes auf das Unzertrennlichste verbunden war und ohne die Kenntniß jener Schicksale unmöglich richtig gewürdigt werden kann.

Die Zustimmung des Legaten und der Herren seines Gefolges hatte dem Dichter weniger genutzt, als dem orthodoxen Rufe Ludwigs. Molière sah nach diesem mißglückten Versuch das Unnütze jedes öffentlichen Kampfes denn auch ein, und verlegte sich daher auf das andere, offenbar wirksamere Mittel geheimer Propaganda.

Hatte nämlich der König die öffentlichen Aufführungen verboten, so schien er doch, wenigstens stillschweigend, gegen die Vorlesungen des Stückes nichts einwenden zu wollen, und so folgt denn nun eine solche Vorlesung auf die andere. „Jedermann," sagt Boileau, „wollte den Tartüff vorlesen hören" [1]; es war die Sommermode des eleganten Paris. Selbst die vornehmen Gönner der Secte blieben nicht zurück und luden mehrfach den Dichter zu einem Vortrag seines Stückes ein. So sollte auch am 24. August wieder bei einer vornehmen Jansenistin — man weiß nicht recht, war es die Herzogin von Longueville oder Frau von Sablé — eine Lesung des Lustspiel-Fragmentes stattfinden, als plötzlich ein Mann sehr erhitzt anlangte und zu einer der Damen leise sagte: „Was, gnädige Frau, Sie wollen eine Komödie anhören, an dem Tage, an dem sich das Geheimniß der Sünde erfüllt, an

[1] Sat. III.

dem Tage, an dem man uns unsere Mütter raubt!“ [1] Die Sache ist pikant genug, würde aber an Reiz noch gewinnen, wenn es sicher wäre, daß die Anekdote im Hotel der Herzogin von Longueville — der Mad. Pernelle des Tartüff-Roquette — sich zugetragen hätte.

Unterdessen hatte sich, wenn man den Moliéristen Glauben schenkt, über dem Haupte des Dichters ein furchtbares Gewitter zusammengezogen — zwanzig Jahre früher, und es hätte sich wahrscheinlich entladen und für Molière den Scheiterhaufen angezündet.

Wir fassen das Gewitter freilich durchaus nicht so tragisch auf, nachdem wir die Documente selbst mit aller Ruhe geprüft haben [2].

Pierre Roullé oder Roullés, Doctor der Sorbonne und Pfarrer von Saint-Barthélemy in Paris, hatte im Jahre 1643 in seiner Kirche eine Trauerlobrede auf Ludwig XIII. gehalten und diese dann drucken lassen. Dadurch wird er sich jedenfalls bei Hofe einige Schmeicheleien verdient haben, und diese ersten Lorbeeren ließen ihn nun nicht ruhen. Im Jahre 1664 erschien von ihm ein Buch über die Glorie: „L'homme glorieux, ou la dernière perfection de l'homme, achevée par la gloire éternelle.“ Der Titel deutet hinlänglich an, daß wir es in der Absicht des Verfassers mit einer ascetischen Schrift zu thun haben. In dem Vorwort an den Leser heißt es: „Ein Ding ist staunenswerth, daß nämlich die ewige Glorie .... von so wenigen Menschen gesucht wird. Ich glaube, daß dieß aber aus der Unwissenheit über die Natur dieser Glorie kommt; darum also will ich in diesem Werke sie in ihrem ganzen Lichte zeigen. Zuerst werde ich sagen, was die Glorie im Allgemeinen ist, sie dann in ihre verschiedenen Arten theilen und deren Schönheiten darthun u. s. w.“

Als erste Art der Ehre (gloire) nimmt Roullé nun die Glorie eines irdischen Königs — und zwar des Königs par excellence, des Königs von Frankreich — natürlich auch hier des größten aller französischen Könige — Ludwig' XIV. Und so bildet denn das erste Kapitel des ascetischen Buches nichts mehr und nichts minder als eine Lobrede auf Ludwig XIV. von seiner Geburt an bis zum Jahre 1664. Das ganze Kapitel schließt mit dem rekapitulirenden Satz: „Habe ich also nicht mit allem Grunde wohlgethan, zu

---

[1] An diesem Tage hatte Hardouin de Péréfixe, der Pariser Erzbischof, die Nonnen von Port-Royal wegen ihres Widerstandes gegen die päpstlichen Entscheidungen vom Genuß der Sacramente ausgeschlossen und die Oberin mit zwölf Nonnen aus dem Kloster entfernen lassen.

[2] Das betreffende Pamphlet: „Le Roy glorieux au monde“, ist im 6. Heft des Molière-Museums wieder kritisch sorgfältig abgedruckt worden, und erst nachdem wir diesen Abdruck gelesen, haben wir unsere erste Ansicht, die bereits schriftlich fixirt und mit der gewöhnlichen Meinung der besten Moliéristen übereinstimmte, in die obenstehende ruhigere Darlegung geändert. Durch diese unsere objective Darstellung hoffen wir ein- für allemal die Schauerlegende auf ihre thatsächliche Bedeutung selbst für die Vernünftigen unter den Moliéristen zurückgeführt zu haben, und bedauern darum nicht die Zeit und Langweile, welche uns die Lesung des Roullé'schen Machwerkes gekostet hat.

ſagen, daß er (Ludwig XIV.) nicht bloß der glorreiche König auf Erden iſt, ſondern ſelbſt, daß er der glorreichſte König aller Könige der Erde iſt?"

Das erſte Kapitel bildet ſomit ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze, und ſo lag der Gedanke nahe, dieſes großartige Lob des Königs auch ſeparat herauszugeben und zu verkaufen, zumal nirgendwo im Kapitel ſelbſt Bezug auf die Idee des Ganzen genommen iſt.

Dem Zweck ſeiner Theſe entſprechend geht alſo Roullé, wie geſagt, das öffentliche und private Leben Ludwig' XIV. von ſeiner Geburt bis zum Auguſt 1664 durch und weiß des Lobes über Alles, was der König thut oder nicht thut, kein Ende. Alles, aber auch rein Alles, verſteht der gute Pfarrer zur Glorie ſeines Roy zu machen; daß er nicht ausdrücklich ſagt, Ludwig äße nur aus lauter Herablaſſung, um uns zu zeigen, daß er ſich nicht ſchäme, Menſchen zu Unterthanen zu haben, das iſt Alles. Natürlich ſteht Roullé am meiſten unter dem Bann der jüngſten Heldenthaten Ludwigs, ſeiner unbeſchreiblich demüthigen Herablaſſung dem Legaten gegenüber, dem er nicht geſtattet, die einſtudirten Fußfälle zu thun, den er großmüthig nicht wie einen um Verzeihung Flehenden, ſondern wie einen Freund behandelt.

So mehren ſich auf Schritt und Tritt die Titel der Glorie Seiner Majeſtät. Sie geht z. B. vor einigen Tagen nach Fontainebleau, aber was thut ſie, bevor ſie ſich dieſe königliche Muße geſtattet? Eine Heldenthat ſonder Gleichen. Was iſt geſchehen? „Ein Menſch, oder vielmehr ein Teufel mit Fleiſch umkleidet und angezogen wie ein Menſch, der berufenſte Gottloſe und Wüſtling, den jemals die vergangenen Jahrhunderte gekannt, hatte hinreichend Gott- und Schamloſigkeit, um aus ſeinem teufliſchen Geiſte ein Stück hervorgehen zu laſſen, das ſchon ganz fix und fertig war, um veröffentlicht zu werden, indem man es auf das Theater gebracht hätte, zur Lächerlichmachung der ganzen Kirche und zur Schande des heiligſten Charakters und der göttlichſten Function und zur Verächtlichmachung deſſen, was in der Kirche am heiligſten iſt und vom Erlöſer für die Heiligmachung der Seelen eingeſetzt iſt[1], in der Abſicht, den Gebrauch desſelben lächerlich, verachtungswürdig, gehäſſig zu machen. Er (der Verfaſſer des Stückes) verdiente durch dieſes ſacrilegiſche und gottloſe Attentat den zum abſchreckenden Beiſpiel öffentlich erduldeten Tod, ja das Feuer ſelbſt, als Vorläufer desjenigen der Hölle, um ein ſo ſchweres Verbrechen der verletzten göttlichen Majeſtät zu büßen, ein Verbrechen, das hinausläuft auf den Ruin der katholiſchen Religion, indem es tadelt und öffentlich lächerlich macht deren religiöſe und heilige Praxis, welche in der Führung und Leitung der Seelen und der Familien durch weiſe Führer und fromme Leiter beſteht. Allein Se. Majeſtät hat ihm durch einen Zug ſeiner gewohnten Milde, worin er die weſenhafte Güte

[1] Wir glauben, daß die Herausgeber mit Unrecht das ordonné des Originals in ein ordonnée verändert haben. Der ganze Contert ſagt deutlich genug, daß Roullé von der Gewiſſensleitung ſpricht: „Ce qu'il y a de plus saint dans l'Église ordonné du Sauveur pour la sanctification des âmes." Das ordonné bezieht ſich alſo auf ce qu'il y a, nicht auf Église.

Gottes nachahmt, wohl einen ſtrengen, durch einen gerechten Zorn beſeelten Vorwurf gemacht, dann ihm aber ſeine Freiheit nachgeſehen, und ſeine teufliſche Kühnheit verziehen, um ihm Zeit zu laſſen, ſein ganzes Leben öffentlich und feierlich Buße zu thun. Und um mit Erfolg das Schauen und Vortragen dieſer ſeiner gott- und religionsloſen Schöpfung und ſeiner ſittenloſen, ausgelaſſenen Poeſie zu verhindern, hat Se. Majeſtät ihm unter Todesſtrafe geboten, zu unterdrücken, zu zerreißen, zu vernichten und zu verbrennen Alles, was davon fertig war, und in Zukunft nichts mehr zu machen, was ſo unwürdig und infamirend wäre, nichts mehr an's Tageslicht zu bringen, was ſo verletzend für Gott, ſchmachvoll für die Kirche, die Religion, die Sacramente, die nöthigſten Heilswürdenträger wäre, und hat ihm öffentlich im Angeſichte der ganzen Erde erklärt, daß man nichts thun und ſagen könne, was Sr. Majeſtät mehr unangenehm und gehäſſig und näher zu Herzen gehend wäre, als Alles, was der Ehre Gottes, der Ehrfurcht vor der Kirche, dem Wohle der Religion, der Hochachtung vor den Sacramenten .... zuwider wäre. Konnte alſo Se. Majeſtät beſſer handeln gegen die Gottloſigkeit dieſes Gottloſen, als indem ſie ihm einen ſo weiſen und frommen Eifer zeigte, eine ſolche Verabſcheuung eines ſo hölliſchen Verbrechens?" Dieß iſt wörtlich in ihrem langathmigen Wortſchwall die auf Molière bezügliche Stelle des „Roy glorieux". Man hat ſie bisher — wahrſcheinlich weil man ſie meiſtens im Wortlaut nicht kannte — für eine gefährliche Anklage des Dichters beim Könige gehalten. Das iſt ſie nach dem Zuſammenhange durchaus nicht. Der ganze Paſſus mit ſeiner panegyriſchen Übertreibung, ſeinen halben Wahrheiten und grundloſen Vorausſetzungen reiht ſich ebenſo wie das Vorausgehende und Nachfolgende in das allgemeine Lobgewebe des Pamphletes ein; es *erzählt*, was geſchehen *ſei*, nicht was geſchehen *müſſe*, es *lobt* den König für etwas, was er gethan *habe*, gerade wie es ihn lobt für ſeine Haltung dem Papſte gegenüber.

Pierre Roullé — ob Janſeniſt, wie Einige (wohl mit Unrecht) meinen, ob Erzgallicaner, wie er es gewißlich war — iſt zweifellos ein durchaus hirnverbranntes Original, wie ſein ganzes Pamphlet es beweist. Sein einziges Streben geht darauf hin, ſeinen König glorreich zu finden. Dabei aber weiß der gute Pfarrer in ſeiner Clauſe von Allem, was um ihn in der Welt vor ſich geht, wenig oder gar nichts. Was er über die Streitigkeiten mit dem Papſt und ſo manches Andere ſagt, beweist eine Einfältigkeit des gallicaniſchen Glaubens, die an's Fabelhafte grenzt. So hat der auf alle Großthaten ſeines Königs lauernde Pfarrer auch etwas vom Tartüff gehört; jemand hat ihm erzählt — jedenfalls ein Janſeniſt oder Quietiſt —, die heilige Seelenleitung (durch Laien!) werde in dieſem Stücke verſpottet, und der gute Herr meint in ſeinem Eifer, das heilige Bußſacrament habe in Gefahr geſchwebt. Aber man beruhigt ihn, man erzählt ihm, wie Held Ludwig den „Teufel im Fleiſch", „dieſen infamſten aller Komödianten", vortrefflich abgefertigt, ihm bei Todesſtrafe angeſagt, alles Geſchriebene zu verbrennen und alles Ungeſchriebene ungeſchrieben zu laſſen, und wie der allerchriſtlichſte Sohn der älteſten Tochter der Kirche feierlich im Angeſichte der ganzen Welt

dieſem Erzſchandbuben von eingefleiſchtem Teufel erklärt habe, daß ihm nichts ſo nahe gehe, als ein Angriff auf die heilige Kirche u. ſ. w. Bei dieſer Erzählung beruhigt ſich der gute Pfarrer und benutzt das Gehörte in ſeinem „Roy glorieux“. Wenn man das Pamphlet im Zuſammenhange lieſt, ſo iſt es unmöglich, den Herrn Roullé ernſt zu nehmen oder ihm gar irgend welchen Einfluß beizulegen. Solcher verrückter Käuze gibt es überall und zu allen Zeiten, und ihre Machwerke ſelbſt verrathen jedem Vernünftigen, daß er es mit einem halben Narren zu thun hat. Wahrſcheinlich weil man den Roy glorieux mit ſeiner auf Molière bezüglichen Stelle bisher meiſtens nur im Auszug kannte, kam man auf den Gedanken, Roullé habe in devoteſter Form dem König einen Wink geben wollen. Man ging weiter, und da ſich ſeit Langem nur ein oder zwei Exemplare des Pamphlets mehr fanden, ſo ſetzte man voraus, Ludwig habe dasſelbe confisciren laſſen. Nein, Ludwig kannte ſeinen Mann beſſer, er ließ ihn und ſein Buch eines natürlichen Todes ſterben. Und ſiehe da! man findet wirklich ſchon jetzt fünf erhaltene Exemplare, eine übergroße Ehre, „wenn man bedenkt, daß von manchen anderen Literaturdenkmälern jener Zeit nicht einmal ſo viele Exemplare auf uns gekommen ſind“ [1].

Das große Werk Roullé's, der „Homme glorieux“, von dem der „Roy glorieux“, wie geſagt, nur ein Theil iſt, trägt als „Achevé d'imprimer“ das Datum vom 1. Auguſt 1664.

Es iſt kein Zweifel, daß Molière bald Kunde von einer Auslaſſung erhielt, die, von geiſtlicher Seite ausgehend, in einem dem König officiell überreichten Buche zu leſen war und deßhalb von Seiten des Dichters nicht ungerügt bleiben durfte. Molière — und das iſt wohl zu beachten! — ſcheint übrigens Roullé ebenſowenig geleſen zu haben, als Roullé ihn geleſen, oder aber der Dichter hat in der erſten Aufregung die Worte nun auch ſeinerſeits übertrieben. Er wendet ſich alſo direct an den König mit einer Bittſchrift (placet) und zwar, wie man annimmt, ebenfalls im Auguſt. Dieſe für Molière und ſein Stück äußerſt wichtige Bittſchrift lautet:

„Sire!

Da es die Aufgabe des Schauſpiels iſt, die Menſchen zu beſſern, indem es ſie beluſtigt, ſo habe ich geglaubt, in meiner Lebensſtellung nichts Beſſeres thun zu können, als die Laſter und Thorheiten meines Jahrhunderts durch komiſche Spiegelbilder derſelben anzugreifen. Da beſonders die Heuchelei eines der gewöhnlichſten, läſtigſten und gefährlichſten von allen iſt, ſo hatte ich gemeint, Sire, allen ehrlichen Leuten Ihres Reiches keinen geringen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ein Luſtſpiel dichtete, welches die Heuchler an den Pranger ſtellte und die äußerſt fein einſtudirten Grimaſſen jener Herren, die verborgenen Spitzbübereien jener Falſchmünzer der Frömmigkeit bloßlegte, die durch verſtellten Religionseifer und ſophismenreiche Chriſtlichkeit die Welt zu betrügen ſuchen.

[1] Molière-Muſeum, VI. S. 57.

Sire! Ich habe jenes Luſtſpiel gedichtet und zwar, wie ich glaube, mit aller Sorgfalt und Umſicht, die der zarte Stoff mir vorſchrieb. Um die Achtung und Ehrfurcht, die wahre Fromme verdienen, zu wahren, habe ich mir alle Mühe gegeben, den Charakter des Heuchlers von dem der wahren Frommen zu unterſcheiden. Ich habe nichts zweideutig gelaſſen; ich habe Alles beſeitigt, was zu einer Verwechslung des Guten mit dem Böſen führen konnte, und mich in dieſem Gemälde ſo beſtimmter Farben, ſo weſentlicher Züge bedient, daß man gleich anfangs daran einen offenbaren Heuchler erkennen mußte.

Jedoch alle meine Vorſicht war vergebens. Sire! man hat Ihr religiöſes Zartgefühl mißbraucht und hat Sie von der Seite genommen, wo Sie allein faßbar ſind, d. h. bei Ihrer Ehrfurcht vor heiligen Dingen. Die Tartüffs haben unter der Hand die Geſchicklichkeit gehabt, ſich bei Ew. Majeſtät Gehör zu verſchaffen; die Originale haben die Copie, ſo unſchuldig und zutreffend dieſe auch ſein mochte, unterdrückt.

Obgleich dieſe Unterdrückung meines Werkes für mich ein empfindlicher Schlag war, ſo wurde mein Unglück doch gemildert durch die Art und Weiſe, wie Ew. Majeſtät ſich über die Angelegenheit ausgeſprochen hatten, und ich glaubte keinen Grund zur Klage zu haben, da Sie mir gnädigſt erklärten, daß Sie perſönlich nichts an dem Luſtſpiel auszuſetzen hätten, welches Sie mir verboten, öffentlich aufzuführen.

Aber trotz der ehrenvollen Erklärung des größten und weiſeſten Königs dieſer Welt, trotz der Billigung des Herrn Legaten und des größten Theiles unſerer[1] Prälaten, die nach der von mir veranſtalteten Vorleſung meines Werkes mit den Anſichten Ew. Majeſtät übereinſtimmten, trotz alledem ſieht man jetzt ein vom Pfarrer von .... geſchriebenes Buch, welches ganz öffentlich dieſen ſo erhabenen Zeugniſſen widerſpricht. Was Ew. Majeſtät auch ſagen mögen, wie auch das Urtheil des Herrn Legaten und der Herren Prälaten laute, mein Luſtſpiel, das man nicht geſehen, iſt diaboliſch, und diaboliſch iſt mein Gehirn, ich bin ein eingefleiſchter Teufel in Menſchengeſtalt. Es genügt nicht, daß das Feuer öffentlich mein Vergehen ſtrafe, das wäre zu wenig für mich; der liebevolle Eifer dieſes edlen Ehrenmannes begnügt ſich nicht damit; er will nicht einmal, daß ich Barmherzigkeit bei Gott finde, er will durchaus, daß ich verdammt ſei; das iſt bei ihm beſchloſſene Sache.

Sire! Jenes Buch iſt Ew. Majeſtät feierlich überreicht worden, und gewiß ermißt dieſelbe ohne mein Zuthun, wie unangenehm es mir ſein muß, mich täglich den Beleidigungen dieſer Herren ausgeſetzt ſehen zu müſſen, welches Unrecht mir jene Verleumdungen thun werden, wenn ich dieſelben ruhig

---

[1] Der Text iſt nicht klar an dieſer Stelle. Einige Exemplare haben nos prélats, andere dagegen Mess. les prélats. Die Sache iſt nicht gleichgiltig. Im erſteren Falle handelt es ſich um die Approbation der ziemlich unabhängigen franzöſiſchen höheren Geiſtlichkeit, im letzteren Falle bloß um das Urtheil der den Legaten begleitenden Monſignori, die natürlich ebenſo frei urtheilten, wie ihr Chef.

hinnehmen muß, kurz, wie sehr es mir am Herzen liegen muß, mich von diesem seinem Betrug (de son imposture) rein zu waschen und dem Publikum zu zeigen, daß mein Lustspiel nichts weniger als das ist, wofür man es ausgibt. Ich werde nicht aussprechen, Sire, was ich zu verlangen hätte für meinen Ruf und um aller Welt die Unschuld meines Werkes darzuthun: gleich Ihnen erleuchtete Könige haben nicht nöthig, daß man ihnen bezeichne, was man wünscht; sie sehen, wie Gott, wessen wir bedürfen, und wissen besser als wir, was sie uns gewähren sollen. Es genügt mir, meine Interessen in die Hände Ew. Majestät zu legen, und ich erwarte von ihr mit Ehrfurcht, Alles, was ihr gefallen wird, in dieser Sache anzuordnen."

Saint-Beuve findet, diese Bittschrift sei im Tone der Provinzialbriefe geschrieben; nur würde Pascal Ludwig nie mit Gott verglichen haben. Moland entschuldigt diese Vielen anstößige Stelle damit, daß Molière die Sprache seines Anklägers hätte gebrauchen wollen. Despois-Mesnard meinen dazu, wenn Molière Roullé's Schmeicheleien nicht zu verspotten wagte, so hätte er sie wenigstens nicht nachahmen sollen. „Ich muß gestehen", sagt Mangold, „daß ich in der Stelle nicht den geringsten Anlaß zu einem Vorwurf für Molière finden kann. Man bedenke nur, wie sehr die Schmeicheleien und auch der Vergleich Ludwigs mit Gott eine Modesache war. Man bedenke, was für Molière auf dem Spiele stand. Man bedenke, mit welcher Kühnheit Molière gerade in diesem Schreiben dem König zu Leibe geht, wie er ihm seine Ohnmacht der devoten Cabale gegenüber geradezu vorwirft; mit welcher Ruhe er über den Scheiterhaufen spottet, in welchem rührenden Ton er schreibt; und man wird finden: Molière's Kühnheiten verlangten ein starkes Gegengewicht. Er war nicht schlecht, aber schlau." [1]

---

[1] S. 90. Der Grund, weßwegen man in dem Buche Roullé's eine so große Gefahr für Molière erblicken möchte, liegt in der damals noch üblichen Justizpflege gegen Irreligion und Gotteslästerung. Es wird bei dieser Gelegenheit viel ungeschichtliches Wesen mit der Hinrichtung eines gewissen Morin gemacht, welcher am 14. März 1663 öffentlich auf dem Grèveplatz verbrannt wurde. „Ein Jahr später sollte Molière zum Feuertode vorgeschlagen werden", fügt Mangold tragisch, aber durchaus unhistorisch hinzu. Jener Simon Morin, von dem bereits die Rede war, wird als der gefährlichste Schwärmer des 17. Jahrhunderts bezeichnet. Aus Richemont in der Normandie gebürtig, kam er nach Paris und sah sich, um leben zu können, genöthigt, die Stelle eines Copisten zu übernehmen. In Paris lernte er die Illuminaten kennen und schloß sich ihnen mit dem Entschlusse an, selbst Haupt einer Secte zu werden. Er hielt in seinem Hause Versammlungen, in denen er zur Buße und Bekehrung ermahnte. Obgleich durchaus ohne Bildung, verstand er es wie kein Zweiter, sich überall einzuschmeicheln. „Er heuchelte ein frommes Äußere, ein tiefes Stillschweigen, eine äußerste Sammlung der Sinne, eine unbegrenzte Losschälung von allen irdischen Dingen und eine große Geduld." Durch diese Grimassen wußte er viele schwache Geister zu verführen, und bald wuchs sein Anhang von Tag zu Tag. Er gewann über seine Adepten eine so unbegrenzte Herrschaft, daß er sich schriftlich die Versicherung einer blinden Unterwerfung unter alle Vorschriften der neuen, von ihm zu gründenden Secte geben ließ. Worin seine Dogmatik bestand, können wir hier übergehen; er gab sich für nichts

Wir glauben unsererseits, daß Molière hier weder schlecht noch schlau war, sondern mit Ausnahme des jedenfalls zu starken Ausdruckes „wie Gott" das that, was jeder ehrliche Mann in seiner Lage gethan hätte. Er fordert sein Recht vom König, da der König im Grunde der Einzige ist, welcher ihm dieses Recht vorenthält. — Was will Molière in der Bittschrift, die jedenfalls *auch für die Öffentlichkeit* abgefaßt war? Zuerst sagt der Dichter, was er bezweckt habe, als er die Komödie schrieb. — Darauf erzählt er, wie die Tartüffs am Hofe den König bei seiner schwachen Seite gefaßt und ihn zur Unterdrückung des Stückes gebracht haben. Das hätte sich der Dichter noch gefallen lassen. Aber jetzt kommt der Pfarrer von . . . und sagt in einem gedruckten, dem König officiell überreichten Buch eine ganze Reihe der schmachvollsten, beleidigendsten Unwahrheiten. Daraus zieht nun der Dichter die Folgerung, daß es, um seinen geschädigten Ruf wieder herzustellen, *kein anderes, wirksameres Mittel gebe, als die Aufführung der Komödie zu erlauben*, damit die Welt nicht mehr *nach bloßem*

---

weniger als den Sohn Gottes aus, und sein Streben ging nicht bloß auf Zerstörung des Katholicismus, sondern auch der königlichen Gewalt. Eines seiner Principe lautete: „Kein König, den ich nicht gekrönt habe", oder: „Keine Gewalt, die nicht von meinem Arme ausgeht." Es heißt, er habe in Paris allein 20 000 Adepten gehabt und die Secte habe sich über ganz Frankreich ausgedehnt. Im Jahre 1644 endlich wurde Morin gefangen genommen und in die Bastille gesperrt. Dort blieb er 21 Monate. Ein zweites Mal gefangen, wurde er mit längerer Haft bestraft und blieb im Gefängniß bis zum Jahre 1649. Ein zweites Mal in Freiheit gesetzt und ein drittes Mal gefangen genommen, schien er sich bessern zu wollen; jedoch benutzte er die zum dritten Mal ihm geschenkte Freiheit nur um so eifriger zur Ausbreitung seiner Secte, so daß man endlich die ganze Strenge des Gesetzes gegen ihn walten ließ und ihn zum Feuertode verurtheilte. Er bekehrte sich, erklärte, in der katholischen Religion sterben zu wollen, und betete bis zu seinem letzten Seufzer: „Jesus, Maria! O mein Gott, Barmherzigkeit! Ich bitte dich um Verzeihung." (Vgl. die genaueste Quellenangabe über Leben und Tod Simon Morin's bei Faillon, Vie de Mr. Olier. 2. Aufl. II. 470 f.) Mangold möchte den Jesuiten den Tod Simons zuschreiben. „Desmarets berichtete den Jesuiten und dem Parlamente, an dessen Spitze Lamoignon stand, und unter dem Einfluß der devoten Cabale wurde Morin mit Zustimmung des Königs zum Feuertode verurtheilt." Wer die obige Charakteristik Morins liest, der muß eher denken, daß Molière sich den Sectirer, als die Jesuiten als Tartüff gedacht; aber für gewisse Leute ist eben Barabbas einem Jesuiten vorzuziehen, und diese mögen die gemeingefährlichsten Heuchler entlarven, sie sind und bleiben selbst noch größere Heuchler. — Für Molière aber den Feuertod fürchten, weil ein Morin verbrannt wurde, heißt doch sehr schlecht von dem Dichter und seinem Werk denken. — Man glaubt, „es dürfte wahrscheinlich sein", daß im Jahre darauf, also im ersten Tartüff-Jahre, ein gewisser Le Petit wegen eines gotteslästerlichen Liedes auf die allerseligste Jungfrau gehängt wurde. Ob Le Petit gehängt wurde und ob er diese Strafe ungewarnt wegen eines einzelnen Verbrechens erduldete, wissen wir nicht, es fehlen uns die Quellen; vielleicht würde sich das Urtheil sonst auch in diesem Falle als weniger grausam darstellen. Dieß nur, damit endlich die Morin-Legende aus dem Tartüff-Streit verschwinde. *Sie hat nichts damit zu schaffen.*

Hörensagen, sondern nach eigener Ansicht über die Tendenz derselben urtheilen könne. Roullé habe nur seine Schmähungen schreiben können, weil er das Stück absolut nicht kenne. Wenn man die Sache genau betrachtet, läuft also wirklich die Bittschrift auf eine Anklageschrift gegen die Schwachheit des Königs hinaus, die nach Molière einzig die Schuld am ganzen Skandal trägt. Nach Molière's Auffassung und nach der Entstehungsgeschichte des Tartüff zu urtheilen, hätte Ludwig auch die Pflicht gehabt, dem Dichter auf die eine oder andere Weise Recht zu verschaffen. Allein hier zeigt sich eben der kleinliche Charakter Ludwigs in seinem ganzen Licht; nachdem der Dichter ihm durch das Fragment die Kastanien aus dem Feuer geholt, läßt er ihn mit den verbrannten Fingern sitzen, ohne ihm durch ein königliches Machtgebot Recht zu verschaffen. Aus der Complicität Ludwigs am Tartüff ist auch einzig die trotz aller Schmeichelei in der Form recht deutlich hervortretende Kühnheit des Gedankens zu erklären. Daß Molière in der Form so weit ging, Ludwigs Einsicht direct eine göttliche zu nennen, das ist unentschuldbar und bleibt eine in dieser Stärke wenigstens vereinzelte Erscheinung selbst in dem Zeitalter Ludwig' XIV.[1]

Der „Gott" Ludwig, dem Molière sich so blindlings anvertraut hatte, fand es für das Beste, öffentlich Alles beim Alten zu lassen. „Man glaubt", Roullé habe einen königlichen Verweis bekommen; sicher ist auch das nicht einmal.

Die Privatvorlesungen dauerten indeß ruhig fort, ja auch die Erlaubniß zu einer Aufführung gab der König. Am 25. September 1664 veranstaltete der Herzog von Orleans, des Königs Bruder, den Majestäten ein Fest auf seinem Schloß Villers-Cotterets, und die junge Henriette von England ließ mit Bitten nicht nach, bis sie dem königlichen Schwager die Erlaubniß entlockte, vor der gewählten Gesellschaft das Tartüff-Fragment von der Truppe ihres Gemahls aufführen zu lassen. Henriette war eine überaus lebensfreudige, feingebildete Fürstin, eine große Gönnerin Molière's, welcher ihr die École des femmes gewidmet hatte. Mit ihrer Schwiegermutter, Anna von Österreich, stand sie auf sehr gespanntem Fuß, und die oft sehr nöthigen mütterlichen Ermahnungen zu bescheidenerem, christlicherem Auftreten mögen wohl nicht der letzte Grund dieser Spannung gewesen sein. Kein Wunder, daß die Königin-Mutter unter solchen Umständen der Darstellung des ihr unangenehmen Stückes nicht beiwohnte, dessen Aufführung sie geradezu als ein gegen sie selbst gerichtetes Manöver betrachten mußte, da nicht unbekannt war, wie energisch sie gegen den Tartüff gesprochen. Die Rücksicht auf seine Mutter war auch die größte Schwierigkeit für Ludwig gewesen, der Schwägerin Bitte zu gewähren, ja diese Rücksicht erklärt es auch, warum er selbst der Aufführung nur incognito oder vielleicht gar nicht beiwohnte[2].

---

[1] Wenn man immer wieder auf Roullé hinweist, so ist zu bemerken, daß Roullé nur von einer theilweisen, dem König von Gott verliehenen Ebenbildlichkeit redet, und so unpassend auch manche seiner Vergleiche sein mögen, so ist doch immer nur von Ähnlichkeiten, nicht, wie bei Molière, von einer Gleichheit die Rede.

[2] Vgl. D.-M. S. 290.

Wie schon bemerkt, wurde auch bei dieser Gelegenheit nur das Fragment aufgeführt. In den berühmteren Vorlesungen, z. B. beim Akademiker Henri-Louis Habert de Montmor, bei Ninon de l'Enclos u. s. w., wurde gleichfalls nur bis zum 4. Acte gelesen, so „daß Jedermann gespannt war, wie der Dichter wohl Orgon unter dem Tisch hervorziehen würde". Ludwig hatte bekanntlich schon in Versailles darauf hingewiesen, Molière möge das Stück erst vollenden, dann solle es geprüft und je nach Verlauf dieser Prüfung gestattet werden. In der ersten Aufregung scheint es zu der Vollendung nicht haben kommen wollen; es dauerte bis zum 29. November 1664, da ist der Tartüff „vollständig, ganz und in fünf Acten fertiggestellt".

Kaum vollendet, sollte die Komödie zwar nicht officiell untersucht werden (das scheint Ludwig vergessen und Molière nicht mehr gewünscht zu haben), sondern bei einer festlichen Gelegenheit und vor einem gewählten Publikum die Bretter besteigen. „Der Landsitz einer deutschen Frau hatte die Ehre, den Tartüff zum ersten Male in vollendeter Gestalt zu sehen", ruft Mangold mit patriotischem Gefühle aus[1], wenngleich für diesen Patriotismus nur sehr wenig Grund vorliegt. Diese „deutsche Frau" war nämlich keine andere, als Anna Gonzaga, die Tochter des Herzogs von Nevers und Mantua, die Schwester der Königin von Polen. Diese hatte im Jahre 1645 nach großen Schwierigkeiten und gleichsam durch Betrug der Königin Anna von Österreich den Pfalzgrafen zu Rhein, Eduard, Sohn des ehemaligen Böhmenkönigs Friedrich V. (besser bekannt unter dem Namen des Winterkönigs) geheirathet. Eduard lebte nach dem Sturze seiner Eltern als Flüchtling in Frankreich, wo er von seiten seiner Mutter, Elisabeth Stuart, unter dem höchsten Adel Verwandte besaß. In Folge der beängstigenden Umstände, welche die Heirath der Prinzessin begleiteten und kurz darauf folgten, ging Anna Gonzaga in sich und sühnte durch eine Generalbeicht und eine förmliche Umwandlung ihres Lebens das öffentliche Ärgerniß, welches sie bis dahin dem Hof und der Stadt gegeben hatte. Leider war die Bekehrung nicht von langer Dauer; zu der Zeit, von der wir reden, gehörte sie wieder zu der Zahl der freigeistigen und freilebigen Damen des Hofes[2]. Sie als eine deutsche Frau zu bezeichnen, geht jedenfalls nicht an.

Das Fest, bei dessen Gelegenheit der ganze Tartüff zur Aufführung kommen sollte, gab indeß nicht einmal die Pfalzgräfin, sondern der große Condé, zu Ehren seines Sohnes, des Schwiegersohnes der Pfalzgräfin, und zwar auf dem Schloß der Letzteren, Raincy bei Livry.

Der große Condé, über dessen Jugend und Geschwister bereits Rede war, hatte sich dazumal zwar mit seinem König und Vaterland, nicht aber mit Gott und seiner Religion ausgesöhnt. Gicht vorschützend, hatte er sich vom politischen Leben zurückgezogen und lebte nur seinen Privatneigungen zu Studien und Künsten. Sein Umgang bestand zum größten Theil aus Künst-

[1] A. a. O. S. 93.

[2] Die zwölf letzten Jahre ihres Lebens verbrachte sie in Buße und christlichem Wandel. Vgl. die Trauerrede Bossuets über sie.

lern und freigeistigen Philosophen. Besonders genoß Molière die Gunst des Herzogs, und mehr wie einmal hat der Herzog dieser Gunst öffentlich Ausdruck gegeben. Der Dichter hatte zum Fürsten immer freien Zutritt; der Fürst gestand, in des Dichters Gesellschaft habe er sich nie gelangweilt. Für den Tartüff hatte sich der Herzog von Anfang an ganz besonders interessirt, sei es aus allgemeinen künstlerischen oder ethischen Gründen, sei es aus Freude darüber, daß sein Narr von Bruder, Armand Conti, oder seine fanatische Frau Schwester, Mad. de Longueville, in dem Stücke so recht gezeichnet waren. So hatte sich Condé auch gleich in Versailles zu Gunsten Molière's ausgesprochen. Bekannt und von Molière mit vieler Genugthuung hervorgehoben ist ein Ausspruch des Herzogs gegen Ludwig XIV. Acht Tage nach dem Verbot des Tartüff wurde bei Hofe in Fontainebleau von den Italienern auch eine Art Tartüff, nämlich „Scaramouche Ermite", gegeben. Was in dieser Posse einem als Mönch gekleideten Einsiedler auf der Bühne in Wort und Handlung zugemuthet wird, läßt sich anstandshalber hier nicht gut wiedergeben, und wir begreifen vollkommen, wie Ludwig bei dem Herausgehen aus dem Theater zu Condé sagen konnte: „Ich möchte doch wissen, warum die Leute, die sich über Molière's Komödie so sehr skandalisiren, nicht ein Wort des Tadels über Scaramouche haben." Darauf antwortete der Prinz: „Scaramouche verspottet den Himmel und die Religion, um die sich jene Herren gar nicht kümmern; Molière's Komödie verspottet sie selbst, und das können sie nicht ertragen." So ist es denn auch kein Wunder, daß Molière einem so hohen und thätigen Beschützer die Ehre erwies, das eben vollendete Lustspiel zuerst vor ihm zur Aufführung bringen zu lassen. Über den Eindruck des Stückes auf das vornehme Publikum wissen wir indessen gar nichts. Der trockene Registrator Lagrange redet nur von den Einnahmen in klingender Münze. Sie betrugen in Raincy 1100 Livres; in Villers-Cotterets 2000 Livres [1].

Wir möchten nur noch an diese beiden Aufführungen eine Bemerkung knüpfen. Die offenen Beschützer des Tartüff sind in ihrer damaligen Geistesverfassung nicht gerade die gewünschten Autoritäten für die moralische Güte der Komödie. Der Herzog von Orleans, seine Gemahlin Henriette von England, der große Condé, die Pfalzgräfin Anna, Boileau, Lafontaine ꝛc. mögen immerhin recht competent sein, sobald es sich um die künstlerische Vollendung handelt: in der ethisch-religiösen Frage könnte ihr Urtheil eher Bedenken zu Ungunsten des Stückes erregen. Es darf uns indeß nicht wundern, für den Tartüff nicht auch entschieden kirchliche Autoritäten auftreten zu

[1] Bekanntlich ist der große Condé in seinen letzten Jahren ebenfalls zu besseren religiösen Gesinnungen gekommen und als durchaus frommer, aufrichtiger Christ gestorben. Sehr seltsam ist der Satz Mangolds: „Seine (Condé's) spätere Bekehrung kann schwerlich für aufrichtig gehalten werden, da sie im Jahre 1785 stattfand" (a. a. O. S. 93). — Auch der Bruder Armand schwor auf dem Todesbett die jansenistischen Irrthümer ab und starb als Katholik; nur die Schwester, Mad. de Longueville, kam von ihren Irrthümern nie zurück.

ſehen; denn entweder kümmerten dieſe ſich nicht um die Dispute der Couliſſenwelt, oder ſie hatten bei aller Anerkennung der Haupttendenz des Stückes Gründe genug, ſich nicht offen für eine Komödie auszuſprechen, deren Inhalt und Geſchichte doch manchen Tadel verdiente und manche Vorſicht erheiſchte. Trotzdem bleibt es bemerkenswerth, daß — die Königin ausgenommen — nur Gallicaner oder Janſeniſten ſich offen und beharrlich gegen das Stück erklärten.

(Fortſetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

Die Almannagiá und Thingvellir.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

Von den Tagen der erſten Anſiedelung an bis zum Jahre 1272 war Island ein Freiſtaat. Die freien Männer der ganzen Inſel verſammelten ſich einmal jährlich auf der Ebene von Thingvellir, um zugleich die höchſte geſetzgeberiſche und richterliche Gewalt auszuüben. Die lange Reihe der „Lögſögumenn" (Geſetzſprecher), welche im Namen des Thing, der Volksverſammlung, die Geſetze verkündigten, iſt von 927 bis 1272 genau bekannt. Dann fiel Island den norwegiſchen Königen anheim; an die Stelle der „Lögſögumenn" traten die „Lögmenn" (Geſetzesmänner), welche nicht mehr im Namen des ſouveränen Volkes, ſondern in königlichem Auftrage Geſetze proclamirten und Rechtsfälle erledigten. Die Volksverſammlungen dauerten fort und genoſſen mächtigen Einfluſſes auf die Schickſale des Landes. Erſt nach der ſogen. Reformation, unter däniſcher Herrſchaft, ſank das Althing zum bloßen Schattenbilde herab und wurde ſchließlich nicht mehr gehalten, bis es dem wackern Patrioten Jón Sigurðsſon gelang, eine nationale Bewegung in's Leben zu rufen und der däniſchen Regierung 1874 eine Verfaſſung abzuringen, welche dem Volke von Island wieder einige Selbſtändigkeit oder wenigſtens einigen Einfluß auf die Regierung des Landes gewährt.

Das neue Althing beſteht aus 36 Abgeordneten, von welchen 6 der König, 30 das Volk erwählt. Sie verſammeln ſich alle zwei Jahre in der erſten Woche des Juli, nicht wie ehedem bei den Zelten von Thingvellir, ſondern in dem maſſiv gebauten, ſchönen Althingshaus oder Parlamentsgebäude zu Reykjavik, berathen das von der Regierung auf zwei Jahre vorgelegte Budget und alle von der Regierung, von der Verſammlung oder von Einzelnen eingebrachten Vorlagen, faſſen nach Stimmenmehrheit darüber Beſchlüſſe und legen dieſelben zur Beſtätigung dem König vor. Während ſo die geſetzgeberiſche Gewalt (indirect auch die Finanzverwaltung) zwiſchen

König und Althing getheilt ist, wird die vollziehende ausschließlich vom König ausgeübt, das Justizwesen aber von beiden Theilen zusammen gesetzlich geregelt.

Die Berathungen des Althing geschehen in zwei Abtheilungen (Efri Deild und Nedri Deild). Das Oberhaus hat außer den sechs vom König gewählten Senatoren noch sechs vom Volke gekorene. Die anderen 24 Mitglieder bilden das Unterhaus; alle 36 aber müssen geborene Isländer sein.

So ist das heutige Althing denn eine constitutionelle Doppelkammer, welche nur in ihrem Namen und Geist an die alte republikanische Verfassung von Island erinnert. Doch ist dem Lande aus dem Wiedererwachen des alten selbständigen Nationalgeistes schon ein großer Vortheil erwachsen. Überall regt sich Leben und Thätigkeit, materieller Aufschwung und geistiger Fortschritt; und wie lutherischer Cäsareopapismus einst die isländische Freiheit zu Grabe trug, so hat die neue Verfassung unter ihren kostbarsten Errungenschaften diejenige der Religionsfreiheit aufzuweisen. Zwar ist in § 45 der Verfassung der „evangelisch-lutherischen Kirche" als „Nationalkirche" noch ein specieller Schutz des Staates garantirt; aber der folgende § 46 stellt es allen Isländern anheim, „Gott nach ihrem Gewissen zu dienen" und also auch zu der alten römisch-katholischen Kirche zurückzukehren, unter deren civilisatorischem Einflusse die Republik Island zugleich die Glanzperiode ihrer Staatsentwicklung und ihrer Literatur erlebte.

Ungemein glücklich traf es sich, daß wir an zwei aufeinander folgenden Tagen der Eröffnung des Althing in Reykjavik beiwohnen und dann das merkwürdige Thingfeld besuchen konnten, auf welchem sich einst die freien Männer Islands selbst ihre Gesetze gaben. Es war ein sehr merkwürdiger Gegensatz.

2. Juli.

Nachdem wir Sonntag (1. Juli) in großer Stille zugebracht, etwas betrübt, daß Niemand von den 3000 Einwohnern unsern Gottesdienst besuchte, waren wir am folgenden Morgen nicht wenig erstaunt, die ganze Stadt und sogar die sämmtlichen Schiffe auf der Rhede festlich beflaggt zu sehen. Besonders zeichnete sich der „Dupleix" aus. Nicht bloß die Masten waren mit flatternden Wimpeln geschmückt, auch an den Seilen, die zu den Mastspitzen hinaufgingen, wehte eine Unzahl bunter kleiner Fahnen. Über dem Hause des Landshövding strahlte ein großer Danebrog, über Glasgowhuset die Flagge Jung-Islands, ein weißer Falke auf blauem Felde. Noch nie hatte die Stadt so fröhlich ausgesehen. Da wir ganz den Abgeordneten von den Westmannsinseln vergessen hatten, so wußten wir nicht, was es bedeuten sollte. Herr Björn Jónsson, der Redacteur der „Isafold", hatte indeß die Güte, schon früh am Morgen uns aufzusuchen und uns zur Eröffnung des Althing einzuladen: er wolle uns einen guten Platz in der Kirche und im Althingshaus verschaffen. Er erklärte mir kurz die Hauptzüge der neuen Verfassung und des constitutionellen Geschäftsganges. Als ich ihn fragte, ob sie denn in Island auch Whigs und Tories, eine Höire und Venstre (Rechte und Linke) hätten, wollte er nicht recht mit der Sprache

heraus, wahrſcheinlich um ſelbſt dabei kein genaueres politiſches Glaubensbekenntniß abzulegen. Eine ſchroff ausgeprägte Partei-Organiſation ſcheint wirklich nicht vorhanden zu ſein. Als Hauptverhandlungs-Gegenſtände bezeichnete er außer dem Budget die beabſichtigte Errichtung einer Creditbank, Vorſchläge zur Hebung des Landbaues, ſowohl durch Prämien an tüchtige Landwirthe, als durch Unterſtützung größerer wirthſchaftlicher Projecte u. a. dergl.

Bis es Zeit zur Sitzung war, hielten wir Drei auch einen kleinen Althing ab, ob wir nämlich das gute Wetter benützen und morgen ſchon einen kleinen Ausflug in's Innere der Inſel machen oder aber hiermit noch warten wollten. Der erſtere Vorſchlag ſiegte und wir gingen alsbald zu Herrn Geir Zoëga, um uns Führer, Pferde und Proviant zu beſtellen. Dieſer Mann wird in mehreren älteren Reiſebeſchreibungen als kundiger Hekla-Führer erwähnt. Er hat einer Menge von Engländern die Hauptwunder ſeiner Heimath gezeigt. Damit verdiente er ſo viel, daß er ſich ein ſelbſtändiges Geſchäft einrichten und eine Art Extrapoſt für Touriſten nach dem Innern organiſiren konnte. Er hält ſtets Führer und Pferde bereit und hat außerdem ein Handelsgeſchäft. Sein Haus iſt eines der ſchöneren von Reykjavik; ein großer, ſtattlicher Mann, gut gekleidet, ſah er mit ſeinem rothen Backenbart eher wie ein Engländer als wie ein Isländer aus. In dem engliſchen Murray (Bädeker) für Dänemark und Island wurde er ganz Albion als Univerſal-Reiſedirector anempfohlen, und ich muß ſagen, er hat recht gut für uns geſorgt.

Um zwölf Uhr ging ich zur Cathedrale, wo mich Herr Jónsſon erwartete. Die „Dómkirkja" iſt natürlich das größte Gotteshaus der Inſel und entſpricht im Ganzen mit einiger Würde der übrigen Architektur der Stadt. Wenn man indeſſen bedenkt, welche Prachtbauten das katholiſche Mittelalter in Elgin (Nordſchottland), auf den Orkney-Inſeln, beſonders aber in Throndhjem hervorgebracht hat, ſo muß ſie, obwohl neu, theils aus Hauſtein, theils aus Backſtein gebaut und an der Front mit einem romaniſchen Vorbau und ein paar Rundbogenfenſtern geſchmückt, doch mit ihren zwei Reihen kleiner Fenſter übereinander, ihrem gelben Anwurf und dem kleinen Dachthurme, eher den Eindruck einer Dorfkirche als einer Cathedrale machen. Im Innern iſt ſie durch zwei Tribünen in drei Längentheile geſchieden, die aber kurz und ſchmal ſind. Eine Kanzel, ein einfacher, ſchmaler Altar und ein von Thorwaldſen gemeißelter Taufſtein ſind ihr einziger Schmuck.

Vorn am Altare ſaßen die 36 Mitglieder des Althing. Die übrige Kirche war ſchwach beſetzt, meiſt mit Frauen und neugierigen „Stulken", deren Kopfputz ſo in Reih und Glied ſich von hinten in der Kirche ſehr heiter ausnahm. Auf der Kanzel ſtand ein Prediger in ſchwarzem Talar, mit einem großen, weißen, feingefältelten Tellerkragen, wie man ihn auf holländiſchen Familienbildern aus der glorreichen Zeit der niederländiſchen Republik ſieht. Mit ſeinem kurzgeſtutzten Vollbart ſah er eher etwas bürgermeiſterlich als reformatoriſch aus. Er las den größeren Theil ſeines Vortrags ab, nur dann und wann befreite er einen Satz aus dem Geſchriebenen und gab ihm einen langſamen, eintönigen Geſtus mit auf den Weg.

Der Vortrag war mehr einschläfernd monoton, als anregend, und hatte jene immer sich wiederholenden unnatürlich pathetischen Cadenzen, die man den „Predigerton" zu nennen pflegt. Die Stulken wurden auch bald unruhig und guckten nach allen Seiten herum. Es wurde viel gehustet, geräuspert und gespuckt. Ganz hinten in der Kirche stand der Polizist von Reykjavik, ein Graubart von etwa 50 Jahren, wohl einer der gutmüthigsten und geschwätzigsten Menschen der Hauptstadt, ungefähr wie ein englischer Constabler uniformirt. Da er keine Spitzbuben zu überwachen hatte, so glotzte er unaufhörlich mich an. Daß römische Geistliche da waren, wußte die ganze Stadt, und wahrscheinlich hatte man ihm bedeutet, auf uns Acht zu haben.

Nachdem der Gottesdienst vorüber war, postirten wir uns am Eingang des Althingshauses, um das Parlament an uns vorbeidefiliren zu sehen. Der Polizist machte sich wichtig, so gut er konnte, obwohl eigentlich kein Gedränge war. Bald erschien die Procession, an ihrer Spitze der Landshövding in großer Uniform mit mehreren Orden, dann der Bischof in schwarzer Soutane, gleichfalls mit Orden, einige Beamte in militärischer Uniform, einige Präster und dann die Übrigen, schwarz gekleidet, zum Theil feine moderne Herren, zum Theil kräftige Gestalten vom Lande.

Das Althingshaus, aus dunklem, fast schwärzlichem Basalt gebaut, gut gezeichnet — etwa im Stile einer bescheidenen, continentalen höheren Bürgerschule —, zeigt, daß sich mit Geld und gutem Willen auch in Island ein ganz stattliches Haus bauen läßt. Es hat etwa 100 000 Kronen gekostet. Ebener Erde ist die Stadtbibliothek von Reykjavik, eine an isländischen Sachen sehr reichhaltige, an fremden noch ansehnliche Bücherei. In der „schönen" Etage sind die Sitzungssäle für den Althing, dessen Commissionen und Angestellte; im obern Stock ist das archäologische und historisch-ethnographische Museum. Die Steintreppen sind breit, der Sitzungssaal des Althing hell, geräumig, mit allem modernen Comfort ausgestattet, obwohl nicht luxuriös. Er könnte ganz gut in Kopenhagen stehen. Aus schweren Goldrahmen schaut ein lebensgroßes Ölbild Jón Sigurðssons auf die Versammlung herab, des größten Isländers dieses Jahrhunderts. Als Sohn eines armen Predigers 17. Juni 1811 in Nordwest-Island geboren, mußte er sich als Commis und Schreiber die Mittel verdienen, um höhere Studien treiben zu können, bestand das Examen in Kopenhagen, ward 1835 Bibliothekar an der Arna-Magnäischen Sammlung daselbst, 1840 Secretär und 1851 Präsident der isländischen Literatur-Gesellschaft (Bókmenta-Felag). Durch unermüdliche Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte und Literatur, volkswirthschaftlicher Statistik und Politik gelang es ihm, in seinen Landsleuten, besonders in der isländischen Jugend, die Erinnerung an die große Vergangenheit neu zu beleben und sie für die Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit zu begeistern. Durch ebenso energische als gesetzliche Agitation rang er den Dänen ein Zugeständniß um das andere ab. Den höchsten Triumph aber feierte der überzeugungsvolle und thatkräftige Vaterlandsfreund, als er 1873 eine große Volksversammlung in Thingvellir zusammenrief, als Führer einer Deputation die Beschlüsse derselben selbst nach Kopenhagen brachte und die er-

ſehnte Genehmigung vom König erlangte. Im folgenden Jahre erſchien der König ſelbſt, um auf dem Felde von Thingvellir die neue Conſtitution zu proclamiren und darin Island die erſehnte Unabhängigkeit vom däniſchen Parlament zu gewähren. Es war das erſte Mal, daß ein Dänenkönig nach ſeinem Lande Island kam. Nur um fünf Jahre überlebte der wackere isländiſche Home-Ruler dieſen geſchichtlich denkwürdigen Erfolg. Er ſtarb 7. December 1879 in Kopenhagen als anſpruchsloſer Privatmann und Gelehrter. Die Ausſtattung ſeines Sterbezimmers wird pietätsvoll in einer Stube des Althingshauſes aufbewahrt. Seine Ziele und Beſtrebungen leben in mehreren tüchtigen, talentvollen Männern weiter, unter denen jedoch bis dahin keiner den Ruf und Einfluß des Dahingeſchiedenen erreicht hat.

Die Verſammlung und der Lauf ihrer Verhandlungen ſpiegelte einigermaßen das jetzige Verhältniß Islands zu Dänemark. Alle waren Isländer; aber während die eigentlichen Volksrepräſentanten, Gutsbeſitzer oder Bauern, mit ihren kräftig markirten Geſichtern und ihren ſchlichten ſchwarzen Anzügen ſehr zurücktraten, ſtrahlten die vom König ernannten, meiſtens Beamte, in bunter Gala-Uniform mit verſchiedenen Orden grell hervor und waren ſchon durch ihre Plätze ausgezeichnet. Zur Seite des Präſidentenſtuhls war ein eigener für den Landshövding. Dann folgte als zweiter der Biſchof und darauf die übrigen zur Rechten des Präſidenten. Der Landshövding ſah in ſeiner Uniform wie ein General aus. Nachdem Alles Platz genommen, erhob er ſich und las ſtehend die „Allerhöchſte Botſchaft“:

„Chriſtian der Neunte, von Gottes Gnade König von Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog in Schleswig, Holſtein, Stormarn, Dithmarſchen, Lauenburg und Oldenburg (Christian hinn Niundi, af guds nad Danmerkur konungur, Vinda og Gauta, hertogi i Sljesvik, Holtsetalandi, Stórmaeri, þjettmerski, Laenborg og Aldinborg).

Vora konunglegu Kvedju!
Unſern königlichen Gruß!

Mit Bekümmerniß ſind Wir den Berichten gefolgt, welche voriges Jahr aus Island einliefen über den dort herrſchenden ungünſtigen Naturzuſtand und die dadurch unter der Bevölkerung verurſachte Noth und Bedrängniß. Wie aber die Regierung es ſich angelegen ſein ließ, ſobald ſie Kundſchaft von dem gefahrdrohenden Zuſtand erhalten hatte, der augenblicklichen Noth abzuhelfen, ſo hat die Bereitwilligkeit, der bedrängten Bevölkerung zu Hilfe zu kommen, die ſich in ſo reichlichem Maße durch Privatwohlthätigkeit ſowohl hier als anderwärts zeigte, es möglich gemacht, nicht bloß der augenblicklichen Noth abzuhelfen, ſondern zugleich auch die Gefahren abzuwehren, von denen man befürchtete, daß ſie ſpäter als Folge des Mißjahres eintreten möchten. Glücklicherweiſe verkünden nun die aus Island eingetroffenen Berichte, daß eine erfreuliche Veränderung im Zuſtand eingetreten iſt, ſo daß man hoffen darf, das Land werde bald wieder zu Kräften kommen und ſich allmählich von dem erlittenen Schaden erholen.

Die Regierung hat es deßhalb nicht an der Zeit erachtet, mit einem Vorschlag hervorzutreten, um in der betreffenden Hinsicht außerordentliche Veranstaltungen zu treffen, während sie denn doch den Landshövding ermächtigte, nach Berathung mit dem Althing in Erwägung zu ziehen, ob Grund vorliege, aus den allgemeinen Fonds weitere Unterstützungen an die Beschädigten zu ertheilen oder eventuell die hierzu nöthige Bewilligung durch Finanzgesetz nachzusuchen.

Es ist selbstverständlich, daß die große Abnahme im Viehstand, welche im verwichenen Jahre stattgefunden hat, einen wesentlichen Einfluß auf das Budget ausüben wird. Da man indeß doch nach einem Überschlag, der sich jetzt schon machen läßt, annehmen muß, daß die gewöhnlichen Einnahmen nicht bloß hinreichen werden, die Ausgaben zu decken, sondern auch um einen, wenn auch nicht bedeutenden Überschuß abzuwerfen, hat die Regierung sich nicht veranlaßt gefunden, mit einem Vorschlag auf Zustandekommen neuer Einnahmen hervorzutreten, besonders da eine Vermehrung der Steuerlast unter dem waltenden Zustand doppelt drückend sein würde.

Mit Zufriedenheit haben Wir wahrgenommen, wie das Althing durch jährliche Bewilligungen kraft Finanzgesetzes das Aufblühen der Nahrungsquellen des Landes zu bewirken sucht. Die hierauf bezüglichen Unterstützungen sind jedoch bis dahin vorzüglich dem Landbau zu gute gekommen. Die Entwicklung der andern Haupternährungsquelle, des Fischfanges, dürfte inzwischen von nicht geringerer Bedeutung sein, und da diese wichtige Sache in letzter Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat und da das Interesse dafür auch in Island erwacht zu sein scheint, so hat die Regierung ihrerseits geglaubt, zur Förderung derselben beitragen zu sollen, indem sie den Zugang zur Ausübung der inländischen Fischerei so sehr als nur möglich erleichterte, und deßhalb werden einige hierauf zielende Gesetzesvorschläge dem Althing vorgelegt werden.

In Verbindung hiermit steht ein anderer Gegenstand, der Uns sehr am Herzen liegt, nämlich die Erneuerung des im letzten Spätjahr abgelaufenen Handelstractates mit Spanien. Die hierüber mit der spanischen Regierung geführten Unterhandlungen haben bis dahin noch zu keinem Resultat geführt; aber die Bestrebungen Unserer Regierung werden fürder, nicht zuwenigst mit Rücksicht auf Islands Interessen, darauf gerichtet sein, eine Übereinkunft mit der spanischen Regierung zu treffen, selbst mit bedeutenden Opfern an Zolleinnahmen, welche bis dahin der Staatskasse von spanischen Fahrzeugen zuflossen.

Schließlich müssen Wir dem Althing mittheilen, daß Unser bisheriger Landshövding über Island, der eine lange Reihe von Jahren dieses Amt bekleidet hat und gleichzeitig Repräsentant der Regierung auf dem Althing war, diesen Platz nicht länger einnehmen kann, da er zu einem wichtigen, verantwortungsschweren Amte hier im Lande berufen ist; aber Wir nähren die Hoffnung, daß der Mann, welchem die Verwaltung des Landshövdings-Amtes und die damit in Verbindung stehende Ausübung der genannten Aufgabe als Regierungs-Repräsentant beim Althing anvertraut ist, beim Thing

demſelben Wohlwollen und Vertrauen begegnen wird, das ſeinem Vorgänger zu Theil ward.

Indem Wir den innigſten Wunſch beifügen, daß die Wirkſamkeit des Althings in bevorſtehender Verſammlung dem Lande zu Heil und Glück gedeihe, bleiben Wir Unſerem treuen Althing in königlichen Gnaden wohlgewogen.

Ritað á Amaliuborg, 26. Maí 1883.

Undir Vorri konunglegu hendi og innsigli

Christian R.

(L. S.) J. Nellemann."

Nellemann, ein Däne von Geburt, iſt der „Miniſter für Island", der in Kopenhagen die Angelegenheiten der Inſel beim König vertritt. Nach Verleſung der Botſchaft brachte der Höfding ein neunfaches Hoch auf den König aus. Die Herren in den Uniformen riefen es ſehr laut, die Landleute etwas gemäßigter, was die Erſteren veranlaßte, crescendo noch lauter zu rufen. Der Höfding trat dann an ſeinen Platz zurück.

Als Alterspräſident erhob ſich nun der Biſchof Pjetursſon, in ſchwarzem Seidentalar mit breitem Sammetaufſchlag. Er trug den geiſtlichen Tellerkragen, ein großes Ordenskreuz und dazu noch einen Orden. Nachdem er mit ziemlich ſchwacher Stimme einige Worte an die Verſammlung gerichtet, nahm er die nöthigen Wahlen vor. Es wurden zwei Stimmenzähler und Secretäre gewählt, dann der Präſident des vereinigten Althing. Die Namen wurden auf Zettel geſchrieben, durch die Stimmenzähler (einer davon war der Gymnaſialprofeſſor Halldor Kr. Friðriksſon) eingeſammelt, vom Biſchof laut verleſen und dann das Reſultat proclamirt. Zu Secretären wählte ſich die Verſammlung zwei Volksabgeordnete, Eirikur Briem und Eirikur Kuld, zum Präſidenten des Geſammt-Althings Magnus Stephenſen. Der Biſchof las die Namen in ſingendem Tone, wobei ſich die vielen „Son" — Friðriksſon, Gunnarsſon, Thorſteinsſon u. ſ. w. — faſt wie eine Antiphon anhörten. Dazwiſchen nahm er als echter Isländer bisweilen eine Priſe, und da dieſe ihre Wirkung nicht verfehlte, erſchien neben einem weißen Gala-Fazzoletto bald ein anſehnliches rothes Taſchentuch, aus dem man einen Danebrog hätte machen können.

Die Tribüne, dem Präſidentenſtuhl gegenüber, war dicht mit Leuten beſetzt. Uns hatte der Herr Redacteur in eine Art Seitenloge geführt, wo außer der Tochter des Biſchofs noch ein paar Damen ſaßen. Vier Fremde, die ſich außer uns noch einfanden, waren ſämmtlich Deutſche: ein Herr Dr. Ph. Schweitzer mit ſeiner Frau aus Jena und zwei junge Naturforſcher, Dr. Keilhak und Dr. Schmidt aus Berlin. Die Letzteren kamen eben vom Hekla zurück und wollten nun zu Pferde Weſt-Island durchſtreifen.

Nachdem das Althing friedlich, ohne jeden Parteikampf, immer mit großer Mehrheit, ſich ſeine Beamten erkoren hatte und die weitere Verhandlung nichts beſonders Merkwürdiges verſprach, ſchloſſen wir uns den beiden Berliner Herren an und ſuchten aus ihren Erfahrungen praktiſche Finger-

zeige für unsern eigenen Ausflug zu gewinnen. Sie hatten 110 Photographien aufgenommen und etwa 200 Species isländischer Pflanzen gesammelt. Dr. Keilhak, der uns sein Herbarium zeigte, versicherte, daß Preyer in seinem Buche zu viele Pflanzenarten angebe; dagegen wollte er eine neue Orchidee aufgefunden haben, die Preyer nicht gekannt hätte.

Der Abend war wunderbar schön — ein Alpenglühen, das wegen seiner längeren Dauer und seiner Intensität dasjenige in den Alpen übertrifft. Ein freudiges Omen für die Weiterreise!

3. Juli.

Wir lasen früh Messe. Dann warfen wir uns in unser Reisecostüm: wasserdichte Filzkappen, warme Wollkleider, Reithosen, Reitstiefel bis an die Kniee. Es war mir wie eine Komödie. Mit unsern Vollbärten sahen wir wie Abenteurer aus. Der klugste Jesuitenriecher hätte an uns irre werden müssen. Um 8 Uhr brachten uns die Führer ein paar rohe Holzkasten, wie man sie in Island den Packgäulen anhängt. Wir packten das Allernöthigste hinein. Der eine der Führer, Eyvindur Jónsson, war ein schon älterer Mann mit einer außerordentlich langen Hakennase, der andere, Sigurður Sigurðsson, war ein noch junger Bursche. Beide konnten bloß ein paar Worte dänisch, sonst keine Sprache, als die ihrer Heimath. Wir folgten ihnen zum Hofe des Herrn Geir Zoëga, wo unsere Pferde bereit standen, zwei für jeden von uns, vier Packgäule und je zwei Pferde für die beiden Führer, also eine Karawane von 14 Pferden. Graf Wolfegg hatte sich möglichst wilde Pferde bestellt, ich möglichst sanftmüthige. Bis alle gesattelt und bepackt, Proviant, Zelte und Reitzeug in Ordnung waren, dauerte es ziemlich lange, und ich hatte Zeit, alle Lebensgefahren und Schrecknisse zu überdenken, welche nunmehr vor mir standen. Denn es galt nun wirklich, der ganzen civilisirten Welt Lebewohl zu sagen. Keine Straßen, keine Brücken, keine Hotels oder Wirthshäuser, keine Polizei, keine Schutzmänner, keine Bibliotheken, kein Studirzimmer, kein moderner Comfort mehr! Nichts als Natur! Wir hatten sogar unser dänisches Papiergeld in Silberkronen umwechseln müssen, weil man im Innern des Landes noch nicht daran gewöhnt ist, dem aus Lumpen geborenen Papier den Werth von Edelmetallen beizumessen. Den nöthigsten Proviant in Blechdosen mußten wir selbst mit uns führen, weil nicht überall auf Verköstigung zu rechnen war. Auch ein Zelt war nicht zu vermissen, wenn wir in die Berge wollten. Kam ordentlicher Regen oder Schnee, so konnten uns die dünnen Wände desselben wenig Schutz gewähren. Über die Flüsse mußten wir reiten — es war kein Zweifel; ich hatte das in illustrirten Büchern gelesen und abgebildet gesehen. Das Wasser ging den Pferden bis an den Bauch und darüber. An der Bruará mußte so ein Fluß unmittelbar oberhalb eines Wasserfalles passirt werden. Ich hatte das Bild gesehen. In der Mitte des Flusses soll noch ein Abgrund gähnen, über den, im Wasser, nur eine Holzbrücke führt. Wenn mein Pferd nun diese verfehlte? Lieber Himmel! Auch Lavafelsen, Abgründe, Schneeabhänge sah ich vor mir. Das Schlimmste aber war das Reiten selbst. Ein gutgeschulter Reiter kann sich das stille Grauen unmöglich vorstellen, das ich bei dem Gedanken em-

pfand, auf dem Schimmel, der nun leibhaftig vor mir ſtand, durch die ganze Stadt Reykjavik reiten zu müſſen, vielleicht vor den 3000 Einwohnern herunterzupurzeln, und falls ich dieſes überlebte, ganz ſicher dieſen Tag ſieben bis acht Stunden weiter reiten zu müſſen, ohne feſten Halt unter mir, ohne eine Lehne für meinen müden Rücken. Um meinen Schrecken voll zu machen, ſchwang ſich Graf Wolfegg behend auf ſeinen grauen Hengſt — ein entſchieden wildes Thier mit einer großen dichten Mähne. Er zog es rechts und links und ließ es alle erdenklichen Capriolen machen. Dadurch wurden auch die andern Thiere unruhig, die bis dahin in phlegmatiſcher Unbeweglichkeit ihres Looſes gewartet hatten. Ich konnte meine Angſt jetzt nicht mehr bergen, ſondern hub alſo an:

„Um's Himmels willen, Herr Graf! Fangen Sie mir keine ſolche Geſchichten an. Bei Allem, was Ihnen theuer iſt im Himmel und auf Erden, bedenken Sie, daß ich ſchon doppelt ſo alt bin als Sie, und daß ich nicht reiten gelernt habe. Ich muß Sie bitten, ich beſchwöre Sie, ja ich gebiete Ihnen, ſoweit ich Ihnen kraft mitgetheilter Autorität etwas gebieten kann, ich bitte Sie aber, thun Sie es aus Menſchlichkeit, aus Rückſicht, aus Liebe — ſchlagen Sie durch die Stadt keinen Galopp an, auch keinen Trab. Reiten Sie Schritt! Dann kann ich hoffen, wenigſtens heil und lebendig durch die Stadt zu kommen. Schlagen Sie auch nachher, ich bitte Sie, keinen Trab an, auch keinen Galopp. Denn ſehen Sie, wenn Sie galoppiren, dann fängt nothwendig auch die andere Geſellſchaft zu galoppiren an. Ich falle herunter. Ich falle todt, oder wenn ich nicht das Genick breche, ſo breche ich Arm oder Bein, bleibe im Steigbügel hängen und werde vom Pferde weitergeſchleift, wie Hektor an Troja's Mauern. Was haben Sie dann von der ganzen Reiſe? Ich bitte Sie — wenn Sie mich todt oder verſtümmelt nach Reykjavik zurückſchleppen müſſen! Bedenken Sie das! Ich verſpreche Ihnen dafür: Sobald ich etwas an den Schritt gewöhnt bin und der Weg es erlaubt, ſelbſt einen Trab zu verſuchen, und hernach auch einen Galopp. Dann bleiben wir Alle am Leben und Sie werden an Ihrem Schüler ebenſo viel Freude erleben, als ein einziger Unfall Ihnen Verdruß bereiten kann!"

Nachdem ich — unter vielen Unterbrechungen durch den Grafen, die Führer und die Ponies — dieſe Rede zu Stande gebracht, erklärte ich zu größerer Sicherheit auch noch den Führern, daß ſie unbedingt mir zu gehorchen hätten, und daß ſie keinen Trab oder Galopp anſchlagen dürften, bis ich ſelbſt es verlangte. Dann ſtieg ich auf meinen Schimmel und machte mich auf alle Schläge des Schickſals gefaßt. Sigurður ritt voraus, dann die Reſerve- und Packgäule, dann Eyvindur und wir. Zu meiner Beruhigung war die Straße faſt leer, obwohl es ſchon 10 Uhr war. Kein Menſch und kein Hund beunruhigte unſere Pferde. Ich athmete auf. Der Anblick der Karawane erheiterte mich. In dem ungewohnten Aufzug kam ich mir wie ein Don Quijote vor, der auf Abenteuer auszieht. Wir gelangten ohne Unfall durch die Straßen der Stadt. Das einzige Unheil war, daß die Andern mich beſtändig mit Commandos beläſtigten: daß ich aufrechter ſitzen, die

Zügel strammer halten, die Finger vom Sattelknopf lassen sollte. Mir war es viel wichtiger, wieder in die Steigbügel hineinzukommen, die ich etliche Male verlor. So gelangten wir glücklich zu der Windmühle und zu dem sogen. Observatorium hinauf, einem thurmähnlichen Bau, der aber leer und unbenutzt steht. Dort hat man eine herrliche Aussicht auf die Rhede. Von da zieht sich eine erträgliche Straße, ganz neu, etwa eine Viertelstunde pulsgerade nach dem Flüßchen Elliða-ár hin. Da Alles bis dahin gut gegangen, konnte Graf Wolfegg, dem unser Schneckengang entschieden langweilig geworden, der Versuchung nicht länger widerstehen. Er hieb mit dem spanischen Rohr kräftig auf sein Grauchen ein — die Führer folgten seinem Beispiel und in sausendem Hurrah fing die ganze Karawane an, zu galoppiren. Ehe ich mir's versah, war auch mein Schimmel am Galoppiren. In meinem Schrecken vergaß ich ganz das einzig wirksame Hilfsmittel, nämlich die Zügel anzuziehen, und schrie wie ein Kind nur abwechselnd Prr! Prr! und Halt! Es hätte nun wirklich ein Unheil geben können; denn in meiner Verwirrung kam mir der eine Fuß aus dem Steigbügel heraus und ich suchte umsonst, ihn wieder zu gewinnen, während mein Schimmel, in fröhlichen Sprüngen den andern nachsetzend, mich mit jedem Stoß in die Höhe warf. Ich blieb indeß glücklich im Sattel; wir kamen ein gutes Stück voran, und als die Andern die Karawane zum Stehen brachten, da war auch mein schlimmster Schrecken überwunden. Ich begann selbst einzusehen, daß wir nicht den ganzen Tag Schritt reiten könnten, wenn wir zum Hekla kommen wollten, und war im Grunde froh, daß ich ohne Unfall auf ebenem Terrain die erste Probe bestanden hatte. Gerne willigte ich ein, daß Trab geritten werden sollte, wenigstens bis zur Elliða-ár. Als wir da ankamen, tappten die Thiere sofort in den zwar breiten, aber nicht tiefen Bach. Auch das erste Flußexperiment war gemacht.

An den Hügeln jenseits stiegen wir zum ersten Male ab, um die Thiere grasen zu lassen. Es sind drollige Geschöpfe. Die unbelasteten Reservepferde begannen sich gleich zu wälzen, und die Packpferde machten, noch bevor man ihnen die Kasten abgenommen, den Versuch, ein Gleiches zu thun. Dann erst gingen sie an das dünne, büschelweise wachsende Gras. Einige Stellen abgerechnet, ist die ganze Gegend um Reykjavik ein paar Stunden weit eine ganz trostlose Wüste, ein sogen. Hraun, d. h. ein altes Lavafeld, das in Jahrhunderten noch kaum verwittert war und darum nur die kümmerlichste Vegetation angesetzt hatte. Kahle Hügel, vollständig ohne Strauch und Baum, entzogen uns bald den Anblick des Meeres, von dem wir bis dahin nach rückwärts ein Stück hatten sehen können, und wir befanden uns in der vollständigsten Einsamkeit. Das Einzige, was sie störte, war der melancholische Schrei zahlreicher Brachvögel, die, weit entfernt, scheu zu sein, uns ganz nahe flogen und uns von kleinen Erderhöhungen aus anpiepten. Rundum haideartige oder auch ganz kahle Felsenhügel, zwischen denen mitunter ein Sumpf oder kleiner See lag. Nachdem wir etwa drei Stunden geritten, hielten wir Mittagsrast am Rande eines Sumpfes. Eyvindur hatte den Platz als einen „guten" ausgewählt. Ein Nebelregen nöthigte uns, die

Regenmäntel anzuziehen, und hätte uns wahrscheinlich ziemlich melancholisch gestimmt, wenn nicht meine Reiterei viel Stoff zum Lachen geliefert hätte. So nahmen wir sehr fröhlich unser kaltes Mittagsmahl, während sich die Pferde das Gras am Sumpfe trefflich munden ließen. Als wir wieder aufstiegen, vertauschte ich meinen Schimmel gegen ein Füchslein, das viel besser zugeritten war und auf dem ich mich viel behaglicher fühlte.

Zu unserem nicht geringen Troste ließ der Regen bald nach. Umsonst aber hatte ich jetzt den tapfern Entschluß gefaßt, so viel als möglich Trab zu reiten. Denn wir kamen auf Moßfells Heiði, ein mehrere Stunden weites Lavafeld, das so mit Steinen und Felstrümmern übersäet war, daß an einen Trab gar nicht zu denken war. Ja, es war hier gar kein Weg mehr zu erkennen. Nur schwarze Steinhaufen, in weiten Entfernungen von einander aufgeschichtet, deuteten denselben an. Das Mitleid, das ich bisher selbstsüchtig auf mich allein verwandt hatte, ging allmählich auf mein Reitthier über, ein charmantes Füchslein, das sich anfangs als Paßgänger erwiesen hatte, aber zwischen dem Gerölle und Gestein holperte und stolperte, daß es ein Jammer war. Trotz meinem Mitleide aber mußte ich schließlich nach dem Beispiele der Andern das spanische Rohr in Anwendung bringen, um das Thier nur in ordentlichem Schritt zu erhalten. Die Steinwüste wollte gar kein Ende nehmen. Eine Stunde — zwei Stunden — drei Stunden ging es über Stock und Stein. Nie bin ich so vom Kopf zum Fuß durcheinander gerüttelt worden. Endlich als wir eine neue Hügelwelle des ungeheuren Feldes erreicht hatten, that sich vor uns die Spiegelfläche eines einsamen Sees auf, von langen Hügel- und Bergzügen umsäumt, deren höchste Schnee trugen. Es war ein düsterer, aber doch in seiner Art schöner Anblick. Umsonst suchte ich irgendwo ein Dorf. Nirgends zeigte sich menschliches Leben. Wenn unser Gespräch in's Stocken kam, herrschte überall die feierlichste Stille. Wir näherten uns dem See und ritten geraume Zeit an seinem westlichen Ufer entlang. Über sieben Stunden waren wir nun schon zu Pferd. Ich hatte meine Reitübungen in Kopenhagen nie über eine halbe Stunde ausgedehnt und meinte vor Müdigkeit vom Pferde sinken zu müssen. Da commandirte uns Eyvindur endlich, an einigen niedrigen Felshügeln Halt zu machen. Er und Sigurður nahmen ihre Pferde beim Zaum und führten sie zwischen ein paar Felsen hinein. Wir folgten. Aber welche Überraschung!

Vor uns führte eine steile, natürliche Felsentreppe in eine der gewaltigsten Schluchten hinab, die ich je gesehen, ein wahres Höllenthal, ein Stieg in die Unterwelt, ganz in Dante's Stil erdacht und ausgeführt. Keine grüne Tanne, kein fröhliches Buschwerk verkündet hier, wie etwa in der Via Mala oder am Gotthard, den Sieg fruchtbaren Lebens über den starren Fels und die unheimlichen Kräfte der Tiefe. Wie die Wälle einer urweltlichen Riesenburg thürmen sich rechts und links, etwa 50—100 Fuß auseinander, zwei senkrechte Felsmauern auf, nur an ihren Spalten oder Absätzen dürftig mit Moos und kargen kleinen Büschen bewachsen. Über eine Stunde weit zieht sich diese doppelte Felsmauer am nördlichen Ufer des Thingvalla-Sees entlang, nach Preyer und Paykull eine geographische Meile, die nördliche von

100—150 Fuß hoch, die ſüdliche durchſchnittlich etwa 50—60 Fuß. In Zinnen, Thürmchen, Spitzen, Zacken, Bruſtwehren, Erkern, überhängenden Bogen, wildzerriſſenen Klippen, geſpenſtiſchen Fratzengeſtalten entwickelte die knorrige, dunkle Lava am oberen Rande der beiden Wälle, beſonders des nördlichen, eine unerſchöpfliche Phantaſtik. Bald möchte man glauben, eine wirkliche mittelalterliche Burg vor ſich zu haben, bald einen Adlerhorſt aus dem Hochgebirge, bald ein Hexenneſt der alten Sage, die Scenerie zu einer Walpurgisnacht. Die Sohle der Gjá (Gjau) oder Schlucht iſt mit ſpärlichem Gras bewachſen, meiſt mit kleineren und größeren Felstrümmern beſäet. Die ſüdliche Mauer ſteigt an einzelnen Stellen terraſſenförmig auf; an andern kann man deutlicher ſehen, daß ſie einſt mit der nördlichen zuſammenhing und wohl mit ihr eine einzige feuerflüſſige Maſſe bildete, welche im Erkalten auseinander barſt und dieſe ſeltſame Felſenſpalte zurückließ. Alle Müdigkeit, alle Anſtrengung des Tages war vergeſſen, als ich mein Füchslein die Felſentreppe hinabführte und jeden Augenblick innehielt, um die wunderlichen Felsgeſtalten anzuſtaunen. Die Überraſchung war zu groß. Ich begreife völlig, wie Lord Dufferin ſchreiben konnte, es ſei der Mühe werth, nach Island zu reiſen, bloß um die Almannagiá zu ſehen. Die Schweiz, Norwegen, Tirol und andere Bergländer haben unzweifelhaft viel tiefere, maleriſchere, ſchönere und großartigere Felsſchluchten aufzuweiſen, aber ſo eigenartig geſpenſtiſch wie dieſe wird man kaum eine zweite finden. Als wir unten an der Felstreppe angekommen waren, ſchien ſie mir wirklich wie ein Traum. Gerade da erhebt ſich auch die Südmauer ſteil ſenkrecht zu einer gewaltigen Baſtei — man meint, es müßte da einſt ein Felſenſchloß wie in Stirling oder Edinburgh geſtanden haben. Unten im Grunde der Schlucht war es melancholiſch düſter, dazu unendlich einſam und ſtill. Menſch und Thier ſind aber in Island ſo gemüthlich, daß einem auch die Natur gar kein Grauen einflößen kann. Groß und gewaltig iſt ſie, aber ſie hat hier keine Kunſtwerke der Menſchen, keine Städte zerſtört. Der Menſch iſt erſt gekommen, als eiſige Kälte der Revolution des Feuers ein Ziel geſetzt. Friedlich wie wir, ſtiegen vor mehr als einem Jahrtauſend die freien Männer Islands dieſe Felſentreppe hinab, um unten am See ihre Zelte aufzuſchlagen und über Wohl und Wehe ihrer Heimath zu berathen. Über ein Jahrtauſend dauerte dieſe jährliche Fahrt nach Thingvellir fort. Darum heißt die Schlucht mit Recht die Almannagiá, die „Schlucht aller Männer".

Als wir wieder aufſaßen, da hatte das Reiten ſeine Don-Quijoterie für mich verloren; ich dachte nur an die einſtigen isländiſchen Republikaner, wie ſie zum Thing ritten. Die alten Heldengeſtalten der Sagas ſtiegen vor mir auf, Snorri Goði und Thorhallr Ásgrimsſon, Arni Kolsſon und Hallbjörn der Starke, Hialti Skeggiaſon und Gizur der Weiße, dann all die Lögſögumenn, unter ihnen Islands Herodot und Thukydides, der gewaltige Snorri Sturluſon, endlich die Biſchöfe und Äbte Islands, welche in dem nordiſchen Freiſtaat eine ebenſo geſegnete Thätigkeit entfalteten, wie ihre Amtsbrüder bei den andern germaniſchen Stämmen.

Etwa zehn Minuten mochten wir geritten ſein, da rauſchte vernehmlich

das Toſen eines Waſſerfalls an unſer Ohr. Es war der zweite Fall der Öxarau (Axtfluß), die von Norden kommend ſich erſt über die höhere Felsmauer der Almannagiá ſtürzt, dann eine Strecke weit durch die wilde Schlucht fließt und endlich in einem zweiten Waſſerfall in die Ebene von Thingvellir hinausſchäumt. Hier erweitert ſie ſich zum ſeichten Strome, bildet einige Inſeln und mündet dann in den ſtillen Thingvalla-See.

In der Nähe des zweiten Falles führte ein breiter Spalt aus der Kluft heraus, wir hatten nun den See vor uns; an einer der ſeichteren Stellen, wo der Fluß eine Sandbank bildete, ritten wir durch und waren nun in Thingvellir. Der Karte nach hatte ich hier eine Ortſchaft erwartet; es war aber nichts zu ſehen, als eine ſchlichte, von außen getheerte Holzkirche, und ein großes einſtöckiges Bauerngehöft, die Wohnung des Pfarrers. In einem mit Lavaſtein umzäunten Hofe ſaßen die Führer ab. Ein Mann in bräunlichen Wollkleidern, mit isländiſchen Schuhen, empfing uns. Es war Herra Pálsſon, der lutheriſche Paſtor von Thingvellir.

Was ich nicht für möglich gehalten, das war nun geglückt. Ich war acht Stunden zu Pferde geſeſſen und hatte Schritt, Trab und Galopp durchgemacht, ohne herunterzufallen. Zudem war ich auf das Thing geritten und war glücklich auf dem merkwürdigſten hiſtoriſchen Platz des ganzen Nordens angelangt. Dabei befand ich mich trotz aller Müdigkeit recht wohl und hatte mehr Freude, als mitten in all den Herrlichkeiten von Kopenhagen.

Der Pfarrer von Thingvellir iſt ſchon an Beſuche gewöhnt und darauf eingerichtet. Er konnte uns nicht nur in einem Bretteranbau ſeines Gehöftes ein nettes Speiſezimmer anweiſen, ſondern auch zwei ganz gute Stübchen mit Betten zum Schlafen. Zum Abendeſſen erhielten wir außer Butterbrod und Thee noch geräucherten Lachs und treffliche kleine Lachsforellen, die im See gefiſcht worden. Alles war ganz ſauber und nett. Eine Schweſter des Pfarrers deckte den Tiſch und bediente uns, ohne viele Complimente, aber ganz ſorgfältig und aufmerkſam. Ich notire das, weil viele Reiſende unerſchöpflich in Klagen über die Unreinlichkeit der Isländer ſind. Es iſt der alte Jammer verwöhnter Stadtleute, die den ganzen Tag an Teint, Toilette, Waſchen, Bürſten, Spiegel, weiße Händchen und blanke Stiefelettchen zu denken gewohnt ſind, gegen ſchlichte Landleute, die über ernſter Arbeit keine Zeit für ſolche kosmetiſche Künſte haben. Drollig war dagegen, wie die Jungfer jedesmal, wenn ſie das Zimmer verließ, die Thüre mit ſolcher Wucht in's Schloß warf, als ob ſie vom Zorne eines Puterhahnes beſeelt wäre. Es war aber gar kein Zorn, ſondern nur ſchlechte Angewöhnung. Sie kam gleich wieder, um dieß und das zu bringen, und benahm ſich durchaus beſcheiden, bis ſie abermals an die Thüre kam. Dann verſchwand ſie mit einem fürchterlichen Puff, ſo daß wir laut auflachen mußten.

Den Pfarrer ſchien es zu intereſſiren, einmal römiſche Geiſtliche bei ſich zu haben. Anfangs etwas ſcheu und zurückhaltend, thaute er bald auf und nahm gemüthlich an unſerer Unterhaltung Theil. Er ſprach nicht nur Däniſch, ſondern auch Engliſch und ſogar ein wenig Deutſch, und wußte über Island gut Beſcheid. Seine Pfarrei umfaßt 18 Höfe, reſp. Familien und zählt

150 Seelen. Die fernſten Höfe liegen ungefähr vier Meilen auseinander. Im Winter nimmt der Praeſtr etwa zehn Kinder zu ſich in's Haus und unterrichtet ſie; im Frühjahr kehren ſie zu den Eltern zurück, ſei es um Vieh zu hüten oder ſonſt den Ihrigen behilflich zu ſein. Eigentliche Dorfſchulen gibt es nicht, und doch können die meiſten Landleute beſſer leſen und ſchreiben, und wiſſen weit mehr von ihrer alten Sprache, Sage und Geſchichte, als anderswo. Den Winter über wird viel geleſen, und die Leute wiſſen eine Menge Gedichte und Hiſtorien auswendig.

Während wir uns ausruhten, wurden die Pferde von den ſchönen, umzäunten Wieſen um's Pfarrhaus an ein Stück mageres Grasland über die Öxarau getrieben. Dort wurden ihnen die Vorderbeine mit Stricken gefeſſelt, und dann blieben ſie ihrem Schickſal überlaſſen. Ich hätte den kleinen „lieben Thieren" (ſo wurden ſie künftig immer genannt) eigentlich ein beſſeres Schickſal gegönnt. Sie hatten überaus viel Klugheit, Sicherheit und Ausdauer bewährt. Sie ſind indeß an dieſes Loos gewöhnt. Wir ſelbſt erfreuten uns nach dem langen Ritt des köſtlichſten Schlummers.

4. Juli.

Da Thingvellir einfachhin die intereſſanteſte Stätte von ganz Island iſt, wurde beſchloſſen, einen Tag daſelbſt zuzubringen. Es iſt zwar keine Burg, keine Kirche, kein Kanal, keine Straße, gar nichts von Menſchenhand, was an die geſchichtliche Bedeutung des Platzes erinnerte. Aber auch das iſt merkwürdig. Unter allem erdenklichen philoſophiſchen Gewäſch von Natur und Naturgeſetzen und Menſchheit und Menſchlichkeit hat das civiliſirte Wirbelthier der darwiniſtiſchen Weltanſchauung eigentlich Alles hinweggeräumt, was einfach, natürlich und menſchlich iſt: den ſchlichten, kindlichen Glauben an Gott, den patriarchaliſchen Zuſammenhang der Familie, die geſchichtlichen Staatsentwicklungen und Staatsformen, ſelbſt die Eigenthümlichkeit der Einzelvölker in Sitte, Gewohnheit, Tracht, Bauart, Lebensweiſe. Dafür hat er die Welt mit jenen poeſieloſen Gebilden ſeiner mechaniſchen Cultur überkruſtet, welche in dem Bedlam unſerer Großſtädte ihren Ausdruck findet: geſchmackloſe Prunkgebäude, zum Nutzen einiger Wenigen von dem Gelde der Vielen erbaut; ebenſo ſchwer verſchuldete als luxuriöſe Theater und Opernhäuſer, weiter und größer, als man einſt die Kirchen baute; Denkmäler von Leuten, die ſich auf Koſten der Andern Ruhm und Geld erworben haben; Tempel von wenigſtens 20 verſchiedenen Religionen, von denen keine die wahre ſein kann und auch keine eigentlich prakticirt wird; rieſige Gefängniſſe, Irrenhäuſer, Spitäler und daneben zahlloſe Beluſtigungsorte, um ſich einen Platz in jenen Inſtituten zu verdienen; zahlloſe, ungeheure Fabriken, welche dem Fleiße des Einzelnen ſein tägliches Brod hinwegdampfen, ihn ſelbſt zur Maſchine machen, um einigen Millionären ſchöne Villen bauen zu helfen; unabſehbare Bibliotheken, deren Inhalt kein einzelner Sterblicher mehr zu überſchauen vermag; Hunderte von Kunſtwerken aus ihrem natürlichen Boden hinweggeriſſen und zu wohlnumerirten Muſeen zuſammengeſtapelt, um der Neugier des Publikums zu dienen; die Mythologie aller Völker abermals

zum Pantheon versammelt, um den Menschen in seiner griechischen Nacktheit als Gott zu feiern, und daneben die Fauna und Flora aller Welttheile mühsam zusammengestellt, um dem hellenischen Gott seinen Platz unter den Wirbelthieren anzuweisen; endlich riesige Schulpaläste, Elementarschulen, Mittelschulen, Hochschulen, um 20 Jahre lang über Alles schwätzen zu lernen und am Ende mit dem demüthig-hochmüthigen Faust sich als skeptische Nichtswisser zu bekennen und Gott und Welt für ein Gretchen zu verkaufen! Cultur! Cultur! Ja, es ist der Mühe werth, Cultur zu kämpfen!

Wie athmete ich auf in dem stillen Thingvellir! Der ärmliche Pfarrhof, halb Bretterhaus, halb Erdhütte, und das ärmliche Kirchlein verschwanden gegen die weite, ungestörte Einsamkeit. Kein Nachen, kein Segel belebte die Spiegelfläche des Thingvalla-Sees; nur Rauchsäulen am fernen Ufer bekundeten, daß Feuersgewalt die wild zerklüfteten Berge rundum zum Kranze gereiht hatte. Schnee auf einzelnen Felsenzinnen verkündete den Sieg arktischer Kälte über die Gluth der Tiefe, und feierlich rauschte der Wasserfall in der allgemeinen Stille. Wie ein langgestrecktes, unheimliches Festungswerk dehnte sich dem Nordgestade des Sees entlang die Almannagiá; darüber erheben sich dunkle, kahle Berge. Zwischen der Almannagiá und dem See zieht sich eine weite niedere Fläche hin, felsig, aber nicht viel höher als der See, von langen Klüften durchfurcht. Nur in der Nähe siegt das Grün einiger Wiesen und die spärliche Felsvegetation über die Kahlheit des Felsens. Weiterhin ist Alles starr und todt, eine wahre Thebais. Und doch waltete über dieser Einsamkeit der Odem majestätischer Größe, glücklicher Freiheit und lebenskräftigen Volksthums. Thingvellir ist Islands Rütli und Olympia. Könige sind hier nicht begraben, Fürsten gab es hier nie; aber ein kräftiges, germanisches Volk hat sich hier über ein Jahrtausend einen Rest seiner alten Freiheit gewahrt und die heiligen Erinnerungen seiner Vergangenheit erneuert.

Heute, wo Hegels absolute Staatsmaschine sich so schön verwirklicht hat, daß uns nur ein heiliger Synod und eine ausschließliche Staatsreligion fehlt, sollte man eigentlich kaum glauben, daß die germanischen Stämme einst ganz unbändige Republikaner waren und sich anfänglich gar nicht an Könige gewöhnen konnten. Und doch ist es so. Thingvellir wird ewig ein Denkmal des Freiheitssinnes bleiben, der sie belebte. Nachdem der norwegische Viking Naddoddur 860 zuerst Island etwas erforscht, Floke Vilgerdarson dann einen Winter auf der Insel zugebracht hatte, dachte weder der Eine noch der Andere an eine bleibende Niederlassung daselbst. Der Eine nannte es Schneeland, der Andere Eisland. Das waren keine verlockenden Namen; obwohl Floke's Leute die Fischerei und die Grasplätze an den Flüssen und Bergen lobten, ja sogar von Wäldern redeten, so kam der Winter doch selbst diesen abgehärteten Abenteurern streng vor. Norwegen mit seinen Bergen und Gletschern, seinen Fjorden und Landseen, seinen herrlichen Birkenwäldern und Alpenwiesen, seinen Inseln und Bergthälern, seinen fischreichen Flüssen und Wasserfällen, seiner kräftigen Vegetation und seinem gemäßigten Klima ist ein so wunderbar schönes Berg- und Küstenland, daß man nicht begreift, wie

Jemand dieſes Land mit dem rauhen, öden Island vertauſchen mochte. Und doch, nur zwölf Jahre nach Naddoddur fanden ſchon norwegiſche Maſſenauswanderungen nach Island ſtatt, wie heute in die Vereinigten Staaten. Die ganze Bergherrlichkeit Norwegens verblich in den Augen dieſer freien Männer, als König Harald Schönhaar die bisherige Verfaſſung des Landes antaſtete, die unabhängigen kleinen Volks- und Gaukönige ihrer Macht beraubte, die alten Jarlsfamilien ſich dienſtbar machte, die zahlloſen von ihnen geleiteten kleinen Gemeinweſen oder Kleinſtaaten auflöste und alle Macht und alles Recht in ſeinen Scepter zu vereinigen ſtrebte. Da war dieſen Söhnen der Freiheit Norwegen keine Heimath mehr. Da verzichteten ſie auf Wald und Feld, auf ihre herrlichen Buchten und Inſeln. Islands Lavaklippen und unfruchtbaren Gletſcher ſchienen ihnen eine ſchönere Heimath zu bieten. Denn Island war noch frei. Dort konnte jeder Mann frei nach der Väter Sitte leben, ſich verbünden mit wem er wollte, ſich Recht ſprechen laſſen nach althergebrachter Gewohnheit. Dort drohte kein Uſurpator die patriarchaliſche Gewalt des Einzelnen zu verſchlingen. Mit Weib und Kind, mit Hörigen und Habe zogen ſie auf ihren Schiffen hin über's Weltmeer zu der ihnen noch unbekannten Inſel. So verurſachte die Herrſchſucht des Königs Harald Hárfagr die Gründung der isländiſchen Republik.

Mit ihrer Familien- und freien Staatsverfaſſung retteten die Auswanderer die Religion, die Sage, die Sitte, die Sprache und das Recht des alten Skandinavien hinüber auf die ſchwer zugängliche Felſenburg. Da ſollte Alt-Skandinavien unverändert fortleben, während das civiliſirte Europa Königsthrone baute und umwarf, Verfaſſungen errichtete und wieder zerſtörte, zur höchſten harmoniſchen Geiſtescultur emporſtieg und ſie dann gegen das Linſenmus des materiellen Fortſchritts vertauſchte. Kein Land Europa's hat ſo viele Reſte und Trümmer ſeines älteren, einfachen Culturlebens bewahrt, wie die freien Bauern und Fiſcher, welche in Island die Erbſchaft der Vikinger übernahmen.

Nach alter Überlieferung kamen ſchon im erſten Jahre der Einwanderung, 874, die freien Männer und Gutsbeſitzer (einen Adel gab es nie) zur Volksverſammlung zuſammen. Im Jahre 927 tritt der erſte Geſetzesſprecher (Lögſögumaðr), Namens Úlfjótr, auf. Er ging in dieſem Jahre nach Norwegen, um mit Hilfe ſeines Ohms Thorleifur hinn Spaki nach dem Vorbild des altſkandinaviſchen Grundrechtes (Gulaþingslög) ein eigenes Landrecht für Island auszuarbeiten. Dieſes Recht, nach dem Verfaſſer Úlfjótslög genannt, die Grundlage aller ſpäteren Geſetzgebung, wurde ſchon 930 eingeführt. Ein Pflegebruder Úlfjótrs, Grímur Geitſkór, mußte die ganze Inſel bereiſen, um eine gute Thingſtätte ausfindig zu machen. Außer dem Althing, das alljährlich am Donnerstag der 10. Sommerwoche eröffnet wurde, fand noch ein Thing im Frühjahr, ein anderes im Herbſte ſtatt.

Der Ritt zum Thing (þingför oder þingreið) war für die Isländer eines der wichtigſten jährlichen Geſchäfte. Meiſtens wurde er gemeinſam in größeren Schaaren gemacht. Reiche Höfdinge kamen mit einem Gefolge von 50 bis 70 Mann, die einen zwei bis drei, andere acht bis zehn Tagreiſen

weit, andere noch weiter. Der Ausdruck þingmannaleið, d. h. Tagreiſe auf der Thingfahrt, iſt bis zum heutigen Tag eine Art Zeitbeſtimmung geblieben und bedeutet die Entfernung, die man, ohne Überanſtrengung, bei längerer Reiſe an einem Tage reiten kann, wie ungefähr von Reykjavik nach Thingvellir. Proviant und Brennmaterial, Bretter und Tücher mußte Jeder ſelbſt mit ſich führen, um für die wenigſtens vierzehntägige Sitzung ſich ſeine Zelte (Búdir) aufſchlagen und ſich beköſtigen zu können. Auch Handwerker, beſonders Schuſter und Schwertfeger, Spielleute und Bierſieder, ſchlugen neben den demokratiſchen Staatsmännern ihre Buden auf. Denn das parlamentariſche Leben erzeugt Durſt, das Lederzeug litt bei dem vielen Reiten und zum Schwerte mußte in jenen thatkräftigen Zeiten öfter gegriffen werden, als in unſerem Jahrhundert der Federfuchſerei. Da ward es lebendig in Thingvellir. Bude ſtand an Bude, nach Bezirken und Gemeinden geordnet. Hundert Feuer loderten zwiſchen den Zelten empor; ganze Schaaren von Pferden weideten in der weiten Ebene bis in die Almannagiá hinauf und die ſie begrenzenden Berge. Zwiſchen den Verſammlungen fanden zur Erholung Ringſpiele, Ballſpiele, Pferderennen ſtatt. Alte Helden erzählten ihre Kämpfe zu Land und Waſſer, und die Jungmannſchaft horchte ihnen mit thatendurſtigem Eifer zu. Am mächtigſten pulſirte indeß der kräftige Volksgeiſt in den Verhandlungen ſelbſt.

Nichts lag dem germaniſchen Weſen ferner, als jene atomiſtiſche und abſtracte Auffaſſung des Einzelmenſchen, auf welcher ſeit Rouſſeau alle revolutionären Syſteme das Staatsweſen aufbauen. Nicht Alle waren gleich und nicht Alle gleich frei. Es gab Knechte und Hörige. Über ihnen ſtanden die freien, ſelbſtändigen Männer, meiſt Bauern oder kleine Gutsbeſitzer, je nach Beſitz, Talent und Einfluß ſehr verſchieden. Dieſe ſelbſt aber hatten ſich ſchon bei Beſitzergreifung des Landes zu kleinen, gemeindeartigen Staatsweſen zuſammengethan, die in der heidniſchen Zeit ihren eigenen Tempel hatten und ſo, religiös geeinigt, auch politiſch zuſammenſtanden. Der Erbauer des Tempels und ſein Erbe ward nicht nur Prieſter, ſondern auch politiſcher Vorſteher der Tempelgemeinde. Goði nannte man ihn. Das Wort weist unmittelbar auf Gott und Gottesdienſt hin; er hieß aber auch Häuptlingi (Höfðingi), Übermann (Yfirmaðr) oder Vormann (Fyrirmaðr). Wie er die vorgeſchriebenen Opfer darbrachte, ſo leitete er die Verſammlungen der Gemeinde, ſorgte für Frieden und Recht, beaufſichtigte Handel und Wandel, kurz vollzog alle Amtsverrichtungen eines patriarchaliſchen Oberhaupts. Er war weder König noch Volksvertreter, ſondern das erbliche Haupt freier, ſelbſtändiger Männer. Solcher Goden zählte man 39 auf Island. Nebſt dem Präſidenten oder Lögſögumaðr (und ſpäter den beiden Biſchöfen von Skálholt und Hólar) waren ſie die einzigen entſcheidenden Stimmberechtigten beim Thing; auf ihrem geſchichtlich und religiös geheiligten Senat ruhte die Fülle der bürgerlichen Gewalt. Jeder von ihnen durfte zwei Beiſitzer ernennen, die aber nur berathende Stimmen hatten. Durch ſie und noch andere vom Geſetz beſtimmte Mitglieder wuchs die geſetzgebende Verſammlung, die ſog. Lögretta, auf 144 Mitglieder an. Sie tagte auf abgegrenztem Raum,

am Geſetzesfelſen (Lögberg, Lögbergi), den während der Sitzung Niemand betreten durfte, ohne von dem Vorſitzenden ermächtigt zu ſein. Vom Lögberg aus wurden dem Volke dann die gefaßten Beſchlüſſe, Geſetze, Rechtsregeln, Verwilligungen, Entſcheide verkündet. Von hier aus gab der Lögſögumadr über die verſchiedenſten Fragen, Geſchäfte, Bekanntmachungen officiellen Beſcheid. Hier wurde „Geſetz“ geſprochen.

Das merkwürdigſte und tiefgreifendſte von allen dieſen Althingen war wohl das vom Jahre 1000. Schon ſeit mehreren Jahren war das Chriſtenthum, erſt durch ausländiſche Glaubensboten, dann durch bekehrte Isländer, auf der Inſel verbreitet worden. Mehrere Goden hatten es angenommen. Zum erſten Mal erſchienen die Chriſten mit dem Zeichen des Kreuzes und mit Weihrauchfäſſern am Lögberg. Ein Prieſter, Thormadr, las Meſſe am Fuße der Almannagiá, bei den Zelten der Weſtmänner. Unter den Heiden waren viele wankend geworden und glaubten nicht mehr an der Götter Macht, ſondern nur an die Kraft und das Siegesglück des eigenen Armes. Doch hingen andere noch zähe am alten Götzenthum. Ein ernſter Kampf drohte ſich zu entſpinnen und den furchtbarſten Religions- und Bürgerkrieg heraufzubeſchwören, als der Vorſitzende der Verſammlung, Thorgeir Godi Thorkelsſon (Lögſögumadr von 885—1001), eines der ſonderbarſten Compromiſſe vorſchlug, die in der Weltgeſchichte vorkommen. „Wir müſſen *ein* Geſetz und *eine* Sitte haben,“ ſo ſagte er, „denn das muß wahr ſein: slitist löginn, slitst ok friðurinn, iſt das Geſetz zerriſſen (zerſchlitzt), ſo iſt auch zerriſſen der Friede.“ Um mit der religiöſen Einheit auch die politiſche zu retten, beantragte der kluge Heide, daß alle Isländer das Chriſtenthum annehmen, ſich taufen laſſen und an einen Gott glauben ſollten. Dafür ſollten aber zu Gunſten des Heidenthums die geſetzliche alte Erlaubniß, Pferdefleiſch zu eſſen und Kinder auszuſetzen, beibehalten werden. Das Althing ging auf dieſen Vorſchlag ein, und im Laufe des Sommers empfing die ganze Thingwelt (þingheimur) das Bad der Wiedergeburt. Chriſten geworden, verzichteten die Isländer aber von ſelbſt hinterher auf die geforderten Conceſſionen. In weniger als einem Jahrhundert blühte durch ganz Island hin chriſtliches Leben und chriſtliche Cultur.

Nicht ohne Rührung betrat ich die Stätte, wo alter Überlieferung zufolge jene weittragende Verhandlung ſtattgefunden hat. Herr Pálsſon führte uns zur Lögretta und zum Lögberg, dann über den Fluß an die beiden Waſſerfälle der Almannagiá. Am Nachmittag fuhren wir auf einem Kahn auf dem ſtillen Thingvalla-See herum und ſangen die Muttergotteslieder von Maria-Laach. Gegen Abend ſtiegen wir in den weſtlichen Theil der Almannagiá hinauf. Dort überließ ich mich meinen Träumen, für die ich ſpäter in einer isländiſchen Elegie den beſten Ausdruck fand:

Island, mein ſeliges Heim, ſchneeſchimmernde, glückliche Mutter!
Wohin entſchwand dir dein Ruhm, Freiheit und männliche Kraft?
Alles, ach! wechſelt auf Erden, und deine ruhmreichen Tage
Leuchten wie nächtlicher Blitz fern aus entlegener Zeit.
Herrlich war einſt das Land; es ſtrahlten die Spitzen der Gletſcher

Schneeweiß auf himmliſchem Blau, ſchimmernd darunter das Meer.
Freudig ſchifften die Väter, der Freiheit rühmliche Helden,
Fern von Oſten daher zu der Glückſeligkeit Land.
Haus erhob ſich und Hof im blühenden Schooße der Thäler;
Glücklich durch Kunſt und durch Ruhm, Jeder das Seine genoß.
Wo von dem ſteinigen Hraun der Beilfluß toſend herabſtürzt
In die Almannagiá, tagten die Väter des Things.
Thorgeir führte das Wort, als das Volk ſich zum Glauben bekehrte,
Gizur und Geir erſchien, Gunnar, Hhjedinn und Niál.
Helden ritten durch's Land und herrlich gerüſtete Schiffe
Brachten, von Siegern geführt, reichliche Frachten an's Land.
Schwer iſt's, ſtille zu ſteh'n; die Menſchen bewegen ſich immer
Vorwärts oder zurück; Säumen entfernt ſchon vom Ziel.
Sechs Jahrhunderte floh'n; was hat unſer Wirken gefruchtet?
Strebten zum Guten empor wir auf dem richtigen Pfad?
Herrlich iſt noch das Land; es ſtrahlen die Spitzen der Gletſcher
Schneeweiß auf himmliſchem Blau, ſchimmernd darunter das Meer.
Doch wo vom ſteinigen Hraun der Beilfluß toſend herabſtürzt,
Tief in die Almannagiá, taget ſchon lange kein Thing.
Snorri's Zelt ward zur Hürde den Schafen, am heiligen Lögberg
Wuchern die Beeren am Strauch, Raben und Kindern zur Luſt.
Iſt es, ihr Jünglinge, wahr, Islands vollmündige Söhne,
Iſt unſer einſtiger Ruhm gänzlich verſchollen und todt?

A. Baumgartner S. J.

---

† P. Bernhard Rive S. J. †

Auch dieſes Jahr hat die Reihen unſerer Mitarbeiter um einen Mann gelichtet, dem wir wenigſtens ein kurzes Wort herzlichen Andenkens ſchuldig ſind. Sein Walten und Wirken reichte weit über den engen Kreis des Ordenshauſes hinaus, und er hat ſich um das katholiſche Volk Deutſchlands treulich verdient gemacht, bis der Culturkampf ihn in die Verbannung ſtieß und er, eines entſprechenden Wirkungskreiſes beraubt, allzu früh alterte und in fremder Erde ein Grab fand.

Den 11. December 1824 in Dorſten geboren, machte Bernhard Rive ſeine erſten Studien an dem Progymnaſium ſeiner Vaterſtadt, vollendete ſie an dem Gymnaſium von Recklinghauſen, widmete ſich an der Akademie zu Münſter dem Studium der Theologie, erhielt am 2. December 1848 die Prieſterweihe und arbeitete darauf als Seelſorgsgeiſtlicher in den Gemeinden Oſtenfelde und Stromberg in Weſtphalen. Schon während der Studienjahre war in ihm das Verlangen erwacht, ſich der Geſellſchaft Jeſu anzuſchließen,

die damals, aus der Schweiz vertrieben, in Deutschland ein weit ausgedehnteres Feld der Thätigkeit fand. Den Wünschen der Eltern, welche, bei aller Frömmigkeit, das Glück und die hohen Vorzüge des Ordenslebens nicht nach ihrem vollen Umfang zu schätzen wußten, entsprach der treue Sohn wohl insoweit, als er jenen inneren Ruf mehrjähriger, ernster Prüfung unterwarf; doch da derselbe nur immer stärker und mächtiger ward, zögerte er nicht länger, ihm zu folgen. Am 19. März 1851 trat er in das Noviziat zu Münster ein, wiederholte nach vollendetem Noviziat seine Studien und wurde dann, seiner hervorragenden oratorischen Begabung wegen, von den Obern zum Predigtamte ausersehen. Er ward erst Domprediger in Paderborn, dann in Münster, endlich 1859 in Köln. In letzter Stellung, später auch zugleich als Oberer des Ordenshauses zu Köln, wirkte er mit unermüdlichem Fleiße und wachsendem Erfolge, bis ihn 1872 das Jesuitengesetz in die Verbannung trieb. Vergeblich harrte er, mit Gebet und schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, dem Augenblicke entgegen, wo er mit seiner Rednergabe wieder dem deutschen Volke dienen könnte. In der unfreiwilligen Muße verzehrte sich rasch seine durch die größten Anstrengungen ungebeugte Kraft. Die letzten drei Jahre seines Lebens gestalteten sich durch zunehmende Kränklichkeit mehr zu einer Zeit des Leidens, als weiterer Thätigkeit. Er starb am 30. Juli d. J., an der Festvigil seines heiligen Ordensstifters Ignatius, sanft im Herrn, den sehnsuchtsvollen Ruf „Veni, Domine Jesu!“ auf den Lippen.

Obwohl P. Rive als Seelenführer und Ordensoberer überaus segensreich wirkte, so war das eigentliche Hauptfeld seiner Thätigkeit doch die Kanzel. Er war zum Redner geboren und erregte durch seine Predigten schon als junger Seelsorgspriester die öffentliche Aufmerksamkeit. Die unerschöpfliche Poesiefülle und Gemüthsinnigkeit, welche sich in den Predigten des sel. Bischofs Eberhard kundgibt, besaß er nicht, auch nicht die glänzende Improvisationsgabe, die gewinnende Herzlichkeit und die zündende Genialität des P. Roh. Weder seine Stimme noch sein Gestus war einnehmend; doch seine gewaltige, hünenhafte Gestalt mußte Jedem imponiren; sein Wort, schneidig und kraftvoll, brach aus der tiefsten Überzeugung hervor und fesselte den Verstand des Hörers mit unwiderstehlicher Gewalt. Aus den bewährtesten Fundgruben der scholastischen Theologie, besonders dem hl. Thomas und seinem vorzüglichsten neueren Commentator Suarez geschöpft, mit rastlosem Bienenfleiß durchgearbeitet, mit scharfem Blick auf die Bedürfnisse der Gegenwart angewandt, in klarer, nerviger Sprache vorgetragen, machte der reiche, gründliche, solide Stoff einen ähnlichen Eindruck, wie der Mann selbst, denjenigen überwältigender Kraft, tiefen Ernstes, hellen Blickes und unbeugsamen Willens. Er stand der seichten Gedankenarmuth der modernen Welt mit dem ganzen unerschöpflichen Reichthum der alten Scholastik gegenüber; von der idealen Höhe ihres Standpunktes schaute er mit ungetrübtem Auge in den Wirrwarr hinein, den der Protestantismus in Deutschland angerichtet, baute in faßlichen, festen Umrissen vor dem Auge des Zuhörers die für veraltet oder überwunden geltende katholische Doctrin gleichsam wieder neu auf und

entwickelte deren praktiſche Conſequenzen in kraftvollem Pathos. Weil er unermüdlich weiterſtudirte, blieb er immer neu; weil er mehr auf Verſtand und Willen als auf Phantaſie und Gefühl losging, hatte er von der Veränderlichkeit dieſer letzteren nicht zu leiden: der einmal gewonnene Zuhörer blieb ihm treu, er fand ſtets neue Anregung, geiſtige Nahrung und gründliche Befriedigung. Lange bevor die Scholaſtik durch Leo XIII. ihre officielle Wiederherſtellung feierte, hatte P. Rive in ihr die Löſung der größten Zeitfragen geſucht und gefunden, ſeine Kanzelberedſamkeit zugleich mit dem tiefſten Gehalt und praktiſcher Bedeutung durchdrungen und über zwölf Jahre lang eine ſehr auserwählte Zuhörerſchaft an ſeine Kanzel gefeſſelt. Seine Vorträge über Papſtthum und Infallibilität haben weſentlich dazu beigetragen, die Entwicklung des ſogen. Altkatholicismus in Köln auf ein winziges Maß zu beſchränken; er hat ſich die Verbannung dadurch redlich verdient.

Erſt als ihm ſeine Thätigkeit als Kanzelredner abgeſchnitten war, wandte ſich P. Rive hauptſächlich ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit zu. Er verfaßte für die „Stimmen" jene inhaltreichen Artikel über die „Ehe", die ſpäter mit Erweiterungen und Zuſätzen auch als ſelbſtändiges Werk erſchienen ſind. Dann arbeitete er vollſtändig neu eine Sammlung dogmatiſcher Predigten auf die Feſte des Herrn aus. Eine Predigtſammlung auf die Feſte der ſeligſten Jungfrau liegt nahezu vollendet im Manuſcript vor. Dieſe Predigten bieten dem Klerus eine Fülle von dogmatiſchem Stoff, wie man ſie ſelten in anderen Predigten beiſammen findet, oratoriſch disponirt und in einfachem, aber großem Stile entwickelt. Das iſt das ſchönſte Denkmal des gewaltigen Redners, der nicht ſich, ſondern Gott und das Heil ſeiner Zuhörer ſuchte. Was er tief durchdacht und hinreißend ausgeſprochen, wird im Herzen und Munde Anderer weiterleben, wenn auch die gegenwärtige Generation ausgeſtorben ſein wird. R. I. P.

Recenſionen.

Theologia moralis, auctore *Augustino Lehmkuhl*, Societatis Jesu sacerdote. Cum approbatione archiep. Friburg. et super. ordinis. Vol. I. Continens theologiam moralem generalem et ex speciali theologia morali tractatus de virtutibus et officiis vitae christianae. 8°. XIX et 783 p. — Vol. II. Continens theologiae moralis specialis partem secundam seu tractatus de subsidiis vitae christianae cum duplici appendice. 8°. XVI et 847 p. Friburgi, Herder, 1884. Preis: *M.* 18.

Der hl. Thomas verlangt von einem Lehrer der höhern Wiſſenſchaften, daß er ein Mann von Geiſt ſei. Dieß zeigt ſich aber nach dem heiligen Lehrer, wenn er es verſteht, unter demjenigen, was ſich überhaupt zum Vortrage eignet, gerade das Beſte auszuwählen, und wenn er nicht Alles nur aus fremden Schriften hat, ſondern Einiges auch ſeiner eigenen Erfindungsgabe verdankt (De eruditione principum l. IV. c. 9). Was hier der heilige Thomas von einem Profeſſor fordert, das muß unbedingt in einem noch höhern Grade von einem wiſſenſchaftlichen Schriftſteller gefordert werden; denn es iſt ſo recht eigentlich dieſes Schriftſtellers Sache, auf Grund und unter Benutzung der beſten bisherigen Errungenſchaften die Wiſſenſchaften weiter zu fördern. Nach meiner Meinung hat nun der Verfaſſer des vorliegenden Werkes dieſen Anforderungen in hohem Grade entſprochen.

Das Moralwerk des P. Lehmkuhl zeichnet ſich durch Vollſtändigkeit, ſowie durch wiſſenſchaftliche Methode, Gründlichkeit und Klarheit aus.

Daß es recht reichhaltig und vollſtändig ſei, wird Jedem bereits klar, wenn er den Generalindex durchgeht, und dann irgend eines der verſchiedenen Kapitel, ſowie die Artikel und Paragraphen, in welche die verſchiedenen Oberabtheilungen des Werkes eingetheilt ſind, einer genaueren Prüfung unterzieht.

Die Methode aber, welche der Verfaſſer durchgehends zur Anwendung bringt, iſt folgende. Zuerſt entfaltet er in einer Reihe fortſchreitender Sätze oder Theſen den ganzen, oder auch je nachdem einen Theil des zur Behandlung kommenden Gegenſtandes. Dann fügt er in Kleindruck Auseinanderſetzungen bei, die dem Verſtändniß oder der Begründung der einzelnen Aufſtellungen dienen. Zum Schluſſe werden gewöhnlich noch einmal jene Momente ganz kurz hervorgehoben, auf welche der Beichtvater ein beſonderes Augenmerk haben muß.

So hebt ſich in der That durch Anordnung und Druck das Weſentliche

von dem Unweſentlichen und Nebenſächlichen recht deutlich ab. Es iſt auch überhaupt eine große Sorgfalt darauf verwendet, daß dem Leſer nicht nur das Auffinden der betreffenden Materien leicht werde, ſondern auch die relative Bedeutung des Geſagten ſofort in die Augen ſpringe. Dem erſtern Zwecke dienen außer dem ſehr ausführlichen Index rerum die präciſen Seitenüberſchriften und die durch den ganzen Band fortlaufenden Randnümmerchen; dem letztern Zwecke dient der vielfach verſchiedene Druck, der aber niemals ſo winzig wird, daß er das Auge beleidigte.

Aus dem reichen Inhalte des Werkes kann ich hier nur Einzelnes herausgreifen, um daran einige Bemerkungen zu knüpfen.

Im generellen Theile des erſten Bandes kommt ſelbſtverſtändlich auch der Probabilismus als Syſtem zur Sprache. Bisher behandelte man den Probabilismus in der Lehre vom Gewiſſen. Davon iſt P. Lehmkuhl abgewichen, und mit Recht. Wir zweifeln nicht, die von P. Lehmkuhl dem Probabilismus als Moralſyſtem angewieſene Stelle iſt die richtigere. Der Probabilismus gehört in die Lehre vom Geſetze, und ſpeciell unter die Frage nach der Sicherheit, welche ein Geſetz haben muß, um zu verpflichten. Damit denn tritt auch ſofort das eigentliche Princip des Probabilismus in den Vordergrund, und das ganze Syſtem erhält das richtige Licht. Lex dubia non obligat. Das iſt der Kern und Stern des Probabilismus.

Und in der That iſt die Stellung, welche der Probaliliſt ſeinem Syſtem gemäß einnimmt, ausnahmslos folgende. So lange als eine Handlung oder eine Unterlaſſung von keiner Seite unter ein hinlänglich erwieſenes Geſetz fällt, bleibt die moraliſche Freiheit fortbeſtehen. Wenn aber auch nur von einer einzigen Seite, ſei es direct oder indirect, ein moraliſch gewiſſes Geſetz nachgewieſen wird, das eine Handlung oder eine Unterlaſſung fordert, ſo tritt ſofort die Verpflichtung ein. Es dreht ſich die ganze Frage um dieſen einen Punkt: Kann ſtrenge bewieſen werden, daß ein Geſetz unfähig iſt, eine Verpflichtung herbeizuführen, wenn deſſen Exiſtenz entweder abſolut für Alle oder doch wenigſtens für den Betreffenden auch dann noch unſicher bleibt, nachdem alle zur Auffindung der Wahrheit nöthige Sorgfalt nach Maßgabe der Verhältniſſe angewendet worden iſt?

Aus P. Lehmkuhls Darlegung geht dann aber auch noch ferner, und zwar klarer als bisher, hervor, daß es der Probabilismus als Syſtem 1. nur mit Rechtsfragen, durchaus nicht mit etwas rein Thatſächlichem zu thun hat; und daß er 2. bloß nach einer einzigen Rechtswirkung, nach der Gewiſſensverpflichtung als ſolcher fragt, nicht aber nach irgend einer andern Wirkung der Geſetze als z. B. nach der Giltigkeit oder Rechtsbeſtändigkeit eines etwa geſetzten Actes. Hierdurch iſt der für jedes wiſſenſchaftliche Syſtem ſo mißliche Schein beſeitigt, als ob es vom Probabilismus Ausnahmen gäbe. Hierdurch gewinnen aber auch gewiſſe ſogen. Hilfsprincipien ihre rechte Stellung, wie z. B. der Grundſatz: In dubio judicandum est ex ordinarie contingentibus, oder der andere: In dubio standum est pro eo, pro quo stat praesumptio. Da nämlich derartige Grundſätze ſich mit rein Thatſächlichem befaſſen, ſo haben ſie mit dem Probabilismus als wiſſenſchaftliches Syſtem nichts

zu thun. Ebenso berührt der Grundsatz: In pari causa vel dubio melior est conditio possidentis, soweit er überhaupt hier in Betracht kommen kann, den Probabilismus nur indirect, indem er möglicherweise von Einfluß ist für den Nachweis der moralisch sichern Existenz eines Gesetzes, oder insofern er dienen kann, die Freiheit als die primitivere Gottesgabe gegen die Beschränkungen eines unsichern Gesetzes in Schutz zu nehmen. Wie schon aus dem Vorhergehenden zur Genüge erhellt, tritt P. Lehmkuhl für den soliden und echten Probabilismus in die Schranken. Er weist schlagend nach, daß wenn auch der hl. Alphons zuletzt, durch gewisse Zeitverhältnisse veranlaßt, den einfachen Probabilismus zu verlassen schien, er thatsächlich demselben stets treu blieb. Auch die modernsten Einwendungen von E. Müller, Pruner, von Linsenmann gegen den Probabilismus sind, so will mir scheinen, von P. Lehmkuhl siegreich zurückgewiesen.

Aus dem generellen Theil will ich einen Punkt namhaft machen, an den ich die verbessernde Hand des Verfassers gelegt sehen möchte. Auch die motus primo-primi, welche im Willen entstehen, sollten unter das voluntarium eingereiht werden; das geht nicht bei der Definition, die P. Lehmkuhl gibt.

Die ganze Tugend- und Pflichtenlehre des christlichen Lebens und die verschiedenen Verletzungen derselben kommen in zwei Büchern zur ausgiebigen Besprechung. Im Allgemeinen schließt sich hier der Verfasser an den Dekalog an, jedoch so, daß über diese praktische Rücksicht die berechtigten Ansprüche der Wissenschaft nicht vergessen werden. Und deßhalb kommen denn auch endlich wieder gewisse Punkte der christlichen Sittenlehre zur Erörterung, die wir leider in manchen neuern Moralwerken gar zu sehr vermißten.

Besonders in den Ausführungen des Verfassers über die Tugend der Gottesverehrung findet sich des Trefflichen viel. Ich glaube jedoch, daß sich der Verfasser namentlich um die Klarstellung eines bisher sehr controvertirten Punktes große Verdienste erworben hat, ich meine um die Frage, worin die Solemnität der religiösen Ordensgelübde eigentlich besteht. Diese Frage ist meinem Ermessen nach mit vollendeter Meisterschaft erörtert. In Zukunft wird hier wenig zu thun übrig sein.

Wenn jedoch der Verfasser es als ausgemachte Sache hinstellen will, daß in gewissen Orden der Ordensobere vermöge des Gehorsamsgelübdes rein innere Acte befehlen könne, so dürfte er in dem Punkte doch wohl Widerspruch finden. In der That verneinen denn auch sehr viele Autoren diese Befugniß, wie Sanchez, Rodriguez, Lezana, Azor, Miranda, Pellizarius u. A. Lugo in seinen Responsa moralia (l. 6. dub. 7.) bezweifelt selbst die Möglichkeit, sich zu einem solchen Gehorsame durch ein eigentliches und wahres Gehorsamsgelübde zu verpflichten. Auch möchte der innere Grund, den P. Lehmkuhl für seine Ansicht aus der Irritationsgewalt der Obern bezüglich innerer Acte ihrer Untergebenen herleitet, viel zu weit führen.

Das schwere Kapitel von der Mitwirkung zur fremden Sünde scheint mir besonders gelungen zu sein.

Bei genauerer Betrachtung des Dekalogs zeigt sich bald, daß die zweite

Tafel im fünften Gebote ihren Mittelpunkt hat. Dieſer iſt nämlich aller irdiſchen Güter höchſtes, das menſchliche Leben. „Du ſollſt nicht tödten.“ Oder beſchäftigt ſich nicht das vierte Gebot mit den Pflichten, welchen wir den Principien unſeres Lebens ſchulden? Das ſechste aber hat die rechtmäßige Fortpflanzung des menſchlichen Lebens zum Gegenſtande. Als Objecte des ſiebenten und achten Gebotes ſtellen ſich diejenigen Güter dar, welche entweder die phyſiſche Unterlage unſeres Lebens bilden, und ohne welche das menſchliche Leben ſchlechthin unmöglich wird (ſiebentes Gebot), oder aber diejenigen Güter, die dem menſchlichen Leben erſt ſeine Würde und Ehre verleihen, und ohne welche das Leben zu troſtloſer Niedrigkeit herabſinkt (achtes Gebot). Das neunte und zehnte Gebot endlich regeln die rein inneren Acte des Menſchen in Bezug auf dieſe Lebensgüter.

Das iſt der Ideenkreis, welcher den zweiten Theil des Dekalogs beherrſcht. Ihn hebt auch P. Lehmkuhl unter etwas andern Titeln in den Überſchriften der verſchiedenen Tractate hervor. So wird z. B der Pflichtenkreis des vierten Gebotes unter folgendem Titel behandelt: „Von den Pflichten und Sünden, welche das Gut der ſocialen Ordnung betreffen.“ Und in der That hat man als die Principien unſeres Lebens nicht bloß die Eltern, ſondern auch das Vaterland, beziehungsweiſe das öffentliche Gemeinweſen, dem wir angehören, anzuerkennen. Hier finden wir mithin nicht bloß die Pflichten behandelt, welche die Kinder ihren Eltern und umgekehrt ſchulden, ſondern ebenſo die Pflichten der Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten und umgekehrt, ſowie andere hierhin gehörige ganz analoge Pflichten.

Die Behandlung des fünften Gebotes trägt die Überſchrift: „Von den Pflichten und den Sünden in Bezug auf das Individualwohl des einzelnen Menſchen, ſein Leben und ſeine Perſon.“ Dieſer Tractat bringt wiederum eine recht ausgiebige Discuſſion eines in neueſter Zeit viel controvertirten Punktes. Sie wird manchem Leſer ſehr erwünſcht kommen. Es handelt ſich um die Erlaubtheit des Abortus und der Kraniotomie in gewiſſen extremen Fällen. Niemand wird dieſe Abſchnitte aus der Hand legen, ohne dem Fleiße und dem Scharfſinn des Verfaſſers Anerkennung zu zollen.

Auch die übrigen Gebote ſind recht gründlich und allſeitig bearbeitet, und mit dem ſichtlichen Beſtreben, ſich ſowohl von unberechtigter Strenge als von ungebührlicher Milde überall fern zu halten.

Der zweite Band iſt dem erſten durchaus ebenbürtig, was Vollſtändigkeit, Klarheit, Gediegenheit der Lehre angeht. Des Neuen iſt hier zwar weniger, wie es die betreffenden Materien naturgemäß mit ſich brachten. Oder wird etwa Jemand in der Lehre von den Sacramenten (erſtes Buch) und in derjenigen von den kirchlichen Strafen (zweites Buch) viel Neues erwarten?

Um nun doch Einiges anzuführen, von dem ich glaube, daß man es bei andern Autoren gar nicht oder nicht ſo ausführlich antreffen wird, ſo erwähne ich die gelungenen Erläuterungen, welche der Verfaſſer dem Decrete des heiligen Officiums vom 17. Dec. 1868 angedeihen läßt. Es handelt ſich in demſelben um die Frage, ob Convertiten vom Proteſtantismus, welche man in England bedingungsweiſe zu taufen pflegt, zu einer vollſtändigen Beicht anzuhalten

ſeien oder nicht. Manche meinten, das ſei nicht nothwendig; Andere behaupteten die Nothwendigkeit. Die Congregation ſchloß ſich dieſen Letztern an und bejahte die Frage, indem ſie zugleich verordnete, man ſolle ein bereits am 14. Juni 1715 erfloſſenes Decret den Frageſtellern aushändigen. Dieſes Decret dürfte Manchen beim erſten Anblick etwas ſtutzig machen. Oder hat nicht das heilige Officium ein Grundprincip des Probabilismus: obligatio dubia obligatio nulla, in demſelben verläugnet? P. Lehmkuhl verbreitet ſich alſo darüber, wie dieſes Decret auch vom Standpunkte des Probabilismus recht gut vertheidigt werden kann, und das in höchſt geiſtreicher Weiſe. Doch hätte ich gern ausdrücklich hervorgehoben geſehen, daß es zum Wenigſten höchſt zweifelhaft iſt, ob die Gründe, welche ſowohl im achtzehnten Jahrhundert, in einem einzelnen Falle, als heutzutage gemeiniglich bei Converſionen in England eine bedingungsweiſe Wiederholung der Taufe veranlaſſen, einen poſitiv probablen Charakter für die Ungiltigkeit der frühern Taufe an ſich tragen.

Einen nur zu oft vernachläſſigten Geſichtspunkt hebt der Verfaſſer bei der Frage nach dem zureichenden Charakter einer *nur* auf zeitlichen Beweggründen beruhenden Reue für den Empfang des Sacramentes der Buße hervor. Eine Reue, welche nicht als die Wurzel eines über Alles feſten Vorſatzes erfaßt werden kann, iſt für jenen Zweck abſolut unzureichend.

Auch was P. Lehmkuhl über die jurisdictio dubia und über die jurisdictio probabilis ſagt, iſt ſehr geeignet, dieſe in ihren Unterſchieden recht klar an's Licht treten zu laſſen. So wird die ſehr reſervirte Haltung gerechtfertigt, welche der hl. Alphons von demjenigen fordert, der bloß eine jurisdictio dubia beſitzt, während er dem mit einer jurisdictio probabilis Ausgeſtatteten ziemlich freien Spielraum gewährt.

Es ſind in den letzten Jahren wiederholt Decrete theils der heiligen Pönitentiarie, theils des heiligen Officiums erfloſſen, welche in ſehr entſchiedener Weiſe zum Ausdruck bringen, daß ein etwa ſtattgefundener Inceſt unter Strafe der Ungiltigkeit im Bittgeſuch um Ehedispens angegeben werden müſſe. Die gegentheilige Anſicht war bis in die neueſte Zeit von vielen und hervorragenden Theologen vertheidigt worden. Obſchon nun ſolche Decrete nicht infallibel ſind, ſo wohnt ihnen doch eine hohe Bedeutung inne. Es tauchte daher die Meinung auf, die Note des P. Ballerini zu Gury II. n. 867, in welcher die entgegengeſetzte Doctrin mit vieler Erudition vertheidigt wird, dürfe in einer etwaigen neuen Auflage nicht ſtehen bleiben. Das heilige Officium aber entſchied, daß nach Aufnahme ſeiner eigenen Decrete bezüglich der Nothwendigkeit oder Nichtnothwendigkeit der Angabe des Inceſtes bei Dispensgeſuchen allerdings die Note des P. Ballerini wieder abgedruckt werden dürfe. Dieſes Factum referirt P. Lehmkuhl in folgender Weiſe: „Nihilominus S. Officium permisit, ut simul cum his decretis Ballerini in notis ad Gury II. n. 867 doctrinam contrariam historice descriptam traderet.“ Das dürfte den Sinn nicht richtig wiedergeben. Das heilige Officium nämlich erlaubte poſitiv, daß P. Ballerini's Note ſo, wie ſie iſt, wieder abgedruckt werde. In ihr wird aber die entgegengeſetzte Doctrin nicht bloß hiſtoriſch

referirt, sondern, soviel P. Ballerini das zu thun im Stande war, mit historischen Documenten vertheidigt. Vielleicht wäre es auch angezeigt gewesen, ausdrücklich hervorzuheben, daß das heilige Officium durchaus nicht die Absicht haben konnte, in seinem Decrete etwas gesetzgeberisch festzustellen, sondern bloß eine Gesetzesinterpretation zu geben.

Zum Schlusse sei das treffliche Werk, die Frucht jahrelanger Studien, nochmals Allen, welche sich mit der christlichen Moral beschäftigen, besonders aber den Herren Seelsorgern, bestens empfohlen [1].

V. Frins S. J.

Geschichtliche Bilder und Darstellungen für Schule und Haus bearbeitet von Dr. **Ernst Hoffmann.** 1. Das Alterthum. VIII u. 264 S. — 2. Das Mittelalter. 336 S. — 3. Die Neuzeit. 367 S. Mainz, Kirchheim, 1884. Preis: *M.* 7.25.

Die Zeiten sind, Gott sei Dank, vorbei, wo wir Katholiken ruhig der protestantischen Geschichtsmacherei zusahen und alles für baare Münze annahmen, was uns von daher zukam. Dieß erklärt denn auch den Zorn gewisser Gelehrten, daß ihnen das so lange eifersüchtig bewachte Monopol entrissen ist. Es genügt aber nicht, daß durch gelehrte, quellenmäßige Arbeiten der seit Jahrhunderten aufgehäufte Schutt weggeräumt wird; noch größerer Nutzen wird erzielt, wenn die Resultate solcher nur für engere Kreise bestimmten Werke in ansprechender Form auch dem Volke zugänglich gemacht werden. Dieß Ziel verfolgt auch Dr. Ernst Hoffmann in seinen geschichtlichen Bildern und Darstellungen für Schule und Haus. Es „ist mein Ziel gewesen," heißt es im Vorwort, „auf Grund der Ergebnisse der Wissenschaft ein Buch zu schaffen, durch das der weite Kreis der Nichtgelehrten die Gegenwart aus der Vergangenheit verstehen lernen könnte". Der Verfasser hat diese Aufgabe mit Geschick gelöst. Wir sind überzeugt, es wird den meisten Lesern gehen wie uns, sie werden die frisch und packend geschriebenen Bilder und Darstellungen mit dem größten Interesse lesen, und zwar nicht einmal, sondern öfters. Dr. Ernst Hoffmann versteht es, seinen Leser zu fesseln.

Im ersten Bande entrollt er vor uns das farbenreiche, großartige Bild der alten Reiche des Orients und Occidents bald in Personenschilderungen, bald in treffenden Beschreibungen von Land und Leuten.

Wohl die schönsten Bilder und Darstellungen bietet uns der Verfasser im zweiten Bande: Die christliche Zeit von der Geburt Jesu Christi bis zur Entdeckung Amerika's. Es wird uns wirklich schwer, zu entscheiden, welchem Bilde wir den Vorzug geben sollen. Geradezu prachtvoll ist die Schilderung des Ritterthums (S. 193—209). Doch möchten wir im Interesse einer zweiten Auflage einige Änderungen in diesem Bande wünschen. Was der Verfasser am Schlusse seiner herrlichen Schilderung des Kampfes

[1] Die erste, starke Auflage war, wie wir vernehmen, bereits bald nach Erscheinen des zweiten Bandes vergriffen. Eine zweite, noch stärkere Auflage ist jedoch schon seit einiger Zeit unter der Presse.

zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. mit der Bemerkung, die Ausführung seiner Pläne habe den Papst in einzelnen Stunden mit einem gewissen Stolze erfüllt (S. 125), sagen will, ist schwer verständlich; besser wären diese Worte ganz weggeblieben. Ebenso störend ist S. 135 der Satz: „Solche Überreste nannte man Reliquien", da dieses sich nur auf „allerhand unbedeutende Dinge" beziehen kann, die man „für Überreste aus den Zeiten Jesu und der Apostel" ausgab (S. 134). Ferner hätte der Verfasser bei Schilderung des so tragischen Unterganges der Hohenstaufen den tieferen Grund desselben hervorheben müssen. Dieselben haben Macht und Talent an ein Wagniß gesetzt, das noch stets unglücklich endete. Denn wer immer gegen den Felsen Petri anstürmt, wäre er auch der mächtigste und staatsklugste Monarch, wird keine Trophäen davontragen, vielmehr sich selbst zu Grunde richten. Dieß hätte Hoffmann betonen müssen. Statt dessen schreibt er: „Man sieht aus dem schrecklichen Ende der Familie . . ., daß die Verhältnisse und Umstände mächtiger sind, als der mächtigste Mensch" (S. 193). Schließlich fiel uns sehr auf, daß Hoffmann bei der Schilderung der Culturzustände am Ausgange des Mittelalters Joh. Janssens Geschichte des deutschen Volkes 1. Bd. so wenig verwerthet hat. Wir glauben, es ließe sich doch aus den Resultaten der dort niedergelegten Forschungen ein günstigeres Bild der mittelalterlichen Zustände entwerfen.

Der dritte Band schildert in ebenso gewandter als formvollendeter Darstellung die Neuzeit, die so viele Revolutionen auf religiösem, wissenschaftlichem und wirthschaftlichem Gebiete hervorgerufen hat. Die Bilder aus der Entdeckung Amerika's treten uns gleich am Portale der neueren Zeit entgegen und fesseln nicht wenig. Es folgen dann die traurigen Anfänge der sogen. Reformation. Obschon wir die ruhige, objective Darstellung nur loben können, hätten wir doch sehr gewünscht, daß Luther kräftiger gezeichnet worden wäre. Dadurch würde auch klar werden, daß die Reformation in Deutschland nicht mehr „aus dem Gemüthe und der Speculation hervorging" (S. 102), als in andern Ländern. Wie der Verfasser Seite 49 behaupten kann, Friedrich der Weise, der doch „offenkundiger, wenn auch vorsichtiger Freund Luthers" war, habe „zum großen Schaden des deutschen Landes und Volkes" die Kaiserkrone abgelehnt, verstehen wir nicht. Seine Wahl hätte der sogen. Reformation nur noch mehr Vorschub, wenn nicht vollständigen Sieg gesichert. S. 80 mußte nothwendig noch betont werden, daß Franz I. den traurigen Ruhm hat, Karl V. verhindert zu haben, die Reformation im Keime zu ersticken. Die Bemerkungen über die Jesuiten bedürfen ebenfalls einer Berichtigung. Daß z. B. die Jesuiten, wie wir S. 128 lesen, in England nichts von Bedeutung ausrichteten, darf wohl nicht behauptet werden. Die Erhaltung und Ausbreitung des Katholicismus ist doch gewiß eine schöne Frucht der englischen Martyrprovinz.

Zu den weiteren Darstellungen möchten wir uns noch folgende Ausstellungen erlauben. Der große Kurfürst dürfte nach den Ausführungen Onno Klopps in seinem trefflichen Werke „Das Jahr 1683 u. s. w." unsere Sympathien weniger verdienen, als der Verfasser sie ihm bezeugt. Ebenso ist

Kaiser Leopolds Heldengestalt viel zu wenig hervorgehoben. Die Schilderung der Begegnung des Kaisers mit Johann Sobieski (S. 221) steht im geraden Gegensatz zu dem von Onno Klopp a. a. O. S. 321 mitgetheilten Berichte.

Zum Nachwort S. 364 noch eine Bemerkung. Wozu katholische Leser an protestantische Autoren weisen, da wir gute eigene Weltgeschichten haben? Besonders auffallend war uns, daß der Verfasser Dr. Weiß' Weltgeschichte nicht angibt.

Wir haben diese Ausstellungen nur gemacht, weil wir mit dem Verfasser wünschen, daß eine zweite Auflage in Wirklichkeit eine „verbesserte" werden möge. Doch auch in seiner jetzigen Gestalt wird sich „dieß Buch, das aus Liebe zum Volke und zur Schule aus der Schule hervorgevorgegangen ist, viele Freunde erwerben und reiche Frucht schaffen".

W. Pleukers S. J.

Der Freiin **Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff** gesammelte Werke. Herausgegeben von **Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff.** Nach dem handschriftlichen Nachlaß verglichen und ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von **Wilhelm Kreiten.** Erster Band, zweite Hälfte: Das Geistliche Jahr. 264 S. Münster, Nasse, 1884. Preis: *M.* 2.50.

Diese Sammelausgabe muß von allen Freunden der neueren Literatur, zumal katholischerseits, freudig begrüßt werden. Dieselbe wird, wie wir zum Theil aus dem ersten Halbband bereits ersehen, zur endgiltigen Feststellung des Textes und zum richtigen sachlichen und ästhetischen Verständnisse erheblich beitragen, außerdem aber ohne Zweifel noch manche Einzelheiten aus dem handschriftlichen Nachlasse bieten, welche zur allseitigen Beurtheilung des Lebens- und Entwicklungsganges der hervorragenden Dichterin unerläßlich sind (vgl. diese Blätter, Jahrg. 1883). Einer eingehenden Behandlung und genaueren Erläuterung sind Leben und Werke Annettens nicht nur durchaus würdig, sondern auch in gleichem Maße bedürftig. Der Text ihrer Dichtungen ist nichts weniger als leicht verständlich, die Ideen werden manchmal problemartig dunkel vorgetragen und sind dabei oft von ungewöhnlicher Tiefe; endlich trägt Leben und Schaffen überall das Gepräge eines zwar siegreichen, aber doch nie völlig abgeschlossenen Kampfes. Es ist darum, wie ihre Worte und Gedanken, so auch ihr ganzes Streben, selbst ihre sittlich-religiöse Richtung, dem Mißverständniß ausgesetzt, und eine neue, umfassende, gründliche Behandlung sehr willkommen.

Die Stellung, welche dem „Geistlichen Jahre" an der Spitze der gesammelten Werke angewiesen ist, gebührt demselben aus manchen Gründen. Die erste Hälfte wurde 1820 und die zweite erst zwanzig Jahre später vollendet; daraus läßt sich bereits schließen, daß diese Sammlung, zumal sie lyrische Gedichte enthält, für die Beurtheilung des Charakters und der Richtung der Dichterin von besonderer Wichtigkeit sein muß. Dieselbe kann auch mit gutem Rechte das vorzüglichste, muß jedenfalls das ideenreichste und ideentiefste, ja, wie uns scheinen will, dasjenige Werk genannt werden, das

als Ganzes den bestbefriedigenden Eindruck macht. Wie hoch Annette selbst darüber, vornehmlich wegen des bedeutenden Gegenstandes, dachte, beweist zur Genüge ihre Äußerung, „es würde zur Zeit, wo ihr ganzes irdisches Streben ihr wohl thöricht erscheinen werde (in der Ewigkeit!), dieses Buch vielleicht das einzige sein, dessen sie sich dann erfreuen könne"; sie hielt die Herausgabe dieser Lieder für „das Nützlichste, was sie ihr Leben lang leisten könne".

Es ist auffallend, wenn eben diese von der Dichterin selbst betonte Bedeutung des „Geistlichen Jahres", wie sich dieselbe in der erwähnten Bevorzugung durch den Herausgeber allerdings ausspricht, Verdacht zu erregen scheint, es möchte bei einem solchen Verfahren das wahre und treue Bild Annettens entstellt werden. Es heißt in den „Blättern für literarische Unterhaltung", Feuilleton zu Nr. 9, wörtlich: „Die Gesammtausgabe wird eröffnet mit dem ‚Geistlichen Jahr' und religiösen Gedichten. Das ‚Geistliche Jahr' wird eine Lebensdichtung der Freiin im eigentlichsten Sinne des Wortes genannt. Wir wünschen nur, daß in dieser Ausgabe das Bild, das unsere Nationalliteratur von der Freiin Droste-Hülshoff aufbewahrt, nicht verdunkelt wird durch das Hervorsuchen derjenigen Dichtungen, die eine mehr specifisch-katholische Tendenz zur Schau tragen."

In einer Gesammtausgabe ist doch von einem Hervorsuchen gewisser Dichtungen nicht viel zu fürchten. Auf specifisch-katholischem Boden aber spielt auch das „Hospiz" und der „Walther"; auch die Lösung im „Roßtäuscher" ist gewiß nicht protestantisch. Überhaupt beruht es auf Mißdeutung oder unbilliger Urgirung einzelner Stellen, wenn man den vollen und ganzen Katholicismus einer Dichterin abspricht, welche nach Verurtheilung der Hermesianer (deren Geist man bei ihr hat wittern wollen) auf eine neugierige Frage kurz erwiederte: „Rom hat gesprochen; ich weiß nicht, wie man da noch fragen kann." Der oben erwähnte „Wunsch" erscheint uns aber aus einem viel wichtigeren Grunde als unberechtigt. Wir wollen gewiß einer flüchtigen Bemerkung nicht so sehr zürnen; allein es begegnet uns Katholiken zu häufig die offene oder versteckte Insinuation, als sei das specifisch Katholische eine Verdunkelung des echt Poetischen. Man erinnere sich doch an A. W. von Schlegels Wort: „Mit meinen Freunden begann ich die Erinnerungen des Mittelalters zu beleben und christliche Stoffe in die Poesie zurückzuführen, und weil der Protestantismus mir da nichts bot, mußte ich wohl aus den Überlieferungen der römischen Kirche schöpfen." Es war bei dem erklärten Ungläubigen natürlich nur eine künstlerische Liebhaberei, wenn er die geistlichen Sonette schrieb; wir danken ihm auch dafür nicht, wohl aber für das Geständniß, daß der Katholicismus unvergleichlich poetischer sei, als der Protestantismus. Göthe selbst entlehnte mehrere der ergreifendsten Motive seines „Faust" der katholischen Religion, „um seinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit zu geben". Daß Schillers Poesie so häufig katholisirt, ist ihm oft genug verübelt worden. Die ganze romantische Strömung, die im Grunde unter Protestanten und Ungläubigen vorzugsweise blühte, ist ein gewaltiges Zeugniß dafür, daß Ka-

tholiſch und Poetiſch ſehr nahe verwandt ſind, ja daß ſich mancher nichtkatholiſche Dichter nothgedrungen mit dem Raube am Katholicismus zu ſchmücken ſuchte. Mit Recht müſſen wir freilich dieß Verfahren einen „Raub“ nennen, da der Gebrauch des Heiligen, an das man nicht *glaubt*, zu poetiſcher *Spielerei* uns nichts weniger als willkommen ſein kann. Aber wenn eine Dichterin, die treue Katholikin im Leben war, auch in ihren Dichtungen als „ſpecifiſch katholiſch“ erfunden wird, ſo kann dadurch ihr Bild in der Literaturgeſchichte nicht „*verdunkelt*“ werden.

Die neue Ausgabe des „Geiſtlichen Jahres“ iſt uns gerade *darum* ſo erfreulich, weil ſie an dieſer Stelle, *vor* den übrigen Dichtungen, nachdrücklicher wieder an ein Gebiet der Poeſie erinnert, welches in ſo unverzeihlicher Weiſe vernachläſſigt worden iſt. Blumenſchmelz, Waldesgrün, Vogelſang und Liebe zählen ihre Sänger nach Dutzenden, wogegen das erhabenere Gebiet des Ethiſchen ſchon viel weniger bebaut und das höchſte der Religion faſt ganz verſäumt wird.

Das „Geiſtliche Jahr“ enthält poetiſche Betrachtungen von großer, religiös-asceticſcher Tiefe und voll inniger, lyriſcher Empfindung, rührende Bilder inneren Seelenkampfes der Glaubensüberzeugung und des Verlangens nach Glaubensfreudigkeit und fühlbarer Beglückung in Gott mit menſchlicher Gebrechlichkeit, krankhaften Gefühls- und Phantaſieeindrücken und beängſtigender Grübelei eines keck an die höchſten Probleme ſich wagenden Verſtandes. Nicht immer freilich ſchildert die Dichterin Stimmungen des eigenen Herzens; daher das „Ich“ und „Man“ wohl einmal auf ſtörende Weiſe abwechſelt (S. 84 f. der neuen Ausgabe). Nicht ſelten ſpricht ſie auch in der erſten Perſon Gefühle eines ſündigeren Herzens aus, oder, was dasſelbe iſt, zeichnet das Bild des eigenen in demüthig zagender Zerknirſchung düſterer, als der Wahrheit entſprechen mochte; jenes erklärt ſich poetiſch, dieſes asceticſch ſehr einfach. Ein ungünſtiger Rückſchluß auf perſönliche Fehler und Sünden, die über das Maß gewöhnlicher menſchlicher Schwäche, zumal in ſchwerer Zeit und hartem Kampfe, hinausgingen, iſt eben darum unſtatthaft. Unter dieſem nothwendigen Vorbehalte können wir indeß kühn ſagen, daß uns hier, wie nur irgendwo in unſerer Literatur, treue Selbſtbekenntniſſe einer ſtrebenden und ringenden, durchaus religiös geſtimmten Seele vorliegen, und darauf beruht zumeiſt auch der hohe Werth dieſer Lieder. Kann man in die tiefernſten Erwägungen über die allerdings dem leichtfertigen Blicke ferngerückten tragiſchen Seiten des Gedanken- und Gefühlslebens eingehen, und klingt eine verwandte Saite im eigenen Herzen mit, ſo wird man in innerſter Seele erſchüttert und erfährt die einer Tragödie eigene Läuterung der Anſchauung und Stimmung. Freilich darf man die Natur der echt poetiſchen und lyriſch-ſubjectiven Darſtellung nicht außer Acht laſſen. Die Sprache der Poeſie bewegt ſich nicht in ängſtlich abgemeſſenen philoſophiſchen und dogmatiſchen Begriffswörtern, und es müſſen daher ſcheinbare oder (kleinere) wirkliche Ungenauigkeiten nicht auf ſtreng wiſſenſchaftlicher Wage gewogen werden. Mehr als billige Rückſicht braucht es aber in den meiſten Fällen nicht, um Zweifel an der correcten Denkart der Dichterin auch auf der ſchwindlichſten Höhe

dieſer Betrachtungen zu heben. Die ſubjective Färbung derſelben bringt es indeſſen mit ſich, daß man die jedesmal zu Grunde liegende Stimmung in ſich ſelbſt erneuern muß, um richtig zu verſtehen oder auch nur die Begriffe ſcharf aufzufaſſen. Glaube und Liebe z. B. werden hier gewöhnlich vom Standpunkte der Empfindung als ſeliges Ergreifen der geoffenbarten Wahrheit, als fühlbares Vertrauen, als unangefochtener Genuß in Gott beſchrieben. Die Klage aber über Mangel an Glauben will nicht viel mehr bedeuten, als etwa die Klage über Mangel an Licht und Wärme, wenn ſich die Frühlingsſonne einmal hinter dunkler Wolke verbirgt. Das zeitweilige Verſchwinden der Gnadenſonne kann von einem zarten, halbkranken Gemüthe ſchwer genug empfunden werden, ohne darum ſehr bedenklich zu ſein.

Eine wirkliche Schwäche der Gedichte liegt jedoch in folgendem Umſtande. Annette hatte einen ſtarken Geiſt, aber einen kränklichen Körper. Ihr kühner Gedanke verließ gern das beſchränkte eigene „Haus", um „als Wandersmann ferne Räume zu durchziehen"; er griff die beunruhigendſten Fragen mit einer gewiſſen Vermeſſenheit auf, tauchte ſich recht gefliſſentlich in die dunklen Tiefen unter und hätte wohl Alles „zwingen" mögen (S. 60). Die oft krankhaft gereizte Empfindung wird nun aber durch den erſchütternden Widerſpruch ungelöſter Aufgaben heftig angegriffen und gequält, und gibt ihrerſeits dem Verſtande gerade wieder die Richtung auf alles Düſtere und tragiſch Ergreifende.

Und der Tyrann, ſo niederhält
Mein beſtes und mein einz'ges Gut,
Nicht Trägheit iſt's, noch Luſt der Welt;
Es iſt der kalt gebrochne Muth,
O, wie ich tauſendmal geſagt,
Verſtandes Fluch, der trotzig ragt
Und ſcharf an meiner Hoffnung nagt:
Weh, ein Geſchenk, verfallen böſen Mächten (S. 224).

Dieſe ſelbſtquäleriſche Verwicklung in unlösbare Schreckniſſe des Geiſtes, die zum größten Theile auf Kränklichkeit und Ängſtlichkeit beruht, überträgt ſich nun theilweiſe auch auf den Leſer, ſo daß er der betrachteten Wahrheit nicht in dem Maße froh wird, deſſen dieſelbe fähig iſt. Um ein Beiſpiel anzuführen, ſo ruft die Auferſtehung der Todten, deren Geheimniß der Weisheit Gottes anheimgeſtellt bleiben muß, in der Dichterin die lebhafteſte innere Aufregung und Angſt hervor, ſo daß ſie ausruft:

Aber wie mit Eiſenketten
Schließ' ich meine Augen feſt,
An die Felſenwand [1] gepreßt,
Vor dem Schwindel mich zu retten.
Und ſo will ich vorwärts gehen
Mit der ſchwerbeladnen Bruſt;
Wenn die Todten auferſtehen,
Wird doch Alles mir bewußt (S. 117).

[1] Des Glaubens.

Die Dichterin härmt ſich förmlich ab, daß ſie nicht jenen ſtarken Glauben hat, der die großen Wunder wirkt (S. 70), oder jenen kindlich harmloſen Glauben, der von Anfechtung nichts weiß (S. 154). Dem Leſer wird in ſolchen Liedern die Enträthſelung des eigentlichen Sinnes ſchwer. Annette ermuntert ſich ſelbſt auch wiederholt, die Grübeleien des Verſtandes zum Schweigen zu bringen (S. 238) und den ſinkenden Muth durch mildere Wahrheiten aufzurichten:

Fürwahr, ich muß in deinem heil'gen Buch
Viel mehr nach deiner Liebe Zeichen ſuchen (S. 183).

Wäre es ihr trotz jener unglücklichen Anlage ihrer Natur vollkommen gelungen, ſo würde ihr des „Verſtandes Irren" weniger Reue verurſacht haben (S. 156, vgl. 160). Dann würde das ernſte De profundis, das ſich nun faſt beſtändig ihrem gepreßten Herzen entringt, öfter als jetzt durch freudigere Weiſen unterbrochen werden, und die gehäuften Disharmonien würden den im Ganzen immerhin nicht fehlenden Einklang der Töne nicht gefährden.

Daß nämlich dieſer Einklang allerdings vorhanden iſt, beweiſen außer vielen anderen Stellen die oben erwähnten, ſich wiederholenden Worte:

Wenn die Todten auferſtehen,
Wird doch Alles mir bewußt,

beweist das ergreifende „Bei Gott iſt kein Ding unmöglich" in dem Liede auf Mariä Verkündigung (S. 104) mit der heroiſchen Entſchloſſenheit, in Demuth und Geduld die blutige Feuerprobe der Läuterung auszuhalten, wenn ihr nicht vergönnt ſein ſollte, wie der Frühlingsbaum friſchen Lebensſaft zu „bluten":

Und kann ich denn kein Leben bluten,
So blut' ich Funken wie ein Stein!
Ich weiß es, wo ſie ſtille ruhten,
Ich ſcheuchte ſie in Schlummer ein,
Da ich geſucht, was Leben kündet.
Doch haſt du, Herr, mich auserſeh'n,
Daß ich ſoll ſtarr, doch feſtgegründet
Wie deine Felſenmauern, ſteh'n:
So brenne mich in Thatengluthen
Wie den Asbeſt des Felſen rein!
Und kann ich dann kein Leben bluten,
So blut' ich Funken wie ein Stein. (Letzte Str.)

Heldenmüthig und ergeben ſieht ſie am Gründonnerstage ſelbſt dem Opfer des Verſtandes entgegen:

O Gott, ich kann nicht bergen,
Wie angſt mir vor den Schergen,
Die du vielleicht geſandt,
In Krankheit oder Grämen
Die Sinne mir zu nehmen,
Zu tödten den Verſtand!

Es iſt mir oft zu Sinnen,
Als wolle ſchon beginnen
Dein ſchweres Strafgericht;
Als dämm're eine Wolke,
Doch unbewußt dem Volke,
Um meines Geiſtes Licht. . . .

Doch iſt er ſo vergiftet,
Daß es Vernichtung ſtiftet,
Wenn es mein Herz umfleußt:
So laß mich ihn verlieren,
Die Seele heimzuführen,
Den reichbegabten Geiſt.

Haſt du es denn beſchloſſen,
Daß ich ſoll ausgegoſſen
Ein todt Gewäſſer ſteh'n
Für dieſes ganze Leben?
So will ich denn mit Beben
An meine Prüfung geh'n.

Dieß die erhabene Opfergeſinnung der hartgeprüften Seele in der Leidenswoche. Zarter und anſprechender ſind die Klagetöne herzlicher Zerknirſchung und demüthiger Reue (z. B. S. 78), das innige Gebet der Verſuchten (S. 87), das dringende Flehen der Blinden um Erleuchtung (S. 81), die beſcheidene Zurückhaltung der Kananäerin (S. 90). Bewunderungswürdige Feſtigkeit des Glaubens und Entſchiedenheit des Willens gab ihr die Worte ein:

Darf ich wählen, und will Luſt mich trennen[1],
Brenne mich in Leidensflammen rein!
O, die Noth lehrt deinen Namen nennen!
Doch die Ehre ſteht ſo gern allein (S. 88).

Derſelbe Geiſt ſpricht kräftig aus dem Liede über die „Hoffnung" (S. 48). Und da ſich die Dichterin durchaus auch ihren Mitmenſchen nützlich zu machen wünſchte, ſo beſcheidet ſie ſich muthig, als „Prophetin der Nacht" ihre Miſſion zu erfüllen (S. 142).

Es iſt jedoch undenkbar, daß den Geheimniſſen des Glaubens nicht auch mancher Tropfen ungemiſchten Troſtes entquellen, oder daß die Reuethränen (die immerhin des Troſtes nicht ganz entbehren) ſich nicht einmal in Freudenthränen verwandeln ſollten. Mitten in der Faſtenzeit kommt daher St. Joſeph, um die Trauernde „zu laben mit ſeltener Freudigkeit". Das Gedicht auf Oſterſonntag ſchließt mit den Worten:

Ich ſoll mich freu'n an dieſem Tage!
Ich freue mich, mein Jeſu Chriſt!
Und wenn im Aug' ich Thränen trage,
Du weißt doch, daß es Freude iſt.

[1] Von dir, o Gott!

Am folgenden Montage ſtrömt ſie über von „unendlich ſüßem Glück“. Mit inniger Wonne ſchildert ſie die Seligkeit in der Nähe des Heilandes, wenn auch unter bitteren Leiden (S. 51. 146).

Durch objective Faſſung zeichnen ſich manche Gedichte beſonders im zweiten Theile wohlthuend aus (S. 73. 136. 139. 216. 244; vgl. der Dichterin „Gebet“ S. 149 und „die Poeſie im Dienſte des Herrn“ S. 161). Zu anderer Zeit ſchlägt energiſcher Mahnruf an die Zeit in vollen Accorden (S. 142. 144. 222. 228).

Eine Selbſtzeichnung, welche die innigſte Theilnahme weckt, enthält das Lied auf den 21. Sonntag nach Pfingſten, welches ſchließt:

Und ob kein Schimmer durch die Wolken bricht,
So denk': Er herrſcht im Dunkel wie im Licht,
Und falte nur im Finſtern deine Hände!

Dieſem „Gedanken“ ſchuldet ſie ſelbſt die Errettung aus ſchwerer Zeit; ihn empfiehlt ſie Allen, die noch da ſtehen, wo ſie ſelbſt glücklicherweiſe nicht verweilt hat, zu denen ſie nun als Mahnerin „geſendet“ worden. Am 23. und 25. Sonntage nach Pfingſten, am Allerſeelentage, am Sonntage nach Weihnachten und am letzten Tage des Jahres eröffnet die Dichterin in ähnlicher Weiſe einen Blick in ihr inneres Leben, ihre herrſchende Geſinnung und vorwiegende Stimmung: ihr Leben iſt ernſt und leidenvoll, ihre Geſinnung voll Gottes- und Menſchenliebe, die Stimmung trübe, allzu trübe, ſo daß darob „der Liebe Stern“ aus der Höhe mit Recht zürnen mag (S. 254). Wie eine Grabſchrift klingt folgende Strophe:

Ich bin enttäuſcht, und manche Narbe trug
Ich aus dem Streite;
An meine Bruſt auch die Verwüſtung ſchlug
Und forderte die halbverfallne Beute.
Ward ich entriſſen ihr durch Gottes Huld:
Sein iſt die Gnade, mein allein die Schuld;
Und dennoch — eine Trümmer ſteh' ich heute.

Gern fügt ſie das Geſtändniß bei, wem ſie nächſt Gott es dankt, wenn ſie im Sturme „ſtand“:

Dank dir, mein Land;
Du haſt zu früh gelegt ein frommes Band
Um meine Seele in der Kindheit Stunde (S. 229).

Nachdem wir ſomit die wichtigſten Geſichtspunkte für die Beurtheilung des „Geiſtlichen Jahres“ hervorgehoben haben, empfehlen wir die neue Ausgabe vorzüglich wegen der in Einleitung und Anmerkungen gebotenen Nachhilfe zum richtigen Verſtändniſſe der bisweilen allerdings ſchwierigen Gedichte.

G. Gietmann S. J.

Mathuſala. Dramatiſches Gemälde in fünf Aufzügen. Von **L. von Heemſtede.** (Den Bühnen gegenüber Manuſcript.) 12°. 274 S. Paderborn, Schöningh, 1884. Preis: *M.* 2.40.

Wir haben hier keine pikante Profantragödie vor uns, ſondern ein ernſtes Myſterienſpiel, eine religiöſe Dichtung, die ſich nach dem Vorbilde der älteren

classischen Tragödie mit den tiefsten Fragen der Menschheit beschäftigt. Daß in der Sündfluth, dem ersten allgemeinen Strafgericht Gottes über das sündige Menschengeschlecht, eine ergreifende Tragik liege, ist selbst einem freigeistigen Himmelsstürmer wie Lord Byron nicht entgangen, und er hat in seiner Tragödie „Himmel und Erde" dieselbe dramatisch zu entwickeln gesucht. „Videntes filii Dei filias hominum, quod essent pulchrae" war indeß das Motto zugleich, das Grundmotiv und die Hauptidee seiner Dichtung, und indem er dieses Motiv wild-leidenschaftlich, phantastisch-irreligiös auf der Grundlage der sogen. Henoch-Legende ausführte, ist ein wunderliches Apokryphenstück herausgekommen, das mit Bibel und Überlieferung in schreiendem Gegensatze steht. Dämonischer Stolz vereinigt sich darin mit üppiger Lüsternheit, und die abenteuerlichste Ideenverwirrung erlangt Schwung und eine gewisse Erhabenheit nur durch die erborgten Gedanken und Anschauungen der Bibel.

Auch der Dichter des „Mathusala" motivirt die große Weltkatastrophe, an der Hand des inspirirten Berichtes, in jenem Text (Gen. 6), erklärt dieselbe aber nicht nach der sogen. Engels-Hypothese, wie Byron, sondern nach der Erklärung des hl. Chrysostomus und anderer Kirchenväter, zufolge welcher der unheilvolle Bund zwischen Gottessöhnen und Menschentöchtern die Gottes Anordnung zuwiderlaufende Verbindung der Sethiten mit den Kainiten bedeutet. Ein solches Eheverbot Gottes ist zwar in der Genesis nicht ausdrücklich bezeugt, aber um so deutlicher ist die — offenbar gottgewollte — Trennung der beiden Stämme überhaupt hervorgehoben. Die Kainiten versinken in ein völlig irdisches Treiben und machen rasche Fortschritte in materieller Bildung, der aber der Mord — das Kainszeichen sittlicher Entartung — zur Seite geht. Die Sethiten dagegen führen friedlich das schlichte Leben der ersten Patriarchalzeit fort, schaaren sich zum gemeinsamen öffentlichen Gottesdienst und harren büßend der Erlösung entgegen.

Da nur die engere Familie Noahs dem Strafgericht der Sündfluth entging, so ist anzunehmen, daß der übrige Theil der Sethiten, wie in die Strafe, so auch in die Schuld der Kainiten verwickelt war. Ebenso nahe liegt die Annahme, die Schuld ihrerseits habe darin gelegen, daß sie gegen Gottes Willen aus der schlichten, gottesfürchtigen Einfachheit des ersten Patriarchallebens heraustraten, sich mit Töchtern der Kainiten verbanden, mit dem Scheinbild äußerer Bildung auch den Fluch sittlicher Verkommenheit auf sich luden und so schließlich mit den Kainiten zugleich die Rache Gottes gegen sich herausforderten.

Auf diese in der Schrift selbst liegenden Anhaltspunkte baut der Dichter seine Fabel auf. Das Einzige, was dem Theologen allenfalls mißfallen könnte, ist, daß er das Eindringen des Verderbens in das Geschlecht Seths auf Mathusala verlegt, ein Glied der directen Hauptlinie, durch welche die älteste Offenbarung bis auf Noah und seine Söhne geführt wird und welche deßhalb in der Überlieferung allgemein als ehrwürdig und gottbegnadet aufgefaßt wird. Als sündenlos gilt sie indeß nicht, und so mag man dem Dichter die Freiheit gönnen, den Keim der Verwicklung jenem Patriarchen zuzuschreiben.

Der tragiſche Conflict concentrirt ſich ſo in einer ſchon durch äußere Momente merkwürdigen, bedeutenden Perſönlichkeit. Mathuſalem iſt nämlich nicht bloß der prägnanteſte Typus des ganzen Patriarchenthums, der Greis der Greiſe, der Älteſte des ganzen Menſchengeſchlechts, ſondern den hebräiſchen Zahlangaben zufolge auch das Mittelglied der älteſten Patriarchenreihe, der lebendige Zeuge und Mithandelnde der geſammten vorſündfluthlichen Geſchichte. Die Buße der aus dem Paradies vertriebenen Stammeltern und die Strafe Kains, die Geburt Seths und die Entrückung Henochs, die materielle Culturentwicklung der Kainiten und das gottesfürchtige Patriarchalleben der Sethiten, der unheilvolle Bund der Gottesſöhne mit den Menſchentöchtern und die Entartung des ganzen Menſchengeſchlechts, der Bau der Arche und die Sündfluth — kurz die ganze älteſte Patriarchalgeſchichte ſteht ihm unmittelbar perſönlich nahe, er iſt ihr Zeuge, ihr berufener Mithandelnder und gewiſſermaßen ihr Schlußſtein. Mit Ausnahme von Abel hat er alle Patriarchen bis auf Sem, Cham und Japhet perſönlich gekannt; er ſah den Brudermörder Kain unſtät über die Erde dahin irren; während er lebte, bauten die Kainiten ihre erſte Stadt, erfand Jubal das Saitenſpiel, übte Tubalkain die Schmiedekunſt, erkor ſich Jabel das Nomadenleben unter Zelten und ſang der Mörder Lamech ſein Schwertlied.

Es iſt ein tieftragiſcher Gedanke, daß gerade dieſer Patriarch, der das ganze älteſte Zeitalter der Menſchengeſchichte umſpannt, in der Vollkraft ſeiner Jugend ungeduldig dem weitſchauenden Heilsplane Gottes vorauseilt, auf eigene Fauſt die Kainiten erlöſen will, die gezogene Scheidewand niederreißt, aber, anſtatt ihnen Heil und Segen zu bringen, ſein eigenes Geſchlecht in das Verderben des entarteten Stammes hineinreißt, und unfähig, dasſelbe aufzuhalten, alle ſeine Pläne ſcheitern ſieht und endlich als Büßer in der allgemeinen Weltkataſtrophe mit untergeht, während ſein Stamm Offenbarung und Verheißung für eine zweite Weltperiode rettet.

Dieſe ganze Fiction iſt wirklich erhaben gedacht, großartig, neu, bedeutungsvoll, und auch ihre Ausführung bietet manche Schönheit dar. Die Expoſition verſetzt uns in die letzten ſechzig Jahre, die Adam zu leben hatte. Der Patriarch iſt ein Greis, deſſen Kraft gebrochen iſt, der dem Grabe zuwankt. Das Menſchengeſchlecht, deſſen Stammvater er iſt, hat ſich, nach dem erſten Brudermord, ſchon längſt in zwei Stämme geſchieden, Sethiten und Kainiten, auch räumlich getrennt in den Ländern Eden und Nod. Die Sethiten leben noch in den einfachſten Culturverhältniſſen als Landbewohner und Hirten; die Kainiten kennen ſchon Baukunſt und Metallurgie, künſtliche Mordwaffen und Muſik. Jene ſind noch patriarchaliſch als Familie vereinigt, dieſe ſchmachten ſchon unter hartem Königsjoch, Zwieſpalt der Stände drückender Frohnarbeit, Haß und Krieg. Über jenen waltet der gnädige Blick, mit dem Gott auf Abels Opfer niederſah, über dieſen der Fluch, der den erſten Brudermörder getroffen. Seths Haus iſt durch den büßenden Adam wieder mit Gott verſöhnt, Kains Geſchlecht iſt von dem Stammvater losgeriſſen, und während Kain, von Rachegeiſtern verfolgt, unſtät über die Erde irrt, vermag ſein Nachkomme Lamech durch keine Tyrannei mehr die bruder-

mörderiſche Entzweiung und Zerſplitterung ſeines Stammes zu verhindern. Durch die Scheidung ſcheint ein Ruhepunkt in der Entwicklung der Menſchheit eingetreten. Adam hat ſeine ſchwere Schuld gebüßt, ſieht geläutert dem Tode entgegen, und in dem friedlichen, idylliſchen Opferfeſte, mit welchem das Stück beginnt, ſcheint ſich ſchon der Gottesfriede verwirklichen zu wollen, welcher der büßenden Menſchheit verheißen iſt:

O Adonai! einzig Liebe biſt du;
Unendlich, unergründlich, unermeßlich
Umfluthest du das All mit deiner Milde.
Dem Schweiß, womit ich acht Jahrhunderte
Nach deinem Wort die Erde nun benetzt,
Haſt du den Thau des Himmels zugeſellt,
Der tauſendfach das Samenkorn befruchtet
Und ſtatt der Diſteln Roſen mir erzeugt.
So ſeh' ich dankbar aus dem Kreis der Enkel
Ein neues Eden mir zu Füßen blüh'n.
Lobt von der Morgenwache bis zur Nacht,
Ihr Kinder Seths, den Herrn für ſeine Güte.

So betet Adam. Die Anticipation der Verſöhnung und des Friedens zwiſchen Gott und Menſch aber wird durch Henoch in folgender Weiſe theologiſch motivirt:

Was ihr in Dank und Flehen heut' Ihm opfert,
Der Alles gab und Alles wieder ſchenkt,
Es wird in der unſchuld'gen Lämmer Blut
Der großen Sühne Vorbedeutung werden,
Die aus dem Schooß des Ew'gen ſelbſt hervorgeht.
Das Wort, nach deſſen Bild die Welt geſchaffen,
Wird, zu ihr niederſteigend, ſie erlöſen,
Wird ſelbſt das Opfer ſein und ſelbſt der Opf'rer.

Nur ein Mißklang trübt die durch Buße und Scheidung herbeigeführte Harmonie und rückt die zwei getrennten Stämme abermals zu ſchmerzlichem Kampfe zuſammen. Mathuſala, der jüngſte der Patriarchen aus Seths Familie, ſchleicht ſäumig zum Opfer herbei. Das unſelige Warum, das Adam zum Falle geführt, hat in ihm den Gehorſam untergraben. Warum hat Gott dem Geſchlechte Kains geflucht? warum die Trennung desſelben von den Sethiten verordnet? Warum Opfer und nicht Verſöhnung? Warum ſollen nicht die Sethiten, anſtatt Lämmer darzubringen, ihre Brüder, die Kainiten, durch Liebe zu Gott zurückführen? Dem verwegenen Zweifel an Gottes gerechtem Richterſpruch, dem jugendlichen Stolze geſellt ſich der Zauber irdiſcher Schönheit und verbotener Liebe. Der Anblick der ſchönen Kainitin Noëma, der Tochter Lamechs, hat Mathuſala's Herz verwirrt und die Überlieferung ſeines Stammes in ihm erſchüttert. Umſonſt warnt Adam den Bethörten; dämoniſcher Zauber gaukelt ihm von Neuem Noëma's Bild vor; da Tubalkain ihn zu den Kainiten einladet, folgt er ohne Säumen — und zum Schrecken aller Sethiten fehlt bei dem allgemeinen Opfer Mathuſala.

Der Anfang des II. Actes zeichnet in kurzen Zügen das Leben und die Cultur der Kainiten: neben dem erſten materiellen Fortſchritt Zank, Hader, Dieberei, Todtſchlag, Sklaverei und Tyrannei, in der Familie des Königs Haß, Zwieſpalt, Eiferſucht, Jammer aller Art. Nur in Noëma lebt noch die Sehnſucht nach einem höheren, idealeren Daſein; verzweifelnd wendet ſie ſich von dem Treiben der Ihrigen ab. Mathuſala wird gefeſſelt vor Lamech geführt, erſt mißhandelt, dann auf Lamechs Befehl freigegeben, um ſich mit Tubalkain im Zweikampf zu ſchlagen. Er verwundet ihn, wird aber nun von Lamech angefallen, der ſelbſt die ihn ſchützende Noëma nicht ſchonen will — da erſcheint der irre Kain, glaubt in Mathuſala den getödteten Abel wiederzufinden, und fleht ihn um Verzeihung an. Auf Noëma's Flehen geht Mathuſala auf dieſe Vorſtellung ein, und es entſpinnt ſich ein Dialog von ergreifendſter Wirkung. Nun folgt die gegenſeitige Erklärung der beiden Liebenden. Mathuſala verſucht dabei wirklich ſein falſches religiöſes Traumbild zu verwirklichen, Noëma für den Gottesglauben zu gewinnen und den Bund ihrer Herzen dadurch zu heiligen; allein all ſeine Theologie ſcheitert an dem Unglauben der verliebten Zweiflerin.

Während Mathuſala dieſe frevleriſch irdiſche Liebe durch höhere Motive auf Gott hinzulenken ſucht, zwingen ihn die anſtürmenden Kainiten zur Flucht. Lamech will ihn tödten, wird aber plötzlich blind und ſinkt, von unſichtbarer Hand getroffen, wehrlos in ſeiner Tochter Arme. Kain ſucht den wiedergefundenen Abel auf, Lamech bricht zuſammen und Noëma hofft nun wirklich beſſere Tage.

Im III. Act erſcheint Mathuſala als Gatte Noëma's an Lamechs Stelle auf dem Throne der Kainiten; aber im Unglück ſeines Vaters ſpottend, zieht Tubalkain ſeinen blöden Sohn Turel zum Rächer an dem Uſurpator heran. Mathuſala ſelbſt iſt unglücklich, weil ſeine Bekehrungsverſuche ſowohl an Noëma als an ihrem ganzen Stamme ſcheitern. Durch eine plumpe, ſchmähliche Täuſchung veranlaßt Turel den blinden Lamech, mit ſeinem Bogen auf Mathuſala zu ſchießen; doch Lamech trifft ſtatt ſeiner den Ahnherrn Kain. In unendlicher Verwirrung ſtürzt Tubalkain ſich, von Kains Fluch getroffen, in ſein eigenes Schwert, Lamech erſticht ſich, Noëma iſt der Verzweiflung nahe, und Mathuſala ſelbſt trifft unerwartet der rächende Weheruf ſeines eigenen Ahnen Henoch.

IV. Act. Turel, der einzige Erbe Tubalkains, ſeines Haſſes und des Fluches, der auf ihm ruht, verbindet ſich mit böſen Geiſtern, um Mathuſala, Noëma und ihr Kind, den jüngeren Lamech, zu verderben. Mathuſala kommt dieſem Höllenplane inſoweit zuvor, als er Lamech und deſſen Sohn Noah zu den Vätern der Sethiten bringt, die er am Grabe Adams verſammelt findet. Doch ihrem Rufe, ſich von Noëma zu trennen, vermag er nicht Folge zu leiſten:

Die ich in's Elend ſtieß,
Muß ich erretten — oder untergeh'n!

Er beginnt das Letztere zu fürchten, bricht am Grabe des erſten Stammvaters, deſſen Warnung er verachtet, in bittere Selbſtvorwürfe aus und fleht zu Gott:

Hab' ich auf des lebend'gen Adam Lippen
Dein ewig Wort verkannt, ſo ſprich zu mir
Nun durch des Todten Mund, daß er mir ſage,
Was ich thun muß, um dieß Geſchlecht zu retten;
Laß mich *mit* dir vollenden, Herr, mein Gott!
Was *ohne* dich mein ſtolzer Sinn begann;
Gib deine Weihe der voreil'gen That.

Doch ein ſolches Gebet kann keine Erhörung finden. Durch ihre ehrgeizige Neugier fällt Noëma der Zaubergewalt der Geiſter und ſchließlich Turel anheim, deſſen Wuth ſie ſich nur dadurch entziehen kann, daß ſie ſich ſelbſt den Dolch in die Bruſt bohrt. In Mathuſala's Armen verblutend, wendet ſie ſich endlich Gott zu:

Ich trotzte dir, Mathuſala! und ihm,
Dem Herrn des Alls, mißachtend ſein Gebot.
Erzwingen wollt' ich, was er uns verſagte;
Nun aber nahm ich willig an den Tod,
Der mich von deiner Seite reißt; nicht werth
War ich der hohen Gnade, mir verlieh'n.
So geb' ich ihm, Geliebter! dich zurück,
Und leg' in Demuth ihm mein reuig Herz
Zu Füßen. . . . Ach, wo iſt mein Sohn, mein Lamech?
Ihn ſegnete der Herr; — o, möcht' *der* Segen
Im Tod ſich ſenken auf der Mutter Haupt,
Das unter'm Fluch im Leben ging gebeugt!

Eine freundliche Erſcheinung, Lamech und Noah von einem Engel geleitet, tröſtet ſie. Doch mit ihrem Leben bricht das Lebensglück Mathuſala's zuſammen; es ſtürzt ſein Traumbild, der Retter und Erlöſer der Kainiten zu ſein; ſeine Liebe verwandelt ſich in Haß, und er wüthet nun gegen diejenigen, die ihm ſein Liebſtes geraubt.

Bis dahin entwickelt ſich die Handlung ſtetig, wenn auch oft zu langſam und zu künſtlich, doch meiſt aus den Charakteren heraus. Die Sündfluth aber bricht im V. Act entſchieden zu plötzlich und unvermittelt über das ſündige Menſchengeſchlecht herein. Erſt gegen Schluß wird das Gottesgericht mit Mathuſala verbunden, indem Noah ſeinen Ahnherrn in die Arche einladet, dieſer aber mit der ſinkenden Welt untergehen will, die er zuvor in frevler Überhebung aus eigener Kraft hatte erlöſen wollen. Die Handlung ſtockt hier und wird völlig Gemälde — ein groß angelegtes ergreifendes Bild, deſſen trübe Züge eine Erſcheinung Henochs mildert. Von der Arche aus zeigt er Mathuſala das rettende Kreuz und kündigt ihm Verſöhnung an. Als der letzte Patriarch der Urzeit geht dieſer getröſtet dem Untergang entgegen:

So geht im Strudel dieſe Welt zu Grunde.
Die Erde ſinkt; das Firmament zerbarſt. . . .
Es ſcheinen die Geſtirne all' erloſchen
In dieſen Wogen — Waſſer ſtrömt zu Waſſer —
Und wüſt und leer und dunkel gähnt der Abgrund.
— — — — — — — — — —

Das iſt die bitt're Frucht, wenn Menſchenwahn
Sich in des ew'gen Gottes Rathſchluß drängt.
Ich ſink' hinab mit jenen, die ich zog. . . .
Uns weiht die Schuld dem Tod; — doch lebt die Hoffnung,
Und troſtreich klingt ihr letztes Wort: Erbarmen!

Nun ſchwebt die Arche heran, von Engeln umgeben. Noah und die Seinen ſtrecken die Hände zum Himmel empor, wo das Sternbild des Kreuzes aufflammt. Mathuſala verſinkt mit dem Berge in den Fluthen.

Indem der Dichter ſein Stück ein „dramatiſches Gemälde" nennt, ſcheint er ſelbſt darauf hinzudeuten, daß die Handlung darin gegen mehr epiſche Elemente, namentlich das beſchreibende, etwas zu kurz kommt. Die gleich Anfangs feindliche Aufnahme Mathuſala's im Lager der Kainiten erlaubt keine eigentliche Steigerung mehr; ſeine verſöhnenden Bemühungen ſind von Anfang an auf Noëma eingeſchränkt; der Kampf zwiſchen ihm und Tubalkain wird lediglich zu einem Conflict der Eiferſucht, und die Action der Dämonen beſchränkt ſich darauf, dieſen noch fortzuſetzen, wo die menſchliche Kraft aufhört. Indem der Dichter die Liebe Mathuſala's zu Noëma in den Vordergrund rückte, verzichtete er faſt ganz darauf, die Einwirkung der Patriarchen auf die Kainiten und die übrigen Sethiten in ergreifender Handlung einzuführen. Der Fluch, der an Kains Geſchlecht ſich vollzieht, trifft Mathuſala nahezu paſſiv, und mit Noëma's Tod ſcheint eigentlich die Handlung zu Ende. Sie iſt es allerdings nicht; aber die Fäden ſind nicht klar genug entwickelt, durch welche der Patriarch in die ſchließliche Kataſtrophe verflochten wird. Schwankend zwiſchen ererbter Frömmigkeit und einer Art fauſtiſchen Philoſophirens, patriarchaler Würde und verliebt ſentimentaler Stimmung, geſtaltet ſich Mathuſala nie zu einem eigentlich heldenhaften Charakter, während Noëma in ihrer Weichheit weit hinter dem Bild der Titanide Urania zurückſteht, die Vondel in ſeinem „Noah" zur Repräſentantin der geſunkenen Welt machte. Die übrigen Charaktere dagegen ſind ſämmtlich zu ſchroff gold in gold, oder ſchwarz in ſchwarz gemalt. Dennoch machen ſich die gewaltigen Grundgedanken in oft ſchwunghafter Rede und in ergreifendem Pathos geltend. Die einfache, kraftvolle Diction rückt das etwas modern gedachte Verhältniß Mathuſala's zu Noëma einigermaßen in die Beleuchtung der Urzeit hinein, und die religiöſe Pragmatik des Ganzen bildet zu Byron's Confuſion einen höchſt erfreulichen Gegenſatz. Überhaupt begrüßen wir es mit Freuden, daß hier einmal ein Stoff behandelt iſt, der uns aus vielbeſungenen engeren Regionen in etwas weitere, allgemeinere Kreiſe hinausrückt. In dem Bilde der patriarchalen Urzeit gibt der Dichter ein tiefgedachtes Spiegelbild der modernen Zeit. Wie mancher edle, hohe Geiſt hat ſchon an ähnlichen Erlöſungs- und Verſöhnungsträumen Schiffbruch gelitten, indem der Zauber der gottentfremdeten Welt ihn in ihre Netze zog und dem tragiſchen Verhängniß anheimgab, dem er ſich und Andere aus eigener Kraft entziehen zu können vermeinte! Dieſes pſychologiſche Schauſpiel iſt wahrhaft großartig ausgeführt.

A. B.

Der Glocken Romfahrt. Ein Bilderkreis von **A. Jüngſt.** 8°. 254 S. Münſter, Actiengeſellſchaft „Weſtph. Merkur". Preis: *M.* 1.60.

Die Sängerin des „Konradin" überraſcht uns dießmal mit einem Büchlein in Proſa, das nicht verfehlen wird, ſich ſowohl wegen ſeiner glücklichen Grundidee als durch ſeine gelungene Ausführung recht viele Freunde zu erwerben. Wer erinnerte ſich aus ſeiner Jugend nicht der ebenſo ſchönen als tiefen Volksſage von der Romfahrt der Glocken während der ſtillen Zeit der Charwoche? Fräulein Jüngſt hat dieſen unſeres Wiſſens bisher nur lyriſch verwertheten Gedanken als Grundlage oder vielmehr als einheitlichen Rahmen eines Bilderkreiſes gewählt und ihm dadurch ein- für allemal eine bedeutend höhere künſtleriſche Bedeutung verliehen.

Zu Rom im Coloſſeum verſammeln ſich von Gründonnerstag bis Charſamstag Morgen die Schutzgeiſter aller Kirchen- und Kapellen-Glocken, vorausgeſetzt, daß dieſe getauft und einſtens wenigſtens dem Dienſte des Herrn geweiht waren, gleichviel ob ſie ſpäter zu profanen Zwecken gebraucht wurden oder in häretiſchen und ſchismatiſchen Kirchen hangen. Daß es bei einer ſolchen Verſammlung von Schweſtern, die ein ganzes Jahr über alle Welt verbreitet und durch die verſchiedenſten Verhältniſſe von einander getrennt waren, ſich nun aber für einige Stunden zwiſchen ernſten Andachtsübungen auch über ſich und ihre Geſchicke unterhalten, am bunteſten Geſprächsſtoff nicht fehlen kann, das iſt zwar ſelbſtredend; zum Überfluß hat die Lauſcherin es uns durch ihr Büchlein noch thatſächlich und auf das Anmuth'gſte bewieſen. Nicht bloß in dem, was die einzelnen Glockengeiſter erzählen, iſt eine große Abwechslung, ſondern auch in der Art, wie ſie es thun. Geſchichte, Sage, Legende, Novelle, Stimmungsbild, Landſchaft, Culturgeſchichte, Kunſt — alles wechſelt in bunteſter Mannigfaltigkeit und Abſtufung. Die rührendſten Epiſoden aus der großen Geſchichte einzelner Länder und Städte hat die Dichterin mit Geſchick auszuwählen und in kurzen Zügen zu fixiren gewußt. Neben den Glocken der Grabeskirche zu Jeruſalem und dem Kloſter auf dem Berge Karmel kommt zur Rede das Glöcklein aus Finnmarken, Tirol, Bretagne u. ſ. w., die Domglocken von Münſter und Köln wie die der Sophienkirche in Konſtantinopel und St. Peter in Rom, das Peſtglöcklein des Elſaß wie die Marcusglocke in Venedig, und mit ihnen noch viele, viele andere wiſſen uns erbauend und rührend aus ihrer Vergangenheit und Gegenwart zu erzählen. Im Ganzen ſind es dreißig Bilder in ungezwungener Reihenfolge, die an uns vorübergleiten, und die man wohl mehr als einmal, wenn auch nicht hintereinander, ſo doch einzeln, bald dieß, bald das auf's Gerathewohl herausgreifend, ſich mit Freuden wieder anſehen wird. „Der Glocken Romfahrt" iſt eine äußerſt gelungene Jugendſchrift höheren Stils, welche ſich zweifelsohne ſelbſt bei Erwachſenen manchen Freund erwerben wird. Wir empfehlen das Büchlein — dem nebenbei auch die Eigenſchaft zugute kommt, daß es viele geläufige Fremdwörter durch echte deutſche Ausdrücke erſetzt (vgl. beſonders XXVI) — auf das Allerbeſte für den bevorſtehenden Weihnachtstiſch.

W. K.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Der Evangelist Johannes und die Antichristen seiner Zeit. Eine historisch-exegetische Abhandlung. Von Dr. Franz Anton Henle, Präfect am bischöflichen Knabenseminar in Dillingen. Gr. 8°. 153 S. München, Ernst Stahl, 1884.

Der Zweck dieser Schrift gipfelt hauptsächlich in dem Nachweise, daß am Ende des ersten Jahrhunderts alle jene geschichtlichen Vorbedingungen erfüllt waren, aus denen sich das Evangelium des hl. Johannes und besonders dessen erster Brief, das Begleitschreiben oder Vorwort zum Evangelium, erklärt. In der Hinsicht berührt sie sich mit der auch in diesen Blättern erwähnten Antrittsrede des Professors Paul Keppler: „Das Johannes-Evangelium und das Ende des ersten christlichen Jahrhunderts". Ihr Schwerpunkt liegt in dem geschichtlichen Nachweise, daß die Wurzeln, ja bedeutende Anfänge des Gnosticismus, nothwendig bereits in's erste Jahrhundert zurückverlegt werden müssen. Der Herr Verfasser weist den Basilides, Saturninus und Karpokrates dem ersten Jahrhundert zu. Ganz gut; man kann mit ihm sagen, es liege kein Grund vor, solch competenten Zeugen, wie Hippolytus (d. i. dem Verfasser der Philosophumena), Eusebius und Epiphanius, zu widersprechen. Aber sicher erwünscht wäre es manchem Leser gewesen, zu sehen, wie sich der Herr Verfasser mit dem oft erhobenen Einwande auseinandersetze, daß den Sectenstiftern von den alten Häresiologen die späteren Lehren der Sectirer zugute geschrieben wurden. Gut verwerthet der Herr Verfasser die beiden Stellen 1 Joh. 2, 22 und 4, 2: „Deutlich erkennen wir hier jene beiden Modificationen des Gnosticismus, die wir als juden- und heidenchristliche Gnosis näher charakterisirt haben" (S. 78). Die Schrift enthält im zweiten Theile eine eingehende Exegese von 1 Joh. 2, 18—23; 4, 1—6. Der erste Theil ist der historischen Untersuchung über Johannes und seine Schriften und über den Gnosticismus gewidmet. Die Schrift ist mit Wärme, hie und da selbst mit Begeisterung abgefaßt. Die „melancholische" Stimmung S. 11 ist kaum der richtige Ausdruck. Ob wirklich Paulus selbst bangte um den Glauben des Timotheus? Daß Petrus über die Erlaubtheit, mit Heidenchristen zu speisen, bedenklich geworden sei, steht nicht im Galaterbriefe und folgt auch nicht aus ihm. Der auf S. 94 f. versuchte Ausgleich zwischen subjectiver Irrung und Inspiration scheint uns verunglückt. Was S. 94 als bloße Möglichkeit bezeichnet ist, ist S. 107 „eine ausgemachte Sache". Übrigens besitzen wir in dem Schriftchen einen schätzenswerthen Beitrag zur Würdigung der Briefe des hl. Johannes und zur Ketzergeschichte der ersten christlichen Zeit.

Alban Stolz nach authentischen Quellen von J. M. Hägele. Mit Porträt und einem Handschreiben von Alban Stolz in Autotypie. 8°. 265 S. Freiburg, Herder, 1884. Preis: *M.* 2.40.

Sein geistiges Signalement hat Alban Stolz allen seinen Schriften so scharf und deutlich aufgeprägt, daß es keinem seiner Nachahmer gelungen ist, seinen Ton, seine Schreibart, seinen Charakter vollständig zu treffen. Er ist so eigenartig, wie kaum irgend ein Schriftsteller der Gegenwart, und schon in seinem Kalender und

andern Volksschriften zeichnet sich einigermaßen der Charakter, den er in seinem autobiographischen Bekenntnisse („Wilder Honig", „Witterungen der Seele", „Dürre Kräuter") weiter im Einzelnen gezeichnet hat. Er hat indeß nicht, wie Göthe, Zeit- und Jahreshefte geführt; wir lernen von ihm selbst nur die Richtung und die Stimmungen seiner Seele kennen. Hochwillkommen ist darum eine Biographie, welche das Bild dieses tiefen und reichen Seelenlebens in den Rahmen concreter Daten, Lebensereignisse und Lebensbeziehungen faßt, chronistisch verkörpert und in die öffentliche Zeitgeschichte einreiht. Manches Sonderbare und Räthselhafte klärt sich hier harmonisch auf, und wir finden in dem Leben des merkwürdigen Mannes eine Führung der Gnade, die Jeden mit dankbarer Bewunderung erfüllen muß. Aber auch der Schriftsteller wird uns zugleich doppelt lieb und verehrungswürdig, wenn wir sehen, wie er seine ganze Thätigkeit priesterlich, apostolisch auffaßt, wie er mit unermüdlichem Fleiße die Talente ausbildet, die Gott ihm anvertraut, nichts von dem Erfolge sich zueignet, allen materiellen Gewinn den Armen und Nothleidenden zuwendet, als Armer Christi nur für Andere lebt und sein ganzes Wirken durch die praktische Lehre des Kreuzes durchheiligt und verklärt. Man hat ihm und seiner Biographie allzugroße Derbheit vorgeworfen. Selige Derbheit! möchten wir ausrufen, die selbst die äußere Tünche und den Salonfirniß der modernen Welt verschmäht, um sich desto sicherer von ihr loszusagen, und von ihr getrennt den Reichthum christlicher Geistesbildung in sich und Andern zu pflegen. Der Biograph ist ein vertrauter Freund des Dahingeschiedenen, schlicht, gemüthlich und offen, wie er. Sein Buch bedarf für die Verehrer des großen Volksschriftstellers keiner weitern Empfehlung.

Leben des Monsignore L. G. de Segur. Erzählt von seinem Bruder Marquis Anatole de Segur. Autorisirte Übersetzung. 8°. 576 S. Mainz, Kirchheim, 1884. Preis: *M.* 4.

Segur hat durch seine zahlreichen, meist populären Schriften, deren viele einen apologetischen Charakter tragen, unendlich viel Gutes gewirkt. Wer seichte Freidenker dahin bringen will, einmal nachzudenken, statt nur immer zu sprechen, der wird fast immer nach Segur greifen. Frankreich wird wenige katholische Schriftsteller aufweisen können, die den Volkston, der allerdings jenseits der Vogesen ein etwas anderer ist, als diesseits, besser treffen. Man ist versucht, Segur mit Alban Stolz zu vergleichen; aber der Umstand, daß unser Volkston bei Stolz so urwüchsig erscheint, läßt uns bald den Gedanken an eine solche Parallele als ungeeignet aufgeben. — Segurs Schriften sind vielfach in's Deutsche übertragen; da war es billig, seinen deutschen Lesern auch das Leben des Mannes zugänglich zu machen, mit dem sie in geistigen Verkehr getreten, um so mehr, als die Darstellung desselben durch den Bruder bei dem reichen Detail nicht verfehlen kann, das Interesse zu erwecken und lebendig zu erhalten. Leider fährt der Übersetzer, statt sein Schiff der Rede muthig dem deutschen Sprachgenius anzuvertrauen, ängstlich an allen Wendungen des französischen Originals einher, so daß wir dieses nie aus den Augen, richtiger aus den Ohren verlieren. Daß dadurch der Eindruck des Originals geschwächt wird, ist selbstredend. Ebenso selbstverständlich ist es, daß in diesem Lebensbilde auch wohl eine Scene mit unterläuft, die weniger der Erbauung dient, oder eine Ansicht gestreift wird, die nicht über die Controverse erhaben ist. Da aber das Büchlein des Marquis von Segur nicht für Ansichten Propaganda machen will, sondern mit schlichtester Einfalt die Erlebnisse seines verewigten Bruders erzählen, wird sich wohl Niemand, dem dieß nicht zum Bedürfnisse geworden, daran stoßen.

Der hürnen Siegfried und sein Kampf mit dem Drachen. Eine altdeutsche Sage. Von Guido Görres. Mit 19 Vollbildern, gezeichnet von Wilhelm von Kaulbach. Neue Auflage. Gr. 8°. 188 S. Regensburg, Manz, 1883. Preis: *M.* 4.50.

Ein echt deutsches Jugend- und Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Text und Bild vereinigen sich, um den wahren Heldengeist des germanischen Alterthums zu vollendetem Ausdruck zu bringen. Es ist eben kein Geringerer, als Guido Görres, welcher mit dieser „altdeutschen Sage" vor 42 Jahren das deutsche Volk auf's Neue beschenkte, nachdem ein Wilhelm von Kaulbach dieselbe mit den herrlichsten Proben der wieder erwachten deutschen Kunst geschmückt. Das Ideal des deutschen Heldenthums tritt uns verkörpert entgegen in dem beliebtesten und vielbesungensten deutschen Helden, in Siegfried dem Schnellen, des Siegmund und der Siegelinde Sohn. In 14 „Aventüren" begleiten wir den Nibelungenhelden von der Zeit an, wo er auf dem Schooße seiner Mutter sitzend schon scharf und hell blickt wie ein junger Adler, bis zu der Zeit, wo er mit der Königstochter zu Worms in dem Rosengarten die Hochzeit feierte. Da wird erzählt von Helden und Zwergen und Riesen und Drachen, von Wieland, dem besten aller Waffenschmiede, vom Hirsch mit der goldenen Krone, vom Auerochsen und vom Lindwurm, in dessen Blut Siegfried sich badet, am ausführlichsten aber von den Abenteuern am Drachensteine. Die ganze Erzählung versetzt den Leser mit unwiderstehlicher Macht in die germanische Urzeit zurück, und man verspürt in der That den Hauch jenes Geistes, welcher in unserm alten deutschen Epos weht. Freilich hat der Erzähler in der Behandlung der Sage mit Rücksicht auf unsere Zeit sich jener Freiheit bedient, von der auch das Mittelalter und die spätere Zeit ausgiebig Gebrauch gemacht haben. Insbesondere hat er alles fremdklingende, mythologische Beiwerk entfernt und außerdem stets den Lichtseiten vor den Schattenseiten den Vorrang eingeräumt Aber dennoch sind die wesentlichen Züge des Helden und der Zeit treu gewahrt, so daß die ganze Heldensage in der hier vorliegenden Gestalt ein ausgezeichnetes Mittel zur Einführung in das Verständniß unserer ältesten Vorzeit und ihrer Geschichte bildet. Die Ausstattung dieser „neuen Auflage" ist vornehm: großer Druck in Schwabacher Lettern mit weitem Durchschuß; dazu die Kaulbach'schen Zeichnungen in tadelloser Ausführung. Schließen wir mit den Worten, mit denen Guido Görres selbst der ersten Auflage des Buches das Geleit gab: „So möge denn der jugendliche Sonnenheld unserer grauen Vorzeit mit neuem Waffenschmucke hinaus in die Welt ziehen; möge der unerschrockene Drachentödter mithelfen, den Drachen des Stolzes, des Neides und der Zwietracht zu tödten, der unser Volk umstrickt hält, und möge es nicht nur zu seiner alten Sprache und Poesie, sondern auch zu seinem alten, einenden Glauben und zur alten Treue und Treuherzigkeit zurückkehren, damit es einer neuen Freiheit und einer ehrenvolleren Zukunft werth und gewachsen werde."

Wissenschaft und Offenbarung in ihrer Harmonie. Von Dr. J. M. Orti y Lara, Professor an der Central-Universität zu Madrid und Mitglied der römischen Akademie des hl. Thomas von Aquin. Autorisirte Übersetzung von Dr. Ludwig Schütz, Professor am Priesterseminar zu Trier. 8°. XIX u. 348 S. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1884. Preis: *M.* 3.60.

Da wir über das spanische Original des vortrefflichen Werkes schon in einem früheren Bande dieser Zeitschrift (Bd. XXI. S. 189 ff.) eingehend berichtet haben, müssen

wir unsere Leser auf das daselbst Gesagte verweisen. Über den bei der Übertragung maßgebenden Gesichtspunkt äußert sich der Übersetzer selbst dahin: „Bei unserer Übersetzung des Buches von Orti y Lara haben wir uns darauf beschränkt, in möglichst getreuem Anschluß an die Sprache des Originals den Text desselben unversehrt und unvermehrt wiederzugeben, weil wir glaubten, dieß dem gelehrten Verfasser und der Eigenartigkeit seines vortrefflichen Werkes schuldig zu sein."

Miscellen.

Die Shakespeare-Bacon-Frage. Während Cardinal Wiseman, Bischof Räß, F. Rio, A. Reichensperger, A. Hager, M. Raich u. A. die Ansicht aufstellten und zu begründen suchten, daß William Shakespeare, der größte aller neueren Dramatiker, ziemlich sicher Katholik gewesen sei, in seinen Dramen sich jedenfalls noch vollständig auf dem katholischen Standpunkt des ausgehenden Mittelalters befinde, hat sich in außerkirchlichen Kreisen eine Theorie erhoben, welche allen gegebenen Nachweisen mit einem Ruck ihre Grundlage zu entziehen droht. Die berühmten Schauspiele nämlich, welche längst die Bewunderung und das Entzücken der ganzen civilisirten Welt sind, sollen, so versichert man, nicht von dem genialen Autodidakten William Shakespeare aus Stratford am Avon herrühren, wie man bisher angenommen, sondern von dem übelberüchtigten Philosophen und Diplomaten Francis Bacon von Verulam, Viscount von St. Albans, der wegen Bestechlichkeit und Mißbrauchs der Staatssiegel 1621 zu einer Geldbuße von 40 000 Pfd. Sterl. verurtheilt und in den Tower gesetzt wurde, aber trotz der schimpflichsten Schattenseiten seines Charakters, als Verfasser des Novum Organum und Begründer der neueren Naturphilosophie, bei allen Feinden der katholischen Scholastik des größten Ansehens genießt. Hat er außer dem Novum Organum auch die Shakespeare-Dramen geschrieben, dann steht er in der Geschichte als das größte Weltphänomen da — er hat nicht bloß Aristoteles und Plato, sondern auch Sophokles und Aristophanes übertroffen, er ist der Philosoph der Philosophen und der Dichter der Dichter, der geistige Höhepunkt der ganzen modernen Welt.

Schüchterne Zweifel an Shakespeare's Autorschaft sind schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgetaucht. In diesem Sinne äußerte sich der Shakespeare-Erklärer Theobald (1733), der Dichter J. Townley (1759), dann ein Dr. Farmer (1789), der Historiker Hallam (1839), der Advokat C. Hart (1848). Zur förmlichen Theorie entwickelt wurden diese Zweifel erst durch Miß Delia Bacon (geb. 1811), eine amerikanische Lehrerin, Rednerin und Schriftstellerin, die durch öffentliche Lectures vollständig aus dem

beſcheidenen Wirken einer Frau heraustrat und an ihre Shakeſpeare-Frage ſo exaltirte Anſtrengungen verſchwendete, daß ſie dabei 1859 um den Reſt ihres Verſtandes kam. Ihre Theorie legte ſie zuerſt in Putman's Monthly: „Shakeſpeare und ſeine Dramen", 1856, dann in einem größeren Werk: „The Philosophy of Shakespeare unfolded", 1857, nieder. Wie ſie, aber unabhängig von ihr, kam der engliſche Bibliograph W. Henry Smith ebenfalls auf den Gedanken, daß Francis Bacon die Shakeſpeare'ſchen Dramen geſchrieben habe. Er beſprach dieſe Anſicht erſt in einem offenen Brief an Lord Ellesmere, 1856, dann in einem eigenen Werk: „Bacon and Shakespeare, an inquiry touching Players, Play-Houses and Play-Writers, in the days of Elizabeth", 1857, wozu 1882 noch ein Nachtrag erſchien. Nachdem Nathaniel Hawthorne 1863 durch einen Artikel im Atlantic Monthly das Andenken der verrückten Miß Delia Bacon als Recollections of a gifted woman zu retten verſucht hatte, übernahm einer der gelehrteſten praktiſchen Juriſten von Nordamerika, Nathaniel Holmes, die Führung des ſonderbaren literatur-hiſtoriſchen Proceſſes. Sein Buch: „The Authorship of Shakespeare" erlebte von 1866 bis im Februar 1868 ſchon 38 Auflagen und machte in England und Amerika ungeheuren Rumor. An ihn ſchloß ſich 1881 ein zweiter Advokat, Appelton Morgan in St. Pauls, Minneſota, in ſeinem Werk: „The Shakespearean Myth" an, während eine zweite femme savante, Mrs. Henry Pott, aus einem alten „Schmierbuch" Bacons im British Museum — herausgegeben unter dem Titel: „The Promus of formularies and elegancies, being private notes, circum 1594, hitherto unpublished, by Francis Bacon" — Parallelen zu Shakeſpeare's Sentenzen und ſeiner Sprache herauszutüfteln verſuchte. Endlich kam noch eine dritte Dame, die Amerikanerin Mrs. Catharine Aſhmead Windle, ganz von ſelbſt (entirely of myself) zu der ſicheren Überzeugung, daß Bacon der Verfaſſer der Shakeſpeare-Dramen ſei, und bemühte ſich, dieſe ganz ſelbſtändige Entdeckung aus „Cymbeline" nachzuweiſen. So iſt Shakeſpeare, bisher das Entzücken und die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt, in die Hände der Blauſtrümpfe gefallen, und bei der Schwatzhaftigkeit dieſer Menſchenklaſſe wäre es kein Wunder, wenn er einfach todtgeſchwätzt würde. Beiläufig 200 Bücher, Broſchüren und Aufſätze ſind über die Sache ſchon geſchrieben. Alle Schleuſen ſind geöffnet, alle Dämme durchbrochen, und wer aus der Überſchwemmung noch etwas Poeſie retten will, der thut wohl am beſten, ihr aus dem Wege zu gehen, und die herrlichen Dichtungen ſelbſt zu genießen.

Jeder wird zugeben müſſen, daß wir über Shakeſpeare's Lebensverhältniſſe und dichteriſche Thätigkeit überhaupt nicht ſehr reiche Nachrichten beſitzen, und daß die Kritik, in Ermangelung äußerer Anhaltspunkte, vielfach auf innere Gründe, den Geiſt, den Stil, die Architektonik, die Sprache ſeiner Dichtungen angewieſen war. Es tragen dieſe Stücke jedoch in ihrer Geſammtheit, wie bis in die kleinſten Einzelheiten hinein, ſo ſehr den Stempel eines einheitlichen und durchaus eigenartigen Geiſtes, daß weder Voltaire, noch Göthe, noch Herder, noch Schiller, noch A. W. von Schlegel, noch Tieck, noch Leſſing, noch ſonſt

irgend ein poetisch begabter und wirklich bedeutender Geist, der einen andern Genius zu würdigen wußte, an Shakespeare gezweifelt hat. Alle Adler glaubten an seinem Flug einen Adler zu erkennen; nur vereinzelte Krähen behaupteten, daß sein Gefieder nicht echt sei; die klugen Mäuse aber, die Alles am genauesten wissen, zerrupften Feder um Feder, gaben von einer jeden einzeln an, wo sie gestohlen sei, und fanden endlich, daß der Vogel wenigstens ein Reichskanzler gewesen sein müsse. Sie hatten es insofern leicht, als Shakespeare unvorsichtig genug gewesen war, der Nachwelt keine Autobiographie zu hinterlassen, ja nicht einmal ein vidimirtes Verzeichniß seiner Dramen. Eine Gesammtausgabe seiner Werke wurde erst sieben Jahre nach seinem Tode von seinen Freunden Heminge und Condell besorgt. Bei einer bloßen Mythe ist aber die Shakespeare-Forschung von drei Jahrhunderten denn doch nicht angelangt. Festgestellt sind die Namen seiner Stücke, welche bis zum Jahre 1598 zur Aufführung gelangten; für manche spätere, wie Cäsar, Hamlet, Lear, Heinrich VIII., läßt sich die Zeit der Abfassung wenigstens annähernd bestimmen; wieder für andere ist in Behandlung und Sprache ein annäherndes Mittel der Datirung geboten. Schon zu seinen Lebzeiten ward er von Francis Meres als der tüchtigste Dramatiker (the most excellent in both kinds for the stage) anerkannt, Ben Johnson hat dieses Zeugniß wiederholt, Milton dasselbe erneuert. Die ausgezeichnetsten Shakespeare-Kenner Englands und Deutschlands, Lexikographen, Glossatoren, Textkritiker, Literaturhistoriker, Dramaturgen, Historiker und Dichter stimmten demselben bei. Von Samuel Johnson, dem Begründer der englischen Lexikographie, dem verdienstvollen Shakespeare-Herausgeber und gefürchteten Kritiker des vorigen Jahrhunderts bis auf Alexander Schmidt, den sorgfältigsten und vollständigsten Shakespeare-Lexikographen der Gegenwart, ist es keinem bedeutenden Kenner und Erforscher der Sprache Shakespeare's eingefallen, an seiner Autorschaft zu zweifeln. Sie haben sammt und sonders in der ungeheuren Mannigfaltigkeit seiner Sprache das Gepräge desselben schaffenden Geistes herausgefunden. Dem Literaturhistoriker Gervinus, dem Philosophen Ulrici, dem Grammatiker Abbot, dem Shakespeare-Biographen Elze, den früher genannten katholischen Shakespeare-Forschern ist es nicht anders ergangen. Von den verschiedensten Standpunkten aus ist alle ernstere, eingehendere Forschung bei demselben Ziele angelangt, daß William Shakespeare die berühmten Tragödien, Schauspiele und Komödien wirklich verfaßt hat. Da mag eine weitere nüchterne, kritische Untersuchung noch mehr in's Einzelne gehen; aber indem wir das zugestehen, müssen wir auch hinzusetzen, daß große, fruchtbare Resultate für das europäische Geistesleben von einer solchen Untersuchung nicht zu erwarten sind. Gesetzt, daß es sich herausstellte, daß Shakespeare an einem einzelnen der berühmten Dramen nur das Amt eines Bühnenbearbeiters ausgeübt hätte, welch ein Bühnenbearbeiter wäre das! Müßte man ihn, den Lehrmeister Lessings, Schillers und Göthe's, nicht nach wie vor Calderon zur Seite reihen, der bekanntlich sich nicht scheute, schon vorhandenen Dichtungen Lope's und Anderer durch kunstgerechte Umarbeitung die höchste Vollendung zu geben? Aber gesetzt sogar, Bacon wäre der

Dichter, den man bisher Shakespeare genannt hat, würde der katholische Gehalt seiner Dichtungen nicht ebenso gut der katholischen Religion, ihre Genialität und Kunstvollendung aber, wie früher, dem Ruhme Englands und der Bildung der ganzen Menschheit zu gute kommen? Wunderliche psychologische Räthsel wären dann freilich zu lösen: wie ein schmählicher Verräther seiner früheren Freunde die schönsten, innigsten Sonette auf die Freundschaft verfaßt hat, wie ein persönlich nichtswürdiger Charakter die sittliche Ordnung des Christenthums mit der tiefsten Klarheit und Begeisterung in seinen Dramen entfaltete, wie der philisterhafteste Prosaiker zugleich der reichste, phantasievollste, reichbegabteste aller neueren Dichter war, wie es einem überzeugungstreuen Protestanten gelungen ist, sich so zu verstellen, daß man aus seinen Stücken nahezu mit Sicherheit beweisen konnte, er sei Katholik gewesen.

In Wahrheit sind das Alles müßige Fragen, an welche die Baconisten ihre Zeit verschwenden mögen, da eine vernünftige weitere Shakespeare-Kritik doch nicht von ihnen zu hoffen ist. Denn wie die unglückliche Miß Delia Bacon, so legen auch ihre Nachfolger und Nachfolgerinnen durchaus nicht jene Bescheidenheit, ruhige Besonnenheit, objective Parteilosigkeit, ernste logische Ordnung und Klarheit an den Tag, die allein in einer derartigen Untersuchung zu sichern, festen Resultaten führen könnten. Bei den Baconisten ist gleich Alles ausgemacht — Shakespeare eine Mythe, Bacon der unzweifelhafte Verfasser. Aus denselben äußern Zeugnissen, auf welche die gewissenhafte Forschung bisher die Autorschaft Shakespeare's gründete, ist sofort ein ganzes System, eine Theorie gebaut, die Alles auf den Kopf stellt. Ohne uns zu vermessen, die weitschichtige Frage in einigen Zeilen abmachen zu wollen, sind wir doch vollkommen berechtigt, auf das Schwindelhafte ihrer Behandlung seitens der Baconisten und besonders ihrer weiblichen Koryphäen hinzudeuten.

1. Den natürlichen Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung müßten nothwendig die äußeren Zeugnisse bilden, auf welche hin Shakespeare bis dahin als Verfasser der weltberühmten Schauspiele gegolten hat. Es wären alle einzeln anzuführen, klar zu discutiren und abzuwägen, entgegengesetzte beizubringen und möglichst ruhig zu prüfen. Daraus erst können sich verläßliche Anhaltspunkte ergeben, um die inneren Gründe für und gegen Shakespeare objectiv würdigen zu können. Bleibt dabei unaufhellbares Dunkel, so fordert Wahrheit und Gerechtigkeit, daß dieß eingestanden werde. Das ist aber nicht die Methode dieser gelehrten Damen. Schon zum Voraus für ihre Theorie schwärmend, pflücken sie den Zweifel vom Zaune und behandeln das gewichtige Zeugniß der Zeitgenossen Shakespeare's wie einen leichten Einwurf, mit welchem man hinterher schon fertig werden will, wenn man den Leuten einmal seine Ideen aufgeschwätzt hat.

2. Der eigentliche Kern ihres Zweifels ist nicht kritisch-historisch, sondern psychologisch. Von ihren eigenen Erfahrungen ausgehend, konnten sich diese Damen und ihre philisterhaften Ritter nicht vorstellen, daß es wirklich Genies gibt, d. h. Geister, die ohne qualvolle Schulbildung, ohne Schul-

zeugniß, ohne staatspädagogische Controlle, in wunderbarer Leichtigkeit mitten im Getümmel des Lebens, durch Lectüre, Umgang, autodidaktisches Studium eine Fülle des Wissens zu erwerben und dasselbe ebenso gewandt im Dienste ihrer eigenen großen Ideen fruchtbar zu machen wissen. Ein deutscher Vertheidiger der Bacon-Damen (Allg. Zeitung, 1. März 1883) faßt alle Weisheit ihres kritischen Zweifels in folgende Fragen zusammen: „Wie und wo hat Shakespeare die Fülle positiver Kenntnisse gesammelt, welche die Grundlage seiner Dramen bildet? Wie hat er es angefangen, um sich, ohne Latein und Griechisch zu verstehen, in allen Zweigen des damaligen Wissens, in der Politik wie in der Jurisprudenz, in der Philosophie wie in der Medicin, in der Geschichte wie in den Naturwissenschaften, in den alten wie in den neueren Sprachen so heimisch zu machen? Lassen sich Thatsachen durch Intuition errathen, positive Kenntnisse durch Inspiration ersetzen?" Für einen Philister und einen Blaustrumpf, welche sich keinen genialen Menschen vorstellen können, ist durch diese drei coordinirten Fragen die Autorschaft Shakespeare's völlig untergraben, für einen vernünftigen Menschen aber nicht. Er sieht bald, daß schon in der Coordination der drei Fragen ein Sophisma liegt. Positive Kenntnisse lassen sich allerdings nicht durch Inspiration ersetzen, und Thatsachen lassen sich nicht durch Intuition errathen; aber die Fülle von positiven Kenntnissen, welche die Shakespeare'schen Dramen voraussetzen, ist so geartet, daß ein genialer Mensch, der Jahrzehnte lang in dem damaligen London, im Umgang mit Leuten aller Stände und Bildungsstufen, in steter Beschäftigung mit dem Theater und der damaligen Literatur, sie leicht ohne frühere regelrechte Schulung erwerben konnte. Ein frappantes Beispiel nicht bloß der Möglichkeit, sondern der Wirklichkeit dieses Falles bildet Shakespeare's Zeitgenosse, der holländische Dichter Vondel, der, obwohl Strumpfhändler von Profession und ohne schulgemäße Bildung bis über das 20. Jahr hinaus, sich als Autodidakt einen solchen Schatz des vielseitigsten Wissens zu erwerben wußte, daß er später völlig auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stand und von Grotius und andern Koryphäen der Gelehrsamkeit als ebenbürtiger Geistesverwandter behandelt wurde. Ja sein ängstliches Bemühen um Schulgelehrsamkeit hat Vondel als Dichter sogar augenscheinlich geschadet, indem er seine genialen Anlagen allzusehr den Regeln der classischen Schablone unterwarf, während Shakespeare sich nicht darum kümmerte, sondern sein spielend zusammengerafftes Wissen viel selbständiger und schöpferischer verwerthete. Weder Cäsar, noch Antonius und Kleopatra, noch Troilus und Cressida, noch Coriolan — geschweige denn andere Stücke — weisen auf ein pedantisch eingebläutes Schulwissen hin, sondern auf ein fragmentarisches, autodidaktisches Studium des geschichtlichen Stoffes zu dem Zweck, ein Drama zu schreiben. Mit Recht hat Göthe bemerkt, daß seine Römer mit Haut und Haar Engländer sind, und daß seine Tragik in ihrem innersten Kern der altclassischen Tragödie als volksthümliches, modernes Widerspiel gegenübersteht. Sie sind das Werk eines Geistes, der sich nicht an antiken Vorbildern geschult hat, sondern antike Stoffe nur benützt, um etwas Selbständiges, Urwüchsiges zu gestalten. Dazu aber ist ein abgeplagter Schulfuchs

und vor Allem ein Philosoph das allerungeeignetste Wesen. Der eigentliche Kern des Zweifels an Shakespeare's Autorschaft ist somit einfach eine närrische Weiberschrulle, ein wahrer Unsinn. Nach demselben Princip könnte man Dante's Autorschaft an der Divina Commedia in Zweifel ziehen: es komme so viel scholastische Philosophie und Theologie darin vor, daß ein politischer Florentiner Kampfhahn, wie dieser Alighieri, sie unmöglich geschrieben haben könne; sie sei eher dem doctor facundus Joh. Aureolus oder dem doctor ordinatissimus Joh. Bassolis zuzuschreiben: es fänden sich auch in den Tractaten dieser Männer Stellen mit ganz ähnlichen Sentenzen. Vondel kann man sämmtliche Dramen absprechen, weil er mit Strümpfen gehandelt hat, und daß Grotius dieselben geschrieben hat, ist sicher, da er alle Kenntnisse hatte, um dieselben schreiben zu können.

3. Mit der Beweisführung der sogen. Bacon-Theorie steht es kein Haar besser, als mit ihrer Grundlage. Es liegt bis jetzt kein einziger directer klarer Beweis vor, daß Bacon die Dramen Shakespeare's geschrieben. Kein Brief, kein Billet, keine Stelle seiner Werke deutet bestimmt darauf hin, daß er auch nur eines jener Stücke verfaßt habe. Kein Zeugniß irgend eines Zeitgenossen liegt vor, das klar und deutlich eine solche Andeutung bekräftigen könnte. Die Welt wird von den Baconisten-Damen und -Advokaten mit der Versicherung abgespeist, Bacon hätte im Interesse seiner politischen Stellung seine dramatische Thätigkeit bis zum Tode strengstens geheim halten müssen, und es handle sich deßhalb um ein Geheimniß, das sich nur durch Wahrscheinlichkeitsgründe lüften lasse. Das ist aber ein Versteckenspiel, das den Stempel des Unsinns ebenfalls an der Stirne trägt. Die Autorschaft so vieler Stücke, die, öffentlich aufgeführt, das allgemeine Interesse erregten, konnte vor den Augen eines ganzen Hofes und der Hauptstadt auf die Dauer unmöglich bemäntelt werden; Bacon konnte kein dauerndes Interesse haben, sie zu verdecken, und ein ehrgeiziger, eitler Mensch wie er hätte es nicht ausgehalten, die schönsten Stücke der ganzen englischen Literatur zu verfassen und nebst ihrem Erfolg bis zu seinem Lebensende einem Andern zuschreiben zu lassen.

4. Die ganze Beweisführung der Baconisten beruht deßhalb auf einer mysteriösen Maschinerie von Wahrscheinlichkeitsgründen, die man ebenso gut Unwahrscheinlichkeitsgründe nennen könnte. Die eine Reihe derselben besteht in abgerissenen Shakespeare-Stellen, die mit verwandt lautenden Bacon-Stellen in Parallele gesetzt werden. Ähnliche Gedanken: also derselbe Autor! Ähnliche Röcke: also derselbe Schneider! Ähnliche Züge: also derselbe Mensch! Die zweite Reihe besteht in einer Zusammenstellung der Stücke Shakespeare's mit den einzelnen Phasen und Erlebnissen in Bacon's Leben. Alle diese Argumente lassen sich auf das eine zurückführen: Im Jahre so und so war Bacon ganz in der Stimmung, dieses oder jenes Stück Shakespeare's zu schreiben: also hat er es geschrieben. Im Jahre 1805 war Göthe in der Stimmung, den Wilhelm Tell zu schreiben: also hat er ihn geschrieben.

5. Das Lächerlichste in dem Bacon-Proceß haben bis jetzt die Damen Pott und Windle geleistet, die erstere, indem sie das erwähnte Schmierbuch

Bacon's hervorzog und aus einem Haufen von 1655 abgerissenen Phrasen, Sätzen, Sprüchwörtern der gewöhnlichsten und unbedeutendsten Sorte beweisen will, dieser Schnappsack von Gymnasiastenweisheit sei das Pulverfaß, aus welchem Lord Bacon das bunte herrliche Feuerwerk des Shakespeare'schen Sentenzenreichthums habe aufsteigen lassen. Die allertrivialsten Sprüche aus Virgil und Horaz hält sie für hochwichtige Funde, die elementarsten Ausdrücke, wie you have und good morning, versieht sie mit Parallelstellen aus Shakespeare's Dramen. Ja, nach ihrer Ansicht hätte der Dichter z. B. in den „Lustigen Weibern von Windsor" nicht sagen können: „Fort, ihr Lumpenkerle! Weg! Voran!" wenn er sich nicht glücklicherweise zuvor in seinem Schulhefte notirt hätte: „Procul, o procul este profani!" Nicht weniger merkwürdig sind die Parallelen, welche Madame Windle in dem Drama Cymbeline entdeckt hat. Wenn der alte Belarius sich darin Morgan nennt, so findet sie darin den Ruf: My organ, d. h. Novum organum!! Das konnte nur Bacon sagen! Beim Abschied des Posthumus von Imogen denkt sie gar nicht daran, daß hier das Herzeleid zweier Liebenden geschildert werden könnte. Posthumus sagt zwar:

Gattin, Königin,
Geliebte, weine nicht, damit ich mich
Nicht größerer Zärtlichkeit verdächtige,
Als für den Mann ziemt.

Aber nach Mrs. Windle spricht hier Bacon von Verulam, und sein Sinn ist: „O meine Dramen! Laßt mich in euern Blättern nicht zu viel Kummer verrathen um der Trennung unserer Namen willen, damit die Welt das Pathos dieser erzwungenen Scheidung nicht in seiner Wirklichkeit erfasse, wie es mich nahezu um alle Männlichkeit bringt, während ich schreibe!"

Weiber, die so argumentiren, sind offenbar keine lustigen, sondern traurige Weiber, und man kann sich des Wunsches nicht erwehren, daß sie ihre feinen Finger lieber in Nähschachteln und Theetöpfe als in die Shakespeare-Literatur gesteckt haben möchten. Das Treiben dieser précieuses und Literatur-Damen — eine Frucht überspannter Mädchenerziehung, ungesunder Emancipation und Schriftsteller-Eitelkeit — läßt überhaupt für die Literatur wenig Gewinn erhoffen. Da sie keinen Begriff von Geist, Genie, idealer und schaffender Thätigkeit haben, selbst nur geistig nähen und flicken, brodiren und häkeln können, so getrauen sie auch den größten Dichtern nichts Anderes zu, und weil sie keine andere Poesie kennen, als die ihrer Nippsächelchen und ihres Honigmonats, so wollen sie auch die ganze Literaturgeschichte aus Liebesräuschchen und verrückten Einfällen erklären. Der gesunde Menschenverstand kann dabei nicht gewinnen, die wahre Poesie auch nicht!

Englische Journalistik. Nach neueren Angaben besitzt Großbritannien gegenwärtig 1817 Zeitungen. Davon kommen 375 auf London allein, 1012 auf das übrige England, 71 auf Wales, 183 auf Schottland, 156 auf Irland, 20 auf die Inseln. Die „Times", von John Walter begründet, von J. Thadd. Delane mit Geschick weitergeführt, noch heute das

angesehenste Weltblatt, hat eine Auflage von ungefähr 40 000 Exemplaren. Der „Daily Telegraph“, der sich rühmt, „the largest circulation in the world“, 250 000 Abonnenten, zu haben, ist das Eigenthum eines Juden M. Levy, wird aber von sehr talentvollen Christen bedient. Er vertritt keinen ausgesprochenen Parteistandpunkt, sondern hat früher die Politik Lord Beaconfields unterstützt, wie er gegenwärtig mit Gladstone geht. Der „Standard“, der zweimal täglich, als Morgen- und Abendblatt, zusammen in ungefähr 240 000 Exemplaren erscheint, steht seit seinem Anfange für das politische und religiöse Programm der Tories ein. 1846 durch den berühmten Romancier Charles Dickens begründet, verfochten die „Daily News“ dagegen den Standpunkt der Whigs in der anständigen Auflage von 140 000 Exemplaren. Durch politische wie pekuniäre Schwierigkeiten sind die Katholiken noch nicht dazu gelangt, jenen großen täglichen Zeitungen ein täglich erscheinendes katholisches Organ entgegenzustellen. Dagegen besitzen sie seit 1842 an dem „Tablet“ eine in politischer und wissenschaftlicher Hinsicht ausgezeichnete Wochenschrift, die unter dem Klerus und den Gebildeten sehr verbreitet ist. Mehr für die untern Klassen berechnet sind das „Univers“ und die „Catholic Times“ von Liverpool; zwischen ihnen und dem Tablet steht das ebenfalls wöchentlich erscheinende „Weekly Register“. Unter den irischen Blättern ragt das in Dublin erscheinende „Freeman's Journal“ hervor, das täglich erscheint und eine Verbreitung von ungefähr 40 000 Exemplaren hat.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064173568

Digitized by Google

Digitized by Google